Meinem lieben Gustav zu seinem zwanzigsten Geburtstag den 28ten November 1853 von seinem Vater mit den herzlichsten Wünschen für sein Wohl.

Deutschland's

Balladen- und Romanzen-Dichter.

Von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit.

Eine Auswahl

des Schönsten und charakteristisch Werthvollsten

aus dem Schatze der lyrischen Epik,

in

Balladen und Romanzen, Mären, Legenden und Erzählungen,

nebst

Biographieen und Charakteristiken der Dichter,

unter

Berücksichtigung der namhaftesten kritischen Stimmen.

Von

Ignaz Hub.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Karlsruhe.

Verlag von Wilhelm Creuzbauer.

Druck der Th. Gerbracht'schen Buchdruckerei.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort
zur ersten Auflage.

Indem ich dem Publikum „Deutschland's Balladen= und Romanzen=Dichter" mit großentheils mustergiltigen und charakteristischen, ihre Eigenthümlichkeit abspiegelnden Proben vorführe, und zwar nach dem Prinzip der chronologischen Abfolge, welches mir für den Gebrauch des Buches, sowohl zu literaturgeschichtlicher Belehrung, als zu befriedigender Uebersicht des Bildungsgangs der episch=lyrischen Poesie in Deutschland das zweckmäßigste und rechte zu seyn scheint, bin ich weit entfernt, die getroffene Auswahl für eine den höchsten Anforderungen ästhetischer Kritik durchweg entsprechende zu halten, glaube jedoch in Betracht ihrer Anordnung und Vollständigkeit einem nicht unwillkommenen Empfang entgegen sehen zu dürfen. Was diese vielumfassende, auch in biographisch=literarischer Hinsicht vortheilhaft bedachte Sammlung vor den vorhandenen wesentlich unterscheidet, ist das hier allein waltende epische Element, vorzugsweise in Form der Ballade, Romanze und der mit ihnen verschwisterten Rhapsodie oder Märe. Obgleich ich nun auf diese beliebteste und nationalste Dichtungsart der Deutschen, die noch täglich mit nicht versiegender Liebe ihre Anerkennung und Feier im Munde des Volkes findet, mein Hauptaugenmerk richtete, fand ich doch nicht für angemessen, lediglich darauf mich zu beschränken; im Gegentheil habe ich auf darstellende und erzählende Poesie im Allgemeinen, mit Einschluß der Idylle, der christlich religiösen Volkssage: der Legende, der epischen Allegorie, und sogar einmal der Fabel, um so viel als möglich die Eigenthümlichkeit der Dichter in Kunstgestaltung, Sprache und Gesinnung hervortreten zu lassen, gebührende Rücksicht genommen.

Bürger, der zuerst unter den ausgebildeten Dichtern den ächten deutschen Volkston in der Ballade anschlug und sie zur vollendeteren Kunstform veredelte, führt den Reigen der ersten Abtheilung. Vor ihm kannte man diese aus England und Schottland uns wiedergeborene, zwischen epischer und dramatischer Manier sich bewegende Dichtungsart und ihren Namen kaum, wahrscheinlich aus Vernachlässigung dieses Theils der älteren deutschen Literatur. Unter diesem ausländischen Klassentitel war sie freilich bei uns nicht zu suchen, weil die erzählenden Volksgesänge ohne genauere Bezeichnung den Gedichten beigezählt wurden, die wir im eigentlichen Sinne lyrisch nennen. Erst durch Percy's „Ueberreste altenglischer Poesie" (Reliques of ancient English Poetry etc. London, 1765) wurden die Göttinger Dichter allmälig mit der Ballade bekannt, besonders auf Veranlassung Herder's, des ersten großen Trägers der großen neueren Dichterzeit, der in den „fliegenden Blättern, von deutscher Art und Kunst" (seine Auslese „Volkslieder" erschien erst 1778—79) ihr dunkles Ahnen von einer möglichen Feststellung dieser Gattung, und namentlich Bürger's, darauf hinlenkte. Mit Diesem trat sie bald in ihre völlige Mündigkeit. Seine energisch lebendige Phantasie rankte sich an den, dem Hauptinhalte nach wohl noch von den Minstrel's bis zur Zeit der Königin Elisabeth gesungenen, später unter Wilhelm III.

seit 1689 vollständiger ausgebildeten, im 18. Jahrhundert durch Nikol. Rowe, Matth. Prior, John Gay, Thomas Tickel, Oliver Goldsmith, Mrs. Barbauld u. A. mit vielen neuen und glücklichen Erfindungen bereicherten, volksthümlich erzählenden Liedern, wie sie Percy's Sammlung darbietet, so wie an den in Shakspeare's Dramen eingestreuten balladenartigen Liedchen, leidenschaftlich auf. Wie nur Wenigen glückte es ihm, die Erwerbungen Anderer in sein Eigenthum zu verwandeln, dem erborgten Stoffe seine fremde Natur zu nehmen und eine neue, die individuelle des Dichters, demselben anzubilden, indem er zugleich dem heimischen Volksgesang auf Bleichen und Spinnstuben lauschte. Von den, zumeist dem 15. und 16. Jahrhundert angehörigen, damals allgemein verbreiteten epischen Liedern, jenen ächten Zweigen des altgermanischen Dichterbaumes, wovon wir werthvolle Reliquien (in Elwert's „Resten alten Gesanges," Bothe's „Volksliedern," Fr. Nikolai's „feinem kleinem Almanach," in Arnim's und Brentano's „Knaben Wunderhorn," Büsching's und von der Hagen's „Sammlung deutscher Volkslieder," Docen's „Miscellaneen," in den „altdeutschen Volks- und Meisterliedern" von J. Görres, und in Uhland's „alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern") besitzen, hatte man zu Bürger's Zeiten noch wenig Kunde, sonst würde schwerlich der nach Nationalität so sehr strebende Gleim, der zuerst seit 1758 die durch provençalische Dichter aus Spanien nach Frankreich verpflanzte Romanze in Deutschland einführte, oder wenigstens einzuführen glaubte, die Franzosen Moncrif, Senécé, Marmontel u. A. nachgeahmt und von ihnen entlehnt haben. Aus diesem Grunde der Nichtselbstständigkeit Gleim's in dieser Poesiegattung, und weil die süßlich-tändelnde, witzig-fade, burlesk-mythologische, in Reifrock und Toupé sich spreizende französische Rokokomanier, wie solche sich bei dessen Nachahmern Joh. Friedr. Löwen, Chr. F. Weiße, J. B. Michaelis, Daniel Schiebeler, J. A. Weppen, Geißler u. A. noch geschmackloser ausbildete (selbst Pfeffel, Gotter, Jakobi und Claudius waren davon nicht frei), unmöglich erfreuen kann, habe ich das Buch der deutschen Klein-Epiker mit Bürger und den Koryphäen des Hainbundes wohl am würdigsten eröffnet. Ihnen reihen sich zunächst an der geniale Maler Müller; die Originalgenie's Goethe und Schiller, jener (nebst Bürger, der übrigens den eigentlich deutschen Geist der lyrischen Epik noch besser traf) als der vorzüglichste Balladendichter, dieser als der beste Romanzendichter geltend; der gemüthlich liebenswürdige, witzig heitere, naiv belehrende Hebel, und sofort die Brüder Schlegel, Tieck, Fouqué, als Häupter und Repräsentanten der besonderen Richtungen der romantischen Schule, mit mehr oder weniger verwandtem Gefolge, bis herauf in die Restaurationsperiode.

Der zweiten Abtheilung leuchtet Uhland voran als der glänzendste Stern am schwäbischen Dichterhimmel. Mit ihm, der vermöge einer überall sich kundgebenden Kraft der Ueberschauung seiner Zeit und der Vergangenheit das romantische Element in der Poesie verjüngte, demselben neue Lebenskraft einhauchte, beginnt für unsere Lyrik eine neue Epoche, besonders hinsichtlich der von ihm eingeschlagenen politischen Richtung und der eigenthümlichen Behandlung der Romanze, Ballade und zuerst mit Glück bearbeiteten Rhapsodie. Die schwäbische oder oberdeutsche Schule hat durch alle auf diesem Gebiete bedeutenderen Mitglieder, nebst den in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr stehenden Landsmannschaften, ihre Vertretung gefunden. Ihr zunächst begegnen uns mit selbstständiger Haltung die großen Meister der Form: Rückert und Platen, um welche sich, sowie um Heine, den Führer des jungen Deutschlands, die eigentlichen Poeten der Gegenwart gruppiren, mit Einschluß des neuesten politischen Sängerkreises, welcher das, auch die schwäbische Schule zum Theil charakterisirende politisch-oppositionelle Thema in ein neues, historisch bedeutsames Stadium versetzt hat. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit habe ich diesem Abschnitte gewidmet, und die sorgliche Wahl der Dichtungen sowohl, bei deren Anordnung ich, soweit es geschehen konnte, gleichfalls den literarhistorischen

Gesichtspunkt festhielt, als der aus den besten Quellen geschöpften Urtheile, wo ich nicht selbst die Kritik handhaben wollte, wird man schwerlich in Abrede stellen können. Wenn demnach auch der kompilatorische Charakter des Buches, der nicht zu vermeiden war, zu einem großen Theile durchgehalten wurde, wodurch dessen objektiver Werth nur erhöht ist, so darf ich doch mit gutem Gewissen einen wohl eben so großen Theil als meine Arbeit betrachten. In den biographischen Notizen finden sich hoffentlich nur äußerst wenige Irrthümer. Die freundschaftlichen Beziehungen, in denen ich zu manchem der neueren Dichter stehe, und die dankenswerthe Bereitwilligkeit, mit welcher mir die eingeladenen Autoren die gewünschten lebensgeschichtlichen Angaben zugehen ließen, verbürgen deren Richtigkeit. Was die Rechtschreibung anbelangt, so ist für eine gewisse durchgängige Gleichförmigkeit gesorgt. Nach den urkundlichen Texten habe ich mich streng gerichtet, und wo möglich die neuesten Ausgaben mir zu verschaffen gesucht. Aenderungen oder Ausmerzungen an einzelnen Gedichten konnte ich um so eher unterlassen, als die Auswahl weniger vom schulmännischen Standpunkt bestimmt ward; dessen ungeachtet wird man beim Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte diesen reichen und zuverlässigen Schatz von Belegen, ohne Besorgniß vor Verletzung des jugendlichen Gefühls, wohl benützen können.

Karlsruhe, im August 1845.

Zur dritten Auflage.

Vielfach hat das Buch der deutschen Balladen- und Romanzendichter — jetzt gänzlich umgearbeitet, neu nach innerer und äußerer Einrichtung — schon bei der ersten Ausgabe die Gunst des Publikums erfahren, und auch die öffentliche Kritik war in Anerkennung und Lob nicht zurückhaltend. Dieses galt hauptsächlich, neben den Vorzügen der Fülle, Neuheit und sorglichen Wahl des poetischen Inhalts, dem literarhistorischen und kritischen Stoff, wie ich ihn bei jedem Dichter voranstellte, und der Abtheilung, welcher die größeren und kleineren Sterne der Gegenwart umfaßt. Viel war aber hier noch nachzuholen zu einer möglichst vollständigen Uebersicht des jetzigen Standes unserer episch-lyrischen Poesie; kein für die Entwickelung der Literaturgeschichte, als einem Hauptzweck des Buches, irgendwie bedeutender, auch durch sein öffentliches Wirken beachtenswerther Dichter durfte fehlen; keine irgendwie bedeutsame Zeitrichtung im ästhetischen sowohl als Mode-angebenden politischen Gebiete durfte, so weit dazu in der objektiven Lyrik die Möglichkeit vorhanden, unvertreten bleiben. Viele neue Namen, wenn auch nicht immer glänzend oder hervorragend in der Romanze und Ballade, am wenigsten wo sie der Tendenzpoesie angehören, sind zu jenem Behufe eingereiht worden; manche würden ihnen noch zugesellt worden seyn, wenn die zur chronologischen Vorführung benöthigten Angaben nicht gefehlt hätten. Den biographisch-literarischen Theil anlangend, so ist derselbe völlig neu bearbeitet und die frühere Notizenform nicht selten zu kritischen Charakteristiken, mitunter selbst zu Abhandlungen erweitert. Bei Aufstellung der Urtheile, unter umsichtiger Benützung der wissenschaftlichen Kritik, galt mir Wahrheit und Unparteilichkeit als erste Richtschnur, und ich rechne es mir zu einigem Verdienst, zur Berichtigung der mancherlei falschen, über neuere Dichter durch nummerirte Rezensionsanstalt-

söldlinge in gewissen Encyklopädieen u. s. w. verbreiteten Ansichten, sei es durch übertriebenes Koterielob, sei es durch wegwerfenden und böswilligen Tadel wegen etwaiger Verscherzung des Anerkennungspatentes von jener Seite, nach Kräften beigetragen, auch manchem vornehm ignorirten, bescheidenen Talente zu seinem Recht verholfen zu haben.

Nicht unwillkommen zur Kenntniß dessen, was viele unserer Dichter neben der Kunst auch in den verschiedenen Fächern der Wissenschaft geleistet, wird die bibliographische Zugabe seyn. Die Schriften eines Jeden sind in genauer Folge ihres Erscheinens aufgezählt, nur wenige Lücken noch auszufüllen.

Bedauern muß ich, dem Wunsche der Allgemeinen Schulzeitung (1846, Nr. 100), die Jahrhunderte vor Bürger zu berücksichtigen, nicht haben Folge geben zu können, da es außer meiner Macht lag, die schon sehr weit gezogenen Grenzen des Raumes noch weiter auszubehnen. Zu einer auf wenige Bogen beschränkten Auslese der ersten Anfänge der Ballade und Romanze konnte ich aber um so weniger mich verstehen, als ich vorbereitet war, dieselben nicht nur nach der vermuthlichen Zeit ihrer Entstehens, sondern auch, so weit möglich, in ihrer ursprünglichen Leseart, frei von neuer Uebertünchung, anzuordnen, um damit zu einer chronologischen und kritischen Kenntniß des altdeutschen Volksgesangs beizutragen. Ich behalte mir hierzu eine spätere Gelegenheit vor und werde dann auch eine Erläuterung des Unterschiedes zwischen Ballade, Romanze, Märe oder Allegorie (deren Begriffe Echtermeyer in seiner „Auswahl deutscher Gedichte" zuerst feststellte), zugleich auch die Geschichte dieser Dichtungsarten zu geben, nicht unterlassen.

Karlsruhe, im Januar 1852.

Ignaz Hub.

Deutschland's

Balladen- und Romanzen-Dichter.

Erste Abtheilung.

Von G. A. Bürger bis L. Uhland.

Mit der britannischen
Sah ich im Streitlauf Deutschland's Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

F. G. Klopstock.

Die englischen Romanzen sind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältnissen, an starker Leidenschaft, aber an rein menschlicher Natur und an innerem künstlerischen Beruf übertreffen die deutschen Dichter. Es ist das Verhältniß der englischen Nation zu der unsern, des Shakspeare zu Göthe; das Thatsächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus, für die Dichtung ist dies nicht eben der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unsere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, sondern zuerst uns innerlich weihen und erst dadurch für edle und große Handlungen begeistern soll.

G. G. Gervinus.

Gottfried August Bürger

wurde den 1. Januar 1748 zu Molmerswende am Unterharz, im Halberstädtischen, geboren. Von seinem Vater, der Prediger in Pansfelde war, in den ersten Anfangsgründen unterrichtet, kam er 1760 in's großväterliche Haus nach Aschersleben zum Besuch der Stadtschule, 1762 auf das Pädagogium und 1764 auf die Universität zu Halle, wo er auf Betrieb seines Großvaters theologische Vorlesungen hörte. Sein vertrauter Umgang aber mit dem leichtfertigen Klotz (seit 1765 Hofrath und Lehrer der philosophischen Beredsamkeit zu Halle, späterhin preußischer Geheimrath) verfehlte nicht, seinen natürlichen Hang zu einem frohen und freien Lebensgenuß in oft zügellose Ausgelassenheit überstürzen zu lassen. Er vertauschte nun die Theologie mit der Jurisprudenz und 1768 Halle mit Göttingen. Hier kam er in gefährliche, zum Theil durch seine Verhältnisse zu Klotz herbeigeführte, Verbindungen und ergab sich der Unordnung dergestalt, daß sein Großvater ihn endlich ohne Unterstützung ließ. In den beschränkten und zerrütteten Umständen, worin Bürger jetzt durch Schuldenmachen gerieth, hatte er das Glück, die Freundschaft einiger talentvollen jungen Männer zu erwerben, welche ihn um seiner Anlagen willen schätzten, die nie ganz in ihm erloschene Liebe zu den Studien durch gemeinschaftlichen Eifer neu belebten, und ihn allmälig auch zu einer regelmäßigeren Lebensweise zurückführten. Diese waren Biester, Sprengel und Boie (Letzterer seit 1769). Zu seinen späteren Freunden gehörten Hölty, Miller, Voß, die Grafen Stolberg, Carl Friedr. Cramer, Hahn, Leisewitz und Sprickmann. Mit dem, großentheils durch die Genannten späterhin gebildeten, göttinger Dichterbund (12. Sept. 1772), um dieselbe Zeit, als Göthe's Genie aufblühte, — jenem berühmt gewordenen Verein, der, Achtung für Sittenreinheit und heimatliche Eigenthümlichkeit mit Anerkennung der künstlerischen Musterhaftigkeit des classischen Alterthums vereinend, den Grundsätzen und Verdiensten Klopstocks huldigte, Haß den Franzosen und dem „Sittenverderber" Wieland schwor, und für Veredlung des deutschen Nationalgeschmacks auf das Fruchtbarste wirksam wurde, — hing er vornehmlich nur durch Boie, Hölty und Cramer zusammen. In Gemeinschaft mit seinen älteren Freunden las und studirte er die besten Muster der Alten und Neueren, der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier (in spanischer Sprache schrieb er sogar eine Novelle, die späterhin Boie aufbewahrte). Shakespeare war der Verbündeten Liebling und Percy's Sammlung alterthümlicher Balladen, die er mit dem Entzücken eines geistverwandten Dichters genoß, sein tägliches Studium. In dem, mit Kästner's Hülfe, von Boie und Gotter gestifteten göttingischen Musenalmanach übergab er seine vorzüglichsten Gedichte nach und nach der Oeffentlichkeit. Im Jahr 1772 erhielt Bürger, hauptsächlich auf Boie's Verwendung, die mit schmalem Einkommen verbundene adelig Uslar'sche Gerichtsbeamtenstelle zu Altengleichen, worauf sich sein Großvater mit ihm aussöhnte, seine zu Göttingen gemachten Schulden bezahlte, und selbst kam, ihn bei seiner neuen Einrichtung zu unterstützen und die nöthige Cautionssumme (800 Thaler) für ihn zu erlegen. Leider aber ging das, einem gewissen Hofrath Liste anvertraute, Geld größtentheils durch dessen Gewissenlosigkeit Bürgern verloren, und so wurde der Hauptgrund zu der fortdauernden Zerrüttung in seinen ökonomischen Verhältnissen gelegt, die auf seinen Charakter und sein poetisches Streben selbst nicht ohne bedauerlichen Einfluß blieb.

Im J. 1774 vermählte er sich mit Dora Leonhart, einer der Töchter des benachbarten hannover'schen Justizamtmanns zu Niedeck, mit welcher er ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus im Dorfe Wölmershausen bezog. Diese frühzeitige Heirath und hauptsächlich jenes bekannte, in seinen Folgen für ihn höchst unglückselige, Verhältniß mit Dora's jüngerer Schwester, der in seinen Liedern überschwenglich gefeierten Molly (Auguste), wurde für ihn durch eine Verkettung von Umständen eine Quelle namenloser Leiden. Seit 1778 besorgte er die Herausgabe des bisher von Göckingk redigirten Musenalmanachs. Im Jahre 1780, nach seines Schwiegervaters Tode, von dem er ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt, übernahm Bürger eine Pachtung im Dorf Appenrode, mußte sie aber, als unerfahrner Oekonom, schon nach drei Jahren mit Verlust des größten Theils seiner Erbschaft aufgeben. 1784 legte er, gegen ihn geschmiedeter Kabalen wegen, seine Amtmannsstelle nieder und begab sich, nach seiner ersten Frau Tod (1784) nach Göttingen, um seinen Unterhalt als Privatdozent zu gewinnen. 1785 ließ er zu Bissendorf unweit Hannover, seinen Herzensbund mit Molly vor dem Altar besiegeln. Kaum aber war er am Zielpunkt seiner sehnsüchtigsten Wünsche und hatte zu Göttingen mit der Angebeteten seinen Herd errichtet, als ihm dieselbe (Januar 1786) starb. Dieser Schicksalsschlag brachte ihn fast zur Verzweiflung. Eine Reise nach Brüssel und eine 1787 gebrauchte Kur richteten ihn jedoch wieder etwas auf. Im nämlichen Jahre erhielt er von der philosophischen Fakultät zu Göttingen, bei Gelegenheit der 50jährigen Jubelfeier der Universität, die er in zwei Gedichten besang, die philosophische Doctorwürde, und 1789 eine außerordentliche Professur, vorerst noch ohne Gehalt. Um seinen drei an verschiedenen Orten untergebrachten Kindern wieder eine Mutter zu geben, entschloß er sich zu einer dritten Heirath und ehelichte 1790 Marie Christiane Elisabeth Hahn aus Stuttgart, nachdem sie in einem Gedicht öffentlich ihre Hand ihm angeboten. Eine unglücklichere Wahl hätte der an Körper und Geist niedergebeugte Dichter nicht treffen können. Schon nach zwei Jahren (März 1792) mußte diese Ehe gerichtlich getrennt werden. Bürgers Ehre war auf das Härteste verletzt. Ohne Aussicht auf Versorgung, von den meisten sogenannten Freunden verlassen, durch Schiller's schonungslose Beurtheilung seiner Gedichte schmerzlich berührt und fast an seiner poetischen Kunst irre gemacht, für auswärtige Buchhändler um Lohn übersetzend, von Kummer und Krankheit erschöpft, starb er am 8. Juni 1794.

* * *

Bürger's hohe Verdienste um Wiederherstellung, Veredlung und Verbreitung vaterländischer Volksdichtkunst, besonders des epischen Volksliedes, für das er zuerst unter den Kunstdichtern Deutschlands die richtige Behandlung fand, nicht minder zugleich um Wiederbelebung einheimischer Sage, wodurch er vaterländischen Sinn aus seinem Schlummer zum Bewußtseyn rief, sind allgemein und dankbar anerkannt. Nach dem gründlichen Irrthum der Verwechslung des

Pöbelhaften mit dem Volksthümlichen (namentlich in der Bearbeitung des Mythus von Jupiter und Europa) wurde er mehr und mehr von ihm geheilt, und wenn er auch eine gewisse „flandrische, oft rohe Derbheit in Versinnlichung der Stoffe und Betrachtungen oder Empfindungen, als unausweichliche Folge seiner durch vielfache Verirrungen verunreinigten sittlichen Denkart und Phantasiebildung“ nicht immer abzustreifen vermochte, so ist er doch in einzelnen großartigen und machtvollen Schöpfungen, voll individueller Gestaltung, Naturwahrheit und wahrhafter Deutschheit, nicht erreicht worden. Sie haben mit Göthe's Liedern den neueren Geist deutscher Dichtung aus pedantischen Formen entfesseln helfen, und sind um so mehr auch für den Kritiker bewundernswerth, da sie in einer Zeit im Gemüthe des Dichters sich bildeten, wo die Poesie noch in den Resultaten gelehrter Bemühungen, nicht in einfacheren Kraftlauten des Naturgefühls, gesucht wurde.

In ähnlichem Sinn besang ihn A. W. Schlegel in einem Sonett, wo es heißt:

> Den deutschen Volksgesang erschufst du wieder,
> Und durftest nicht gelehrte Weisen borgen;
> Doch Müh', verworr'ne Leidenschaften, Sorgen,
> Sie drückten früh dein krankes Leben nieder.

Hören wir nun über ihn, vornehmlich als Balladendichter, die Ansichten und Urtheile einiger unserer namhaftesten Literaturhistoriker:

Franz Horn („Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts.“ Berlin und Stettin, 1812. Bd 1. S. 216 fg.) sagt: „Wir finden leider oft genug in der Geschichte unserer Poeten, daß ein widerwärtiges Schicksal von außen her auf sie eindringt, und Alles vereinigt, um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Selten aber hat sich dieses Geschick einen so tief fühlenden und so reich blühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserlesen als Bürgern*). Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Existenz an einem Orte, der seinem Gemüthe unmöglich zusagen konnte, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu.

Hiezu kam noch ein Umstand, der dem kühleren Leser fast seltsam komisch erscheinen muß, der aber Bürgern, der nichts hatte als den reichblühenden Lorbeerkranz, auf das Tiefste ergriff und verwundete. Ich meine die bekannte Rezension der Bürger'schen Gedichte (vom Jahr 1791), welche Schiller elf Jahre darauf dem vierten Bande seiner prosaischen Schriften wieder einverleiben ließ. Sie scheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält sie nicht viel mehr als einige abgerissene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poesie, mit denen Bürger geschlagen werden sollte. Diesem aber imponirte zu sehr das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, und er konnte für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden. Bürger ist so sehr und so durchaus Dichter, daß ihm selbst die Pforten der Hölle (um uns dieses vortrefflichen biblischen Ausdrucks zu bedienen) kein Blatt aus seinem wohlerworbenen Dichterkranze rauben könnten, viel weniger der edle Schiller, der dem Dichter gewiß nicht wehe thun wollte, und diesmal nur in der individuellen Beziehung sich vergriff.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsprozeß, den eine verfehlte, dann eine zwischen Sittlichkeit und Gesetzlosigkeit schwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe selbst vollendete. — — Als Romanzendichter ist er, besonders in Hinsicht der mimischen Lebendigdigkeit und der Fülle in der Klarheit, unübertroffen. In der Pracht der Sprache und dem goldenen Strom der Worte kommt ihm kein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts völlig gleich ꝛc.“

Friedrich Bouterwek (in seiner „Geschichte der Künste und Wissenschaften“ ꝛc. XI. Bd. Göttingen, 1819) urtheilt: Bürger ist unter allen literarisch gebildeten Deutschen der Erste, den man in einem wahrhaft poetischen Sinne einen Volksdichter nennen darf. Dieser Titel, den ihm das Zeitalter gab, war auch ihm selbst vor allen übrigen der liebste. Für die wahre Poesie hielt er nur die ursprüngliche, die ohne Beziehung auf Gelehrsamkeit und auf die Convenienzen des feineren Umgangs warm und frisch aus dem menschlichen Gemüthe sich ergießt; die deßwegen auch jedes menschliche Gemüth ergreift, das nicht an Convenienzen hängt; und die einem Jeden verständlich ist, der die gewöhnliche Bedeutung der Wörter versteht. Diese Art von Poesie, die man bis auf Bürger in Deutschland fast ganz dem gemeinen Manne überlassen hatte, hielt Bürger einer literarischen Bildung fähig, durch die sie veredelt werden könne, ohne ihren eigenthümlichen Charakter zu verlieren. Vollendet im Geiste der griechischen Vorwelt ohne Hülfe der Gelehrsamkeit, zeigte sich ihm diese Volkspoesie in den homerischen Gedichten. Nicht so ausgebildet, aber darum nicht weniger kräftig und wahr, und dem Geiste der romantischen und der neueren Zeiten gemäß, erkannte er eben diese Poesie in den alten englischen Liedern und Balladen wieder, die der Bischof Percy gesammelt und bekannt gemacht hatte. Von dieser Ansicht ging die ganze Bildung aus, die er, um schulgerechte Regeln wenig bekümmert, sich selbst zu geben suchte. Wie theuer ihm die homerischen Gedichte waren, hat er durch seine Uebersetzung einiger Bücher der Iliade bewiesen ꝛc., und was er dem Studium derselben verdankt, zeigt die classische Cultur der Sprache und des Styls in mehreren seiner lyrischen Gedichte und noch mehr in den gelungenen seiner Balladen. Diese ächt germanische Dichtungsart war ihrem eigenen Vaterlande fremd geworden. Die sogenannten Romanzen von Gleim und Löwen konnten keinen Begriff von ihr geben. Aber in den alten englischen und schottischen Balladen fand Bürger, was er suchte. Diesen Ton zu erneuern, wurde ein Lieblingsgeschäft seiner Phantasie. Aber er erneuerte ihn nur einige Mal ganz im Style der romantischen Alterthümlichkeit. Die alte Dichtungsart erweiterte ihre Gränzen, als Bürger die Kunst der malerischen Beschreibung, die er durch sein Studium der homerischen Gedichte näher hatte kennen lernen, auf die Ballade übertrug, und ihr zugleich in Allem, was zur Bildung der Sprache und der Versarten gehört, eine classische Vollendung gab. Daher sind die längeren Balladen von Bürger, z. B. die Lenore und die Entführung, einzig in ihrer Art; und alle Versuche der Nachahmer, Bürger auf dieser Höhe zu erreichen, sind mißlungen, bis Göthe und Schiller durch Gedichte, die nun wieder Romanzen hießen, der Dichtungsart eine neue Wendung gaben. In den Liedern von Bürger ist das Volksmäßige hier und da ohne die Würde, von der auch die naivste Poesie sich nicht lossagen darf. Aber die naive Tändelei, die dem feierlichen Schiller an Bürger's Liedern mißfiel, gehört zu ihrem Wesen, und kann nur Dem mißfallen, der sich überhaupt keine wahre Schönheit ohne eine gewisse Feierlichkeit denken kann“ ꝛc.

G. G. Gervinus („Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ Th. II., „Geschichte der deutschen Dichtung“ V. S. 33 ff.) äußert unter Anderm: „Er scheint auf der Einen

*) Manches Analoge in Dichtkunst und Lebensschicksalen bietet der eben so geniale als unglückliche, den 15. März 1723 zu Jena verkommene J. Ch. Günther. A. d. H.

Seite mehr als irgend ein deutscher Dichter das Naturgenie zu seyn, das jene Zeiten suchten, das die Gabe der Dichtung nur so anweht und anfliegt: denn nichts scheint sich weniger lernen zu lassen, als jene Wahrheit und Kraft, jene phantasievolle Lebendigkeit, jenes eigenthümliche Feuer, das wir in Bürgers Gedichten stellenweise finden; nichts scheint so weit von Ueberlegung abzuliegen, als jene Naturkraft, die über alles Schematisiren und alle Ordnung wegspringt, die das Tragische und Komische, Ernst und Scherz, Erhabenes und Groteskes in Einem Ganzen faßt; nichts scheint alle Regel so zu verschmähen, als sein Hohn gegen Batteur und die Batteusianer, als seine Manier und seine anfänglichen Grundsätze, die der alten Romanzen ohne Zweck und Leben, ohne „glücklichen Wurf," ohne Sprung der Bilder und Empfindungen, spotteten. Ganz auf dieser Seite liegt sein Bestreben nach Popularität: er hielt sie in einem poetischen Werke für das Siegel seiner Vollkommenheit; er wollte die Kunst nicht in enge Zellen gezogen, sondern auf dem Markt des Lebens gelassen wissen; er suchte hier die Musterstücke der Naturpoesie, verschmähte die Göttersprache und die Witz- und Lehrdichtung, und ließ die „sogenannte höhere Lyrik laufen wohin sie wolle." Er hielt sich an das Volkslied, nach dem er auf Bleichen und Spinnstuben lauschte, in dem er die wahren Ausgüsse der einheimischen deutschen Natur in Phantasie und Empfindung gewahrte, die er aus dem Leben selbst wieder schöpfen und in solche Gesänge ausstreuen wollte, welche wieder auf der Bleiche so wohl gefallen sollten wie in der Adelstube. Zu allem diesem bildet es aber einen sonderbaren Gegensatz, daß er diese Volkspoesie doch gleichsam gelernt hat. Er ward auf die ganze Gattung erst durch Percy's reliques hingeführt, in denen die moderne Hand des Sammlers so viele alte Natur verwischt hat; die dunkle Neigung zu dieser Art Poesie belebte ihm erst Herder in den fliegenden Blättern, und ewig Schade, daß in diesem Momente, wo Bürger sich ganz in seinem Elemente fühlte, nicht Herder's reine, geschmackvolle Sammlung schon erscheinen konnte, die ihm mehr gewesen wäre, als alle ästhetischen Aufsätze. Die erste Frucht seiner gesteigerten Stimmung war die Lenore, die berühmteste der Balladen, die Bürgern berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnsten, am übermüthigsten, am meisten dem blinden Zuge des Genius überlassen und jener Shakespearischen Natur und Urkraft nahe zu kommen scheint. Kein neuerer Dichter hat in diesem Zweige so anschaulich gemacht wie Er, daß die Ballade die Anfänge der dramatischen Kunst gleichsam in sich schließt und in dem Wechsel der verschiedensten Leidenschaften und Regungen ihren Gesetzen folgt, so daß auch zur Deklamation nichts so gern gewählt wird, wie Bürger'sche Balladen; keiner hat in diesem kleinen Raum so sehr die Quintessenz einer Handlung, den Fünftelsaft, wie Bürger sagt, so zusammengepreßt, daß ein größeres Dichtungswerk damit geistig zu beleben war; keiner hat darin jene alten romantischen Gegenstände mit solcher burlesken Keckheit geschmeidig für ein mittleres Publikum gemacht, ohne sie zu zerstören, oder die dürftigen Handlungen der Gegenwart in jener Weise zu heben gesucht, wie neuere Künstler unsere widerstrebenden Trachten unter den Meisel zwangen" rc.

H. Heine (es mag willkommen seyn, dem Ernste wissenschaftlicher Kritik hin und wieder auch die geistreichen, keck-humoristischen Urtheile dieses genialen Schriftstellers zur Seite gestellt zu sehen) bemerkt in seinem Buch „Die romantische Schule," Hamburg 1836, in einer beißenden Charakteristik A. W. Schlegels nebenbei über Bürger: „Die altenglischen Gedichte, die Percy gesammelt, geben den Geist ihrer Zeit, und Bürger's Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürger'schen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannövrischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nämlich die Lage des Verfassers der Lenore, und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme Dozenten in Göttingen darbten, verkümmerten, und in Elend starben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beschützte rc. Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, worin Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, eh' er die Gnade der Großen erbettle, sich lieber aus der Welt heraushungern solle!" —

Karl Friedrich Rinne („Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen Nationalliteratur rc." Leipzig, 1842. Th. II. S. 318) schreibt: „Bürger hatte für die lyrische Volksepik unstreitig die größte Naturanlage, ja er verhielt sich in mancher Beziehung günstiger zu ihr als Göthe und Schiller von ihren absoluten Standpunkten aus. Wenn nun zwar allerdings die Bürger'schen Balladen rc. noch zu viel Masse und Ton in sich tragen und sich noch nicht hinlänglich zum bloßen Gedankenhauche abgeklärt haben, so sind sie doch von Schiller in einer bekannten Rezension nicht hinlänglich gewürdigt, und ist ihre mangelhafte Seite viel zu stark hervorgehoben worden. — — Den eigentlichen deutschen Geist der lyrischen Epik trafen weder Schiller noch Göthe, und hierin ist es, wo ihnen Bürger vorzuziehen ist."

Schriften:

Außer dem für die Jahre 1779—1794 incl. von ihm herausgegebenen Göttingischen Musenalmanach und dem Journal Lyceum oder Akademie der schönen Redekünste (Ersten Bandes 1. 2. u. 3. Stück. Berlin 1790—91) sind von ihm erschienen:

Anthia und Abrokomas; aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig 1775.

Gedichte. Göttingen 1778. 2te Aufl. ebend. 1789.

Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten rc. Göttingen 1787.

Ode der fünfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta am 17. Sept. 1787.

Benjamin Franklin's Jugendjahre, von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben. Aus dem Englischen. Berlin 1792.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl v. Reinhard. 4 Bde. Göttingen 1796—98; neue wohlf. Ausgabe, 8 Bde., 1829—33.

Vermischte Schriften. Herausgegeb. von Dems. 2 Thle. Göttingen 1797. 98.

Lehrbuch der Aesthetik. Herausgegeb. von Dems. 2 Bde. Berlin 1825.

Aesthetische Schriften. Herausgegeb. von Dems. Berlin 1832.

Sämmtliche Werke (in Einem Bande), besorgt von A. W. Bohtz. Göttingen 1835.

Auch gilt Bürger, neben Lichtenberg, als Verfasser des berühmten Volksbuchs: „Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen rc." Aus dem Englischen. Göttingen 1787. Zweite vermehrte Ausgabe, ebend. 1788 u. ö.

1. Lenore*)

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
‚Gottlob!‘ rief Kind und Gattin laut,
‚Willkommen!‘ manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.

Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr: —
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme. —
„„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!““ —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!“ —
„„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.““ —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“ —
„„O Mutter, Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Todten wieder geben.““

---

*) Zu Ende des Winters 1772—73 soll Bürger, nach Angabe seiner Biographen, nur durch die zwei Verse des unten mitgetheilten Volksliedes:

„Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell!“

die er aus dem Munde eines Landmädchens erlauscht, auf seine berühmte Ballade geführt worden seyn. Arnim und Brentano aber in „Des Knaben Wunderhorn“ (Bd. II. S. 19) haben dem Gedicht die Bemerkung beigefügt: „Bürger hörte dieses Lied nachts in einem Nebenzimmer,“ und somit angenommen, daß er es vollständig kannte. Bedenklich erscheint jedenfalls diese Annahme gegenüber der Aeußerung A. W. Schlegel's im „Neuen deutschen Merkur“ 1797. St. 4. Nro. 6, wie folgt: „Auch mir hat Bürger auf die Frage, ob er kein älteres Gedicht dabei vor Augen gehabt, geantwortet, er habe einige Winke aus einem plattdeutschen Volksliede benutzt. Dieses Volkslied sei ihm aber nie vollständig vorgekommen; eine Freundin habe ihm nach dunklen Erinnerungen davon erzählt; nur wenige Zeilen, die ihr etwa im Gedächtniß hangen geblieben,“ habe sie ihm vorsagen können, und unter diesen seien folgende gewesen:

„Wo liese, wo lose
Rege hei den Ring!“

„Wie leise, wie lose bewegte er den Ring,“ als er nämlich in der Nacht vor die Thür der Geliebten kommt. — Dieß Gespräch ist mir noch so genau erinnerlich, daß ich die Richtigkeit alles Obigen zuversichtlich verbürge.“

Wie dem auch sei, weder das deutsche noch das schottische Volkslied: „Sweet William's ghost“ (aus Allan Ramsay's Tea-Table Miscellany in Percy's Reliques etc. Vol. 3. p. 126), das ihn am meisten angeregt haben soll, noch die altdänische Ballade „der Ritter Aage und Jungfrau Else“ (mitgetheilt in den „altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen“ von Wilh. Carl Grimm. Heidelb. 1811), halten der Tiefe, dem Interesse des Inhalts und der Kraft der Behandlung nach, den geringsten Vergleich mit Bürger's Ballade aus, und man sieht daraus, wie so ganz und gar Bürger Meister seines Stoffes gewesen.

Lenore.

Es stehn die Stern' am Himmel,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell!

Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang bei dir seyn.

Der Hahn, der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten,
Zweihundert-Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine!
Komm, setz dich auf mein Pferd,
Der Weg ist Reitens werth.

Dort drin im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Haide,
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm, Schatz, zu mir herauf,
Weil fort geht unser Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell!

Wo willst mich dann hinführen?
Ach Gott! Was hast gedacht
Wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nict reiten,
Dein Bettlein ist nict breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder;
Herzallerliebster schlaf
Bis an den jüngsten Tag!

„Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungerlande
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen." —

„O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O, wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!'"

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid,
Und denk an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen." —

„,O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.'" —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„„Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"" —
„,Ach, Wilhelm, du?... So spät bei Nacht?....
Geweinet hab' ich und gewacht!
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?'"

„„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen."" —
„,Ach Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind!
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!'"

„„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn;
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen.""

„,Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen!'"
„„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut in's Hochzeitbette."" —

„,Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? Wie dein Hochzeitbettchen?'"
„„Weit, weit von hier!.... Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"" —
„,Hat's Raum für mich?'" — „„Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen!
Die Kammer steht uns offen!""

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Liljenhände;
Und hurre, hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land,
Wie donnerten die Brücken! —
„„Graut Liebchen auch?.... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?""
„,Ach nein!.... Doch laß die Todten!'" —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben?
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
‚Laßt uns den Leib begraben!'
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib;
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff, und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!""

Still Klang und Sang.... die Bahre schwand....
Gehorsam seinem Rufen
Kam's, hurre, hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„„Graut Liebchen auch?.... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"" —
„,Ach! laß sie ruh'n, die Todten!'" —

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm' und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!““ —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„„Graut Liebchen auch?.... Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?““ —
„„O weh! Laß ruh'n die Todten!““ —

„„Rapp! Rapp! Mich dünkt, der Hahn schon ruft...
Bald wird der Sand verrinnen.
Rapp! Rapp! Ich wittre Morgenluft...
Rapp! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.““ — —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondenglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
‚Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!'

2. Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brot,
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft größere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen!

„Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret?" —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr Alles war hin,
Die Kuh, die bisher sie ernähret.

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern, gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis' Pforte blieb keine mehr stehn
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen:
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von Neuem zu wissen.
„O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn!"
So schluchzte sie nieder in's Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen;
Jetzt zürnet und hadert entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein
Fiel's ihr, mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt' ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel, verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt' es erhübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mälig der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!" —
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daß Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiße zerquoll,
Das bebende Herz wie ein Hammer;
Und drittes noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Stieß auf die Laden der Zelle.
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!“
Da wagte sie's zitternd, zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! Hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank, wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernen Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet' ein Eimerchen, weiß wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hieher mich gebunden.“ —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brot,
Das konnt' er alleine nicht essen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen:
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

‚So,‘ schwur mir ein Maurer, ‚so ist's geschehn!‘
Allein er verbot mir den Namen.
Gott lass' es dem Edlen doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich, Amen!

---

3. Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt' ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid' und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtvollen Christenmenge.

Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Hussassa.
Sieh da! Sieh da kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarb'ner trug den Linken.

Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahn' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz' vom Aug', wie Ungewitter.

„Willkommen hier, zu rechter Frist!
Willkommen zu der edlen Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt!“ —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„‚Schlecht stimmet deines Hornes Klang,‘“
Sprach der zur Rechten sanften Muths,
„‚Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Guts.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!‘“ —

„„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!““
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren,
Und Euch von Jenem nicht bethören!““ —

„Ha! Wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scheer' an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne,
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

Und lauter stieß der Graf in's Horn;
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt' einer todt dahin vom Troß.
„„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.““

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld,
Und hofft da sicher'n Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt:
‚Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauren Schweiß des Armen!‘

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an —
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich!
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinterher, bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm empor gescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan;
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald,
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde:

‚Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graſ't
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!‘

Der rechte Ritter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen,
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verwegner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst,
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergetzen,
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.

Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasasa!“ —
Und jeder Hund fiel wüthend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jezt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte:

‚Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!‘

Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!

„Verderben hin, Verderben her!
Das,“ ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!“
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf Einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor- nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr,
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch! und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!““ —

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer;
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist;
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

4. Das Lied von Treue.

Wer gern treu eigen sein Liebchen hat,
Den necken Stadt
Und Hof mit gar mancherlei Sorgen.
Der Marschall von Holm, den das Necken verdroß,
Hielt klüglich deswegen auf ländlichem Schloß
Seitweges sein Liebchen verborgen.

Der Marschall achtet' es nicht Beschwer,
Oft hin und her
Bei Nacht und Nebel zu jagen.
Er ritt, wann die Hähne das Morgenlied krähn,
Um wieder am Dienste des Hofes zu stehn,
Zur Stunde der lungernden Magen.

Der Marschall jagte voll Liebesdrang
Das Feld entlang,
Vom Hauche der Schatten befeuchtet.
„Hui, tummle dich, Senner! Versäume kein Nu!
Und bring' mich zum Nestchen der Wollust und Ruh,
Eh' heller der Morgen uns leuchtet!"

Er sah sein Schlößchen bald nicht mehr fern,
Und wie den Stern
Des Morgens das Fensterglas flimmern.
„Geduld noch, o Sonne, du weckendes Licht,
Erwecke mein schlummerndes Liebchen noch nicht!
Hör' auf, ihr in's Fenster zu schimmern!"

Er kam zum schattenden Park am Schloß
Und band sein Roß
An eine der duftenden Linden.
Er schlich zu dem heimlichen Pförtchen hinein,
Und wähnt' im dämmernden Kämmerlein
Süß träumend sein Liebchen zu finden.

Doch als er leise vor's Bettchen kam,
O weh! da nahm
Der Schrecken ihm alle fünf Sinnen.
Die Kammer war öde, das Bette war kalt. —
„O wehe! Wer stahl mir mit Räubergewalt
So schändlich mein Kleinod von hinnen?" —

Der Marschall stürmte mit raschem Lauf
Treppab, treppauf,
Und stürmte von Zimmer zu Zimmer.
Er rufte; kein Seelchen erwiederte drauf; —
Doch endlich ertönte tief unten herauf
Vom Kellergewölb' ein Gewimmer.

Das war des ehrlichen Schloßvogts Ton.
Aus Schuld entflohn
War alle sein falsches Gesinde.
„O Henne, wer hat dich herunter gezerrt?
Wer hat so vermessen hier ein dich gesperrt?
Wer? Sag' mir geschwinde, geschwinde!" —

„„O Herr, die schändlichste Frevelthat
Ist durch Verrath
Dem Junker vom Steine gelungen.
Er raubte das Fräulein bei sicherer Ruh,
Und eure zwei wackeren Hunde dazu
Sind mit dem Verräther entsprungen.""

Das dröhnt dem Marschall durch Mark und Bein.
Wie Wetterschein
Entlodert sein Sarras der Scheide.
Vom Donner des Fluches erschallet das Schloß.
Er stürmet im Wirbel der Rache zu Roß,
Und sprenget hinaus auf die Haide.

Ein Streif im Thaue durch Haid' und Wald
Verräth ihm bald,
Nach wannen die Flüchtling' entschwanden.
„Nun strecke, mein Senner, nun strecke dich aus,
Nur dieß Mal, ein einzig Mal halt nur noch aus,
Und laß mich nicht werden zu Schanden!

„Halloh! Als ging' es zur Welt hinaus,
Greif aus, greif aus!
Dieß Letzte noch laß uns gelingen!
Dann sollst du für immer auf schwellender Streu,
Bei goldenem Hafer, bei duftendem Heu
Dein Leben in Ruhe verbringen."

Lang streckt der Senner sich aus und fleucht.
Den Nachtthau streicht
Die Sohle des Reiters vom Grase.
Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Rufs
Verdoppeln den Donnergaloppschlag des Hufs,
Verdoppeln die Stürme der Nase. —

Sieh da! Am Rande vom Horizont
Scheint hell besonnt
Ein Büschel vom Reiher zu schimmern.
Kaum sprengt er den Rücken des Hügels hinan,
So springen ihn seine zwei Doggen schon an,
Mit freudigem Heulen und Wimmern.

„Verruchter Räuber, halt an, halt an,
Und steh dem Mann,
An dem du Verdammniß erfrevelt!
Verschlänge doch stracks dich ihr glühender Schlund!
Und müßtest du ewig da flackern, o Hund,
Vom Zeh bis zum Wirbel beschwefelt!"

Der Herr vom Steine war in der Brust
Sich Muths bewußt,
Und Kraft in dem Arme von Eisen.
Er drehte den Nacken, er wandte sein Roß,
Die Brust, so die trotzige Rede verdroß,
Dem wilden Verfolger zu weisen.

Der Herr vom Steine zog muthig blank,
Und rasselnd sprang
So Dieser, wie Jener, vom Pferde.
Wie Wetter erhebt sich der grimmigste Kampf.
Das Stampfen der Kämpfer zermalmet zu Dampf
Den Sand und die Schollen der Erde.

Sie haun und hauen mit Tigerwuth!
Bis Schweiß und Blut
Die Panzer und Helme bethauen.
Doch Keiner vermag, so gewaltig er ringt,
So hoch er das Schwert und so sausend er's schwingt,
Den Gegner zu Boden zu hauen.

Doch als wohl Beiden es allgemach
An Kraft gebrach,
Da keuchte der Junker vom Steine:
„„Herr Marschall, gefiel' es, so möchten wir hier
Ein Weilchen erst ruhen, und trautet Ihr mir,
So spräch' ich ein Wort, wie ich's meine.""

Der Marschall, senkend sein blankes Schwert,
Hält an und hört
Die Rede des Junkers vom Steine:
„Herr Marschall, was haun wir das Leder uns wund?
Weit besser bekäm' uns ein friedlicher Bund,
Der brächt' uns auf Einmal in's Reine.

„„Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laßt wählen das Fräulein nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählet, der nehme sie hin!
Beim Himmel, das ist ja viel klüger!““

Das stand dem Marschall nicht übel an.
Ich bin der Mann! —
So dacht' er bei sich, — den sie wählet.
Wann hab' ich nicht Liebes gethan und gesagt?
Wann hat's ihr an Allem, was Frauen behagt,
So lang ich ihr diene, gefehlet?

Ach, wähnt er zärtlich, sie läßt mich nie!
Zu tief hat sie
Den Becher der Liebe gekostet! —
O Männer der Treue, jetzt warn' ich euch laut:
Zu fest nicht auf Biedermanns-Wörtchen gebaut,
Daß ältere Liebe nicht rostet!

Das Weib zu Rosse vernahm sehr gern
Den Bund von fern,
Und wählte vor Freuden nicht lange.
Kaum hatten die Kämpfer sich zu ihr gewandt,
So gab sie dem Junker vom Steine die Hand.
O pfui! die verrätherische Schlange! —

O pfui! Wie zog sie mit leichtem Sinn
Dahin, dahin,
Von keinem Gewissen beschämet!
Versteinert blieb Holm an der Stelle zurück,
Mit bebenden Lippen, mit starrendem Blick,
Als hätt' ihn der Donner gelähmet.

Allmälig taumelt' er matt und blaß
Dahin in's Gras,
Zu seinen geliebten zwei Hunden.
Die alten Gefährten, von treuerem Sinn,
Umschnoberten traulich ihm Lippen und Kinn,
Und leckten das Blut von den Wunden.

Das bracht' in seinen umflorten Blick
Den Tag zurück,
Und Lebensgefühl in die Glieder.
In Thränen verschlich sich allmälig sein Schmerz.
Er drückte die guten Getreuen an's Herz,
Wie leibliche liebende Brüder.

Gestärkt am Herzen durch Hundetreu',
Erstand er neu
Und wacker, von hinnen zu reiten.
Kaum hatt' er den Fuß in den Bügel gesetzt,
Und vorwärts die Doggen zu Felde gehetzt,
So hört' er sich rufen vom Weiten.

Und sieh! auf seinem beschäumten Roß,
Schier athemlos,
Ereilt' ihn der Junker vom Steine.
„„Herr Marschall, ein Weilchen nur haltet noch an!
Wir haben der Sache kein Gnüge gethan;
Ein Umstand ist noch nicht in's Reine.

„„Die Dame, der ich mich eigen gab,
Läßt nimmer ab,
Nach Euern zwei Hunden zu streben.
Sie legt mir auch diese zu fodern zur Pflicht:
Drum muß ich, gewährt Ihr in Güte sie nicht,
Drob kämpfen auf Tod und auf Leben.““ —

Der Marschall rühret nicht an sein Schwert,
Steht kalt und hört
Die Muthung des Junkers vom Steine.
„Herr Junker, was haun wir das Leder uns wund?
Weit besser bekommt uns ein friedlicher Bund,
Der bringt uns auf Einmal in's Reine.

„Wir haun, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laßt wählen die Köter nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählen, der nehme sie hin!
Beim Himmel! das ist ja viel klüger.“

Der Herr vom Steine verschmerzt den Stich
Und wähnt in sich:
Es soll mir wohl dennoch gelingen!
Er locket, er schnalzet mit Zung' und mit Hand,
Und hoffet bei Schnalzen und Locken sein Band
Bequem um die Hälse zu schlingen.

Er schnalzt und klopfet wohl sanft auf's Knie,
Lockt freundlich sie
Durch alle gefälligen Töne.
Er weiset vergebens sein Zuckerbrot vor.
Sie weichen und springen am Marschall empor,
Und weisen dem Junker die Zähne.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty

war den 21. Dezember 1748 zu Mariensee, im Hannöverischen, geboren und der Sohn eines dortigen Predigers. Seine geistigen Anlagen entwickelten sich früh. Die Stille des Landlebens und der Sinn für die Schönheiten der Natur weckten zugleich sein poetisches Gefühl. Bösartige Blattern und der Gram über den Verlust seiner Mutter beraubten den neunjährigen Knaben, der lange Gefahr lief zu erblinden, seiner natürlichen Munterkeit, nicht aber seiner Lern- und Wißbegierde. Nach Wiedererlangung des Gebrauchs seiner Augen lag er mit verdoppeltem Fleiße den Studien ob und wußte bereits im sechzehnten Jahre mehr, als die meisten Jünglinge, welche, ein gelehrtes Handwerk zu lernen, zur Universität gehen. Auf der Schule zu Celle, wohin ihn 1765 sein Vater schickte, las er mit Eifer die griechischen und römischen Classiker, beschäftigte sich aber daneben auch mit der englischen und italienischen Sprache. Im Jahr 1769 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren. Sein angeborenes Gefühl und Talent für Poesie wurde genährt, als er mit Bürger, Miller, späterhin mit Boje, Voß, Overbeck, den Brüdern Stolberg, Leisewitz und mit den übrigen dichterischen Freunden, welche als Mitglieder des Hainbundes bekannt sind, in nähere Berührung kam. Bei der geringen Unterstützung, welche ihm sein Vater gewähren konnte, war Hölty genöthigt, sich durch Unterrichtsstunden im Griechischen und Englischen, und durch Uebersetzungen aus der zuletzt genannten Sprache die Mittel zu seiner Subsistenz zu sichern. Unter diesen beschränkten äußeren Verhältnissen erlag jedoch keineswegs sein dichterisches Gefühl und Gemüth. Seine zartesten, gefühlvollsten Lieder, Idyllen

und Elegieen fallen in jene Zeit. Nur sein frommer und religiöser Sinn vermochte einigermaßen die Schwermuth zu mildern, die aus einem großen Theile seiner damaligen Gedichte und aus seinem ganzen Wesen sprach. Im Herbst 1774 begleitete er Miller nach Leipzig. Zunehmende Kränklichkeit, eine hoffnungslose Liebe und der 1775 erfolgte Tod seines Vaters erhöhten seine wehmüthige Stimmung. Er ging um diese Zeit, im Mai 1775, von Göttingen über Hannover nach Mariensee zurück, eine Kur zu gebrauchen und begab sich im selben Spätjahr nach Hannover, um die Hülfe eines tüchtigen Arztes gegen das Uebel der Hektik in Anspruch zu nehmen, von dem sich bereits gegen Ende des Jahres 1774 die ersten Spuren gezeigt hatten. Hier, nicht ohne Hoffnung zu genesen und späterhin seinen Freund Voß in Wandsbeck mit einem Besuch überraschen zu können, entraffte ihn der Tod am 1. Sept. 1776.

Hölty kann als der erste, gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Deutschen gelten. Das entschiedenste Talent hatte er zur idyllischen Poesie. Seine beliebtesten und geachtetsten Lieder blieben, außer den zu ihrer Zeit besonders berühmten „Traumbildern", mit einer classischen Eleganz der Form, voll zarter Liebesschwärmerei, an deren Verbreitung in der deutschen Dichtkunst der göttingische Dichterverein so vielen Antheil hat, namentlich: „Der alte Landmann an seinen Sohn", — „Elegie auf ein Landmädchen", — die Trinklieder: „Im Winter" und beim Rheinwein „Ein Leben wie im Paradies", — „Elegie bei dem Grabe meines Vaters", — „Die Seligkeit der Liebenden", — „Lebenspflichten" und „Aufmunterung zur Freude." Ein charakteristischer Zug seiner Lyrik ist die oben schon erwähnte sanfte Schwermuth, die als Grundton durch einen großen Theil seiner Lieder tönt. Ueberall schimmert die Ansicht und Idee durch: In den feindlichen Stürmen des Lebens stehen dem jugendlichen Gemüthe nur Liebe, Dichtkunst und der süße Tod tröstend zur Seite.

Den geringsten Werth legte unser Dichter auf seine Balladen, die, gänzlich mißrathen, nur darum einiger Beachtung nicht unwerth sind, weil sie zu den frühesten Versuchen in der deutschen Balladenpoesie gehören. Welch' eine barocke Ansicht er von dieser Dichtungsart überhaupt hatte, beweist sein im April 1774 an Voß gerichteter Brief, worin es u. A. heißt: „Ich soll mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich noch einige, es werden aber sehr wenige seyn. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin, oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor. Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil rc." — Er kannte sein Feld zu gut, um mit Bürger in die Schranken treten zu wollen.

Von ihm:

Der Kenner; eine Wochenschrift von Town, dem Sittenrichter. Aus dem Engl. übersetzt. Leipzig 1775. (Eigentlich ein Auszug aus den vier Bänden des Originals.)

Hurd's moralische und politische Dialogen. Aus dem Engl. 2 Thle., ebendas. 1775.

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke. Aus dem Englischen Erster Band. Ebendas. 1776.

Sämmtliche hinterlassene Gedichte. Herausgegeben von Geißler dem Jüngern. Halle 1782. 2. Aufl., ebendas. 1800. (Eine unechte Sammlung, die Mehreres enthält, was der Dichter selbst verworfen hatte, und Einiges, was gar nicht von ihm ist.)

Gedichte; besorgt durch seine Freunde Fried. Leop., Grafen zu Stolberg und Joh. Heinr. Voß. Hamb., 1783. Neue Aufl., ebendas. 1795 und von Voß 1804 und 1814. N. A. Königsb. 1833.

---

5. Adelstan und Röschen.

Der schöne Maienmond begann,
Und Alles wurde froh,
Als Ritter Veit von Adelstan
Der Königsstadt entfloh.
Von Geigern und Kastraten fern
Und vom Redutentanz,
Vertauscht' er seinen goldnen Stern
Mit einem Schäferkranz.

Der Schooß der Au, der Wiesenklee,
Verlieh ihm süßre Rast,
Als Himmelbett und Kanapee
Im fürstlichen Palast.
Er irrte täglich durch den Hain
Mit einer Brust voll Ruh,
Und sah dem Spiel und sah dem Reihn
Der Dörferinnen zu.

Sah unter niederm Hüttendach
Der Schäferinnen Preis:
Und plötzlich schlug sein Herzensschlag
Wohl noch einmal so heiß.
Sie wurden drauf gar bald vertraut;
Was Wunder doch: er war
Ein Mann von Welt und wohlgebaut,
Und Röschen achtzehn Jahr'.

Sie gab, durch manchen Thränenguß
Erweichet, ihm Gehör;
Zuerst bekam er einen Kuß,
Zuletzt noch etwas mehr.

Jezt wurde, nach des Hofes Brauch,
Sein Busen plötzlich lau;
Er saß nicht mehr am Schlehenstrauch
Mit Röschen auf der Au.

Des Dorfes und des Mädchens satt
Warf er sich auf sein Roß,
Flog wieder in die Königsstadt
Und in sein Marmorschloß.
Hier taumelt' er von Ball zu Ball,
Vergaß der Rasenbank,
Wo beim Getön der Nachtigall
Sein Mädchen ihn umschlang.

Und Röschen, die auf Wiesengrün
Im Haselschatten saß,
Sah Mann und Roß vorüberfliehn,
Und wurde todtenblaß.
Mein Adelstan! ich armes Blut!
Er sah und hörte nicht,
Und drückte sich den Reisehut
Noch tiefer in's Gesicht.

Sie zupft', auf ihren Hirtenstab
Gelehnt, am Busenband,
Bis er dem Roß die Spornen gab,
Und ihrem Aug' entschwand;
Und schluchzt', und warf sich in das Gras,
Verbarg sich in's Gesträuch,
Weint' ihren schönen Busen naß,
Und ihre Wangen bleich.

Kein Tanz, kein Spiel behagt' ihr mehr,
Kein Abendroth, kein West;
Das Dörfchen dünkt ihr freudenleer,
Die Flur ein Otternnest.
Ein melancholisch Heimchen zirpt
Vor ihrer Kammerthür;
Das Leichhuhn schreit. Ach Gott! sie stirbt,
Des Dorfes schönste Zier.

Die dumpfe Todtenglocke schallt
Drauf in das Dorf. Man bringt
Den Sarg daher. Der Küster wallt
Der Bahre vor und singt.
Der Pfarrer hält ihr den Sermon
Und wünscht dem Schatten Ruh,
Der diesem Jammerthal entflohn,
Und klagt und weint dazu.

Man pflanzt ein Kreuz, mit Flittergold
Bekränzet, auf ihr Grab;
Und auf den frischen Hügel rollt
So manche Thrän' hinab.
Es wurde Nacht. Ein düstrer Flor
Bedeckte Thal und Höhn;
Auch kam der liebe Mond hervor,
Und leuchtete so schön.

Vernehmt nun, wie's dem Ritter ging!
Der Ritter lag auf Pflaum,
Um welchen Gold und Seide hing,
Und hatte manchen Traum.
Er zittert auf. Mit blauem Licht
Wird sein Gemach erfüllt;
Ein Mädchen tritt ihm vor's Gesicht,
In's Leichentuch verhüllt.

Ach! Röschen ist's, das arme Kind,
Das Adelstan berückt!
Die Rosen ihrer Wangen sind
Vom Tode weggepflückt.

Sie legt die eine kalte Hand
Dem Ritter auf das Kinn,
Und hält ihr moderndes Gewand
Ihm mit der andern hin;

Blickt drauf den ehrvergeßnen Mann,
Den Schauer überschleicht,
Dreimal mit hohlen Augen an,
Und wimmert und entweicht.
Sie zeigte, wann es zwölfe schlug,
Jezt alle Nächte sich,
Verhüllet in ein Todtentuch,
Und wimmert' und entwich.

Der Ritter fiel in kurzer Zeit
Drob in Melancholei,
Und ward, verzehrt von Traurigkeit,
Des Todes Konterfei.
Mit einem Dolch bewaffnet, floh
Er aus der Stadt, und lief
Zum Gottesacker hin, allwo
Das arme Röschen schlief;

Wankt' an die frische Gruft, den Dolch
Dem Herzen zugekehrt,
Und sank. Folg! ruft ein Teufel, folg!
Und seine Seel' entfährt.
Der Dolch ging mitten durch das Herz,
Entsetzlich anzuschaun!
Die Augen starrten himmelwärts,
Und blickten Furcht und Graun.

Sein Grab ragt an der Kirchhofmaur;
Der Landmann, der es sieht,
Wann's Abend wird, fühlt kalten Schaur
Und schlägt ein Kreuz, und flieht.
Auch pflegt er, bis die Hahnen krähn,
Den Blutdolch in der Brust,
Mit glühnden Augen umzugehn,
Wie männiglich bewußt.

---

6. Die Nonne.

Es liebt' in Welschland irgendwo
Ein schöner junger Ritter
Ein Mädchen, das der Welt entfloh,
Trotz Klosterthor und Gitter;
Sprach viel von seiner Liebespein,
Und schwur auf seinen Knieen,
Sie aus dem Kerker zu befrein,
Und stets für sie zu glühen.

„Bei diesem Muttergottesbild,
Bei diesem Jesuskinde,
Das ihre Mutterarme füllt,
Schwör' ich's dir, o Belinde!
Dir ist mein ganzes Herz geweiht,
So lang' ich Odem habe!
Bei meiner Seelen Seligkeit,
Dich lieb' ich bis zum Grabe!“

Was glaubt ein armes Mädchen nicht,
Zumal in einer Zelle?
Ach! sie vergaß der Nonnenpflicht,
Des Himmels und der Hölle.
Die, von den Engeln angeschaut,
Sich ihrem Jesu weihte,
Die schöne reine Gottesbraut
Ward eines Frevlers Beute.

Drauf wurde, wie die Männer sind,
Sein Herz von Stund an lauer;
Er überließ das arme Kind
Auf ewig ihrer Trauer;
Vergaß der alten Zärtlichkeit
Und aller seiner Eide,
Und flog im bunten Gallakleid
Nach neuer Augenweide;

Begann mit andern Weibern Reihn
Im kerzenhellen Saale,
Gab andern Weibern Schmeichelein
Beim lauten Traubenmahle,
Und rühmte sich des Minneglücks
Bei seiner schönen Nonne,
Und jedes Kusses, jedes Blicks,
Und jeder andern Wonne.

Die Nonne, voll von welscher Wuth,
Entglüht' in ihrem Muthe,
Und sann auf nichts als Dolch und Blut,
Und träumte nur von Blute.
Sie dingte plötzlich eine Schaar
Von wilden Meuchelmördern,
Den Mann, der treulos worden war,
In's Todtenreich zu fördern.

Die bohren manches Mörderschwert
In seine falsche Seele.
Sein schwarzer falscher Geist entfährt,
Wie Schwefeldampf der Höhle.
Er wimmert durch die Luft, wo sein
Ein Krallenteufel harret;
Drauf ward sein blutendes Gebein
In eine Gruft verscharret.

Die Nonne flog, wie Nacht begann,
Zur kleinen Dorfkapelle,
Und riß den wunden Rittersmann
Aus seiner Ruhestelle;
Riß ihm das Bubenherz heraus,
Recht ihren Zorn zu büßen,
Und trat es, daß das Gotteshaus
Erschallte, mit den Füßen. —

Ihr Geist soll, wie die Sagen gehn,
In dieser Kirche weilen,
Und, bis im Dorf die Hahnen krähn,
Bald wimmern und bald heulen.
Sobald der Seiger zwölfe schlägt,
Rauscht sie an Grabsteinwänden
Aus einer Gruft empor, und trägt
Ein blutend Herz in Händen.

Die tiefen hohlen Augen sprühn
Ein düsterrothes Feuer,
Und glühn, wie Schwefelflammen glühn,
Durch ihren weißen Schleier.
Sie gafft auf das zerrißne Herz
Mit wilder Rachgeberde,
Und hebt es dreimal himmelwärts,
Und wirft es auf die Erde;

Und rollt die Augen voller Wuth,
Die eine Hölle blicken,
Und schüttelt aus dem Schleier Blut,
Und stampft das Herz in Stücken.
Ein dunkler Todtenflimmer macht
Indeß die Fenster helle.
Der Wächter, der das Dorf bewacht,
Sah's oft in der Kapelle.

Johann Martin Miller,

geb. am 3. Dezember 1750 in Ulm, studirte, nachdem er durch seinen Vater, weiland Prediger und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium daselbst, eine gründliche Vorbildung erhalten, seit 1770—74 Theologie zu Göttingen, wo er dem dichterischen Jünglingsbunde angehörte und namentlich auch der Freundschaft Klopstock's und Claudius' sich zu erfreuen hatte. Nach kurzem Verweilen auf der Universität zu Leipzig, wo er mit Karl Friedr. Cramer Freundschaft schloß, kehrte er 1775 in seine Vaterstadt zurück, lernte dort Schubart, den Dichter und Herausgeber der „deutschen Chronik", kennen und schätzen, und setzte diese Zeitschrift, nach dessen auf hinterlistige Art aus Ulm bewirkten Entfernung und Einkerkerung auf dem Asberg, in edler Uneigennützigkeit zu Gunsten der Schubart'schen Familie fort, während er als Candidat und Vicar der oberen Klasse des Gymnasiums daselbst fungirte. Im Jahr 1780 wurde er Pfarrer zu Jungingen; ein Jahr später Professor in Ulm; 1783 Prediger am Münster; 1797 Professor der katechet. Theologie am Gymnasium, und später Consistorialrath und Stadtdekan. Er starb in Ulm am 21. Juni 1814.

Miller gilt als Hauptrepräsentant jener Periode der Gefühlsamkeit und Weinerlichkeit, welche, seltsam genug, mit der Sturm- und Drang-Epoche Hand in Hand ging. Wenige Schriftsteller sind mit so unglaublicher Begierde gelesen und nachgeahmt, und so sehr verspottet worden als der Verfasser des auf Göthe's „Werther" gepfropften „Siegwart" und ähnlicher elegischer Romane. „Wir mißbilligen", sagt Franz Horn, „das Letztere, denn er darf nicht die Schuld seiner unberufenen, talentlosen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernst um reine und zarte Empfindung und um die Darstellung einer keuschen, tief sehnsüchtigen Liebe, die allerdings der Thränen nicht immer entbehren kann; aber er fehlte darin, daß er dieses Gefühl nicht selten in einem Meere von Worten und wohlfeilen schwächlichen Ausrufungen ertrinken ließ." Neben der Weitschweifigkeit und weinerlichen Empfindelei waren freilich auch sein Mangel an Weltkenntniß und seine flachen einseitigen Charakterschilderungen die Träger des ihm vielfach widerfahrenen Hohnes. Seine Lieder und Elegieen haben, wo sie nicht eine allzuweichliche, alles vernünftigen Haltes entbehrende Sentimentalität, oder düstere Melancholie kund geben, manches Verwandte mit denen Hölty's, und vertreten, nebst den mehr heiterklaren Voßischen, jetzt gewöhnlich allein die Lyrik des Hainbundes. Das unten folgende Siegwartlied, mit seinem thränenstürzenden Gegreine und liebeswelken Sehnsuchtsgegirre, charakterisirt hinlänglich die Modestimmung jener fast überplatonisch schmachtenden, weibisch empfindelnden Zeit.

Er schrieb:

Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweier Liebenden. Leipzig 1776. — 2. Aufl., ebendas. 1780.

Siegwart. Eine Klostergeschichte. 2 Thle. Leipzig 1776. — 2. Aufl. 1777. (3 Thle.)

(Travestirt wurde der „Siegwart" von Friedr. Bernritter unter dem Titel: „Siegwart, oder der auf dem Grabe seiner Geliebten jämmerlich erfrorene Kapuziner. Eine abentheuerliche aber wahrhaftige Mord- und Klostergeschichte ꝛc. Der christlichen Jugend zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht und abgesungen nach dem Lied: Hört zu, ihr Junggesellen." Mannheim 1777.)

Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Ulm 1776. 77. — 2. Aufl., ebendas. 1778. 79.

Predigten für das Landvolk. 3 Bdchn. Leipzig 1776—84.

Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau. Ein Original in Briefen. 3 Bde. Leipzig 1778. 79.

Gedichte. Ulm 1783.

Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie. 2 Thle. Ulm 1785.

Drei Briefe über das schreckliche Erdbeben, das noch vor Ostern dieses Jahres, besonders im Monate Februar, erfolgen soll. Ulm 1786.

Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtleins Erlenburg. 2 Thle. Ulm 1786.

Predigten über verschiedene Texte und Evangelien ꝛc. Ulm 1790. 95.

7. Der Gärtner.

Es war einmal ein Gärtner,
Der sang ein traurig Lied.
Er thät in seinem Garten
Der Blumen fleißig warten,
Und all sein Fleiß gerieth.

Er sang in trübem Muthe
Viel' liebe Tage lang.
Von Thränen, die ihm flossen,
Ward manche Pflanz' begossen.
Hört, was der Gärtner sang!

„Das Leben ist mir traurig,
Und gibt mir keine Freud'.
Hier schmacht' ich wie die Nelken,
Die in der Sonne welken,
In bangem Herzeleid.

„Ei du, mein Gärtnermädchen,
Soll ich dich nimmer sehn?
Du mußt in dunkeln Mauern
Den schönen Mai vertrauern?
Mußt ohne mich vergehn?

„Es freut mich keine Blume,
Weil du die schönste bist.
Ach dürft' ich deiner warten,
Ich ließe meinen Garten
Sogleich zu dieser Frist!

„Seh' ich die Blumen sterben,
Wünsch' ich den Tod auch mir.
Sie sterben ohne Regen,
So sterb' ich deinetwegen.
Ach, wär' ich doch bei dir!

„Du liebes Gärtnermädchen,
Mein Leben welket ab.
Darf ich nicht bald dich küssen,
Und in den Arm dich schließen,
So grab' ich mir ein Grab!"

Christian, Graf zu Stolberg,

von der Linie Stolberg-Stolberg, der ältere des berühmt gewordenen Brüderpaars, geb. am 15. Oct. 1748 zu **Hamburg**, war der Sohn Christian Günthers G. z. St., dänischen Kammerherrn, Geheimraths und Oberhofmeisters der Königin Sophia Magdalena, von Dänemark. Er studirte 1769—74 in Göttingen wo er jener begeisterten Gesellschaft dichterischer Freunde angehörte, welche „als Schöpfer eines neuen Lebens und einer neuen Poesie" vereinigt waren. Im Jahr 1777 wurde er Amtmann zu Tremsbüttel, in der Holsteinischen Landschaft Stormarn, nachdem er schon vorher längere Zeit dänischer Kammerjunker gewesen war, und vermählte sich mit der in seinen Gedichten gefeierten **Luise**, Gräfin v. **Reventlow**, verwittweten Hofjägermeisterin von **Gramm**. 1800 legte er sein Amt freiwillig nieder und lebte seitdem als dänischer Kammerherr großentheils auf seinem Gute Windebye, bei der Stadt Eckernförde, woselbst er am 18. Jan. 1821 starb.

Außer den in seinem unvollendet gelassenen Schauspiele: „Wilhelm Tell" unter der Aufschrift: „**Chorgesänge**" eingereihten, „rein aus der Geschichte geschöpften", Romanzen, bietet Christian Stolberg wenig von Belang auf dem Gebiete der lyrischen Epik, so wie er überhaupt seinem Bruder nicht allein in dieser Gattung, sondern auch hinsichtlich vielseitiger Geistesbildung und reichblühender Phantasie nachsteht. Seine im 66. Lebensjahre (1814) veröffentlichte „**weiße Frau**, in sieben Balladen", ist in ganz unerfreuliche Manier ausgeartet und, wie **Gervinus** sich ausdrückt, „am unrechten Ort und zu übler Zeit ein Nachklang von dem Spaßton der Bürger'schen Romanzen." Seine übrigen balladenartigen Darstellungen verleiden uns zumeist materielle Sinnlichkeit, Bombast und geschwätzige Breite. Viel bedeutender ist seine, vom sanften Wiederschein der neu aufsteigenden Morgenröthe hellenischen Schöne heitlichtes umflossene Lyrik, durch eine oft anziehende milde Kraft und sorgsam gefeilte Diction. Im Allgemeinen beruht der Vorzug seiner Dichtung hauptsächlich in der zutrauensvollen Enthüllung seiner eigenen Gefühle, nicht in dem, zum Behufe dieser Enthüllung geschaffenen epischen oder dramatischen Leben, auf dessen Begründung, wenige Fälle ausgenommen, er eine nur geringe Sorgfalt verwendet zu haben scheint. — Einen eigentlichen nationalen Einfluß oder Namen hat er eben so wenig als sein Bruder gehabt, „theils weil sie (wie F. C. **Schlosser** in seiner „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten", S. 168, sehr wahr bemerkt) schon etwas über den bürgerlichen Kreis hinausgingen, theils weil sie später einen ganz andern Ton anstimmten, als früher." — Die meiste Anerkennung unter allen seinen Leistungen haben, neben seiner verdienstlichen **Uebersetzung des Sophokles**, die im Tone dieser Uebersetzung gehaltenen Schauspiele mit Chören: „**Belsazer**" und „**Otanes**" gefunden.

Von ihm:

Gedichte, (vereint mit denen seines Bruders, herausgeg. von **Heinr. Christ. Boje**). 2 Thle. Leipzig 1779. Neue Ausg., Wien 1822.
Gedichte aus dem Griechischen. Hamb. 1782.
Schauspiele mit Chören (gemeinschaftlich mit denen seines Bruders). Leipzig 1787.
Sophokles; übersetzt. 2 Bde. Leipzig 1787.
Die weiße Frau. Ein Gedicht in sieben Balladen. Berlin 1814.
Vaterländische Gedichte (von beiden Brüdern). Hamburg 1815.
Gesammelte Werke der Brüder Stolberg. 20 Thle. Hamburg 1821—26.

8. Wolfenschieß.

In des Morgens grauem Schleier
Kehrte heim zum Felsenschloß,
Wo die feile Wage schwebte,
Wo die Unschuld jammernd bebte,
Wolfenschieß *) auf seinem Roß.

Auf der Wies' am Erlenbache,
Wo sie bei dem Morgensang
Häuslich ihr Gewebe tränkte,
Sah er Adelheid, und lenkte
Schnell den Pfad zu ihr entlang.

Adelheid, der Weiber schönste:
Ros' und Lilje Wang' und Brust,
Blau ihr Auge, Krokos-Blüthen
Ihre Locken. — Plötzlich glühten
Wuth in ihm und Frevellust.

Blickte dir der jungen Frühe
Unschuld nicht in's Angesicht?
Lispelten des Seees Lüfte
Dir nicht? noch des Thales Düfte?
Sang dir Lerch' und Drossel nicht?

Ihm, dem Wüthrich? Sonn' und Sterne
Schaut nicht, Mond und Berg und See,
Der die Unschuld kränkt, die Kette
Freien schmiedet; der das Bette
Höhnt der Jungfrau und der Eh'! —

„Ha, willkommen! Nicht vergebens
Find' ich, schönes Weib! dich hier;
Mit mir in des Baches Welle
Steigst du, und der Freuden Quelle, —
Komm! — ergeußt sich mir und dir.

„Säumst du? Meines Fürsten Rechte
Sind mit seinem Schlosse mein!
Widerstrebst du mir, so fließet
Deines Mannes Blut, so schließet
Dich des Zwingers Kerker ein!"

Sprach's und warf den Mantel nieder,
Riß den Purpurwamms sich ab:
„Thue, Weib, wie ich, — enthülle
Deiner Schönheit ganze Fülle,
Komm mit mir in's Bad hinab!"

„„Ach, nicht hier im Strahl des Tages!
Weiber schmückt, wie Euch der Muth,
Zucht und Scham; die Welle webe
Mir den Schleier; Schatten bebe
Auf die still verborgne Fluth.

„„Harr' im Bade, wo das Bächlein
Schlängelnd unter Haseln schlüpft!""
Sprach's, und auf der Eile Flügel
War sie, wo ihr Mann am Hügel
Reben an die Stäbe knüpft'.

„„Komm, sei unsrer Schande Rächer!""
Wenig Worte thaten's kund;
Doch Erröthen und Erbleichen,
Thränen und des Busens Keuchen
Sprachen lauter, als der Mund.

Harre, Wolfenschieß, es nahet
Adelheid! — Des Frevlers Stahl
Hebt sie aus dem Haselschatten,
Fleht zu Gott, gibt ihn dem Gatten, —
Blutig fleußt der Bach in's Thal.

*) Wolfenschieß, ein Schloßvogt auf Roßberg in Unterwalden.

9. Ida.

Wie die Ros' im Wiesendufte,
Wie der Lenz im Morgenschein,
Blühn an thaubenetzten Höhen,
An den Strömen, an den Seeen,
Unsrer jungen Bräute Reihn.

Doch der Bräute keine blühte
So wie Ida. Thränen, bebt
Nieder auf den Espenhügel,
Wo die Ruh' auf Engelsflügel
Ueber Ida's Asche schwebt! —

Was erschallt mit lautem Jammer
In des Abends mildem Strahl?
Lowert's waldige Gestade,
Seines Seees Wellenpfade,
Hallen bis in's ferne Thal!

Ida! Ach, mit Ida's Stimme
Fleht die Klage! — Schon umschlang
Sie des Wüthrichs Arm, schon schwebte
Auf der Fluth der Kahn; sie bebte,
Flehte, weinte, seufzte, sank.

Ida, eine Morgenröthe,
Blau ihr Blick, wie Himmelsluft,
Einsam wallte sie; da rauschte
Ahnung ihr das Schilf, es lauschte
Schon der Frevler in der Kluft.

Auf des Ufers Bergen jagen
Ida's Brüder Gems und Reh;
Ihnen schallt der Klage Flehen,
Ach, sie schaun hinab, und sehen
Ida jammernd auf dem See!

In des Inselschlosses Schatten
Streift der Nachen durch das Rohr;
Starres Auges, kalt und ächzend,
Zitternd und nach Odem lechzend,
Tragen Knechte sie durch's Thor.

Eilt, ihr Jünglinge! — Sie stürzen
Hin zum Ufer; wie der Schwan
Zürnend mit gewölbten Schwingen
Durch die Wogen schäumt, so dringen
Sie zur Rach' im schnellen Kahn.

Athemlos im goldnen Schleier
Ihres Haars, das niederfloß,
Lag sie in des Wüthrichs Halle,
Der die wilde Wuth im Schalle
Schneller Tritte laut ergoß.

Von der Brüder Speer getroffen,
Sank er; seine Häscher flohn. —
Flüche aus des Schlosses Trümmern
Schwirr'n wie Fledermäuse, wimmern
Mit des Uhu's Klageton.

Ida, Angst und Jammer brachen
Dir dein Herz! — Sie hob den Blick,
Als sie ihre Brüder hörte,
Und mit Himmelsruhe kehrte
Zu den Engeln sie zurück.

Seine Braut im Tode sah ihr
Jüngling nicht, der ferne war.
Einsam kniet' in heil'ger Zelle
Jetzt an der geweihten Stelle,
Wo sie starb, er am Altar.

---

10. Die Heldinnen von Zürich.

Sanft im Schooß des Thalgefildes,
Zwischen See und Weingebirg',
Unterm Schutz des Bürgerschildes,
Ruht die Alpentochter Zürch.

Ihrer Freiheit Segen — saget,
Was wohl mehr zu Herrscherlust
Reizt den Wurm, der rastlos naget
In des Uebermächt'gen Brust? —

Ihres Segens Füll' erhitzte
Albrechts Durst. — Schon stäubte Kies
Unter Sohl' und Huf, schon blitzte
Wiederstrahlend Helm und Spieß.

Zahllos stürmten Mannen, Ritter,
Gegen Zürch; der Berge Haupt
Dräuend, flammend, wie Gewitter,
Deckt ein Heer, das sengt und raubt.

Höhnend schaun auf unsrer Freien
Kleine Bürgerschaar herab
Sie, die Wahnberauschten; weihen
Unsrer Freiheit schon das Grab!

Was vermag dein Häuflein, gute
Zürch, für Weib und Kind und Herd,
Wenn's geopfert liegt im Blute
Morgen durch der Menge Schwerd?

Gott und Zürch! *) uns täuscht der Glaube
Unsrer Loosung nicht, ist Bürg'
Unsrer Rettung! Komm' und raube
Ihn uns Albrecht! Gott und Zürch!

Leis' im Frauenkreise flüstert
Bei der Kunkel guter Rath;
Von der Dämmrung Hüll' umdüstert,
Eilen Dirn' und Weib zur That:

*) Gott und Zürch! Die Loosung in der belagerten Stadt; eine Thatsache.

Eilen in das Zeughaus, wählen
Wehr und Rüstung jede flugs;
Männerschmuck und Waffen hehlen
Täuschend schlanken Weiberwuchs.

Unterm Helm empörend, wallend
Thürmt sich Lock' und Flechtenkranz;
Hell vom blanken Harnisch prallend
Strahlt ihr Bild im Heldenglanz.

Sträubend drängt die weiche, warme
Brust sich in den kalten Stahl;
Schwert am Gürtel, Schild am Arme,
Gehts hinab vom Waffensaal.

Schimmernd in der Morgenröthe
Purpur, bei der Fahne Wehn,
Zieh'n sie; Sang und Horn und Flöte
Hall'n in's Thal und auf die Höhn.

Sagt Heldinnen, sagt, belebte
Männermuth das zarte Herz
Umgezaubert? Oder bebte
Zitterlaub euch unterm Erz? —

„Mags doch, wie an's Ei das Täubchen
Pickt, geklopft uns haben! — Sei's! —
Raubt der Helm, und gibt das Häubchen
Weiblichkeit, des Weibes Preis? —

Jene bebten mehr! Im Heere
Zagt die Furcht: schon wähnt sie, Bern
Send' uns ihre Jugend, mehre
Unsre Kraft, die Heldin Bern.

Ha, sie bebten mehr! Sie kriegten
Nicht mit uns, es schwieg ihr Drohn.
Weiber kamen, sahen, siegten!
Stolze Fürstenheere flohn." *)

*) Obige drei Romanzen sind in der Originalausgabe der „gesammelten Werke der Brüder Stolberg" unter der Aufschrift: „Chorgesänge aus einem im Jahr 1787 gedichteten Schauspiele: Wilhelm Tell" mitgetheilt.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg

war am 7. November 1750 zu Bramstedt im Holsteinischen geboren. Nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet, machte er mit seinem Bruder eine größere Reise, wurde dann dänischer Kammerjunker in Kopenhagen und 1777 fürstbischöflich lübeckischer bevollmächtigter Minister daselbst. Im Jahre 1782 vermählte er sich mit Agnes v. Witzleben, welche 1788 starb; ging 1789 als dänischer Gesandter nach Berlin, wo er 1790 mit der Gräfin Sophie v. Redern ein Ehebündniß schloß; wurde 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin, und bereiste in demselben Jahre die Schweiz und Italien. Diese Reise, vielleicht auch nebstbei der frühzeitige Tod seiner vielfach gefeierten Agnes, war nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf seine spätere religiöse Richtung. Im Jahr 1800 legte er seine Aemter nieder und trat zu Münster mit seiner ganzen Familie, die älteste Tochter ausgenommen, zur römisch katholischen Kirche über. Dieser ganz unerwartete Schritt des früher (vor 1788) keineswegs für glaubensstark gehaltenen, obwohl späterhin streng orthodox aufgetretenen Luthe-

raners erregte das Erstaunen des ganzen protestantischen Deutschlands und entfremdete ihm viele seiner intimsten Freunde, zu welchen namentlich Voß gehörte, der noch 1819 im „Sophronizon“ („Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“) die schärfste und bitterste Lauge des Tadels über ihn ausgoß und dadurch in der öffentlichen Meinung die grassirende Vorliebe für das Mittelalter bedeutend herunterstimmte. Er lebte nun längere Zeit, dem Kreise der Fürstin Gallitzin angehörend, zu Münster, wo er sich hauptsächlich mit seiner „Geschichte der Religion Jesu Christi“ beschäftigte, die „weder den kritischen Ansprüchen Niebuhr's, noch auch den katholischen Friedr. Schlegel's genug that“, aber den Beifall des Papstes in so hohem Grade hatte, daß dieser sie in's Italienische übersetzen ließ. Seit 1812 zu Tatenfeld, bei Bielefeld, domizilirend, zog er sich endlich auf sein Gut Sondermühlen, bei Osnabrück, zurück und starb daselbst, nachdem er kurz zuvor ein „Büchlein von der Liebe“ geschrieben, in welchem er den Thomas a Kempis nachahmen wollte, am 6. Dezember 1819.

* * *

Zur Zeit einer neueren Wiederbegründung der Volksdichtung, in der die Stolberge, und namentlich Friedrich Leopold, zugleich mit Bürger so erfreulich wirkten, war die Ballade die Wegweiserin zu ächtem volksthümlichem Gesange, und unser Dichter hat ihr, wie Allem, dem er sich hingab, ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen gewußt. Seine Balladendichtung hat etwas romantisch Großartiges, ritterlich Imposantes, das auch auf die leichteren oder kleineren Romanzendichtungen einen ähnlichen Charakter übertrug. Manches in diesen Poesieen ist voll Kraft, Adel des Gefühls, Leben und zarter Rührung, wahrhaft vaterländisch edel. Im Uebrigen aber hat ihm ein einseitiges Bewundern und Studieren der Antike viel geschadet. Dahin rechnet Franz Horn seine „Pferderückenbrecher-Worte, sein vornehmes Herabschauen, wo ihm und allen Neueren Hinaufschauen geziemt, seine Anläufe zur Begeisterung, sein athemloses Schreien: sie ist da! die Begeisterung da! u. s. w.“ Originell und voll kräftiger Gesinnung sind seine ernstsatyrischen „Jamben“; sie gehören mit zu seinen verdienstlichsten Leistungen. Sein idyllisches Gedicht „die Insel“, in Form eines platonischen Gesprächs einen Staat darstellend, wie er dem Dichter als Ideal der Vollkommenheit vorschwebte; seine Schauspiele, unter denen „Theseus“ voll der größten lyrischen Glanzpunkte; seine Uebersetzungen der Iliade, und besonders einiger Tragödien des Aeschylos, welche die philologische Würdigung so zu sagen überlebt haben, und sein „Leben Alfred's des Großen“, in gründlicher und gewandter Behandlung sich an die besseren vaterländischen Werke der Art anreihend, können hier nur beiläufig erwähnt werden.

Zur Vervollständigung dieser charakterisirenden Andeutungen diene noch, was A. F. C. Vilmar in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur (Marburg 1846)“ von ihm sagt: „Fr. Leopold v. Stolberg's Oden und Hymnen haben zum Theil mehr plastische Wahrheit, als Klopstock's, und seine Lieder mehr Einfachheit der Empfindung, wiewohl ein gewisses Haschen nach Effekt und sogar ein falsches Pathos darin unverkennbar sind; manche Naturschilderungen sind vortrefflich. Er ist übrigens der Erste, welcher von dem thörichten Bardenspuk Klopstock's abfiel und in das wirkliche deutsche Alterthum zurückkehrte, so daß er als ein Vorläufer der späteren romantischen Schule betrachtet werden muß. Berühmter als durch seine Gedichte, deren nur noch wenige heut zu Tage allgemein bekannt sind, ist er durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche geworden, welcher von den modernen Literaturhistorikern mit der banalen Phrase „Abfall von dem Geiste der Freiheit“ bezeichnet wird. Es mag hier genug seyn zu bemerken, daß Friedr. Leopold Stolberg derjenige unter den Göttinger Dichtern war, welcher das christliche Element Klopstock's in sich aufnahm und pflegte, von welchem die übrigen mehr und mehr abfielen, und welches zuletzt als ein ausgesprochenes in der Dichtung völlig erlosch. Darum fühlte sich sein Dichtergemüth mehr und mehr vereinsamt: auf dem Wege der blos subjektiven christlichen Begeisterung Klopstock's und Lavater's konnte die festere Seele Stolberg's keine Befriedigung finden, und die objektiven Grundlagen der evangelischen Kirche waren damals so sehr verschüttet, daß man es St. nicht allzuhoch anrechnen darf, wenn er nicht mit dem gehörigen Ernste und Fleiße nach diesem suchte, ja, daß er es wohl aufgab, dergleichen zu finden, ohne gesucht zu haben.“ (Vergl. dagegen über ihn Gervinus „Historische Schriften“, Bd. VI. S. 51 fg.)

Von ihm:

Homers Ilias, übersetzt. Flensburg und Leipzig 1778. 81. 2 Thle.
Gedichte. Leipz. 1779. Ebend. 1821 u. Wien 1821.
Jamben. Leipzig 1784.
Schauspiele mit Chören. Ebend. 1787.
Die Insel. Ebend. 1788.
Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien, in den Jahren 1791—92. Königsberg 1794. 4 Thle.
Die Westhunnen. Eutin 1794.
Platon's auserlesene Gespräche, übersetzt. Königsberg 1796—97.
Vier Tragödien des Aeschylos, übers. Hamburg 1802.
Ossian's Gedichte, übers. Hamb. 1806. 3 Thle.
Geschichte der Religion Jesu Christi. Hamb. 1806—18. (Fortges. von F. v. Kerz.) 15 Thle.
Leben Alfred des Großen, Königs in England. Münster 1816.
Drei kleine Schriften. Münster 1818.
Betrachtungen und Beherzigungen der heil. Schrift. Hamb. 1819—21. 2 Thle.
Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Hofrath Voß. Hamb. 1820.
Ein Büchlein von der Liebe. Hamburg 1821. 3. Ausg.
Gesammelte Werke der Brüder Stolberg. Hamb. 1821 fg. 20 Bde.

---

11. Rudolf.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf's, den die Schlacht erfreute,
Rudolf's, welchen Frankreich scheute,
Und der Sarazenen Schwarm.

Er, der Letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall!
Zwischen moosbewachsnen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern,
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wann der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn.

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand;
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß:
„Albrecht, nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!“
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche flohn in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang von leiser Ahnung, spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt — und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

---

12. Die Büßende.

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seid,
Eine Mähr aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter sonder Glimpf
Rächte seines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuschheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittersmann von weiten,
Der zum Kaiser sollte reiten,
Von Navarra's Fürst gesandt,
In das heil'ge deutsche Land.

Einst da Strom und Nachtwind brauste,
Und sein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutscher Ritter hauste,
Dessen Hof der Sturm durchsauste,
Und der Ulmen Haupt zerzauste;
Freudig leitet er sein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

Laut klopft er an's Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erstarrt;
Denn des Winters Frost war hart.
Bald erschienen edle Knappen,
Forschten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten seinen treuen Rappen,
Führten dann bei Fackelschein
Ihn in den Palast hinein.

Herzlich, nach der Deutschen Weise,
Ging auf ihn der Deutsche zu:
„„Komm, geneuß bei mir der Ruh
Nach der schweren Winterreise,
Und erquicke dich mit Speise!
Sieh, es glänzt von Reif und Eise
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch ist deine Hand erstarrt.““

Bei der krummen Hörner Schalle
Führt' er den erfrornen Mann
Einen Windelsteig hinan
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter standen alle
Aus gegossenem Metalle,
Schön gewappnet, ohne Zahl,
In dem ungeheuren Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und schon sitzen sie am Tisch.
Unsre Helden trinken frisch
Aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokaier gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welscher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre sich,
Stumm und langsam, feierlich,
Kommt ein Weib in schwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geschmuck und Seide,
Abgehärmt von bitterm Leide,
Mit geschornem Haupte, — schön
Wie der blasse Mond zu sehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer; er ward blaß;
Ihm entsank ein Doppelglas,
Und er zweifelte, ob Leben
Wär' im Weibe, ob sie schweben,
Senken oder sich erheben
Würde, ein Gespenst der Nacht,
Das in grausen Stunden wacht.

Aber näher kam sie ihnen,
Setzte nun sich an den Tisch,
Aß zween Bissen Brod und Fisch,
Und sie schellte; da erschienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt sie; er versteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und schon hält er in der Linken
Einen Schädel, spült ihn rein,
Gießet Wasser dann hinein,
Hält's ihr schweigend dar zu trinken;
Ach! sie läßt die Augen sinken,
Sieht den nassen Schädel blinken,
Starret vor sich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

„Ich beschwöre dich, zu sagen,"
Hub der fremde Ritter an:
„Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannst du mit diesen Plagen
So sie martern? Wie ertragen
Ihrer Thränen stumme Klagen?
Sie ist schön, wie Engel sind,
Und geduldig, wie ein Kind."

„„Fremdling, sie ist schön! Ich baute
Auf die Schönheit all mein Glück,
Labte mich an ihrem Blick,
Wenn sie bei der sanften Laute
Fromm und liebend auf mich schaute.
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifel ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre schönen Augen logen!
Wer ergründet Weibessinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat sie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu'
Blieb sich immer gleich und neu!

Als ich einst von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da sah mein erster Blick,
Der sie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm sich;
Doch ihn traf der Todesstich!

Aber sie fiel mir zu Füßen,
Flehend: ‚Herr, erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eisen möcht' ich küssen,
Das da soll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugesellt!' —

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seele noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und fachte
Meines Zornes Gluth; ich sprach:
Büßen sollst du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben;
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du führst zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben
Magst du nach dem Heile streben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angst und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!

Da thät ich ihr Haupt bescheeren,
Nahm ihr Gold und Edelstein,
Hüllte sie in Trauer ein,
Ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen sie verzehren,
Magst du von ihr selber hören.
Fasse dich und folge mir
Hier durch diese Seitenthür!"" —

Und er führt' ihn eine lange,
Steile, dunkle Trepp' hinab.
„Ach! du führst mich in ein Grab!"
Rief der Ritter, und ward bange.
„„Graut dir schon vor diesem Gange?
Aber horch dem leisen Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt sie ihren Bußgesang. —

Halt! Nun sind wir an der Schwelle!""
Rief der Deutsche, stieß an's Schloß;
Rasselnd sprang die Feder los,
Und sie sahn sie in der Zelle.
Von den Augen stürzt die helle,
Gottgeweihte Thränenquelle,
Fließet aus zerknirschtem Sinn
Auf das off'ne Psalmbuch hin.

„Ach! wie ist ihr Schicksal bitter!"
Ruft der Gast, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
Der gestrenge deutsche Ritter.
Wie getroffen vom Gewitter
Sieht er hinter einem Gitter, —
O, wer hätte das geglaubt? —
Ein Gerippe sonder Haupt!

Als der Fremdling sich ermannte,
Sprach der Deutsche: „„Sieh den Mann,
Der dies Weib hier liebgewann,
Erst für sie im Stillen brannte,
Dann sein Feuer ihr bekannte,
Den sie ihren Trauten nannte,
Der mit seiner Frevelthat
Mir mein Bett beschimpfet hat!

Das ist nun ihr größtes Leiden,
Daß sie ihren Ehemann,
Der solch Leid ihr angethan,
Muß beständig um sich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonst, nun möcht' sie gern ihn meiden;
Doch sie sieht ihn, und beim Mahl
Ist sein Schädel ihr Pokal.'" —

Ehe sie das Weib verlassen,
Wünscht der Fremdling ihr Geduld
Und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen
Mit gesenktem Blick und blassen
Lippen: ‚Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd ist Recht geschehn!' —

Freundlich wünschte sie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
Den Navarrer; sie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in sein Zimmer,
Bang und kummervoll durchwacht
Er die lange Winternacht.
Ach! er sah ihr Bildniß immer,
Wie sie bei der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer
Ward wohl je ein Weib gesehn,
Das so elend war und schön.

Bei der goldnen Morgenröthe
Thät er seine Rüstung an,
Ging hinein zum deutschen Mann,
Nahm ihn bei der Hand und flehte,
Daß er, eh' der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette.
Sprach es, schwang sich auf sein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne sank
Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben allen Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
Sang den frommen Bußgesang
Täglich bei der Laute Klang.

Endlich rührt' ihr leises Stöhnen
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderin
Jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er ließ sein hartes Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen,
Nahm sie in sein Bett von Neuen,
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart. —

Unsre Frauen zu belehren,
Hab' ich solches kund gemacht,
Und in saub're Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.

Johann Heinrich Voß,

geboren den 20. Februar 1751 zu Sommersdorf, unweit Wahren, im Mecklenburgischen, wo damals sein Vater Pächter war, empfing in dem Städtchen Penzlin bis zum 14. Jahre den ersten Unterricht. Im Frühling 1766 kam er in die Schule zu Neubrandenburg, und zwar wegen seiner Vorkenntnisse im Griechischen und Hebräischen, die er ohne Beihülfe eines Lehrers sich erworben, sofort in die oberste Klasse. Um die Universität Halle beziehen zu können, sah er sich bei der Armuth seines Vaters genöthigt, Hauslehrer bei dem Herrn von Oerzen in Ankershagen, einem alten meklenburgischen Schlosse, zu werden. Im Herbst 1769 trat Voß diese Stelle an, wo er sich so viel zu ersparen hoffte, um nach Halle gehen zu können und als Lehrer am dortigen Waisenhause sich fortzuhelfen. Der hier gepflogene Umgang mit Brückner, einem wackern Landgeistlichen in der Nähe von Ankershagen, der auch als anmuthiger Idyllendichter nicht unbekannt geblieben, wirkte wohlthätig auf den Jüngling und ermunternd hinsichtlich seiner poetischen Bestrebungen. Er wandte sich nun mit einigen poetischen Beiträgen an Kästner nach Göttingen, den vermeintlichen Herausgeber des göttingischen Musenalmanachs, und kam dadurch mit Boie in Verbindung, der ihn nach Göttingen einlud. Statt nach Halle zu gehen, entsprach Voß zu Ostern 1772 dieser Aufforderung, durch die Aussichten bestimmt, welche ihm der bemittelte und einflußreiche Boie dort eröffnete. Durch ihn erhielt er aus Hannover auf zwei Jahre den Freitisch, freie Collegia und Erwerb durch ziemlich einträgliche Lehrstunden. Bald lernte er Hölty kennen und durch ihn Bürger und Miller, und so entstand jener berühmte Dichterbund, dessen Seele Voß wurde. Eigentlich zum Prediger bestimmt, widmete er sich gleichwohl fast ausschließlich philologischen Studien. Er wurde Mitglied des Heyne'schen Seminars, fand aber hier so wenig Befriedigung seiner Wißbegierde oder Erweiterung seiner Kenntnisse, daß seine Besuche des Seminars immer seltener wurden. Literarische Mißverständnisse, und mehr noch die oft unglimpflich ausgesprochenen Urtheile über das eigenthümliche Leben und Weben jenes Dichterkreises, scheinen auch viel dazu beigetragen zu haben. Als er 1774 eine Reise zu Klopstock und zu Boie's Eltern nach Flensburg gemacht hatte, wurde er nebst Hölty aus der Liste der Seminaristen gestrichen. Dies gab den ersten Grund zu seinen späteren Mißverhältnissen mit Heyne, die Lichtenberg, als dessen Kampfgenosse, noch vermehrte. Nach beendigten Studien zog Voß um Ostern 1775 nach Wandsbeck, lebte dort mit Claudius und andern gleichgesinnten Freunden bis zum Jahre 1778, zum Theil auch in Ham-

burg und Altona verweilend, und verheirathete sich, im Vertrauen auf den schon in Göttingen herausgegebenen und hier fortgesetzten Musenalmanach und seine Verdeutschung der Odyssee, im Sommer 1776 mit Boie's jüngster Schwester. Eine Schulstelle in Hamburg zu erlangen, war ihm mißlungen; doch wurde er 1778 Rector zu Otterndorf im Hannöver'schen. Hier hatte er, in Folge einer Ankündigung seiner Uebersetzung der Odyssee im deutschen Museum, insbesondere wegen der Rechtschreibung der alten griechischen Namen, die Voß nach der Erasmischen Aussprache schrieb (z. B. Häbä, Thäbä, statt Hebe, Thebe), bittere und bis zur Persönlichkeit gehende Angriffe zu bestehen von dem sarkastisch-witzigen Lichtenberg (in der Schrift: „Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe, oder über beh, beh und bäh, bäh."), gegen welchen 1782 die „Ailuromachie, oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine" erschien.

Anhaltende Marschfieber machten ihm diesen Aufenthaltsort lästig; 1782 ging er als Rector nach Eutin, damals Residenz des Fürstbischofs von Lübeck, der ihn 1786 zum Hofrath ernannte. Gesundheitsrücksichten bei allzu eifrig fortgesetzten philologischen und poetischen Arbeiten bestimmten ihn endlich (1802), sein Schulamt niederzulegen. Er begab sich nun, nachdem ihm der Fürst Peter Friedr. Ludw. von Holstein-Gottorp eine lebenslängliche, an keinen Ort gebundene, Pension zugesichert hatte, nach Jena, wo er einige Jahre, ganz dem wissenschaftlichen Kunstleben angehörend, privatisirte. Einen 1804 erhaltenen ehrenvollen Ruf nach Würzburg zur Stiftung eines philologischen Seminars, lehnte er, jenes Schulplanes wegen, ab. Ein Jahr später übersiedelte er nach Heidelberg, wohin ihn der Großherzog Carl Friedrich von Baden zur Mitwirkung für die erneuete Universität, ohne bestimmtes Amt, mit einem ansehnlichen Jahrgehalt berufen hatte. Hier, nach fast ein und zwanzigjähriger, auch im höheren Alter rastloser Thätigkeit für Bereicherung der vaterländischen schönen Literatur, für allgemeine Menschenveredelung und Beschirmung der Gerechtsame der Menschheit und der Vernunft, starb er am 29. März 1826.

* * *

Vossens Dichterstärke ist die Idylle, in einem zum Theil theokritischen, zum Theil homerischen Style, aber nichts desto weniger kerndeutsch, und weit entfernt von läppischer Idealität. Mit dem balladen- oder romanzen- oder mährchenartigen epischen Volksliede hatten sein antiromantischer, zum Antiken sich entschieden hinneigender Geschmack, und seine unter Aufsicht eines prüfenden Verstandes stehende Phantasie wenig zu schaffen. Dagegen schlagen die aus dem Niveau seiner Subjectivität sich erhebenden lyrischen Gedichte den gemüthlich freudigen Volkston oft national-charakteristisch an, und zeichnen sich, bei fester und bestimmter Form, durch Empfindung, männliche Kraft, Neuheit und Hoheit der Ansicht und Entschiedenheit der Gesinnung vor gar vielen aus. In der Poesie der Ode sind Klopstock und Ramler seine Muster geblieben.

Ueber unseren Dichter läßt dessen berühmter Landsmann F. C. Schlosser seine gewichtige Stimme („Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten." Bd. IV. S. 169 ff.) also vernehmen:

„Voß nahm von seinen Alten und vom Homer nicht das Dunkle, sondern das Klare, daher seine Abneigung gegen den Orient und sein heiterer Blick in's Leben. Er paßte seine Lieder und Idyllen ganz dem Kreise an, in dem er lebte, dessen Einfalt er auch, als er später reich genug war, um ihn glänzender zu machen, beibehielt, weil er in seinem und seiner Freunde Leben seine Idylle sah. Jeder von uns, der in diesen Kreis trat und lebte, verstand ihn daher vollkommen, Andere nannten das Bürgerprosa. Voß ward daher von einem Theile des Volks, besonders von dem, der, als späterhin Kreuz- und Quersprünge und Seiltanzen für Genialität galten, weder romantisch noch humoristisch wurde, verehrt und vergöttert, während er von den Genialen im Volke verachtet ward. Man erkannte weder von der einen, noch von der andern Seite, daß er, weil ihm die eigentliche Philosophie, d. h. alles Streben, das innere Wesen der Dinge zu ergründen, fremd war und blieb, weder über die mittlern Höhen der Poesie sich erheben, noch den poetischen, symbolischen und philosophischen Geist des Christenthums würdigen könne, daß er aber darum nicht weniger in seiner Sphäre groß sei, nur mußte er auch innerhalb derselben bleiben.

Was man übrigens auch immer von Voß' Dichterfähigkeit halten mag, seine Wirkung auf unsere Nation, die jeder von uns im vorigen Jahrhunderte bemerkt, wenn auch nicht, wie wir, erfahren hat, bleibt darum doch dieselbe und nur von dieser haben wir hier zu reden, wo die Aesthetik nicht in Betracht kommt. Mag man nämlich Voß als Dichter loben, oder wie Viele gethan haben, hart schelten, mag man, wie in unserer Jugend allgemein geschah, seine Auffassung und Schilderung des Lebens in Gedichten und Idyllen als die wahre und ächte anerkennen, oder, wie seit der Zeit der transcendentalen Philosophie und ihrer Töchter, der Romantik und der Genialität, Sitte ward, als prosaisch und bäurisch verachten, das historische Resultat derselben bleibt als Thatsache unläugbar. Er söhnte die mittleren Stände, die Familien mit sehr mäßigem Einkommen, durch die süße Täuschung einer Gattung Poesie, die ihren Verhältnissen angepaßt war, mit ihrem Schicksale aus, er lehrte sie den anscheinend ärmlichen Genuß idealisch erhöhen und eine harte Entbehrung durch eine Spannung des Gefühls und einen Ausdruck, den man freilich Sentimentalität schalt und als kleinstädtisch belächelte, sich und den Ihrigen nach Campe's und Salzmann's Anweisung versüßen. Das Leben ward leichter und heiterer durch die der Prosa desselben näher gebrachte Poesie, dadurch ward einer höhern Art von Dichtung der Weg eher gebahnt, als versperrt. Ein Irrthum war es, daß Voß mit einem eben so ausschließenden Trotz, als seine Gegner gegen ihn übten, nicht zugeben wollte, daß für ein bewegteres und vielseitigeres Leben als das, welches er Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen, eine ganz andere Art von Dichtung gehöre, als die seinige; er kämpfte daher oft mit Windmühlen.

Die Gedichte, denen Voß seinen ersten Ruhm verdankte, und auch sogar noch später seine Luise, hatten nur einen bedingten Werth; dagegen erwarb er sich durch seine Uebersetzung der beiden großen Heldengedichte Homers um die deutsche Sprache und um die Dichtkunst unserer Nation unsterbliches Verdienst auf einem Felde, wo nach ihm alle Andern nur eine Nachlese mehr halten konnten. Voß leistete durch seine Uebersetzung in Beziehung auf Sprache, Verskunst und Denkungsart seiner Nation Aehnliches mit dem, was Luther durch seine Bibelübersetzung geleistet hatte, weil sein Sinn dem homerischen eben so verwandt war, als Luther's Geist dem der Propheten und Apostel &c. Der zahlreichen andern Uebersetzungen, die Voß später arbeitete, gedenken wir nicht, weil sie mit dem Erwachen der deutschen Nation zu einem neuen Leben nichts zu thun haben, und davon ist hier allein die Rede. Ein Umstand darf jedoch nicht übersehen werden, wenn man glaubt, daß in vielen der spätern Uebersetzungen der Gelehrte den Dichter verdrängt

oder doch bedrängt habe. Die Nation hatte seit der Zeit der Musenalmanache Originaldichter erhalten, es war daher für den Uebersetzer des Homer eine würdige Aufgabe, unsere Sprache bildsamer zu machen, zu versuchen, was sie vermöchte, und zugleich der Verflachung des Studiums der Alten, welches Heyne's Schüler zu leicht nahmen, entgegen zu arbeiten." —

H. Heine soll hier auch mitsprechen. Er schreibt in seiner „Romantischen Schule," S. 57 fg.): „Voß hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantischen Poeten zupften beständig an seinem Lorbeer, und spöttelten viel über den altmodischen ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal sogar plattdeutscher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe besungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, sondern einen schlichten protestantischen Pfarrer und seine tugendhafte Familie zu Helden seiner Dichtungen wählte, und der so kerngesund und bürgerlich und natürlich war, während sie, die neuen Troubadouren, so somnambülisch kränklich, so ritterlich vornehm und so genial unnatürlich waren. — Voß hatte schon vor Entstehung der neuen (romantischen) Schule den Homer übersetzt, jetzt übersetzte er, mit unerhörtem Fleiße, auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums; während Herr A. W. Schlegel die christlichen Dichter der romantisch-katholischen Zeit übersetzte. Beide Arbeiten wurden bestimmt durch die versteckt polemische Absicht: Voß wollte die klassische Poesie und Denkweise durch seine Uebersetzungen befördern, während Herr A. W. Schlegel die christlich-romantischen Dichter in guten Uebersetzungen dem Publikum, zur Nachahmung und Bildung, zugänglich machen wollte. Der Antagonismus zeigte sich sogar in den Sprachformen beider Uebersetzer.— Aber was eben den Voß so gewaltig auszeichnete, das ist die Kraft, womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte, und er kämpfte nicht bloß mit der deutschen Sprache, sondern auch mit jenem jesuitisch aristokratischen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutschen Literatur sein mißgestaltetes Haupt hervorreckte; und Voß schlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutscher Schriftsteller, welcher als einer der bittersten Gegner von Voß bekannt ist, nennt ihn einen niedersächsischen Bauern. Trotz der schmähenden Absicht ist doch diese Benennung sehr treffend. In der That, Voß ist ein niedersächsischer Bauer, so wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevalereske, alle Courtoisie, alle Graziösität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, starkmännlichen Volksstamme, dem das Christenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der sich erst nach drei verlornen Schlachten dieser Religion unterwarf, der aber immer noch, in seinen Sitten und Weisen, viel nordisch-heidnische Starrheit behalten, und in seinen materiellen und geistigen Kämpfen so tapfer und hartnäckig sich zeigt, wie seine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in seiner Polemik und in seinem ganzen Wesen betrachte, so ist mir, als sähe ich den alten einäugigen Odin selbst, der seine Asenburg verlassen, um Schulmeister zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holsteinern die lateinischen Deklinationen und den christlichen Catechismus einstudirt, und der in seinen Nebenstunden die griechischen Dichter in's Deutsche übersetzt und von Thôr den Hammer borgt, um die Verse damit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühsamen Geschäfts überdrüssig, den armen Fritz Stolberg mit dem Hammer auf den Kopf schlägt" u. s. w.

Schriften:

d'Alemberts Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen ꝛc. übers. Leipz. 1775.

Untersuchungen über Homers Leben und Schriften. Aus d. Engl. d. Blackwell übers. Leipz. 1776.

Göttinger Musenalmanach 1776—1800.

Homers Odyssee. Hamb. 1781.

Die Tausend und Eine Nacht; arabische Erzählungen; aus dem Französischen des Anton Galland. Bremen 1781—85. 6 Bde.

Gedichte. Hamb. 1785. 95. 2 Bde.

Des Publius Virgilius Maro Landbau. Vier Gesänge, übersetzt und erklärt. Eutin und Hamb. 1789.

Ueber des Virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung. Altona 1791.

Homers Werke. Königsb. 1793. 4 Thle; 2te verbesserte Ausg. ebendas., 1801. — 6te ebendas. 1833. 2 Thle. — Stereotyp-Ausg., ebendas. 1839. — Ausg. in 1 Bd. Ebend. 1840.

Mythologische Briefe (zuerst in Wielands „deutschem Mercur" 1794, und in Hennings „Genius der Zeit" 1794). Königsberg 1794. 2 Bde. — 2te Aufl., Stuttg. 1827. 3 Bde. (Bd. 4 und 5: Myth. Forschungen aus dem Nachlaß von Voß, herausgegeben von H. G. Brzoska. Leipzig 1834.)

Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. Königsberg 1795. 98. 1801. — Vollendete Ausg.: Tübingen 1807, u. öftere Ausgaben bis 1838.

Des Publius Virgilius Maro ländliche Gedichte, übersetzt und erklärt. Altona 1797—1800. 4 Bde.

Verwandlungen des Publ. Ovidius Naso. Berl. 1798. 2 Thle. — 3te Aufl., Braunschw. 1822.

Des Publ. Virgilius Maro Werke. Braunschweig 1799. 3 Bde. — N. A., ebendas. 1821.

Idyllen. Königsb. 1800. 1802.

Sämmtliche Gedichte. Ebend. 1802. 6 Bde. — Ausg. der letzten Hand. 1825. 4 Thle. — Ausg. in Einem Bde.: Sämmtliche poetische Werke besorgt von Abraham Voß. Leipzig 1835.

Zeitmessung der deutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegieen. Ebend. 1802 u. ö.

Des Quintus Horatius Flaccus Werke. Heidelb. 1806. 2 Bde. — 2te Ausg. 1820.

Hesiods Werke und Orpheus der Argonaut. Heidelb. 1806.

Theokrit, Bion und Moschus. Stuttg. 1808.

Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe (an Herrn v. Knebel gerichtet; zuerst im Morgenbl. für gebild. Stände 1808.) Mannh. 1809.

Albius Tibullus und Lygdamus, übersetzt und erläutert. Stuttgart 1810.

Abriß meines Lebens. Rudolstadt 1818.

Shakespeare's Schauspiele von J. H. Voß und dessen Söhnen Heinrich und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Leipzig 1818—19. 3 Bde. Bd. 4 — Bd. 7. Abthl. 1. Stuttg. 1820—26.

Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? beantwortet (in H. E. G. Paulus' „Sophronizon", Bd. 1. H. 3. 1819).

Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse. Stuttgart 1820.

Aristophanes. Braunschw. 1821. 3 Bde.

Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen, übersetzt und erklärt. Stuttgart 1824.

Antisymbolik (gegen Creuzers berühmte „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen"). Stuttg. 1824—26. 2 Thle.

Hymnus an Demeter. Heidelb. 1827.

13. Der Freier.

Das Mägdlein, braun von Aug' und Haar,
Kam über Feld gegangen;
Die Abendröthe schien so klar,
Und Nachtigallen sangen;
Ich sah und hörte sie allein.
Dalderi, daldera, das Mägdelein
Soll mein Herzliebchen seyn!

Ein Röckchen trug sie dünn und kurz,
Und leichtgeschnürt ihr Mieder;
Es weht' ihr Haar, es weht' ihr Schurz
Im Weste hin und wieder;
Die Strümpfe schienen weiß und fein.
Dalderi, daldera, das Mägdelein
Soll mein Herzliebchen seyn!

Die bunte Kuh, gelockt mit Gras,
Kam her vom Anger trabend;
Und als das Mägdlein melkend saß,
Da bot ich guten Abend,
Und schielt' in's Busentuch hinein.
Dalderi, daldera, das Mägdelein
Soll mein Herzliebchen seyn!

Sie nickte mir mit holdem Gruß;
Da ward mir wohl und bange,
Und herzhaft drückt' ich einen Kuß
Auf ihre rothe Wange,
So roth, so roth wie Abendschein.
Dalderi, daldera, das Mägdelein
Soll mein Herzliebchen seyn!

Ich half ihr über Steg und Zaun
Die Milch zu Hause bringen,
Und gegen Ungethüm und Graun
Ein Schäferliedchen singen;
Denn dunkel war's im Buchenhain.
Dalderi, daldera, das Mägdelein
Soll mein Herzliebchen seyn!

Die Mutter schalt: „So spät bei Nacht?"
Da stand sie, ach! so schämig.
Sacht, sprach ich, gute Mutter, sacht!
Das Töchterlein, das nehm' ich!
Nur freundlich, Mutter! Willigt ein!
Dalderi, daldera, das Mägdelein
Soll mein Herzliebchen seyn!

---

14. Die Braut am Gestade.

Schwarz wie Nacht, brausest du auf, Meer!
Wie wogt, wie krümmt sich und schäumt Brandung!
Wer? o Gott! fliegt in dem Sturm? wer?
Und fleht, die Hände gestreckt, Landung?
Ein weites Grab
Wogt furchtbar, zum Tod winkend!
Auf rollt's und ab,
Nun strudelt das Schiff sinkend!

Ach ihr schweigt, Stimmen der Angst! schweigt!
Des Sturmwinds Todtengesäng' hallen!
Ach des Kiels Scheitergeripp' steigt,
Und Männer, ringend mit Tod, wallen!
Mein Trauter, du?
Todt wallest du, todt? Jammer!
Gib, Meer, uns Ruh!
Sei Beiden uns Brautkammer! —

Also die Braut; und hoch vom Geklipp sprang
Sie hinab, wo die Fluth wild empor steilet.
Wehe, sie sank, hebt wieder das Haupt, sank,
Und des grausen Orkans Todtengeheul heulet!

Wer ist, der die Wogen hindurch strebt,
Wie mit göttlicher Kraft? O er lebt, lebt!
Schon trägt er, mit göttlicher Kraft,
Sie, dem brausenden Strudel entrafft;

Und gespornet vom zürnenden Fuß, zerschellen
Die Brandungen dort, hier sanftere Wellen.
Ihm ruht an dem Herzen die Braut, wird warm,
Und erwacht, o Wonn'! in des Lieblings Arm!

---

15. Knecht Robert *)

auf einer Maskerade.

(Altenglisch.)

Von Oberon im Feenland,
Dem Könige der Geister,
Komm' ich, Knecht Robert, abgesandt,
Von meinem Herrn und Meister.
Als Kobold und Pur, **)
Wohlkundig des Spuks,
Durchschwärm' ich Nacht vor Nacht.
Jetzt misch' ich mich ein
Zum polternden Reihn.
Wohlauf, ihr alle, gelacht, gelacht!

Geschwinder als ein Wetterstrahl,
Durchschweif' ich Erd' und Himmel,
Und kitzle mich nach Herzenswahl
Am tollen Weltgetümmel.
Wo Nixen und Feen
Und Elfinnen gehn,
Die überrasch' ich sacht;
Und seh' ich sie nun
Wie Jüngferchen thun,
Dann höhnet Robert, und lacht und lacht.

---

*) Aus den Relicks of ancient Poetry frei nachgeahmt. Der altdeutsche Mummel Knecht Ruprecht, Robert, oder, wie der Holsteiner sagt, Rubbert, scheint mir weder ein Rugwart, ein Wärter des Rügeamts, noch ein Knecht-rupp-rech, ein Kinder-Rupfkerl, seyn zu sollen. Als ursprüngliche Kriegsbenennung, welches fast alle Namen der Vorfahren sind, mag Ruotbert oder Rudbrecht (woraus d und t sich allmälig verlor), ein Stangenträger, Lanzener, gewesen seyn. Denn Ruata, Rode, Rute, hieß ein Schößling, groß oder klein; von reiten, aufschießen, wachsen (gerathen, gerade), wie Reis von reisen. Und bert war, wie brecht, ein Träger: jenes von beren, dieses von bragen (ragen, tragen), woher brachte noch übrig ist. Zum Schrecken unartiger Kinder aber erschien ein Spuk, als Gesandter (Knecht, Genoß) des herrschenden Gottes, der nach Zeit und Ort wechselte, mit einer kleinen Ruthe, und bekam alsdann den natürlichen Amtsnamen Ruthenträger. Statt des uralten deutschen Gottes ward ihm in späterer Zeit zum Herrn das geschenkreiche Christkindlein gegeben.

Anm. d. Verf.

**) Pux, im Englischen Puk (wahrscheinlich von puken, anpochen, poltern,) ein Hausgespenst.

Wann taumelnd wo ein Wandrer trollt
Um Mitternacht vom Schmause,
Dann neck' ich ihn, als Tückebold,
Mit Irrlicht weit vom Hause:
Durch Distel und Dorn,
Durch Rasen und Korn,
Gehts fort in der Nacht,
Bis endlich bethaut
Der Morgen ergraut;
Dann schwindet Robert, und lacht und lacht.

Als schwarzer Mann mit schiefem Maul,
Als Brummbär nah' ich spottend,
Als Ziegenbock, als grauer Gaul,
Sanftmüthig um ihn trottend.
Doch steigt er auf,
Dann flieg' ich im Lauf,
Wie Urians wilde Jagd!
Husch! sausen wir, husch!
Durch Rusch und durch Busch;
Dann patsch in's Wasser, und ausgelacht!

Wann Bursch' und Jungfern Abends spät
Beim Pfänderspiele suchen;
Dann knack' ich Nüß', und schlürfe Meth,
Und nasche Pfefferkuchen.
Doch lösen sie Ring
Und Bänder; dann flink
Die Lichter ausgemacht!
Wer küßte mich, wer?
Schrei'n Mädchen umher;
Dann schnarcht Freund Robert, und lacht und lacht.

Oft pfleg' ich, weil die Mädchen ruhn,
Die Küh' im Stall zu futtern,
Zu fegen, Küchendienst zu thun,
Zu hecheln und zu buttern.
Oft näh' ich die Naht,
Oft spinn' ich am Rad,
So still, daß nichts erwacht.
Wann eine mich stört,
Durch Vorwitz bethört:
Hinweg schurrt Robert, und lacht und lacht.

Doch faule Dirnen kneip' ich blau,
Am Arm und Schenkel zwackend,
Und leg' ich schwüler Nacht zur Schau
Sie ohne Deck' halb nackend.
Als zottiger Mahr *)
Oft reit' ich sie gar,
Und ängst' aus aller Macht:
Sie rütteln und drehn
Mit leisem Gestöhn;
Dann trollt sich Robert, und lacht und lacht.

Am Wiesenborn im Mondenschein,
In stiller Drudenstunde **),
Da singen wir den Frühlingsreihn,
Und tanzen in die Runde.
Vor Lerchengesang
Entfliehen wir bang
In Strudel, Kluft und Schacht;
Doch Robert umfaßt
Ein Nixchen in Hast,
Entführt sie schmeichelnd, und lacht und lacht.

Seit Merlins grauer Zeit hab' ich
Gar manchen Kuß erobert;
Drum nennen Feen und Mädchen mich
Den lustigen Freund Robert.
Kommt, laßt euch nicht grau'n,
Holdselige Frau'n,
So hold in jeder Tracht!
Sonst komm' ich als Alp,
Und thue nichts halb!
Wohlauf, ihr alle, gelacht, gelacht!

*) Mahr (Nachtmahr), Alp.
**) Das alte Drud hieß Herrscher, Gewaltiger, und galt von Geistern und Zauberern, die bekanntlich die Stunde der Mitternacht lieben.

16. Die Königswahl.

Fürst Adelstan, der Jüngling, stand
Zur Wahl in Norge's Heldenkreise.
‚Er schütz' als König unser Land,
Wofern er kühn ist, gut und weise!'
So rief, wer tapfer kämpft' im Heer,
Und schlug den Schild mit blankem Speer.

„So wahr ich bin vom Krongeschlecht",
Dies hört man Adelstan erwiedern,
„Ich halte treu Gesetz und Recht,
Nicht mehr den Hohen als den Niedern!
Der Bauer auch in Norge's Reich
Ist Landessasse, frei und gleich!"

Da sprach ein Greis mit Silberhaar,
Vom Schöppenstuhl emporgerichtet:
„‚Du gabst dein Wort; nun mache wahr,
Wozu dich Königsamt verpflichtet;
Des Volkes Wohl ist deins fortan.
Sei Heil dem König Adelstan!'"

Und donnernd: ‚Heil dem König!' scholl
Mit Waffenklang aus allen Hälsen;
Der Himmel hallte jubelvoll,
Es hallten ringsum Norge's Felsen:
Dem König Heil! Er gab sein Wort;
Ihm schwöret Huld der freie Nord.

17. Der Flaußrock.

(Nach dem Altenglischen.)

Ein Regensturm mit Schnee und Schlossen
Zog düster über Land und Meer,
Daß traufengleich die Dächer gossen;
Die Küh' im Felde brüllten sehr.
Frau Käthe, die zwar niemals zanket,
Sprach hastig: „Geh doch, lieber Mann,
Geh hin, eh Bläßchen uns erkranket,
Und zieh den alten Flaußrock an.

Die beste Kuh ist unser Bläßchen;
Und höre, wie sie kläglich brüllt!
Sie hat uns schon manch liebes Fäßchen
Mit Milch und Butter angefüllt.
Entsetzlich tobt des Sturms Gesause!
Geh hin, mein lieber guter Mann,
Und hole Bläßchen mir zu Hause,
Und zieh den alten Flaußrock an." —

„„Mein Flausrock dient' in Sturm und Regen,
So lang er neu und wollig war;
Doch jetzo hält er schwerlich gegen,
Ich trag' ihn schon an dreißig Jahr.
Frau, laß uns nicht so nährig geizen,
Wer weiß, wie bald man sterben kann!
Bedenk, für Eine Tonne Weizen
Schafft sich ein neuer Flausrock an."" —

„Für so viel Weizen trug zur Feier
Der Herzog Ulrich seinen Rock,
Und murrte doch, er sei zu theuer,
Und schalt den Schneider einen Bock.
Der fromme Herr war Fürst im Lande,
Und du bist ein gemeiner Mann.
Der Hochmuth führt in Sünd' und Schande!
Drum zieh den alten Flausrock an." —

„„Nicht prunken will ich, liebes Käthchen,
Nur warm durch Sturm und Regen gehn.
Schon zählen läßt sich jedes Drähtchen,
Ja Fäserchen, und Fetzen wehn.
Sieh Roberts, Wilms und Bartels Kleider;
Wann geben die so lumpicht, wann?
Doch Werkeltag und Sonntag leider
Zieh' ich den alten Flausrock an!"" —

„Der Flausrock, deucht mir, ist noch billig,
Ich hab' ihn gestern erst geflickt.
Du weißt, wie sorgsam ich und willig
Dich stets gepfleget und geschmückt.
Du findest hier ein warmes Stübchen,
Und eine warme Suppe dann.
So geh denn hin, mein wack'res Bübchen,
Und zieh den alten Flausrock an." —

„„Ein jedes Land hat seine Weise,
Und seine Hülf' ein jedes Korn.
Die Wirthschaft, Frau, kömmt aus dem Gleise,
Verliert der Mann erst Zaum und Sporn.
In Sturm und Regen übernachte
Das Bläßchen, wo es will und kann!
Denn nimmer, ob sie auch verschmachte,
Zieh' ich den alten Flausrock an!"" —

„Mein Herzensmann, seit dreißig Jahren
Hab' ich in Fried' und Einigkeit
Mit dir viel Freud' und Leid erfahren,
Und dich mit manchem Kind erfreut.
Zum Segen zog ich alle sieben
Mit Wachen und Gebet heran.
Nun, Männchen, laß dich immer lieben,
Und zieh den alten Flausrock an." —

Frau Käthe, die zwar niemals zankte,
Mag gern des Wortes sich erfreu'n;
Auch wird's mit Ruhe mir verdanket,
Laß ich nur fünf gerade seyn.
Stillschweigend stand ich auf vom Sitze,
Ein wohlgezog'ner Ehemann,
Verschob auf's eine Ohr die Mütze,
Und zog den alten Flausrock an.

Johann Wolfgang von Göthe,

der erste Dichter seiner Nation und seiner Zeit, war der Sohn des ehemaligen kaiserlichen Rathes Dr. Johann Caspar Göthe, und erblickte den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M. das Licht der Welt, wo er unter höchst günstigen äußeren Verhältnissen aufwuchs. Nachdem er schon während des Besuchs der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt viele Merkmale eines außerordentlichen und originellen Kopfes gezeigt, die mannichfachsten Kenntnisse, besonders in Sprachkunde, Musik, Zeichnen und Radiren, sich erworben, überhaupt unter seines Vaters Leitung die sorgfältigste Erziehung genossen, auch mit den Elementen der Jurisprudenz sich vertraut gemacht hatte, besuchte unser Dichter 1765—68 zum Studium der Rechte die Universität zu Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Ernesti aber und Gellert seine Blicke vorzüglich auf sich zogen. Bald war von einem Studienplane keine Rede. Er begründete sich hier hauptsächlich in dem, worin er in der Folge so sehr sich auszeichnen und die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte. Seine Fachwissenschaft war ihm Nebensache. Oeser, der bereits auf Winkelmann einen bedeutenden Einfluß gehabt, übte denselben auch auf Goethe und leitete ihn zur Kunstgeschichte an.

Eine Krankheit, die er sich durch Einathmen schädlicher mineralischer Dünste bei Versuchen im Kupferstechen zugezogen, führte ihn 1768 in's elterliche Haus zurück, das er im Jahr 1770 wiederum verließ, um nach dem Wunsche seines Vaters in Straßburg Doctor der Rechte zu werden. Von wichtigen Folgen für ihn war die hier gemachte Bekanntschaft und daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder, der ihn in den höheren Geist der italienischen Kunstschule einweihte, ihn die Poesie in ihrer großen Beziehung auf Natur, Volk und Welt erblicken ließ, ihn an ihre große Quelle des Naturdranges, der unbewußten Begeisterung und der divinatorischen unmittelbaren Eingebung führte, und so die ersten Anstöße zum Ausbruch jener geistig-revolutionären Bewegung in dem Straßburger Kreise gab, zu dem außer Göthe namentlich Lenz, Lerse, Wagner und Jung-Stilling gehörten und die Göthe, in dem Mittelpunkte dieser Bewegung, von dem Titel eines Klinger'schen Dramas passend die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Außerdem ist eine merkwürdige Wirkung von seinem Aufenthalte in Straßburg diese, daß er eben hier an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens baar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn schon lange der von jenem Kreise für den einzigen Dichter erklärte Shakespeare zu höheren, freieren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und immer gewaltiger beherrscht. Nach seiner Promotion (am 6. Aug. 1771) war Göthe's Aufenthalt im Elsaß nur noch von kurzer Dauer; er begab sich nunmehr über Frankfurt, wo er seinen nachmaligen Schwager Joh. Georg Schlosser kennen lernte, der ihn mit dem Darmstädter Kreise und in diesem mit dem sarkastischen Merk bekannt machte, nach Wetzlar zur Uebung der juristischen Praxis beim Reichskammergerichte. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt lenkte er durch den Götz von Berlichingen

(1773) und Werthers Leiden (1774) die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich. Der Ruhm, der sich um seine Stirne sammelte, und der besondere Umstand, daß er gegen Wieland, den Verfasser eines abfälligen Urtheils über Clavigo (1774), die beißende Schrift: Götter, Helden und Wieland (1774) geschrieben hatte, erregten in dem damaligen Erbprinzen von Weimar, Carl August und seinem Bruder Constantin, den Wunsch, ihn kennen zu lernen. Durch Vermittelung des Herrn v. Knebel wurde Göthe den jugendlichen Fürsten vorgestellt und hinterließ einen so tiefen Eindruck, daß ihn der Herzog sogleich nach seinem Regierungsantritte nach Weimar einlud, wo Göthe am 1.. Nov. 1775 eintraf. Von diesem Zeitpunkte an begann sein großer Einfluß auf die geistige Richtung dieses edlen Regenten. Im folgenden Jahre, 1776 am 11. Juni, ernannte ihn dieser zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im damaligen geheimen Consilium. 1779 wurde Göthe wirklicher Geheimrath, und machte mit dem Herzoge eine Reise in die Schweiz, die er bereits 1773 in Gesellschaft der Grafen Stolberg und des späteren preußischen Staatsministers v. Haugwitz besucht hatte. Zurückgekehrt, widmete er sich ganz den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung; wurde 1782 zur Würde eines Kammerpräsidenten erhoben und geadelt. Im Jahr 1786 führte er den Lieblingsgedanken einer Reise nach Italien aus, brachte in diesem Lande die Iphigenie (1787) zur Reife, vollendete den Egmont (1788), entwarf den Torquato Tasso (1790), einen Spiegel seines eigenen Lebens, und kam auf seiner Rückreise in Rudolstadt zum ersten Mal in die Nähe Schiller's, von dem er sich anfangs wegen Verschiedenheit der geistigen Richtung nicht eben angezogen fühlte. Erst ein Zufall, bei dem Austritt aus der Versammlung der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, führte sie näher zusammen und war die Veranlassung zu einem Bande, das sich immer inniger um ihre Seelen schlang. Nach einer zweiten Reise nach Italien übernahm Göthe, am 1. Mai 1791, die Leitung der zu Weimar errichteten Hofbühne und verstand es, diese Anstalt bald auf eine solche Kunsthöhe zu bringen, daß sie eine unverkennbare Macht auf die ästhetische Bildung in jener Stadt und ganz Deutschland gewann. Ueberhaupt glänzte um diese Zeit Weimar vor allen deutschen Höfen und Städten durch den seltensten Verein bevorzugter Geister. Schon früher leuchtete hier Wieland's Muse; Musäus, Bode, Bertuch und Andere schlossen sich zuerst an ihn an; Göthe, Herder, späterhin Schiller, traten hinzu; v. Knebel, Einsiedel, Siegmund von Seckendorf und Böttiger lebten hier; Frau von Wolzogen, Amalie v. Imhof zeichneten sich unter den Frauen daselbst aus. Göthe's künstlerische Bestrebungen wurden indeß durch den Feldzug in der Champagne unterbrochen. Er begleitete dorthin 1792 seinen Fürsten; wohnte dann der Belagerung von Mainz bei, und entwarf mitten unter den kriegerischen Umgebungen die ersten Linien seiner „Farbenlehre." Der Anblick der Flüchtlinge aus Frankreich, oder vielmehr die Geschichte der evangelischen Auswanderer aus Salzburg, gab ihm den Gedanken zu der reizenden Dichtung „Hermann und Dorothea." In kurzen Zwischenräumen entsprangen nun dem Haupte des Dichters und Gelehrten die wichtigsten Werke, welche deutsche Wissenschaft und Kunst aufweisen können, nämlich: Wilhelm Meisters Lehrjahre (1796); die Propyläen (1798); Winkelmann und sein Jahrhundert (1805); Faust (unser reinstes und genialstes Nationalgedicht; zuerst 1790, mit dessen Schlusse 1806 — des 1. Theils nämlich — sich auch Göthe's rechte und wahre poetische Schöpfung schloß); Ideen über organische Bildung (1807); Die Wahlverwandtschaften (1809); Aus meinem Leben (1811); Kunst und Alterthum (1816); Westöstlicher Divan (1819); Wilhelm Meisters Wanderjahre (1821), und andere Arbeiten mehr. Schon im Jahr 1797 hatte ihm sein Fürst ein geräumiges Haus bauen lassen, in welchem, mitten unter den Gefahren des Krieges, im October 1806, die Schwester des Bibliothekars Vulpius seine Gattin wurde, worauf er 1809 sich seines Staatsdienstes entheben ließ. Die Leitung der Bühne legte er späterhin nieder, als „der Hund von Aubry" aufgeführt werden sollte. Dieser Vorfall war der einzige Mißton, der in die heitere Welt seines Kunstlebens fiel, ohne jedoch in den beneidenswerthen Verhältnissen zu seinem Fürsten etwas zu ändern, der ihn 1815 zum ersten Staatsminister erhob. Nachdem er am Ausgang seiner Tage diesen schützenden Genius seines Lebens, und seinen einzigen Sohn, den Geheimen Kammerrath Walther v. Göthe, durch den Tod (1830) verloren hatte, zog er sich von den Staatsgeschäften zurück, abwechselnd in Jena, Weimar und Dornburg lebend, ein ehrwürdiger Zeuge einer vergangenen großen Zeit; im Glanze seines Ruhmes in die vor ihm sich gestaltende neue Zeit und auf seine spielenden Enkel blickend; fortwährend literarischen Arbeiten (der 2te Theil des Faust erschien 1833) und besonders naturwissenschaftlichen Forschungen zugewandt. Er starb eines seinem glücklichen Leben entsprechenden sanften Todes, noch bewußtlos mit der rechten Hand die Bewegungen eines Schreibenden in die Luft machend, am 22. März 1832. (Ausführliches über ihn und die ihn betreffenden Zeitgenossen in seiner Schrift: „Aus meinem Leben, oder Dichtung und Wahrheit" und in „Göthe's Leben, von Dr. Heinr. Döring", Supplementb. zu Göthe's Werken.)

Heinrich Viehoff (in der Schrift: „Göthe's Gedichte, erläutert." Düsseld. 1846. Th. 1) unterscheidet, wie in G.'s übrigen Dichtungen, so auch drei Perioden in seiner Balladenpoesie, welche, nach M. W. Götzinger's Worten, „eine unendliche Klarheit der Gegenstände, eine gleichsam spielende Leichtigkeit der Behandlung, eine milde Ruhe der Darstellung, eine reizende Durchsichtigkeit der Sprache charakterisirt." In der mittleren Periode (seit 1797) die Eigenthümlichkeit der Göthe'schen Balladen am stärksten hervortreten sehend hinsichtlich der von Götzinger bezeichneten reinpoetischen Wirkung, vermöge deren sie die Phantasie, und wenn sie lyrischer Natur sind, die Empfindung lebhaft anregen, ohne einen sittlich-poetischen Eindruck hervorbringen zu wollen, gesteht er dem Dichter die größte Meisterschaft in der Art Dichtungen zu, „der Echtermayer in einer geistreichen Abhandlung über Balladen- und Romanzen-Poesie den Namen Ballade ausschließlich vindizirt hat, in derjenigen nämlich, worin sich die träumende Seele des Volks, die Nachtseite des Bewußtseyns ausprägt, deren Element der Geist in seiner Naturbedingtheit ist, wie er entweder den Wirkungen und Phänomenen der äußeren Natur als höheren Gewalten unterliegt, oder als natürlicher Wille — im Gegensatz gegen den freien sittlichen Willen — den dunkeln Trieben und wüsten Leidenschaften der Furcht, der Rache, des Zorns u. s. w. anheimfällt und von ihrer Bewegung verschlungen wird." Was die Form dieser Art von Balladen betrifft, so läßt er von ihr vorzugsweise gelten, was Göthe allgemein von der Ballade sagt: „Der Ballade kommt eine mysteriöse Behandlung zu, durch welche das Gemüth und die Phantasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung

versetzt wird, wie sie sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber, im schwächern Menschen nothwendig entfalten muß." — Die meisten der Göthe'schen Balladen (fügen wir hinzu) haben den Naturgeist, der sich in der Mythe entfaltet, zur Grundlage ihres Begriffs. Der mythische und märchenhafte Stoff hat den historischen bei ihm gänzlich zurückgedrängt und ist demnach von Darstellung großer Leidenschaften, welthistorischen Gehalt in rein menschlichen Sphären wirkend, bei ihm keine Rede. In seinem Bereich aber wirkt er zaubermächtig, mit dem unvergleichlichsten Kunstgefühle, sowohl in Beziehung auf die lyrische Flüssigmachung des erzählenden Stoffs, als in Hinsicht des volksmäßigen Liedertons, und ist ganz unübertrefflich, wo er die komische Stimmung im phantastischen Element einführt, z. B. im „Thürmer," im „Hochzeitlied," im „Zauberlehrling" u. A.

Dr. Hillebrand (in dem philosophisch-ideenreichen, ästhetisch-kritischen Werke: Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart. Hamb. u. Gotha, 1845. Bd. II. S. 213 fg.) bezeichnet Göthe als unsern vorzüglichsten Volksdichter, „indem gleich ihm kein Anderer die eigenthümlichsten Gefühle, die innersten Geistesregungen unseres Volks so klangvoll und vernehmlich ausgesprochen. Einfach und zutraulich, gebildet und verständlich, tief und erwecklich treten sie heran, diese Lieder, ohne Anmaßung und Aufdringlichkeit, Jedem freundlich deutend, was er in sich selber trägt und birgt. Daß sie volksthümlich seyn wollen, sagen sie nicht, sie sind es. Auch verschmähen sie absichtlichen Volkston und Volksinhalt; sie reden zum Volke dasselbe, was sie zum Gebildeten reden, sie reden menschlich-wahr und deutsch-inniglich — darum versteht sie das Volk. — Besonders aber sind es die Balladen, welche das geheimnißvolle Walten in der Menschenbrust mit den zauberhaftesten Farben und in der volkssinnigsten Weise schildern. Viele darunter mögen eher in die Sphäre des reinen Lieds als der eigentlichen Ballade gehören; einige wieder, wie die „Braut von Korinth" und die „Bajadere," liegen, wie es scheinen mag, dem Stoffe nach weit abwärts von dem nationalen Bewußtseyn, sind aber gerade darum in ihrer Art um so werthvoller, als sie in dem fremden Inhalte das Gemeinsam-Menschliche dem Verständnisse der nationalen Gegenwart auf das anschaulichste vorhalten. Die meisten dieser Gedichte fallen in die Epoche der Wechselwirkung zwischen ihm und Schiller und sind ganz eigentlich Kinder derselben; wie denn dieser seinerseits gerade jetzt seine vorzüglichsten Balladen dichtete. Beide Dichter trafen in dieser poetischen Gegenseitigkeit so nahe zusammen, daß sie, wie in den „Kranichen des Ibykus," sich sogar in der Wahl des Stoffs begegneten, indem Göthe auf denselben Gegenstand gerathen war, den er aber Schillern überlassen zu haben scheint, während er sich in der Ausführung desselben allerdings dabei mehrfach betheiligte. Auch im Gebiete der Ballade — (wir unterscheiden hier nicht genauer zwischen Romanze und Ballade, weil es der Dichter selbst nicht gethan, wie denn ja auch die Theorie sich in dieser Hinsicht noch wenig sicher bestimmt hat, und halten bei dieser flüchtigen Darstellung diejenigen Gedichte besonders im Auge, in welchen auf dem Grunde des Begebenheitlichen eine eigenthümliche Erweckung des Gemüths oder gemüthlicher Phantasie erzielt wird) — ist es nun zuvörderst die musikalische Innigkeit, wodurch G. diesen Gedichten eine eigenthümliche Ansprache an Herz und Sinn verliehen hat. Das Begebenheitliche tritt leisen Schrittes auf, bloß um die Stimmung der Seele zu führen und zu tragen. Ueber das Lyrische hin streift der Zauber des Geheimnißvollen, mit wundersamem Anhauche den Farbenton der Phantasie belebend und die Poesie des Helldunkels, welche dieserlei Gedichten eigenthümlich angehört, erzeugend. Auch dieß ist zu bemerken, daß alle Stufen und Schattirungen des Gemüthlichen vom Tragisch-Ernsten bis zum Scherze, vom Schauerlichen bis zum Schalkhaften, durch vielfache Mittelklänge hindurch ihren passenden Ausdruck finden, wodurch denn auch hier die hohe Kunst des Dichters in der Variation der lyrischen Themen sich bekundet. Wir übergehen die kleineren Gesänge dieser Art und erinnern nicht näher daran, welch heimlich-zauberhaftes Grauen der „Erlkönig" in uns weckt (die Erfindung ist bei diesem berühmten Gedicht keineswegs neu, indem z. B. die Herder'schen Volkslieder Aehnliches aus Schweden bringen; allein Behandlung und Wendung, welche Göthe dem Stoffe gegeben, ist ebenso originell als poetisch eigenthümlich); wie in „Gott und Bajadere" die wunderbare Verklärung der irdischen Liebe durch die ideale Innigkeit und Hingebung vermittelt wird; wie in „Junggesell und Mühlbach" sich des Herzens Weh und Sehnen mit einer Wahrheit und Gemüthseinfalt ausspricht, als hätte der deutsche Volksgeist selbst das Gedicht aus seinem tiefsten Grunde hervorgesprochen; wie im „Fischer" das Geheimniß der Verbindung zwischen Herz und Einbildungskraft sich so reizend schön veranschaulicht, während im „Sänger" die Gabe der Dichtung in romantischer Durchsichtigkeit sich selbst erhebt und das Glück ihrer Freiheit preist; wir besprechen all das Schöne, was jene und die andern Göthe'schen Lieder dieser Art enthalten, nicht umständlicher, um nur über die „Braut von Korinth" uns ein besonderes Wort zu gestatten. Was das Historische dieses berühmten, aber vielfach un- und mißverstandenen Gedichts angeht, so haben die Philologen (Passow, Weber, Riemer) die Stoffquelle hinlänglich besprochen und besonders auf Phlegon von Tralles und Philostrat (im Leben des Apollonius von Tyana) hingewiesen. Göthe trug sich lange Jahre mit diesem „vampyrischen" Gedichte, wie er es selber nennt, herum, bis er es 1779 niederschrieb. Auf diesem Wege dauernder Hinwendung des Gedankens konnte es denn auch wohl allein gelingen, des wunderlichen und widerstrebenden Gegenstandes in dem Grade poetisch Meister zu werden, wie es hier geschehen ist. Zuvörderst scheint uns diese Meisterschaft in der Kunst bethätiget, womit sich Alterthum und Romantik in einander verweben, oder vielmehr in ihrer lebendig-übergänglichen Krisis selbst vergegenwärtigen. Nicht minder glücklich ist der Ton getroffen, in welchem Grauen und Liebe in einander überklingen, und die Art, wie Tod und Leben sich umarmen. Nach einem episch-freundlichen Anfange führt jedes Wort die wunderbar-schreckliche Erscheinung näher, die uns dann auf dem höchsten Gipfel des Grauens tief ergreift, ohne uns zu verletzen. Wir wandeln zwischen Schauern, aber sie überwältigen uns nicht, weil sie an der Hand freier Gestaltung auftreten, und, nachdem sie alle erschienen, sich in die heitere Aussicht auf freundliche Vereinung der Liebenden verlieren, so, daß das Gedicht, wie es gefällig begonnen, in Milde endet. Ueber das Ganze aber breitet sich eine Magie der Phantasie, eine Klarheit der Darstellung und eine Vollendung in der Ausstattung der Sprache, die die Höhe der ästhetischen Freiheit des Dichters auf das glänzendste erscheinen läßt. Gern vergißt man in solcher Anschauung die religiöse Mäkelei, daß das Heidnische am Ende siege, — hat doch das ächt Menschliche keine Dogmatik als die des Glaubens an das Menschliche, wo es sich biete, und die Kunst keine Konfession, als die der reinen Idee und ihrer freien Form."

Werke. Die vollständig neu geordnete Ausgabe der Göthe'schen „Werke“ erschien in 40 Bänden (Stuttgart und Tübingen) 1840. Nachträge dazu sammelte und gab E. Boas (3 Bände, Leipzig 1841) und eine „Variantensammlung und Nachlese“ Heinrich Viehoff in „Göthe's Gedichte erläutert“ (Düsseldorf, 1846 fg.) heraus.

18. Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?“—
‚Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?‘ —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ —

„„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch gülden Gewand.““

‚Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?‘ —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.“ —

„„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein.““

‚Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?‘ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau.“ —

„„Ich lieb' dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.““ —
‚Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!‘ —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

19. Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“

„„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.““

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„„Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.““

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„„O Trank voll süßer Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.““

20. Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
‚Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?' —

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n.

---

21. Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß' ich die Augen schweifen,
Und kann's von hohem Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und Edelgeschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht;
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen seyn,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, seyn,
Hier in des Wächters Garten.
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben!

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann:
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

22. Hochzeitlied.

Wir singen und sangen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht!
Der Morgen hat Alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Stroh, in's Gestelle!

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die rasch[l]e, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

‚Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.' —
Der Graf, im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kührt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen,
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein,
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

---

23. Der Junggesell und der Mühlenbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin,
  So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
  Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell,
  Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
  Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelass'nem Muth
  Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
  Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
  Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
  Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
  Entzünden;
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
  Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
  Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
  Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser beß're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

---

24. Der getreue Eckart.

‚O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt schon der nächtliche Graus!
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.‘

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.“

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saus't es und braus't es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!“ —
‚Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.‘—
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köstlich in Händen.“

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Aeltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge. —

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

---

25. Der Todtentanz.

Der Thürmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann;
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrakte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, in's Ohr:
Geh, hole dir einen der Laken!

Gethan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

Nur einer der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapſ't an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür; sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Thürmer zum Glück:
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen;
Den gothischen Zierath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen, den Thürmer, gethan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt — jezt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

26. Der Zauberlehrling.

‚Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen!
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf!
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße!

Seht, er läuft zum Ufer nieder!
Wahrlich! ist schon an dem Flusse!
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!

Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen!
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewäßer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.‘ —

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister.“

27. Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus, von Athen gezogen,
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter; nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh' er es verlangt.
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis' und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich auf's Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

‚Bin ich,' rief sie aus, ‚so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.'

„Bleibe, schönes Mädchen!" ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
„Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind!"

‚Ferne bleib', o Jüngling, bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.'

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
„Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht."

‚Mich erhälst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach, in ihren Armen denk' an mich!
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt,
In die Erde bald verbirgt sie sich.'

„Nein! bei dieser Flamme sei's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus!"

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen,
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
‚Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar!'

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn.
Gierig schlürfte sie, mit blassem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der wie sie nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank!
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
‚Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt!'

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!"
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
„Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?"

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut;
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange
Häuslich spät die Mutter noch herbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruß,
‚Still! Der Hahn erwacht!' —
„Aber morgen Nacht
Bist du wieder da?" — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind:
„‚Gibt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?'"
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind!

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

‚Mutter! Mutter!' spricht sie hohle Worte:
‚So mißgönnt Ihr mir die schöne Nacht?
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte;
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach, die Erde kühlt die Liebe nicht!

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus' heitrer Tempel stand.
Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben,
Du versiegest nun an diesem Ort!
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort!

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.'

---

28. Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich Alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
‚Grüß' dich, Jungfrau!' — „Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus." —
‚Und wer bist du?' — „Bajadere;
Und dies ist der Liebe Haus."
Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
„Schöner Fremdling! lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz."
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste.
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder,
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
„„Wer bist du? Was drängt zu der Grube dich hin?""

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
„Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor Allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!"
Es singen die Priester: „„Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!""

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth.
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod!
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor. —
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

29. Die Kinder sie hören es gerne.

‚Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale da sind wir allein;
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder sie hören es gerne.‘

„Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter den Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind." —
Die Kinder sie hören es gerne.

„Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
Der Bart wächst ihm länger und länger;
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind" —
Die Kinder sie hören es gerne.

„Und immer sind weiter die Jahre gerückt;
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen.
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne;
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich!"—
Die Kinder sie hören es gerne.

„Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn;
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, auf's Leben!
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sei dir verlobet auf grünendem Platz!" —
Die Kinder sie hören es gerne.

„Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte, er wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden sein Leiden. —
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht" —
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da polterts am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
„„Was lockst du die Kinder, du Bettler! Du Thor
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!""
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
„„Du niedrige Brut! Du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht!""
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
„„Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man leugnete stets, und man leugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne!
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht"" —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

„Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich lös't,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt!" —
Die Kinder sie hören es gerne.

„Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück;
Ich löse die Siegel der Schätze;"
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
„Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut." —
Die Kinder sie hören es gerne.

Friedrich Müller,

bekannter unter dem Namen **Maler Müller**, geboren 1750 zu **Kreuznach**, widmete sich schon in frühester Jugend der bildenden Kunst und den schönen Wissenschaften. Bereits von seinem achtzehnten Jahre an (1765—68) gab er mehrere Sammlungen radirter Blätter, voll origineller Ideen und freier Behandlung, heraus, mit viel Leben und Treue besonders ländliche Gegenstände, Thiere und Hirtenscenen darstellend. Nachdem er kurze Zeit in herzoglich zweibrücken'schen Diensten gestanden, kam er um 1770 nach Mannheim, wo sich seiner **Dalberg**, **Otto v. Gemmingen**, **Lamey**, **Schwan** u. A. annahmen. Hier lieferte Müller, frühzeitig zum Produziren gedrängt, lyrische Beiträge in Vossens „Musenalmanach" und zur „Mannheimer Schreibtafel", von denen manche als volksthümlich vortrefflich gelten, und viele durch hochdichterische Neuheit und Lieblichkeit der Gedanken überraschen; schrieb und veröffentlichte Idyllen und Balladen, letztere, obwohl nicht frei von Sucht zur Uebertreibung, voll Frische der Malerei, rascher Entwickelung und oft glücklicher Kühnheit des Tones; und trat, angeregt durch die, dem damals herrschenden Geist der Ritterromantik huldigenden Dramatiker **Jacob Maier** aus Mannheim (Verfasser des „Ritter Fust von Stromberg") und **Graf v. Törring** aus Bayern (Verfasser von „Agnes Bernauerin" und „Kaspar der Thoringer"), mit seiner, ganz im Sturm- und Drangsinn jener Jahre begonnenen „**Situation aus Fausts Leben**", auch mit „**Niobe**" und „**Adams erstes Erwachen**" vors Publikum. Bereits 1776 war er nach Rom gereist, wo ihn sein feuriger und unsteter Geist auf das Gebiet der Historienmalerei führte. Er studirte nun vornehmlich Michel Angelo, den er mehr in der Denkweise als in der Form nachzuahmen suchte; doch mißlang ihm dieses fast gänzlich, indem er, statt die wirklich ächte Großheit seines Styls aufzugreifen, in Uebertreibung verfiel. Auch seine Bizarrerieen, wo Teufel meist eine Hauptrolle spielen, konnten dem guten Geschmack nicht zusagen. **Geßner**, gegen dessen steife, puderhaarbeutelige Schäferpuppenpoesie Müller's fast zu markig gesunder, derbnatürlicher pfälzischer Idyllenhumor (namentlich im „Nußkernen" und der „Schafschur") den erfreulichsten Kontrast bildet, machte damals (1787) die wahre aber etwas borstige Bemerkung: „Müller, dem man Genie nicht absprechen kann, hätte mit seiner Schweinsmalerei sein Glück besser gemacht, als er jetzt mit seinen historischen Karrikaturen nimmer thun wird." — Von seiner ihm liebgewordenen zweiten Heimath Rom, wo er nach und nach mit **Heinse**, **Fernow**, **Göthe**, **Klinger**, **Herder**, **Bürger**, **Stolberg** u. A. in freundschaftliche Verbindung getreten war, vermochte sich M. nicht mehr zu trennen, obgleich er sich in seinen späteren Jahren nur selten als ausübender Künstler zeigte, vielmehr seine angenehmste Beschäftigung darin fand, Fremde mit den Kunstschätzen der Siebenhügelstadt bekannt zu machen, oder in deutsche Zeitschriften „Kunstnachrichten" (unter andern in Fr. Schlegel's „deutsches Museum". Wien, 1812. April. S. 336—353) zu schreiben, durch deren oft leidenschaftliches Gepräg' er sich jedoch manche Unannehmlichkeit von Seiten der dortigen Künstler zuzog. Als im J. 1811 seine „**Werke**", voll schwelgerischer Genialität, aufs Neue gesammelt erschienen, wendete sich dem lange Vergessenen, freilich spät genug, die Aufmerksamkeit Deutschlands zu und besonders der romantischen Schule, hinsichtlich seiner vortrefflichen, weniger im gothischen Style der Legende, als vielmehr im Shakespeare'schen Geiste gedichteten „**Genovefa**", welche neben Tieck's späterer Bearbeitung rühmlich besteht. Noch als sechzigjähriger Greis hatte er seinen „**Faust**" vollendet, der viel früher, als Klinger den seinigen dichtete, und gleichzeitig mit Göthe's allumfassendem, gleichnamigem Meisterwerk ersonnen war. Nachdem M. fünfundvierzig Jahre zu Rom und unter seinen Alterthümern zugebracht hatte, auch inzwischen, wahrscheinlich von dem romantischen und dem Kunstmomente, das in dem Katholizismus liegt, geleitet, zu diesem übergetreten war, — starb er daselbst als königl. bayerischer Hofmaler am 23. April 1825.

Wir haben von ihm:

Bacchidon und Milon; eine Idylle; nebst einem Gesange auf die Geburt des Bacchus. Mannh. 1774.
Die Schafschur; eine pfälzische Idylle. Ebd. 1775.
Der Satyr Mopsus; eine Idylle in 3 Gesängen. Frankf. u. Leipz. 1775.
Situation aus Fausts Leben. Mannh. 1776.
Balladen. Ebd. 1776.
Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte. Ebd. 1778.
Niobe, ein lyrisches Drama. Ebd. 1778.
Fausts Leben, dramatisirt. 1 Thl. Ebd. 1778.
Erzählungen. Berl. 1803.
Werke. Heidelb. 1811. 3 Bde. — Neue Aufl. 1825.
Kritik der Schrift des R. v. Bossi über das Abendmahl des Leonardo da Vinci (aus den Heidelberger Jahrbüchern abgedruckt). Ebd. 1817.
Der hohe Ausspruch, oder Chares und Fatime. Eine altpersische Novelle. Karlsruhe 1824.
Adonis, die klagende Venus und Venus Urania. Eine Trilogie. Leipz. 1825.

30. Der Riese Rodan.

An des unbesiegten Rodan's Felsenwohnung
Rinnt ein Quell herab;
In des Steinbach's Welle sinkt der Eiche
Wurzelbart hinab.

Dichtes, von dem Lichte nie geküßtes Dunkel
Sitzt in jedem Zweig;
Grauenvoll gehn der Erschlagnen Geister
Hin durch das Gesträuch.

Angelehnt am Buchstamm steht der hohe Sieger,
Blutig trieft sein Schwerd.
Ihm zu Füßen röchelt ein erschlagner
Jüngling an der Erd'.

Jubelnd greift der Held nun in die goldnen Saiten,
Furchtbar schwebt der Klang.
Von der Klippe grünbewachsnem Hange
Lauscht' ich dem Gesang.

„Welch Gebirg' erzog dich, stolzer Speereführer?
Welcher Felsenschacht
Trägt an seiner Stirne goldne Waffen,
Beute deiner Schlacht?

Deine Mutter, schlug sie mit den Flügeln Wolken
Als ein Drache? Wie?
Oder schnaubte zottig sie im Walde?
Schlingt die Woge sie?

Oder stricket sie um schwarz verglühte Felsen
Ihren Schuppenleib?
Uebermenschlich stark sind deine Glieder:
Dich gebar kein Weib!

Jüngling! wie des Mondes bleiche Strahlenscheibe,
Die ein Geist erhitzt,
Liegt dein blasses Angesicht im Staube,
Blutig schön bespritzt!

Blutig dein Gewand, dein Schild und goldner Panzer;
Purpurroth dein Speer!
Ha! du mochtest Menschensöhne fällen:
Warum kamst du her

Zu des unbesiegten Rodan's Felsenwohnung?
Wo bei jedem Schritt,
Wo bei jedem Odemzug dir blasser
Tod entgegen tritt!" —

---

31. Der rasende Geldar.

Wer ist's, der wild
Und fürchterlich siegreich brüllt,
In's Hifthorn stößt zum blumigen Tanze?
Mit Zweigen geschmückt rollt er sein Schild
In blitzendem Mondesglanze;
Träufelnd Blut raucht von seiner Lanze.
Geier riechen's, schrein und fliehn.
Ach Geldar, Geldar, deine Tochter hin!
Liegt blutig in Todes Arme!
Ha! sie hat troffen der eifersuchtwüthende Rhyn!
Ha! du hast wieder getroffen ihn!
Blutig fuhr sein Nacken dahin,
Niedergeschleudert von des rasenden Vaters Arme!
(Geldar blickt umher.)
Wo ist sie? — — Still der Pfad zu ihr! —
Die Kammer schweigt! — (Er erblickt sie.) Hier! hier!
Willkommen, süße Tochter!
(Zerreißt seinen Kranz.)
Heult, heult, heult mit mir
Zum weidlichen Wonnegesange!
(Er hüpft um den Leichnam herum.)
Lanzen, blitzt auf! Bogen, erklingt!
Singt! singt! singt! singt!
Hab' ich sie nicht erdrosselt, die Schlange?
O wie hüpft's, wie schlägt's mir so bange!
Stilles zartes Töchterlein, schläfst du noch lange?
(Sticht die Lanze in die Erde, und stößt in's Hifthorn.)
Gelt, von des Mondes Spiegel
Schlug ich den, der dein Herzchen zerdrückt?
Juch! juch! Hab' erhascht ihn, ich Vater! zerknickt
Mit dieser Faust den schlagenden Flügel!
Hab' ihm doch troffen die Stirne, so wild,
Bis sie geküßt herunter mein Schild!
Gesunken, gesunken, gesunken!
Dort, wo einst stirnegeschmückt,
Er meines Mädchens Wange gedrückt,
Von Löwenmondes Tänzen trunken.
(Stößt wieder in's Hifthorn.)
Könnt' ich dich wieder erwecken,
Den ganzen Erdball wollt' ich schrecken;
Aber du bist hin, — bist hin!
Könnt' ich dich wieder gewinnen,
Ewig sollten meine Augen rinnen.
Ach, du bist hin! hin!
Rhyn, Rhyn, grausamer Rhyn!
Sie hat dich so zärtlich geliebet!
Sie hat doch kein Würmchen betrübet!
Nun ist sie hin!
Bringt ihr der Blumen Pracht,
Ob sie noch athmet, ob sie noch lacht?
Kein Klopfen mehr im Herzen! —
(Er befühlt sie.)
Ha, du mußt sinken, Brüstepaar!
Sollst trauern, spielendes Haar!
Sollst modern, mein Mädchen! — O Schmerzen!
Gelt, an meinem Herzen
Traf dich des Pfeiles Spitze?
Ach! an meinem Herzen,
Wie ein junges Wild, noch saugend Mutterzitze!
(Er weint.)
Werd' ich nimmer dich sehen
Spielend im Tannenthal unter meinen Rehen?
Dir nimmer winken
Am Felsenquell, wo meine Adler trinken?
Arm Töchterlein, so zart und lieb!
O du Herzchen, so still mir ergeben!
O Luiberth, Luiberth, dein Aeuglein, wie trüb! —
(Er fällt rasend in sein Schwert.)
Verflucht sei ohne dich das Leben!

---

32. Das braune Fräulein.

Laßt an dem Stock die Lilie,
Laßt Ros' und Holderblüth'
Am Stengel, holde Mädchen,
Und horchet meinem Lied!

Ich sing' zerrissner Treue,
Verlaßner Liebe Schmerz —
Euch schmelzen zarte Klagen
Das wehmuthsvolle Herz.

Und du, aus tausend Mädchen
Die Frömmste, höre du
Des braunen Fräuleins Klagen
Und ihrem Jammer zu!

Es beb' dein junges Herzchen,
Verborgen jeder List;
Dein junges fühlend Herzchen,
Das ganz nur Unschuld ist.

Wenn durch die bange Saite
Des Fräuleins Seufzer steigt,
Des Fräuleins, das an Treue
Dir, holdem Schätzchen, gleicht:

O wenn von deinem Auge
Auch nur ein Thränlein fiel,
Gekrönt wär' dann, geheiligt
Wär' dann mein Saitenspiel. —

Dort sitzt an einer Eiche
Das Fräulein in dem Moos;
Viel helle Thränen rinnen
Herab in ihren Schooß.

Dreimal schickt sie den Knaben
Zur hohen Burg hinan,
Zum Führer blauer Greife,
Dem schönsten Rittersmann.

Die Sonne eilt, sie harret
Lang unter Gluth im Thal:
‚Wo bleibst du, holder Ritter,
Du Trost in meiner Qual?'

Doch seht, die Zweige beben,
Es rauschet um den Bach.
‚Mein Ritter kommt! du bist es,
Geliebter Heinrich, ach!'

Geflügelt springt sie, hänget
An seinen Nacken sich,
Küßt froh die braunen Wangen
Und weinet bitterlich.

‚Wo bliebst du, meine Ruhe,
Mein bester Trost, so lang?
Lang harrt' ich dein im Thale,
Ach auf der Aue lang!

Denk, unsre stille Liebe
Ist jedermann bekannt!
Mich stoßen meine Freunde
Hinweg mit harter Hand.

Schütz du mich, holder Ritter,
Mich, die ich elend bin!
Dir gab ich meine Liebe,
Ach Alles gab ich hin.'

„Sei ruhig," spricht der Ritter,
„Nur ruhig bis zur Nacht!
Neun Schlösser hat mein Vater,
Bethürmt und wohlbewacht.

Reit'st mit mir in das schönste,
Vor allen ausgeschmückt,
Sobald vom Sternenhimmel
Die Nacht herunter blickt."

‚Sollt' ich im Dunkeln fliehen,
O Rittersmann, mit dir?
Im Angesicht der Sonne
Schwurst du einst Treue mir.

O führ' vor allen Augen,
Im Hochzeitkranz, beblümt,
Mich aus der Jungfraun Kammer,
Wie's, Liebster, sich geziemt!'

„Ha, stolzes Fräulein! Glaubst du,
Mit Musik sollt' ich dich
Aus deiner Kammer führen,
Als eine Braut für mich?

Den Blumenkranz dir flechten
Um das gelockte Haupt?
Dem Mond zur Seit' zu stehen,
Ist Sternen nur erlaubt.

Zwar du bist süß und lieblich,
Wie Frühlingssonnenschein;
Doch von dem feinsten Golde
Sieh hier ein Ringelein!

Es funkelt in der Mitte
Ein doppelter Rubin,
Ein Bild der warmen Lippen
Der jungen Raugräfin,

Die mir mit ew'ger Treue
Ihn zum Geschenk heut gab;
Vom Thurme, holdes Fräulein,
Blickt sie nach mir herab."

‚Was, lieber holder Ritter?'
Schrie hier das Fräulein:
‚O bei dem hohen Himmel!
Dies kann nicht möglich seyn.

Mich, mich willst du verlassen,
Verlassen nun? Ach Gott!
Dein armes braunes Fräulein,
Zu aller Menschen Spott?

Nein, nein, es ist nicht möglich,
Daß du mich so betrübst!
Hast doch so oft geschworen,
Daß du mich ewig liebst!

Wirf in die tiefsten Fluthen
Den falschen Ring von dir!
Laß, laß mich ihn zerreißen!
Den Ring, den Ring gib mir!'

„Den Ring? Daran denk niemals,
O zartes Fräulein!
Gleich Zwillingsbrüdern stehen
Zwei Schlösser an dem Rhein.

So lang an meinem Finger
Der Ring blinkt, sind sie mein;
Drum bitt' ich dich, o Fräulein,
Stell' alles Klagen ein!

Was hilft's, daß ich geschworen?
Dein Weinen kommt zu spät!
Der Wind hat drein gesauset,
Hat Alles weggeweht.

Sieh, bist du mir zu Willen,
Du zärtliche Jungfrau,
Sollst blühen und gedeihen,
Wie Blumen voller Thau.

Du wohnst in einem Schlößchen,
Schön wie ein Schloß der Lust;
Dein Gast bin ich fein öfters,
Verweil' an deiner Brust."

Und voller Gram und Jammer
Dreht sich das Fräulein um:
‚Du raubst mir meine Ehre,
Mein einzig Eigenthum,

Und willst mich nun verstoßen,
Mich, die so schmerzenwund
Dich ewig zärtlich liebet!
Dem Himmel ist es kund.

Hab' ich gleich keinen Vater,
Kein'n Bruder, der die Schmach,
Die du mir gibst, könnt' rächen,
So wird's der Himmel, ach!

Doch für dich will ich beten,
O Jüngling, höre mich:
Laß von der reichen Gräfin!
Sie liebt dich nicht, wie ich.

Ach! wälz' nicht neue Schmerzen
Auf mich, die jammervoll
Die Schmerzen einer Mutter
Ohn' dies bald fühlen soll!'

So schluchzet sie und senket
Sich vor ihm hin auf's Knie.
Es nickt die dunkle Eiche,
Und säuselt sanft auf sie.

Durch ihre Locke seufzet
Das Windchen hin und späht
Der Blume nach, die thauicht
Von ihren Thränen steht.

Ach dein so zartes Klagen
Rührt Alles, Fräuelein!
Schwellt auf die heischre Quelle,
Erweicht den Kieselstein;

Nur er, der harte Ritter,
Schenkt dir nicht einen Blick. —
‚O!' ruft sie, ‚eh' du scheidest,
Sieh noch einmal zurück!

Ach, von mir Tiefgekränkten
Geh' nicht mit Zorn erfüllt,
O Ritter, wenn du grausam
Mich nicht mehr lieben willt!

Noch einmal diese Stimme,
Die sonst das Herz mir band!
O reich' mir noch zum letzten,
Zum letztenmal die Hand!

Dann geh' zu deiner reichen,
Geliebten Gräfin hin!
Vielleicht wird dich es reuen,
Wenn ich gestorben bin.' —

Du weinest schon, mein Mädchen?
Wisch' nicht das Thränlein ab;
Mehr, als die reichste Perle,
Die Indien je' gab,

Schmückt sie die warme Wange,
Schmückt sie dein schönes Aug'.
Wie lieb' ich diese Thräne
Am seelenvollen Aug'!

Ja Mitleid, süßes Mitleid,
Vom Himmel stammst du nur,
Vom Angesicht des Schöpfers
Stahl dich einst die Natur.

Des Wilden Herz ist grausam,
Der beßre Mensch allein
Kann tragen fremden Jammer,
Kann fühlen fremde Pein.

Laß, laß die Thräne rinnen!
Bald stürzet sie hinab,
Lockt tausend goldne Schwestern
In deinen Schooß herab.

Der wilde Ritter gehet,
Er geht, betrachtet nicht,
Wie nun am Felsen ringend
Des Fräuleins Herz zerbricht.

Stumm sitzt sie an der Erde,
Schaut bang den Himmel an.
‚Ach, er geht fort! Ich Arme!
Was soll ich fangen an?

Der du an meinem Herzen
So süß und sanfte ruhst,
Du Zeuge meiner Treue,
Daß du mit welken mußt!

Doch besser noch, es decket,
Ach, dein' und meine Schand'
Ein einzig's Grab auf ewig
Im kühlen, weichen Sand!

Einst kämest du erwachsen:
Wo, Mutter, ist der Mann,
Den ich soll Vater nennen?
Hab' ich kein'n Vater dann?

Verstoßen, sagt' ich weinend,
Bist du, o Söhnelein;
Er liegt in andern Armen,
Nennt andre Kinder sein!

Dann würdest du, durchdrungen
Von Scham und Haß, auf mich
Und meine Wehen fluchen,
Die einst geboren dich.'

So schluchzet sie und stürzet
In zärtlichem Gemisch
Von Raserei und Liebe
In's dunkelste Gebüsch.

Wie eine trübe Quelle
Durch Klippenmoos nun bang
Zum schwarzen Thale flüchtet
In schwermuthsvollem Drang;

Wie sie nur irret, fühlet's
Des Schäfers horchend Ohr
Am seufzenden Gemurmel
Vom Weidenbusch hervor:

So fliehet sie drei Tage.
Am vierten steht sie still:
‚Hier ist es, wo ich ruhen,
Und wo ich sterben will.

Hier unter dieser Buche,
Wo oft bei der Natur,
Beim Himmel selbst, der Falsche
Mir Lieb' und Treu' beschwur:

Einst kommt er mit der Liebsten,
Die er nun zärtlich küßt,
Vielleicht zu meinem Grabe,
Und fraget, wem es ist.

Weht, Lüftchen, weht's gelinde,
Daß es das meine sei,
Das Grab des braunen Fräuleins,
Die für ihn starb aus Treu'.'

Sie schweigt, — da fällt vom Hügel
Ein heller Glockenschall;
Ein frohes Lärmen hallet
Zurück durch's ganze Thal.

Von hohen Thürmen flosse
Der Harfen Silberklang
Zum Hochzeitfest der Gräfin,
Zu ihrem Brautgesang.

Auch rühmten die Trommeten
Des Heinrichs stolze Zier,
Der siegreich sich bezeiget
Im adlichen Turnier.

Der Lilie gleich, die stürmisch
Ein Regen niederschlägt,
Sitzt hinter dunkeln Aesten
Das Fräulein unbewegt.

Gott, dieses war sein Name!
Dies seiner Stimme Ton!
‚Du freust dich, holder Ritter,
Und ach! ich sterbe schon.

Ach, ach, dein Mädchen sinket!
Vielleicht denkst ihrer nie!
Vielleicht daß du sie suchest,
Und nimmer find'st du sie!'

So seufzet sie und blicket
Zur hohen Burg, und schweigt.
Ihr braunes Auge dämmert,
Ihr Rosenmund erbleicht.

Viel goldne Thränen blinken
Herab in ihren Schooß,
Noch einmal seufzt sie: ‚Heinrich!'
Und sinkt in's weiche Moos.

Du fällst, o braunes Fräulein,
Ein Opfer deiner Treu'!
Schleicht, zärtlichste der Winde,
Vom Blumenthal herbei;

Faßt auf das letzte Thränlein,
Das ihr im Auge blinkt,
Und tragt's zum Stern der Liebe,
Der tief in Trauer sinkt!

Ihr aber, Mädchen, höret
Das schreckliche Gericht!
Lang weilt des Himmels Rache,
Doch ewig weilt sie nicht.

Der wilde Ritter sitzet
Am hochzeitlichen Mahl,
Zwar Freuden in den Augen,
Im Herzen Angst und Qual.

Ach! denkt er: die Verstoßne,
Wo mag sie jetzo seyn?
Ihr' Aeuglein Thränen gießen;
Wo jammert sie allein?

Ach! hab' sie doch betrogen!
Ihn peinigt Angst und Qual,
Zerreißt die Hochzeitkränze
Und flieht hinab in's Thal.

Umsonst der Freunde Flehen,
Der Gräfin banger Blick;
Sein Fräulein sieht er liegen,
Und schreit und schlägt zurück.

„Ist's todt, das sanfte Händlein,
Das freundlich mich umschlang?
Ha, todt das zarte Herzlein,
Das dann für Freude sprang!

Ha, Freunde, seht ihr's, Freunde?
Mein erstes Weib liegt dort
Erblasset! Wenn ihr's höret,
Ja, ich hab' sie ermord't!

Was soll ich länger schweigen,
Zerreißt mich inn'rer Schmerz, —
Ihr brach ich Lieb' und Treue,
Und dieses brach ihr Herz.

Vollend's nun, Höll' und Teufel!"
Er kniet auf die Erd',
Zieht wild und voller Feuer
Sein scharf geschliffnes Schwerd:

„Zerschmettre falsche Herzen
Und Untreu', Donnerkeil!
Hinweg aus meinen Augen!
Die Hölle bleibt mein Theil!

Ja, süßes sanftes Mädchen,
Aus Treue starbst du, ach!
Muß grausam dir nun folgen;
Dein Geist, er winket nach!"

Christoph August Tiedge,

dessen Vater Rektor der Stadtschule zu Gardelegen in der Altmark war, und als Konrektor zu Magdeburg 1772 starb, wurde in ersterer Stadt den 14. December 1752 geboren. Seine ersten Jugendjahre, in einer dem gelehrten Mittelstande angehörigen, pedantischen und an äußeren Mitteln beschränkten Familie, innerhalb deren vier Wänden auch ein Ableger der strengen Zuchtruthe Friedericianischer Militärdisciplin waltete, waren nicht frei von Drangsalen, welche durch des Vaters Ableben, als T. gerade zur Universität abgehen wollte, noch vermehrt wurden. Mit großväterlicher, äußerst spärlich zugemessener Unterstützung widmete er nun drei Jahre dem Studium der Rechte zu Halle, zeigte sich aber, unbeschadet seiner geistigen Vorzüge, von einer Gemüthsart, welche in den Konflikten des Lebens wenig sich zu rathen wußte. Hier trat er zuerst mit dichterischen Versuchen im Leipziger und Göttinger Musenalmanach auf, und nahm späterhin Theil an Campe's „Kinderbibliothek," Nicolai's „Berliner Monatsschrift" und anderen periodischen Blättern, wodurch er allmälig und früh schon mit den ausgezeichnetsten

Geistern seiner Zeit in Briefwechsel gerieth. Leider aber halfen ihm diese Connexionen nicht zum Fortkommen im Leben. Nach beendigter Studienzeit durchlebte er in Magdeburg ein neues trübseliges Triennium, in Erwartung einer Anstellung, während er durch Stundengeben, Uebersetzen und Kopiren sein Leben dürftig fristen mußte. Da entschloß er sich, die juristische Laufbahn bei Seite lassend, 1781 zur Annahme einer Hauslehrerstelle beim Kammerdirektor v. Arnstedt zu Ellrich, wo er eigentlich erst anfing, seines Lebens froh zu werden. Ein von freien Stücken an ihn gerichteter Brief Gleim's, und vollends die „himmlische Freundlichkeit," womit Frau Elise von der Recke, bei Gelegenheit ihrer Durchreise durch Ellrich im Hause Göckingk's, damaligen Kammersekretärs der dortigen Domänenkammer, auf T. „herab lächelte," waren für ihn berauschende Triumphe. Im Sommer 1784 machte er einen Besuch bei Gleim, folgte aber erst 1788 seiner Einladung nach Halberstadt, in die alte Bischofsresidenz, „wo die deutschen Musen sich einige Polsterstühle zum behaglichen Ausruhen in Vater Gleim's Freundschaftstempel zurecht gestellt hatten." Nach vergeblichen Bemühungen von dessen Seite und seiner Freunde Klamer Schmidt und Nathanael Fischer, ihm ein passendes Unterkommen zu verschaffen, warf ihn ein ironisches Verhängniß nach einer kleinen Kreisstadt, „dem altfränkischen Sitz einer kleinen gepuderten Bureaukratie," wo der Dichter, als Sekretär des Landraths, das Geschäft, Rekruten auszuheben und zu mustern, einige Jahre besorgen mußte. Endlich konnte T. es nicht mehr aushalten und kehrte 1791 zu seinem Gleim nach Halberstadt zurück. Aber schon im folgenden Jahre übernahm er auf's Neue eine Art Hauslehrerstelle beim Domherrn v. Redern, nach dessen bald erfolgtem Tod er mit der nachgelassenen Familie nach Neinstädt bei Quedlinburg zog, die Umgebungen dieses Aufenthalts in Gedichten, wie z. B. die Roßtrappe, die Lauenburg *c.* verherrlichend. 1797 ging er mit Frau v. Stedern, deren Töchter zu erziehen und zu bilden er sich zum Beruf gemacht, nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Matthisson und v. Köpken schöne Tage verlebte, und folgte 1798 seiner Freundin nach Quedlinburg, wo diese 1799 starb. Obwohl sie durch testamentarische Verfügung für seine bürgerliche Subsistenz gesorgt hatte, so war doch sein Gemüth auf's Tiefste durch diesen Verlust erschüttert und eine gänzliche Betäubung hatte sich aller Kräfte seiner Thätigkeit bemächtigt. Er unternahm nun, auf eine bereits früher durch Gleim's Vermittelung am Domstift zu Halberstadt erhaltene Vikariatspräbende zu Gunsten seines jüngeren Bruders resignirend, mehrere Reisen in's nordöstliche Deutschland und verweilte abwechselnd längere Zeit in Halle (wo 1801 seine „Urania" erschien), und zu Berlin. In letztgenannter Stadt sah er, nach sechzehn Jahren, Elise von der Recke wieder. Von jetzt an hörte Tiedge's selbsteigene Existenz auf; er war der geistige Vasall dieser Frau. Mit ihr bereiste er (1805 – 1808) Deutschland, die Schweiz und Italien, und blieb auch für die Folge ihr beständiger Hausgenosse und Gesellschafter, während des Winters zu Berlin, wo sich die Aristokratie der Geister und der Geburt um sie sammelte, im Sommer zu Töplitz, Carlsbad oder zu Löbichau, dem Landgute der Herzogin von Kurland. Den Abend ihres Lebens feierten Beide (seit 1819) in Dresden. Ein und zwanzig Jahre später, und acht Jahre nach dem Hintritt seiner noch im Tod für seine äußeren Verhältnisse rührend besorgten Gönnerin, beschloß Tiedge seine Tage in denselben Räumen, wo Elise (1833) entschlafen war, den 9. März 1841.

* * *

Trotz der in T's Dichtungen wohl allzustark vorherrschenden oratorischen Sentimentalität und jener oberflächlichen Lebensphilosophie, die er mit dem Halberstädter Kreise gemein hat, von welchem einst Klamer Schmidt an Klopstock schrieb, daß er „sich mehr für kleine Liebesgöttergruppen und linke Spiele des Witzes als für Bildsäulen von größerem Sinn und für ernsthafte Entwürfe interessire, die einen Einfluß auf die Nation haben," behauptet Tiedge doch immerhin durch Anmuth, Zartheit, Gemüthlichkeit, blühend elegante Diction und rhythmischen Wohllaut einen gewissen Rang unter unsern Dichtern, vorzugsweise durch seine Elegieen (berühmt ist die „auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf") und sein, freilich durch Mißverhältnisse im Plan keineswegs zur Einheit abgerundetes, religiöses Lehrgedicht „Urania," worin er nach Kantischen Lehrsätzen die Unsterblichkeit besingt. Bei weitem nicht so glücklich ist T. im Fach der Romanze. Hier zeigt sich wenig ursprüngliche Durchdringung des epischen Elements, wenig Plastik der Gestalten und Charaktere, desto mehr Verschwommenheit im Gestaltlosen, und oft wird man eine malende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschlossene Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. Er hat sich auch seltener in dieser Poesieengattung versucht, und davon gehören die an gute Muster sich anlehnenden besseren einer reiferen Lebensepoche des Dichters an.

Von ihm sind erschienen:

Urania. Ueber Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Ein lyrisch-didactisches Gedicht in sechs Gesängen. Halle 1801. — 6. Aufl. 1819. u. ö.

Elegieen und vermischte Gedichte. Ebendas. 1803. — 2. verb. Ausg. 1806—7. 3 Bdchn. 1823.

Frauenspiegel. Ebendas. 1807.

Das Echo, oder Alexis und Ida. Ein Cyclus von Liedern. Halle 1812.

Denkmale der Zeit. Ebendas. 1814.

Todtenfeier der unvergeßlichen Monarchin Louise, Königin von Preußen *c.* Carlsbad, 1814.

Aennchen und Robert, oder der singende Baum. Ebendas 1815.

Titania, oder Blüthen und Blüthenleben zu Elfenaue, Feiergesänge, poetische Fest- und Scherzspiele (mit A. G. Eberhard u. J. Fr. Schinck). Berlin 1821.

Anna Charlotte Dorothee, letzte Herzogin von Curland (Lebensbeschreibung). Leipzig 1823.

Gesammelte Werke. Herausgegeben von A. G. Eberhard. Halle 1823—29. 8 Bdchn. — 4. Aufl. 10 Bdchn. 1841.

Wanderungen durch den Markt des Lebens. Halle, 1836.

Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von Dr. Karl Falkenstein. 4 Bde. Leipzig 1841.

33. Robert und Klärchen.

Auf dem Anger war's luftig, und duftig im Hain,
Und röthlich verglimmte der Abendschein
An wehenden Halmen und Zweigen.
Das Nachtlied der Grille vom blumigen Rain
Durchtönte das heilige Schweigen.

In dem ruhigen Frieden der stillen Natur
Ging Robert mit Klärchen hinab in die Flur;
Sie kamen zum Haine der Quelle,
Wo Robert sich Klärchen auf ewig verschwur.
Das war eine weihende Stelle.

Dort umnickten sich Blumen, als küßten sie sich;
Ein zärtliches Flüstern der Huld umschlich
Die lieblich entflatternden Blätter:
Das machte die Stelle so heimlich, und glich
Dem Wandeln der seligen Götter.

Und die Nachtigall schlug und die Echo schlug nach;
Der Vollmond sah lüstern durch's Ulmendach
Vom abendlich dunkelnden Himmel.
Und Robert und Klärchen ergetzte der Bach
Mit fröhlichem Wellengetümmel.

Zwei verschwisterte Blumen brach Klärchen jetzt ab,
Und warf in die Fluth sie vereint hinab,
Und sahe, wie traulich sie schwammen.
Doch eine löst bald von der andern sich ab;
Sie schifften nicht weiter zusammen.

O, da seufzte Klärchen das traurige Wort:
„Mein Robert, ach! sahst du die Blumen dort
Sich trennen und eine verschwinden?“
„„Da drüben,““ sprach Robert, „„vielleicht ist der Ort,
Sich wieder zusammen zu finden!““

Da verhüllte das Mädchen das schöne Gesicht;
Ihr flimmerte traurig das Mondenlicht;
Vom Waizenfeld ächzte die Grille.
„„Mein Klärchen,““ sprach Robert, „„o weine du nicht!
Die Zukunft deckt heilige Stille.““ —

Es verschwanden sechs Monden, sie flogen vorbei;
Da wüthet der Krieg, und das Kriegesgeschrei
Ruft wild den Geliebten zum Streite.
Er weinet: „„Mein Klärchen, ich bleibe dir treu!““
Und reißt sich ihr weg von der Seite.

Doch sie flehet mit thränenbeströmtem Gesicht:
„Mein Liebster kann lieben nur, tödten nicht!
Fühlt, Männer des Krieges, Erbarmen!“ —
Vergebens! Die Männer der eisernen Pflicht
Entreißen ihn wild ihren Armen.

Die Verlassene ringet mit Weh und mit Ach;
Ihr Treuer läßt fern schon am Wiesenbach
Sein schneeweißes Thränentuch wehen.
Sie ruft noch ein weinendes Wörtchen ihm nach,
Und Robert ist nicht mehr zu sehen.

Sie verläßt jeden Abend ihr mütterlich Haus;
Sie geht in die stürmende Nacht hinaus,
Und setzt auf den Bergen sich nieder;
Da streckt sie die Arme nach Roberten aus.
Ihr Liebster kommt nimmermehr wieder.

An dem Zaune das Bächlein, es rinnet und rinnt,
Der Sommer verglühet, der Herbst beginnt,
Die Sonne geht auf, sie geht nieder,
Hin über die Berge ziehn Wolken und Wind;
Nur Robert kehrt nimmermehr wieder.

Wie ein bleichendes Röschen verwelkt sie hinfort.
Einst gieng sie zur Quelle des Hains — ach! dort,
Dort sah sie die Blumen verschwinden.
„Wo ist nun das Drüben? Wo ist nun der Ort,
Wo Robert und Klärchen sich finden?“

So erliegend dem schmerzlichen, liebenden Sinn,
Sank nieder an's Ufer die Dulderin,
Von himmlischen Träumen umgeben.
Der Kuß eines Engels nahm Klärchen dahin,
Enthaucht' ihr das trauernde Leben.

Still besuchet ihr Grabmal die säuselnde Luft;
Zwei Linden umblüh'n es; in Lindenduft
Ist Klärchen zur Ruhe bestattet.
Da schläft sie den heiligen Schlaf in der Gruft,
Von Sinngrün und Veilchen beschattet.

Nach verschollenen Jahren kam Robert zurück,
Mit schwindendem Leben im düstern Blick,
Mit Wunden vom blutigen Streite.
Sein Klärchen ist hin. Er erliegt dem Geschick,
Und schlummert nun Klärchen zur Seite.

An den Gräbern zieht abends ein Nebel dahin.
Einst sah eine blühende Schäferin
Den Nebel sich langsam entfalten;
Sie sah mit begeistertem, liebendem Sinn
Zwei dämmernde, stille Gestalten.

---

34. Romanze.

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da sitzet Mariechen, und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

In die Ferne hinüber schweift all ihr Sinn;
Ihr Lieber, ihr Treuer, der ging dahin!
Sonst ging er, sonst kam er; nun kommt er nicht mehr!
Nun ist's um Mariechen so todt und so leer!

In den Busen da fallen die Thränen hinein,
Da trinket ihr Kindlein sie saugend mit ein;
Es schmeichelt der Mutter die kindliche Hand;
Ihr Blick ist hinaus in die Ferne gewandt.

Ach, wie sausend wehet der Wind und kalt:
‚Mariechen, dein Liebster ging aus in den Wald!
Ihm reichten die tanzenden Elfen die Hand;
Er folgte der lockenden Schaar und verschwand!‘

Auf den Bergen dort oben, da wehet der Wind;
Da sitzet Mariechen, und wieget ihr Kind,
Und schaut in die Nacht hin mit weinendem Blick. —
Dahin ging ihr Liebster, und kehrt nicht zurück.

35. Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilienpracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
In's finstre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höh'n.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein zart und rosig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen,
Da sah er früh, im Morgenstrahl,
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?
Komm mit mir! Dort oben ist mehr zu schaun!

Du sollst mein trautes Liebchen seyn,
Zu schön für eine Hütte." —
Doch Bertha sprach: ‚Das kann nicht seyn!'
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Herd:
‚Ach, Mutter! der Junker hat mein begehrt.' —

„‚Ob auch der Junker dein begehrt:
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O, bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!'" —

‚Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?'
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„‚Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

Da schmücket dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrtenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht.'" —

‚So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,
Daß vor der bösen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!'
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Klosters getrost hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er seinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm still entkam,
Gewaltsam zu erbeuten.
Da wurde das Kloster wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiserne Thor gesprengt.

Die wilden Räuber scheuten sich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie rissen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grausigen Mitternacht
Zur Lauenburg stürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Fleh'n nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein schön Gesicht!
Es kostet das liebliche Leben nicht!" —

‚Du, Sohn Maria's!' rief sie laut,
‚Du Gottessohn, o sende
Mir Hülf' und rette deine Braut,
Daß keine Schmach sie schände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, sprecht!
O sprecht, wenn kein Rächer die Unschuld rächt!

Doch still! Ich hör' ein leises Wort;
Ich darf Erlösung hoffen.
Ein Engel kommt! — Ich sehe dort
Den lichten Himmel offen!'
Begeistert schon blickte sie himmelwärts,
Und leiser und leiser verstummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth
Und aller Schmach entronnen,
Führt ihren Geist der Engel Tod
In's stille Land der Frommen.
Es war eine lichte Gestalt zu sehn;
Da wollten die Räuber vor Angst vergehn.

Und wo sich Bertha's Auge schloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden sproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verspätete Wandrer schaut,
Dann ruft es ihm nach wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur einmal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein schauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht sie, das flüstert schwach
Die sterbenden Laute der Unschuld nach.

Seht hin! Wo einst die Feste stand
Mit ihren stolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

36. Herkules.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er sinnend plötzlich still.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor;
Ahnungsvoll und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
‚Siehe!' sprach sie, ‚was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels! aber werde
Mein Getreuer, folge mir!'

Zauber sprühn aus ihren Blicken,
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillern Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede,
Aber wie mit Schmach bedeckt
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt.
„Keine Freuden goldner Tage,"
Spricht sie, „kann ich dir verleihn;
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Göttersohne;
Sich besiegen aber, weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit."

Und der Jüngling, schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlich're Hyder,
Als in Lerna's Sumpf: der Tod!

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie ohn' Erbarmen
Mit Verrath und Meuchelmord
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz,
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung:
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich in's Reich der Tugend auf.

Friedrich Andreas Gallisch,

geboren am 28. August 1754 zu Leipzig, studirte daselbst und zu Pforta, wurde 1775 Magister der Philosophie, promovirte 1777 zum Doktor der Arzneiwissenschaft und bekleidete 1782 eine außerordentliche Professur derselben an der Universität seiner Vaterstadt. Er starb in der Blüthe seines Lebens am 15. Februar 1783.

Seine von Jünger, mit Biographie des Dichters, herausgegebenen „Gedichte" zeichnen sich besonders in der Allegorie, im Auffassen und Versinnlichen des Bedeutsamen der Bilder der Natur, zumal in der schönen Symbolik zwischen Natur und Liebe, durch sinnvolle Einfachheit, zartes Colorit der Grazie, Innigkeit und Zartheit der Empfindung sehr vortheilhaft aus, und erfreuen zugleich, besonders auch in Hinsicht der episch-lyrischen Leistungen, durch lebendige Phantasie und blühende Anschaulichkeit der Darstellung.

Außer einigen naturwissenschaftlichen Abhandlungen und Uebersetzungen sind von ihm erschienen:

Ein Dutzend leichter Erzählungen. Petersburg, 1782.

Nettchen Rosenfarb. Ein Roman. 2 Theile. (I. Das Mädchen. II. Die Frau.) Leipzig, 1782–83.

Gedichte. Ebendas. 1784.

37. Die Wanderer.

Drei Wandrer schritten übers Moor;
Ein Dorf gewahrten sie.
„Ist Niemand, uns für unser Geld
Zu leiten, Niemand hie?
Komm, Bote, leit' uns übers Moor,
Denn furchtbar ist die Nacht!„
Der Bote sprach: „„Ich leit euch; kommt,
Und seid auf Heil bedacht!

Seht auf der Haid' ein Bäumchen ihr
In düstrer Ferne stehn?
Und fühlt ihr, wie vom Bäumchen her
Die Winde schaurig wehn?
Ist's nicht, als ächzte bang empor
Das Gras, auf dem ihr wallt?
Und hört ihr, wie von unserm Tritt
Der Boden wiederhallt?

Auf Gräbern wandelt ihr einher!
Auf Gräbern! Säumet nicht!
Schon stößt des Windes kalter Hauch
Mir frischer in's Gesicht.
Bald, wenn wir weilen, tanzt um uns
Ein wilder Geisterschwarm.
Ach! vor Entsetzen sänken wir
Wohl in des Todes Arm!

Seht ihr, wie dort das Lichtchen blinkt?
Ein wirthlich Halmendach
Empfängt uns da. Ihr Wandrer, folgt,
O folgt in Hast mir nach!
Der Wind pfeift rauher mir in's Ohr;
Manch blasses Luftgesicht
Steigt aus den Gräbern schon herauf:
Schon heult's; drum säumet nicht!'''

Die Wandrer folgten seinem Schritt,
Als dies der Bote sprach,
Mit raschem, ungewissem Gang
Verzagt und angstvoll nach.
Die Furcht der Nacht ergreift ihr Herz,
Ihr Blut erstarrt, es sinkt
Ihr Knie; doch endlich nimmt sie auf
Das Dach, wo's Lichtchen blinkt.

„Was schlugst du so, du harter Mann,
Mit Schrecken unsern Muth?
Was jagtest du zurück ins Herz
Das halberstarrte Blut?
Sprich, war das wilder Geister Schwarm,
Was dort um uns geheult?
Und lägen wir dem Tod' im Arm,
Wenn wir nicht so geeilt?„

So sprach der Eine, als sie sich
Rund um den Herd gesetzt,
Und schon ihr Herz durch manchen Trunk
Vom Nektarstrand geletzt.
Der Bote sprach! „„O danket Gott,
Der euch hieher gebracht!
Denn manchen tödtete der Schreck
Dort in der finstern Nacht!

Doch soll ich kund euch thun, was dort
Für wüthend Geisterheer
Allnächtlich durch die Haide streift,
So höret meine Mähr!'''
Da schürten sie des Herdes Gluth,
Und schauten auf den Mann,
Und rückten näher um ihn her;
Worauf er so begann:

„„Dort, wo der Fluß mit schnellem Lauf
Sich durch die Hügel schlingt,
Steht eine Burg, zu der empor
Ein schmaler Pfad euch bringt.
Da hauste Rosberton vor Zeit,
Fromm, aber hart gesinnt,
Mit Agnes, seiner Tochter, schön,
Wie Maienröschen sind.

Hier oben, wo wir sitzen, stand
Des alten Ramboldс Schloß,
Der wild verpraßte Gut und Geld
In feiler Wollust Schooß.
Bei Saitenspiel und Becherklang
Schwelgt' er sein Leben hin;
Sein Sohn war Albert, aber fern
Von seines Vaters Sinn.

Agnes und Albert liebten sich;
Oft nahm der stille Hain,
Der noch die Mauern dort begränzt,
Die Hochbeglückten ein.
Ich bin dein Mann, sei du mein Weib!
Sprach Albert, und es band
Des alten Grafen Burgkaplan
Am Altar ihre Hand.

Das Bäumchen auf der Haide dort
Sah ihren ersten Bund;
Dort küßte Albert sein Gemahl
Zuerst auf Wang' und Mund.
Das Bäumchen auf der Haide dort,
Das rauschte sanft darein,
Als sie versiegelten den Bund
Im stillen Vollmondschein.

Mit Kaiser Karl war Rosberton
Gezogen in den Krieg,
Und kam zurück mit seiner Schaar,
Bekrönt mit Ehr' und Sieg.
Und als der Burg sie nahten, ritt
Er stracks voraus allein;
Denn ihm entbrannte schon das Herz,
Zu sehn die Tochter sein.

Als aber er zum Bäumchen kam,
Sah er im Mondenlicht
Am Stamm die Beiden traulich ruhn;
Ihn aber sahn sie nicht.
Und als ihn näher trug zum Baum
Leis übers Gras sein Roß,
Erkannt' er, ach! sein Töchterlein,
Gewiegt auf Alberts Schooß.

‚Mein Albert, gib der Furcht nicht Raum!
Ich lasse nicht von dir!
Denn was ich nur begehren kann,
Das alles bist du mir!
An deinem Herzen glüht mein Herz,
Von deinem Kuß mein Mund.
Die Flamme meiner Liebe thun
Dir diese Lippen kund!

Dein Weib, dein trautes Weib ist dein!
Ich lasse nicht von dir.
Trät' auch mein Vater vor uns hin,
Und droht' im Zorne mir!
Ach, Vater! spräch' ich, ach, umsonst,
Daß mir dein Blick so droht!
Mein ist nun Albert, ich bin sein;
Nichts trennt uns, als der Tod!'

So trenne Tod, du Schlange, dich! —
Rief jetzt ihr Vater laut, —
Und seines Schwertes Kraft durchdrang
Die Brust der jungen Braut.
Da floß ihr Blut in's kühle Gras;
Sie rief im Todesschmerz
Noch einmal stöhnend: Albert! aus,
Und, ach! da brach ihr Herz!

„Ha, Bube!" rief ihr Vater dann,
Mit wildentflammtem Blick:
„Sieh! das hast du gethan! Nun gib
Die Tochter mir zurück!"
Und Albert wüthig: „„Ha! Tyrann!
Mein Weib, mein Weib gib mir!
Und kannst du's nicht, so sende mich
Dein Mörderschwert zu ihr!""

„Nein, lebe noch! Dein Vater seh'
Dich scheiden aus der Welt!
Vielleicht, daß ihm ein Schauspiel auch
Von meiner Art gefällt.
Reit', Knappe, reit' zu Rambolds Schloß:
Steig' auf! Du sollst den Sohn
Am Baum der Haide sterben sehn!
Ihn tödtet Rosberton!"

Der Knappe ritt. Beim Mahle saß
Die trunkne Ritterschaar;
An Rambolds Tafel saßen sie
Mit Mädchen Paar und Paar,
Und laut ertönte Rundgesang,
Laut wilder Scherz umher,
Und oft ward, bei Drommetenschall,
Der volle Becher leer.

Des Knappen Ruf drang in den Saal:
„Steig' auf! Du sollst den Sohn
Am Baum der Haide sterben sehn!
Ihn tödtet Rosberton!" —
Hinaus! so schrie die trunkne Schaar,
Und raffte sich empor.
Hinaus, zu retten deinen Sohn!
Und stürzt' hinab zum Thor.

Rasch übers Blachfeld ging's. Am Baum
Vernahm die Reiterei
Von Rosberton, herbeigerückt,
Der Trunknen Schlachtgeschrei.
Da schickte sie zur Schlacht sich kühn,
Und wilder Kampf begann;
Da stöhnten furchtbar durch die Nacht,
Verwundet, Roß und Mann.

Von Rosberton getödtet, sank
In seines Mädchens Schooß
Der Jüngling, dessen heißes Blut
Auf ihren Leichnam floß.
Und unter seiner Helden Schwert
Fiel Rambolds trunkner Schwarm,
Mit Fluch und grausem Angstgeheul,
Wohl in des Todes Arm.

Da stürzte Rambold in sein Schloß,
Und Rosberton ihm nach:
„Heraus mit dir, und räche dich,
Und tilge deine Schmach!"
Die Reiterei umgab das Schloß,
Und Rambolds Maß war voll;
Die Flamme fraß das Haus, bevor
Zum Sturm die Glocke scholl.

Der holden Agnes Seele stieg
Mit Alberts Seel' empor.
Sie grüßte froh mit Siegsgesang
Ein lichter Engelchor.
Und jener trunknen Geister Schwarm,
Den Todesnacht umgab,
Stieß in der finstern Erde Schooß
Der Böse tief hinab.

Nun steigen wild um Mitternacht
Aus Gräbern sie empor,
Und gräßlich tönt ihr Angstgeheul
Dann in des Wandrers Ohr.
Und weilt er achtlos, tanzt herbei
Der grause Geisterschwarm;
Entsetzen faßt ihn, und er sinkt
Wohl in des Todes Arm.

Horcht aus dem Fenster! Horcht, es tost
Und heult das Höllenheer!
Horcht aus! Es ächzt das dürre Gras
Der Haide bang und schwer.
Im Nebeldufte seht ihr dort
Das Bäumchen einsam stehn,
Und fühlt von seinen Aesten her
Die Winde schaurig wehn."" —

Die Wandrer standen auf, und sahn
Zum Fenster bebend aus,
Da pfiff der Wind scharf um ihr Haar;
Da ward ihr Herz voll Graus.
Mit leisem Tone sprachen sie:
„Wie furchtbar ist die Nacht!"
Der Bote sprach: „„O danket Gott,
Der euch hieher gebracht!""

Aloys Blumauer,

geboren den 21. December 1755 zu Steyer in Oberöstreich, vollendete seine Studien in seiner Vaterstadt; trat hierauf 1772 zu Wien in den Jesuiterorden; privatisirte nach dessen Aufhebung daselbst, und mußte sich mehrere Jahre hindurch seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben verschaffen. Später ward er, unter des Barons v. Swieten Vorsitz, bei der Büchercensur als Censor angestellt; legte jedoch 1793 dieses Amt freiwillig nieder, und übernahm die Rudolf Gräffer'sche Buchhandlung, an welcher er schon seit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er starb zu Wien am 16. März 1798.

B. hat die Manier des, zumeist von Joh. Friedr. Löwen, Daniel Schiebeler, auch noch zum Theil von G. A. Bürger nach französischen Mustern bei uns eingeführten, burlesken Romanzentones in der „travestirten Aeneide," wozu ihn namentlich Scarron's „Virgile travesti" (Par. 1651) anregte, möglichst hoch gesteigert, ohne selbst platte und schmutzige Spaßhaftigkeit in der, solchem burlesken Carneval des Witzes und der Laune besonders eigenthümlichen, Verzerrung des herkömmlich Feierlichen und Ernsthaften zu verschmähen; aber er hat nichts desto weniger, und trotz der nur oberflächlichen

satyrischen Züge, alle bisher bekannt gewordenen Versuche dieser Art an Fülle komischer Kraft bei Weitem übertroffen, und sich dadurch die entschiedenste und ausgebreitetste Gunst der Lesewelt errungen. Weniger Aufsehen als diese Travestirung und einige satyrische Arbeiten machten seine, theils in eben diesem burlesken, theils im besseren Bürger'schen, theils auch im freisinnigen Geschmack des Zeitalters Josephs II. geschriebenen Gedichte, deren nicht wenige durch Wahrheitssinn, warmes Gefühl, glatte Sprache und rhythmischen Wohllaut sich auszeichnen, wenn ihnen auch Grazie und Phantasieschwung abgesprochen werden muß.

Von ihm:

Erwine von Steinheim; Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien 1780.

Wiener Musenalmanach (herausgegeben mit Ratschky) auf die Jahre 1781—91.

Wiener Realzeitung (besorgt vom October 1782 bis October 1784).

Gesammelte Gedichte. 4 Thle. Ebendas. 1782′ und wiederholte Auflagen.

Virgil's Aeneis, travestirt (Buch 1—9). Ebd. 1784—88. III. — 4. Aufl., Königsberg 1824.

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. G. L. Müller. 8 Bde. Leipzig 1801—3. — N. A. besorgt von Kistenfeger. 7 Bde. München 1827; 2. Aufl. 3 Bde. 1830. — Ferner: Königsb. 1832. 7 Bde.; — Stuttgart 1839—40. 5 Bde., und in Einem Bande, ebendas. 1840.

---

38. Graf Lauzun.

Ein edler Mann aus Frankenland,
Lauzun war er genannt,
Der einst den Lohn der Tapferkeit,
Verfolgt von Fürstenlaun' und Neid,
Im tiefen Kerker fand:

Lag nun darin, mit seinem Gram
Sich nährend, wie im Grab;
Nur kärglich ließ ein Fensterlein
Der lieben Sonne milden Schein
Mittags zu ihm hinab.

Der tiefsten Todtenstille Graun
Vermehrte seine Noth.
Es schien ihm, hätten manche Nacht
Nicht Uhu's schaudern ihn gemacht,
Die ganze Schöpfung todt.

Kein sanfter Freundeszuspruch hob
Sein leidend Herz empor;
Nur seiner Ketten wild Geklirr,
Und Knarren seiner Kerkerthür
Drang täglich in sein Ohr.

Des Kerkerwärters Tigerblick
Und Henkermiene gab
Des Armen mitleidfleh'ndem Blick
Nur Trotz und kalten Spott zurück,
Und schlug ihm alles ab.

Er fleht' um Feder und Papier,
Damit er schreiben könnt'.
Umsonst! es wurde nicht einmal,
Sich seiner Jammertage Zahl
Zu merken, ihm vergönnt.

Es drückte langer Weile Last
Schwer, wie der Alp, sein Herz.
Die Geist- und Herzenshungersnoth,
Viel ärger oft, als selbst der Tod,
War nun sein größter Schmerz.

Einst, als ihm die Verlassenheit
Tief in die Seele ging,
Er auf von seinem Lager sprang,
Und in des Herzens Ueberdrang
Die Kerkerwand umfing.

Da nahm er eine Spinne, tief
In einer Ecke, wahr:
Das erste Thierchen, das so nah
Er leben und sich regen sah
Seit manchem langen Jahr.

Er freute dieses Thierchens sich
In seiner Einsamkeit;
Er kannte Menschen, liebte sie;
Doch hatten Freunde selber nie
So sehr sein Herz erfreut.

Oft sah er ihrer Arbeit zu
Wohl ganze Stunden lang,
Wie sie behend' und fleißig an
Dem feinen Wundernetzchen spann,
Zu schlauem Mückenfang.

Bald, wie die kleine Lauscherin
In ihrem Häuschen, klug,
Auf Mückchen lau'rte; wenn eins kam,
Herausfuhr, blitzgeschwind es nahm,
Und in ihr Zellchen trug;

Bald, wie sie sich zum Zeitvertreib
Von Fäden, fein wie Haar,
Ein luftig schwebend Scheiblein spann,
In dessen Mittelpunkte dann
Ihr kleiner Lustsitz war.

Er sprach mit ihr, als hätte sie
Für seine Worte Sinn;
So oft sie neue Arbeit spann,
Besah er sie, und lobte dann
Die kleine Weberin.

Besorgt für ihren Unterhalt
Der gute Mann auch war:
Denn schlüpft' ein Mückchen in sein Grab
Oft auf der Sonne Strahl hinab,
Bracht' er's zur Speis' ihr dar.

Vertraut und heimlich hatte sie
Ein Fädchen sich gespannt
Bis hin, wo ihr Ernährer lag;
Drauf holte sie sich jeden Tag
Die Speis' aus seiner Hand.

So lebt' er nun in Freude, die
Der Spinne Fleiß ihm bot;
Sein Trost, sein Zeitvertreib, sein Freund,
Sein Alles war in ihr vereint,
Und er vergaß der Noth.

Den Kerkermeister wunderte
Des Grafen froher Sinn;
Er sah den Jammerblick nicht mehr,
Drob sann er oft wohl hin und her;
Es wurmt' und ärgert' ihn.

Und als ihm einst das Schlüsselloch
Des Grafen Lust verrieth,
Da dachte sich der Schadenfroh:
„Vergnügt dies Fratzenspiel dich so?
Ha, bald ist's aus damit!"

Und nun trat er hinein zu ihm
Mit halb verbißnem Spott:
Sieh, rief er, eine Spinne da!
Und trat, eh' sich's der Graf versah,
Das arme Thierchen todt.

Wie Dolchstich fuhr die Mörderthat
Dem Grafen tief in's Herz;
Er sah mit schmerzbetäubtem Sinn
Auf das zertretne Thierchen hin,
Und rang mit wildem Schmerz.

Wie wüthig fuhr mit Rachbegier
Er auf den Mörder hin;
Allein die Kette, die ihn band,
War stärker, als die schwache Hand,
Und zog auf's Lager ihn.

Der Mörder ging; gesättigt war
Von Teufelslust sein Herz.
Sein Hohngelächter schallte noch
Hinein zu ihm durch's Schlüsselloch,
Und schärfte seinen Schmerz.

Mein Glück, mein Alles, rief er, war's,
Was hier dein Fuß zertrat! —
Zwar linderte die Zeit sein Weh;
Doch wer es hörte, schauderte
Zurück vor dieser That.

Levin Christian Friedrich Sander,

geboren am 13. November 1756 zu Itzehoe, machte seine Studien in Göttingen. Hier, und später in Dessau, wo er eine Lehrerstelle an Basedow's Philanthropin bekleidete, nahm er thätigen Antheil durch Gedichte und schönwissenschaftliche Aufsätze am Voß'schen „Musenalmanach," an Boie's „deutschem Museum," an Wieland's „deutschem Merkur," wie auch an „Egger's „gemeinnützigem" und desselben „deutschem Magazin," und andern periodischen Schriften. Seit 1784 war er Privatlehrer im Hause des Grafen von Reventlow zu Kopenhagen; 1789 Bevollmächtigter der königl. dänischen Kreditkasse daselbst; 1791 Sekretär der k. d. General-Wegkommission, und seit 1800 Professor der Pädagogik und Methodenlehre am neu errichteten Seminar für Dänemark und Norwegen zu Kopenhagen. Er starb hier am 31. Juli 1819.

Zu den bedeutendsten Leistungen Sander's, dessen vielfache Verdienste um Verbreitung der dänischen schönen Literatur in Deutschland anerkannt sind, gehören: sein (unter dem angenommenen Namen Christoph Bachmann erschienener) Roman „Geschichte meines Freundes Ambrosius Rund," in dessen erstem Theil Dr. L. Wachler („Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur." Frankfurt a. M. 1834. II. S. 275) „patriarchalisch freundlichen Idyllenton und gelungene Nachbildung altbürgerlicher Häuslichkeit findet, der aber zu bald in herkömmlicher, der gemischten Lesewelt gefallender Erzählung bunter Abenteuer untergehe;" — die (unter dem gleichfalls angenommenen Namen Dr. Eckstein) von ihm erneute Bearbeitung des „Gargantua und Pantagruel" nach Rabelais und Fischart, und ferner die Papiere des Kleeblatts. Diese Arbeiten jedoch, und seine verschiedenen Bühnenstücke und komischen Erzählungen, scheinen nicht ganz nach Verdienst gewürdigt und bekannt worden zu seyn. Seine zerstreuten, bisher noch ungesammelten, Gedichte verrathen, bei nicht gewöhnlichen formellen Vorzügen, Geist, Gefühl und schöpferisches Beschauungsvermögen in bedeutendem Grade, und namentlich zeichnet sich die nachstehende, eine tragische Episode aus der dänischen Geschichte behandelnde Dichtung im ernsten Balladenton, durch euphonische Bewegung, Kraft der Diction, Wärme der Farbengebung, dramatische Haltung der Charaktere und durch besonnene planmäßige Darstellung, gegenüber so vielen unverdient bekannteren Gedichten mancher Poeten seiner Zeit, vortheilhaft aus.

Schriften:

- Golderich und Tasso; ein Trauerspiel. Flensburg 1778.
- Prosaische Dichtungen. Flensb. u. Leipzig 1783.
- Pusillana; ein Schauspiel in 4 Aufzügen. Dessau 1783.
- Burkhard und Amadine; eine Herenballade. Hamburg 1783.
- Friedrich Robinson. Ein Lehrbuch für Kinder. Flensburg u. Leipzig 1784.
- Geschichte meines Freundes Bernhard Ambrosius Rund. Von Christoph Bachmann. 3 Thle. Hamburg 1784.
- Gargantua und Pantagruel, nach Rabelais und Fischart. Von Dr. Eckstein. 3 Bde. Ebend. 1785—87.
- Das Kleeblatt, oder Ecksteiniana, Brandiana und Andresiana. Meldorf u. Leipzig 1787.
- Der Schlaftrunk; Lustspiel in 3 Aufzügen. Ein Torso Lessing's, ergänzt von Dr. Eckstein. Ebd. 1787 (auch im „Kleeblatt").
- Salz, Laune und Mannichfaltigkeit, in komischen Erzählungen (von einigen deutschen und dänischen Schriftstellern: Baggesen, Pram, Rahbeck). Hamb. 1790.
- Komische Erzählungen, oder Scenen aus dem menschlichen Leben alter und neuerer Zeiten. Kopenhagen und Leipzig, 1792.
- Auswahl dänischer Lustspiele für Deutsche, nebst einer Schilderung des dänischen Theaters von K. L. Rahbeck. 1 Bdchn. Zürich 1794.
- Eropolis; ein lyrisches Schauspiel in 4 Aufzügen. Kopenh. u. Leipz. 1804.
- Knud Lavard, Herzog von Schleswig. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Schleswig u. Leipz. 1821. (vorher in G. W. Beckers „Erholungen" 1810).
- Uebersetzungen aus dem Dänischen 2c. 2c.

39. Ida.

Ich stand am hellen Silberbach
Und wusch die Aeuglein klar,
Und sang die lieben Vögel wach,
Und lockte mir das Haar.

Da zog heran ein fremder Troß,
Und zog und zog fürbaß.
Ein Ritter hielt, und sprang vom Roß
Und fragte dies und das.

„Ich sah der Städt' und Länder viel
Mein ganzes Leben lang;
Ich hörte Sang und Harfenspiel,
Doch nimmer solchen Sang!

„Es blühn auf unserm Erdenkreis
So roth die Rosen nicht,
Und nicht die Lilien so weiß,
Wie hier im Angesicht.

„O Fräulein, hört mich weiter an!
Vom heil'gen Grabe her,
Da komm' ich jetzt mit Roß und Mann,
An Gold und Silber schwer.

„Drum, holde Jungfrau, liebst du mich,
So nimm das goldne Band!
Mit Gold und Silber bind' ich dich:
O gib mir deine Hand!„

‚Und fragt nun meine Pflegerin,
Woher dies Spangenband?'
„So sprich: Am Ufer ging ich hin,
Und hob es aus dem Sand."

‚Und wenn mir beide Wangen dann
Von rothen Flammen glühn?'
„So sprich: Mich freit ein edler Mann,
Und Ida liebet ihn."

‚Vom Adel glänzt dein Angesicht,
Doch nehm' ich nicht dein Band.
Ich bin dir gut, doch geb' ich nicht
Dir meine freie Hand.'

„Der Rasen schmiegt so sanft sich an,
So traulich sitzt sich's hier:
Komm, setz' dich und erzähle dann
Von deiner Sippschaft mir."

‚Am Sommerabend kühl und spät
Gebar die Mutter mich,
Und ehe noch der Hahn gekräht,
Da lag sie und erblich.

‚Und kaum erstarb der Glocke Ton,
So scholl vom Kloster Bach
Für meinen kranken Vater schon
Das Betgeläute nach.

‚An meiner Mutter Seite lag
Der fromme Vater nun,
Da gingen meine Schwestern nach,
In stiller Gruft zu ruhn.

‚Ach! Alles, Alles starb dahin,
Nur Bruder Karl, nur er,
Er ließ mich meiner Pflegerin,
Und schiffte über's Meer.

‚Ach! Alles, Alles starb dahin;
Und eine fremde Hand,
Frau Sara, meine Pflegerin,
Die nahm mein Gängelband.

‚Frau Sara pflegte mütterlich
Ihr liebes Töchterlein,
Und fremde Jungfrau'n lehrten mich
Im stillen Kämmerlein.

‚Wohl lehrten fremde Jungfrau'n mich
Zu sticken und zu näh'n;
Doch lernt' ich selber sittsamlich
Den Pfad der Tugend gehn.

‚Mich kümmern weder Gut noch Geld,
Nur Eins betrübt mich sehr:
Mir lebet auf der weiten Welt
Nun keine Sippschaft mehr!' —

Da drückte mich der Mann so warm
Und so von Herzensgrund
An seine Brust, in seinen Arm,
An seinen rothen Mund:

„Und doch, du traute Schwester, doch!
Gott Vater hörte mich;
Dein Karl, dein Bruder, lebet noch,
Und küßt und koset dich!

„Wohlan, so freue dich, wohlan!
Ich ziehe durch das Land;
Und wo er wohnt, der frömmste Mann,
Dem geb' ich deine Hand.

„Auf! locke nur dein krauses Haar,
Und flechte Blumen drein!
Du sollst mir noch in diesem Jahr
Die frohste Gattin seyn!

„Und feiern soll dein Hochzeitfest
Das ganze Land umher,
Und schallen soll gen Ost und West
Die freudenvolle Mähr!"

---

40. Gründonnerstag.

(1801.)

Der stillen Wehmuth Feiertag
Stieg freundlich mild empor.
Warum verstummt der Glocke Schlag,
Des Domes heil'ger Chor?

Zur selben Zeit, da Er gelitten,
Da bluten Dänen, fallen Britten;
Es ehrt des Krieges wilde Schaar
Nicht Tempel, nicht Altar.

So, stolz auf seine Wogenstadt
Und ihrer Schlünde Drohn,
Sprach Nelson in der Briten Rath
Dem Dänenvolke Hohn:
„Hör', Dan, hör' meine Glocken läuten,
Die Tod und Untergang verbreiten!
Bald ist für dich mein Wink Gebot,
Mein Zürnen schneller Tod!“

Doch eine feste Burg umschloß
Den vielgeliebten Strand,
Und ruhig lag in ihrem Schooß
Das nahe Vaterland:
„Der schnöde Hohn in deinem Munde,
O Brite, schlägt uns keine Wunde!
Wir harren deiner, Mann für Mann!
Wir harren. Komm heran!“

Kühn, wie ein Aar im Wolkenreich,
Plant Nelson auf dem Meer;
Und, einem Zug von Geiern gleich,
Folgt ein zahllos Heer.
Dich, Fischer, wollen die Tyrannen
Besiegen? Nein, nur übermannen!
Verflucht sei jedes Monument,
Das solche Helden nennt!

Wann hat so stolze Uebermacht
Der Königssund [1]) gesehn?
Schon grüßt die große Mörderschlacht
Held Lassens Pröwesteen [2]).
Vier schwimmende Vulkane krachen,
Und speien Tod aus offnem Rachen.
Fest, wie das Schiff, stand jeder Fuß
Bei Nelson's erstem Gruß.

„„Dem Britenstolze Tod und Fluch!
Auf, Männer, rasch und wach!““
Rief Lassen. Sechzig Briten schlug
Sein erster Donnerschlag.
Es pfiffen Kugeln hin, es flogen
Die Bomben her im weiten Bogen,
Und schwarzer Höllendampf umfloß
Das hohe Donnerschloß.

Doch ruhig schlug der Helden Blut,
So laut auch Nelson droht.
Die Briten prüften ihren Muth,
Und holten sich den Tod.
Schon harrten Risbrichs Männer alle
Mit dumpfer Wuth, mit bitt'rer Galle:
Komm, Nelson! Wagrien gebricht
Es auch an Donnern nicht!

„Nein, Kinder! winkte Risbrichs Schwert
Erst nahe Nelson sich;
Er ist des vollen Grußes werth.
Empfangt ihn kräftiglich!“
Laut übertönt des Grußes Dröhnen
Der hundert Briten Todesstöhnen.
„Verdammt!“ rief Nelson; „plumper Wicht!
So grüßen Sklaven nicht!“

Der Orlogsadler planten nun
Schier vierzig an der Zahl,
So weit die Wogenthürme ruhn,
Vorbei dem festen Wall.
Von Lassen's bis zu Thura's Thurme [3])
Winkt jetzt der Tod zum großen Sturme:
Ihm trotzet Fischer's Stander noch [4]);
Ihm trotzt sein Danebrog.

Ein Schuß, o Braun, und Schwert und Hand
Sank hin, doch nicht dein Muth;
Mit seiner Linken streitend stand
Der Held in eignem Blut.
„O laßt mich,“ rief er seinen Leuten,
„Wie Nelson, auch einarmig streiten!“
Man trug ihn fort vom Waffentanz
Mit frischem Lorbeerkranz.

Ein Schuß! Schon brennt der Danebrog;
Doch Braun und Lemming stehn,
Und ihre Krieger donnern noch,
Wenn Welten auch vergehn.
Hoch schlägt der Brand die rothen Schwingen,
Die jeden Schritt mit Tod umringen.
Doch hart am grausen Todesthor
Kämpft jeder, wie zuvor.

Gerührt sah Friedrich rings umher
Der Helden Fall und Tod:
„Wer wagt sich dort in's Feuer? Wer
Eilt hin im offnem Boot?“
„Ich, ich,“ rief Schrödersee, „ich eile,
Trotz Myriaden Donnerkeile!“
Er flog, er klomm das Schiff hinan,
Und fiel, fiel, wie ein Mann.

Auf Holstein waltet Fischer itzt! [5])
Weithin ertönt die Schlacht.
Des Todes ernster Engel blitzt
Aus röthlich schwarzer Nacht!
Von Schiff zu Schiff, von Volk zu Volke
Wälzt er die schwere Feuerwolke,
Und wo sein Donner trifft, da fällt
Ein edler Bürgerheld.

Noch weint das fromme Vaterland
An ihrem Leichenstein,
Und gräbt ihm tief, mit banger Hand,
Der Helden Namen ein.
Wetteifernd trocknen alle Dänen
Der Wittwen und der Waisen Thränen.
Wohl dem, der hohes Muthes sank!
Ihn preist des Volkes Dank.

O du, der mir die Leier gab,
Du, heil'ger Bürgersinn,
Flieh dieses offne, weite Grab!
Selbst Sieg ist kein Gewinn.
Sieh, mit der Hölle selbst im Bunde,
Würgt Albion im Königssunde!
Vom Danawerke strömt das Blut [6])
Der Helden in die Fluth.

---

[1]) Königssund, Königstiefe, das schmale fahrbare Gewässer der Rhede, wo die Schlacht vorfiel.

[2]) Pröwesteen (Probierstein), der dänische Name des Schiffes, das zuerst angegriffen, und in dem längsten, ungleichsten Streite wirklich ein Probierstein der dänischen Tapferkeit ward.

[3]) Lassen's Pröwesteen war das erste, Thura's Schiff **Indfödsretten** (das Indigenatsrecht) das letzte Blockschiff der Defensionslinie, welche eigentlich in's Treffen kam.

[4]) Der Chef der Eskader, Olfert Fischer, hatte seinen Stander auf dem Blockschiffe Danebrog, wo übrigens Kapitän Braun Chef des Schiffes war.

[5]) Als der Danebrog um halb zwölf in Brand geschossen war, begab sich der Eskader-Chef Fischer mit seinem Stander nach dem Kriegsschiffe Holstein.

[6]) Das Danawerk war ein von Harald Blaatand im südlichen Schleswig aufgeführter Wall, und scheint eine schickliche Benennung für unsere Brustwehr von festliegenden Blockschiffen zu seyn.

Du nennst doch nimmer, nimmermehr
Der späten Afterwelt
Die Thaten alle, groß und hehr,
Nie jeden Bürgerheld!
Dort, wo sich Meer und Wolke gatten,
Dort schweben zwei ehrwürd'ge Schatten; [7])
Ihr Hauch durchbebt der Söhne Blut
Mit neuem Heldenmuth.

Nein! Nein! Du nennest nimmermehr
Der späten Afterwelt
Die Thaten alle, groß und hehr,
Nie jeden Bürgerheld!
Sieh, Egede und Rothe glänzen
In selbst errung'nen Lorbeerkränzen.
Branth, Harboe, Fasting führt der Ruhm
In's innre Heiligthum.

Ein Jüngling selbst reift in der Gluth
Des Tags zum Manne dort;
Ihm stürzen zwanzig in die Fluth;
Doch kämpft er freudig fort.
„Wie frech!“ ruft Nelson. „Auf, ihr Brüder!
So donnert doch den Buben nieder!“
Doch Willemoes und seine Schaar
Trotzt glorreich der Gefahr.

Zum todbewehrten Eiland dort [8])
Eilt Fischer's Stander hin.
Noch tobt die Schlacht um Lassen's Bord
Laut, wie von Anbeginn.
„Wenn jeder Donnerkeil verschossen,
Dann sei der Todeskampf geschlossen!“
Das offne Wrack, das offne Meer
Begräbt sein kleines Heer.

„Genug,“ sprach Friedrich', „Heldenheer!
Ein weißer Wimpel winkt!
Dan weinet, wenn das eigne Meer
Das Blut der Söhne trinkt.
Des Feindes Stolz rühmt sich der Trümmer;
Doch euer Lorbeer welket nimmer.
Willkommen! ruft der laute Strand;
Heil euch! das Vaterland.“

Und Nelson's weißer Wimpel bat:
„O hemmt des Todes Gang!“
Des Nilstroms stolzer Sieger bat,
Der sonst gebietend zwang.
„Schweig, Donner!“ sprach der Fürst der Dänen,
„Wir dürsten nicht nach Blut und Thränen;
Doch Macht und Uebermuth zerbricht
Den Bund des Nordens nicht!“

Ich sah der Heldenschatten Schaar!
Ein leises Lied begann:
„Nun Frieden, Frieden immerdar
Dir, Unschuld, und dir, Dan!“
Und plötzlich schwieg das Schlachtgetümmel,
Und, Friede! scholl's herab vom Himmel.
Ein Schauder, mild und hehr, durchbebt,
Was nur im Norden lebt.

Doch Hvitfeld's edler Schatten sah [9])
Auf Danebrog herab:
„Ihr, Brüder, sanft für Dania
In Hvitfeld's Heldengrab!“
Laut flog, gleich Hekla's Flammenstrome,
Das Wrack hinauf zum Wolkendome.
„Heil Dan, und seinem Heldenheer!
Heil! Heil!“ rief Land und Meer.

---

[7]) Egede, der Apostel Grönlands, und Rothe, der Selbstdenker, der mit gleichem Glücke Bonnet's und Montesquieus Bahn betrat.

[8]) Die drei Kronen, eine im seichten Gewässer der Rhede aufgeworfene, mit Batterieen umpflanzte Insel, wohin sich Fischer um halb drei begab, als auch das Linienschiff Holstein zerschossen war.

[9]) Die Geschichte dieses edleren Curtius, der sich und die Seinigen für das Wohl des Vaterlandes dem gewissen Tode weihte, erzählt Malling folgendermaßen:

„Im Sommer 1710 ging die dänische Flotte unter dem General-Admiral Güldenlöwe in die Ostsee. Ihre Absicht war, die schwedische aufzusuchen. Allein es verbreitete sich eine heftige Krankheit unter der Mannschaft, so daß Güldenlöwe, statt dem Feinde unter Augen zu gehn, vielmehr in der Kjöger-Bucht ankern, und es für Gewinn ansehen mußte, wenn er sich vertheidigen konnte. Als der schwedische Admiral Wachtmeister von diesem schlechten Zustande der Flotte Nachricht erhielt, benutzte er den ersten günstigen Wind, legte sich außen vor der Bucht hin, und griff an, in der Hoffnung eines leichten Sieges. Allein die dänischen Schiffe begrüßten ihn so muthig, daß er endlich abziehen mußte und nichts gewann, als daß er beim Wegsegeln zwei seiner besten Schiffe auf den Grund setzte. Als die Kanonen bei Wachtmeisters Angriff zu spielen anfingen, lag das dänische Schiff Danebrog voran in der Avantgarde, und also im heißesten Treffen. Der Befehlshaber Hvitfeld, der das Schiff führte, vertheidigte seinen Posten. Allein unglücklicher Weise gerieth das Schiff durch sein eigenes Feuer in Brand. Dieser nahm überhand, und alle Arbeit des Löschens fruchtete nichts. Hvitfeld sah jetzt nur eine einzige Möglichkeit, sich und die Mannschaft zu retten, nämlich, das Anker zu kappen, und an's Land zu treiben. Allein that er dies, so sah er zugleich, daß der Wind sein Schiff zu den andern Schiffen hinter ihm in der Bucht treiben würde, und daß diese, ja sogar die Stadt Kjöge alsdann in Brand gerathen könnten. Als Patriot beschloß er daher, aus zwei Uebeln dasjenige zu wählen, was dem Vaterlande am wenigsten schaden würde. Er verbot zu kappen, ließ mit den vordersten Kanonen Schuß auf Schuß feuern, während das Schiff nach hinten hin brannte, kommandirte zur Hurtigkeit, und erwartete in dieser Lage den schrecklichen Augenblick, den er voraussah. Der Moment kam, die Pulverkammer ward ergriffen, das Schiff sprang in die Luft, und von der ganzen Mannschaft retteten sich nur sechs Matrosen, die sich kurz vorher in ein Boot geworfen hatten, und weggesegelt waren.“

Auch Braun's Schiff hieß Danebrog; auch Braun's Helden kämpften drei bis vier Stunden, während die Flamme unter ihren Füßen tobte, bis das Schiff endlich, um die Schlacht mit dem kräftigsten Donnerschlage zu enden, zur Zeit des Waffenstillstandes in die Luft flog.

August Friederich Ernst Langbein,

geboren den 6. September 1757 zu Radeberg bei Dresden, wo sein Vater Justizamtmann war, erhielt 1772 auf der Landschule in Meißen seine wissenschaftliche Vorbildung für die Universität, und begab sich 1777 zum Studium der Rechte nach Leipzig. Seit 1781 arbeitete er im Justizamte zu Hayn als Actuar, und wandte sich 1785 nach Dresden, wo er anfangs als Sachwalter auftrat, nach Verlauf eines Jahres aber bei dem Geheimen Archiv daselbst als Kanzlist angestellt wurde. Ohne Aussicht auf Beförderung, und aus Verdruß darüber, nahm er nach zwölf Jahren seinen Abschied, und begab sich im J. 1800 nach Berlin, wo ihm, nach vieljährigem Aufenthalte als Privatgelehrter, seit Ende 1820 das Amt

eines öffentlichen Censors für das Fach schönwissenschaftlicher Schriften übertragen ward, das besonders die Ueberwachung der Lectüre in Leihbibliotheken und die Revision ihrer Kataloge in sich begriff, bei welcher Gelegenheit er sich oftmals veranlaßt sah, viele seiner eigenen, hinsichtlich der gewünschten Moral keineswegs probehaltigen, Romane zu streichen. Obgleich seine Schriften zur Zeit ihres Erscheinens, wo der Büchermarkt noch nicht, wie heute, überfüllt war, eines so großen Beifalles sich erfreuten, daß sogar Andere aus verwerflicher Spekulation ihre Machwerke unter dessen beliebtem Namen in die Lesewelt zu bringen suchten, so hatte L. doch nichts zu erübrigen vermocht, und würde in seinen letzten Jahren haben darben müssen, wenn ihm nicht in Weise einer Pension ein bestimmtes Einkommen (von 300 Thalern) wäre bewilligt worden. Er starb den 2. Januar 1835 zu Berlin.

L.'s eigentliches Dichtungsfeld war die komische Erzählung, der vormals sogenannte Schwank, mitunter im Ton der Ballade, insofern letztere einen erzählenden Volksgesang überhaupt bezeichnet. Seine derartigen Leistungen zeugen von einem bedeutenden Auffassungs- und Darstellungsvermögen verschiedener komischer Partieen im Leben, von gesundem Witz und harmloser guter Laune, die freilich nicht mit Humor im edleren Sinne verwechselt werden darf. Doch verführte ihn der Hang, lustig zu seyn, nicht selten zu veralteten wirkungslosen Späßen, ja zu frivolen und schlüpfrigen Schilderungen, während seine Satyre viel zu oberflächlich, in farbloser Allgemeinheit gehalten ist. Ueber die Auffassung der materiellen Seite der Sage erhob er sich kaum; er wagte nie den Schwung der Begeisterung, selten den der Phantasie, da es ihm an ästhetischer Tiefe und Kraft gebrach; wenn es aber hin und wieder geschah, wie in den Balladen, welche die Saiten des Ernsthaften und Tragischen anschlagen, gerieth er in Mißverstehen der Gattung, und nahm dann zum Peinlichsten und Grellsten seine Zuflucht. Sind nun auch seine negativen Verdienste vor den reellen, unter denen seine überaus leichte und gefällige Art zu versifiziren noch hervorgehoben werden muß, überwiegend, so wird man sich nichts desto weniger an der schönen, natürlichen Herzlichkeit und ächt wohlwollenden Gesinnung dieses einst so beliebten Schriftstellers erwärmen, und an so mancher fröhlich-witzigen Situation in seinen Darstellungen ergötzen.

Schriften:

- Liebhaber, wie sie sind und wie sie seyn sollen, und die Todtenerscheinung. Zwei Lustspiele. Leipz. 1787.
- Gedichte. Ebd. 2 Thle. 1788. — N. verb. Ausg. 1820.
- Schwänke. 2 Thle. Dresden 1792. — 3te verb. u. verminderte Ausgabe in Einem Bde. Berl. 1816.
- Feierabende. 3 Bde. Leipz. 1793—94.
- Talismane gegen die Langeweile. 3 Bde. Berl. 1801—1802.
- Der graue König; ein novantiker Roman. Ebd. 1803.
- Neue Schriften. 2 Bde. Ebd. 1804.
- Novellen. Ebd. 1804.
- Der Ritter der Wahrheit. 2 Bde. Ebd. 1805.
- Thomas Kellerwurm. Roman. Ebd. 1806.
- Zeitschwingen. Ebd. 1807.
- Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist. Roman. Ebd. 1808.
- Der Sonderling und seine Söhne. Roman. Ebd. 1809.
- Der Bräutigam ohne Braut. Roman. Ebd. 1810.
- Kleine Romane und Erzählungen. 2 Bde. Ebd. 1812—14.
- Neuere Gedichte. 2 Thle. Tübingen 1812 u. 1823.
- Jocus. Berlin 1813.
- Unterhaltungen für müßige Stunden. Ebd. 1815.
- Magister Zimpels Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen. Ebd. 1820.
- Deutscher Liederkranz. Ebd. 1820.
- Mährchen und Erzählungen. Ebd. 1821.
- Ganymeda. 2 Bde. Ebd. 1823. — N. A. 1830.
- Jocus und Phantasus. Ebd. 1824.
- Vacuna. Ebd. 1826.
- Sämmtliche Schriften. Vollständige, vom Verf. selbst besorgte, verb. u. verm. Orig. Ausgabe letzter Hand. Stuttg. 1835—37. 30 Bde. mit 31 Stahlstichen. 16 Bde. — N. A. 16 Bde. Ebd. 1845.

41. Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Briten Throne.
Nie trug ein Fürst in Engeland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei seinem Namen stieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Lust,
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten seine Brust
Die zartesten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne sang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunst verstanden;
Drum viele Ruhm und Ehrensold
An seinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor;
Nur Blondel'n ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund
Und selbst ein braver Degen.
Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron sich regen,
Stand er so treu, wie Felsen stehn.
So werdet ihr ihn handeln sehn!

Stets um den König, den so sehr
Die Noth der Christen rührte,
Daß er zu ihrem Schutz ein Heer
Nach Palästina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgesang.

Der Sieg hielt Richard's Fahnen werth.
Die Räuberschaar der Türken
Verscheuchte bald sein Flammenschwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, stark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenmuth.

Denn ihm schuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarithe
Von Hennegau; ein Weib, so süß
Und schön, wie Rosenblüthe.
Sie herrschte ganz in seinem Sinn,
War seines Liedes Königin.

Nur zu geschwind floh ihm sein Glück!
Bald scholl vom Themsestrande
Der Angstruf: ‚König, fleug zurück!
Empörung tobt im Lande,
Und Philipp's rasches Kriegesheer
Umstürmt dein Erbreich, wie ein Meer!‘

Die Botschaft setzt' ihm Flügel an.
Gerüstet in drei Tagen,
Durchschnitt sein Schiff den Ozean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande stieß.

Urplötzlich schwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen.
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
In's Wuthgeheul der Wogen;
Und das Geschwader auf der See
Zerstreut der Sturm, wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in sichren Port;
An schroffen Felsenklippen
Zerstieß ein anderes sich dort
Die ungeheuren Rippen.
O Blondel! Blondel! Ach, wohin,
Erzürntes Schicksal, warfst du ihn?

Der Sturm verschlug sein Fahrzeug fern
An Welschlands heitre Küste;
Doch er, getrennt von seinem Herrn,
Sah hier nur eine Wüste.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich suche dich am Ziel der Welt!“

Und stracks und ämsig zog er fort
Mit seinem Harfenspiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort,
Bei Regen, Frost und Schwüle.
Ihm winkte manches Hoffnungslicht,
Doch den Gesuchten fand er nicht.

Einst macht' ein Thurm in Oesterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward so weh, ihm ward so weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte sich der Tag in's Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unsichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken.
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer. „Sagt mir, Freund!“
Rief Blondel: „wer hier lebt und weint.“

Der Wandrer sprach: „‚Seit Jahresfrist
Sitzt einer da gefangen;
Doch wahre Kundschaft, wer es ist,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man sagt, es sei ein großer Mann,
Der unserm Herzog Unheil spann.‘“

Ha! dachte Blondel: Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt!
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht
Am Waffenlosen sich gerächt?

Und schnell entworfen war sein Plan:
Er stimmte sanft die Weise
Von einem Liebesliedchen an,
Das zu der Gräfin Preise
Einst Richard dichtete, und sang
Dann selbst das Lied bei Harfenklang:

„Es tobt' in mir des Fiebers Brand,
Sengt' alle Lebensbande,
Schon reichte mir der Tod die Hand
Vom düstern Schattenlande:
Da kam mein Lieb mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück.

Ich kämpft' im Mordgewühl der Schlacht;
Schier sank mein Arm, als Stangen
Und Schwerter auf mich ein mit Macht,
Wie Gottes Hagel, drangen;
Doch meine Holde rief ich an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan.“ —

Tief schweigend horcht' er nun empor,
Und hört' aus fernen Hallen
Des schauervollen Thurms hervor
Bald eine Stimme schallen,
Die mit gepreßtem, dumpfem Klang
Das Liebeslied zu Ende sang:

„Laßt meiner Feinde Feldgeschrei,
Wie Donner, mich umbrüllen!
Laßt mir des Schicksals Hand auf's Neu'
Den Todesbecher füllen!
Wenn Erd' und Himmel um mich bricht,
Im Arm der Liebe zag' ich nicht!“

Wie ward dem Lauscher wohl dabei!
Er zweifelte nun wenig,
Der alte Thurmgefangne sei
Kein Andrer, als sein König.
Nur, weil sich Irrthum denken ließ,
Sang er noch aus dem Stegreif dieß:

„Die feige Rachgier lag im Hain,
Dem Löwen aufzulauern;
Sie fing ihn listig, schloß ihn ein
In finstre Kerkermauern:
Doch Treue leitet Blondel's Lauf.
Bald, Löwe, springt dein Kerker auf!“

Hoch auf den Zeh'n lauscht' er empor,
Und lauschte nicht vergebens.
Es wallte lieblich durch sein Ohr
Ein neuer Strom des Lebens,
Als wiederum die Stimm' erklang,
Und muthiger als vorher sang:

„O wäre Margot nur bei mir:
Die Rachgier möchte wüthen!
In Gottes Himmel wohnt' ich hier,
Wo Molch und Schlangen brüten.
Denn dieses holde, süße Weib
Erquickt und stärket Seel' und Leib.“ —

Kaum hörte noch den letzten Ton
Der Harfner sanft verklingen,
Da sprach er allen Leiden Hohn,
Die ihn bisher umfingen.
Er schied vom Thurm mit nassem Blick,
Er eilt' in's Vaterland zurück.

In London, welch ein Jubelschall,
Als er die Kund' erzählte,
Die Aller Herzen auf einmal
Mit neuem Muthe stählte!
Der Kern der Ritter flog sogleich
Mit Blondeln hin nach Oesterreich.

Hart, wie ein Fels, blieb Leopold,
Obschon sie Fehde drohten.
Nicht eher, bis sie Gold auf Gold
Zum Lösegelde boten,
Gelang es, daß sein Starrsinn brach,
Und er das Wort der Freiheit sprach.

Die Briten eilen jetzt zum Thurm,
Wo Richard's Seufzer hallen.
Sie laufen schier vor Sehnsucht Sturm,
Bis Schloß und Riegel fallen.
Der König tritt entstellt heraus,
Blickt um sich her und ruft dann aus:

„Heil mir, daß ich in frischer Luft
Euch, Freunde, wieder sehe,
Und aus der dumpfen Kerkergruft
Neu lebend auferstehe!
Habt Alle Dank, die aus der Nacht
Mich an das Sonnenlicht gebracht!

Von Seelenpein und Leibesnoth
War ich dies Jahr umsponnen;
Ich hatte kaum dem Fluthentod
Mein Leben abgewonnen,
Da legt' ich Schwert und Harnisch ab,
Nahm Pilgerkleid und Wanderstab.

So wähnt' ich von Gefahr mich frei;
Bald aber, bald entdeckte
Luchsäugige Verrätherei,
Wer in der Kutte steckte.
Hoch freute drob der Herzog sich,
Und seine Söldner fingen mich.

Einst weckt' ich seinen Tigersinn
Durch eine bittre Rede;
Wie taub und stumm nahm er sie hin,
Zu feig zur Ritterfehde!
Er floh aus Scham der Christen Heer,
Und rächte nun sich spät, doch schwer.

In dies Verließ, drei Schritte lang,
Wohin kein Lichtstrahl irrte,
Und nie ein Laut des Lebens drang,
Als wann die Eule schwirrte,
In diese Werkstatt für den Tod
Verdammte mich sein Zorngebot.

Schon flohen Muth und Hoffnung mich
Auf der Verzweiflung Schwingen;
Da hört' ich, guter Blondel, dich
Zu deiner Harfe singen.
Ich glaubt' im ersten Freudensturm,
Dein Geist umwalle meinen Thurm.

Wohl mir, du lebst! Komm an mein Herz,
Du Treuer ohne Gleichen!
So fest vereint in Freud' und Schmerz
Laß uns dereinst erbleichen! —
Doch hier brennt unter mir der Sand;
Fort in's geliebte Vaterland!"

---

42. Der Landjunker und sein Pudel.

Mit Pfiffen steuert mancher Wicht
Sein Schifflein in den Port;
Doch mir gedeihen Pfiffe nicht,
Das glaubt mir auf mein Wort!
Hart stieß unlängst mein Lebensschiff
An eine Klippe, weil ich pfiff.

Der Hauptstadt heißes Pflaster war
Nie recht nach meinem Sinn;
Jüngst aber zog, wie Jahr für Jahr,
Der Roßmarkt mich dahin.
Am Abend war mein Werk gethan!
Die Langeweile focht mich an.

Sogar mein Pudel schien von ihr
Viel Unlust auszustehn.
„Komm," sprach ich, „du getreues Thier,
Laß uns in's Schauspiel gehn!"
Der Zettel meldete zum Glück
Ein neues Prunk= und Heldenstück.

Am Kassentische welch Gewühl!
Man stürmte dran und drauf,
Als gäb's um einen Pappenstiel
Ein Königreich zu Kauf.
Es war ein Kreuz, wie mir's erging,
Eh' ich die Einlaßkart' empfing.

Dann aber zeigt' ich, Drang um Drang,
Daß ich ein Kraftmann bin.
Ich kämpfte das Parterr' entlang
Zum Geigerplatz mich hin,
Und durch der Ellenbogen Muth
Saß ich am Ende vorn sehr gut.

Der Vorhang stieg; ein lautes „Ah!"
Entwischte meinem Mund
Ob all den Wundern, die ich sah;
Denn männiglich sei's kund:
Ich war, trotz meiner Jahre Last,
Zum erstenmal ein Schauspielgast.

Die Menschenpuppen däuchten mir
Mitunter wie von Holz.
Geschmückt mit Helm und Federzier
Erschien ein Ritter stolz;
Er machte Schritte, wie mein Hahn,
Und schnob die Andern grimmig an.

Nur gegen seine Dirne that
Er nicht so löwenwild.
Hart drängten Bosheit und Verrath
Ihn und das Frauenbild;
Doch standhaft schwur der junge Leu
Dem zarten Mägdlein Lieb' und Treu'. —

Beim Wörtchen Treue fiel mir schnell
Mein treuer Pudel ein.
Weg war der ehrliche Gesell;
Mir schoß auf's Herz ein Stein.
Was fragt' ich nun nach jenem Bund?
Ich pfiff in Aengsten meinem Hund.

Und hundert stimmten, nah und fern,
Hell ein in meinem Ton.
Ei! sind die Pudel dieser Herr'n
Auch eben jezt entflohn? —
Doch nein! es ist wohl Artigkeit,
Die meinem Kummer Hülfe leiht.

So sprach ich mit mir selbst, ich Tropf,
Und pfiff und pfiff und pfiff,
Bis mir ein krauser Schwedenkopf
Rasch nach der Kehle griff.
„Herr!“ schrie er mit entflammtem Blick:
„Was pfeift Ihr? Gilt es meinem Stück?“ —

„„Ihr schwärmt wohl?““ sagt' ich: „„Welcher Wahn!
Mein Pfeifen, daß Ihr's wißt,
Geht Euer Machwerk gar nichts an,
Wenn es kein Pudel ist!““ —
Ja, 's ist ein Pudel! rief rundum
Mit Hohngeschrei das Publikum.

Gelächter ohne Maaß erscholl
Durch's hohle, weite Haus.
Das Männlein brach, darüber toll,
In neue Flammen aus;
Zornsprühend hob's die Hand empor,
Und zielte scharf nach meinem Ohr.

Ich aber faßt' es an der Brust,
Und drückt' es in den Staub.
Wie jubelte die Schadenlust!
Man ward dabei fast taub;
Und eher fand der Lärm kein Ziel,
Als bis der Bühne Vorhang fiel.

O Seifenblase, Dichterruhm!
Ein Hauch — und du bist hin! —
Des Krauskopfs Schmach und Märtyrthum
Liegt mir doch schwer im Sinn.
Leicht büß' ich an demselben Ort
Die Schuld bei diesem Ehrenmord.

Denn hört, ich schreib' ein Trauerspiel,
Das ich mit Lust begann,
Weil man auf Bühnen jezt so viel
Durch Pferde wirken kann.
Ein Goldquell im Theater springt,
Wenn dort ihr Eisentritt erklingt.

Tief in der edlen Rosse Geist
Drang meine Forschgier ein;
Drum, Freunde, darf ich mich wohl dreist
Der Roßspieldichtung weihn.
Ihr sollt, was nie zuvor geschehn,
Selbstständig Pferde handeln sehn.

Des Schauspiels Rollen sind von mir
Im Marstall schon vertheilt.
Seht euch am Spieltag vor, daß ihr
Noch einen Platz ereilt!
Doch — eine Bitte von Gewicht:
Verlieret eure Pudel nicht!

---

43. Die Sage vom Bischof Hatto.

Den Segen des Halmes im Mainzer Lande
Schlang Hatto's Speicher begierig ein.
Es däuchte der geistlichen Macht keine Schande,
Der eisernsten Wucherer Haupt zu seyn;
Und flehten verkümmerte Schatten um Brot,
Ward ihnen mit Kerker und Geißel gedroht.

Des Hungers Schwert, das Tausende mähte,
Zerhieb die Bande der Tyrannei.
Ein Aufruhr durchstürmte die Hauptstadt, es krähte
Der rothe Hahn aus dem Vorrathsgebäu,
Er schwang die feurigen Flügel um's Dach,
Die Mauern stürzten mit Donnergekrach.

Zur Brandstätte flog, mit dem Trupp seiner Reiter,
Der Bischof schnaubend: „Ergreift die Brut!“
Die rohen Kriegsknechte warfen die Meuter,
Auf sein Gebot, in das Meer der Gluth.
Hohnlachend hört' er die Sterbenden schrei'n;
„Ha!“ rief er, „wie pfeifen die Kornmäuse fein!“

Hoch sah von den Sternen hernieder ein Rächer,
Und sprach das Urtheil der Blutschuld aus.
Heim trabte der Wüthrich zum schäumenden Becher,
Doch sieh, was schwimmt auf dem Wein? Eine Maus!
Bleich bebte der Pfaff, und mit Grausen trat
Vor sein Gewissen die ruchlose That.

Urplötzlich zerborst an unzählbaren Orten
Der glänzende Marmorspiegel der Wand,
Und aus den weit aufgähnenden Pforten
Kam eine Heerde von Mäusen gerannt.
Sie pfiffen und heulten ein gräßliches Chor,
Und sprangen am starrenden Bischof empor.

Er floh mit aufwärts sich sträubenden Haaren,
Er keuchte die Hallen der Burg entlang:
Umsonst! ihn verfolgten die pfeiffenden Schaaren,
Und eine furchtbare Stimm' erklang:
„Und hättest du Flügel, sie frommten dir nicht,
Denn tausendmal schneller ist Gottes Gericht!“

Danieder gedonnert von Todesschrecken,
Indeß um ihn her das Geziefer zerstob,
Verbarg er sich unter des Ruhebetts Decken,
Bleich wie ein Gespenst, das der Gruft sich enthob.
Die Furcht hielt lang ihm zu Häupten Wacht,
Da schloß sein Auge die Mitternacht.

Jetzt sah er, in scheußlicher Larven Gedränge,
Zerbrechen seinen bischöflichen Stab,
Und sich, gedrückt in des Sarges Enge,
Lebendig versenken in Nacht und Grab;
Und als er sich losriß vom peinlichen Traum,
Durchschlüpften Mäuse des Bettes Raum.

„O Jammerleben voll Ekel und Grauen!
Ihr Traumgespenster, verkörpert euch,
Erwürgt mich, zerfleischt mich mit Drachenklauen,
Und schleppt mich hinunter in's Todtenreich!“
So rief er, indem er vom Lager sprang,
Und voll Verzweiflung die Hände rang.

Er wandelte seufzend, mit zagendem Schritte,
Wie ein Geächteter durch den Palast,
Geschreckt von dem Hall seiner eigenen Tritte,
Und neidend des schlafenden Hofgesind's Rast.
Es regte sich rings keine Lebensspur,
Das Flämmchen der Ampeln bewegte sich nur.

Die leuchtenden Augen des Morgens sahen
Ihn noch in der graunvollen Einöde wach.
Er hörte geschäftige Diener sich nahen,
Entschlich vor Scham zum verlaß'nen Gemach,
Betrat die Schwelle mit spähender Scheu,
Gewahrte kein Schreckniß, und lebte wie neu.

Doch als er am Mittag, sammt Chorherr'n und Rittern,
In Freude genoß des Nektars vom Rhein,
Sah man ihn jählings erblassen und zittern,
Denn ach! die Bluträcher stellten sich ein.
Sie wimmelten zahllos aus seinem Gewand,
Und rafften ihm gierig das Brot aus der Hand.

Er blickte mit Grimm der Verzweiflung gen Himmel,
Und warf in der Eilflucht den Sessel um.
Ihm nach, wie ein Schweif, zog das graue Gewimmel,
Die Gäste saßen wie Bildsäulen stumm,
Und schleunig, nach kaum erst begonnenem Mahl,
Verließen sie schaudernd den Tisch und den Saal.

So spukte die lästige Wundererscheinung
In Hatto's Palaste drei Monate fort.
Bald einzeln geneckt, bald in Schaarenvereinung,
Blieb nirgends dem Bischof ein ruhiger Ort.
Die Unholde störten zuletzt ihn sogar
Im Sange der Hochmesse vor dem Altar.

Er bot für ein Mittel, sie aufzureiben,
Durch Herolde manchen anlockenden Preis;
Er ließ hochberühmte Beschwörer verschreiben,
Sie zogen um's Schloß einen magischen Kreis;
Doch schlug ihr Bannspruch und Talisman
So wenig als künstliche Giftmischung an.

„O wär' ich unglücklicher Mann nicht geboren!"
Rief Hatto, mit himmelwärts flammendem Blick,
„Hindrängen will mich zu des Grabes Thoren
Dein eherner Arm, verhülltes Geschick!
Ich trotze dir aber und all' deiner Wuth;
Dir obsiegt der Mensch durch beharrlichen Muth!"

Er ließ, daß er sich vor den Peinigern rette,
Sofort einen Thurm, ein steinernes Rund,
Auf einer Insel im Wogenbette
Des Rheinstroms erbauen auf Felsengrund.
Dort hofft' er, umarmt von dem mächtigen Rhein,
Vor fluthscheuen Feinden gesichert zu seyn.

Die Wasserburg stieg mit thätiger Schnelle
Hoch aus dem Schooße des Felsens empor.
Vom härtesten Marmor gewölbt war die Zelle,
Die Hatto sich drinnen zur Wohnung erkor,
Und brennende Sehnsucht nach Ruhegewinn
Spannt' ihm die Segel zur Reise dahin.

Sein Schiff umrauschten des Rheines Wogen,
Doch waren sie ihm keine schützende Wehr;
Es schwammen behend, wie im Wasser erzogen,
Die schrecklichen Plagedämonen umher,
Verfolgten gedrängt der Gondel Bahn,
Und klommen in Schaaren den Bord hinan.

Und eine Stimme vernahm er mit Beben,
Die wie aus den Wolken herunter sprach:
„„Durch Blutschuld hast du verwirkt dein Leben,
Dein Schicksal eilt, wie dein Schatten, dir nach!
Es stieg mit dir in das flüchtende Boot,
Und mitten in Fluthen ergreift dich der Tod!"" —

Drauf fand man einst morgens im Thurmgemache
Ihn starr am Fußboden hingestreckt,
Und, gleich einem Schwarme von Mücken am Bache,
Mit nagender Mäuse Gewühl ihn bedeckt.
Wie Blitze verschwand das gräuliche Heer,
Doch zuckte der blutende Leichnam nicht mehr.

Man nennt den Thurm, wo sich dies, nach der Sage,
Vor achthundert Jahren bei Bingen begab,
Den Mäusethurm bis zum heutigen Tage,
Und graunweckend sieht er den Rhein noch hinab.
Kornwucherer, blickt auf dies Hochgericht hin,
Und Schauder durchbeb' euch den eisernen Sinn!

---

44. Das Hemd des Glücklichen.

Ein König lag gefährlich krank,
Und gab sich selbst verloren.
Ihm half kein Pulver und kein Trank
Der trefflichsten Doktoren.
Ihr großer Kriegsrath vor dem Bett
War seinem Fieber ein Gespött.

Die Opern wurden eingestellt,
Es ruhten alle Geigen;
Man sah des Hofes feine Welt
Viel Schmerz mit Anstand zeigen,
Und sie verschrieb sich, wie es hieß,
Schon Trauerkleider aus Paris.

Dem alten Hofnarr'n schien sogar
Die Zunge weggeschnitten;
Er, der sonst schwatzte wie ein Staar,
Trat, wenn die Aerzte stritten,
In ihre Mitte wie ein Tropf,
Und wiegte still den Satyrkopf.

Einst aber fiel der Stummheit Schloß
Ihm plötzlich von dem Munde:
„Ihr Großperrücken", brach er los,
„Ihr taugt nur für Gesunde!
Trotz euerm Griechisch und Latein
Stellt, wo er will, der Tod sich ein!

Vor euern Augen hat er schon
Die Majestät beim Kragen,
Und hört mit Lachen euer Droh'n,
Ihn aus der Burg zu jagen.
Drum packt euch selbst! Es lebt ein Mann,
Der ihm die Spitze bieten kann.

Er ist, was ihr allsammt nicht seid,
Ein großer Hexenmeister,
Und bannt, berufen weit und breit,
Die schlimmsten Höllengeister;
Auch prophezeit er auf ein Haar,
Und heilet Kranke wunderbar!"

„Ei! was versteht ein Narr davon?"
Sprach stolz ein Mediziner.
„Pah!" rief der König: „Schweig, Patron!
Er ist mein klügster Diener.
Verachte, Hänsel, sein Geplärr,
Und schaff' mir deinen Zauberer!"

Des Meisters Siedelhütte stand
In einem nahen Haine,
Und schnell macht' er, an Hänsels Hand,
Sich auf die schwachen Beine.
Er war, wie Nestor, hochbejahrt,
Und ellenlang sein Silberbart.

Matt hustete die Majestät
Ihm ihren Gruß entgegen:
„Willkommen, würdiger Prophet,
Willkommen mir zum Segen!
Sprich redlich, muß ich schon hinab
Vom hohen Thron in's tiefe Grab?"

„Das kann ich," sprach der ernste Greis,
„Nicht auf der Stelle sagen.
Ich muß zuvor mit stillem Fleiß
Drob die Planeten fragen.
Erst mit dem nächsten Morgenroth
Verkünd' ich Leben oder Tod." —

So trat er ab, und überließ
Die Hoheit ihren Sorgen;
Doch kam er treu, wie er verhieß,
Zurück am andern Morgen,
Und trug ein Buch in seiner Hand,
Deß Räthselschrift nur er verstand.

„Herr König," sprach er, „furchtbar steht
Der Tod Euch nach dem Leben;
Doch werden Eure Majestät
Sich stracks gesund erheben,
Wenn Euern Leib ein Hemd umschließt,
Deß Eigner volles Glück genießt."

Die Schranzen lachten. — „Er ist toll!"
Lief ringsum das Geflüster;
Doch der Monarch sprach hoffnungsvoll
Zum Premierminister:
„Graf Sterz, das schlägt in Euer Fach,
Schafft solch ein Hemd in mein Gemach!

Was sinnet Ihr und werdet bleich?
Ihr rühmtet ja noch heute:
Durch Eure Sorgfalt sei mein Reich
Voll hochbeglückter Leute!
Stellt doch von dieser großen Schaar
Nur einen Einzigen mir dar!"

Der Staatsmann schlich vom Krankenbett
Mit Wolken im Gesichte,
Verschloß sich in sein Kabinet,
Und fluchte der Geschichte.
Zehn Federn wurden wild zerknickt,
Und dann gerieth erst dies Edikt:

„Kund und zu wissen: Furchtbar steht
Der Tod Uns nach dem Leben;
Doch werden Wir, sagt ein Prophet,
Uns stracks gesund erheben,
Wenn Unsern Leib ein Hemd umschließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.

Wem also Noth und Kummer fremd,
Der wird ersucht in Gnaden,
Er leih' Uns fördersamst ein Hemd,
Wär's auch von grobem Faden;
Schlägt's an, so lohnen Wir's mit Gold,
Und bleiben dem Besitzer hold." —

Feucht von der Presse hing dies Blatt
Kaum an den Straßenecken,
Da sah man schon die halbe Stadt
Empor die Hälse recken;
Sie las den Brief, und goß ein Meer
Von bittern Glossen drüber her.

Die Armuth rief: „Daß Gott erbarm!
Wir sind die rechten Leute!
An Lasten reich, an Hemden arm,
Sind wir des Elends Beute.
Der Steuerbote stürmt in's Haus,
Und schüchtern flieht das Glück hinaus." —

Manch Andrer las des Königs Schrift
Mit eingebißner Lippe,
Und dachte stumm, voll Gall' und Gift,
An seine Frau Xantippe,
Die ihm, als wär' es ihr Beruf,
Durch Zanksucht eine Hölle schuf.

Kurz, Jeder trug ein Kreuz von Blei
Tiefseufzend auf dem Rücken,
Und fand, daß es sein Werk nicht sei,
Ein Hemd nach Hof zu schicken.
Dort harrte man bei Tag und Nacht,
Und nicht ein Läppchen ward gebracht.

„Verdammt!" rief der Minister aus:
„Das wird man hämisch deuten!
Spannt an!" — Er fuhr von Haus zu Haus
Nun selbst zu solchen Leuten,
Die der gemeine Wahn der Welt
Für überirdisch glücklich hält.

Er fuhr zu Reichen, die mit Lust
In ihrem Golde wühlten;
Zu Großen, die mit hoher Brust
Schier Götterwürde fühlten;
Zu manchem jungen Ehepaar,
Das funkelneu verbunden war.

„Ihr Theuern," sprach er, „es entsteht
Bei Hofe viel Befremden,
Daß ihr nicht Seiner Majestät
Zu Hülfe kommt mit Hemden.
Bei Gott, wenn ihr nicht glücklich seid,
So ist's kein Kind der Sterblichkeit!"

Viel Herr'n und Damen wurden roth,
Ein andrer Theil erbleichte.
Sie trugen all' ein Päckchen Noth,
Doch scheuten sie die Beichte,
Und öffneten dem Grafen Sterz
Den Wäschschrank lieber als ihr Herz.

Man gab ihm Hemden ohne Zahl;
Sie faßte nicht sein Wagen,
Und in der Hofburg kaum ein Saal,
Wo sie, wie Berge, lagen.
Der König ließ sie durch die Bank
Sich rastlos anzieh'n, und — blieb krank.

„Das dacht' ich!" rief der treue Hans,
„Trotz weisen Excellenzen,
Sag' ich, der Narr: nur eine Gans
Sucht Glück in Residenzen;
Da ist doch Alles blauer Dunst,
Und Affenspiel und Katzengunst!"

„Sehr wahr!" fiel ihm sein Herr in's Wort,
„Mein Hans spricht klug und bieder;
Drum, Graf, macht Euch auf's Land sofort,
Und kommt nicht eher wieder,
Bis Euch der rechte Fund gelingt,
Und Ihr Gesundheitshemden bringt!"

Der Graf schnitt Hansen ein Gesicht,
Und brummte: „Bärenhäuter!"
Warb einen Hofherrn von Gewicht
Sich eilig zum Begleiter,
Und fuhr in's Kreuz und in die Quer
Vier Wochen lang mit ihm umher.

Ein blasender Trompeter ritt
Einher vor ihrem Wagen.
So ging's durch Dörfer, Schritt für Schritt,
Mit wiederholten Fragen:
„Ist nicht ein Glücklicher allda?"
Doch keine Stimme sagte Ja.

„Was hilft die Kreuzfahrt!" rief der Graf,
„He! Kutscher, umgewendet!
Der Pickelhäring hat uns brav
In den April gesendet!
Das Volk denkt, wenn es Glück gesteht,
Wird flugs der Steuerfuß erhöht."

„So ist's!“ bejahte der Gefährt',
„Man hat bei Wurst und Schinken
Nun auch des Kochs genug entbehrt,
Und fast will mich bedünken,
Daß der verwirrte Astrolog
Den guten König nur betrog.“

Drauf rollten denn die hohen Herr'n
Der Königsstadt entgegen.
Sie suchten jetzt Fortunens Stern
Auf andern Seitenwegen,
Und fanden hier auch manches Stück
Des besten Schinkens, nur kein Glück.

Doch als sie einst beim Morgenstrahl
Die Fahrt begonnen hatten,
Erscholl aus einem Wiesenthal,
In eines Wäldchens Schatten,
Am Bord des Weges ein Gesang,
Der so in muntern Tönen klang:

„Juchhei! ich bin ein froher Wicht,
Als hätt' ich Fürstengüter;
Ich lach' euch kühn in's Angesicht,
Ihr stolzen Mammonshüter!
Juchhei! ich bin ein reicher Mann,
Der euern Bettel missen kann!“ —

„Ha! welche Stimme jubelt dort
Im Dunkel jener Buchen?
Dort trillert, auf mein Ehrenwort!
Der Phönir, den wir suchen!“
So sprach der Graf zum Herrn Kompan,
Und rief dem Kutscher zu: „Halt an!“

Aussteigend ließen sie waldein
Sich von dem Liede weisen,
Und sahen bald ein Bäuerlein
Aus seinem Milchnapf speisen.
Der Bursch, ein frisches junges Blut
War lauter Leben, Kraft und Muth.

Mit welcher Seelenlust er aß!
Wie lachten Aug' und Stirne!
Und, was nicht übel war, ihm saß
Zur Rechten eine Dirne,
Wie Reben schlank, doch drall und rund,
Und wie ein Fisch im Bach gesund.

Er küßte sie; den Lauschern lief
Dabei der Mund voll Wasser.
„Das ist, bei meiner Ehre!“ rief
Der Graf, „ein rechter Prasser!
Er würzt mit Küssen seinen Schmaus,
Und lacht den reichsten Schwelger aus.“

Sie traten näher. „Ha! mein Freund,
Schmeckt's schon so früh am Morgen?
Du scheinst mir ein geschworner Feind
Von Grillen und von Sorgen!
Täuscht nicht die Sprache deines Blicks,
So sitzest du im Schooß des Glücks!“

„Da sitz' ich,“ sprach die gute Haut,
„Mich nähren Arm' und Hände;
Und sagt mir, wo ich eine Braut
So schön, wie diese, fände?
Schaut sie mir freundlich in's Gesicht,
So tausch' ich mit dem König nicht!“

„Der arme König!“ rief der Graf,
„Er liegt in Fieberketten;
Doch du kannst ihn vom Todesschlaf
Mit leichter Mühe retten:
Ein Hemd — sprach eines Zaubrers Mund —
Ein Hemd von dir macht ihn gesund!“

„Ein Hemd von mir?“ — versetzte Veit
Mit staunenvollen Mienen —
„Es thut mir in der Seele leid,
Ich kann damit nicht dienen;
Ich habe vollauf Freud' und Glück,
Allein von Hemden nicht ein Stück.“

„Gott!“ rief der Staatsmann und ward bleich:
„Der Glücklichste im Lande
Besitzt kein Hemd! — Das stürzt das Reich
Und mich in Noth und Schande!“ —
Er sang betrübt dies Klagelied,
Als eben der Monarch verschied.

---

45. Das Weingericht.

Es lebte vor Zeiten ein lustiger König,
Der nimmer sich quälte mit Sorgen um's Land,
Und täglich so becherte, daß er oft wenig
Sein eigenes Selbst zu beherrschen verstand.

Einst tafelt' er köstlich mit seinen Magnaten,
Trieb mancherlei Kurzweil und gnädigen Spaß,
Und neckte sich viel mit dem dicken Prälaten
Sylvester, der schmunzelnd zur Linken ihm saß.

„Herr Abt, Ihr entseeltet manch ehrliches Tönnchen,
Und pranget jetzt selber in Tonnengestalt!
Nun sagt doch, Ihr weises, erfahrenes Männchen,
Welch Weinchen Euch immer für's lieblichste galt?“

„„Schwer, Allerdurchlauchtigster! dünkt mich die Frage,
Und schlimm wird mein kurzes Gedächtniß bestehn.
Es müssen, bevor ich ein Endurtheil wage,
Die Weinchen jetzt nochmals die Musterung gehn.““

„Ei, wißt Ihr nicht künstlich durch Blumen zu sprechen!
Ihr schleichet zum Ziele fein listig und krumm,
Und hängt Eurer langen Begierde zum Zechen
Den Mantel des kurzen Gedächtnisses um!

Wohlan, dieser Pfaffenkniff soll Euch gelingen!
Mein Oberhofmundschenk mag deßhalb geschwind
So viel Nationen zur Musterung bringen,
Als ihm in dem Keller jetzt unterthan sind.

Laßt heut' uns ein förmliches Weingericht halten!
Wir nehmen selbander den Richterplatz ein;
Und daß doch die Herr'n auch ein Aemtchen verwalten,
So mögen sie unsree Beisitzer seyn.

Den Wein, der vor andern uns lieblich wird munden,
Erklär' ich zum König dann durch ein Edikt;
Doch haben wir schofeln darunter befunden,
Der werde mit Acht und mit Banne bestrickt.“

„„Herr König, Ihr redet ja trotz Salomonen!““
Rief fröhlichen Muthes der geistliche Mann,
Und schon trat mit Weinen von zehn Nationen
Der Oberhofmundschenk gehorsamst heran.

Als Richter und Schöppen das Werk nun begannen,
Da nippten sie, — ihnen zur Ehre sei's kund, —
Nicht faselnd und obenhin bloß von den Kannen,
Sie tranken gewissenhaft tief auf den Grund.

So klug und bedächtig erforschten und probten
Sie jegliches Weinchen zwar einige Mal;
Doch, was sie auch mäkelten, was sie auch lobten,
Kam's dennoch zu keiner einstimmigen Wahl.

Vor ihren hochglühenden Nordscheingesichtern
Rundtanzten indessen schon Fenster und Wand,
Und Becher und Humpen entstürzten den Richtern
Mit plätschernden Strömen aus zitternder Hand.

Auch hatten die Herren Gerichtsassessoren
— Sonst Helden bei Becher, wie Eisen und Stahl —
Ihr Gleichgewicht jetzt auf den Stühlen verloren,
Und fanden's erst wieder platt unten im Saal.

Der Mann mit der Kron' und der Mann mit der Glatze
Erhielten sich länger bei Ehren und Kraft;
Doch wurden sie sackvoll auch endlich vom Platze
Durch nüchterne Diener zu Bette geschafft.

Und so ward denn nun kein Edikt unterschrieben,
Das einen Monarchen der Weine bestellt.
Drum führe sich jeder nach eignem Belieben
Den Wein, der ihm selber am besten gefällt!

---

46. Der Kirchenbau in Aachen.

In Aachen ward vor grauer Zeit
Ein Kirchenbau voll Eifer angefangen.
Der Hammer und die Axt erklangen
Sechs Monden lang mit seltner Thätigkeit.
Doch leider war der frommen Christenheit,
Die dieses Werk betrieb, das Geld nun ausgegangen.
Es stockte schnell der Baugewerken Lohn,
So schnell auch ihre Lust, zu hammern und zu hauen.
Die Menschen hatten nicht so viel Religion,
Ein Gotteshaus auf Conto zu erbauen.

Nur halb vollendet stand es da,
Und glich schon sinkenden Ruinen.
In seinen Mauerritzen sah
Man Steinmoos, Gras und Eppich grünen.
Schon suchten hier die Käuzlein einen Platz,
Wo sie gemächlich hausen wollten,
Und Buhlerei trieb da der freche Spatz,
Wo Priester längst die Keuschheit lehren sollten.

Die Bauherr'n sannen kreuz und quer,
Und liefen hin und liefen her.
Umsonst! Es wollte sich kein reicher Mann entschließen,
Ein rundes Sümmchen vorzuschießen.
Bei Sammlungen von Haus zu Haus
Fiel auch die Ernte dürftig aus:
Statt der gehofften goldnen Füchse
Fand man nur Kupfer in der Büchse.

Nach drob empfangenem Bericht
Verzog der Magistrat mißmuthig sein Gesicht,
Und blickte nach der Tempelmauer
Gleich einem Vater, der voll Trauer
Sein Lieblingskind verdorben sieht.

In dieser ängstlichen Minute
Erschien ein fremder, feiner Mann,
Der, etwas stolz im Ton und Blick, begann:
„Bons dies! Man sagt, euch sei nicht wohl zu Muthe;
Hum! wenn's an Geld nur fehlt, so tröstet euch, ihr Herr'n!
Mir zollen Gold- und Silberminen,
Ich kann und will daher auch gern
Mit einer Tonne Goldes dienen.“ —

Wie eine Säulenreihe saß
Der staunende Senat, und maß
Mit großen Augen still den Fremden auf und nieder.
Der Bürgermeister fand zuerst die Sprache wieder:

„„Wer seid Ihr, edler Herr, der, uns ganz unbekannt,
Von Tonnen Goldes spricht, als wären's kahle Bohnen?
Nennt Euren Namen, Euren Stand!
Wie? Oder seid Ihr gar aus höh'ren Regionen
Zu unsrer Rettung hergesandt?““

„Ich habe nicht die Ehre, dort zu wohnen.
Mit Fragen: wer und was ich sei,
Bitt' ich, mich überhaupt großgünstig zu verschonen.
Genug, ich habe Geld wie Heu!“ —
So prahlend zog der Fremdling eine Katze
Voll Geld hervor, und sprach dann fort:
„Dies Beutelchen erfüllt zum zehnten Theil mein Wort.
Den Rest schaff' ich sogleich zu Platze,
Und all der Bettel ist und bleibt
Euch rein geschenkt, wenn ihr das Seelchen mir verschreibt,
Das einst zuerst durch's Thor des neuen Tempels schreitet,
Wenn man zu dessen Weihfest läutet.“ —

Als wie durch Erderschütterung
Empor geschleudert von den Stühlen,
So fuhren jetzt mit einem raschen Sprung
Die Senatoren auf, und rannten, stürzten, fielen
In's fernste Winkelchen auf einen Klumpen hin,
Und nisteten so eng darin
Wie scheue Lämmer sich zusammen,
Wenn um sie her des Himmels Blitze flammen.
Nur Einer, der noch nicht sich selbst so ganz verlor,
Versammelte den Rest von seinen Sinnen,
Zog aus dem Menschenknäu'l den Kopf mit Müh' hervor,
Und ächzte: Hebe dich, du böser Geist, von hinnen! —

Wer aber sich nicht hob, war Meister Urian.
Er spottete: „Was ihr euch doch geberdet!
Bot ich euch so was Schlimmes an,
Daß ihr darob zu schwachen Kindern werdet?
Ich büße blos beim Handel ein, nicht ihr!
Mit Hunderttausenden brauch' ich nicht weit zu laufen,
Um Schocke Seelchen zu erkaufen;
Von euch verlang' ich nur ein einziges dafür!
Was macht ihr nun so lange Federlesens?
Man sieht's euch an, daß ihr nur Herrscherlinge seid,
Zum Besten des gemeinen Wesens, —
Das oft auch blos den schönen Namen leiht —
Ein ganzes Heer zur Schlachtbank hinzuführen!

Und ihr, ihr wollt deshalb nicht einen Mann verlieren?
Pfui, schämet euch, hochweise Herr'n,
So abgeschmackt, so bürgerlich zu denken!
Und glaubet ihr etwa den Kern
Von eurem Völklein zu verschenken,
Wenn ihr mir ein Persönchen gönnt,
Das auf den ersten Ruf der Glock' in's Bethaus rennt?
O nein, da fehlt ihr stark; denn wahrlich in der Regel
Sind Gleißner immerfort die früh'sten Kirchenvögel." —

Indem der Listige so sprach,
Ermannten sich die Rathsherr'n nach und nach,
Und raunten sich in's Ohr: ‚Was hilft uns unser Sträuben?
Der grimme Löwe fletscht nun einmal seinen Zahn.
Fürwahr, wenn wir nicht unterschreiben,
So packt er wohl uns selber an:
Drum stopfe lieber ihm das Maul ein Unterthan!' —
Kaum war hierauf der Blutvertrag vollzogen,
Da kam durch Wand und Fenster in den Saal
Ein Schwarm von Beuteln schnell geflogen;
Und Urian, der sich dies Mal,
Gesitteter als sonst, ganz ohne Stank empfahl,
Rief an der Thür: „Zählt nach! Ich hab' euch nicht betrogen." —

Das Geld der Hölle ward getreulich angewandt,
Das Haus des Himmels zu erbauen.
Als es jedoch in voller Schönheit stand,
Befiel die ganze Stadt beim Anblick Furcht und Grauen.
Denn es gelobten zwar, da Urian verschwand,
Die Rathsherr'n sich mit Mund und Hand,
Den Vorfall Niemand zu vertrauen;
Doch einer plauderte zu Haus,
Sein Weibchen machte bald ein Marktgespräch daraus,
Und nun erscholl der Schwur von allen Seiten,
Den Tempel nimmer zu beschreiten.

Der bange Rath besprach sich mit der Klerisei,
Und sie ließ auch die Glatzenköpfe hangen.
Auf ein Mal rief ein Mönch: „„Mir fällt ein Ausweg bei!
Heut' ward der Wolf lebendig eingefangen,
Der nah' am Weichbild unsrer Stadt
Bisher herum gewüthet hat.
Hetzt diesen Mörder unsrer Schafe
Zu seiner wohlverdienten Strafe
Dem Teufel in den Flammenschlund!
Zwar wird dem argen Höllenhund
Dies Frühstück eben nicht belieben,
Doch ist es Schuldigkeit, daß er es willig nimmt.
Ihr habt ein Seelchen ihm verschrieben,
Allein von wem? ist nicht bestimmt.""

Das Pfaffenplänchen fand Behagen,
Und der Senat beschloß, den kühnen Streich zu wagen.
Da nun das Fest der Tempelweih' erschien,
Gebot er, stracks den Wolf an's Hauptthor hin zu tragen,
Und, als die Glocken jetzt begannen anzuschlagen,
Des Käfichs Fallthür aufzuziehn.
Das Raubthier fuhr mit Wetterschnelle
In's öde Kirchenschiff hinein,
Und grimmig sah auf seiner Lauerstelle
Herr Urian sich dieses Opfer weihn;
Doch rauschend, wie ein Sturm, warf er sich hinterdrein,
Und schlug voll Wuth, weil man ihn hintergangen,
Das Thor von Erz so zu, daß seine Flügel sprangen.

Bis heute läßt man diesen Spalt
Von allen Reisenden begaffen,
Und triumphirt, daß eines Pfaffen
Verschmitztheit mehr, als Teufelspfiffe galt.
Damit auch der Beweis nicht fehle,
Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Nebst seiner ewiglich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.

---

47. Johann Friedrich und Lukas Kranach.

Bei Mühlberg siegte Kaiser Karl mit seiner Heeresmacht.
Der Kurfürst ward im eignen Land gefangen und bewacht.

Ein Blutgericht, dem Alba kalt als Oberhaupt gebot,
Sprach aus: „Der Kurfürst ist Rebell, und er verdient den Tod!"

Sein Schicksal war ein Donnerschlag für jedes Sachsen Herz.
Der alte Maler Lukas sank in's tiefste Meer von Schmerz.

Bildwerke, sonst ihm nur ein Spiel, gelangen jetzt ihm nicht.
Umdunkelt von der Thräne Thau war seiner Augen Licht.

„Beschütze Gott das theure Haupt durch seiner Engel Schaar!"
So bat er oft für seinen Herrn, der ihm so gnädig war.

Und einst erschien ein Kämmerling, von Karl gesandt und sprach:
„Ihr sollt zum Kaiser kommen, Freund! folgt ungesäumt mir nach!"

Gelagert war des Siegers Heer unfern in offnem Feld,
Und muthig trat der fromme Greis in's hohe Kaiserzelt.

„„Willkommen, Alter!"" sagte Karl, mit Ton und Blick der Gunst,
„„In meinem Schloß zu Mecheln hängt ein Werk von deiner Kunst.

Es ist mein eignes Jugendbild, gar trefflich conterfeit.
Wie alt, wenn du deß noch gedenkst, war ich zu jener Zeit?""

„Ihr tratet eben, hoher Herr, in's neunte Lebensjahr,
Und stelltet schon als Feuergeist Euch meinem Auge dar.

Ihr wandtet immer links und rechts das lockenreiche Haupt.
Dem Maler war kein fester Blick in's Angesicht erlaubt.

Doch Euer Lehrer trat heran, und raunte mir in's Ohr:
„Nur einen Augenblick Geduld! Ich kehr' ein Mittel vor.

Das junge Herrlein schauet gern auf einen schönen Pfeil,
Dann hält sich's still, als wär's umstrickt mit einem Zauberpfeil.

Und einen Pfeil, kunstreich gemalt, steckt' eines Dieners Hand,
Euch zur beliebten Augenlust, hoch an die seidne Wand.

Schnell flogen Eure Blicke hin und weilten fest dabei.
Nun lauscht' ich jeden Zug Euch ab, und schuf das Conterfei."

Dem Kaiser war von dieser Mähr kein Wörtchen mehr bewußt,
Und Kranach's ehrlichen Bericht belächelt' er mit Lust.

Da sprach in sich der alte Mann: Jetzt gilt es, oder nie,
Und vor dem Kaiser warf er sich mit Thränen auf die Knie'.

„„Ei, was beginnst du,"" sagte Karl, „„was ficht so schnell dich an? —
Ist eine Gnade dein Begehr, du sollst sie gleich empfahn.""

„Ach!" seufzte Lukas, „nicht für mich bitt' ich um Kaiserhuld;
Nur meinem unglücksel'gen Herrn verzeihet seine Schuld!"

Der Kaiser sprach gerührt: „„Steh auf, und harre treu und still!
Ich bin schon fast gemeint, daß ich ihm Gnad' erzeigen will."

Und einen Silberteller hob er aus dem nahen Schrein,
Deckt' ihn mit neu geprägtem Gold, und sagte: „„Das ist dein!""

Doch Lukas nahm nur, wie er stets bescheiden sich erwies,
Was mit zwei Fingerspitzen sich vom Golde fassen ließ.

„Genug, als Denkmal Eurer Huld!" sprach demuthsvoll der Greis,
„Was ich auf Erden noch bedarf, gewannen Kunst und Fleiß.

Der Wallfahrt müde, sehn' ich mich nach einem bessern Stern;
Doch finden möge mich der Tod bei meinem guten Herrn!

Seid Ihr zu Gnaden mir geneigt, so stimmt dem Wunsche bei,
Daß meines Fürsten Kerkerburg auch meine Wohnung sei."

„„So zeuch nach Innsbruck!"" sagte Karl, „„o wär' in meinem Reich
Von Tausenden nur Einer dir an edler Treue gleich!""

Und Kranach flog nach Wittenberg, durchglüht von seinem Glück,
Und gab sein Bürgermeisteramt der guten Stadt zurück.

Er drückte seiner Freunde Hand, sagt' ihnen Lebewohl!
Und nahm dann fröhlich seinen Weg in's ferne Land Tyrol.

In Innsbruck saß der arme Fürst, und las im Andachtsbuch,
Da ward gemeldet: „Ihr bekommt von Wittenberg Besuch.

Der alte Lukas Kranach zog mit Sack und Pack hier ein."
„„Ist's möglich?"" rief der Kurfürst aus, „„führt schnell den Freund herein!""

Und herzlich in die Arme schloß der Fürst den Ehrenmann:
„„Du treue Seele, schreckt dich nicht mein Sturz und Kerkerbann?""

„Nein," sagte Lukas, „und so denkt das ganze Sachsenland.
Die Macht des Schicksals hat kein Herz von Euch dort abgewandt.

Ich bleibe, Herr, wenn Ihr's nicht wehrt, zu Euern Diensten hier!
Ich bat den Kaiser um Vergunst, und er gewährte mir."

Drob schmerzlich lächelnd, sprach der Fürst: „„Das hätt' ich kaum gedacht;
Mich wundert, daß ein Eisenherz mir solche Freude macht.

Ein Freund, wie du, in Gram und Noth, welch köstliches Geschenk!
Ich bleibe deß auch meinem Feind stets dankbar eingedenk.""

Und in der Mauern engem Ring, der seinen Herrn umschloß,
War Lukas nun in Freud' und Leid sein traulicher Genoß.

Wohl fehlte Freude, wie man sie in Fürstensälen trifft;
Sie quoll hier, süßen Trostes voll, nur aus der heil'gen Schrift.

Sie war, wenn vor der Staffelei der Künstler schaffend saß,
Des Herzens Buch, woraus der Fürst mit lauter Stimme las.

Und seelenfreudig sprach er oft: „„Gott lebt und waltet noch!
Und er, der meiner nicht vergißt, befreit mich einst vom Joch.““

Und die ersehnte Stunde schlug im fünften Trauerjahr,
Da brachte von des Kaisers Hand den Lösebrief man dar.

„„Strick ist entzwei und ich bin frei!““ rief freudevoll er aus.
„„Nun, Vater Kranach, eilen wir im schnellsten Flug nach Haus.

Gutherzig schlossest du dich selbst in mein Gefängniß ein,
Und sollst nun auch auf freier Bahn mein Reisenachbar seyn!““

Des Fürsten holdes Wort vernahm der Vielgetreue gern,
Und saß im Wagen hochvergnügt zur Seite seines Herrn.

Und eh' sie, wo die Saale fließt, noch Jena's Thürme sahn,
Kam schon die wackre Bürgerschaft, in Feierkleidern an.

Mit grünen Zweigen, hoch geschwenkt, und Blumen in der Hand,
Rief jeder Mund: „Willkommen Herr, im lieben Vaterland!“

Und Mancher sprach zum Nachbar: „Sieh, der Greis, der mit ihm fährt,
Das ist der brave Mann, der sich hat wundertreu bewährt!“

Schon achtzig Jahre beugten ihn, als solches sich begab;
Er sank im zwölften Mond darauf zu Weimar in sein Grab.

Und Johann Friedrich, dem er sich getreu hier zugesellt,
Folgt ihm des nächsten Jahres auch zur ew'gen Friedenswelt.

Christian Karl Ernst Wilhelm Buri,

geboren 1758 zu Offenbach, widmete sich der Rechtswissenschaft zu Gießen und ließ sich, nach vollendeten Universitätsstudien, in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Später ward er zum Regierungsrathe daselbst, und zuletzt zum Regierungsdirector des Landgrafen von Hessen zu Homburg v. d. H. ernannt. Hier starb er am 28. Juli 1820.

B.'s Poesieen sind mehr das Werk einer gefühlvollen Reflexion, als einer feurigen Einbildungskraft. In vielen, besonders aus der Sphäre des religiösen Liedes, wo der Mittelton zwischen gereimter Prosa und höherem lyrischem Fluge glücklich getroffen ist, haucht der belebende Athem der Empfindung und ein herzlich frommes Gefühl. In seine klein-epischen Darstellungen hingegen hat er nicht selten zu viel gelehrte und fremdartige Elemente, namentlich aus der nordischen Mythologie, eingeschoben, wodurch der Totaleindruck geschwächt und die poetische Wirkung oft gänzlich zerstört wird. Eine ehrenvolle Ausnahme davon macht u. a. „der deutsche Scipio“, ein Gedicht, das, wenn auch nicht ganz frei von dem gerügten Fehler, doch hinsichtlich der nationalen Färbung und Charakterzeichnung sowohl, als der Kernhaftigkeit der Gesinnung und des Ausdrucks allgemeiner bekannt zu werden verdient.

Er hat veröffentlicht:

Gedichte. 2 Thle. Offenbach 1792.

Skizzen und kleine Gemälde. Ebd. 1792.

Harfenklänge einer religiösen Muse. Zwei Sammlungen. Frankfurt a. M. 1814. 1817.

Taschenbuch für 1815. Offenbach 1814.

Der Sieg über den Welttyrannen, erfochten von den Helden Blücher und Wellington am 18. Juni 1815. Frankf. a. M. 1815.

48. Die Gräfin von Nidda.

„Was schimmert, Landsmann, ernst und stolz
Aus jenes Hochwalds Nadelholz?
Wohl ein verwittert Burggemäuer,
Berühmt durch Kriegesabenteuer?“ —

„„Bertholds von Nidda Feste stand
Einst dort, die Altenburg genannt,
Wo Schutt, mit Baumwuchs überwildert,
Noch jetzt Euch die Zerstörung schildert.

Von falschen Freunden tief gekränkt,
Vom Kaiser Friedrich hart bedrängt,
Saß Berthold in dem Felsenneste,
Vertrauend seiner Mauern Feste.

Des Kaisers Feldherr rückt empor
Bis zu des Schlosses Außenthor;
Die Waldung ringsum raucht und lodert,
Die Altenburg wird aufgefodert.

Umsonst; des Grafen Heldenmuth
Bleibt standhaft, trotz Geschoß und Gluth.
Was hilft jedoch ein Herz von Eisen,
Wo nichts zu nagen und zu beißen?

Allstündlich wächst die Hungersnoth.
Die Gräfin drauf im Morgenroth
Entschleicht den thurmbewahrten Höhen, —
Was kann, was wird vom Feind sie flehen?

Die Liebe macht die Schwache kühn;
Sie eilt durch alle Wachen hin
Bis zu dem Hauptgezelt des Helden,
Und läßt als Berthold's Weib sich melden.

‚Seid mir mit biederm Gruß geehrt!‘
Spricht sie — ‚wenn ihr mir Eins gewährt,
Soll stracks sich euch — bei meinem Leben!
Die Feste Altenburg ergeben.

„Und was, Frau Gräfin?“ — ‚Abzug mir,
Nebst dem, was ich und was mein Thier
Forttragen aus der Feste können.
Wollt, Feldherr, mir die Bitte gönnen!‘

„Mit nichten, schöne Gräfin! — Ho!
Ihr wär't gelungner Täuschung froh!
Graf Berthold, auf des Rosses Lenden,
Entkäme schnell den Felsenwänden.“

‚Drei Kindlein, Feldherr! dies allein
Soll meines Rosses Ladung seyn;
Sie schätz' ich höher als mein Leben.
Wollt dem Gesuch nicht widerstreben!‘

„Wohlan, es sei denn!“ — Bertha eilt,
Sie packt die Kindlein unverweilt
Vor des erstaunten Volkes Blicken
Auf eines Maulthiers sichern Rücken.

Auf eignen Nacken ladet dann
Sie den geliebten Herzensmann;
Und so, — vertrauend Gottes Segen, —
Beginnt der Zug dem Feind entgegen.

Fort trabt die seltne Reiterei
Durch die Belagrer frank und frei;
Den Feldherrn bindet sein Versprechen,
Sein Ehrenwort darf er nicht brechen.

Doch an des Berges Fuße sank
Die edle Bertha matt und krank
Auf's Gras, erschöpft von Hitz' und Mühe, —
Da warf sich Berthold auf die Kniee,

Gelobt', ein Bethaus Gott zu bau'n,
Und Gott erhörte sein Vertrau'n.
Seht dort die Trümmer der Kapelle,
Erbaut an Bertha's Ruhestelle!““ —

Der Alte schwieg. — Mich trug mein Roß
Hin zur Kapelle, — hin zum Schloß;
Dort feiert' ich mit stiller Weihe
Den schönen Sieg der Gattentreue.

---

49. Der deutsche Scipio.

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen unt disen?
daz tuot jener der sich selber twinget.

Walther v. d. Vogelweide.

Schon mußte nach viel blut'gen Schlägen,
Geschreckt vom Schwert, das Rando[1]) schwenkt,
Rom's Feldherr Zins in Gold darwägen,
Bis an den Rhein zurückgedrängt.
Der Altking[2]), wo der Starke thronet,
Ist rings von freiem Volk umwohnet.

Hin, wo sich Rhein und Main vermählen,
Lenkt oft den Falkenblick der Held;
Dort hat Cohorten, nicht zu zählen,
Der Imperator aufgestellt.
Ein Herold naht aus Soden's Thalen:
„Rom weigert, den Tribut zu zahlen!“

„„So soll mein Schwert hart auf dir lasten,
Volk, das nicht Wort, noch Eide hält;
Soll nimmer ruhen, nimmer rasten,
Bis mir dein Stolz zu Füßen fällt!““
Kriegsaufruf, drohend durch die Gauen,
Erregt die Siedler stiller Auen.

Stolz auf des kühnen Führers Namen,
Vertrauend auf sein flammend Schwert,
Die Völker deutscher Zunge kamen,
Durch Rando's Aufgebot empört:
„„Eh' wird der Main sich rückwärts wälzen,
Als Adler wehn auf Altkings Felsen!““

Der Alemannen Schwerter blitzen
Das ganze Maingestad entlang;
Von blutgefärbter Lanzen Spitzen
Dräut den Tyrannen Untergang.
Moguntia sah bald, zum zweiten,
Teutonen über'n Rhenus schreiten.

Auch dort krönt Sieg gerechte Sache
In mancher blut'gen Freiheitsschlacht.
Der Unterjochung Plan heischt Rache,
Die Rom versucht, doch nie vollbracht.
Voran der Geist von Hermann schwebet;
Das Volk der sieben Hügel bebet.

Sieh! eine Jungfrau bringt gefangen
Man aus erobertem Kastell,
Die, wunderschön an Wuchs und Wangen,
Ganz der Holdseligkeit Modell,
Durch Reihen bärt'ger Krieger schreitet,
Von Liebe, nicht von Spott, begleitet.

---

[1]) Alamannus regalis, Rando nomine Ammian. Marcell. XXVII. 10.
[2]) Altking oder Altkönig, des Taunus-Feldbergs Zwillingsbruder.

Und rechts und links ein Flüstern hebet
Sich aus dem Volksgedräng empor:
„„Für Rando diese Huldin lebet,
Wie Freia [3]) schön, schlank wie ein Rohr.
Das Recht, geraubte Frau'n zu lieben,
Darf nur das Römervolk es üben?““

Erhaben, wie ein Gott des Sieges,
Steht Rando vor dem Feldherrnzelt,
Und überschaut das Thal des Krieges,
Wo Tyr [4]) noch volle Ernte hält.
Jetzt naht gesenkten Blicks die Schöne;
Im Wimper strahlt die Perlenthräne.

„Gib mich dem Jüngling, den verwundet
Vom Wahlplatz man landeinwärts trug,
Daß sein ich pflege, bis gesundet
Er wieder folgt dem Adlerzug!
So, Prinz, laß deine That bezeugen,
Daß Großmuth Alemannen eigen!“

Wie glüht sein Herz! Doch bald ermannet
Der Held sich. Die Entscheidung naht.
Der Selbstverleugnung Kraft sich spannet,
Beschlossen ist die edle That.
„„Sei, Jungfrau, ihm zurückgegeben,
Für welchen deine Zähren beben!““

Und mit Erröthen, mit Erblassen
Die Glückliche sich züchtig neigt,
Des Edlen Hände zu erfassen;
Er aber diesem Kampf entweicht,
Versagt des Danks Erguß der Schönen,
Und wendet sich, im Auge Thränen.

Versteinert stehn und schaun die Krieger
Bald Rando, bald die Jungfrau an;
Doch jetzt ist er ein größrer Sieger,
Als jüngst, da er die Schlacht gewann.
Mehr siegt der Herrscher eigner Seele,
Als wer der Welt ertheilt Befehle.

Das Römerheer vernimmt die Kunde
Mit Staunen und Bewunderung;
Die Sage strömt von Mund zu Munde,
Wirbt ungetheilte Huldigung;
Und mancher Harfner sinnt auf Weisen,
Den deutschen Scipio zu preisen.

---

[3]) Freia, altnord. freyja od. frigg, Göttin der Liebe, Wotan's Gemahlin, himmlisches Vorbild der deutschen Frauen; auf ihren Rosenlippen sitzt Ueberredung allbezaubernd. Unser sechster Wochentag, altnord.: freyudagr, althochd.: friatac, lat.: dies Veneris, stand unter ihrem Schutze. Der altnord. freyja entspricht das althochd. vrouwa, Frau, Geliebte.

[4]) Tyr, nord. Form; bei den Sachsen Ziv, althochd. Ziu, Gott des ‚Waffen- und Rechtsstreites; nach ihm heißt unser Dienstag (lat. dies Martis) altnord. tyrsdagr, angelsächs. tivesdag, althochd. ziuwestac.

Johann Christoph Friedrich von Schiller,

der Deutschen Lieblingsdichter, war den 11. November 1759 zu Marbach, unweit Ludwigsburg, im Würtembergischen geboren. Frühe schon lernte der Knabe durch seine vortreffliche Mutter Elisabetha Dorothea Kodweiß, welche den ununterbrochensten Einfluß auf Gemüth und Geist bei ihm übte, die frommen und erhebenden Gesänge eines Luther, Paul Gerhard, Klopstock, Gellert u. A. kennen. Kaum sechs Jahre alt, kam er (1765) nach Lorch, wo sein Vater Johann Caspar Sch., nachdem er 1763 aus dem durch den Hubertusburger Frieden beendigten Siebenjährigen Kriege heimgekehrt, seinen Aufenthalt nehmen durfte, während er von seinem Herzog als Werbeoffizier nach der damaligen Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd commandirt war. Hier wurde Sch.'s Erziehung besorgt in Gemeinschaft mit einem Freunde des Hauses, dem in den „Räubern“ verewigten Ortsdiakon Moser, der ihm den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen ertheilte. Nicht selten weilte da der künftige Dichter in den dunkeln Hallen der uralten, düsteren Kirche bei den Gräbern der Hohenstaufen. „Diese religiösen und geschichtlichen Eindrücke, in des Kindes Gemüth aufgenommen, waren vielleicht die ersten Fäden des magischen Gewebes der tragischen Darstellung, die der Genius in seiner Seele anlegte.“ Im J. 1768 vertauschte die Schiller'sche Familie Lorch mit Ludwigsburg, indem der Vater der dortigen Garnison einverleibt wurde. Hier besuchte Sch. die lateinische Schule und erhielt, da man ihn zum Theologen bestimmt glaubte, neben der lateinischen Sprache auch Unterweisung im Griechischen und Hebräischen. In dieser Zeit sah er zum ersten Mal ein Theater, glänzend, wie es die Regierung des prachtliebenden Herzogs Carl von Würtemberg erwarten ließ. Die Wirkung, die es auf Sch. hervorbrachte, wird als mächtig geschildert, so daß alle seine jugendlichen Spiele sich dieser neuen Welt zukehrten und er bis in sein vierzehntes Jahr dramatische Scenen mit ausgeschnittenen Puppen aufführte. Beim Abzug des Vaters auf das herzogliche Lustschloß Solitude (wo dieser als Oberstwachmeister, Commandant und Inspector der Baumschulen des Landes am 7. Septbr. 1796 starb), ward der Sohn dem äußerst strengen und pedantischen Magister Jahn, seinem bisherigen Lehrer an der lateinischen Schule, in Wohnung und Kost übergeben, dessen Einschüchterungen seinem Charakter etwas Aengstliches verliehen. 1772 hatte Sch. seinen Kurs an der dortigen Schule beendet, und kam auf des Herzogs Wunsch, der den Eltern eine bessere Versorgung ihres Friedrich, als es im geistlichen Stande möglich wäre, versprochen, in die, unter dem Namen Karlsakademie kurz zuvor begründete, militärische Pflanzschule auf Solitude (1773), wo er im folgenden Jahre das Studium der Rechtswissenschaft begann. Als jedoch zu Ende 1775 die Akademie nach Stuttgart verlegt ward, entsagte Sch. dieser ihm nicht zusagenden Berufswissenschaft und widmete sich nunmehr, im Einverständnisse des Herzogs und seines Vaters, der Heil-

kunde. Wider seinen Willen aber überraschte ihn mitten im Lernen die Poesie, und er benutzte jede freie Minute, mit der Literatur und Dichtkunst und, als mit ihrem Hülfsmittel, der Geschichte sich zu beschäftigen. Außer Klopstock blieben seine Lieblinge: Göthe, Gerstenberg, Haller und Lessing, denen sich noch Uz und Wieland zugesellten. Oft wurden ihm Shakespeare und andere, nicht in den Studienplan des Instituts passende, Werke durch die methodische Härte der Inspectoren hinweggenommen. „Subordination war nämlich das Grundgesetz dieser berühmt gewordenen Anstalt; der Stock, die Degenklinge und die Trommel beinahe die einzigen äußerlichen Aufforderungsmittel zu den Studien." Bereits 1774 hatte Sch. seine poetische Kraft an einigen dramatischen Arbeiten, „der Student von Nassau" und „Cosmus von Medizi" versucht, die, von ihm späterhin verworfen und vernichtet, nicht näher bekannt geworden sind. Entwurf und Ausarbeitung seiner „Räuber" (bald von ihm selbst ein Ungeheuer genannt, und damit entschuldigt, daß klösterlicher Bildungszwang in der Stuttgarter Kriegsschule ihn mit Welt und Menschen nicht bekannt werden ließ) fällt zwischen 1778 und 1780, das Jahr seines Austrittes aus der Akademie. In Folge seiner, in Gegenwart des Herzogs, mit Beifall in lateinischer Sprache vertheidigten Inaugural-Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," erhielt Sch. die Befähigung zur ärztlichen Praxis und wurde, kaum 22 Jahre alt, als Arzt, ohne Porte-épée, bei einem Grenadierregimente in Stuttgart angestellt.

Am Tage der Aufführung seiner, schon 1781 durch den Druck veröffentlichten „Räuber" (13. Januar 1792) hatte er sich, ohne Urlaub von seinem Chef zu nehmen, aus der Residenzstadt entfernt, um sein Stück zu sehen, trotz eines früher nicht bewilligten Urlaubgesuches. Diese Reise nach Mannheim war glücklicher Weise unentdeckt geblieben; doch hatte der Umstand, daß von Seiten eines angesehenen Graubündtners, in Folge von Angeberei, Klage wegen einer Stelle in genanntem Schauspiel war erhoben worden, wo es heißt: „das Graubündtner Land ist das Athen der heutigen Gauner," den Herzog veranlaßt, ihm bei Strafe der Festung die fernere Herausgabe von Schriften nicht medizinischen Inhaltes zu verbieten. Dieser harte Befehl und sonstige Verdrießlichkeiten, so wie auch, daß er wegen seiner Entfernung nach Mannheim zur zweiten Darstellung der, lauten Jubel erregenden, „Räuber" (25. Mai 1782) vierzehn Tage in Arrest gesperrt worden war, bestimmten ihn endlich, bei der immer entschiedeneren Ungnade seines Fürsten, die Flucht zu ergreifen. Am 18. September kam er in Begleitung eines Stuttgarter Freundes als Flüchtling nach Mannheim, und begab sich nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst, indem er ein Auslieferungsgesuch von Stuttgart fürchtete, zu Fuß mit diesem Freund (Streicher) über Darmstadt, Frankfurt, Mainz und Nierstein nach Oggersheim, wo er unter dem seither angenommenen Namen Dr. Ritter ein längeres Domizil nahm, den bereits gedichteten „Fiesko" für die Mannheimer Bühne umarbeitete, auch seine „Louise Millerin" (Kabale und Liebe) entwarf. Der Reichsfreiherr v. Dalberg, Intendant der Mannheimer Hofbühne, fand leider den ihm angebotenen „Fiesko" unbrauchbar, trotz Iffland's Fürsprache, und so sah sich der Dichter in seiner Hülfslosigkeit genöthigt, das Manuscript an den Buchhändler Schwan gegen ein geringes Honorar zu verkaufen, um seine Schulden bestreiten und nach dem, der Freifrau v. Wolzogen zugehörigen, Familiengute Bauerbach, bei Meiningen, abreisen zu können. Seit Dezember 1782 bis zum Juli 1783 weilte Sch. bei seiner mütterlichen Freundin, die er durch ihre auf der Karlsakademie studirenden Söhne früher kennen gelernt und mit seinen Absichten vertraut gemacht hatte. Er vollendete unter den Ruinen des alten Schlosses Henneberg seine „Louise Millerin" und legte den Plan zu „Don Carlos" an. Unverhofft erhielt er hier eine Einladung vom Intendanten Dalberg, der sich wegen seines früheren Benehmens entschuldigte, nach Mannheim zurückzukehren. Sch. nahm die Vocation unter gewissen Bedingungen an und wurde sofort als Theaterdichter auf ein Jahr angestellt. 1784 (den 17. Januar) ging sein „Fiesko" über die Bretter, und am 9. März die „Louise Millerin," welche Stücke, obgleich hinter dem wildgenialen Erstlingswerke zurückbleibend, und einige Abhängigkeit von mehreren Kunstschulen verrathend, seinen Ruf noch mehr befestigten.

Seit Mitte Januar war er zum Mitgliede der kurfürstlichen deutschen Gelehrtengesellschaft gewählt, und diese Wahl im Februar bestätigt worden. Inzwischen arbeitete Sch. an seinem „Don Carlos" fort, und gab seit März 1785 die „Rheinische Thalia" heraus, worin er unter andern kleineren Arbeiten die musterhafte Erzählung „der Verbrecher aus verlorener Ehre" mittheilte. Um diese Zeit wurde ihm das Glück zu Theil, dem Herzoge Karl August von Weimar, dem geistvollen jugendlichen Freunde der Dichtkunst und der Dichter, der bei der landgräflichen Familie zu Darmstadt auf Besuch weilte, daselbst vorgestellt zu werden, und das fürstliche Wohlwollen vergönnte ihm die Vorlesung des ersten Aktes seines „Don Carlos" im hohen Familienkreise. Nach einer langen Unterredung mit dem Herzoge kehrte Sch. als Weimarianischer Rath nach Mannheim zurück. Nun lockerte sich sein Verhältniß zur dortigen Bühne mehr und mehr, und noch im selben Frühjahr wandte der Dichter der Stadt den Rücken, deren Theater-Intendanz seinen gehegten Erwartungen keineswegs entsprach, dieselben vielmehr täuschte. Nur ein innigst verehrtes Wesen, Margaretha Schwan (die von ihm gefeierte Laura) soll seinem Herzen die Trennung sehr erschwert haben.

Sch. trat nun gegen April die Reise nach Leipzig an zu dem ihm durch Korrespondenz lieb gewordenen Freunde Körner (Vater des Dichters von „Leier und Schwert"). Dieser war damals noch unverheirathet, und erst im Sommer führte er seine Braut als Gattin nach Dresden, wohin er als Appellationsrath einen Ruf erhalten hatte. Die Verbindungen trauter Freundschaft wirkten wohlthätig auf Sch.'s ästhetische und gemüthliche Bildung. Er nennt unter unzähligen Bekanntschaften nur Weiße (den Verfasser des Kinderfreundes), Oeser (den kunstreichen Freund Göthe's), Hiller (den Musikdirektor und Componisten), den Professor Huber, Jünger (den Theaterdichter) und den Buchhändler Göschen, dessen Villa er in dem ländlich einsamen Gohlis während einiger Sommermonate bewohnte, wo u. a. das „Lied an die Freude" gedichtet wurde. Seit dem Spätsommer 1785 war Sch. dem Freunde nach Dresden gefolgt. Am Ufer der Elbe bei Loschwitz, in einem von Reben umschlossenen Thale, besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, in welchem der Dichter in der Familie seines Freundes lebte. Ein Gartensaal war ihm eingeräumt. Hier arbeitete er an seinem „Don Carlos," (die erste Frucht reiferer Welterfahrung und gründlicher Kunststudien) und gab dem schon gedichteten Theile des Dramas eine ganz neue Gestalt. Der Entwurf zu dem, Fragment gebliebenen, Schauspiele „der Menschenfeind;" die Materialien zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande," in Folge des

Studiums des Charakters Philipp's II.; der Band „Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen;“ die Idee zu dem keineswegs als unbeendet anzusehenden Roman „der Geisterseher,“ durch Cagliostro's abenteuerliche Gaukelspiele hervorgerufen, — das Alles, nebst einigen lyrischen Gedichten, entstand und sammelte sich hier in Dresden. Ein leidenschaftliches Verhältniß zu einem Fräulein, welches sich in den Appartements der gefeierten Künstlerin Sophie Albrecht entsponnen, schien für des Dichters äußere Umstände verderblich zu werden, und veranlaßte seine für ihn besorgten Freunde, auf seine Entfernung zu dringen. Sch. ging nun (1787) nach Weimar, wo ihm besonders Wieland freundlich entgegen kam, lernte da Herder, v. Knebel, Einsiedel, Böttiger u. A. kennen und sah etwas später zu Rudolstadt den aus Italien zurückkehrenden Göthe. Unterdessen war sein kosmopolitischer „Don Carlos“ (Leipzig 1787) erschienen und in Mannheim aufgeführt worden; der „deutsche Merkur“ brachte die „Götter Griechenlands“, „die Künstler“ und andere Gedichte. Im Mai 1788 bezog er zu Volkstädt, bei Rudolstadt, eine Frühlingswohnung in der Nähe des holden weiblichen Kreises, in den er durch Wilhelm v. Wolzogen war eingeführt worden, und aus welchem ihn später seine Gattin beglückte. Unter seinen verschiedenen Zukunftsplänen sollte der, eine Professur der Geschichte zu erhalten, bald erfüllt werden. Der Abgang Eichhorn's von Jena nach Göttingen führte die Möglichkeit näher herbei. Im April 1789 nahm Sch. zu Jena, wo er bald W. v. Humboldt, Paulus, Schütz, Hufeland und Reinhold zu Freunden zählte, das Doctordiplom der Philosophie und konnte bereits im Mai, durch hochgestellter Gönner Einfluß, sein Lehramt als außerordentlicher Professor der Philosophie antreten. Es begann unter den günstigsten Auspizien; der Herzog von Gotha bewilligte ihm ausnahmsweise sofort einen Jahresgehalt und verlieh ihm zum neuen Jahre den Hofrathstitel. Am 20. Februar wurde Sch. mit Charlotte v. Lengefeld in der Kirche von Wenigenjena getraut. Während er sich jetzt in der von ihm so bezeichneten „metaphysisch-kritischen Zeitperiode“ immer mehr in die Tiefen der Kantischen Philosophie versenkte, seine „historischen Memoiren“ und seine „Geschichte des 30jährigen Krieges“ (1790) zu Stande brachte, wozu ihn das Bedürfniß, mit allen Einzelnheiten und Verhältnissen in Wallenstein's Leben bekannt zu werden, veranlaßt hatte, befiel ihn eine heftige Brustkrankheit, von der er nur langsam, eigentlich nie mehr genaß. Er mußte eine Zeit lang seinem Beruf und der schriftstellerischen Laufbahn entsagen, und genoß zur Wiederherstellung seiner „durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrütteten Gesundheit,“ durch des Dichters Baggesen Vermittelung, von dem Herzoge von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann, den edelmüthigen Verehrern seines Genies, aus Dänemark eine Pension von 1000 Thalern auf drei Jahre. Nach seiner Genesung begann seine Thätigkeit von Neuem mit fast zu angestrengtem Fleiße. Im Sommer 1793 besuchte Sch. seine Jugendfreunde in Schwaben, lebte dort einige Monate theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und kam erheitert nach Jena zurück, nachdem er in Stuttgart den Plan der Zeitschrift „Horen“ entworfen hatte, mittelst welcher er kurz darauf den Freundschaftsbund mit Göthe schloß. Das erste Heft derselben erschien im Januar 1795 (fortgesetzt bis 1807), und zu Michaelis der „Musenalmanach“ (die späteren Jahrgänge 1797—1801 bei Cotta); 1796 kamen die „Xenien“; 1797 seine, hinsichtlich der in den Stoff gelegten und streng durchgeführten tiefen Grundidee zu bewundernden, Balladen und Romanzen. Am 19. October 1798 wurde „Wallensteins Lager“, am 30. Januar 1799 „die Piccolomini“ und im April seine, großartige Einfachheit der dramatischen Darstellung mit hoher Würde und trefflich angelegter, mit meisterhafter Besonnenheit geordneter, Handlung vereinbarende Tragödie „Wallenstein's Tod“ zuerst in Weimar dargestellt. In diese Zeit fällt auch sein berühmtes Lied von der „Glocke.“

Auf den Rath der Aerzte, welche die Bergluft in Jena für seine Gesundheit gefährlich erklärt, war er im Herbst 1799 nach Weimar übergesiedelt. In Anerkennung seiner hohen Verdienste bereits vom Pariser Nationalconvent mit dem französischen Bürgerdiplom beehrt, sah er sich 1802 vom Kaiser in den Reichsadelstand erhoben. In Weimar nun schuf er die vollendeteren Kunstwerke seiner letzten Periode (die erste zeigt ihn uns als Naturpoeten, die zweite als Historiker und Philosophen), nämlich: „Maria Stuart“ (aufgeführt am 14. Juni 1800); die „Jungfrau von Orleans“ (dargestellt 1801 zu Leipzig, in Anwesenheit des Dichters), worin sich die Einbildungskraft romantisch freier bewegt, und vor allen „Wilhelm Tell“, dieses Meisterstück der wahren Poesie der Geschichte, womit er seine dramatische Laufbahn besiegelte (gegeben am 17. März 1804 zu Weimar, und etwas später in des Dichters Beiseyn zu Berlin). Von „Demetrius,“ seiner letzten selbstständigen Production, und dem „Warbeck“ sind nur schöne Bruchstücke vorhanden. Weniger gelungen sind die Nachahmungen; das zeigt sich in der antik behandelten Schicksalstragödie „die Braut von Messina“ (gegeben den 3. Juli 1803 zu Lauchstädt), und stärker in dem, was aus der italienischen, französischen und englischen Literatur auf deutschen Boden von ihm verpflanzt wurde und mit Racine's „Phädra“ (1805) schließt. — Von Jena, wohin den leidenden Dichter (im Juli 1804) das Verlangen seiner Gattin nach ihrem alten Hausarzte geführt, war derselbe krank heimgekehrt. Er erholte sich indessen wieder, und seine Familie und Freunde hatten die besten Hoffnungen für ihn geschöpft, als ihn, Deutschlands edelsten, für Recht und Freiheit begeistertsten Dichter, nach mehrtägigem Krankenlager den 9. Mai 1805 der Engel des Todes in das Land der ewigen Freiheit führte. Seine irdischen Ueberreste ruhen in der fürstlichen Familiengruft zu Weimar.

(Vgl. „Schiller's Leben in drei Büchern“ von Gustav Schwab (Stuttgart 1840) und „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang“ von Dr. Karl Hoffmeister (Stuttg. 1838—41).

* * *

Dr. Karl Hoffmeister („Schiller's Leben“ ꝛc. Ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff. Th. 3. S. 77 ff.) hält es für höchst wahrscheinlich, daß zuerst Schiller, und nicht Göthe, auf den Plan verfiel, Balladen zu dichten. „Er bittet sich am zweiten Mai (1797) von Göthe den Text zum „Don Juan“ aus, um daraus eine Ballade zu machen. Das ist im Briefwechsel das erste Wort zu dieser Idee, aus welcher die trefflichsten Gedichte in unserer Literatur hervorgingen. Der Gedanke in Bezug auf Don Juan blieb unausgeführt; Göthe aber dichtete, während eines Besuchs in Jena, neben Hermann und Dorothea „die Braut von Corinth“. Durch dieses herrliche Muster angespornt, und auch innerlich zu der neuen Gattung hingetrieben, schuf unser Dichter eine ganze Reihe von Balladen*) (viele

*) Vielmehr Romanzen, die eine mythisch-heroische und somit balladenartige Unterlage haben. Vgl. darüber die Einleitung unseres Werkes.

noch im Laufe des sogenannten Balladenjahres 1797).

Ein vereinzelter Vorgänger dieser Balladenpoesie ist die „deutsche Treue," aus dem Jahr 1795, seit „Eberhard dem Greiner" das erste Gedicht dieser Art, aber an Lebendigkeit und Frische dem derben Kriegsliede von 1782 weit nachstehend. Es ist eine bloß referirende Erzählung, kein anschauliches Bild, und, seltsam genug, im elegischen Versmaße vorgetragen. Von ihm ist eine sehr große, durch dramatische Vorarbeiten ausgefüllte Kluft zu den eigentlichen Balladen.

Den Stoff zu denselben hat Schiller jedesmal aus der Geschichte oder aus der Mythe geschöpft. Die Quelle der ersten Ballade, des **Tauchers,** die in der ersten Hälfte des Juni, im Wetteifer mit Göthe's „Gott und die Bajadere" entstand, vermögen wir nicht genau zu bezeichnen. Es liegt ihr die Geschichte eines berühmten sicilianischen Tauchers zu Grunde, dem man seiner Fertigkeit im Schwimmen wegen den Namen Pescecola (Nicolaus der Fisch) gegeben hatte und über den Athanasius Kircher in seinem Buche von der unterirdischen Welt berichtet. *) Der Idee, „Und der Mensch versuche die Götter nicht" u. s. w. ist das ganze Gedicht zugekehrt. Es stellt uns den Kampf des Menschen mit einer furchtbaren Naturkraft vor Augen, und trägt daher den Charakter des Erhabenen. In kühnen, starken, mächtigen Tönen rauscht die Geschichte an uns vorüber, zwischen welchen jedoch auch viele einfache, naive Stimmen, die das Gedicht dem Volkstone annähern, hindurchklingen. Bei der Schilderung der Charybdis zeigt sich wieder Schiller's wunderbare Kunst, das Gelesene gleichsam in die Natur selbst zurückzusetzen. Ein anderes Beispiel, wie sich unser Dichter in das objective Genre hineinarbeitete, liefert der **Handschuh,** welcher bald nachher, in der Mitte des Juni, entstand. Er fand den Stoff in St. Foix's historischen Versuchen über Paris, in dürftiger, anekdotenmäßiger Gestalt. Sch. schuf daraus ein schönes plastisches Bild, eine geschlossene dramatische Scene. Die Schilderung der Thiere ist ganz Eigenthum des Dichters. Er nennt den Handschuh ein „kleines Nachstück zum Taucher." In beiden Geschichten gibt sich der Held einer überlegenen Naturkraft hin, aber der Taucher kämpft gegen sie und unterliegt, dem Ritter droht sie nur in der Nähe. Daher hat bloß das erste Stück einen tragischen Charakter. Eine allgemeine Idee läßt sich bei diesem Stücke nicht angeben. Eben deßhalb vielleicht nannte Sch. es nicht eine Ballade, sondern eine Erzählung. Am 23. Juni kündigte er seinem Freunde schon wieder eine Ballade an. Es war der **Ring des Polikrates,** als dessen Gegenstück Göthe die „Kraniche des Ibykus" liefern wollte. Die zu Grunde liegende Begebenheit fand Sch. bei Herodot (Buch 3, Cap. 39—44 und Cap. 125) berichtet. Aber was der Altvater der Geschichte kindlich und umständlich erzählt, das läßt unser Meister vor unsern Augen geschehen. Seine Kunst verwandelt das Vergangene in Gegenwärtiges, und faßt das weit auseinander Liegende in Einen Ort und Eine Zeit zusammen; nur von der drittletzten Strophe an ist die Begebenheit nothgedrungen in ein anderes Local und eine spätere, aber doch möglichst nahe Zeit verlegt. Die Idee, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, beruht auf einem allgemeinen Menschengefühle, das sich indeß bei den Hellenen auf eigenthümliche Weise zu einer festen Weltbetrachtung ausgebildet hatte. Sie glaubten, in eines jeden Menschen Leben müsse Glück und Unglück sich das Gleichgewicht halten, und, wie in allem Andern, so habe der Mensch auch in seinen Ansprüchen an das Glück ein Maß zu halten. Wer die ganze Fülle des Glücks in sich vereinigen wolle, ja wer sich nur für vollkommen glücklich halte, der trete übermüthig aus der dem Menschen bestimmten Schranke, und ziehe sich den Neid und die Rache der Götter zu, die selbst bedürftig und vielfach beschränkt seien. Sch. konnte diese hellenische Ansicht so treu darstellen, weil sie eigentlich, bis auf den Götterneid, sein Gefühl, seine Lehre war. Das tiefe, stete Bewußtseyn der Abhängigkeit von einer höhern Macht, deren wir gerade dann am wenigsten versichert sind, wenn wir uns in ihrem vollsten Besitze wähnen, ist der religiöse Geist, welcher durch Sch.'s sittlich-poetische Welt weht. In dieser Grundidee nun gehen die Charaktere des Polykrates und Amasis gleichsam auf; sie sind nur ihre Träger. Wir erfahren von ihnen sonst gar nichts, nicht einmal ihre Namen. Bei einem so überwiegenden Ideengehalte würde das Stück eine (subjectiv gehaltene) Romanze seyn, wenn nicht die meisterhafte dramatische Behandlung des Stoffes es zu einem plastischen Bilde machte. Hierin liegt sein Poetisches.

Eine der nächsten Productionen waren die **Kraniche des Ibikus.** Auch Göthe trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, diesen Stoff zu bearbeiten, bis er ihn, nicht, wie er später sagt, förmlich abtrat, sondern, nachdem Sch. seine Bearbeitung desselben vollendet, aufgab, ohne Zweifel, weil er diese Bearbeitung für zu meisterhaft hielt, um noch mit ihr wetteifern zu wollen. Ueber den Gegenstand fand unser Dichter bei den alten Schriftstellern (Suidas, Antipater Sidonius in der griechischen Anthologie, und Plutarch) nur dürftige Notizen. Wahrscheinlich wurde er durch seinen frühern Lieblingsschriftsteller Plutarch zuerst auf den Stoff geführt. Denn schon lange vorher, eh' er sich ihm zur Ballade gestaltete, schwebte ihm dieser Gegenstand vor (Briefwechsel mit Humboldt, S. 20). Er legte ihm aber in eigenthümlicher Weise eine höhere Idee unter. Ein anderer Dichter hätte vielleicht die Kraniche als Werkzeuge aufgefaßt, durch welche die Vorsehung die Mörder offenbar machte; die Ballade würde dann das planmäßige Eingreifen der Gottheit in's Menschenleben zum Behufe der vergeltenden Gerechtigkeit verkünden. Unser Dichter aber hat ein neues, eigenthümliches inneres Motiv, den Chor der Erinnyen, in den Gegenstand getragen. Der Eindruck, den dieser furchtbare Chor auf die Zuschauer macht, führt vornehmlich die Entdeckung der Mörder herbei. Daher ist auch das Erscheinen der Rachegöttinnen mit einer so großen Ausführlichkeit geschildert, und der Meister hat alle Flammen seiner Seele und alle Farbenpracht seines Pinsels in diese Mitte getragen, und in ihr alle Theile der Dichtung unter einer Idee vereinigt, die selbst in der Mitte seines Wesens lag. Hier ist uns die überwältigende Wirkung auf das menschliche Gemüth dargestellt, welche in der Macht des Gesanges der Dichtkunst nur im Allgemeinen zugeschrieben wird. Die unwiderstehliche, alles Erlogene und Angekünstelte von unserm innern Menschen abstreifende Gewalt der unergründlichen Dichtkunst, seiner erhabenen Dichtkunst, ist uns hier in einem einzelnen Fall versinnlicht.

Gleichzeitig mit den „Kranichen" oder vielleicht schon vorher wurde der **Ritter Toggenburg** gedichtet. Nach Götzinger hat Sch. dabei eine tyrolische Sage (bekanntlich spielt eine ähnliche am Rheine, auf Nonnenwörth und Rolandseck) vor Augen gehabt. Er scheint seines bisherigen plastischen und grandiosen Balladenstyls müde gewesen zu seyn, oder zur Abwechselung stellte er ein neues Genre auf. Hier nimmt er zuerst die Liebessehnsucht in ein solches Gedicht auf, und es waltet keine Grundidee,

*) Auch Kant erwähnt seiner in der „physischen Geographie".

sondern nur ein Grundgefühl vor. Die früheren Balladen beschäftigen mehr die Anschauung, diese Romanze spricht ganz zum Herzen. Doch ist die einer irdischen Neigung abgewandte Jungfrau besser durchgeführt, als der Ritter, von dessen Heftigkeit und Heldenmuth man es nicht begreift, wie diese Eigenschaften in eine bewegungslose Empfindsamkeit erstarren konnten. Aber ist es der Elegie nicht überhaupt eigen, daß sie allein die einsame, in sich befangene Empfindung hervorstellt, und alles Andere nur schwach und flüchtig zeichnet? Einen solchen elegischen Ton aber hat unsere Romanze, wie die bisherigen einen tragischen; und wenn diese letzteren mit Dramen zu vergleichen sind, oder sich doch dramatisch abschließen, so endigt sich dieses Stück durch das Stillleben des Einsiedlers gleichsam in eine Idylle. Da hier keine erhabene Idee und kein Kampf des Menschen mit der Natur und dem Schicksale, ja nicht einmal eine Handlung, sondern ein Gemüthszustand vorgeführt wird, so kann von Gedrängtheit, Energie und Pracht der Darstellung nicht die Rede seyn. In schlichter und natürlicher Sprache hat der Dichter rein, wahr und rührend das sentimentale Gefühl einer Liebe niedergelegt, die, obgleich verschmäht, sich doch bis zum Tode getreu bleibt.*)

Die letzte und längste Ballade des J. 1797 kündigte Sch. seinem Freunde am 22. September mit den Worten an: „Der Zufall führte mir noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zu . . . Sie ist überschrieben: **der Gang nach dem Eisenhammer,** woraus Sie sehen, daß ich auch das Feuerelement mir vindicire, nachdem ich Wasser und Luft bereist habe.“ Die Fabel, welche diesem Gedichte zu Grunde liegt, findet sich in verschiedenen Gestalten. Sch. hat seinen Stoff wahrscheinlich aus einer französischen Quelle entlehnt, da er den Schauplatz der Geschichte, Zabern im Elsaß, Saverne nennt. Seine Dichtung gehört ganz der Volksvorstellung an. Die Frömmigkeit und Pflichttreue Fridolin's, zwei gemeinverständliche Begriffe, sind die Achsen des Stücks, einige sprüchwörtliche Redensarten in demselben sind recht aus dem religiösen Volkssinne herausgegriffen, und die ganze Ballade lehnt sich an das Sprüchwort an: Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Da auch hier kein Ringen mit der Außenwelt, sondern nur eine Begebenheit dargestellt wird, und das tragische Pathos fehlt, so fließt die Erzählung ruhig, eben und in wunderbar einfacher Rede dahin. Es herrscht eine behagliche und in's Weite sich ausbreitende Entfaltung in ihr. Sie führt nicht sogleich mitten in die Handlung ein, wie der Taucher, der Ring des Polykrates, der Handschuh, der Ritter Toggenburg, sondern sie holt erzählend weiter aus, indem sie uns zuvor mit der Hauptperson und ihrer Lage näher bekannt macht — eine Form, die wir nicht leicht bei einem andern Schiller'schen Gedichte dieser Gattung wieder finden. Dann ersieht man auch die leidenschaftliche Lust, welche damals Sch. für die Darstellung äußerer Erscheinungen gefaßt hatte, aus der vortrefflichen Schilderung des Eisenwerks. Dieses lebendige Gemälde bildet ein Gegenstück zu der Beschreibung des Strudels im Taucher.

Den Stoff zur **Bürgschaft** (1798) verdankte der Dichter dem Fabelbuche des Hyginus. Hier heißen die beiden Freunde Möros und Selinuntius. Ungeachtet einiger Mängel hinsichtlich der Motivirung und Charakterzeichnung ist die Ballade beliebt und besonders bei der Jugend einheimisch, ohne Zweifel deßhalb, weil sie bei ihrem raschen Gange und ihrer plastischen Lebendigkeit die Macht des Gemüthes im Dienste einer gemeinverständlichen Idee, der Freundestreue, so rührend und herrlich offenbart. Diese ideale Macht hat nicht allein den Erfahrungstrieb ausgelöscht, sondern triumphirt auch über alle äußeren Hemmungen der Natur, und zuletzt noch über den kalten Hohn und Unglauben des Tyrannen. Der Himmel besiegt hier nicht allein das Irdische, sondern auch die Hölle. Das Reale ist in der Ballade mit dem Idealen trefflich verbunden. Die Einleitung scheint mir durch ihre abgerissene, kühne Kürze bewunderungswürdig und gleichsam den eben so wortkargen, als thatenreichen Charakter des Möros in sich aufgenommen zu haben. Lakonismus charakterisirt eben so sehr thatkräftige Menschen und Völker, als erhaben gestimmte Schriftsteller, deren große Denkungsart die kleine Ausführung verschmäht. Da aber, wo in der Ballade der eigentliche Gegenstand anfängt behandelt zu werden, von hier bis an's Ende des Stückes ist, weil das Ganze nicht in eine Scene vereinigt werden konnte, eine Reihe bunter, kleinerer Gemälde an einander gereiht, die alle in die verschiedenen Tageszeiten niedergelegt sind. Es ist ein wanderndes und sich immer verwandelndes Bild.

In derselben Zeit, wo die Bürgschaft entstand, gegen Ende Augusts und in den ersten Tagen des nächsten Monats 1798, ward **der Kampf mit dem Drachen** gedichtet. Der Stoff wurde aus Niethammer's Uebersetzung von Vertot's Geschichte des Johanniterordens geschöpft. Schiller schreibt, er habe sich bei der Composition dieser Ballade die Unterhaltung verschafft, mit einer gewissen plastischen Besonnenheit zu verfahren, die der Anblick der von Göthe bei ihm zurückgelassenen Kupferwerke in ihm entwickelt habe (Briefwechsel mit Göthe, Th. 4. S. 267). Dieß bezieht sich auf die Erlegung des Drachens, die längste und prächtigste Parthie des Gedichtes, welche der Beschreibung der Meerestiefen im Taucher und dem Eumenidenchor in den Kranichen an die Seite gesetzt werden kann. Die Erzählung des Ritters, wie er die Schlange getödtet, ist keine historische Relation, sondern eine Versinnlichung der Begebenheit; er macht uns zu Augenzeugen, ja zu Theilnehmern seines Abenteuers. Das Drachenbild entsteht vor unseren Augen, und der Kampf mit dem Ungethüme ist mit meisterhafter Anschaulichkeit und Lebendigkeit gezeichnet. Der überlieferten historischen Masse hat hier die Poesie ein zweites, erhöhtes und unsterbliches Leben zurückgegeben. Diese ganze Erzählung des Haupthelden vor den Rittern des Spitals und dem nachgeströmten Volke ist mit den Worten des Großmeisters zu Einer Scene verschmolzen. Was, nach Vertot, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten geschah, hat der Dramatiker an Einen Platz und in Eine Handlung zusammengefaßt. Er wendet hier denselben Kunstgriff an, wie im Taucher und in dem spätern „Grafen von Habsburg“, wo sich eben falls durch eingeschobene Erzählung die dramatisirte Handlung erweitert. Die Einleitung der Ballade ist spannend und versetzt uns, nach epischem Styl, sogleich mitten in die Sache; der Schluß ist prägnant und bedeutungsvoll abrundend. Da hier der Mensch wieder im Kampfe mit einer überlegenen Naturkraft erscheint, wie im Taucher, so hat die Darstellung einen pathetisch-tragischen Charakter, und die Sprache ist majestätisch und prachtvoll; zugleich

*) Von dieser Dichtung sagt Franz Horn („Die schöne Literatur Deutschlands rc. dargestellt.“ Berl. u. Stettin 1812. Bd. 1. S. 198): „Das reinste, klarste, bis in das Innerste vollendetste aller seiner Gedichte wurde von allen Kritikern übersehen. Ich meine die Ballade „Der Ritter Toggenburg“, ein Gedicht, das keiner seiner Bildungsperioden, sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmem Hauch es bis in das Tiefste durchdrungen ist. Es ist ein Kunstwerk, das, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten sprechend.“

herrscht darin, ein paar Stellen abgerechnet, epische Ausführlichkeit, sogar in der Einleitung. Zwei Ideen gehen durch das Gedicht: die ritterliche des Heldenmuthes, welche der Drachentödter darstellt, und die christlich-mönchische der an einen Orden geknüpften Selbstverläugnung, welche Idee der Großmeister vertritt. Die letztere ist aber die Haupt- und Grundidee der ganzen Dichtung, und wird von dem Großmeister in den drei letzten Strophen auf eine herrliche Weise hervorgehoben. Der schwächste Theil der Dichtung ist wieder die Charakteristik. Wie wir oben bei Polykrates und Amasis alle individuellen Züge vermieden, und sie nur als Träger der Grundidee dargestellt sahen: so auch hier. Der Ritter und der Großmeister gehen in den Ideen auf, die sie vertreten. Man könnte endlich fragen, warum er diese Ballade allein von allen Romanze genannt habe. Wahrscheinlich aus demselben Grunde, warum er die „Jungfrau von Orleans" als eine „romantische Tragödie" bezeichnete, weil sie die Weltanschauung des Christenthums in dem Sinne ausspricht, wie sich dieselbe im Mittelalter ausgebildet hatte.

Seine späteren größeren Conceptionen im subjectiven Balladenstyl sind, mit Ausnahme des „Grafen von Habsburg", aus der Ueberlieferung des classischen Alterthums geschöpft, aber romantisch behandelt. Der Gegenstand der Dichtung „**Hero und Leander**" (vom Jahre 1801) ist in einem ausführlichen erotischen Gedichte des vierten oder fünften Jahrhunderts von einem Grammatiker Musäos behandelt worden, und Ovid hat das Andenken der beiden Liebenden durch zwei Heroiden gefeiert. Unsere wieder ganz dramatisch behandelte Romanze beginnt eigentlich erst mit der neunten Strophe; alles Vorhergehende ist eine kurze Ortsangabe und ein allgemeiner Prolog, den Sch. aber so kunstvoll und lebendig behandelt hat, daß er selbst als ein Gemälde erscheint, und vom Charakter der Hauptscene nicht abweicht. Diese Scene geht vom Abend bis zum nächsten Sonnenaufgang. Sonst in allen größeren Balladen führt der Dichter mehrere Personen in Wechselrede ein, hier steht die Jungfrau einsam auf dem Rande des Felsenthurms, mit dem hoffenden Verlangen, mit der unendlichen Angst, mit der kalten Verzweiflung ihres Herzens, in der Nacht, dem theilnahmlosen Elemente des Meeres gegenüber; und was sich hier begibt, und was sie spricht und thut, ist der Gegenstand des Gedichtes. Die Grundidee des Ganzen hebt sich am Ende deutlich hervor. Hero und Leander genießen eines Glückes, welches durch zwei Eigenschaften zu dem Besten gehört, was den Sterblichen zu Theil werden kann. Einmal ist ihre Liebe ein Geheimniß, und zweitens wird ihre süße Frucht am Abgrunde des Verderbens gebrochen. Das höchste Glück der Sterblichen ist aber dasjenige, welches „die ernsten Mächte", die verrätherischen, schadenfrohen Schicksalsmächte, die hier in dem Elemente des Meeres so ergreifend verkörpert sind, am schnellsten vernichten. Indem sich Hero ihnen freiwillig unterwirft, erkennt sie, ähnlich wie Thekla im Wallenstein, ihre Macht als ein „Recht" an. Und wie Thekla, folgt sie auch mit dem Gefühle, daß mit ihrer kurzen schönen Liebe ihr Leben beschlossen sei, dem Geliebten in den Tod. Aber nur physisch, nur in der Erscheinungswelt ist die ewige Liebe den Schicksalsmächten preisgegeben. Möge immer die Meeresfluth ihre Leichen als Raub mit sich fortwälzen, ihre Liebe ist gerettet und geborgen. So entläßt uns das Gedicht mit einem erhabenen Gefühle.

Die Romanze **Kassandra** wurde im Februar 1802 begonnen. Sie behandelt den verhängnißvollen Moment unmittelbar vor dem Tode des Achilles, wo dieser sich mit des Priamus schöner Tochter, Polyxena, vermählen soll. Polyxena's Schwester, Kassandra, welcher Apoll die Weissagekunst verliehen, entzieht sich der allgemeinen Festfreude, um einsam ihre traurige Sehergabe zu beweinen und ihr gequältes Herz zu erleichtern. Sie sieht Alles voraus, was kommen wird; sie weiß, daß diese Hochzeitfeier sich in Tod und Entsetzen auflösen soll; aber ihre Verkündigungen werden verlacht, und sie kann von der Stadt, von ihrer Familie, von ihrem Geliebten, von sich selbst das Schicksal, das sie schaut, nicht abwenden. Diese Situation ist sehr übereinstimmend mit der Lage der Jungfrau von Orleans, als sie, von Liebe zu Lionel ergriffen, bei dem Krönungsfeste allein mit ihrem Schmerze die Einsamkeit sucht; und Schiller hatte einst sogar selbst eine ähnliche, bei den Hoffesten auf der Solitude, unmittelbar vor seiner Flucht, durchlebt. Daß aber mitten in diese Freude das Verhängniß hereinbricht, ist auch eine unserm Dichter geläufige, liebe Idee. Solche ächt Schiller'sche Contraste, die dem Gedichte seine reale Grundlage und poetische Form geben, sind noch durch einen eben so eigenthümlichen Gehaltsgegensatz vermehrt, welcher der Träger und Grundton des Ganzen ist und der Romanze eine höhere, allgemein menschliche Beziehung verleiht. Kassandra bittet den Apoll, die „traurige Klarheit", „den blutigen Schein", d. h. den Blick, durch den sie das blutige Schicksal vorhersieht, vom Auge zu nehmen. Nur der Irrthum sei das Leben, und das Wissen sei der Tod, was nichts Anderes heißt, als, nur in der Beschränktheit des Erkennens, nur „in einem fröhlich dunkeln Sinne," im kindlichen Vertrauen und Hoffen, gedeihe das menschliche Leben sowohl in Absicht auf Genuß, als auf ideale Zwecke. Daher verlor Johanna d'Arc durch einen Blick in die Welt ihren Prophetenruf und den innern Frieden, und unserer Kassandra ist durch ihre Einsicht in die Zukunft alles Glück geraubt. Und so heißt es auch in der Hymne auf das Glück von den Göttern:

Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.

Wir sehen, überall erhebt Schiller, dieser moderne Apostel des Christenthums, den idealen Glauben über das reale Wissen.

Gewissermaßen als eine Fortsetzung und ein Seitenstück zur Kassandra ist das **Siegesfest** zu betrachten. Die acht ersten Zeilen in jeder Strophe sind meist episch, die folgenden vier eingerückten lyrisch, gleichsam ein Chorgesang in diesem lyrischen Drama, dessen Schauplatz der Strand des Hellespontos ist. Hier, auf den hohen Schiffen sitzend, feiern die siegestrunkenen, mit Beute beladenen Griechen vor der nahen Abfahrt nach der Heimath ihr wildes Fest der Freuden, zu welchem der Wehgesang der gefangenen Troerinnen einen erschütternden Contrast bildet. Eine ganze Reihe griechischer Helden tritt sprechend und handelnd, jeder durchaus seinem Charakter gemäß, auf. Das Ganze culminirt aber in den Worten der Hauptfigur des Gedichtes, der Prophetin Kassandra: „Rauch ist alles ird'sche Wesen" u. s. w. Ihr Spruch geht über Alles, was die Anderen gesagt haben, noch hinweg, wie über das ganze Menschenleben. Nur des gottlosen Teukros Wort, daß das Glück aus einer Tonne die Geschicke blind verstreue, berührt der Seherin Ausspruch, indem es die Uebermacht des Glückes über das Menschliche darthut. Es war bei Schiller Ueberzeugung und Gefühl, daß in den meisten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehen, und aus diesem Glauben wußte er sich, in der Erinnerung an die persönliche Würde, die des Glücks entbehren kann, zu jener mächtigen, überwältigenden Tragik zu erheben, die uns aus seinen Werken entgegen strömt.

Der **Graf von Habsburg** endlich, 1803 gedichtet, ist aus der Hauptquelle des „Tell", aus Tschudi,

entnommen. Der Dichter weicht aber von dem Chronisten schon in der Erzählung des Abenteuers (mitgetheilt in Viehoff's Commentar zu Schiller's Gedichten V. S. 223 f.), das dem Grafen mit dem Priester begegnete, in Nebenumständen ab; alles Weitere aber, die ganze Scene in Aachen, das Auftreten des Sängers und dessen Identität mit dem Priester ist ganz seine Erfindung. Wie im Taucher und im Kampfe mit dem Drachen ist das Entlegene mit dem Gegenwärtigen zu einer scenischen Einheit verbunden, wodurch die ganze Ballade wieder die Gestalt eines dramatischen Gemäldes enthält. Außerdem ist hierdurch eine edle That und ihre Belohnung, die Prophezeihung des Priesters und ihre Erfüllung, in eine anschauliche, gleichsam in die Augen springende Verbindung gesetzt und damit die christlich-populäre Grundidee des Ganzen versinnlicht. Wie die Religionsvorstellungen, welche der Begebenheit zu Grunde liegen, ganz rein aus dem Sinne und nach den Worten Tschudi's und aus der Denkweise der Zeit wiedergegeben sind, so ist auch die Hauptidee des Ganzen ein objectiver Volksglaube und von der eigenen Ansicht des Dichters getrennt. Unvermischt gibt uns die Ballade diesen ganzen Inhalt wieder, und das eigenthümliche Verdienst des Dichters besteht nur in dessen kunstvoller Behandlung.

Vergleichen wir die späteren Romanzen, Hero und Leander, Kassandra und das Siegesfest, mit dem früheren Balladenkranze, so ist die große Verschiedenheit in die Augen springend. Dort ein mit dem Gedichte innigst verwobenes Grundmotiv, hier ein sich stark hervorhebender, überwiegender Ideengehalt; die früheren Balladen von einer kernhaften höchst kunstvollen und vortrefflichen Form, diese Romanzen, weil der Dichter das Hauptgewicht auf den Inhalt legte, von weit schwächerer Behandlung; kurz jene Balladen ganz so plastisch und objectiv gehalten, wie der Wallenstein, dem sie zur Seite stehen; und diese Romanzen ganz so in subjective Lyrik gezogen, wie die drei gleichzeitigen Dramen (Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina), deren Seele sie athmen. Wie aber von der frühern Gruppe zwei Sprößlinge, der „Ritter Toggenburg" und „des Mädchens Klage", in die späteren gehören, so tritt aus dieser ein Gebilde, „Rudolph von Habsburg", zu jener erstern Reihe zurück, gleichsam an der Hand des „Tell", der sich ja ebenfalls auf's Engste an Wallenstein anschließt."

Werke:

Sämmtliche Werke in Einem Bande. Stuttg. und Tübingen 1840. — Octav-Ausgabe in 10 Bänden. Ebd. 1845.

---

50. Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab;
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten; er ist sein eigen."

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?"

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
„Ist keiner, der sich hinunter waget?"

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor;
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg.
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab:
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen; er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König seyn!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
Und heller und heller, wie Sturmessausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schooße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schooß
Da hebet sich's schwanenweiß,
Und ein Arm, und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang, und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt; es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt.
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt.
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief:
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hai, des Meeres Hiäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.""

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: „der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
‚Laßt, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.'

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn,
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt;
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

---

51. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen;
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,"
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin."

„„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen;
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.""

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
‚Laß, Herr! des Opfers Düfte steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Bekränze dir dein festlich Haar!

Getroffen sank dein Feind vom Speere;
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor' —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,""
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„„Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.""

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
„„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
Schon nahe sind sie diesem Strand.““

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreiet,
Die Kreter hat der Sturm zerstreuet;
Vorbei, geendet ist der Krieg!

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch,““ spricht er, „„zittr' ich für dein Heil.
Mir grauet vor der Götter Neide;
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist Alles wohl gerathen;
Bei allen meinen Herrscherthaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben;
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe selbst das Unglück her;
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer!““

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen.“
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
‚Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch in's Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.‘

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hocherstauntem Blick:
‚Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O, ohne Gränzen ist dein Glück!‘

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.““
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

---

52. Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz.
Fordert keine andre Liebe!
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn;
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß;
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihres Helmes Büsche wehen
In der Feinde Schwarm;
Und des Toggenburgers Name
Schreckt den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Grame
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr;
Ruhe kann er nicht erjagen,
Und verläßt das Heer;
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an;
Ach! und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
‚Die ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut!
Gestern war des Tages Feier,
Der sie Gott getraut!‘

Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß;
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah.
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein;

Blickte nach dem Kloster drüben,
Blickte stundenlang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang;
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das treue Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde seyn.
Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang;

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da —
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

---

53. Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidon's Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach;
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder.
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidon's Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie —

Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei!"

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!"
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läufts von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?"

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen;
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

---

54. Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: Mach dir's leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht;
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jäger's, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll,
Und trat zum Grafen, rasch zur That
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm in's Herz des Argwohns Samen:

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf!"
Hub er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn,
Denn Ihr besitzt ein edles Weib;
Es gürtet Scham den keuschen Leib.
Die fromme Treue zu berücken,
Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
„„Was redst du mir, Gesell?
Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich, wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festerm Grund.
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.""

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euern Spott verdient
Der Thor, der, ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit.“
„„Was?““ fällt ihm jener ein und bebet,
„„Redst du von einem, der da lebet?““

„Ja doch, was Aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück' ich's gern.“ —
„„Du bist des Todes, Bube, sprich!““
Ruft jener streng und fürchterlich,
„„Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?““
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden.

Er ist nicht häßlich von Gestalt,“
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort. —
„Ist's möglich, Herr, Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Eurer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gefesselt schmachtet?

Seht da die Verse, die er schrieb,
Und seine Gluth gesteht“ —
„„Gesteht!““ — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf in's nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spat den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweeen Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„„Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
‚Habt ihr befolgt des Herren Wort?‘
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!““

Deß freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust;
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Frisch auf, Gesell, und säume nicht!
Der Herr begehret dein.“
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
„„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?““

Und jener spricht: ‚Es soll geschehn!‘
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
‚Ob sie mir nichts gebeut?‘
Und vor die Gräfin stellt er sich:
‚Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich Dir verrichten?
Denn Dir gehören meine Pflichten.‘

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich!
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.“'

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf:
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

‚Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!‘ —
Er spricht's und tritt in's Gotteshaus.
Kein Laut ist hier noch reg;
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß.
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sakristan;
‚Das,‘ spricht er, ‚ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.‘
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks;
Und als des Sanktus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In hocherhabner Hand:
Da kündet es der Sakristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich:
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: ‚Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?‘
Und grinsend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben!
Der Graf wird seine Diener loben.“

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
„„Unglücklicher! wo kommst du her?““
‚Vom Eisenhammer.‘ — „„Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?““
‚Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

Denn als von Eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bei der, die mir gebeut.

Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören; gern gehorcht' ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für Euer Heil und für das ihre.‘

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich:
„„Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? Sprich!““
‚Herr, dunkel war der Rede Sinn;
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben;
Der Graf wird seine Diener loben.‘

„„Und Robert?““ fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
„„Sollt' er dir nicht begegnet seyn?
Ich sandt' ihn doch zum Wald.““
‚Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur.‘ —
„„Nun,““ ruft der Graf und steht vernichtet,
„„Gott selbst im Himmel hat gerichtet!““

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin tief bewegt,
Die nichts davon verstand:
„„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's Eurer Huld empfohlen seyn!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.““

35. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„‚Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!‘“
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„‚Das sollst du am Kreuze bereuen.‘“

„Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„‚Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.‘“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord,
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räuberhand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen!

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen;
Da schimmern in Abendroth's Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

‚Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigne Leben!
Den Tod erleidet er eben!
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.‘

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „„Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!““

---

56. Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer;
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und Alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
‚Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezwungen!
Viel Andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren.
Den kühnen Ritter soll man ehren!‘
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edlen Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
Nachdrängt das Volk mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
„Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet.
Frei ist dem Wanderer der Weg;
Der Hirte treibe in's Gefilde;
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: „„Du hast als Held gethan;
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret;
Doch sprich: was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?““
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edlem Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
„Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.“

„„Und diese Pflicht, mein Sohn,““ versetzt
Der Meister, „„hast du frech verletzt.
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget!““ —
„Herr, richte, wenn du alles weißt,“
Spricht jener mit gesetztem Geist,
„Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen;
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden;
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagten mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Sarazen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter!
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden,
Da flößte mir der Geist es ein;
Froh rief ich aus: ich hab's gefunden!

Und trat zu dir und sprach das Wort:
Mich zieht es nach der Heimath fort.
Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen,
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet;
Ein schuppig Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' er gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite;
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reih'n;
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze;
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daß es um Roß und Mann sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau,
Und kleid' es in ein scheußlich Grau;
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt, den wilden Ur zu greifen.
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt,
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath.
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edlen Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drei Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Von Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache;
Und kam der Pilgrim hergewallt
Und lenkte in die Unglücksstraße:
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend auf's Roß,
Und Gott befehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im eb'nen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen;
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde;
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth;
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren.
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm in's Gekröse,
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn;
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache." —

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne;
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen:
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister, und gebietet Schweigen.

Und spricht: „„Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden;
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt;
Denn er ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes-Blöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken;
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.""

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand,
Und küßt des Meisters strenge Hand,
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „„Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.""

---

57. Hero und Leander.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen;
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amor's heil'ge Göttermacht;
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend,
Rüstig im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos Felsenthurme,
Der mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau einsam grauend,
Nach Abydos' Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach! zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden;
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt in's Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprüh'nden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus;
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto's finsterm Haus.

Auch durch des Gewässers Fluthen
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluthen
Stachelt sie Leanders Muth;
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Fluth,
Theilt mit starkem Arm die Wogen,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestandnen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart;
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell im Raub verstohl'ner Wonnen
Dem beglückten Paar dahin
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, sie sah'n
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus nordbeeisten Hallen
Den ergrimmten Winter nah'n.
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis;
Für das längre Glück der Nächte
Dankten sie bethört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das kristallne Reich.

Lustige Delphinenschaaren
Scherzten in dem silberklaren
Reinen Element umher,
Und in schwärzlich grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Thetis buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund;
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate den stummen Mund.

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott, du solltest trügen?
Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz;
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz.

In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern,
Und verblüh'n in ew'gem Harm;
Doch du trägst auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Fluth,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth.

Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros' mächt'ger Bogen,
Als des goldnen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug.
Schnell von ihrem Reiz besieget,
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.

Eine Göttin mit dem Gotte,
In der tiefen Wassergrotte
Lebt sie jetzt unsterblich fort;
Hülfreich der verfolgten Liebe,
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schön Helle! Holde Göttin;
Selige, dich fleh' ich an:
Bring' auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn!"

Und schon dunkelten die Fluthen,
Und sie ließ der Fackel Gluthen
Von dem hohen Söller weh'n.
Leitend in den öden Reichen
Sollte das vertraute Zeichen
Der geliebte Wandrer seh'n.
Und es saust und dröhnt von ferne,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß;
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund.
Gähnend, wie ein Höllenrachen,
Oeffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh' mir!" ruft die Arme
Jammernd: „Großer Zeus, erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sichre Bucht.

Ach! gewiß der Unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
Er gelobte mir's beim Scheiden
Mit der Liebe heil'gen Eiden;
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblicke
Ringt er mit des Sturmes Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Fluth!

Falscher Pontus, deine Stille
War nur des Verräthers Hülle!
Einem Spiegel warst du gleich;
Tückisch ruhten deine Wogen,
Bis du ihn heraus betrogen
In dein falsches Lügenreich.
Jetzt in deines Stromes Mitte,
Da die Rückkehr sich verschloß,
Lässest du auf den Verrathnen
Alle deine Schrecken los!"

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eisenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Aphrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn;
Und gelobt den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit goldnem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
Steig' aus deinen grünen Hallen,
Selige Leukothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich in Sturmesnöthen
Rettend oft erscheinen sah!
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluthen hebt!"

Und die wilden Winde schweigen,
Hell am Himmelsrande steigen
Eos' Pferde in die Höh';
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der auch entseelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
Schnellen Blicks erkennt sie ihn.
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen;
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin:
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth sich hinab.
Hoch in seinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

---

38. Kassandra.

Freude war in Troja's Hallen,
Eh' die hohe Veste fiel;
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel.
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und, geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.

Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur Eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollo's Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Aeltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt;
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymen's Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.

Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit
Mir vom Aug', den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu seyn.

Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben;
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.

Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen:
Mir nur ist das Herz getrübt;
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn:
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn;
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Gluth beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich seyn!

Und den Mordstahl seh' ich blinken,
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn,
Nicht die Blicke darf ich wenden;
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land!“ —

Und noch hallen ihre Worte,
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte;
Todt lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

59. Das Siegesfest.

Priams Veste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontos Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
'Stimmet an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.'

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
'Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach wie glücklich sind die Todten!'

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
'Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.'

Atreus' Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Skamanders Thal,
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
'Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht;
Denn nicht alle kehren wieder.'

„Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freu'n;
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet seyn.
Mancher fiel durch Freundes-Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!"
Sprach's Ulyß mit Warnung-Blicke,
Von Athenens Geist beseelt.
'Glücklich, wem der Göttin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt,
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue!'

„Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath!"
'Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächet Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.'

„Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,"
Ruft Oileus' tapfrer Sohn,
„Die Regierenden zu rühmen,
Auf dem hohen Himmelsthron;
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!"
'Weil das Glück aus seiner Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!'

„Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil."
'Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!'

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
„Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich dein's!
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."
'Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich seyn im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.'

„Weil des Leidens Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektor'n zeugen," —
Hub der Sohn des Tydeus an, —
„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend ein Beschirmer fiel.
Krönt den Sieger größ're Ehre,
Ehret ihn das schön're Ziel!"
'Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.'

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drei Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba:
„Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam für's zerrissne Herz."
'Trink ihn aus den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam für's zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe.'

„Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl;
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethe's Welle
Tief versenkt und festgebannt."
'Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeräumt,
Fortgespült in Lethe's Welle.'

Und von ihrem Gott ergriffen
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin:
„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät."
'Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her;
Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!'

60. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle;
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden;
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an;
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.““

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre:
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold;
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“

„„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,““ spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde:
„„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.““

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen;
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß;
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte;
Und beiseit legt Jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

‚Was schaffst du?‘ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet;
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen;
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.“

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume;
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier.
Der Andre die Reise vollführet;
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und mag'st du's nicht haben zu eig'nem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst:
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage, und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.

So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret!
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter:
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!“ —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten:
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Johann Peter Hebel

wurde den 10. Mai 1760 zu Basel geboren. Sein Vater, Schutzbürger und Webermeister zu Hausen bei Schopfheim, im badischen Markgräflerlande, war früher zu Basel in Kriegsdienste getreten und als Diener des Majors, nachherigen Brigadiers Iselin, den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, an den Niederrhein und nach Korsika gefolgt, worauf er sich mit der, gleichfalls in der Iselin'schen Familie dienenden, Ursula Oertlin aus Hausen verheirathete, und gewöhnlich während des Sommers, wo der Webestuhl ruhte, mit seiner Frau Haus und Gartenarbeit bei der alten Herrschaft zu Basel verrichtete. Kaum fünfzehn Monate alt, verlor der junge Hebel seinen Vater, und die Obsorge für den heranblühenden Knaben war nun der ächt frommen Mutter allein überlassen. Vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahre besuchte dieser die Ortsschule zu Hausen abwechselnd mit der lateinischen Schule zu Schopfheim. Außerhalb der Lehrstunden mußte der künftige Kirchenrath und Prälat zur Winterszeit das der Mutter nothwendige Holz im Walde zusammenlesen und nach Hause bringen, oder Steine für den Schmelzofen zu Hausen zerschlagen, um so dieselbe mit seinem kleinen Verdienste zu unterstützen, während er des Sommers im Iselin'schen Hause zu Basel freundlichere Tage verlebte. Da sich der Knabe zur Theologie hingezogen fühlte, übergab ihn die Mutter jetzt ganz den Händen seines Lehrers, des damaligen Diakonus Obermüller, zu Schopfheim. Kurz darauf starb sie auf der Rückreise von Basel unter dem Jammergeschrei des verwaisten Söhnleins, der, die Kranke abzuholen, ihr entgegen gekommen war. Der lateinischen Schule zu Schopfheim allmälig entwachsen, kam er im Mai 1774 in die, damals unter dem Namen „Gymnasium illustre" blühende Anstalt nach Karlsruhe. Die fehlenden Mittel ersetzte der Beistand freundlicher Gönner. Unter der väterlichen Leitung des damaligen Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen machte der, mit den trefflichsten Anlagen ausgestattete, Jüngling rasche Fortschritte, und konnte schon nach vier Jahren als einer der vorzüglichsten Schüler das Gymnasium verlassen.

Am 8. Mai 1778 trat Hebel in die Reihe der akademischen Bürger von Erlangen. Nachdem er 1780 die Prüfung zu Karlsruhe bestanden und unter die Kandidaten der Theologie war aufgenommen worden, versah er eine Hauslehrerstelle bei dem Pfarrer Schlotterbeck zu Hertingen und leistete, nach erlangter Ordination 1782, auch in kirchlichen Geschäften Aushilfe. Aber schon im März des folgenden Jahres wurde H. zum Präceptorats-Vicarius am Pädagogium in Lörrach ernannt. In dieser kleinen, aber freundlichen Stadt, in deren Umgebung die Natur so viel Großes und Herrliches darbietet, brachte er acht und ein halbes Jahr zu, und wirkte mit reichem Segen in seinem Berufe, als man höheren Orts, allmälig immer mehr von der ausgezeichneten Fähigkeit überzeugt, die er als Schulmann bewies, seine Berufung an das Karlsruher Gymnasium beschloß. Er wurde im Spätjahr 1791 mit dem Prädikat eines Subdiakonus als Lehrer dahin berufen. Mit dem Lehramte war ihm die Predigt zur Dienstpflicht gemacht. Markgraf Karl Friedrich fehlte nur selten bei seinen Kanzelvorträgen, was zur Folge hatte, daß er 1784 zum Hofdiakonus befördert ward. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1798, wo er die Professur der Dogmatik und hebräischen Sprache, der er seit seiner Anstellung in Karlsruhe mit Eifer obgelegen, am Gymnasium erhielt. So war er, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt. Mit besonderer Liebe und glücklichen Erfolgen hatte er sich auch dem Studium der Naturgeschichte zugewendet, so daß der Ruf von seinen trefflichen Kenntnissen darin durch seine Freunde und Verehrer sich selbst im Auslande verbreitete. Den 1. März 1799 ward er daher von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitglied, und den 9. Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum korrespondirenden Mitglied ernannt.

Höher aber fing um diese Zeit sein Ruhm von einer andern Seite zu leuchten an, als im Anfang des Jahres 1803 die erste, im Subscriptionsweg veranstaltete, Ausgabe seiner allemannischen Gedichte erschien, welche, größtentheils seit dem Jahr 1801, aus zum leisen Heimweh gesteigerter Sehnsucht nach dem poesiefrischen Thal der von ihm gefeierten Wiese ihre Entstehung gefunden. Der Eindruck, den dieselben überall hervorbrachten, war außerordentlich. Von allen Seiten strebte man, dem herrlichen Sänger Beweise höchster Achtung zu bezeigen. Am 12. Dezember 1805 ward er zum Kirchenrath, kaum drei Jahre später zum Director des neuen Lyzeums ernannt (1808—1814). Seit dieser Zeit fing er an vorzugsweise als Volksschriftsteller aufzutreten. Er behandelte Anekdoten, Geschichte, Naturhistorie, moralische und religiöse Sätze auf populär ansprechende Weise, um sie dem Kopfe und Herzen des Volkes zugänglicher zu machen. Von solcher Art sind die Lesestücke des badischen Landkalenders, genannt der rheinländische Hausfreund; das Schatzkästlein des rheinländ. Hausfreundes, und die für die Jugend bearbeiteten biblischen Geschichten. Im Jahr 1809 wurde Hebel Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission; 1814 Mitglied der evangelischen Ministerial-Kirchensection. Fünf Jahre später (1819) stellte ihn Großherzog Ludwig als Prälaten an die Spitze der Geistlichkeit, und ertheilte ihm zu Neujahr 1820 das Ritterkreuz des Zähringer Löwen-, und am 5. September desselben Jahres das Commandeurkreuz dieses Ordens. Vermöge der erhaltenen Würde wohnte Hebel den Landtagen von 1819, 1820, 1822 und 1825 bei, um evangelischerseits die Angelegenheiten der Landeskirche und der Schulanstalten zu vertreten, während dies katholischerseits von dem Generalvicar Frhr. v. Wessenberg geschah. Bereits 1821 hatte er von der theologischen Fakultät zu Heidelberg, aus freiem Antrieb, das Doctordiplom erhalten. Als Hebel von einer Reise nach Mannheim, wo er, schon etwas leidend, der öffentlichen Prüfung des Lyceums berufshalber beigewohnt, den 16. September 1826 in Schwetzingen ankam, um sich von dort einige Tage später zur Prüfung des Gymnasiums nach Heidelberg zu begeben, fühlte er sich ernstlich unwohl; es war ein erneuerter Anfall eines mehrjährigen, in Folge einer sitzenden Lebensweise entstandenen, sonst wenig von ihm beachteten Uebels. Sein Zustand verschlimmerte sich rasch; er starb daselbst, unverheirathet, den 22. September 1826, im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens.

* * *

J. Hillebrand („Die deutsche National-Literatur" u. s. w. Bd. III. S. 117 f.) findet diesen freundlichen Dichter vor Andern anziehend durch die Art, wie er das Idyll seiner eigenen Persönlichkeit in dem seiner Heimat aufgehen läßt. „Aus dem Rheinwinkel gen Basel zu im badischen Oberlande gebürtig, zeigt er sich innigst verwachsen mit der von Göthe geschilderten, dort waltenden „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit

der Menschen, ihrer Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, ihren zudringlichen Gesprächsformen und ihrer neckischen Sprachweise.' Alles dieses weiß Hebel uns in seinen Dichtungen mit naiver und doch ästhetisch freier Gemüthlichkeit zu veranschaulichen, überall das Menschliche mit freundlich-ernster Liebe umfassend und schildernd. Nicht leicht möchte das Höchste und Gewöhnlichste, was das Leben durchzieht, das Göttliche und Irdische, das Sittliche und Natürliche, Freud und Leid, Wehmuth und Heiterkeit, Engel und Menschen, kunstloser und gefälliger mit einander vereint und verwebt worden seyn, als in seinen Dichtungen. Ueber Allem schwebt ein eigenthümlicher Humor, dessen Ungezwungenheit und treuherzige Geschwätzigkeit den schalkhaften Beobachter menschlicher Schwächen und Thorheiten durchblicken läßt. Mit diesem Humor führt er sich bei dem niederen Volke zutraulich ein, während er sich zugleich durch ihn auf die Stufe poetischer Weltauffassung erhebt, deren Ideen er in dem Spiegel seiner provinziellen Volksthümlichkeit schauen läßt. Göthe rühmt an ihm besonders die Art, wie er den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er ‚durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht, das Fabula docet mit so viel Geschmack anbringt, daß, indem er die unteren Stände belehrt, den ästhetisch Genießenden nicht verletzt.' Die Kunst, womit Hebel Himmel und Erde sammt ihren Erscheinungen und Gestalten zu personificiren und persönlich sprechen zu lassen versteht, ist wohl nirgends ungezwungener geübt worden. Daß er in den Gedichten den schwäbischen Volksdialekt gebraucht, der bei seiner natürlichen Derbheit ungemein viel Treuherzigkeit hat, gibt diesen Dichtungen nur ein um so eigenthümlicheres Gepräge, mit dem sie eben wie Kinder aus der Provinz in die Gesellschaft des Gebildeten und Vornehmen treten, die sich an ihrer Naivetät erfreuen. Wenn die „allemannischen Gedichte," die wohl in keiner Literatur ein Gegenstück finden werden, alle kindlich-milden Natur- und Lebensgeister um uns spielen und die Welt in den Bilderkasten idyllischer Bescheidenheit und Glaubensinnigkeit sehen lassen, wenn darin Alles gleich menschlich vertraulich redet, der Fluß und die Blume, die Sterne und die Thiere, wenn die Jahreszeiten, jegliche in ihrer eigenthümlichen Farbe und Tracht vor uns treten, dann wieder Feste und Arbeit, Gegenwart und Zukunft, Gott und seine Engel besungen und mit den lieblichsten Lichtern des Familienthums umgeben werden; so bietet das Schatzkästlein des rheinl. Hausfreundes die einfachste Ansprache an das Volk, indem es mit dem Tone der redlichen Theilnahme das neckende Lächeln des Humors ohne altkluge Lehrabsicht auf's ungezwungenste verbindet. So wie nun Hebel einerseits an Claudius anknüpft, mit Jung-Stilling und Maler Müller die Dorfnatürlichkeit gemein hat, in der provinziellen Idylle und Sprachnaivetät aber sich neben Voß stellt, den Ersten an reiner Unbefangenheit, die beiden Andern an Bedeutsamkeit und Mannichfaltigkeit der Motive, so wie (Müllern z. B.) an reiner Bildung, Vossen an Gefälligkeit, ächter Laune und beweglicher Phantasie übertreffend, so leitet er andererseits zu den sogenannten Dorfgeschichten und den Volkskalendern der Gegenwart hinüber, von denen jene zum Theil auf gleichem geographischem Boden und aus ähnlicher provinzieller Umgebung erwachsen sind, Beiden wiederum in Poesie und naiver Kunst meist überlegen. Auerbach's Dorfgeschichten aus dem Schwarzwalde erinnern durch ihre Naturfrische an Hebel's Erzählungen, stehen ihnen aber an dichterischer Färbung im Ganzen nach. Anderes von ihm (wie z. B. seine Gedichte in hochdeutscher Sprache, so wie die vermischten Aufsätze, biblische Geschichten u. s. w.) mag als literarisch weniger bedeutsam ohne nähere Erwähnung bleiben." —

Berthold Auerbach („Deutsches Familienbuch." Bd. II. S. 296. Karlsruhe, 1844) betrachtet Hebel gleichfalls als den Urheber der modernen volksthümlichen Poesie. „Zwar ist nicht zu leugnen, daß auch er viel fremdartige Empfindungen in die alemannische Sprache eingekleidet hat; dies ist aber doch nur die große Minderzahl. Das tiefste Leben und Denken des Volkes hat er aufgeschlossen, und zwar in seiner wirklichen und wahrhaften Gestalt. Die Dichtungen, die man vor ihm in den Kreis des Volkslebens versetzte, jene geschminkten, kokett naiven Idyllen, hat er verdrängt; und wenn auch nicht immer die volle Derbheit, doch die wirkliche Erscheinung des Volkes in ihr poetisches Recht eingesetzt. Da ist nichts mehr von Damon und Phyllis und dem unwahren antiken Arkadienwesen; diese Menschen stehen auf rauhen nägelbeschlagenen Sohlen auf dem wirklichen Lebensboden. Aus dem Volke, aus einem Herzen, das seine tiefsten Jugendeindrücke im Volke selber empfangen, sind darum diese Gedichte wieder in's Volk übergegangen, und bilden einen unvergänglichen Schatz im Leben wie in der Schrift 2c."

Von ihm:

Allemannische Gedichte. Karlsruhe 1803. — 8. Aufl. 1842.

Der Rheinländische Hausfreund oder Neue Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen. Karlsr. 1808—11, 4.; 3. Aufl. Stuttg. 1827.

Das Schatzkästlein des rheinl. Hausfreundes. Tüb. 1811; 3. Aufl., Stuttg. 1827. — Neueste Ausg. mit 60 Holzschnitten. Stuttg. 1846.

Die biblischen Geschichten. Stuttg. 1822; 2. Aufl., 2 Bde., 1824.

Werke. Karlsruhe 1832—1834, u. ö. — Neueste Aufl., ebds. 1846—47.

61. Der Mann im Mond.

‚Lueg, Müetterli, was isch im Mo'?'
„He, siehschs denn nit, e Ma!"
‚Jo wegerli [1]), i sieh ne scho,
Er het e Tschöpli [2]) a.

Was tribt er denn die ganzi Nacht?
Er rüehret io kei Glied!'
„He, siehsch nit, aß er Welle [3]) macht?"
‚Jo, ebe dreiht er d'Wied [4]).

Wär i, wie er, i blieb dehei,
Und machti d'Welle do.'
„He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho selber so.

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wol gern, — der suser Gsell
Muß schellewerche [5]) dört.

[1]) wegerli. wahrlich. — [2]) Tschöpli (Deminut. von Tschope, aus dem Italienischen Giubba) Kamisölchen mit Ermeln; Jüppchen. — [3]) Welle, Bündel von Reisern, Stroh 2c. — [4]) Wied, Weide zum Binden. — [5]) schellewerche, öffentliche Arbeit strafweise verrichten.

,Was het er bosget [6]), Müetterli?
Wer het en bannt dörthi?'
„Me het em gseit der Dieterli,
E Nützнutz isch er gsi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
Ufs Schaffen o nit viel,
Und öbbis [7]) muß me triebe ha,
Sust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
Zur Strof ins Hüsli gspert,
Sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
Und het d' Butelli g'lert."

,Je, Müetterli, wer het em's Geld
Zu so me Lebe ge?'
„Du Närsch, er het in Hus und Feld
Scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
So stoht er uf vor Tag,
Und nimmt e Beil, und tummlet si,
Und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Büechli um,
Macht Bohne-Stecke drus,
Und treit sie furt, und luegt nit um,
Und isch scho fast am Hus.

Und ebe goht er uffem Steg,
Se ruuscht em öbbis für:
„,Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
Jez, Dieter, chumm mit mir!'"

Und uf und furt, und sider isch
Kei Dieter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
Und in der Einsemkeit.

Jez haut er iungi Büechli um,
Jez chuchet [8]) er in d' Händ;
Jez dreiht er d' Wied, und leit sie drum,
Und 's Sufe het en End.

So gohts dem arme Dieterli,
Er isch e gstrofte Ma!"
,O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
I möchts nit mittem ha!'

„Se hüt di vorem böse Ding,
'S bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig isch, se bet und sing,
Am Werchtig [9]) schaff di Sach!"

---

[6]) bosge, Bosheit verüben. — [7]) öbbis, etwas (öbbe, öbben, etwa; öbber, Jemand). — [8]) chuuche, hauchen. —[9]) Werchtig, Werktag.

---

62. Gespenst an der Kanderer Straße.

,S git Gspenster, sell isch us und isch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Ruusch! De triffsch e Plätzli a,
Und dört verirrsch. I setz e Büeßli [1]) dra.

Vor Ziten isch nit wit von sellem Platz
E Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: ,Die Ma lit unterm Sand!'
Se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
Doch holt sie d' Pappe no vom Füür und blost,
Und gits im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
Zur Thüren us, und d' Muetter sitzt und spinnt,
Und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
Und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz [2]),
Vo Chander her an's Kind und überrennt's,
Und bis sie 'm helfen will, sen ischs scho hi,
Und rüehrt si nit, — e flösche [3]) Bueb ischs gsi.

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
Und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind;
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,
Und füehrt en abwärts, seig er, wer er sey;
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet [4]) hüst und hott [5]),
Er bsinnt si: Bini echterst, woni sott?
Und luegt und lost [6]), — und mauet öbbe d' Chatz,
Se meint er, 's chreih e Guhl [7]) an selbem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck,
Se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
Se stoht er wieder vor der Weserei [8]).

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
Se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nit!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
Passieren ihres Wegs. Verstöhntder mi?

---

[1])Büeßli, Zehnkreuzerstück. Pièce. —[2]) Brenz, Branntwein. Gebranntes. — [3]) flösch, schwammicht von Leibeskonstitution. — [4]) trümmle, sich auf einem Punkt herum bewegen; unstät gehen. — [5]) hüst und hott, links und rechts. — [6]) lose, horchen. — [7]) Guhl, Hahn. — [8]) Weserei, Verrechnungsstelle bei den Eisenhütten; dabei errichtete Weinschenke.

63. Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen [1]) eini,
Und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
Es isch so flink, so dundersnett [2]),
So dundersnett,
I wär im Paradies!

'S isch wohr, das Meidli gfallt mer,
Und 's Meidli hätti gern!
'S het alliwil e frohe Mueth,
E Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,
Wie Milch und Bluet,
Und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
Se stigt mer's Bluet ins Gsicht;
Es wird mer übers Herz so chnapp,
Und 's Wasser lauft mer d' Backen ab,
Wohl d' Backen ab;
I weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig [3]) früeih bim Brunne
Se redt 's mi frei [4]) no a:
‚Chumm, lüpf [5]) mer, Hans! Was fehlt der echt [6])?
Es isch der näume [7]) gar nit recht,
Nei gar nit recht!'
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em solle sage,
Und hätti 's numme gseit!
Und wenn i numme richer wär,
Und wär mer nit mi Herz so schwer,
Mi Herz so schwer,
'S gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt iez gangi,
'S wird iäten im Salat,
Und sag em's, wenni näume cha,
Und luegt es mi nit fründli a,
Nit fründli a,
So bini morn [8]) Soldat.

En arme Kerli bini,
Arm bini, sell isch wohr;
Doch hani no nüt Unrechts tho,
Und sufer gwachse wäri io,
Das wäri io,
Mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wisplet in de Hürste [9]),
Was rüehrt si echterst dört?
Es visperlet, es ruuscht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
I glaub, i glaub,
Es het mi Näumer [10]) ghört.

‚Do bini io, do hesch mi,
Und wenn de mi denn witt, —
Ich ha's scho siderm Spöthlig [11]) gmerkt,
Am Zistig hesch mi völlig bstärkt,
Jo völlig bstärkt —
Und worum seischs denn nit?

Und bisch nit rich an Gülde,
Und bisch nit rich an Gold,
En ehrli G'müeth isch über Geld,
Und schaffe chasch in Hus und Feld,
In Hus und Feld,
Und lueg, i bi der hold!'

„O Vreneli, was seisch mer,
O Vreneli, isch so?
De hesch mi usem Fegfüür g'holt,
Und länger hätti 's nümme [12]) tolt [13]),
Nei nümme tolt,
Jo, frili willi, io!"

---

[1]) nummen, nur. — [2]) dundersnett, überaus nett. — [3]) Zistig, Dienstag. — [4]) frei, außer der gewöhnlichen Bedeutung: sogar. — [5]) lüpfe, in die Höhe heben. — [6]) echt (echter, echterst), etwa, doch, wohl? — [7]) näume, irgendwo. — [8]) morn, morgen. — [9]) Hürste (plur. von Hurst, Strauch), Gebüsche, Dickicht. — [10]) Näumer, Jemand. — [11]) Spöthlig, Spätling, Spätjahr. — [12]) nümme, nicht mehr. — [13]) tolt, ertragen, geduldet (von tole, ertragen, dulden).

64. Der Bettler.

„En alte Ma, en arme Ma,
Er sprichtich um e Wohlthat a.
E Stückli Brod ab euem Tisch,
Wenns eue guete Willen isch!
He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
Gibore bini uf der Stroß,
Und uf der Stroß in Sturm und Wind
Erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
Und d'Eltere sin gstorbe gsi,
Se hani denkt: Soldate-Tod
Isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
Vor Laudons Zelt und Fahne gwacht,
I bi bim Paschal Paoli [1])
In Corsika Dragoner gsi,
Und gfochte hani, wie ne Ma,
Und Bluet an Gurt und Säbel gha;
I bi vor menger Batterie,
I bi in zwenzig Schlachte gsi,
Und ha mit Treu und Tapferkeit
Dur Schwerd und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen sie mi mit lahmem Arm
Ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!"

‚Chumm, arme Ma!
I gunn der's wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
Und tröst' di, bis es besser goht.'

„Vergelts der Her, und dankder Gott,

---

[1]) Paoli (Pascal), Anführer der Korsikaner bei ihrem Aufstande gegen die Genueser.

Du zarten Engel wiiß und roth,
Und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
Mit Schwerd und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
Und geb dim Schatz e sicher Gleit,
Und bring der bald e gsunde Ma!
'S goht ziemli scharf vor Mantua.
'S cha sy, i chönnt der Meldig ge. —
Was luegsch mi a, und wirsch wie Schnee?
Denkwol, i henk mi Bettelgwand,
Mi falsche graue Bart an d'Wand.

Jez b'schau mi recht, und chennsch mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche [2]) do!"

‚Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do?
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet di lieblige Gstalt,
Uf duftige Matten, im schattige Wald;
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
Dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
Und briegget [3]) und betet. Got het mer willfahrt,
Und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!

[1]) Gottwilche, von Gott, od. Gottes Willkomm! — [3]) briegge, weinen.

65. Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
Es cha doch nit der Thau vom Himmel si,
Sust hätt der Mangeld au si Sach,
Er stoht doch au nit unterm Dach.
Wer sprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
Und unterwegs mi Morgeliedli sing,
Isch näumis [1]) g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
Die Erbse wieder do am schlanke Ris
In ihrem Bluest [2])! I chumm nit us dem Ding.

Was gilts, es sin die Jumpferen usem See!
Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, keini meh.
Sust sin sie in der Mitternacht,
Wenn Niemes meh als d' Sterne wacht,
In d' Felder use g'wandelt usem See.

Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
De brave Lüte g'schafft im Garteland,
Und isch me früeih im Morgeschimmer cho,
Und het iez wellen an si Arbet go,
Isch Alles ferig gsi, — und wie scharmant!

Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
I ha mers vorgstellt, du würschs sy.
Was falle der für Jesten [3]) i? —
O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
Jo, dine Blueme hani z'trinke ge,
Und wenn de wotsch, i ging für di dur's Füür,
Und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
Und 's isch mer o gar sölli [4]) wohl und weh.""

So het zuem Kätterli der Fridli g'seit,
Er het e schweri Lieb im Herze treit,
Und hets nit chönne sage iust,
Und es het au in siner Brust
E schüüchi zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a,
'S sin numme alli schöne Farbe dra!
Lueg, wie eis geg'nem andre lacht
In siner holde Früehligs-Tracht,
Und do sitzt scho ne flißig Immli dra!" —

„„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
I wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
Und wo kei Immli summst, im Paradies.""

Und d'rüber hebt si d' Sunne still in d' Höh,
Und luegt in d' Welt, und seit: ‚Was mueß i seh
In aller Früeih'? — Der Fridli schlingt si Arm
Um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm;
Druf het em 's Kätterli e Schmüetzli ge.

[1]) näumis, etwas. — [2]) Bluest, Blüthe. — [3]) Jesten, Launen; Muthwille. — [4]) sölli, sehr.

Friedrich von Matthisson

wurde vier Wochen nach seines Vaters, eines preußischen Feldpredigers, Tode, den 23. Januar 1761 zu Hohenodeleben bei Magdeburg geboren und 1770 von seinem Oheim, einem Diakonus der Stadt Großensalza, adoptirt. Als dieser 1771 starb, versah an dem abermals Verwaisten der Großvater zu Krakau, in der Nähe von Hohenodeleben, Vaterstelle, bis er 1773 unter die Freischüler des Pädagogiums von Kloster-Bergen aufgenommen ward. In der Absicht, Theologie zu studiren, ging er 1778 nach Halle, vertauschte diese Wissenschaft aber bald mit Philologie und schöner Literatur. Bei seinem Abgange von der Universität (1780) begab sich M., der Einladung eines Oheims mütterlicher Seite folgend, nach Coswig, verweilte daselbst bis zum Frühjahr 1781, und trat dann als Lehrer im Philanthropin Basedow's zu Dessau ein. Diese Anstalt verließ er bereits 1784, um sich den Söhnen einer Gräfin Sievers in Altona, wo sich ihm ein angenehmerer Wirkungskreis zu eröffnen schien, als Erzieher zu widmen. Als nach der Gräfin Tode der älteste Bruder derselben, Gotthard Graf v. Manteuffel, seinen Wohnsitz nach Heidelberg, später nach Mannheim verlegte, folgte ihm Matthisson mit den Zöglingen nach. In ersterer Stadt lernte er den Dichter der berühmten Bergschloß-Elegie Victor v. Bonstetten kennen und entwarf mit ihm den Plan ihres nachherigen Schweizerlebens. Im J. 1787 begab er

sich zu seinem Freunde in die Schweiz und beschäftigte sich zu Nyon, wo Bonstetten eben als Landvoigt eingesetzt war, mit dem Studium der älteren Literatur und einiger Zweige der Naturgeschichte. 1789 übernahm er die Erziehung eines Sohnes des Banquiers Scherer zu Lyon, eines Jugendfreundes Victors v. Bonstetten. In diese Zeit fällt sein Freundschaftsbündniß mit dem Dichter v. Salis-Seewis in Chur, und mit Friederike Brun. Familienpflichten halber in die Heimat zurückgekehrt (1794), erhielt er vom Landgrafen von Hessen-Homburg den Hofraths-Charakter, und aus Jena das Diplom als Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft. Im folgenden Jahre trat M. in anhalt-dessauische Dienste als Lector und Reisegeschäftsführer der regierenden Fürstin, in deren Gefolg' er Italien, Tyrol und die Schweiz bereiste. Auf der Heimkehr nach Dessau erhob ihn König Friedrich II. von Würtemberg, dem er früher bereits vorgestellt worden war, in den Adelsstand und verlieh ihm zugleich das Ritterkreuz des Verdienstordens. 1810 verheirathete sich M. mit einer Tochter des Garteninspektors Schoch zu Wörlitz. Nach dem 1811 erfolgten Hinscheiden der Herzogin von Dessau ernannte ihn der König von Würtemberg mit dem Charakter eines Geheimen Legationsrathes zum Mitgliede der Oberintendanz des Hoftheaters, und einige Wochen später zum Oberbibliothekar. 1812 trat unser Dichter seine Aemter in Stuttgart an. Der 1816 erfolgte Tod des Königs veränderte seine Lage weiter nicht, als daß er in Ansehung seines Berufs weniger mit dem Hofe in Verbindung kam. Nach dem Ableben seiner Gattin (1824) besuchte M. seine Freunde v. Salis und v. Bonstetten in der Schweiz und erfreute sich auf dieser Reise der Verleihung des Ritterkreuzes des königl. Ordens der würtembergischen Krone. Im Frühjahr 1828, nachdem er unterdessen auch die Niederlande und Norddeutschland bereist, faßte M. den Entschluß, ganz aus dienstlichen Verhältnissen in Stuttgart, wo er sich nach seiner Frau Tode nie mehr recht heimisch gefühlt, zu scheiden und sich nach Wörlitz in den Schoch'schen Familienkreis zurückzuziehen. Hier starb unser Elegiker, der noch während eines Besuches in Weimar mit dem weimar'schen weißen Falkenorden dekorirt worden war, am 12. März 1831.

* * *

Matthisson gehört nur in sofern in den Bereich dieses Buchs, als er mit nachstehendem Gedicht „das Fräulein im Thurme“, dem einzigen, das er im Romanzentone schrieb, den Beweis liefert, wie seine weibisch-passive, sentimental-kokette Natur sich über die, bei ihm stereotyp gewordene, Wehmüthelei seiner Zeit niemals zu erheben vermochte, und wie unser schönrednerisch prunkender Mondschein-Landschafter, unbeschadet seiner Meisterschaft in Naturschilderungen, und seiner eminenten technischen Fertigkeit, wovon die dem Studium des Shakespeare'schen Sommernachtstraumes entsprungene „Elfenkönigin“ wohl den besten Beweis liefert, weder einen Stoff plastisch zu gestalten, noch Personen in sicherer Individualität hervortreten zu lassen im Stande war.

„Matthisson“ (urtheilt Gervinus) ist von all den elegischen Dichtern und ähnlichen der bekannteste, weil formell jene duftige Mondscheinspoesie voll sanfter Schwermuth, voll beschaulicher Schwärmerei, voll Natursinn und weicher melancholischer Anklänge bei ihm am weitesten gerückt ist, weil er den musikalischen Tonfall „kunstreicher Eurhythmie und metrischen Wohllauts“ am geschicktesten handhabt, mit dem er die dunklen Empfindungen schnell gefangen nimmt, an die sich die Leser lyrischer Gedichte bald verloren geben, wenn kein Sachinhalt und keine bildliche Anschauung die Phantasie aufruft. Er hatte seiner idyllischen Landschaftspoesie mehr als Tiedge Leben gegeben, indem er die Natur mit Feen und Elfen bevölkerte, aber doch erweitert dies nicht seine Sphäre; er hält uns in einer noch ängstlicheren Beschränkung, als die verwandten Dichter der Idylle. Schiller hat ihm theoretisch seine ganz richtige Stelle angewiesen, obwohl er bei Anwendung der Theorie viel zu günstig gestimmt war. Er fühlte sich bei jener Hinweisung aus dem Gedränge der Welt in die melancholische Einsamkeit und nach der leblosen Schöpfung nicht anders, als bei den Geßner und Aehnlichen, die er so trefflich zurückwies, allein er ließ sich von seinem Wohlgefallen an dem züchtigen und reinen Elemente dieser Dichtung verführen, die Hoffnung auszusprechen, daß es nur von dem Dichter abhängen werde, seine Landschaften auch mit Figuren zu beleben und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Der Erfolg hat diese Hoffnung nicht gerechtfertigt, und von Nichts liegen auch diese Naturen entfernter, als vom handelnden Leben, die, wie Tiedge, Matthisson, sein Freund J. G. v. Salis-Seewis, und der spätere Ernst Schulze, bei dem diese weiche und schlaffe Dichtungsweise an Schmelz und Duft sich bis zum Verschmelzen und Verduften verfeinert, vielmehr ihre Sehnsucht nach dem Grabe richten, wenn sie in ihren idyllischen Zufluchtsorten selbst noch an den Drang der äußeren Welt gemahnt werden.“

Schriften:

Reliquien eines Freidenkers. Berl. 1781.
Lieder. Breslau 1781. — Verm. Aufl., Dessau 1783. — Mit neuem Titel: Leipz. 1794.
Denkmale am Lebenswege. Ebd. 1782 u. ö.
Beiträge zum zweiten Theil von Salzmann's moralischem Elementarbuche. Leipz. 1783.
Die glückliche Familie. Dessau 1783.
Gedichte. Mannh. 1787. — Herausgegeben von Füßli, Zürich 1791. — Vollständige Ausgabe. 2 Bde. Tübingen 1811. — 13te Auflage, Zürich 1838.
Briefe. 2 Thle. Ebd. 1795. — Verb. Ausg. in Einem Bande 1802.
Nachtrag zu M.'s Gedichten. Zürich 1799.
Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts. Tübingen 1799.
Alins Abenteuer. Ebd. 1799.
Lyrische Anthologie. 20 Bde. Zürich 1803—1807 (Nachgedruckt, Wien 1804—1808. 20 Bde.).
Erinnerungen. 5 Bde. Ebd. 1810—1818 (Nachdruck, Wien 1815).
Das Dianenfest bei Bebenhausen. Ebd. 1815.
Schriften. Ausgabe letzter Hand. 8 Bde. Ebd. 1822—1829.
Literarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde; herausgegeb. von Schoch. 4 Bde. Berlin 1832.

Außerdem sind von ihm herausgegeben die „Schriften von C. V. v. Bonstetten“ (Zürich 1793 u. 1800); die „Gedichte von J. G. v. Salis“ (ebd. 1793 u. 1800); „Gedichte von Friederike Brun“ (N. A., ebd. 1798) und „Briefe von C. V. v. Bonstetten an Friederike Brun“ (1. Thl. Frankf. a. M. 1824).

66. Die Elfenkönigin.

Was unterm Monde gleicht
Uns Elfen flink und leicht?
Wir spiegeln uns im Thau
Der sternenhellen Au;
Wir tanzen auf des Baches Moos',
Wir wiegen uns am Frühlingssproß,
Und ruhn in weicher Blumen Schooß.

Ihr Elfen auf den Höhn,
Ihr Elfen an den Seen,
Zum thaubeperlten Grün
Folgt eurer Königin!
Im silbergrauen Spinnwebkranz,
Umflimmert von des Glühwurms Glanz,
Herbei! herbei zum Mondscheintanz!

Ein Schleier, weiß und fein,
Gebleicht im Sternenschein
Auf kühler Todtengruft,
Umwall' euch leicht, wie Duft!
Durch Moos und Schilf, durch Korn und Hain,
Bergauf, thalab, waldaus, feldein,
Herbei! herbei zum Ringelreihn!

Uns wölbt der Nessel Dach
Ein sichres Tanzgemach;
Ein weißer Nebelflor
Umschleiert unser Chor!
Wir kreisen schnell, wir schweben leicht;
Ein finstres Gnomenheer entsteigt
Dem Erdenschooß und harft und geigt.

Das Mark vom Schmetterling,
Den eine Jungfrau fing,
Das Hirn der Nachtigall
Stärkt uns zum leichten Ball.
Wir schlürfen froh bei Rundgesang
Und Flötenton und Saitenklang
Aus Blumenkelchen Göttertrank.

Herbei! Herbei zum Tanz
Im grauen Spinnwebkranz!
Schnell rollt der Elfen Kreis
Im zirkelrunden Gleis!
Wo ist ein Fuß, der nimmer glitt?
Wir Elfen fliehn mit Zephyrschritt,
Kein Gräschen beuget unser Tritt!

---

67. Das Fräulein im Thurme.

Ein Fräulein klagt' im finstern Thurm,
Am Seegestad' erbaut.
Es rauscht' und heulte Wog' und Sturm
In ihres Jammers Laut.

Rosalia von Mortimer
Hieß manchem Troubadour
Und einem ganzen Ritterheer
Die Krone der Natur.

Doch ehe noch ihr Herz die Macht
Der süßen Minn' empfand,
Erlag der Vater in der Schlacht
Am Sarazenerstrand.

Ihr Ohm, ein Ritter Manfry, ward
Zum Schirmvogt ihr bestellt;
Dem lacht' in's Herz, wie Felsen hart,
Des Fräuleins Gut und Geld.

Bald überall im Lande ging
Die Trauerkund' umher:
„Des Todes kalte Nacht umfing
Die Rose Mortimer!"

Ein schwarzes Todtenfähnlein wallt
Hoch auf des Fräuleins Burg;
Die dumpfe Leichenglocke schallt
Drei Tag' und Nächt' hindurch.

„Auf ewig hin, auf ewig todt,
O Rose Mortimer!
Nun milderst du der Wittwen Noth,
Der Waisen Schmerz nicht mehr!"

So klagt' einmüthig Alt und Jung,
Den Blick von Thränen schwer,
Vom Frühroth bis zur Dämmerung,
Die Rose Mortimer.

Der Ohm in einem Thurm sie barg,
Erfüllt mit Moderduft;
Drauf senkte man den leeren Sarg
Wohl in die Vätergruft.

Das Fräulein horchte still und bang
Der Priester Litanei'n;
Trüb in des Kerkers Gitter drang
Der Fackeln rother Schein.

Sie ahnte schaudernd ihr Geschick,
Ihr ward so dumpf und schwer;
In Todesnacht erstarb der Blick,
Sie sank und war nicht mehr.

Des Thurms Ruinen an der See
Sind heute noch zu schaun.
Den Wandrer faßt in ihrer Näh'
Ein wundersames Graun.

Auch mancher Hirt verkündet euch,
Daß er bei Nacht allda
Oft, einer Silberwolke gleich,
Das Fräulein schweben sah.

Friedrich Christoph Weisser,

der Sohn eines Buchbinders, war den 7. März 1761 in Stuttgart geboren. Seine Erziehung wurde von einem Verwandten geleitet, der bei der würtembergischen Landschaft eine Stelle bekleidete, und da dieser auf eine Gelegenheit hoffte, jenen bei den Ständen unterzubringen, so ward der Wunsch des Knaben, Theologie zu studiren, nicht erfüllt, sondern derselbe für das Fach der Schreiberei bestimmt, und, nachdem er die unteren und mittleren Klassen des Stuttgarter Gymnasiums durchlaufen hatte, im fünfzehnten Lebensjahre (1776) einem Stabsamtmann und Amtsschreiber in Brenz übergeben, wo er seine Lehrjahre zubrachte; dann ging er in die Schreibstube eines Amtsschreibers zu Herrenberg über und blieb dort bis zum J. 1784, wo er eine Accessistenstelle am Schreibtische der vormaligen Landschaft zu Stuttgart erhielt. Im folgenden Jahre wurde W. Kanzlist bei derselben und rückte nach und nach zum Registrator und Landschaftssekretär (1798) vor. Nach der Staatsveränderung in Würtemberg, in deren Folge die alte Landschaft aufgehoben ward, sah er sich in königliche Dienste übernommen und am 1. März 1806 zum Obersteuerrath ernannt. Bei einer neuen Organisation des Finanzdepartements (1811) ward er mit dem Charakter eines Oberfinanzrathes bei der Sektion der Steuern eingetheilt, im November 1817 in die Staatsschulden-Commission versetzt, nach deren Aufhebung jedoch im J. 1819 definitiv dem wieder errichteten Steuercollegium zugetheilt, in welches er 1820 eintrat. Ein zunehmendes Gehörleiden, das sich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens bis zu gänzlicher Harthörigkeit verschlimmerte, war Veranlassung zu seiner, 1822 erfolgten, Versetzung in den Ruhestand. Nachdem er in seinen letzten Tagen unerwartet das Gehör wieder erhalten, aber die Sprache gänzlich verloren hatte, starb er, von mehrjährigen Leiden erschöpft, am 9. Januar 1836. (Neuer Nekrolog d. Deutschen. XIV. Jahrg. 1836. Weimar 1838.)

* * *

W. hatte den Anbau seines Geistes und Talents, die mannichfaltigen Kenntnisse, die er besaß und die gelehrte Bildung, die sich in seinen Schriften kund gibt, einzig dem eifrigsten Selbststudium und dem Umgange mit den Dichtern Conz und Haug, und dem gelehrten Petersen zu verdanken. Seine ersten dichterischen Arbeiten stehen in Stäudlin's „schwäbischem Musenalmanach“ 1782—1797, die ersten prosaischen in der Tübinger Monatsschrift „Flora“ 1791—1793. Mit selbstständigen Schriften trat er viel später hervor, theils weil bei den hohen Anforderungen, die er an sich, wie an Andere, in Beziehung auf Korrektheit stellte, die strenge Feile, der er seine Productionen unterwarf und wodurch sich ein Theil seiner Prosa (auszuzeichnen sind die „Mährchen der Scheherazade“) den Ruf eines klassischen Styles erworben hat, ihre Mittheilung verzögerte, theils weil die meisten seiner Arbeiten erst später verfaßt worden sind. Zeitgeist, Modethorheiten, Schwärmerei, Mystik, Romantik, Klingelreimerei, Karfunkelpoeten, Schicksalstragödien, Erziehungsneuerungen, Schädellehre, Deutschthum, waren das wechselnde Thema seiner epigrammatischen und satyrisch-humoristischen Muse. Daneben zog er gegen Bücherschreiber, Uebersetzer, Buchhändler, Künstler, wo er Lächerliches oder Tadelnswerthes an ihnen zu finden glaubte, zu Felde. Doch waren diese Tendenzen auch von Aeußerungen des heitern, ernsten und wehmüthigen Gefühles, ohne polemische Färbung, unterbrochen. — In Bezug auf Romanzendichtung gehört Weisser noch der bekannten, witzig-faden Gleim-Löwen-Schiebeler'schen Richtung an, gemäß welcher man, wie Götzinger (s. dessen „deutsche Dichter, erläutert“ ꝛc. Leipz. 1832.) sehr bezeichnend sich ausdrückt, „aus den Begriffen Volksmäßigkeit, Leichtigkeit, Spaßhaftigkeit u. dgl. ein Ideal zusammenknetete, und nun frisch darauf losreimte. Vor allem mußte die Romanze witzig oder doch verliebt seyn; besonders gern wählte man Gegenstände aus der alten Mythologie, und Ovid wurde von allen Seiten geplündert. Das Volksmäßige ward zur Bänkelsängerei, der Witz zum platten Spaße.“ Weissern, der noch in neuerer Zeit jene, ursprünglich französische, Rokoko-Tonart wieder hervorholte, kann man wenigstens, gegenüber seinen Vorbildern, geistreichen Witz, glückliche Auffassungs- und sprachfertige Vergegenständlichungsgabe nicht absprechen, und man wird seine Darstellungen um so genießbarer finden, als er sie mit lobenswerthem ästhetischem Takte von Flecken der Sittlichkeit und Zucht frei erhalten hat.

Schriften:

Acht Romanzen. Leipzig 1804.
Kleine Satyren und Tändeleien. 2 Bde. Ebd. 1805.
Sinngedichte. Zürich 1806.
Scherz- und ernsthafte Miscellen. Leipz. 1808.
Mährchen der Scheherazade. 6 Thle. Ebd. 1809—1812.
Satyrische Blätter (Neue Auflage der Satyren u. Miscellen). Ebd. 1813.
Mährchen, Erzählungen, Anekdoten. Frankfurt a. M. 1816.
Sämmtliche prosaische Schriften. 6 Bde. Stuttg. 1818—1822.
Neueste poetische und prosaische Werke. 3 Bde. Brünn 1820—22.
Vier neue Satyren. Nebst einem poetischen und prosaischen Anhange. Stuttg. 1822.
Schalkheit und Einfalt, oder der Simplicissimus des 17ten Jahrhunderts im Gewande des 19ten. 2 Bde. Berlin 1822.
Poetisch-satyrische Pinselstriche. Ulm 1823.
Lilien und Rosen. Ebd. 1823.
Poetische Satyren und scherzhafte Gedichte. Berlin 1823.
Romanzen u. s. w. Ebd. 1823.
Muse und Muße. In einem Kranz von Erzählungen, Lustspielen, Satyren und vermischten Aufsätzen. Ulm 1824.
Ernste und heitere Stunden. Berl. 1824.
Ernste, fröhliche und scherzende Muse. Auswahl der letzten Hand. Halle 1826 (nur Poesien enthaltend).

Auch gab er mit J. Ch. Fr. Haug die „epigrammatische Anthologie“ (10 Bdchn., Zürich 1805—1809) heraus.

---

68. Die Geburt der Minerva.

Der Heiden Gott lag auf der Streu,
Und wimmerte gar kläglich:
„Mich foltert eine Litanei
Von Uebeln unerträglich!

Wie lange duld' ich schon, und noch
Fühl' ich mich täglich kränker!
Den Götterstand, ach! holt' ihn doch
Zu meinem Heil der Henker!

Das Pack dort auf der Unterwelt
Kann frei sein Leben schließen,
Und sich, sobald es ihm gefällt,
Erstechen und erschießen.

Ihm hat parteiisch die Natur
Den langen Schlaf gegeben;
Und wir, wir sollen ewig nur
Nur leben, leben, leben!

O! könnt' ich armer Gott noch heut
Die Kehle mir verschnüren,
Gern wollt' ich die Unsterblichkeit
Dem nächsten Schuft cediren!

Der Schmerz zersprengt mir das Gehirn!
O! kühlet mich, zum Geier!
Wie der Vesuv glüht meine Stirn,
Und speit, wie dieser, Feuer!

Vorm Auge wird mir's grün und blau,
Und meine Ohren sausen!
Der Teufel, oder eine Frau,
Muß mir im Kopfe hausen!

Ein Narr werd' ich noch obendrein,
Denn traun, Merkur, mein werther!
Oft bild' ich alles Ernsts mir ein,
Ich wär', ach! ein Gelehrter!

Da hütet bei der Lampe Dampf
Kronion seinen Ofen,
Und mischt voll Wuth sich in den Kampf
Der neusten Philosophen.

Verfolgung, Rache, halt' ich dann
Und Schmähn für heilge Pflichten,
Und will die Gegner, Mann für Mann,
Auf dem Papier vernichten.

Bewaffnet mit dem Gänsekiel,
Wie sonst mit Donnerkeilen,
Bin ich mit vollem Recht das Ziel
Von Momus' giftgen Pfeilen.

Unglücklich, die für Dunst und Wind,
Für eitlen Ruhm entbrannten!
Denn selig, dreimal selig sind
Allein die Ignoranten!

Traun! länger soll mich armen Tropf
Mein Uebel nicht beschweren!
Entweder will ich keinen Kopf,
Wißts, oder einen leeren!

Drum, Freund Merkur! gebiet' ich dir:
Beflügle deine Sohlen!
Den weisen Doktor sollst du mir
Flugs aus Hannover holen.

Des Mannes Kunst ist allbekannt,
Bei Russen und Barbaren;
Ich habe das von sichrer Hand,'
Habs von ihm selbst erfahren.

Doch wie, wenn ohne Löwenzahn'
Mich Jemand heilen könnte?
Ihr seid kein Narr, mein Freund Vulkan!
Schriebt ihr gleich nie Fragmente.

Nehmt euer Beil, und spaltet mir
Geschickt und rasch den Schädel!
Ich schlage dankbar euch dafür
Zum Ritter, groß und edel."

Wohl ist auch wunderlichen Herrn
Ein frommer Knecht zu Willen,
Denkt Meister Schmied, und fügt sich gern
Der tollsten aller Grillen.

Er zielt, und haut, und bittet noch,
Daß Jupiter nicht zürne:
„Da ist nun das bestellte Loch
In Eurer hohen Stirne!"

Frau Juno hört' im Nebensaal
Den Klang, und schrie: „Verwettert!
Miß Iris! habt Ihr abermal
Den Potpourri zerschmettert?"

„Nun wollen wir," sprach Herr Merkur,
Das Uebel bald ergründen:
„Erlauben Eure Liebden nur,
Ein Lämpchen anzuzünden!"

Drauf mustert' er mit scharfem Blick
Die finstre Stirnenhöhle;
(Vor'm Lampenschimmer floh zurück,
Voll Scham und Angst die Seele) —

Und was erscheint ihm, groß und hehr?
Nein, ihr erriethet's nimmer:
Mit Panzer, Helm und Schild und Speer,
Ein stolzes Frauenzimmer.

„Wer da?" rief er, und kreuzte sich,
„Bist du ein Trug der Hölle?
Bist du ein Mädchen? Bist du, sprich,
Gar Orleans' Pücelle?"

Doch schneller noch, als (staunt und glaubt!)
Ich diesen Reim gefunden,
Ward von Minerven jetzt das Haupt
Des Donnerers entbunden.

Gleich nach dem Partus war, o fi!
Wer hört es ohne Grauen?
Die deutsche Encyclopädie
Als Nachgeburt zu schauen.

Die Heldin aber wußte bald
Sich Achtung zu verschaffen:
Sie blickt' umher so kühn und kalt,
Und klirrte mit den Waffen.

Sie schwang den Speer in ihrer Hand,
Voll Trotz, die hochgesinnte,
Und rief: ‚Merkur! Ihr Ignorant!
Schafft mir Papier und Dinte!

Der Werke, die ich ausgeheckt,
Muß ich mich flugs entladen;
Denn wißt, mein kluges Köpfchen steckt
Voll Räthsel und Charaden.

Ihr Göttinnen! beugt euch vor mir,
Und horchet meinen Lehren!
Denn aus Erbarmen weil' ich hier,
Bloß um euch aufzuklären.

Wißt, auf der Welt, (gefiels euch doch,
Sie selber zu beschauen!)
Vermehrt, o Glück! sich täglich noch
Die Zahl gelehrter Frauen.

Doch hier versteht kein Weib, dem Mann
Das Gähnen zu vertreiben:
Nur schlecht liest Juno; Venus kann
Kaum ihren Namen schreiben!

Zwar laßt ihr alle, Tag für Tag,
Als Göttinnen euch preisen;
Doch, daß es Götter gibt, vermag
Nicht Eine zu beweisen!

Zwar sind die Wolken euer Thron,
So rühmen alle Zungen;
Doch habt ihr zu den Sternen schon
Euch im Gesang geschwungen?

Ihr seufzt? Wohlan, ich schaff euch um
Zu rein vernünft'ge Wesen!
Hört nur mich ein Kollegium
Der schönen Künste lesen:

Dann sollt ihr, grinsen mag der Neid,
Trotz einer Imhof singen,
Und doppelte Unsterblichkeit,
Ihr Glücklichen! erringen.'

Sie sprachs; doch fürcht' ich, an Genie
Fehlts im Olymp den Damen,
Denn noch zur Stunde prangte nie
Ein Buch mit ihren Namen.

---

69. Die Heirath des Todes.

Der alte Hagestolz, der Tod
Denkt endlich schmachtend: Eins ist noth!
Mehr noth, als Alles, wie ich meine,
Und — eine Frau ist dieses Eine.

Ob sie auch später mir mißfällt,
Ich schaffe leicht sie aus der Welt,
Und keine Seele darf es wagen,
Des Weibermords mich anzuklagen.

Ach, leider! flüchtig ist die Zeit!
O hätt' ich früher schon gefreit!
Heut oder morgen kann ich sterben,
Und ach! wo sind dann meine Erben?

Tagtäglich frag' ich unmuthsvoll,
Tagtäglich frag' ich mich: Wer soll,
Wird nicht ein Sohn nach mir noch leben,
Den Sündensold den Menschen geben?

Der schönste Mann, sucht er ein Weib,
Schmückt, salbt und badet seinen Leib,
Und auch der Freier mit der Hippe
Schmückt, salbt und badet sein Gerippe.

Unmöglich findet ohne Haut
Ein Grandison selbst eine Braut;
Drum muß, wenn gleich mit Widerwillen,
Der Tod sich auch in eine hüllen.

Bald sind die Wangen roth beklext,
Bald ist ein Bart ihm angehext;
Ein Hut mit einem Rabenwedel
Ziert seinen falsch-behaarten Schädel.

O der bezaubernden Gestalt!
Wie schön der Rock den Leib umwallt!
Beinkleider nach der neusten Mode,
Wie trefflich stehen sie dem Tode!

Die Stiefel nur sind ihm verhaßt,
Weil nicht der Fuß zu ihnen paßt;
Juwelen blitzen an den Händen,
Ein Schwert umgürtet seine Lenden.

So zieht er ritterlich einher;
Die hohlen Augen waffnet er
— Zur Brille, leider! fehlt die Nase —
Mit einem wohlgeschliffnen Glase.

Auf schwarzem Rosse, hopp, hopp, hopp!
Geht's fort in sausendem Galopp;
Durch Städte wohlgemuth und Städtchen
Fliegt er, und mustert alle Mädchen.

Die Bleichste sucht, die Magerste
Der Blasseste, der Hagerste,
Und tausend Schönen, bleich und mager,
Erspäht der Freier, blaß und hager.

Und Jede leiht ihm, ohne Scherz,
Ein offnes Ohr, ein warmes Herz.
Sei er ein Gott, ein Ungeheuer,
Kein Mädchen läuft vor einem Freier.

Gewählt, nach wohlbedachtem Plan,
Hat bald der hagre Großsultan,
Und mehr als eines Czars Vermählte
Dünkt hohen Muths sich die Erwählte.

Wer huldigt nicht, denkt sie mit Recht,
Wer huldigt nicht dem Tod als Knecht?
Was nicht des Korsen Trotz gelungen,
Die Weltherrschaft hat er errungen.

Doch mir ist er nicht fürchterlich;
Sei er der Tod! Was kümmert's mich?
Ein braves Weib, man soll's erfahren,
Treibt Tod und Teufel selbst zu Paaren. —

Zwei Aerzte führen ihn zur Trau;
Ihr Aeltester gibt ihm die Frau.
Zu viel ist fast für meine Leier
Die hohe Pracht der Hochzeitfeier.

Wie lockt der Tafel Ueberfluß
Die Leckermäuler zum Genuß!
Der Wirth, leicht läßt es sich ermessen,
Will, daß die Gäste todt sich essen.

Gar sinnig schenkt den edlen Wein
Der Schenk in Stundengläser ein,
Und heißen Punsch und Bischof schöpfen
Die Zecher sich aus Todtenköpfen.

Um Mitternacht beginnt ein Ball
Bei donnerndem Posaunenschall.
Die jungen Leute tanzen wacker,
Ist holpricht gleich der — Gottesacker.

Ein Redner schreit die Hörer taub
Von Moder, Würmern, Asch' und Staub.
Erzählt, mit Schrecken im Gesichte,
Erzählt wird manche Mordgeschichte.

Man rühmt die Nacht und schilt das Licht;
Man singt: Des Lebens freut euch — nicht!
Auch ehrt ein Dichter, zum Erbarmen,
Die Hochzeit durch ein — Leichenkarmen.

Doch hört, was euch noch mehr ergetzt,
Ein Pfänderspiel beginnt man jetzt:
Den Tod, will sie ihr Pfand nicht missen,
Den Tod muß jede Dame küssen.

Dort schreit ein Spieler hohl und dumpf
Beim Lhombre: „Pik, ihr Herrn, ist Trumpf!"
Hier, fluchend seinem Mißgeschicke,
Reißt einer Treffeldam' in Stücke.

Ein andrer nimmt die Würfel rasch,
Und ruft: „Es gilt den besten Pasch!"
Keck mit dem Tod um Lebensjahre
Spielt er auf einer schwarzen Bahre.

Jetzt schreit Hanswurst: Herbei und schaut!
Herbei, Herr Tod, mit Eurer Braut!
Was gilt's? Wir zwingen Euch zum Lachen;
Doch Ihr könnt uns nicht traurig machen.

Holt Einen hier, den Andern dort!
Holt Groß und Klein! Mit einem Wort:
Wir spotten Eurer Hieb' und Stöße;
Denn wir sind keine Erdenklöße.

Wir sind von Lumpen, Werg und Holz,
Und drum ein wenig adelstolz;
Doch still! denn ohne weitre Glossen
Beginnen ernst jetzt — unsre Possen.

Ein Stück vom ersten Rang — verzeiht
Das Eigenlob! — ist Euch geweiht:
Es handelt, ehrend Eure Triebe,
Von Amors und von Psyche's Liebe. —

Man spielte brav, und Bravo rief,
Ob er im letzten Akt gleich schlief,
Aus hohler Brust der Tod am Ende,
Laut klatschend in die Knochenhände.

Jetzt spricht zur Braut der Bräutigam:
„Laß uns den Leib, du frommes Lamm,
(Mir rathen's Bacchus' edle Gaben)
Laß uns den Leib in's Bett begraben!" —

Nun bringt, ihr Männer, nach Gebühr,
Dem Himmel euren Dank dafür,
Daß, wie ich treulich euch erzählte,
Daß endlich sich der Tod vermählte.

Denn weil jetzt, nach dem Lauf der Welt,
Ihn seine Frau im Zügel hält,
So wird er, fröhlich dürft ihr's glauben,
Euch nicht so leicht die euren rauben.

Johann Christoph Friedrich Haug,

der Sohn des Pfarrers und nachmaligen Professors und Stiftspredigers zu Stuttgart, Balthasar Haug, war den 9. März 1761 zu Niederstotzingen im Würtembergischen geboren, und erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart. Im J. 1776 in die Karlsakademie aufgenommen, ergriff er nach vollendetem philologischen und philosophischen Kurse das Studium der Rechtswissenschaft, und machte in derselben so gute Fortschritte, daß er, durch vier in verschiedenen Zweigen derselben erhaltene Prämien, den vom Herzoge gestifteten akademischen Orden errang. Nach beendigten Studien (1783) wurde H. vom Herzoge Carl als Sekretär in seinem Geheimen Kabinete angestellt. Dem Regierungsnachfolger Carls, dem Herzoge Ludwig Eugen, ward er durch seine Stellung als zweiter Kabinetssekretär näher gerückt; unter Herzog Friedrich Eugen erhielt er die Stelle eines Sekretärs beim Geheimen Rathe, dem nachmaligen Staatsministerium, ein Amt, das er elf Jahre lang bekleidete, bis er im Juli 1816 vom verewigten König Friedrich zum Bibliothekar an der königlichen öffentlichen Büchersammlung mit dem Charakter eines Hofraths ernannt wurde. So war es ihm nun in dieser behaglichen Stellung vergönnt, den Musen, welchen er bisher die Erholungsstunden gewidmet, auch im Alter zu dienen. Er starb, nachdem er noch 1827 eine Reise in's nördliche Deutschland gemacht hatte, den 30. Januar 1829.

Auf die Ausbildung seines Geistes war in den akademischen Jahren sein Jugendfreund, der unsterbliche Schiller, und der als Sprachforscher bekannte, — nachmalige Bibliothekar und Biograph Schiller's, — Petersen, nicht ohne Einfluß, und Schubart zeichnete den Jüngling aus. Zu seinen ältesten und vertrautesten Freunden gehörte Matthisson, der zugleich bis in's letzte Jahr seines Lebens neben ihm das Amt eines Bibliothekars bekleidete. — In dem Seelenvermögen Haug's war das Hervorstechendste der Witz, jener wunderbare Wortwitz, der aus der Aehnlichkeit der Klänge mit Blitzesschnelle die überraschendsten Gedanken, die treffendsten Urtheile, die scherzhaftesten Wendungen über Gegenstände aller Art hervorzulocken wußte. Kein Wunder, daß unter den vielfachen Produktionen seiner leichten Feder, neben Fabeln, Liedern, Balladen und Romanzen (letztere ein weniger glückliches und eigenthümliches Talent verrathend) das scherzende Gelegenheitsgedicht, besonders aber das Epigramm, weit hervorragt. Schon im Jahr 1791 erschien von ihm eine ansehnliche Sammlung großentheils vortrefflicher Sinngedichte. Uebrigens wurde die Spitze des Epigramms in seinbr Hand nie zum verwundenden Stachel; die Persönlichkeit seines Witzes war der Art, daß der Getroffene von Herzen mitlachen mußte. Der Witz, der so leicht verfeindet, machte ihn zu Jedermanns Freund. (Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen. Jahrg. V. S. 130.)

Von ihm:

Taschenbuch für Geist und Herz auf das Jahr 1801.
Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase. Stuttg. 1804. Brünn 1822. — 2te Orig. Ausgabe. St. Gallen 1841.
Epigrammatische Anthologie (herausggb. mit Fr. Chr. Weisser). 10 Bändchen. Zürich 1805 —1809.
Epigrammatische Spiele. Zürich 1807.
Taschenbuch, dem Komus und Bacchus gewidmet (ohne Jahreszahl).
Almanach poetischer Spiele auf d. J. 1815 und 1816. m. K. Frankfurt a. M.

Huldigungen den Würdigsten des schönen Geschlechts in 200 Epigrammen. Tübingen 1816.

Poetischer Lustwald; Sammlung von Gedichten älterer, größtentheils jetzt unbekannter Dichter. Ebd. 1819.

Spiele der Laune und des Witzes, in Epigrammen und versifizirten Anekdoten. 1826.

Gedichte. Lpz. 1827. 2 Thle. — Stuttg. 1840. 1 Bd.

Beiträge im „Morgenblatt f. geb. Stände", an dessen Redaction er seit 1807 Theil genommen, und in vielen andern Zeitschriften und Almanachen.

---

70. Adelstan.

Ein stilles Mahl begann.
Besiegt von König Adelstan
Saß König Udalrick,
Und eine Wehmuthsthräne rann;
Er dachte sein Geschick.

Ach, keine Rettung mehr!
Vernichtet war die Gegenwehr,
Durch Feindes Uebermacht
Geschlagen sein Spartaner-Heer.
Er floh in tiefer Nacht.

Die Fessel klirrt. Geschwind! —
Mit seiner Harf' und seinem Kind
Verließ er Thron und Land;
Ihm folgte treu sein Hofgesind,
Und treu sein Ritterstand.

„Ist auch mein Reich dahin, —
Wohl mir, daß ich geborgen bin!
Geliebte Tochter, du!
Du Harfe, süße Trösterin,
Fielst Adelstan nicht zu!"

Iduna hört's und schwieg.
So bang, so stürmisch wallend stieg
Und sank ihr Busen nie;
Ach, sie verwünschte nur den Sieg,
Den Sieger liebte sie!

Ein stilles Mahl begann.
Besiegt von König Adelstan
Saß König Udalrick,
Und eine Wehmuthsthräne rann;
Er dachte sein Geschick.

Da tönte Harfenklang,
Und mit den Zaubertönen drang
Ein Trostlied in sein Ohr.
Der König sprach: „O habe Dank!
Wo bist du? — Tritt hervor!"

„„Mein König, sei gegrüßt!""
So rief der Harfenspieler traut,
In weißem Bart und Haar:
„„Heil dir, Iduna, schöne Braut!
Willkommen, Ritterschaar!

Nicht um ein Loorbeerreis,
Du Harfenkönig! wagt ein Greis
Den Saitenkampf mit dir;
Doch, wenn ich siege, gib zum Preis,
O, gib Iduna mir!""

Der König wundernd spricht:
„Ein Lorberreis gilt Sängern viel,
Und solcher Lohn sei Pflicht;
Doch wenn du siegst im Harfenspiel,
Iduna geb ich nicht."

„„Nicht um ein Lorbeerreis,
Du Streiterfahrner! wagt ein Greis
Den Waffenkampf mit dir;
Doch, wenn ich siege, gib zum Preis,
O, gib Iduna mir!""

Der König wundernd spricht:
„Ein Kranz genügt der Tapferkeit,
Und solcher Lohn sei Pflicht;
Doch wenn du siegst im Waffenstreit,
Iduna geb' ich nicht."

„„Vergib den stolzern Ton:
Dein Reich und deiner Väter Thron
Erobern will ich dir;
Doch, König, zum verdienten Lohn,
O, gib Iduna mir!""

„Ist dein Erbot nicht Hohn,
Eroberst du mir Reich und Thron,
Von Lieb und Muth beseelt:
So bist, o Harfner, du mein Sohn,
Wenn — dich Iduna wählt."

Iduna bebt und weint:
„„Unmöglich, — seid mein erster Freund!
Verzeihung, Biedermann!
Ich liebe meines Vaters Feind,
Den König Adelstan.""

„„O süßer Himmelslaut!
Fort, Greisenhülle! — Hört und schaut!
Ja, Reich und Thron sind dein!
Seht Adelstan! — O meine Braut!
Iduna, bist du mein?""

---

71. Der Schwarze.

Ein Graf, so fromm als ehrenwerth,
Durch ein katholisch Dörflein fährt,
Und allzugach, dem hohen Gönner
Zu Lieb und Lust, die wackern Renner
Der Kutscher in die Weiche sticht,
Daß, bauz! ein Hinterrad zerbricht.
Aussteigt der Edle mit Geduld,
Sanft ihm verweisend seine Schuld:
„Nun fix! Der Wagner mag sich rühren!" —
Da hört aus offnen Kirchenthüren
Er hochgewaltig peroriren
Und spricht: „Bis alles ist gescheh'n,
Will ich in die Kapelle geh'n,
Des Heilands Wort, des gnadevollen,
Wird freundlich uns der Pfarrherr zollen." —
Der Kammermohr, im Dienste flink,
Nachschreitet auf des Grafen Wink.
Sie lauschen hinter'm Kanzelpfeiler,
Seh'n aufgesperrt der Leute Mäuler.
Ein toller Pfaff, ein Jesuit,
Spielt arg den Protestanten mit,
Und in des Fanatismus Grimme

Brüllt starren Aug's und hohler Stimme:
„„Die Lutheraner allesammt
Sind nun und ewiglich verdammt.
Und ist's nicht wahr, ich schwör' es euch,
So hole mich der Teufel gleich!'''
(Er thät im Schäumen und Erboßen
Das Bibelbuch vom Brette stoßen.)
Der Graf zum Mohren lispelt drauf:
„Schaff's wieder, aber still hinauf!"
Ein Rauschen hört der Pater, schaut
Und Kreuze schlägt. Ihm bangt und graut,
Er hatte deß gar keinen Zweifel,
Der Afrikaner sei — der Teufel,
Der ihn ob seiner Lügnerei
Zu holen frohgewillet sei,
Und stammelt, vor dem Unhold scheu:
„„Büßt hier und dort ein Lutheraner,
Vielleicht noch selig werden kann er.
Selbst Einigen, ja Vielen gar'''
(Und als der Schwarze näher war)
„„Sehr Vielen, ja den Allermeisten'''
(Und als ihm Kirchendienst zu leisten,
Die Bibel ihm Othello beut)
„„Den Lutheranern allen, allen
Gott ew'ge Seligkeit verleiht.'''
Und thät im Jammer niederfallen:
„„Ach, lieber Satan, schone mein!'''
‚Ei,' wandte Möhrlein tröstend ein:
‚Ich gleiche nur dem bösen Feinde
An Farb'; an Horn und Bocksfuß nicht.
Ich bin ein Mohr, ein armer Wicht.'
Drob laut auflachte die Gemeinde,
Und Klostervater Emmerich,
Der unverschämte Brüller, sich
Still und beschämt nach Hause schlich.

---

72. Die drei Ritter.

Drei Ritter tafeln und trinken Wein.
‚Laßt hören!' ruft Gaddo, ‚hier von uns Drei'n —
Weß Liebe mag wohl die feurigste seyn?

Ein Knappe des Grafen Theodorich,
Liebt' ich das Fräulein; es liebte mich,
Und bat: O schwinge zu Ehren dich!

Da zog ich wohl manchen Schlachtenzug;
Mein Roß mich immer zum Siege trug,
Daß mich der König zum Ritter schlug.

Nun kehr' ich zur Holden, zu Minneglück
Mit Wunden und Beut' und Lorbeern zurück.
Der Lieb' ist gelungen das Wagestück.' —

„Ja," spricht der Zweite, „du liebest sehr;
Doch, Ritter, verzeiht! Ich liebe mehr:
Denn keine Gräfin ist mein Begehr.

Ihr wißt, daß ich stamme vom Herzog Aquin,
Und reich an Burgen und Schätzen bin;
Doch meine Herzbraut ist — Schäferin."

„„Ja,''' spricht nun Robert, „„du liebest sehr;
Doch, Ritter, verzeih! Ich liebe mehr:
Mir fällt der Palm' Erringen nicht schwer.

Mein Liebchen entriß mir Verrätherei;
Es weint in Kloster-Einsiedelei;
Doch bleib' ich auf immer der Nonne treu.''' —

Er sprach's, die nassen Blicke gewandt;
Ihm drückten Aquin und Gaddo die Hand:
„Du liebst, wie Keiner im deutschen Land!"

Karl Philipp Conz

war den 28. October 1762 zu Lorch im Würtembergischen geboren. Seinen Vater, einen dortigen Amtsschreiber, verlor er frühzeitig. Nachdem er in der lateinischen Schule zu Schorndorf den ersten Grund zu seiner gelehrten Bildung gelegt, betrat er die niederen theologischen Seminarien zu Blaubeuren und Babenhausen, und bezog nach vier Jahren das höhere Seminar auf der Universität Tübingen. Hier erwarb er sich nach fünfjährigem Aufenthalte die Würde eines Doctors der Philosophie (1783), und versah dann eine Zeitlang Vikariatsdienste zu Adelberg, Welzheim und Havelstein. Im J. 1789 kehrte Conz nach Tübingen zurück und wurde Repetent im theologischen Seminar. In diese Periode seines Lebens fällt ein kurzer Ausflug in die Schweiz und eine längere Reise durch Deutschland. Nach seiner Rückkehr versah er als Vikar zu Stuttgart die Geschäfte eines Predigers an der damaligen herzoglichen Karlsakademie. 1793 ward er zum Diakonus in Vaihingen, und 1798 zu der gleichen Stelle nach Ludwigsburg berufen. Im J. 1804 erhielt er das Amt einer ordentlichen öffentlichen Professur der klassischen Literatur auf der Universität Tübingen, übernahm acht Jahre später noch die Obliegenheiten eines Professors der Beredsamkeit, und trat nach einiger Zeit als ordentliches Mitglied in die philosophische Fakultät ein, deren Dekanat er mehrmals zu verwalten hatte. Bereits seit 1794 war er mit Christiane Dorothee Volp, der Tochter eines Prälaten zu Babenhausen, vermählt. Um seine durch anhaltende Geistesanstrengung geschwächte Gesundheit zu stärken, hatte C., auf Anrathen seines Arztes, mehrere Jahre das Wildbad besucht; aber im J. 1826 schien ihn die Heilquelle nicht mit demselben glücklichen Erfolge, wie früher, entlassen zu haben. Seine Umstände begannen mehr und mehr bedenklich zu werden und auf eine allgemeine Gefäßsystems-Erschlaffung hinzudeuten. Dennoch setzte er seine Arbeiten ununterbrochen fort, bis zehn Wochen vor seinem Tode, der den 20. Juni 1827 erfolgte, eine allgemeine Wassersucht den Rest seiner Kräfte erschöpfte.

Seine originelle Persönlichkeit hat uns G. Schwab („Schillers Leben in 3 Büchern". S. 462. Stuttg. 1840) recht plastisch anschaulich gezeichnet, wie folgt: „Viele Männer unseres Schwabenlandes, von mittlerem Alter, erinnern sich von ihren Tübinger Studentenjahren her recht wohl eines mit Fett gepolsterten Kopfes, dem die Wangen zu Mund und Augen kaum Platz ließen. Der ganze dicke Leib rührte sich nur schwerfällig, und die Lippen brachten, in Gesell-

schaft oder auf dem Katheder, Töne hervor, die mit Mühe sich zum Artikulirten steigerten. Aber wenn der Mann in's Feuer kam, und die blauen Augen freundlich zu leuchten begannen, so lösten sich die Worte allmälig verständlicher von der sich überschlagenden Zunge; feine Bemerkungen, gewürzte Scherze, sprühende Funken Geistes, selbst tiefere Gedanken und gelehrte Untersuchungen ließen sich unterscheiden, und man konnte dem stammelnden Lehrer der Beredsamkeit das Zeugniß des alten Poeten nicht versagen: „In uns waltet ein Gott, sein regend Bewegen erwärmt uns!“

* * *

Conz, dessen vertrauter Bekanntschaft mit den Schätzen der alten Welt, insbesondere mit der Literatur Roms und Griechenlands, wir viele gediegene Abhandlungen, geschmackvolle, oft keck lebendige Umdichtungen, wie auch schätzbare Mittheilungen der Resultate seines Studiums der älteren und neueren Philosophie zu verdanken haben, trat bereits in seinem zwanzigsten Jahre (1782) als Dichter auf, und zwar mit dem Trauerspiel „Konradin von Schwaben“, das aber keinen Beruf zur dramatischen Poesie bekundete. Mehr Aufmerksamkeit und Beifall fanden einige Jahre später seine lyrischen Beiträge in Stäudlin's „schwäbischem Musenalmanach“ und in Wieland's „deutschem Merkur“. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien zu Tübingen 1792. Seine Poesie, mit der Reflexion verschwistert, ging größtentheils aus dieser hervor. „Daher gehört er als Dichter der philosophischen Klasse vorzüglich an. Schärfe des Gedankens, Kraft und Tiefe des Gemüths, Feinheit und Zartheit der Empfindung treten um so eigenthümlicher darin hervor, als eine gewisse Schwerfälligkeit nicht zu verkennen ist, mit der er sich in den poetischen Formen bewegte. Wo er die Abrundung des Ganzen dem Ausmalen einzelner Theile aufopferte, ward er mitunter zu redselig.“ Letzteres gilt besonders auch von mehreren seiner Balladen und Romanzen, deren Grundcharacter das romantische Moment bildet. Gehören diese auch, was sinnige Wahl des Stoffes, Wärme der Farbengebung, Vergegenwärtigung der Handlung und dramatisches Leben der Schilderung anlangt, mit zu den bei weitem besseren ihrer Zeit, so fehlt es ihnen doch nicht selten an objectiver Klarheit und kunsteinheitlicher Ausführung. Auch vermißt man die Kunst technischer Verschönerung und Rundung in seinen, nach altenglischen und altschottischen Mustern bearbeiteten, volksthümlich erzählenden Liedern allzusehr, um sich durch dessen Bemerkung „er habe die rauhe und kräftige Einkleidung einer modernen nicht aufopfern wollen,“ zufrieden stellen zu lassen. Ein Vergleich mehrerer von ihm behandelter sagenhafter Stoffe, z. B. in „des Ritters Herz“, oder dem „Grafen von Calwe“, mit den verwandten Bearbeitungen Uhland's („Kastellan von Couci“) und Kerner's („Graf Olbertus von Calw“) liefert den besten Beweis, daß es unserem Dichter auch an poetischer Ursprünglichkeit und lebenvoll gestaltender Phantasie gebrach. Nichts desto weniger verdiente C. wegen seiner treuen Hingebung an den Musendienst, in den er auch Andere, namentlich Justinus Kerner, einweihte, die Aufmerksamkeit unserer Literaturhistoriker in höherem Grade, als als sie ihm bisher zu Theil geworden zu seyn scheint.

Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Konradin von Schwaben; Trauerspiel. Ansbach 1783.
Schilderungen aus Griechenland. Tüb. 1785.
Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit, vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland. Ebd. 1786.
Moses Mendelssohn, der Weise und Mensch; lyrisch-didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. Ebd. 1787.
Schicksale der Seelenwanderungs-Hypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. Königsb. 1791.
Nikodem Frischlin, der unglückliche württemb. Gelehrte und Dichter. Frankf. 1792.
Gedichte. Tüb. 1792. — Zürich 1806. — Tüb. 1818 u. 1819. 2 Thle. — Neueste Sammlung, Ulm 1824.
Analekten oder Blumen, Phantasien und Gemälde aus Griechenland. Lpz. 1793.
Abhandlungen für die Geschichte und das Eigenthümliche der späteren stoischen Philosophie. Tüb. 1794.
Timoleons Rückkehr nach Korinth; ein dramatisches Gedicht. Ebd. 1801.
Biblische Gemälde und Gedichte. Frankf. 1818.
Kleine prosaische Schriften vermischten Inhalts. 2 Bde. Tübingen 1821 u. 1822.

Außerdem: Nachbildungen mehrerer Tragödien des Aeschylos; der Comödien des Aristophanes; der Kriegslieder des Tyrtäus; mehrerer Schriften des Seneca, einiger Reden des Cicero u. s. w.

---

73. Gesanges Macht.

Der Sänger zieht am Liederfeste
Mit wonnetrunknem, heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäste,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Muth und Feuer,
Der Hoffnung Farb' ist sein Gewand;
Von rother Schärpe hängt die Leier
Herab vom silberfarbnen Band.

Noch schwärmen ihm um seine Ohren
Die Schmeichelreden süßer Fraun;
In ihrer Reize Mai verloren,
Kann man sein irrend Auge schaun.
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
Und in der Tannen Dämmergrün
Zieht recht ein sehnendes Verlangen
Nach dem Verlassenen ihn hin.

O selig, wer zum Preis des Schönen
Die liedersüße Harfe weiht,
Und wen mit des Gesanges Tönen
Der Geist der Lieder süß erfreut!
Er trägt sein Glück in seinem Herzen,
Und wie er Andre hold entzückt,
Ist unter Freuden, unter Schmerzen
Er durch sich selber hoch beglückt.

Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öder rings die Einsamkeit;
Hinsterben schon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forst verstreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grausen
Mit einmal ungelegen an;
Verworrne Stimmen hört er sausen
Seitab von der umengten Bahn.

Und plötzlich aus dem Dickicht springen
Nun Räuber mit gezückter Wehr,
Und Schwerter blinken, Stöße dringen,
Und Flüche schwirren um ihn her.
Geraubt wird alle seine Habe,
Ihm abgerissen das Gewand;
Die Leier selbst mit jeder Gabe
Der Ehre sieht er sich entwandt.

Und was er fleht ums nackte Leben,
Unmenschlich schleppen sie ihn fort,
Ihm selber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In seiner Blüthe soll er sterben;
Des Waldes tiefste Felsenschlucht
Soll ihn verschlingen, ihn verderben,
Von keinem Menschentritt besucht.

Dem Untergang jetzt zu entrinnen
Am Rand der ungeheuren Noth,
Schickt ihm entschlossenes Beginnen
Und schneller Rettung Rath ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände:
„Und soll ich sterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unschuldvollen Sänger noch!

Die Leier, gebt sie mir zurücke!
Daß ich nach Sitte bei Gesang
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch sende meines Herzens Dank.
In seine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir soll entfliehn;
In Tönen mög' es dann entschweben
Zum Schöpfer aller Harmonien.

Ihr zögert? Brecht dies starre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finster ihm die Leier,
Und schließen dicht um ihn den Reihn,
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten muthig ein.

Und wie die Wirbeltöne rauschen,
Erhebt er schmelzenden Gesang;
Der Wilden starre Ohren lauschen,
Schon halb erweicht, dem Zauberklang;
Und immer süßer rauscht die Fülle
Des Wohlklangs unter seiner Hand,
Und löset in des Kreises Stille
Der eh'rnen Herzen rauhes Band.

Als so die Runzeln sich entbreiten,
Schnell wechselt er so Lied, als Klang,
Und stürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten, kriegrischen Gesang.
Er singt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes frische Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entschloßner Brust.

Er singet von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande nimmer durfte decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unschuld wollten frank beschützen,
Und für sie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Muth.

„Nein! solchen Männern ohne Grauen
Will ich zu sicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
Ruft er, den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt ihr tödten?
Es war nur Schimpf, was ihr gethan."
Da tritt sie Alle Schamerröthen
Und helle Reue plötzlich an.

Ein wildes Hurrah hört man schallen;
Ganz umgewendet ist ihr Sinn.
„„Zieh, reich begabet von uns Allen,
Zieh frei, wie du's verdienest, hin!""
Sie füllen ihm auf's Neu' die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.

---

74. Die Windsbraut.

Schön Anni ging heim um Mitternacht
Wohl von dem lustigen Tanz.
In den Wolken der Geist des Windes wacht,
Durch zerrissen Gewölk scheint Mondesglanz.

‚O weh', wie haucht's so schaurig daher!
Wie ist so wüst der Weg!
Vom Dörfchen scheint kein Lämpchen mehr;
O wär' ich hinüber den Felsensteg!'

Und unter dem Felsen saust und braust
Der Strom durch Waldesschluft,
Und die Tannen und Eschen der Wind zerzaust,
Und hohl wiederhallt's aus der Bergeskluft.

‚O wär' ich bei meiner Mutter doch
Daheim im warmen Bett!
O daß ich dem lockenden Ruf zum Tanz
Doch nicht gefolget hätt'!

Was fuhr vorüber? Welch ein Gesicht!
Aus der Wolke grinst's zuhand.
O weh! Mein Traum aus letzter Nacht —
Da zupft' und rupft' mich's am Gewand!'

Und als sie auf dem Hügel steht,
Da zischt und gischt es laut,
Und wirbelt empor sie in die Luft,
Und zischt: „Bist meine Braut!"

Sie ringt, bis ihr die Sinnen vergeh'n,
Und Athem stockt und Mund.
Es wirbelt umher sie in die Luft
Im drehenden Kreis umher zur Stund',

Und nieder dann am Strom vorbei
Hinab zur Felsenschluft.
Es ächzen und krächzen die Raben drein,
Und bang das Echo ruft.

Die Mutter, die Mutter, sie bangt daheim,
Schickt Boten aus noch spät.
Die Fackeln, sie kommen leer zurück,
Als schon der Hahn gekräht.

„Mein Kind, o Gott! Mein einziges Kind
Verloren in finstrer Nacht!" —
Als Betglock' klang und die Nacht brach an,
Da hatt' auch sie's vollbracht.

Um Mitternacht vom Hügel herab
Rauscht's oft wie Windeslaut,
Und vom Felsen hallt's, und vom Strom erschallt's:
‚Ich bin des Windes Braut!'

---

75. Gadafer.

Es scharret am Ufer ein milchweiß Roß,
Es scharret und stampft die Erde bloß,
Es wiehert hinaus in die Morgenluft,
Zum Himmel sein sehnend Wiehern ruft.

Ist's nicht Herrn Grünlands milchweiß Roß?
Das scharret alljährlich die Erd' hier bloß,
Seit es verloren den edlen Herrn,
Herrn Grünland, des Artusordens Stern.

Es war die schönste Maienzeit,
Die Anger blühten im Blumenkleid;
Die Sonne so lind, die Lüfte so frisch, —
Herr Grünland reitet durch's Gebüsch.

Und jetzt dem Ufer des Meeres nah,
Hilf Himmel, was er da nicht sah!
In einen Nebel von Seide gehüllt
Schlief dort das schönste Frauenbild.

Ab sprang er vom Roß, er hielt sich nicht;
Er schlich auf den Zeh'n zum Wundergesicht;
Er küßte die holde Schläferin wach,
Und Zorn und Verzeihung folgten nach.

Und oft er kam zu dem einsamen Strand,
Und oft die schöne Fei er dort fand;
Sie schwelgten zusammen bei Kuß und Kuß,
Die Herzen tauschend im Liebegenuß.

Seitab vom Rasen auf grasigem Feld
War Gadafer stets zur Wache bestellt.
Es umschirmten Erlen den Hügel der Lust.
Manch Ahnen durchzittert' Gadafers Brust.

Als Pfingsten erschien im Mondenschein,
Da halten die Schwestern den lieblichsten Reih'n:
‚O Lieber, o Lieber, so stell' dich doch ein,
Zu tanzen mit mir in dem lieblichen Reih'n!‘

Herr Grünland, ganz von Liebe berückt,
Als der Mond aufgeht, zum Ritte sich schickt:
„Was sträubst du dich, Roß? Was wandelt dich an?
Fort! Tummle dich, bring' mich zum heimlichen Plan!
Fort! Tummle dich, sei willfährig dem Herrn!
Schon läuten die silbernen Glöckchen von fern.“ —
Die Düfte der Lüfte so rein und so fein,
Und lichte Gesichte hell funkeln darein.

Seitab vom Hügel auf grasigem Feld
Ist Gadafer jetzt zur Wache gestellt,
Als Grünland nah an des Meeres Gestad
Der Schönsten der Schönen sich wieder naht.

Sie führt in der Schwestern Reihen ihn ein,
Sie tanzt mit ihm in dem lieblichen Reih'n,
Und von unsichtbaren Saiten erschallt
Die schönste Musik durch den Zauberwald.

Wie glühen die Blicke! Wie brennt sein Gesicht!
Gadafer wiehert, — er hört es nicht;
Der Mond durchbebet der Erlen Kranz,
Um den sich wirbelt der lustige Tanz.

Sie herzt ihn, sie drückt ihm die Hände so warm,
Geschlungen um ihn den seidenen Arm.
Die Schwestern staunen, — in Wollustgluth
Ist aufgelöst sein ganzer Muth.

Die Schwestern winken: ‚Die Luft wird kalt!
Auf, enden den Tanz wir, der Hahn kräht bald!‘
Sie drückt an ihn ihr Rosengesicht:
Gadafer schnaubt stärker, — er hört es nicht.

‚O folge mir, Lieber! Verlaß mich nicht!‘
Mit brünstigen Armen sie fest ihn umflicht;
Sie zieht ihn fort an des Meeres Strand,
Sie verschwindet mit ihm in das — Feenland.

Es scharret am Ufer ein milchweiß Roß,
Es scharret und stampft die Erde bloß,
Es wiehert hinaus in die Morgenluft,
Zum Himmel sein sehnend Wiehern ruft.

Ist's nicht Herrn Grünlands milchweiß Roß?
Das scharret alljährlich die Erd' hier bloß,
Seit es verloren den edlen Herrn,
Herrn Grünland, des Artusordens Stern.

76. Der Schwanenritter.

Es wallet und woget in lichtem Schein
In's Land hinein der alte Rhein,
Und über ihm ein stattliches Schloß
Sich lustig beschauet in seinem Schooß.

Die schönste der Jungfrauen tritt herfür:
‚Mir wird so eng im Schlosse dahier:
O könnt' ich doch, ihr Wellen, mit euch
Hineilen in das weite Reich!‘

Und wie nieder sie schaut, sieh! wohlgethan
Kommt auf dem Strome geschwommen ein Schwan;
Der hätt' ein gülden Kettlein an,
Und hinter dem Kettlein zeucht ein Kahn.

Und stolz in dem Kahn ein Recke steht,
Hoch, edler Geberde, voll Majestät,
Im schönen, blinkenden Panzergewand;
Ein Hörnlein trägt er in der Hand.

An der Seite schimmert sein Schwert so breit;
Vom Fingerlein glänzt ein Edelgeschmeid,
Das Fingerlein strahlt von Golde so hell
Hinunter in die rauschende Well'.

‚O wär' der herrliche Jüngling mein,
Und wär' ich die Nacht mit ihm auch allein,
Würd' mir nicht bang und die Zeit nicht lang,‘
Seufzt sie erröthend, von Liebe krank.

Und wie sie seufzet, landet der Kahn
Schon an dem lachenden Ufer an,
Und heraus der herrliche Jüngling tritt,
Und nahet der Burg mit raschem Schritt.

Und die Jungfrau, züchtig zu ihm gewandt:
‚Woher, o Jüngling? Aus welchem Land?
Wer ist dein Herr Vater, laß mich fragen,
Und deine Frau Mutter und deine Magen?‘

„Und willst du mich freien, so bin ich dein,
Will dir und der Burg ein Schirmherr seyn;
Nur nicht nach Vater und Mutter und Magen,
Nach meinem Namen sollst du nicht fragen!

Vertraust du meinem Worte zuhand,
Und glaubst, dir habe mich Gott gesandt,
So wird die Eh' zum Segen uns werden,
Und ein Himmel uns blühen auf der Erden.

Zur Stunde, da du zweifelnd wirst fragen
Nach meinem Vater, Mutter und Magen,
Muß ich mit meinem Schwanen verschwinden,
Und nie wirst du mich wieder finden."

Sie lebten in liebesel'ger Eh',
Es grünte des Berges lustige Höh',
Es grünt' im üppigen Segen die Au,
Die Sonne war schöner, die Luft war blau.

Schön wurde gewaltet zu Schirm und Wehr
Das segenprangende Land umher;
Der Ritter, er hieß der Ritter von Schwan,
Und liebliche Kinder blühten heran.

Da — einst in liebetrunkener Nacht
Spricht zum Ritter Frau Else mit Unbedacht:
‚Herzlieber, um deine Kinder! sag' an:
Wer ist dein Vater, wer ist dein Ahn?'

Der Ritter, er seufzt', er seufzte tief,
Und traurig an ihrer Seit' entschlief.
Früh Morgens, da kam mit dem Schwane der Kahn,
Und führt' hinweg den Ritter von Schwan.

Und als sie erwacht den Lieben nicht fand,
In Ohnmacht jeglicher Sinn ihr schwand;
Von Stund' an erkrankt sie in herzschwerem Leid,
Und starb bald nach derselbigen Zeit.

Doch die Kinder, sie blühten den Rosen gleich,
Und wurden Grafen und Fürsten im Reich.
Noch ist die Schwanenburg zu schau'n,
Und warnt vor Neugier die zarten Frau'n.

---

77. Der fremde Spielmann.

Was rennen die Straßen auf und ab
Die Väter, die Mütter so bange?
„Schon sank hinunter der Sonnenschein,
Schon grauet die Nacht von den Bergen herein;
Wo bleiben die Kinder so lange?"

Als jetzt die Abendglock' erklang
Mit dumpf verhallenden Tönen,
Der Pförtner die Thore zu schließen begann:
Da wuchs bis zur Verzweifelung an
Das tief bekümmerte Sehnen.

Ein Spielmann kam gezogen daher,
Gar bunt und seltsam geschmücket;
Schön weht ihm vom Hute die Feder, ein Band
Wallt von der Schulter, in seiner Hand
Eine goldene Harf' man erblicket.

Er rührte die Saiten, das klang so süß,
So wunderneu in den Ohren;
Es rauschte der Töne bezaubernde Fluth,
Daß sich in berückender Wollust Gluth
Die Sinne dem Hörer verloren.

Und als das Städtchen ab und auf
Er wandelte spielend und singend,
Da sammeln sich all' die Kindlein zu Hauf
Wohl durch das Städtchen ab und auf,
Ihm nach mit Entzücken sich dringend.

Und immer, immer gedrängter die Schaar,
Und wirbelnder immer die Saiten;
Es tanzten, es sangen und sprangen empor
Die Knaben und Mädchen in hellem Chor,
Ein Wunder vor allen Leuten.

So zog mit dem Trupp er hinab an's Thor;
Ob schalten, ob baten die Alten,
Was auch die Mutter vom Fenster schrie:
„Geht nicht vor's Thor, o bleibet doch hie!"
Doch keines ließ sich mehr halten.

Und an dem Thor ein grauer Mann
Mit wunderbarlichen Falten
Dreimal hohl rufend, ein Warner, schrie:
„O Kinder, Kinder bleibt doch hie!"
Doch keines ließ sich mehr halten.

Zu dem Thore sie stürmen all' hinaus;
Voran mit Singen und Klingen
Der Spielmann eilet, sie hinterher;
Bald tönen die Saiten so dumpf und schwer,
Daß Aengsten ihr Herz durchdringen.

Er führt sie an einen Wald so graus;
Jetzt ringen umsonst sie zu fliehen.
Weh! überqualmet von schweflichtem Duft,
Weit gähnend eröffnet sich eine Kluft;
Hinunter die Klänge sie ziehen.

Und rasch die Kluft jetzt zusammen sich schlang
Unter kläglichem Heulen und Weinen.
O weh! wie brach jetzt voll Jammer und Schmerz,
Als die Kund' erscholl, manch Mutterherz
Um die armen verlorenen Kleinen!

Ein Wanderer, der mit Entsetzen es sah,
Erzählt' es früh morgens mit Thränen.
Nichts fanden die Sucher; der Waidmann allein
Hört oft im Grauen der Nacht dort ein Schrein
In dumpfen, verlorenen Tönen.

---

78. Die Finnenhochzeit.

In König Sumblus Hallen erhub sich Freudenspiel,
Es saßen da der Recken und edlen Degen viel,
Der König in der Krone mit Edelstein geschmückt;
Bei ihm die schöne Tochter im Brautschmuck man erblickt.

Zur Hand der Vogt von Sachsen als Bräutigam ihr saß.
Ei, was da nicht von Freuden und Lust ein Uebermaß!
Es strömt in goldnen Schalen der purpurrothe Wein. —
All' Sorg' und trübe Schwere, sie müssen vergessen seyn.

Da tritt herein ein Harfner, gar wunderseltsam gestaltet,
Vermummt, mit grauendem Barte, und Rock und Mantel veraltet:
„Willkomm zu hohen Freuden, willkommen schöne Maid!
Willkomm, Herr König in Trauer! Willkomm Herr Bräut'gam zu Leid!"

„„Was, Leid im Freudensaale? Du wunderlicher Gast!
Setz' dich, und wenn du getrunken und satt gegessen dich hast,
So freu' dich mit den Freudigen, und nimm das Wort zurück!
Wo nicht, so eile, du Schlimmer, von hinnen im Augenblick!""

So Sumblus zu den Gästen. Gar seltsam tritt's ihn an.
Der Gast: „Was ihr euch freuet, das ist nur alles ein Wahn;
Was oft mit Freude begonnen, ist bald in Leid zerstoben.
Man soll, hört' ich oft sagen, den Tag vor'm Abend nicht loben!"

„„Wie, bist du krank an Sinnen, und doch ein Harfner gut?
Wie, bannt dir nicht die Harfe der Sorge schweren Muth?
Auf, greife zu den Saiten! Laß frisch ein Lied uns hören!
Ein neues Lied, ein munt'res Lied! So wollen wir baß dich ehren!""

Rasch schlug er in die Saiten, er sang von einer Braut,
Die einem edlen König ein König hätt' getraut,
Und hätt' sie ihm gesichert fest in die rechte Hand,
Und dann in falschen Treuen den Sinn schnell abgewandt.

„O wer auf Weibertreue und Männerschwüre baut,
Dem Sande und dem Wasser der seinen Fuß vertraut!
Ich mochte nimmer zagen mit flammenheißem Muth
Vor Lanzen und vor Pfeilen, vor Schwertern roth von Blut.

Acht übermuthe Recken warf hin mein Schwert zumal;
Neun streckte meine Lanze voll wilden Grimms zu Thal:
Und soll jetzt so gehöhnet vor Braut und Rittern steh'n,
Und einem fremden Bräutigam vermählt die meine seh'n? —

O du viel falscher Vater, o du viel falsche Braut!
O du viel falscher Bräutigam!" so schrie er wild und laut.
Den König kam ein Zagen, die Braut ein Zittern an,
Als mit gezücktem Schwerte mit eins den Harfner sie sah'n.

Weg warf er Bart und Larve, enthüllte sein Gesicht:
Garm war's, der edle König, entflammt von Zornes Licht; —
Und alle die Recken im Saale, die fuhren erschrocken auf,
Als auf den Vogt von Sachsen er fuhr in grimmigem Lauf.

Und eh' sie sich mochten besinnen, lag Heinz schon todt im Blut:
„Da lieg nun, Ungesunder, und feire die Hochzeit gut!"
Und rasch die Braut aus dem Saale er aufhub löwenstark,
Und fort vom Finnenfeste sie führte nach Dänemark.

79. Der Bettler.

Es wandert ein Bettler umher im Land,
Er wandert in's Dörflein dort zur Hand:
„Die Gastfreiheit wollen wir ehren!"
Er bettelt das Dörflein auf und ab
In zerrißnem Gewand um kleine Gab',
Und Niemand will ihn erhören.

‚Zu Ilse, dem reichen, geh', wende dich dort,
Der ist der Reichste in unserem Ort,
Da laß nur fein dich begaben!
Hoch geht es heut dorten, der schlachtet heut,
Dort wird gefiedelt, dort wird geschalmeit
Vor lustigen Mädels und Knaben.'

Und als er zu Ilse, dem reichen, sich wandt',
Da hört er die Fiedler, da tanzten zu Hand
Die lustigen Mädels und Knaben.
„Glück zu, Glück zu! Nun helfe dir Christ,
Als du der Reichst' im Dorfe bist,
Und wollest mich freundlich begaben!"

„„Und willst um ein Würstlein du tanzen allhier,
Ei, lumpiger Bettelmann, wag' es mit mir!"" —
Rasch schwang er ihn unter den Haufen,
Da ging es wie Wetter hinauf und hinab,
„„Das nimm zur Bescherung, das nimm dir zur Gab'!""
Und stieß ihn hinweg aus dem Haufen.

Herr Jls' und die Gäste verschlossen das Haus,
Und lachten den lumpigen Bettelmann aus,
Laut schallend ihm hinter dem Rücken.
Der Bettelmann zog verdrossen fort
Durch Schnee und durch Regen hinaus zu dem Ort,
Und wollte nicht um sich mehr blicken.

Wohl außen am Dorf — daß Gott erbarm!
Wohnt in armer Hütt' ein Hirte so arm;
Der Bettler, er klopft an die Thüre:
„Mach' auf, um Gottes willen, geschwind!
Wie schneidet der Frost nicht in Regen und Wind,
Mach' auf, daß ich hier nicht erfriere!"

Kaum hörte der Alte das klägliche Schrei'n,
So ruft er: ‚Komm, ehrlicher Bettler, herein!
O wehe, wie bist du durchgossen!
Komm her an den Ofen, dort kleide dich aus!
Wem Armuth der Koch ist und Kellner im Haus,
Hält ihr nicht die Thüre verschlossen.'

Hin tritt der Bettelmann vor das Kamin,
Und hängt den tropfenden Laken dort hin,
Fest an den Ofen geducket,
Und in seidenem Hemd, schaut! sitzt er da.
Ei, als ihn Hausmütterchen Liese nun sah,
Wie steht sie vor Staunen verzucket!

Doch faßt sie sich bald und — weidlich hinaus,
Sie schlachtet die einzige Henn' in dem Haus,
Sie rühret die Gerst' an dem Feuer;
Sie sputet sich, bringt auf die reinliche Streu
Vom Brautbett die Pfulben und Linnen herbei,
Und bettet ihm flugs in die Scheuer.

Als das Essen vorüber, die Nacht war hin,
Als jetzt der grauende Morgen erschien,
Auf hub sich der Gast nun behende.
Was zog er aus der Tasche zum Dank?
Ein Beutelchen, voll von Golde so blank,
Das drückt' er dem Weib in die Hände.

„Nimm hin dies und denk' an den gastlichen Freund!"
„„O nein doch, beim Himmel! so war's nicht gemeint.""
Doch hatt' er sich schnell ihr entwunden.
Sie rufet dem Manne: „„Ach, dacht' ich's doch gleich,
Da sieh nur, da fasse, wie sind wir so reich!""
Doch der Gast war mit einmal verschwunden.

Kaum war ein Monat gegangen in's Land,
Was trabt auf der Straße, was lärmet zu Hand,
Was schallt und was knallt vor der Hütte?
Es schnauben die Ross' und die Hunde der Jagd,
Ein Reiter steigt ab in fürstlicher Tracht,
Und Diener voll adlicher Sitte.

Und viele Barone umstehen das Haus,
Es rufen die Diener den Hirten heraus;
Er naht sich voll Angst und voll Scheue.
„Hast du vergessen den Bettelmann schon,
Hat er dein nicht vergessen. Empfahe den Lohn
Für deine gastfreundlich Treue!

Doch einer noch fehlet" — Horch, welch ein Geschrei!
Dort führen Herrn Ilse die Schergen herbei.
Der Fürst jetzt, zum Reichen gewendet,
Ruft: „Kennest du wohl, du vermessener Gauch!
Den schnöde behandelten Bettelmann auch,
Der als Herr dich und Richter besendet?

Wie du mich getanzt aus dem Hofe hinaus,
So tanz' ich dich heute aus Hof und aus Haus
Vor meinen Baronen dort allen.
Jetzt fühle, wie Armuth und Hohn dabei thut!
Zur Buße, du Kärgling, sei alle dein Gut
Und Hab' an den Hirten verfallen!

Fort, ducke dich unter dies ärmliche Dach,
Und wie du geschmähet hast, dulde jetzt Schmach!
Dies mög' auch die Anderen lehren,
Ein warnend Exempel! Drum prüft' ich mein Reich
Als Bettler, und komm' jetzt als Herrscher zu euch.
Die Gastfreiheit wollen wir ehren."

---

80. Der Schäfer und Kaiser Rothbart.

Sein lustiges Lied auf einem Berg
Ein Schäfer sang, da trat ein Zwerg,
„Sa, sa! la, la, la, la!"
Da trat ein Zwerg flink vor ihn hin:
‚Auf, folge mir!' so bat er ihn,
‚Und laß die Schafe da!' —

„Die Schafe verlaufen sich mir zur Stund." —
‚Die Schafe, die hütet dir dein Hund,
Der Gang soll dich nicht reu'n!' —
„Nun, Wächter, rühr' dich! Gute Hut!"
Er folgt dem Zwerg mit getrostem Muth
In eine Höhl' hinein.

Da saß, den Scepter in der Hand,
Ein Greis an den Marmeltisch gebannt,
Und nickt', als wollt' er ihn grüßen.
Gewachsen war durch den Tisch der Bart,
Der wallt' und wallete rothbehaart
Dem Kaiser bis zu den Füßen.

„„Lang' ihm des Goldes!"" sprach zum Zwerg
Der Greis: — „„Du! fliegen um den Berg
Die Raben noch stets dort oben?""

Der Schäfer zu dem Greise sprach:
„Nicht lassen noch die Raben nach,
Und fliegen stets noch dort oben."

„„Sechshundert Jahre schlummr' ich doch,
Und fliegen stets die Raben noch,
So muß ich fort noch schlafen
An hundert Jahr'; dann weicht die Nacht,
Dann herrsch' ich wieder mit neuer Macht! —
Jetzt geh' zu deinen Schafen!""

Der Schäfer trug den Schatz mit fort,
Und fand die Schaf' am alten Ort,
Und sang: „Sa, sa! la, la!"
Er sann die Nacht wohl her und hin,
Nicht wich das Bild aus seinem Sinn,
Das unter'm Berg er sah.

Und als ihn weckt die Morgenluft,
Ein Adler zucket durch die Luft,
In's Thal die Raben fliehn.
Er rief in Ahnung hoch erfreut:
„Kommst du? O komm doch, gute Zeit,
Und raff' die böse hin!"

Johann Gottfried Seume,

geboren den 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels, war der Sohn eines einst wohlhabenden Bauers. Die ungewöhnlichen Geistesanlagen des kräftigen Sohnes der Natur veranlaßten den Grafen von Hohenthal-Knauthayn, solche zu pflegen. Er gab den früh verwaisten Knaben zum Rektor Korbinsky in Borna, wo er, wie später auf der Nicolaischule zu Leipzig, mit dem Geiste der Griechen und Römer vertraut wurde. Seume bezog darauf zum Studium der Theologie die Universität zu Leipzig, konnte sich aber mit dem damaligen Geiste dieser Wissenschaft nicht vertragen. Als achtzehnjähriger Jüngling bezahlte er eines Abends alle seine unbedeutenden Schulden und trat am folgenden Morgen, in der Absicht nach Paris zu wandern, die Reise in der Richtung nach Kassel an, einige Hemden auf dem Leibe und einige Klassiker in der Tasche, — es war sein ganzer Reichthum. Unterwegs, in Vach, fiel er den Werbern für Amerika in die Hände und „übernahm der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, trotz allem Protest, durch seine Agenten die Besorgung seiner ferneren Nachtquartiere nach Ziegenhayn, Kassel und weiter nach der neuen Welt.“ In Kanada mußte der enthusiastische Freund der Freiheit in den Reihen tyrannischer Unterdrücker gegen die heilige Sache fechten, doch führte ihm das Schicksal zur Entschädigung einen Freund in die Arme, den durch patriotische Poesien bekannten Karl v. Münchhausen, — und einen Freundschaftsbund schloß Seume nur für eine Ewigkeit. Die Freiheit errang den Sieg, Amerika's Unabhängigkeit wurde anerkannt und S. kehrte mit den hessischen Truppen nach Europa zurück. Nun gerieth er preußischen Werbern in die Hände, um abermals das Loos eines gemeinen Soldaten zu erproben, dessen Druck er durch Desertion zu entgehen suchte, wodurch er aber beinahe der Todesstrafe in die Arme gerathen wäre. Den Wissenschaften hierauf für einige Zeit zurückgegeben, kam er sofort durch mancherlei Schicksale zur russischen Armee nach Polen, wo er dem General Igelström bekannt wurde und als Sekretär mit Lieutenantscharakter die diplomatische Korrespondenz expedirte. Bei dem furchtbaren Aufstande in Warschau gerieth er in polnische Gefangenschaft, und war Zeuge der Gräuelscenen bei der Einnahme von Praga. Später erhielt er vom Kaiser Paul den Abschied, als er eben die besten Hoffnungen reifen sah. Nach Sachsen zurückgekehrt, nahm er in Leipzig seine Zuflucht zu Privatvorlesungen über alte Klassiker (er war bereits von früherher durch eine lateinisch geschriebene Dissertation „Eine Parallele der alten und neuen Bewaffnung“ der gelehrten Welt bekannt worden) und zum Unterrichtgeben in der englischen Sprache; wurde dann Correktor bei dem Buchhändler Göschen, und erfreute sich von nun an des Umgangs und der Hochschätzung der berühmtesten Männer seiner Zeit.

Die Herausgabe seiner Gedichte (1801) verschaffte ihm Mittel zur Ausführung seines Lieblingsplanes, den Aetna zu besteigen und auf der Landspitze von Syrakus den Theokrit in der Ursprache zu lesen. So entstand sein berühmter „Spaziergang nach Syrakus“ im J. 1802. Drei Jahre später machte er, den Aristophanes in der Tasche, eine ähnliche Fußreise über Petersburg, Moskwa, durch Finnland nach Schweden, und ihr verdanken wir seinen „Sommer im Jahr 1805“. Im J. 1806 ergriff er abermals den Wanderstab, aber nur zum Ausflug nach Dresden und Berlin, wie er noch öfters that; vereinigte 1808 sein patriotisches Wort mit dem Fichte's zur Abwehr des französischen Tyrannen, und starb welt- und schicksalsmüde, während eines Besuchs bei Frau von der Recke zu Töplitz, den 13. Juni 1810.

* * *

Seume war ein wahrer Demant moralischer Männlichkeit. Klar war sein Geist, lauter sein Gemüth, fest sein Charakter. Sein Geist wie sein Gemüth waren in ihrer innern Wesenheit immer ungetrübt, — höchstens konnten sie, wie der schöne Edelstein, nur anlaufen. Der Kern seiner männlichen Geistigkeit war unverbrüchlich. Die römisch-griechische Politur seines Geistes hatte seine seltene männliche Sittlichkeit, die hohe Reinheit seiner Empfindungen, nicht einmal von weitem beeinträchtigen können. Deutschland kann wenige Männer von dieser geistig-gemüthlichen Wahrhaftigkeit aufweisen.

Einzig charakterisirt ihn Gervinus („Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur.“ II. S. 672 f.): „Seume's Charakter stählte sich unter den Widerwärtigkeiten und darum kann man seine Verbitterung wenig tadeln, deren Ursachen man ohnehin nicht zu loben vermag. Er sah seinen Vater durch Noth und unverschuldete Verachtung zu Grabe gebracht, er lebte eine zerstörte Jugend, er ward von hessischen Werbern nach Amerika geschleppt, er sah Suwarow's Schrecken und den Untergang Polens, und diese Unterdrückung der Menschenrechte durchschnitt sein Herz, die innige Bekanntschaft mit Klinger in Petersburg mußte seine Schwarzsichtigkeit steigern, er erlebte endlich die Schmach des Vaterlands, um ihn her sah er nichts als „feile Schurken“, und in ihm war der Wurm der Skepsis, die ihn von Religion zum Recht, vom Recht zur Philosophie, von der Philosophie in die Vorhöfe des Kriegsgottes getrieben hatte; er nannte Egoismus die große Triebfeder alles menschlichen Handelns, und einmal verbittert sah er auch auf jenen edlen Eigennutz finster hin, der den Menschen antreibt, sich zum Gefühle der Würde seiner Natur hinauf zu arbeiten. Bei all diesen Schicksalen, Verhältnissen, Grundsätzen wollte er nicht dem Kummer unterliegen, und setzte die Unerschrockenheit eines männlichen Herzens und eines biedern Sinnes entgegen; er wollte nicht den Glauben an die Menschheit aufgeben, und sollte er die Hoffnung selbst bei seinen Huronen suchen. Das Alles, Geschick und Gesinnung, ist nun in seinen Versen niedergelegt, durch die ein bitterer Gram seine Furchen zieht. In seinem Trauerspiel Miltiades (1808), das im Style der Collin'schen Stücke geschrieben ist, die Seume hochachtete, gibt Alles von seiner Vaterlandsliebe Zeugniß, aber Nichts von einem wahren poetischen Talent. Er lehnte sich mit seinem Freunde Karl von Münchhausen an die ehrenwerthe Klopstock'sche Schule, ihn persönlich durchdrang auch die Liebe zu Schiller; aber er war eben nur eine der vielen receptiven Naturen jener Tage; er selber schien sich nicht für einen Dichter zu halten, und wunderte sich, daß seine Verse so kalt daliegen, da es innen so warm war; allein dies war gerade die Ursache. Er war ein stoischer, politischer Mann, nicht ein poetischer, ein Mann, der, wenn er in diese Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von Poesie zur Politik hätte lehren können, wie vom Kosmopolitismus zum Patriotismus; er haßte die Milchspeise der Romane und setzte, wenn man will, eine Memoirenschriftstellerei an die Stelle; er wollte jede Schrift in dem Sinne politisch haben, daß sie die allgemeine Wohlfahrt angehe; er hat manches zu sagen gewagt, als man nichts wagte,

und in der Vorrede zu seinem Sommer lehrte er die heutigen Schreier nach Preßfreiheit, daß diese weder gegeben noch zugestanden wird, „da jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, sobald er nur mit seinem moralischen Wesen in Ordnung ist.“

Die beiden nachstehenden, der Gattung der poetischen Erzählung und der balladenartigen Darstellung angehörigen Dichtungen haben hier nicht sowohl wegen ihres formellen, als vielmehr wegen ihres geistigen, die Gesinnungseigenthümlichkeit des Dichters bekundenden Gepräges eine Stelle gefunden.

Schriften:

Obolen, vermischte Aufsätze und Gedichte. 2 Thle. 1796, 97.

Lyrische Gedichte und Erzählungen. Lpz. 1798. — Gedichte. 4te Aufl., 1815.

Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802. 3 Thle. Braunschweig, 1803. — 4te Aufl. 1817.

Mein Sommer im Jahr 1805. Hamburg 1806.

Miltiades, Trauerspiel in 5 Akten. Leipz. 1808.

Mein Leben. Vollendet von Clodius. Leipzig 1813.

Gesammelte Schriften; herausgegeben von J. P. Zimmermann. 5 Bde. Wiesbaden 1823. — N. A.: Leipzig, seit 1826. 12 Bde. — 4te rechtmäßige ges. Ausgabe in 8 Bänden. Leipz. 1839. — Vorher in Einem Bande, herausgegeb. von Dr. Ad. Wagner. Ebd. 1835. 2te Ausgabe. Ebd. 1837.

81. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,“
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in Euerm Hause finden!“ —
„„Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,““
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„„Willst du, Diebsgesicht, mir aus dem Hause!““
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?“ brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„„Freund, im Walde hab' ich mich verirret,““
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
„„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' Euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!““

„Kommt herein,“ versetzt der Unbekannte,
„Wärmt Euch; noch ist Feuer in der Hütte!“
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte,
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße,
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,

Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?"
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger,
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Sammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen!"
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

---

82. Das Opfer.

Lo, thy country calls!
Glover.

Noch strömte von den Thermopylen
Der Perser Blut herab in's Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held sein kleines Heer
Entschlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet seyn zu heißer Rache.

Die Würger ruh'n am Fels im Thale;
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie steh'n; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare,
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt; das heil'ge Feuer
Erhellt den Berg; Megist besprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth sich um die Flamme reihen,
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenstrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein! denn wenn wir wieder
Zusammen kommen, ist's im Thal
Elysium's, wo glühend vor Verlangen
Die Väter stehn, uns zu empfangen.

Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes starben! Denkt,
Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren
Mit tieferm Druck in's Herz zu fahren!

Das Weib mit ihrem kleinen Knaben
Beim Abschiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundschaft, haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft: wir sind der Freiheit Erben!
Braucht's mehr zum Siegen oder Sterben?"

Er sprach's und aß; die Krieger zehrten
Das Mahl, auf Schild und Speer gelehnt,
In stiller Feier auf, und leerten,
Des Hades Göttern ausgesöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt;
Und wie vereintes Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern schlägt:
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerxes' Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngsten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felsenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sklaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet
Der kleine Heldenzug zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz sich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo schon in Blut
Der Herakliden Dolche wühlen,
Wo mit gereizter Löwen Wuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen,
Und ihn mit Rächerstahle suchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor seinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sklaven, und zerstört
Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme steigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend seinen Schlangenlauf;
Die Opfrer mäh'n die zitternden Barbaren
Zum Styx hinab bei langen Schaaren.

Verwüstung deckt das Feld mit Leichen:
Der Grieche würgt, der Perser dolcht
Den Freund im Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden und schlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht, bis Titan's Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet,
Und durch den dunkeln Schleier bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen
Mit Scham nunmehr ihr Lager an;
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen;
Doch des Tyrannen Busen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Noch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Sparter ruh'n in Oetas Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner spotten:
Als schnell, wie mit Gewitternacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet,
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen
Schwoll rund, wie Meeresfluth, heran;
Die Sparter standen, und beschlossen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felsenpyramide,
Und gab Verderben um sich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenschwall versanken. —

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als aller Lorbeer kröne:
Ihr seid der Freiheit Lieblingssöhne!

Johann Martin Usteri.

Dieser als heiterer Idyllen- und Volksliederdichter wie als Künstler (obwohl nur Dilettant, im Geschmacke Hogarths und Chodowieckys) geschätzte Schweizer, Verfasser des allbekannten Liedes „Freut euch des Lebens" und der tiefdringenden Scenen „Muttertreu wird täglich neu" rc., war zu Zürich im Jahre 1763 geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und machte, dem Kaufmannsstande sich widmend, schon von früher Jugend an alle darauf Bezug habenden Wissenschaften zu seinen Lieblingsstudien. 1783 unternahm er eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich, auf welcher er sein Talent auch als Künstler bedeutend entwickelte. Nach Hause zurückgekehrt, trat er in die Handlung seines Vaters, entsagte derselben aber im J. 1804, worauf er sich der Kunst und Wissenschaft, wie auch den öffentlichen Geschäften ausschließlich zuwandte. Seit 1815 war er Mitglied der Regierung. — „Den Künstlerruhm" (lesen wir in der „Schweizer Monatschronik", 1827, Nro. 8. S. 177), „der ihm so nahe lag, hat er vermieden, statt ihn zu verlangen; denn was von seinen Arbeiten der dichtenden wie der bildenden Kunst bekannt und verbreitet ist, ward dies nur selten aus eigener Bewegung, sondern um den Freunden gefällig zu seyn, und selbst die theilnehmendste Aufnahme, welche jene weit umher fanden, hat die liebenswürdige Bescheidenheit des Künstlers fast nur zurückhaltender gemacht. Die Kunst, welcher das schöne Leben Usteri's gehuldigt hat, sollte nicht nur erfreuen, sondern auch belehren und bessern. Damit erhielten so viele seiner Beschäftigungen jene vaterländische Tendenz, die den Verdiensten des Geschichtsforschers und des Vorstehers oder Mitarbeiters öffentlicher Anstalten und freiwilliger Vereine zum Grunde liegt. Wenn er mit seltener Gründlichkeit, richtigem Urtheil und geübtem Geschmack die Geschichte, Denkart, Sitten und Kunstverhältnisse des Mittelalters so wie der ihm folgenden Jahrhunderte erforscht hat, so geschah es nicht, um davon einzig nur treue Schilderungen zu liefern, sondern um zugleich, was darin löblich und gut, der Achtung und Anerkennung, der Liebe und Nachahmung der Jetztwelt zu empfehlen seyn möchte, in anziehender Dichtung oder in reizendem Bilde aufzuführen, um einfache Sitten, männlichen Ernst, religiöse Denkart und jede Tugend der Vorzeit, als die Dinge, welche jegliche Zeit verschönern und Jedem, der sie erwirbt, wohlthätig sind, darzustellen. Ein großer Freund der Jugend, in deren Kreise er sich selbst jugendlich fühlte, hat er eben diese Jugend auch am liebsten in die Hallen vaterländischer Vorzeit geführt zum Anblick der Bilder verdienstvoller Ahnen, und um ihr derselben rühmliche Thaten zu erzählen. So entstanden seine vieljährigen Jugendgaben in den **Neujahrsblättern** von manchen der Zürcher'schen Gesellschaften, unter denen die köstliche Reihe der **Kriegsgeschichten der alten Schweiz** bis zur Heldenschlacht von **Näfels** vorgerückt, fast noch seine letzten Stunden beschäftigt hat und die Wahl des Kurortes bestimmen half, wo er die lebendige Anschauung der klassischen Gegend sich erfrischen möchte, die ihm für seine letzten Tage allerdings auch noch Erheiterung gebracht hat." — Er war zuletzt Präsident der Kunstschulpflege und des Künstlervereins, Mitglied des Erziehungs- und Finanzrathes zu Zürich, und starb zu Rapperswyl den 26. Juli 1827.

Dr. Heinrich Kurtz („Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen rc. Nebst literarisch-ästhetischem Kommentar." Zürich 1840—1842. III. S. 189, 197, 202) spricht sich über seinen Landsmann in folgender Weise aus: „Wie Voß die plattdeutsche Mundart, so benutzte **Usteri** den schweizerischen Dialekt, ohne sich an eine bestimmte Gestaltung desselben zu fesseln, wahrscheinlich aus demselben Grunde, der schon Voß bewogen hatte, sich nicht durch eine Form des Niederdeutschen binden zu lassen rc. U.'s Gedichte entsprechen ihrem Inhalte nach auf das Beste der gewählten Form; sie sind von einer bezaubernden Natürlichkeit, wie man sie nur in der vom Getümmel des Lebens abgeschiedenen Alpenwelt finden kann. In den meisten herrscht eine so liebenswürdige Laune voll gutherziger Schalkheit, daß sie uns ein heiteres Lächeln wohl abgewinnen kann, so oft wir sie auch lesen. Usteri zeigt sich auch in seinen Dichtungen als bildenden Künstler; alle Charaktere und Situationen sind (oft nur mit leisen, aber immer mit sprechenden Zügen) so trefflich gezeichnet, daß uns sogleich die lebendigste Anschaulichkeit zu Theil wird. — Die Welt der Idylle hat auch ihr Unglück, das den Menschen desto schrecklicher ergreift, weil er nur ein einziges Glück kennt, das Glück des Gemüths, das Glück der unvergänglichen Anhänglichkeit an den geliebten Gegenstand. Von der ergreifendsten Wirkung ist **„'s arm Elseli uf der Isefluh"**, das unbestreitbar zu den schönsten Balladen gehört, welche die deutsche Poesie aufzuweisen hat. Alles darin ist vortrefflich, besonders die einfache aber künstlerisch durchdachte Anordnung und Entwickelung. Schon beim Beginn des Gedichts werden wir in die ernste, ahnungsvolle Stimmung versetzt, die nothwendig ist, wenn wir die erschütternde Auflösung mit ganzer Seele fassen wollen; die Endzeilen der ersten Strophe, welche mit ihren dumpfen, klagenden Lauten durch das ganze Gedicht hindurchtönen,

erhalten das Gemüth in fortwährender Spannung, die von der fortschreitenden Handlung immer mehr gesteigert wird und auch mit dem Ende des Gedichts nicht aufhört. Wir brauchen nicht erst auf die hohe Anschaulichkeit und malerische Kraft dieser Ballade aufmerksam zu machen; sie wird sich Jedem unwillkürlich zum festen Gemälde gestalten." — Die Gedichte, welche Usteri in hochdeutscher Sprache geschrieben, stehen denen in schweizerischer Mundart, die sich zum Theil mit den Hebel'schen messen können (hervorzuheben sind die Dialektspoesien: „der Vicari" und der „Herr Heiri", „ganz eigen zwischen der Idylle und der komischen Epopöe in der Mitte liegend", und besonders der für klassisch geltende „Erggel im Steinhuus"), bedeutend nach.

Von ihm haben wir:

Dichtungen in Versen und Prosa. Nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers. Herausgegeben von David Heß. 3 Bde. Berlin 1831.

83. Der Storch von Luzern.

Was rennt durch die Straße die ängstliche Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöse?
Horch! furchtbar verkünden vom Thurm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße,
Und näher und ferner, Gass' aus und Gass' ein,
Hört lauter und lauter man: Feuer! jetzt schrei'n.

Und fürchterlich über die Giebel erhebt
Sich wirbelnd die rothbraune Säule;
Und Hülfe zu bringen die Menge nun strebt,
Verachtend in muthiger Eile
Die stürzenden Balken, die sengende Gluth,
Und rettet die Menschen, und rettet ihr Gut.

Ach, aber wer ist dort die weiße Gestalt,
In rauchende Wolken versunken?
Wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
Durchzuckt von hellleuchtenden Funken?
Die Störchin, die arme, umkreiset ihr Nest —
Die hülflosen Jungen, die halten sie fest!

Und Mitleid ergreift alle Menschen, man sucht
Durch Werfen von Steinen und Stecken,
Durch lautes Gelärme den Vogel zur Flucht
Vom rauchenden Giebel zu schrecken.
O eitles Beginnen! Wo sparet der Muth
Der Mutter, beim sterbenden Kinde, das Blut?

Und schwärzer und dichter bricht's oben hervor,
Hoch schlagen die leuchtenden Flammen;
Schon züngeln sie prasselnd am Reisig empor,
Bald stürzt jetzt der Giebel zusammen:
Und Hoffen und Hülfe die Störchin verläßt,
Sie sinkt, ihre Flügel verbreitend, auf's Nest.

Und — Jesus Maria! schallt's ängstlich, und kalt
Durchschauert's die Menge, denn oben
Erblickt sie im Rauch eines Jünglings Gestalt,
Den sprühende Funken umtoben.
Es hat sein hochschlagendes Herz ihn gemahnt,
Und kühn durch die Flammen den Weg ihm gebahnt.

Und Tausende beten: Belohne den Muth! —
Und jauchzen: Das Ziel ist errungen!
Hoch hält er empor die gerettete Brut,
Und es folget die Mutter den Jungen —
Und jubelnd von brennender Leiter er springt,
Und jubelnd die Menge den Helden umringt.

Und wo er jetzt wandelt, in Stadt und im Land,
Ihm lohnende Blicke begegnen:
Es schütteln ihm Männer die kräftige Hand,
Die Herzen der Frauen ihn segnen.
Ha, böt' ihm ein König für das einen Thron,
Er lachte wohl über den ärmlichen Lohn!

Es haben die Bücher die männliche That
Mit Freuden der Nachwelt verkündet;
Doch — ungern erzähl' ich es — Niemand noch hat
Den Namen des Thäters ergründet.
Doch, fehlt uns darüber auch jeder Bericht,
So fehlt er im Buch der Vergeltung doch nicht!

84. 's arm Elseli uf der Yseflueh.

Hoch oben uf schwindliger Höchi,
Hoch uf säber Wand so chahl,
Dert gseht me-n-es Meitscheli sitze,
Das stirret so trüeb i's Thal.
Und de ganze Tag
Tönt eistert sy Chlag:
„'S währt au so lang!
O, wie wird's mir so bang!"

Dert, a säbe stotzige Wände,
Dert sammlet syn Liebste 's Gras;
Was anderi fürched und flieheb,
Das achtet de Hans für Gspaß.
Aber keis Seil! —
Und 's ist dert so steil! —
Herr, schick ihm du
Doch es Engeli zu!

Und 's Elseli ghöret e johle,
'S tönt wyt dur das Thal sy Stimm;
Es ghört e vom Schätzeli singe,
Und weißt, was er singt, gilt ihm.
Aber keis Seil!
Und 's ist dert so steil!
Herr, schick ihm du
Doch es Engeli zu!

Und es hät's zu der Höchi da tribe,
Um fründtli syn Hand z' epfah,
Und daß er em gleitiger chömmi,
Faht's dobe-n-au z' singe-n-a.
Aber sys Gsang
Tönt leider nüd lang:
'S währt au so lang.
Und es wird em so bang!

Und 's singt em so truurigi Liedli,
Und freudigi singt er druuf:
'S tönt abe von Liebi — und Liebi
Tönt's wider vom Elseli uuf.
Aber sys Gsang
Wird ängstli und bang:
„'S währt au so lang!
Ach, es währt so lang!"

Und „Jeses! — O Jeses!" g'hört's schreye,
Und 's chrachet dur d' Tannen ab — —
Und tüüfer — — und tüüfer — — es rolled
D' Stei nahe-n-uf's Hanselis Grab!
'S Elseli lyt da,
De Tod ist em nah —
Fründtlichi Leut
Händ's mit Thräne hey treit.

Wie's wider zum Leben erwachet,
Luegt's Alles so gstuunig a;
Von Allem, was ebe bigegnet,
Hät's Bsinnig zum Glück verlah.
'S wartet ihm nah,
Es redt Alli a:
„Ist er jetzt da? —
Ach, ist er jetzt da?"

Und wo denn die schwyged und weined,
Schlycht's wider zur Wand so chahl,
Sitzt dert a sys Plätzeli ane,
Und stirret so trüeb i's Thal:
„'S währt au so lang!
Wie wird's mir so bang!
'S währt au so lang!
O, wie wird's mir so bang!"

Und früeh, eh das Lerchli noh singet,
So sitzt's scho uf säbem Stey,
Und z' Nacht, wenn die Sternli erglimmed,
So füehrd si's truurig hey.
Und de ganz Tag
Tönt eistert sy Chlag:
„'S währt au so lang,
O, wie ist mir so bang!"

Friederike Sophie Christiane Brun

war den 3. Juni 1765 zu Gräfentonna, einem Flecken im Herzogthume Gotha, geboren und eine Tochter des dortigen Superintendenten Balthasar Münter. Kaum fünf Wochen alt kam sie an der Brust ihrer Mutter, Friederike v. Wangenheim, nach Kopenhagen, wohin ihr Vater als Prediger an der deutschen Petrigemeinde berufen worden war. In dem geistreichen Kreise von Männern wie Klopstock, von Gerstenberg, Stolberg u. A. verlebte sie einen großen Theil ihrer Jugend. Des Vaters Unterricht und die Lectüre der besten deutschen Dichter und Prosaisten begründeten ihre Bildung. Günstig in mehrfacher Hinsicht für die Entwickelung ihrer Geistesanlagen wirkte eine Reise, die sie im Sommer 1782 mit ihren Eltern nach Gotha machte. Auf dem Wege dahin lernte sie die Würdigen persönlich kennen, deren Schriften sie schon längst entzückt hatten. Bald nach der Rückkehr vermählte sie sich (1783) mit Constantin Brun, der mehrere Jahre in Petersburg als königl. dänischer Consul gelebt hatte und damals administrirender Director der königl. ostindischen Compagnie in Kopenhagen geworden war. Sie begleitete hierauf ihren Gatten nach Petersburg. Von dort im Winter 1783 und 1784 zurückreisend, verweilte sie fast zwei Monate in Hamburg, wo sie sich des täglichen Umganges mit Klopstock erfreute. Nachdem sie wieder in Kopenhagen eingetroffen und des Mutterglückes oft froh geworden war, verlor sie plötzlich in einer Nacht des furchtbaren Winters von 1788 bis 1789 das Gehör, das sie niemals wieder erlangte. Jung, lebensfroh und gesellig, mußte sie der geselligen Unterhaltung entbehren, die sie bisher so geliebt hatte. Trost boten ihr ihre Kinder, ihre rege Wißbegierde, das Studium der Geschichte des Alterthums und der Künste, und namentlich die Poesie. Willkommene Zerstreuung fand Friederike im J. 1791, als sie ihren Gemahl nach Paris und durch das südliche Frankreich nach Genf begleitete. In Lyon schloß sie mit Matthisson, in Genf mit Bonstetten den Bund der Freundschaft. Der Frohsinn, der sie in jener Zeit beseelte, wurde in Kopenhagen durch heftige Nervenleiden getrübt. Einige Male war sie fast dem Tode nah. Ihr Schmerz steigerte sich durch den frühzeitigen Tod ihres Vaters (5. Oct. 1793), und ihre Lebenskräfte schienen damals völlig erschöpft. Auf den Rath ihres Arztes begab sie sich im Frühjahr 1795, begleitet von ihren ältesten Kindern, nach der Schweiz und Italien. Auf jener Reise machte sie zu Carlsbad die Bekanntschaft der Herzogin Louise von Anhalt-Dessau. Die Fürstin hatte sich ebenfalls zu einer Reise nach Italien entschlossen und Friederike lebte, zu ihr hingezogen durch Bande der schmerzlichsten Sympathie, mit Matthisson und Bonstetten in Rom, Lugano und in den Alpengegenden manche genußreiche Tage. Der Winter entfloh den Freunden in Rom, wo sie Friederike Zoëga, Fernow und Angelika Kaufmann kennen lernte. Im Herbst 1796 ging sie, gestärkt durch den Gebrauch der Bäder von Ischia, in die Schweiz zurück, wo sie ihr Gatte zur Heimkehr abholte. Schmerzliche Verluste einer Schwester und geliebter befreundeter Personen, sowie ein ihr feindlich gewordenes Klima, wirkten nachtheilig auf ihre Gesundheit und bestimmten im Frühjahr 1801 die Dichterin, in Begleitung ihrer Tochter Adelaide die mildere Luft von Genf und Pays de Vaud zu genießen. Necker, Frau v. Staël, die Familie Huber u. A. gehörten hier zu dem auserwählten Freundschaftskreise, deren Mitglied auch Friederike war. Zunehmende Kränklichkeit trieb sie jedoch wieder über die Alpen. Zu den Freunden, die sie in Rom wieder fand, gesellte sich auch noch die Familie v. Humboldt. Sich gestärkt fühlend, kehrte sie nach Kopenhagen zurück; aber des Nordens Einflüsse bereiteten ihr ein siebenmonatliches Krankenlager, worauf sie abermals in Genf (1805) Erholung suchte. Als aber nun ihre Tochter Adelaide gefährlich erkrankte, verließ sie die Schweiz, um sich (im April 1807) über Rom nach Neapel zu wenden. Im Spätherbst 1810 langte sie mit der völlig genesenen Tochter wieder in der Heimat an. Aber ein neuer Schmerz erwartete sie hier; sie fand ihre Mutter nicht mehr unter den Lebenden. Seitdem blieb Kopenhagen oder ihr nah dabei gelegener lieblicher Landsitz Sophienholm, mit wenigen Ausnahmen, der bleibende Aufenthalt unsrer vom äußeren Glück reich begünstigten Dichterin. Das Jahr 1817 raubte ihr die vieljährige treue Freundin, die Frau v. Staël, und so sah sie nach und nach ihre theuersten Freunde Bonstetten, Matthisson, Baggesen, die Grafen Stolberg, die Grafen Schimmelmann und Bernstorff von der irdischen Laufbahn scheiden, bis auch sie endlich, die Abnahme ihrer physischen Kräfte immer mehr fühlend, den 26. März 1835 den Vorangegangenen in die Ewigkeit folgte.

* *

Diese literarisch gebildete, gelehrte Dichterin hat sich, ob ihr auch Manches von Matthisson's affektirter

Empfindsamkeit und Künstelei in Styl und Sprache anklebt, mehrfach als denkende Künstlerin gezeigt, wenn auch nicht eben in großen poetischen Compositionen von reifer Erfindung, doch in ihrer Ansicht des Lebens, in ihrem Blick auf die Welt, in der Art und Weise, wie die Natur, die Menschengesellschaft und die Weltbegebenheiten ihr Talent in Thätigkeit zu setzen pflegten. Am glücklichsten ist die Sängerin, wo sie ihre Individualität rein ausspricht, und das geschieht besonders in Lied und Elegie; weniger gelungen sind die Stücke, in denen sie sich zu hohen Reflexionen über Kunst, Natur und Gottheit versteigt. — Im Lyrisch-Epischen hat sie einigemal, wie in den hier mitgetheilten, vom Studium der Percy'schen Relicks zeugenden Proben, ihr Darstellungstalent bewährt; besonders empfiehlt sich die Ballade „Frau Ellen" durch epische Anschaulichkeit und malerische Gestaltung der Scenerie; sie würde übrigens noch bedeutend gewonnen haben, wenn die Darstellerin ihre Kraft mehr auf Anfang und Mitte concentrirt, den Ausgang aber kürzer berührt und in sagenhaftes Dunkel gehüllt hätte.

Von ihr:

Eyana und Amandor, eine Schweizergeschichte. Hamburg 1792.

Gedichte. Herausgegeben von Fr. Matthisson. Zürich 1795. — 4te Aufl. 1806. — Zweiter Band (auch unter dem Titel: Neue Gedichte von Fr. Brun), Darmstadt 1812. — Dritter Band, Bonn 1820.

Prosaische Schriften. 1. u. 2. Bändchen: Reise durch das südliche Frankreich, über Genf durch die Schweiz. Zürich 1799. — 3. u. 4. Bdchn.: Auszug aus einem Tagebuche über Rom; die Reise in die Schweiz 1795 und 1796 enthaltend. Zürich 1800.

Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz. Kopenhagen 1800.

Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die Schweiz, Genf und Italien 1801—1803; mit einem Anhange vom J. 1805. 1. Bd. Zürich 1807. 2. Bd. Ebd. 1809. 3. Bd. Heidelb. 1816. 4. Bd. (auch unter dem Titel: Sitten und Landschaftsstudien von Neapel und seinen Umgebungen, in Briefen und Zuschriften entworfen in den Jahren 1809 und 1810), Pesth 1818.

Briefe aus Rom über die Verfolgung, Gefangennehmung und Entführung des Papstes Pius VII. Dresden 1818. — N. A., ebd. 1820.

Wahrheit aus Morgenträumen, oder Kindheit und erste Jugendgeschichte, und Ida's ästhetische Entwickelung. Aarau 1824.

Römisches Leben. 2 Thle. Leipzig 1833.

85. Die sieben Hügel.

Auf grüner grüner Haide
Stehn sieben Hügelein,
Es flüstern Wind' im schaurigen Thal,
Es tanzen Elfen auf mondlichem Strahl.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Im tiefen Wiesengrunde
Glänzt fern ein Weiher hell,
Es klagen Unken aus tiefem Moor,
Es steigen Gebilde so dunstig empor.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Hier war vor grauen Jahren
Ein König, reich und groß;
Er war gezogen in Krieg und Schlacht,
Hatt' nicht der sieben Töchterlein dacht.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Die sieben Jungfraun wallten
Im hohen Buchenhain,
Es rauschte das Meer mit nichtigem Schaum,
Es sauste der Sturm im luftigen Baum.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Es schwellen weiße Segel
Vom Kulla-Felsen her —
Ach, Starno kommt, der wilde Held!
O König! wie hast du dein Haus bestellt?
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

An's weiße Sandgestade
Steigt schnell das Kriegesheer.
Die Jungfraun fliehen Berg ab und an,
Verfolgt von Reiter, von Roß und Mann.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

„,Wir sahn euch schnell und sicher,
Ihr weißen Vögelein!
Zu Spott und Hohn wir fangen euch aus;
Der Vater kann finden das leere Haus!'"
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Wie Blätter vor dem Sturme
Entfloh'n die Mägdelein,
Doch dicht am wehenden Schleierlein
Verfolgten die Reiter sie hintendrein.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Da glänzt im Abendstrahle
Der kühle Weiher hell,
Drein hüpften die Mägdlein leicht und schön,
Und wurden nimmermehr gesehn. —
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

Auf grüner grüner Haide
Stehn sieben Hügelein,
Dort ruhn die Jungfraun im kühlen Moos,
Dort klagen die Vöglein im Maigesproß.
Singt, Mädlein, auf grüner Haide,
Singt: „Leide! Leide! Leide!"

86. Frau Ellen.

Nicht sterben zu können, o bitterstes Weh
Von allem Weh auf der Erde!
Nicht sterben zu können, o schaudrige Höh'
Von Menschenqual und Beschwerde!
Die Nächte so bang,
Die Tage so lang,
Und nirgends Tröstung vorhanden,
Nicht Hoffnung, noch Ruh!
Das Grab schließt sich zu —
Frau Ellen, sie hat es erfahren!

Frau Ellen war schön wie der blühende Mohn,
Doch ohne Duft war die Blüthe;
Die lächelnde Lipp' umschwebte der Hohn,
Ihr Aug', es strahlte nicht Güte.
Wie die Palme schlank,
Mit dem Herrschergang
Und mit schleeschwarz glänzenden Haaren,
Doch es scheucht' ihr Blick
Die Sehnsucht zurück.
Frau Ellen, sie hat es erfahren!

Frau Ellen, sie waltete frei und kühn,
Die Wittfrau im prächtigen Hause.
Manch wackeren Freier läßt stolz sie zieh'n,
Denn nur sie will herrschen im Hause;
Doch kam nun die Zeit,
Wo's manche gereut,
Die kindlos, wie sie, war geblieben.
So öde der Saal,
So schaurig das Thal!
Frau Ellen, ach, könntest du lieben!

Frau Ellen, sie baut eine Kirche so schön,
Doch nur sich selber zu Ehren;
Hoch läßt sie den künstlichen Bau erstehn,
Drob läßt sie den Bauer beschweren.
Es waltet darin
Kein heiliger Sinn,
Drum hat sie den Lohn schon empfangen!
Schon steht der Altar
Mit Kerzen so klar —
Frau Ellen, sie wird es erfahren!

Und zu des hochstrahlenden Altars Licht
Naht nun Frau Ellen mit Prangen;
Nicht Demuth umschleiert ihr Angesicht,
Hoch glühen ihr Augen und Wangen.
Sie knieet dahin
Mit weltlichem Sinn,
Denn himmelab strebt ihr Gedanke:
„Laß, Gott in den Höhn,
Mein Leben bestehn,
So lange mein Kirchlein wird stehen!"

„„Frau Ellen, Frau Ellen! Was habt Ihr erfleht!""
Ruft der fromme Priester voll Grauen:
„„O Vater, verwirf ihr frevelnd Gebet,
Und laß dein Antlitz sie schauen!""
Doch sie geht dahin
Mit muthigem Sinn,
Fast hofft sie ein Leben ohn' Ende;
Voll weltlicher Lust
Die schwellende Brust —
Frau Ellen, du wirst es erfahren!

Frau Ellen, sie kehrt in den hohen Saal
Zum schön bereiteten Feste;
Entgegen wimmeln ihr allzumal
Die längst geladenen Gäste.
Bei Speis' und bei Trank,
Bei Sang und bei Klang,
Thut bald der Abend sich neigen —
Frau Ellen im Reih'n
Bei der Kerzen Schein
Sie thut noch gar stattlich sich zeigen.

Und also vergehet nun Jahr auf Jahr,
Die Tage sie folgen den Tagen.
Längst flohen sie Schönheit und Anmuth zwar,
Doch nicht will Frau Ellen verzagen;
Denn dem Reichthum baar
Folgt der Schwelger Schaar,
Noch leben auch traute Verwandte,
Und in voller Kraft
Ist die Dienerschaft
Um die Herrin glänzend geschaaret.

Es steigen die Jahre, schon sinket herab,
Was mit ihr einst fröhlich geblühet;
Es öffnet sich friedlich das stille Grab
Für die, so sich um sie gemühet:
Ach, der Schwestern Schaar,
Der Gebrüder Paar,
Es schwinden Vettern und Tanten.
Sie steht nun allein,
Im nächtlichen Schein,
Denn dahin sind alle Verwandten.

Noch lebt der Pfarrer so gut und fromm,
Der die Kirch' einst hatte geweihet;
Er liegt zu sterben, sanft ruft er: „„O komm,
Wohl hast du dein Irrsal bereuet!""
Ihr Herz war verschrumpft,
Die Seele verdumpft
Und taub für die Stimme der Liebe.
In des Irrsals Nacht,
Des Unglaubens Schacht,
War Frau Ellen tief eingefahren!

„„Fahr wohl denn, du arme verirrte Frau!
Mein Auge, bald thut es sich schließen.
Erweich' sie, o himmlischer Gnadenthau!
O möchten die Thränen ihr fließen!""
Sanft sank er dahin,
Mit kindlichem Sinn;
Frau Ellen sie sah ihn nicht sterben.
Auf Leben bedacht,
Läßt sie unbeacht,
Daß Leben sie führt zum Verderben.

Allein sitzt Frau Ellen im hohen Saal,
Das Bild der entflossenen Tage;
Hochalt, aber kräftig, voll tiefer Qual,
Zu stolz noch zur mindesten Klage.
Der Miethlinge Schaar,
Noch gehorcht sie zwar,
Doch nicht mit treuem Gemüthe.
Frau Ellen sitzt kalt
Wie Marmorgestalt. —
Ach, Frau Ellen hat es erfahren!

Nun schwinden die Sinne, das Auge umflirrt
Ein Gewebe düsterer Schleier;
Die Oeffnung des Ohrs umsaust und umschwirrt
Eintönig ein traurig Geleier;
Das Gefühl erdumpft,
Der Geschmack erstumpft,
Kaum tragen verknöcherte Kniee.
Von der Welt gewandt,
An's Leben gebannt — —
Frau Ellen, du hast es erfahren!

Sie verschmäht die Speis', sie verschmähet den Trank,
Sie schwindet dahin wie ein Schatten;
Doch wird sie nicht schwächer, sie wird nicht krank,
Nichts kann ihr das Leben ermatten!
Man strömet herzu,
Läßt nicht Rast noch Ruh,
Das furchtbare Wunder zu schauen:
Sie blicket so starr
Auf die fremde Schaar,
Und Alles erblickt sie mit Grauen.

Frau Ellen läßt zimmern den Sarg so lang
Aus des Waldes ältester Eiche:
„Drein sollt ihr mich legen, nicht todt noch krank,
Daß darin ich einsam verbleiche! —
Hinter'm Hochaltar
Mich setzt auf die Bahr',
Laßt den Pfaffen die Seelmessen singen! —
Jede Christnacht kommt
Er zu sehen, wie's frommt!" —
Ach Frau Ellen, du wirst es erfahren!

Und die Christnacht kam, und in tiefem Schnee
Ruht das Land im Leichengewande —
Frau Ellen, sie richtet sich in die Höh':
„Ist die Kirche noch immer im Stande?"
Sie empfängt den Wein,
Sie empfängt das Brot,
Sie empfängt die Labung der letzten Noth.
Ach, sie stürbe gern!
Todesschlaf ist fern.
O, du hast das Leben erfahren!

Und die Christnacht kommt, und die Christnacht geht,
Und Alles sich freut in der Runde:
Es wird den Kindlein der Lichtbaum erhöht
Zu der festlich heiligen Stunde.
Der Pfarrer so bang
Geht die Kirch' entlang,
Er besteigt des Hochaltars Stufen,
Und hinter'm Altar
Hört er furchtbar klar
Schon Frau Ellens Stimme sich rufen.

Ach, sie hebt den schweren Deckel empor,
Sie erhebt sich zwischen sechs Brettern:
„Kein Mitleid für mich in der Heiligen Chor,
Denn mich selbst, ach! wollt ich vergöttern!
Trefft Blitze den Bau!
Laßt zur Schreckensschau
In Asche mich Aermste verlodern!"
Drauf die Aermste schweigt,
Und zurück sich neigt,
Sie kann nicht im Sarge vermodern!

Denn die Kirche fest wie ein Felsen steht,
Auch sie kann nicht wanken noch weichen;
Kein Steinchen davon auseinander geht,
Und Frau Ellen kann nicht erbleichen!
O bitterstes Weh,
O schaudrige Höh,
Nicht sterben, nicht sterben zu können!
Viel mildere Qual,
In Fegfeuers Thal
Sich rein von der Sünde zu brennen!

Aloys Wilhelm Schreiber,

geboren den 12. October 1765 zu Kappel, einem Dörfchen am untern Schwarzwald bei der Burg Windeck in Baden, legte den Grund seiner wissenschaftlichen Bildung auf dem Gymnasium zu Baden und auf der Universität Freiburg. Bereits 1784 erhielt er ein Lehramt am Badener Gymnasium, das er jedoch 1788 mit einer Hofmeisterstelle in der Familie des badischen Staatsministers Grafen v. Westphalen zu Mainz vertauschte, worauf er, nach Baden zurückkehrend, eine Zeitlang in Bühl privatisirte. Als Schriftsteller schon bekannt, kam er durch mancherlei Verbindungen nach Rastatt zur Zeit des dortigen Congresses, und redigirte im Verein mit dem hannöverischen Ministerresidenten v. Schwarzkopf das Congreß-Handbuch (Rastatt 1798). Im J. 1800 wurde Sch. zum Professor der klassischen Literatur am Lyceum in Baden-Baden ernannt und 1805 als Professor der Aesthetik an die Universität Heidelberg berufen. Hier hielt er sich zu Voß und den Anhängern einer freieren Geistesrichtung; doch mußte er auch den Schaden dieser, in Verspottung der damals aufwuchernden mystischen Poesie sehr heiteren Vossischen Gesellschaften in mancherlei Anfeindungen tragen, welche Heidelbergs Professoren, immermehr gegen einander erbittert, ausübten und erduldeten. Müde dieser Parteireibungen, hielt er um die seit Posselt's Tod offene Stelle eines badischen Historiographen an, die ihm, nebst Verleihung des Hofraths-Charakters, 1813 zu Theil wurde. Er wohnte nun in Karlsruhe, wo er mehrmals Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgegenstände hielt, bis er, 1826 pensionirt, das ihm von Jugend auf lieb gewordene Thal von Baden zum Aufenthaltsorte wählte, wo seiner vielfachen literarischen Thätigkeit den 21. October 1841 der Tod ein Ziel setzte.

* * *

Wenn Schreiber's „Lehrbuch der Aesthetik" (1809) von nicht gewöhnlichem philosophischem Scharfsinn und reicher Kenntniß des weiten Kunstgebietes ein ehrenwerthes Zeugniß gibt; wenn die von ihm herausgegebenen „Gedichte Ulrichs von Hutten" (1810), so wie seine eigenen kräftigen Gesänge zur Zeit des Befreiungskampfes, zum Belege einer hellen und patriotischen Geistesrichtung, und wenn ferner mehrere seiner historischen Arbeiten und die Sagensammlungen als Kriterium seines von eben diesem Patriotismus befeuerten Forschungsgeistes dienen können, so wird der Tadel, der diesen allerdings ungemein fruchtbaren Schriftsteller wegen Schreibseligkeit gewöhnlich trifft, in Betracht dieser und mancher sonstiger praktischen Vorzüge seiner Schriften, mehr in den Hintergrund treten müssen, zumal auch in Betracht seiner übrigen poetischen Schöpfungen, worin sein schönes Talent nicht selten die Flügel des Genius erhebt. Das poetische Empfinden zeigt sich darin klar, die Betrachtung besonnen, der Geschmack lauter, und der Gedankenreichthum offenbart sich oft in der edelsten Form. Auch mehrere seiner epischen, in ihren Formen freilich mitunter zu weichen und elegisch gefärbten Lieder erfreuen durch glücklich gestaltende Phantasie (wie z. B. in dem trefflichen Gedicht der ewige Jude) und sprachgewandte musikalische Bewegung. Im Allgemeinen aber vermißt man in diesen objectiven Gebilden seiner mehr in der Dämmerung volksthümlichen Bewußtseyns streifenden Phantasie

das Element höherer Besonnenheit und plastischer Bestimmtheit. — Zu viel geisterhafte Phantastik, zu wenig naturgemäße, lebenfrische Wirklichkeit.

Unter seinen Schriften heben wir hervor:

Dramatische Gemälde. Wien 1791.
Scenen aus Fausts Leben. Offenbach 1792.
Launen, Erzählungen und Gemälde. Frankfurt a. M. 1793.
Launen und Träume eines Mannes, der weder Kosmopolit noch Spießbürger ist. Frankf. a. M. 1796.
Reisen meines Vetters auf seinem Zimmer. 2 Bde. Bremen 1797.
Skizzen und Erzählungen. Leipzig 1804.
Fiesko's Verschwörung wider die Doria im J. 1548. Dramatisch bearbeitet. Zürich 1804.
Die Malerei. Dortmund 1804.
Comödia Divina. Mit 3 Vorreden von P. Hammer, J. Paul u. d. Herausgeber. Heidelb. 1808.
Taschenbuch für Reisende am Rhein und durch seine Umgebungen. Ebd. 1812 (Auch unter d. Titel: Anleitung, den Rhein von Schaffhausen bis Holland, die Mosel von Coblenz bis Trier, die Bäder am Taunus, im Murgthal, Neckarthal und Odenwald zu bereisen). 2te Auflage 1818, mit dem Titel: Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland in den schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. (Auch mit dem Titel: Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art den Rhein von Schaffhausen bis Holland, die Mosel von Coblenz bis Trier, und die Bäder am Taunus, so wie Aachen und Spaa zu bereisen u. s. w.) 4te Aufl. 1836. Daraus ward besonders abgedruckt:
Auswahl der interessantesten Sagen an den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. Heidelb. 1819. — 3. Aufl., 2 Bdchn., ebd. 1839.
Gedichte und Erzählungen. Ebd. 1812.
Eichenblätter. Ebd. 1814.
Herbstrosen. Karlsruhe 1815.
Die Kaisergräber im Dom zu Speyer. Ebd. 1815.
Poetische Werke. 3 Bde. Tübingen 1817, 1818.
Handbuch für Reisende nach Baden im Großherzogthum, in das Murgthal und an den Schwarzwald. Nebst einer Auswahl der interessantesten Sagen aus dem alten Allemannien ꝛc. Heidelb. 1818.
Myrthen- und Cypressenkränze. 2 Bdchn., Stuttg. 1820.
Vollständiges Handbuch für Reisende in die Schweiz, Tyrol, Salzburg, durch Würtemberg und Bayern ꝛc. Als Fortsetzung des Handb. f. Reis. am Rheine u. s. w. Heidelb. 1836.
Novellen. 2 Bdchn., Karlsruhe 1839.
Beiträge zu verschiedenen periodischen Schriften. — Herausgeber der Cornelia seit 1816—1840, u. s. w.

87. Der Falke.

Im Eichenschatten auf dem Bühle
Sitzt, an des Felsenbrünnleins Rand,
Herr Friedewin in Morgenkühle,
Den treuen Falken auf der Hand.

Der Falke schwingt sich in die Lüfte,
Doch zieht er nicht auf Raub und Tod,
Er trägt ein Blatt voll Rosendüfte,
Er ist der Liebe treuer Bot'.

Das Brieflein bringt er zu Erlinen,
Der schönen Jungfrau hold und zart.
Der Ritter schwur, nur ihr zu dienen;
Doch ist ihr Vater stolz und hart.

Die Liebe hat sich viel zu sagen,
Dem Herzen ist die Trennung schwer,
Die leisen Wünsche und die Klagen,
Die trägt der Falke hin und her.

Doch heut ist er umsonst geflogen,
Er findet sie am Erker nicht,
Und durch den offnen Fensterbogen
Sieht er ein kleines mattes Licht.

Die Jungfrau ruht, im Todtenkleide,
Die Händ' gefaltet, auf der Bahr';
Als Gottesbraut ist ihr Geschmeide
Ein Kranz von Rosmarin im Haar.

Der Falke flattert zu der Leiche,
Er nimmt den Kranz und flieht davon,
Er kreiset dreimal um die Eiche,
Und niederfällt die Todtenkron'.

„Ich will die Kron' ihr wiederbringen!"
Ruft Friedewin im irren Schmerz:
„Das Leben läßt sich bald bezwingen,
Im Grabe ruht mir schon das Herz.

Mein festes Schloß, es mag zerfallen,
Nur einen Stab noch nehm' ich mir,
Dann will ich fort als Pilgrim wallen,
Und suchen so den Weg zu ihr."

88. Die Jungfrau auf Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme,
Die ziehn da ein und aus.

Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und sprach: „Nur still, ihr Todten!
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Haiderose,
Die steckte sie in's Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt;
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh' ich sie vor mir, —
Ach, könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging alsbald zu ihr!

89. Der Mummelsee.

Hoch auf dem Tannenberge,
Da ist ein schwarzer See,
Und auf dem See da schwimmet
Ein Röslein weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit seinem Haselstab:
‚Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!'

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binsenrand,
Doch aus dem Wasser hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunkeln Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebst,
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebst."

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See;
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt, —
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

90. Meister Oluf.

Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland,*)
Stand noch vor dem Amboß um Mitternacht;
Laut heulte der Wind am Meeresstrand,
Da pocht es an seiner Thür mit Macht:

„Heraus, heraus! Beschlag mir mein Roß,
Ich muß noch weit, und der Tag ist nah!"
Meister Oluf öffnet der Thüre Schloß,
Ein stattlicher Reiter steht vor ihm da.

Schwarz ist sein Panzer, sein Helm und Schild,
An der Hüfte hängt ihm ein breites Schwert;
Sein Rappe schüttelt die Mähne gar wild,
Und stampfet mit Ungeduld die Erd'.

„„Woher so spät? Wohin so schnell?"" —
„Auf Nordernei kehrt' ich gestern ein;
Mein Pferd ist rasch, die Nacht ist hell,
Vor der Sonn' muß ich in Norwegen seyn!"

„„Hättet Ihr Flügel, so glaubt' ich's gern."" —
„Mein Rappe läuft wohl mit dem Wind;
Doch bleichet schon da und dort ein Stern,
Drum her mit dem Eisen, und mach' geschwind!"

Meister Oluf nimmt das Eisen zur Hand,
Es ist zu klein, doch dehnt es sich aus,
Und wie es wächst um des Hufes Rand,
Da fassen den Meister Angst und Graus.

Der Reiter sitzt auf, es klirrt sein Schwert:
„Nun Meister Oluf, gute Nacht!
Wohl hast du beschlagen Odin's Pferd;
Ich eile hinüber zur blut'gen Schlacht!"

Der Rappe schießt fort über Land und Meer,
Um Odin's Haupt erglänzet ein Licht;
Zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
Sie fliegen schnell und erreichen ihn nicht.

*) Der Dichter scheint hier der Sage gedacht zu haben, nach welcher Helgoland, dessen gegenwärtige Größe in seiner Länge etwa 2200 Schritte, in seiner größten Breite 650, und da, wo das Eiland am schmälsten ist, 250 Schritte, und dessen größte Höhe am nordwestlichsten Rande 185 Fuß beträgt, bevor noch die eine Viertelstunde nach Nordosten entfernte Sanddüne von der Felseninsel, oder Klippe, durch das Meer getrennt war, vor alten Zeiten einen bedeutenden Umfang gehabt und eine reiche und mächtige Stadt in sich begriffen haben soll. Sonst könnte nicht von einer Schmiede die Rede seyn. A. d. H.

91. Der Rittertanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, die Gefährten sind fern,
Rings herrschen Grausen und Schweigen;
Durch die Wipfel leuchtet kein milder Stern,
Und kein Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen —
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Die wagt er jetzt kühn zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen;
Und lustig läßt er hinab in's Thal
Noch einmal sein Hifthorn ertönen.

Da wandeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen —
Es kommen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der Vorderste winket dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen;
Der Waidmann gehorcht, und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an,
Und folgen den zierlichen Schritten —
Da plötzlich hört man krähen den Hahn
In des Wiesengrunds schlummernden Hütten.

Und alles hält still und schaut empor,
Die Nacht, sie will schon zerrinnen;
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor,
Und geht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

---

92. Die Lilienbraut.

Vor des Kirchhofs öden Mauern,
— Schwarz umgittert ihn das Thor,
Und im heißen Mittagsscheine
Blinkten hell die Leichensteine —
Spielte froh der Kinder Schaar.

Horch, da knarrte leis die Pforte,
Und, schneeweiß von Angesicht,
Trat ein Kind heraus, und Blumen,
Rosen, Lilien und Myrthen
Bot es freundlich Jedem an.

Und die muntern Knaben griffen
Nach der Rosen bunter Pracht;
Mädchen schmückten sich mit Myrthen,
Banden wechselnd frische Kränze,
Spielten Bräutigam und Braut.

Lange stand das Kind, und keines
Nahm der andern Blumen wahr:
Als ein Mädchen, fromm und sittig,
Aus dem wilden Haufen nahte,
Eine Lilie sich erlas.

Und ein schnelles Lächeln zuckte
Auf des Kindes Angesicht;
Drauf ihr leis die Stirne küssend
Eilt' es fort; — ein heimlich Grauen
Bebte durch des Mädchens Brust.

Neckend riefen ihr die andern:
„Lilienbraut, komm Lilienbraut!“
Doch sie eilte zu der Mutter,
Von dem schönen Kind erzählend,
Aengstlich froh und tief bewegt. —

Zwölfmal war der Lenz entflohen,
Und zur Jungfrau, hold und zart,
Stand das Mädchen aufgesprossen;
Und von nah' und ferne warben
Jüngling' um ihr Herz und Hand.

Keiner doch mocht' ihr gefallen,
Denn geheimer Schauder griff
In ihr Herz, sobald die Thränen
Heißer Sehnsucht es berührten,
Die mitleidig sie empfand.

Endlich siegt der Liebe Flehen
Und der Mutter ernster Rath.
Der der Treuste ihr geschienen,
Wird erwählt, und schüchtern krönen
Lieb' und Scham den frommen Bund.

Anberaumt zur Hochzeitfeier
Ward der Tag; glückwünschend nah'n
An dem Abend vor dem Feste,
Einen Kranz von Rosen bringend,
Die Gespielinnen der Braut.

Da ergreift sie's tief im Innern,
Und der Kindheit frommer Geist
Rührt sie an, und lächelnd spricht sie:
‚Wißt ihr doch, nicht Rosen ziemen,
Lilie ist mein Hochzeitkranz!‘

Drauf, als still die Nacht gekommen,
Und der Lärm des Tags verstummt,
Lockt, im Freien lustzuwandeln,
Sie der laue Sommerabend,
An des Freundes sicher'm Arm.

Unvermerkt, nach langem Irren,
Steh'n sie vor des Kirchhofs Thor,
Und im blassen Mondenscheine
Blinken rings die Leichensteine
Ahnend schlägt des Mädchens Brust.

Offen steht die schwarze Pforte,
Und ein tiefer Orgelton
Summet aus des Kirchleins Hallen —
Zitternd in des Freundes Armen
Ruft die Jungfrau: ‚Laß uns flieh'n!‘

Aber kaum, daß sie's gesprochen,
Schließet sich ein langer Zug
Tief verhülleter Gestalten
An sie an, und nach dem Kirchlein
Reißt das Grausen sie mit fort.

Leis ertönt Gesang, und höher,
Immer höher steigt der Ton,
Immer tiefer sinkt die Orgel,
Bis in höchster Höh' und Tiefe
Sich der Schall in Nichts verliert.

Nun erfüllt sich vom Gedränge
Rings der Altar und das Chor:
Kinder, blaß, mit Todtenkronen
Ziehen durch die dichten Reihen,
Tragen einen Lilienkranz.

Und ein Jüngling, schön und herrlich,
Aber bleich, wie frischer Schnee,
Tritt hervor, und mit Entsetzen
Sieht die Jungfrau jenes Kindes
Züg' in seinem Angesicht.

Drauf ein Priester naht dem Altar,
Und der schöne Jüngling eilt
Auf sie zu mit zücht'ger Sitte,
Fasset ihre Hand, und kalter
Schauer dringt durch ihr Gebein.

An des Freundes Brust geklammert
Ruft sie bang: ‚Er ist's, er ist's!'
Starr hängt sie an seinen Blicken,
Als des Thurmes Glocke plötzlich
Schallt, und dumpf der Grund erbebt.

Und mit ängstlichem Gewimmer
Drängt die bleiche Schaar sich fort —
Finstre Stille wird's; kein Lüftchen
Rauscht; sprachlos in seinen Armen
Trägt der Liebende die Braut.

Keuchend eilt er durch die Pforte,
Die sich hinter ihm verschließt:
Da aus seinen Armen sinket
Todt die Jungfrau; eine Lilie
Duftet frisch an ihrer Brust.

---

93. Das Grab auf der Haide.

Es kehrt ein Rittersmann heim vom Streit,
Seine Burg möcht' er bald erreichen;
Die Nacht ist schaurig, die Eule schreit,
Der Sturm durchsauset die Eichen.

Jetzt sieht er nicht fern, mit blauem Schein,
Ein Lichtlein sich plötzlich erheben;
Es flackert an einem Grabesstein,
Den Dorn und Nesseln umgeben.

Und an dem Stein lehnt eine Gestalt,
Ein Mägdlein im weißen Kleide —
‚Lieb Mägdlein, es ist die Nacht so kalt,
Was machst du allein auf der Haide?'

„Mein Geliebter kommt heut aus fremdem Land,
Er hat mir die Ehe versprochen;
Dies goldne Ringlein gab er zum Pfand,
Drauf ist sein Name gestochen!"

‚Dein Geliebter, er hat gar leichten Sinn,
Die Fremde hält ihn gebunden;
Sein Ringlein, wirf es in's Wasser hin,
Ein schönres ist dir gefunden!

Ich nehme dich mit mir auf mein Schloß, —
Hinweg mit vergeblichem Harme!'
Der junge Ritter springt ernst vom Roß,
Und schlingt um das Mägdlein die Arme.

‚Dein Mund ist kälter als Eis, mir graut!
Du wirst an der Brust mir erblassen!'
„Ha, kennst du denn nicht mehr deine Braut,
Die du so treulos verlassen?

Jetzt hab' ich dich wieder, hier ist mein Haus,
Da soll uns nichts mehr entzweien!
Am Tage, da ruh'n wir, und geh'n heraus,
Wenn die Eulen um Mitternacht schreien!"

Sie küßt ihn, ihr Kuß ist kalt wie der Tod;
Sie ruft: „Nun bist du der Meine!"
Sie drückt ihn an's Herz, — beim Morgenroth
Da liegt er verblichen am Steine.

---

94. Hadur.

‚Wohin, o Jüngling, in Wetternacht,
Da es blitzt und kracht?
Und dort im steinichten Grunde
Da hauset ein wilder, fremder Gesell;
Horch, seiner Rüden Geheul und Gebell!
Mit dem Tode steht er im Bunde!'

„Ich hatt' ein gutes, getreues Schwert,
Es war mir gar werth,
Das hat der Gesell mir gestohlen.
Ich hatt' eine huldige, treue Maid,
Die raubt' er im Schlafe von meiner Seit',
Und beide will ich mir holen."

‚Nimm, Jüngling, dies Schwert, es ist gefeit!
Ich bin geweiht,
Und deute den Sternenreigen.
Steck' auf den Helm dieses Todtenbein!
Es leuchtet schwach, mit bläulichem Schein,
Doch wird es den Weg dir zeigen.'

Und Hadur dankt der Alrune sehr,
Er nimmt die Wehr,
Und zieht bei des Lichtleins Helle
Zum öden, steinichten Thalesgrund;
Da plötzlich tritt aus dem Felsenschlund
Der wilde, fremde Geselle.

In schwarzer Rüstung schreitet er her,
Und schwingt den Speer,
Wie der Sturmwind schüttelt die Tanne.
Er sagt zum Jüngling mit dumpfer Stimm':
„‚Ha, treibt dich hieher der Hölle Grimm?
Was willst du in meinem Banne?'"

Der Jüngling nicht lang antworten mag,
Und Schlag auf Schlag
Fällt er an den trotzigen Recken,
Und haut ihm herab den Helm vom Schopf,
Und sieht auf dem Rumpf einen Todtenkopf
Die Zähne gegen ihn blecken.

Und keck noch einmal das Schwert er schwingt,
Und wie es erklingt,
Da fällt der Recke zusammen;
Nur glimmende Asch' ist noch von ihm da;
Doch stracks erheben sich fern und nah
Viel hundert lodernde Flammen.

Des Jünglings Roß, es zaget und schäumt;
Doch wie es sich bäumt,
Treibt er's den Flammen entgegen;
Und im Nu da löschen sie alle aus,
Und Hadur kommt an ein Todtenhaus,
Wo tausend Gerippe sich regen.

In der Mitte, da steht aus Marmelstein
Ein Sargbettlein,
Von Löwenfüßen getragen:
In dem Sarge liegt seine schöne Maid,
Das Auge geschlossen, im weißen Kleid, —
Den Ritter ergreift ein Zagen.

Er springt von dem Pferd, da erheben sich
Gar fürchterlich
Die Todtengerippe in Schaaren;
Doch hat er sie kaum mit dem Schwert berührt,
Als schnell eine Windsbraut sie entführt,
Wie Geister auf Wolken fahren.

Er wirft sich auf das geliebte Weib,
Er umfaßt den Leib,
Er drückt die glühende Lippe
Auf Mund und Wange, — sie sind so kalt!
Dem Grabe gehört die schöne Gestalt,
Vermählt wird sie einem Gerippe.

Der Jammer bethört ihm Sinn und Herz,
Er sinket vor Schmerz
Am Sarg ohnmächtig darnieder.
Schon röthet die Frühe der Berge Saum,
Und Hadur erwacht wie aus schwerem Traum,
Ihm kehrt das Bewußtseyn wieder.

In einem Garten, wo neben der Bluth'
Die Goldfrucht glüht,
Von Frühlingsdüften umschwommen,
Da liegt er, und eine Jungfrau schön
Steht vor ihm, er hat sie oft gesehn,
Sie heißt ihn freundlich willkommen.

„Ich sah dich, du süße schöne Maid,
Im Todtenkleid,
Umgeben von schauriger Stille,
Und zähnefletschend sah ich den Tod, —
Jetzt stehst du vor mir so frisch und roth,
In des Lebens herrlicher Fülle!"

„„O Hadur, du hast mit kühnem Schwert
Die Treue bewährt,
Und Schönes wird dir zum Lohne!
Im Garten der Liebe sind wir hier,
Mein Leben, das hast du erkämpfet dir,
Und mir die duftende Krone!""

---

95. Der ewige Jude.

Von des Hügels kahlem Rücken
Wankt ein hagrer Greis herab,
Wandelt fort mit stieren Blicken
Ueber Bäche ohne Brücken;
Nimmer ruht sein Wanderstab.

Unter Bäumen sieht er blinken
Einen Quell im Abendlicht,
Aus dem Quelle will er trinken,
In den Schatten will er sinken,
Doch ihn treibet das Gericht.

Eine Blume will er pflücken,
Laben sich an ihrem Duft:
Nieder kann er sich nicht bücken,
An sein Herz kein Wesen drücken,
Denn der Geist der Rache ruft.

Unter abgestorbnen Eiben
Ueber Gräber geht sein Lauf:
„Wird es mich denn ewig treiben,
Darf ich auch bei euch nicht bleiben,
Nimmt auch hier mich Keiner auf?"

Und die alten Gräber dröhnen,
Geisterstimme ruft ihm zu:
‚Gott läßt nimmer sich verhöhnen,
Eile fort, ihn zu versöhnen!
Störe nicht auch unsre Ruh!'

Und er geht mit Angst und Beben,
Sieht zerknirscht den Himmel an;
Eine Wolke sieht er schweben,
Sieht ein Wetter sich erheben,
Und ihn faßt ein Hoffnungswahn.

Nacht erwacht, die Donner schallen,
Plötzlich zuckt ein Strahl herab, —
Freudig hört er's um sich hallen,
Aber, ach! in Staub zerfallen
Ist ihm nur sein Wanderstab.

Und er irrt mit scheuem Tritte
Immer weiter ohne Plan,
Und es suchen seine Schritte
Keine Heimat, keine Hütte;
Er gehöret Niemand an.

Unter alten Zwillings-Eichen
Sieht er jetzt ein Denkmal stehn —
Weh, es ist des Mittlers Zeichen!
Aengstlich will er ihm entweichen,
Will ihn auch im Stein nicht sehn.

Doch, es drängt ihn, hinzuwallen
Zu dem heil'gen Angesicht,
Auf die Kniee kann er fallen,
Und mit schwacher Stimme lallen:
„Floß für mich dein Blut denn nicht?

Ach! in deiner Todesstunde
Raubt' ich dir die kleine Rast;
Mit der Frevler Schaar im Bunde
Höhnt' ich dich aus frechem Munde
Unter deines Kreuzes Last!

Dein Gericht hat schwer getroffen;
Ewig irrt mein Wanderstab
Ohne Ruhe, ohne Hoffen.
Ach! kein Arm ist für mich offen,
Und kein Himmel, und kein Grab!"

Sieben goldne Strahlen reihen
Jetzt sich um des Mittlers Haupt:
„,Wer gefehlt hat, darf bereuen,
Und mein Antlitz Keiner scheuen,
Der mich liebt und an mich glaubt!

Alle sind zu mir berufen,
Alle durch des Vaters Huld.
Hättest an des Kreuzes Stufen
Früher du zu mir gerufen,
Längst getilgt wär' deine Schuld!''

Und der Wandrer sieht die Wunden,
Und das Blut, das ewig wallt —
Plötzlich ist sein Geist entschwunden,
Und vom Leben losgebunden
Kniet am Kreuze die Gestalt.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck.

Dieser herzinnige Liederdichter, geboren den 1. Januar 1766 in Lübeck, widmete sich zu Jena, wo er bis 1793 verweilte, der Arzneiwissenschaft. Nachdem er größere Reisen unternommen, versah er eine Sekretärstelle bei dem Finanzminister Grafen von Schimmelmann in Kopenhagen, wo er mit den ausgezeichnetsten Künstlern und Gelehrten in Verbindung kam. Seit 1806 als königl. dänischer Justizrath, Bankdirektor und Ritter vom Danebrog, zugleich seit 1813 als Divisionsmajor der Bürgergarde in Altona lebend, zog er sich im J. 1829 von den Geschäften zurück und besorgte noch kürzlich als achzigjähriger Greis die Herausgabe der dritten Auflage seiner Gedichte.

Seine poetische Neigung erhielt im Umgang mit Sophie Mereau, Gerstenberg, Herder, Wieland, Schiller, Göthe, Christian v. Stolberg, ihre Richtung. Seine Poesien, wenn auch keiner mächtigen Begeisterung entsprossen, erfreuen durch sinnigtiefe Naturandacht, wahre und herzliche Empfindung und heitere Lebensphilosophie im Geleit der Grazien, der Sittlichkeit, des Wohllauts. Mehrere sind volksthümlich geworden, namentlich „Zitherbubens Morgenlied: Fröhlich und wohlgemuth wandert das junge Blut" ꝛc. und „Ich komme vom Gebirge her" ꝛc. In seinen darstellenden Gedichten sehen wir das poetische Moment hin und wieder, wie z. B. im „Klosterbruder", von der ethisch-didaktischen Tendenz unterdrückt, oder von dem Gewande der Allegorie die Idee umhüllt, wie in der „Kinderwelt"; wogegen uns die Erzählung „Paul Gerhard", obgleich sich auch hier die Reflexion eindrängt, mit sicherer Individualisirung und sprechenden, der Situation angemessenen Zügen, poetisch bestimmt und in klarer Anschaulichkeit entgegen tritt. Mehr im Balladenton gehalten sind die Gedichte „Susanna" und „die Hand Gottes", ersteres in mythisch-volksinniger Weise aufgefaßt und behandelt, letzteres, mit romantisch-christlicher Unterlage, besonders durch lebendigen Fluß der Melodie und rasche Aufeinanderfolge der Begebenheiten, die an einen Ort und in eine Zeit ächt künstlerisch zusammengedrängt sind, wie in Schiller's „Ring des Polykrates", die tragische Idee veranschaulichend.

Von ihm:

Gedichte. Herausgegeben von H. Ch. Schumacher. Altona 1821. — Zweite vermehrte Auflage, ebd. 1826. — Dritte verm. und verbesserte Auflage, Altona 1847.
Historische Studien. Ebd. 1827.
Ueber Kaspar Hauser. 2 Hefte. Ebd. 1831.

96. Paul Gerhardt *).

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.
Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edict es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen,
Mußt droben Dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth;
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken:
Ein' veste Burg ist unser Gott!"

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„,Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen!
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!''

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemts, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht.
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihm halten stille" —
Und drauf verneigt er sich und geht.

*) Paul Gerhardt war Diakonus an der St. Nikolaikirche in Berlin. Im J. 1666 gab ihm Kurfürst Friedrich Wilhelm seine Entlassung, setzte ihn aber ein Jahr darauf wieder in sein Amt ein. P. G., der sich gleichwohl in seiner Wirksamkeit beschränkt sah, verließ nun freiwillig Berlin und begab sich nach Sachsen, wo ihn im J. 1669 Herzog Christian von Sachsen-Merseburg zum Archidiakonus in Lübben in der Niederlausitz ernannte.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf in's Helle,
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben,
Der fremden Erde zu;
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau' den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
In's Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
‚Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vertreter seyn?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brot den Stein!'

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!"
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus mit Eile,
Und bringt, nach kleiner Weile,
Des Trostes goldnes Lied zurück:

„Befiehl du deine Wege,
„Und was dein Herze kränkt,
„Der allertreusten Pflege
„Deß, der den Himmel lenkt!"
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh';
Denn, kaum das Lied vernommen,
Ist über sie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie schwören still, und schauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunkeln Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie schwören, ob die Wellen
Bis an die Seele schwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen,
Und himmelan geflogen,
Da steht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen scharrt im Sande
Bereits des Rosses Fuß;
Es bringt aus Sachsenlande
Der Bote diesen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beschieden
Durch Herzog Christian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln sah'n!

Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd';
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf, es graut der Morgen!
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand!
Es winken uns die Gränzen —
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!""

---

97. Der Klosterbruder.

Der Jüngling zog den Pfortenring:
„Gott geb' Euch, Vater, Frieden!
Das Glück, wonach ich lange ging,
Ich fand es nicht hienieden,

Und kehre, hier in frommer Ruh
Dem Himmel nun zu leben,
Der argen Welt den Rücken zu,
Der ich mich blind ergeben.

Ach! in der Welt ist nichts als Schuld,
Als Reue, Haß und Thränen.
Was bleibt dem Armen, als Geduld,
Und sich hinaus zu sehnen?

Er läßt dahinten nichts zurück,
Als Dornen und Cypressen;
Sein bestes Theil, sein schönstes Glück,
Ist Scheiden und Vergessen.

Drum, guter Vater, laßt mich ein
In diese Klostermauern,
Da will ich still und friedlich seyn
Und, bis ich sterbe, trauern!"

„„Mit Nichten, Jüngling! Nimm den Stab,
Und wand're frohen Muthes!
Es muß hienieden auf und ab
So Böses seyn, als Gutes.

Des Menschen Herz sei stark und fest,
Zu lieben und zu hassen;
Denn wisse: wer die Welt verläßt,
Ist bald von ihr verlassen.

Ob rings der Himmel noch so grau,
Und noch so schwarz die Wellen,
So muß der Wimpel grün und blau
Am Lebensschifflein schwellen.""

„O frommer Greis, vernimm mein Leid,
Und ehre meine Schmerzen!
Es ziemt sich wohl das Trauerkleid
Für die gebrochnen Herzen.

Der Hoffnung Veilchen sind erstickt,
Verbleicht die hellen Farben,
Der Unschuld Lilien geknickt —
Der Freude Rosen starben.

Der Vater liegt auf ferner Flur
Vergraben tief im Sande,
Und Freund und Liebchen brach den Schwur,
Und zog in fremde Lande.

Dies grobe, dürftige Gewand,
Des Fremdlings milde Gabe,
Der Knotenstock in meiner Hand,
Ist Alles, was ich habe.

Des Baumes Wölbung ist mein Haus,
Mein Bette Rasenfläche,
Des Feldes Wurzeln sind mein Schmaus,
Mein Trank des Waldes Bäche.

Und einsam muß ich, stumm und kalt,
Das Thal hinunter wallen;
Es werden von dem Thurme bald
Die Sterbeglocken schallen.

Dann wird von keinem Angesicht
Des Mitleids Thräne fließen;
Der Liebe Blumen werden nicht
Auf meinem Grabe sprießen."

„„O guter Jüngling, traure nicht!
Die Welt geht auf und nieder,
Die Blume welkt, das Glück zerbricht,
Und beide kehren wieder.

Wie Fels der Gram im Herzen liegt —
Vernimm des Greises Worte:
Die Wolke zieht, der Vogel fliegt,
Und bleibt an keinem Orte.

Drum nicht an schnöden Erdentand
Den feigen Sinn gebunden!
Des Liebchens Schwur, des Freundes Hand
Sind selten treu befunden.

Wie Wind vom Meere kommt und haucht,
So sind des Menschen Sorgen;
Auf Erden Weniges man braucht,
Und braucht es nur bis morgen.

Denn morgen oder über Nacht
Wird uns das Grab gegraben, —
Was ist es dann, ob ausgelacht,
Ob ausgeweint wir haben?

Ob du gebettelt an der Thür,
Ob Tausenden geboten: —
Man zieht das Glöcklein für Gebühr,
Und wirft dich zu den Todten.""

---

98. Susanna.

Es kaum begann zu tagen,
Susanna ging von Haus:
„Hinaus ist er getragen,
Und ich muß auch hinaus!"

Sie lief durch Markt und Gassen:
„Ade, geliebter Ort!
Ich muß dich nun verlassen,
Susanna wandert fort."

Sie kam zur Kirchhofs-Linde,
Sie warf sich auf das Grab,
Und riß die Trauerbinde,
Und riß den Schleier ab.

Wie flatterten die Locken!
Wie seufzte sie so tief!
Da läuteten die Glocken,
Da war's, als ob was rief.

Sie kam zur krummen Brücke,
Sie ging hinab in's Feld:
„Er kommt nicht mehr zurücke,
Drum weiter in die Welt!"

Sie sprang durch Wald und Weiden,
Wie das gejagte Reh:
„O Gott, wie thut das Scheiden,
Wie thut's im Herzen weh!"

Sie sprang durch Moor und Gründe,
Bis matt sie liegen blieb;
Doch ach, wie Fluch und Sünde
Es sie von dannen trieb!

Sie schweifte viele Meilen,
Die Erde schien ihr leer;
Sie durfte nirgend weilen,
Und kam zuletzt an's Meer.

Sie saß so bang am Rande,
Die Luft war schwül und roth:
„Ich bin hier fremd im Lande,
Und wäre lieber todt!"

Da thät die Woge schwellen
Und brausen hoch empor,
Da stieg aus grünen Wellen
Der Wassermann hervor —

Das gelbe Haar voll Perlen,
Das Auge sanft und blau,
Der Leib so schlank wie Erlen,
Die Rede Honigthau.

Er neigte, halb gehoben,
Den Wasserlilienstab:
„„Was willst du länger droben?
Komm, liebe Maid, herab!

Denn draußen ist es schwüle,
Und rauh der Weg und weit;
Mein Kämmerchen ist kühle,
Das Bettchen steht bereit.

Komm, reiche mir die Hände,
Und dieser Ring ist dein!
Dann bist du sonder Ende
Das traute Liebchen mein.

Mit Muscheln und Korallen,
Auf Meeresgrund gepflückt,
Im Hause von Kristallen
Ist meine Braut geschmückt.

O habe, Kind, Vertrauen,
Und fasse mich nur an!""
Sie schauderte vor Grauen,
Des Herzens Blut gerann.

Sie schwankte hin und wieder
So leichenstarr und blaß;
Der Blick flog auf und nieder,
Das Auge war nicht naß.

Er schmeichelte so süße,
Sie blieb, wie träumend, stehn;
Es war, als ob die Füße
Nicht weiter konnten gehn.

Sie stand hinabgebogen,
Da faßt er das Gewand, —
Sie fühlt sich fortgezogen,
Und reichte schnell die Hand.

99. Kinderwelt.

Der König stand, der Page sprang,
Es rauschen auf die Pforten,
Und Glockenspiel und Cymbelklang
Erschallt an allen Orten.

Wie schimmert das kristallne Schloß
Auf hohem Sonnenberge!
Der König schwingt sich auf das Roß,
Den Bügel halten Zwerge.

Wie funkelt es von Fuß zu Kopf!
Wie blitzen Helm und Schienen!
Wie strahlen an dem Säbelknopf
Smaragden und Rubinen!

Es hält der blanke Rittersmann
Den rosenfarbnen Zügel;
Der Schimmel hebt sich himmelan
Und schwingt die blauen Flügel.

Was weint die schöne Königin
Dort an der Marmortreppe?
Auf, auf, ihr Mohren! hurtig hin,
Und tragt die Atlas-Schleppe!

Hinauf das goldne Ringelhaar
Die zarten Elfen klettern;
Sie trocknen ihr das Aeuglein-Paar
Mit Mandelblüthen-Blättern.

Was will der Blick, wie Mondesstrahl?
Was will das holde Winken?
Hinweg, und stürb' ich tausendmal,
Zu Füßen ihr zu sinken!

O Wonne, Wonne! seh' ich nicht
Die Wolken aufgeschlossen,
Und Purpurgluth und Rosenlicht
Am Himmel ausgegossen?

Es kommen junge Seraphin,
Wie Schwäne weiß, geflogen;
Sie weben einen Baldachin
Aus Duft und Regenbogen.

Wie baden im Orangenduft
Die lichtumstrahlten Engel!
Sie tanzen schwebend in der Luft,
Und halten Lilienstengel.

100. Die Hand Gottes*).

Zum Herrscher sprach der fromme Mund:
„„Was da gesäugt vom Weibe,
Dem sei das Wort des Höchsten kund,
Er spricht: Es ist der alte Bund,
Daß nichts auf Erden bleibe;
Und es zerbricht, wie Glas, sein Schelten
Den Königsscepter dreier Welten.““

Und als der Seher redend stand,
Da kam heran der Bote:
„Ein Wetter Gottes ging durch's Land,
Des Reiches Saaten sind verbrannt,
Versengt erstirbt die Schote:
Und giftiger Insekten-Regen
Zerfraß des Oelbaums kargen Segen!“

Und ehe noch der letzte Ton
Der Rede war verklungen,
Da kam der Woge rauher Sohn,
Dem Untergange kaum entflohn,
In banger Hast gesprungen:
„Herr, deine Flotten sind genommen,
Vom Norden kam der Feind geschwommen!“

Und als das Wort gesprochen war,
Erschien sofort ein Dritter:
„Der Hölle Reich ist offenbar,
Es sprengte, Herr, der Sklaven Schaar,
Zehnhundert Mann die Gitter,
Und ihrer Rotte frühe Horden
Sind ausgesandt, den Schlaf zu morden!“

Und als Entsetzen rings sich regt,
Kam neue Kunde wieder:
„Der Todesengel trifft und schlägt,
Was des Verderbers Zeichen trägt,
Mit Pfeilen Gottes nieder;
Und der Geschlechter Myriaden
Sie fallen wie gemähte Schwaden!“

Und kaum gesagt, als todtenbleich
Ein Diener bringt die Mähre:
„Verloren, Herr, ist Kron und Reich!
Es stürmen, wilden Wettern gleich,
Heran Rebellen-Heere,
Und wie im Winde Spreu zerstoben,
Flieh'n deine Starken, wo sie toben!“

Und als das Schreckenswort noch schwebt,
Erscholl es an den Schranken:
„Der Herr im Zorne sich erhebt,
Der Erde Veste hat gebebt,
Und ihre Säulen wanken,
Und der Paläste Marmorhallen
Sind vor dem Herrn in Staub zerfallen!“

Und drauf der König also spricht:
„„Wer mag dem Höchsten rathen?
Der Blitze schickt und sie zerbricht,
Er sitzt in Wolken zu Gericht,
Und wägt der Väter Thaten;
Und geht das Reich mit uns zu Ende,
So fallen wir in Gottes Hände.““

*) Im Jahre 1804 lag die Hand Gottes schwer auf Spanien, welches nach einander mit Mißwachs, Krieg, Aufruhr, Pest und Erdbeben heimgesucht ward.

Karl Wilhelm Justi,

geboren am 14. Januar 1767 zu Marburg, begann im fünfzehnten Jahre, kurz nach dem Tode seines Vaters, welcher daselbst Oberpfarrer war, seine theologischen Studien, setzte dieselben 1787 in Jena fort, und übernahm hierauf eine Hauslehrerstelle zu Wetzlar. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, die von nun an für immer sein Wohnort blieb, ward ihm 1790 das Amt eines Predigers an der protestantischen Pfarrkirche, und seit 1793 zugleich eine ordentliche Professur der Philosophie übertragen. Im J. 1801 zum Archidiakonus und bald darauf zum Superintendent und Consistorialrath erwählt, empfing er 1806 die theologische Doctorwürde, wurde 1814 Oberpfarrer und 1822 ordentlicher Professor der Theologie, wie auch 1834 ordentliches Mitglied der königl. dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde und der königl. sächsischen historisch-theologischen Societät zu Leipzig. Er beschloß seine Tage am 7. August 1846 zu Marburg.

Justi wurde sehr frühzeitig als Dichter bekannt. Schon im Jahr 1782 nahm Bürger ein Lied des vierzehnjährigen Knaben in den Göttinger Musenalmanach auf; andere Gedichte beim Tode der Seinigen folgten, und immer blieb ihm später die Dichtkunst eine Zuflucht, welche ihn, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, „in mancher stillern Stunde für die rauhe Gegenwart entschädigte.“ Seine zehnte Muse war das Herz. Reger Sinn für das Schöne, vertraute Bekanntschaft mit klassischen Meistern, ein Gemüth, das sich gern aus dem Vergänglichen flüchtet in's Reich des Ueberirdischen, in den Gottesdom der Natur, in den Tempel heiliger Freundschaft, oder in die Hallen romantischer Vorzeit, charakterisiren seine Lieder. Weniger glücklich im Romanzentone, den er einigemal anstimmte, verstand er dagegen die Accorde der christlich-religiösen Volkssage, der Legende nämlich, mit mehr Sicherheit anzuschlagen. Größere Verdienste hat er sich durch lebendig-poetische Reproduction althebräischer Gesänge, z. B. des hohen Liedes u. s. w., in deren nationalen Geist er, nach Eichhorn's und Herder's Vorgang, einzuführen beabsichtigte, so wie durch der Kirchengeschichte des Mittelalters und der Geschichtsforschung seines hessischen Vaterlandes angehörige Schriften erworben.

Von ihm:

Abendphantasien. Marburg 1790.
Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellt. Zürich 1799. — Neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage, Marb. 1835.
Hessische Denkwürdigkeiten. 3 Thle., Zürich, 1799—1802. Herausgegeben mit Hartmann.
Nationalgesänge der Hebräer. Neu übersetzt und erläutert. 3 Bde., Leipz. 1803—1808.
Gedichte. Marburg 1808. — 2te Aufl., Siegen 1810. — Neue Sammlung, Marb. 1834. 2te Ausg., 1835.
Blumen altebräischer Dichtkunst. 2 Bde. Gießen 1809. (Aus den historischen Büchern des alten Testaments, aus dem Buch Hiob, den Psalmen, aus Jesajas und Ezechiel, Jeremias und den kleinen Propheten genommen. Das hohe Lied ist ganz gegeben.)
Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen. Gießen 1812.
Teutona's Nacht und neuer Morgen. Marb. 1813.
Erscheinungen im Haine Thuisko's. Herausgegeben mit W. Beck. Mit einem Nachtrage von Seume. Ebd. 1814.
Die Vorzeit (Taschenbuch). Ebd. 1820 ff.
Geist der hebräischen Poesie (Vermehrte Ausgabe der Herder'schen). Leipz. 1829.
Sionitische Harfenklänge. Ebd. 1829.
Beiträge zur Ersch-Gruber'schen Encyklopädie. — Aufsätze und Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, in Gabler's theolog. Journal, in Ammon's und Berthold's kritischem Journal der neuesten theologischen Literatur 2c. 2c.

---

101. Jukunde.

Traurig sinnend saß Jukunde
Auf dem hohen Felsenschloß,
Lehrend ihre beiden Söhne —
Als es süß, wie Lautentöne,
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine stille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!
Einen Ritter siehst du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn.

Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! schon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz so heiß und voll!“

Zürnend sprach die treue Gattin:
„„Nahe dieser Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längst mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schicksal nicht!

Dem zuerst mein Herz geschlagen,
Schlägt es bis zur stillen Gruft.
Treue hab' ich ihm geschworen,
Deine Seufzer sind verloren,
Und verwehn im Abendduft.““

„Treue hast du ihm gelobet;
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebst du für den Todten nur?“

„„Nein, ich lebe frischem Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einst sie herrlich blühen,
Dann mag diese Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war.““

Ernst und sinnend schwieg Jukunde,
Als der Ritter dieses sprach:
„Edle Frau, vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und süße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

Rudolf bin ich, der die Freundschaft
Deines Gatten hat erstrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend, hab' ich dir gelogen —
Wilhelm, der beweinte, lebt!"

""Komm herein!"" sprach die Entzückte,
""Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend
Und das Urbild wahrer Tugend;
Neues Leben strömt durch mich!""

Bald erstieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felsenschloß.
Aber — welch ein Wonnebeben!
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbst in seinen Arm sie schloß!

---

102. Elisabeth's Rosen*).

Kennt ihr das herrliche Weib, vom Schwarm
Der Bettler umringt, mit dem Körbchen am Arm?
Elisabeth ist es; von Wartburg's Höhn
Kommt sie, den Dürftigen beizustehn.

Die Edelknaben und Höflinge sahn
Die Spende mit scheelen Augen an,
Und das landgräfliche Küchenamt
War insgeheim darüber entflammt.

Man raunt' es hämisch dem Fürsten in's Ohr,
Und stellet die Sache so wichtig vor
Und so gehässig, als ob dabei
Das Beste des Landes gefährdet sei.

Und Ludwig verbeut mit hartem Sinn
Solch Mitleid der sanften Helferin,
Und ruft im Zorn: „Es ziemt sich nicht,
Wenn eine Fürstin mit Bettlern spricht!"

Sie unterwirft sich dem strengen Gemahl
So lange, bis laut die Bettler im Thal
Zum Fenster herauf um Hülfe schrein;
Da kann sie nicht länger gehorsam seyn.

Sie winket verstohlen den Kammerfraun,
Nach einigen Schüsseln sich umzuschaun,
Füllt schnell ihr Körbchen vom festlichen Schmaus,
Und stiehlt sich leise zum Pförtchen hinaus.

Das wird von jener genäschigen Schaar
Der Edelknaben einer gewahr,
Läuft schadenfroh zum Gebieter hin
Und verräth die fürstliche Geberin.

Wie Ludwig nun auf die Brücke trat,
Den Hut verschob, sich räuspert', und that,
Als schau' er behaglich das Thal entlang,
Da wurde der armen Elisabeth bang.

Sie hört des Gemahles klirrenden Sporn,
Sein Auge flammt von wildem Zorn;
Sie weiß vor Angst nicht, wie ihr geschehn,
Und bebt, und vermag nicht weiter zu gehn.

Und wie sie unter die Schürze gewandt
Das Körbchen verbirgt mit zitternder Hand,
Hat sie der Landgraf eben entdeckt,
Und ruft voll Wuth: „Was hast du versteckt?

Bekenne mir, Weib! Gewiß ist es Brot
Für Bettler, die ich zu füttern verbot!" —
Sie senkte das Antlitz erröthend und sprach:
'S sind Rosen, die ich im Burgzwinger brach!"

„Laß sehn!" versetzte der Eh'herr, und keck
Reißt er vom Körbchen die Schürze weg,
Indeß ihren Heil'gen im stillen Gebet
Die Fürstin beklommen um Hülfe fleht.

Und seht, o Wunder! Es blüht ein Strauß
Von rothen und weißen Rosen heraus —
Der Landgraf staunet, verletzt vom Dorn,
Und Milde verjagt den gebietrischen Zorn.

Er steckt ein Röschen auf seinen Hut,
Und ruft: „O Liesbeth, bleibe mir gut!
Du bist so unschuldig und edel und rein,
Kein Engel des Himmels kann frömmer seyn!"

Drauf küßt er den Engel mit Innigkeit,
Und gibt den Höflingen diesen Bescheid:
„Wer je meine Liesbeth wieder verklagt,
Der büß' es im Kerker, wo nimmer es tagt!"

Elisabeth aber, nun wieder fern
Vom Falkenblicke des Eheherrn,
Begibt sich freudig den Felsenhang
Hinunter, und folget dem Herzensdrang.

Und als die Milde, die Gott vertraut,
Mit frommem Aug' in ihr Körbchen schaut:
Da ist es, vom Dufte der Rosen umhüllt,
Bis zum Rande mit köstlichen Speisen gefüllt.

---

*) Elisabeth, Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und Gemahlin Ludwig's IV., des Heiligen.

Christian Jakob Salice-Contessa,

geboren den 24. Februar 1767 zu Hirschberg in Schlesien, der Sohn eines dortigen aus Oberitalien entflammten Kaufmanns, besuchte nach erhaltener Vorbildung im elterlichen Hause eine Zeitlang das katholische Gymnasium in Breslau, erlernte dann auf seines Vaters Wunsch die Handlung in Hamburg, und machte, nach mehrjährigem Aufenthalte in der Welthandelsstadt, 1788 Reisen durch Frankreich, England und Spanien. Zurückgekehrt in die Heimat, verheirathete er sich 1791 mit Johanna Helena Hedwigis aus Gleiwitz und übernahm, nachdem sein Vater (1793) gestorben, dessen Handlung, die er mit geschäftiger Umsicht verwaltete. Aber von seinem lebhaften Geiste getrieben, ließ er sich mit einigen Freunden in eine der Regierung verdächtige Verbindung ein, die für ihn im J. 1797 einjährige Staatsgefangenschaft zu Spandau und Stettin zur Folge hatte. Seiner Vaterstadt wiedergegeben, leitete Contessa die Direction der Zuckerraffinerie zu Hirschberg, und versah nebenbei auch das Amt eines Schulvorstehers. Im J. 1810 wählten ihn die Stadtverordneten zu ihrem ersten Vorsteher. Besonders thätig bewies er sich 1813 bei Organisirung der Landwehr als städtischer Commissär. Als er sich bald nachher auf seinem bereits 1812 gekauften Klostergute Liebenthal in die Stille des Landlebens zurückzog, erhielt er, in Anerkennung seiner Verdienste um das allgemeine Wohl, vom Könige von Preußen das Patent als Commerzienrath. Seit dem Jahre 1819, in welchem er den Posten eines Directors der Zuckerraffinerie niedergelegt, lebte er, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, theils auf seinem Landgute, theils in seiner Vaterstadt. Schmerzlich traf ihn die Trauerkunde von dem Tode seines jüngeren Bruders Karl Wilhelm (1825). Er ermannte sich indeß über diesen Verlust, und nahm die ihn treffende ehrenvolle Wahl zum Landtagsdeputirten an, schwerlich ahnend, daß auch ihm das Ende seines Lebens nahe war. Als er von einer Geschäftsreise nach Neuhaus bei Lübben in der Niederlausitz, wo er Ernst v. Houwald besucht hatte, am 31. August 1825 wieder auf sein Landgut zurückkehrte, befiel ihn ein heftiges Fieber, das bereits den 11. September 1825 seinen Tod herbeiführte.

Contessa, dessen früh erwachtes Talent für Poesie durch die Lectüre der vorzüglichsten Dichter und Prosaiker seiner Zeit, wie durch den Umgang mit Freunden von ausgezeichneter Bildung zur Reife gediehen, hat sich mehr als Romanschriftsteller („Der Freiherr und sein Neffe"), denn als Lyriker einen Namen gemacht. Eine Sammlung seiner noch wenig allgemein bekannt gewordener Gedichte, nach des Verfassers Tode 1826 veröffentlicht, spricht durch Einfachheit, Klarheit, tief ergreifende Gemüthlichkeit und eine oft stille Andacht zum Herzen, während seine Darstellungen ohne Ausnahme eine reine Sprache, treffende Gedanken und eine Fülle von klaren Bildern charakterisiren.

Er schrieb:

Das Grabmal der Freundschaft und Liebe. Ein Roman. Breslau u. Hirschberg. 1792.
Hedwig von Wolfstein, Trauerspiel. Breslau 1794.
Dramatische Scenen und historisch-romantische Gemälde. Breslau 1804.
Almanzor, eine Novelle. Leipzig 1808.
Dramatische Spiele. Herausgegeben mit seinem Bruder Karl Wilhelm Contessa. Hirschberg 1812—1814.
Des Dichters Ahnungen und die Leipziger Völkerschlacht. Zwei Gedichte. Hirschberg 1815.
Alfred, Schauspiel. Hirschb. 1818.
Drei Erzählungen. Frankf. a. M. 1823.
Der Freiherr und sein Neffe. Roman. Breslau 1824.
Pflicht und Liebe (ein noch ungedrucktes Drama).
Gedichte. Herausgegeben von Dr. W. L. Schmidt. Hirschberg 1826.

---

103. Der Schiffbrand.

Die Sonne spiegelt sich im Meer,
Der Wind haucht leisen Athem drüber,
Nach Süden zieht vom Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber,
Und wie die Wolken oben zieh'n,
Zieht unten flink ein Schiff dahin:
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche schwere Last.

Schwer ist das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland sich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen fleugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet:
Und solcher Herzen trägt es viel,
Das Schiff, zu solcher Hoffnung Ziel.
Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts ist der Blick gewandt.

So stehn sie, Frau'n und Männer, dort,
Und leichter will das Herz fast schlagen;
Der frische Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung schon voraus getragen,
Die schmückt das unbekannte Land,
Weit über'm Meer den fremden Strand,
Mit ihren reichsten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus.

„Glück auf der heitern Fahrt! Glück auf!
Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
Bald winken, grüßend eurem Lauf,
Der neuen Heimat neue Sterne." —
Glück auf! — Wer sprach, hat's gut gemeint;
Gut ist der Wind, die Sonne scheint,
Und fromm zu Willen selbst das Meer;
Doch anders kommt's von oben her.

„Gut ist der Wind und fromm das Meer —
Glück auf zur Fahrt!" — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch du! Was ist das! Hab' Erbarmen,
Herr Gott und Vater steh' uns bei!
Der Ruf erklingt wie Feuerschrei!
Ja, Feuer ruft es unten dort —
Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!" —

Das Wort schlägt ein in jede Brust
Wie Wetterstrahl aus heiterm Himmel;
Des grausen Worts sich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Getümmel:
Da wogt schon, wie ein Heer zum Kampf,
Herauf, heran der schwarze Dampf;
Da streckt — aus schwarzem Graus hervor —
Die Flamm' ihr roth Panier empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr ist hier!
Nach auf dem Fuße rast das Feuer,
Ein losgelaßnes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf Gott! Jetzt wankt der große Mast!
Jetzt krachend nieder stürzt die Last —
Zertrümmert wird das große Boot,
Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härtesten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände;
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth,
Die grause Wahl nur bleibt am Ende.
„Doch halt! Was zagen, starren wir?
Zwei Boote ja stehn uns noch hier!
Hinab, hinein! und faßt der Raum
Zum dritten Theil die Menge kaum.

Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
Gilt's, wer das Leben sich erränge!"
Und vorwärts wogt und wogt zurück
Im Kampf das wüthende Gedränge,
Und manchen trifft schon hier der Tod,
— Der bleiche Retter aus der Noth —
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand;
Ein Richter lebt, dem ist's bekannt. —

Und sieh' dort Mann und Weib, die stumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten sie ringsum,
— Ein blasser Todtenkranz — umgeben.
Zwölf Kinder! — Herr, hast du's gehört,
Was dort das stumme Fleh'n begehrt?
Gabst du dem Weib den Muth, die Kraft,
Aus starrer Angst empor gerafft?

Sieh', in's Gedränge stürzt sie sich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen:
‚Barmherzigkeit, ja nicht für mich!
Nur mit den Kindern habt Erbarmen!'
Das Mutterherz, es macht ihr Bahn,
Geborgen sieht sie in dem Kahn
Die Kleinsten stehn, und eilt und faßt
Und trägt herbei die neue Last.

Der Vater folgt, das Glück hält Stand;
Die Größern jetzo nach den Kleinen —
Der Schiffsherr beut die Retterhand,
Denn er gedenkt daheim der Seinen.
Zwei Kinder nur sind noch zurück,
Da wendet abwärts sich das Glück;
Voll sind die Boote; wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„‚Die zwei,'" ruft jener, „‚rett' ich doch!
Schnell gebt sie mir!'" — Doch fester ketten
Die zwei sich an die Aeltern noch:
„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
Nein, Vater, Mutter! Nur mit dir,
Mit Euch nur leben, sterben wir!"
Die Boote stoßen ab, und schwer
Und langsam rudern sie in's Meer.

‚Fahrt hin! fahrt wohl! Preis, Herr, sei dir,
Der sie doch wahrt vor grausem Ende!'
So ruft die Mutter und nach ihr
Dort strecken weinend sie die Hände —
Sie hört der Kleinsten banges Schrein:
„Zu mir, zu dir, mein Mütterlein!" —
Brich nur in Todeslust und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch schneller wird der Boote Lauf —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
Ein weißbeschwingter Engel auf.
„‚Ja, Rettung aus den Todesgluthen
Trägt es den Brüdern noch heran!
Setzt euren letzten Athem dran,
Rasch, rascher schlagt die Ruder drein!
Sie müssen noch gerettet seyn!

Ha seht, es kommt, es fliegt herbei!
Schon ist es nah'! — Da horch! im Rücken —
Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei!'" —
Und als sie zitternd rückwärts blicken,
Da seh'n sie über'm Schiff mit Graun
Den Rauch sich hoch zur Säule baun
Und gluthroth senken sich zum Meer,
Und jetzt — seh'n sie das Schiff nicht mehr.

Und unten prasselt's, zischt und braust,
Wie wenn sich Gluth und Fluth gefunden,
Jetzt hoch empor die Flamme saust,
Und jetzt im Nu ist sie verschwunden —
Da wird es stille rings umher,
In weiten Kreisen bebt das Meer;
Die schwarze Säule steht allein
Hoch über'm Grab — der Leichenstein.

Und jetzt ist auch das Fahrzeug nah,
Im Flug zur Rettung ist's gekommen;
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der schwarzen Säule dort
Geht es im raschen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und starrt,
Was hinter'm Vorhang auf sie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh' —
Jetzt — jetzt! — — Das Schiff, es ist verschwunden,
Ein heitrer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur wird mehr gefunden.
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umsonst! — Verschlossen bleibt das Grab;
Des nimmersatten Abgrunds Schooß
Läßt seine Beute nicht mehr los.

Die reichen Hoffnungen sie ruh'n
Begraben dort mit Schiff und Habe;
Leicht sind die schweren Herzen nun,
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe;
Aus Ird'schem waren sie gezeugt,
Und alles Irdische verfleugt.
Die Lieb' allein in deiner Brust,
Du Aelternpaar! das sich mit Lust,

Mit Todeslust dem Tode weiht,
Auf daß die Kinder nur ihm leben —
Sie wird sich über Erd' und Zeit
Aus dunkeln Abgrunds Schooß erheben;
Sie kam von Gott, sie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe selbst ist Gott.
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum,
Und Wiedersehn, es ist kein Traum!

August Wilhelm von Schlegel,

geboren den 8. September 1767 zu Hannover, stammte aus einer berühmten Familie, denn der Vater, Johann Adolf S., ein allgemein geschätzter Kanzelredner, hatte auch als Dichter Theilnahme bei den Zeitgenossen gewonnen, und der Oheim Johann Elias S. steht noch ungleich höher, indem er selbst als Jüngling, und noch der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts angehörig, durch manche nicht unwichtige und in mancher Hinsicht löbliche dichterische Erzeugnisse, vornehmlich als Dramatiker, eine bessere Zeit hervorzurufen rühmlich mitwirkte. Wir finden schon in den früheren Jünglingsjahren bei A. W. Schlegel eine große Leichtigkeit der Auffassung für die Wissenschaften und besonders für Sprachen, die er „als die goldene Brücke zu den Schätzen der Poesie" zu betrachten schien. In Göttingen studirte er anfangs Theologie, vertauschte diese aber bald mit Philologie; gewann hier Bürger's Freundschaft, an dessen „Akademie der schönen Redekünste" er mitarbeitete; war zugleich Mitglied des philologischen Seminariums unter Heyne, und lieferte, kaum 20 Jahre alt, unbefriedigt, schönen Träumen allein hinzuleben, sich vielmehr mit ruhiger Gemessenheit um Gründlichkeit bemühend, eine Abhandlung über die Homerische Geographie in lateinischer Sprache, welche (1787) das Accessit erhielt. Auch fertigte er 1788 das Register zum Heyne'schen Virgil. Von Göttingen ging er, nach Beendigung seiner akademischen Studien, nach Amsterdam, wo er drei Jahre lang in der Familie des Banquier Muilman eine Hofmeisterstelle versah, worauf er sich, nach Deutschland zurückgekehrt, in Jena (1796) habilitirte, an Schiller's „Horen", so wie später an dessen Musenalmanachen lebhaften, und besonders an der „Allgemeinen Literaturzeitung" bis 1799 den thätigsten Antheil nahm, Göthe, W. v. Humboldt, Novalis u. A. kennen lernte und an Fichte's Seite gegen Nicolai kämpfte.

Im J. 1797 begann er die metrische Verdeutschung des Shakspeare (9 Bde., Berlin 1797—1810), und es ist ihm hoch anzurechnen, daß er mit einem Uebersetzer-Talente, welches für alles Schöne der Erde geeignet war, nach wenigen fast nur zur Uebung angestellten anderweitigen Versuchen sich sogleich zu dem größten und schwersten Dichter wandte, weil dieser ihm der nothwendigste schien. Wenn auch manche Verstöße dieser etwas versüdlichten Uebersetzung nicht zu läugnen sind, so war es doch Schlegel, der uns zum Erstenmale den britischen Dichtergenius als Dichter in deutscher Sprache vorführte, so daß Shakspeare (freilich durch die thätige Beihülfe Tieck's, der ihn ergänzt hat) nunmehr wie ein deutscher Dichter vor uns steht. Sch. lebte jetzt, mit dem Titel eines fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen Rathes und als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt und sich (seit 1798—1800) zur Herausgabe der ästhetisch-kritischen Zeitschrift Athenäum mit seinem Bruder verband. „Diese Zeitschrift ist das Manifest ihrer eigenen literarischen Kriegführung wie jener der ganzen Schule." Noch erschien während seines dasigen Aufenthaltes die erste Ausgabe seiner Gedichte (Tübingen 1800), unter welchen besonders die Sonette viele Nachahmer erweckten. In die letzten Jahre seiner polemischen Periode in Jena fallen, außer der „Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" (1800), veranlaßt durch den gegen S. gerichteten „Hyperboreischen Esel", namentlich die Charakteristiken und Kritiken (2 Bde., Königsb. 1801). Bald darauf erschien der mit L. Tieck gemeinschaftlich herausgegebene Musenalmanach auf d. J. 1802, worin der Geist des poetischen Mysticismus (sonst der romantische Geist genannt) und der Symbolik vorherrscht. Nach schnell erfolgter Trennung von seiner Gattin, einer gebornen Michaelis aus Göttingen, sehen wir nun Schlegel, nachdem er seiner Stellung zu Jena entsagt, in Berlin, welches damals der Mittelpunkt für die neue literarische (romantische) Schule wurde. Hier, mit L. Tieck vornehmlich verbunden, verfolgte er die Tendenz derselben in unabhängiger Strebsamkeit. Namentlich eröffnete er hier seine eigentlichste Uebersetzerkunst mit Calderon (Spanisches Theater. 2 Bde. Berl. 1803—9), und trat seine universalliterarische Thätigkeit an mit der Herausgabe der „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie" (Berl. 1804). In mancherlei Streitigkeiten, besonders mit Kotzebue und Merkel verwickelt, brach er seinen Berliner Aufenthalt plötzlich ab, um in Gesellschaft der Frau v. Staël, welche damals (1804) in Deutschland reiste und deutsche Literaturzustände kennen lernen wollte, neue Anschauungen und Anregungen zu gewinnen. Mit ihr bald in der Schweiz auf ihrem Gute Copet, bald in Italien, Frankreich, Schweden oder in deutschen Städten lebend, erweiterten sich sein Gesichtskreis und seine literarischen Absichten mehr und mehr. In französischer Sprache schrieb er 1807 eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine, welche unter den Pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühling 1808 hielt er zu Wien Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die später gedruckt (3 Bde., Heidelberg 1809—11; 2te Aufl. 1817) und fast in alle gebildete Sprachen übersetzt wurden. Im J. 1811 erschienen von ihm Poetische Werke (2 Bde., Heidelb.), worin er sein antikes Schauspiel Jon, welches, bereits 1803 veröffentlicht, dem gleichnamigen Stücke des Euripides nachgebildet ist, wieder abdrucken ließ.

Als Europa sich gegen Napoleon erhob, griff auch er gegen ihn zur Waffe des Worts in deutscher und französischer Sprache und begleitete den damaligen Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, als Kabinetssekretär auf dem Feldzuge 1813. Seine Leistungen wurden mit mehreren hohen Orden und dem Adelsdiplom belohnt. Hierauf begab er sich wieder nach Copet, folgte aber bereits 1818, nach der Frau v. Staël Tode, dem Rufe als Professor an die neuerrichtete Universität Bonn, wo er sich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg verheirathete. Doch auch diese Ehe mußte schon 1820 wieder getrennt werden. In seiner neuen Laufbahn nun vorzugsweise über die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften alter und neuer Zeit Vorlesungen haltend, widmete Schlegel fast ein Viertel seines Lebens dem Studium des Sanskrit, wovon die Indische Bibliothek (2 Bde., Bonn 1820—1826), der Abdruck des, in einer eigens dafür eingerichteten indischen Druckerei besorgten Werkes Râmâjana (Bonn 1823), die Episode aus dem Epos Mahâbhârata, Bhagavad-Gita (Bd. 1. Bonn 1829), u. a. m. Zeugniß geben; — ließ außerdem noch Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste (Berl. 1827) und „Kritische Schriften (Berl. 1828), sowie „Réflexions sur l'étude des langues asiat." (Berl. 1832) erscheinen, und starb, nachdem er in einer bereits 1828 veröffentlichten Brochüre „Berichtigung einiger Mißdeutungen" (Berlin)

gegen die ihm gemachte Beschuldigung, daß er unter die „sündhaften Mitbündner des Mysticismus" gehöre, sich vertheidigt hatte, als ordentlicher Professor der Philosophie und königl. preuß. Geheimerrath den 12. Mai 1845 zu Bonn.

* * *

Bevor wir einige Urtheile über A. W. Schlegel mittheilen, mag es am Platze seyn, die von ihm mit seinem Bruder Friedrich begründete sogenannte

Romantische Schule

etwas näher in's Auge zu fassen. Wir wählen zu diesem Behufe die klare, präcise und unparteiische Charakteristik derselben von A. F. C. Vilmar („Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur" S. 646. Marburg und Leipzig 1847). Er schreibt: Erst in der neuesten Zeit wurde diese Schule, deren Koryphäe Fr. Schlegel, in die heftigsten Parteifragen des Tages hineingezogen. Wurde doch vor wenig Jahren es ernstlich darauf angelegt, den Ausdruck „romantisch" geradezu zum Schimpfworte zu machen; es sollte derselbe eine neue, bequeme Parteilosung seyn für alles das, was man sonst Frömmelei, Scheinheiligkeit, Jesuitismus, Pfaffenherrschaft — was man sonst Obscurantismus, Geistestyrannei, Gewissenszwang und politischen Despotismus genannt hatte &c. Der Gedanke, die Einheit der Poesie mit dem Leben zu begreifen, zu verkündigen, herzustellen — dieser Gedanke ist einer der allgemeinsten Grundgedanken der neuen Schule, die bald, und zumeist von ihren Gegnern, die romantische Schule genannt wurde; ein Gedanke, welcher mit der zu gleicher Zeit empor blühenden Naturphilosophie auf das Genaueste verwandt war. Der Dichter wurde zur höchsten Potenz, gleichsam zum Ideal der Zeit gemacht — alle die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens, der Kunst, der Wissenschaft sollte er in sich aufnehmen, in sich sammeln und in der reinsten Gestalt aus dem eigenen Ich wiederstrahlen lassen — ein Satz, gegen den schwerlich viel einzuwenden seyn wird, und der nur an Herder, Göthe und Schiller, vor allen an Göthe, gelernt werden konnte. Aus diesem Gedanken der Einheit der Poesie und des Lebens erklärt sich am ungezwungensten und einfachsten, erklärt sich fast nothwendig, wie diese neue Schule so Eines Sinnes dem Mittelalter ihre Liebe zuwandte; mit Recht pries sie die Zeit des Volksepos und der Minnesänger des 13. Jahrhunderts als eine solche, in welcher ihr Ideal wenn nicht ganz und gar, wenigstens in bei weitem höherem Grade verwirklicht war, als in der Zeit, in welcher sie lebte und in welcher wir leben; hier eine dem todten Papier angehörende, dem stummen Leser anheimfallende Dichtung, dort der lebendige, fröhliche Gesang, welcher das bunte, heitere, farbenreiche Leben mit seinen hellen Klängen nach allen Seiten begleitete und durchtönte. Daher erklärt sich die bei so vielen Gliedern dieser neuen Schule so stark ausgeprägte und zu so köstlichen Früchten in Arnim und Brentano und in den Brüdern Grimm gereifte Neigung für das Volkslied, das Volksmärchen, die Volkssage und das Volksmäßige überhaupt. Mit diesem Gedanken war nothwendig verknüpft und sogar eine nothwendige Bedingung der Existenz desselben, die Fähigkeit, alle poetischen Stoffe gelten zu lassen, sich anzuempfinden, denselben sich anzuschmiegen — eine Fähigkeit, die wieder vor Allem an Göthe, und weiter rückwärts an Herder gelernt werden konnte; daher begreift sich das von der romantischen Schule als eigentlicher Beruf geübte Aufschließen der bis dahin noch verborgenen Schätze der älteren romanischen Poesie und das Verschmelzen der Formen derselben mit dem deutschen Geiste, in eben der Weise, wie bisher die antike Form mit dem deutschen Dichtergeiste sich vermählt hatte; so daß geradezu behauptet werden muß: liegt der Charakter unserer zweiten klassischen Dichterperiode in ihrer Universalität, in dem innigen Verschmelzen des deutschen Geistes mit dem fremden, so ist diese neue s. g. romantische Schule ein nothwendiges Ergänzungsglied derselben. Es mußte aber ferner eben jener Gedanke der Einheit des Lebens mit der Poesie, als der höchsten Vollendung der letztern, Diejenigen, welche denselben faßten und verfolgten, dahin führen, die Bedingungen dieser Einheit aufzusuchen, und sehr bald mußte sich die Ueberzeugung aufdringen, daß zu einer solchen Einheit der Poesie und des Lebens auch Einheit der Sitte, Einheit der Sprache, der Lebensanschauungen, des Strebens, und vor allem Einheit des Glaubens im Volke erfordert werde: das ist es, was die Häupter der romantischen Schule mit ihrer „symbolischen Weltansicht" bezeichneten, welche sie der neueren Zeit ab- und der älteren zusprachen; das ist es, was einen Novalis so entschieden zurück zum christlichen Glauben drängte, das ist es, was einen Friedrich Schlegel, welcher diese symbolische Weltansicht, diese innere Einigkeit und Befriedigung seit den Zeiten der Reformation verloren, zerstört, vernichtet wähnte, der katholischen Kirche zuführte; das ist es, wodurch die romantische Schule, aus rein poetischem Bedürfniß, zurückgeleitet wurde zu der Anerkennung der alten Staatsformen, zur Anerkennung der altehrwürdigen Königsherrschaft und der Vasallentreue, als dem feststehenden Symbol aller weltlicher Würde, Ehre und Größe; — Dinge, welche freilich nicht ihrer Zeit, noch weniger den späteren Geschlechtern zusagen wollten.

Berücksichtigen wir dieß, so wird die oft wiederholte Behauptung: es habe die romantische Schule eigentlich gar keine positive, sondern nur eine negative, kritische Wirksamkeit geäußert, als habe sie sich von dem Streben der Zeit losgesagt, ja sich demselben entgegengesetzt, sich als eine völlig unhaltbare darstellen. Wenn auch die poetische Schöpferkraft mehrerer ihrer Häupter und vieler ihrer nächsten Anhänger nicht bedeutend gewesen ist, so ist doch so viel allgemein zugestanden, daß seit dem Auftreten dieser Schule bis auf den heutigen Tag die gesammte Lyrik mit einziger Ausnahme der allerjüngsten, der Tendenzlyrik, sich in den Formen, und zum weit überwiegenden Theil auch in den Stoffen dieser Schule bewegt hat; es ist allgemein zugestanden, daß von ihr und von ihr allein die neue Wissenschaft der Literaturgeschichte ausgegangen ist; zugestanden, daß einzig und allein aus den Bestrebungen der romantischen Schule die neue Blüthe unserer bildenden Kunst, vor allem unserer Malerei, hervorgesproßt — zugestanden endlich, daß die neue, großartige, eine Welt von nie geahnten Ideen erschließende deutsche historische Sprachforschung Jacob und Wilhelm Grimm's allein auf dem Boden dieser Schule gewachsen ist. Allerdings liegen diese Resultate zum großen Theil auf andern Gebieten, als auf dem der Poesie — gerade dieser Umstand aber scheint eine nicht ganz zu verschmähende Bestätigung des Grundsatzes zu seyn, auf dem die romantische Schule ruhete; sie hat in eben jenen Künsten und neuen Wissenschaften die Poesie mit einer Energie und Fruchtbarkeit in das Leben geworfen, wie es bis dahin vielleicht noch niemals der Poesie vergönnt gewesen ist.

Aber allerdings hat diese Schule auch ihre und zwar sehr bedeutende kritische Seite. Es war das Bestreben lebendig geworden, sich der großen Erscheinungen in der Poesie bewußt zu werden — sich vor Allem Göthe's Poesie zum vollen Verständniß zu bringen — mithin strebte man, diese Erscheinung von den andern Erscheinungen abzusondern, und die letztern in ihrer Ungleichartigkeit mit dem Höchsten

und Reifften, was vorhanden war, in ihrer Abweichung von der lebendigen obersten Regel, in ihrem Gegensatze gegen das Musterbild und Ideal aufzuweisen. Man strebte dahin, die Dichtung Göthe's in die Welt einzuführen, dieselbe geltend und zwar allein geltend zu machen, und, was hiermit nothwendig verknüpft war, die falschen Richtungen des Geschmackes, in welchen damals die weit überwiegende Masse des Publikums begriffen war, nachdrücklich und von allen Seiten zu bekämpfen. Dieser verkehrten Geschmacksrichtungen aber fanden sich in jener Zeit nicht wenige rc. rc., ihnen stellte sich die Schule der Schlegel und Tieck entgegen (besonders richtete sie sich gegen die Sentimentalität der Lafontaine'schen Haus- und Familienromane, sowie des bürgerlichen Schauspiels, gegen diese weichliche, inhaltsleere, unwahre Rührung, die sich dem Leben entfremdet, und schon darum nach dem Grundsatz der romantischen Schule das gerade Gegentheil von ächter Poesie war; gegen die Weichheit der bloßen Naturschilderungen eines Matthisson, die sie verspottete, gegen die Erbärmlichkeit des Kotzebue'schen Bühnenwesens, die sie schonungslos aufdeckte und mit den schärfsten Streichen verfolgte; gegen die monströsen und widrigen Producte eines Cramer, Spieß und Schlenkert und sonstige rohe und widerwärtige Auswüchse). Doch blieb allerdings die Kritik der romantischen Schule nicht bei diesen untergeordneten Erscheinungen stehen, an denen sie der Lesewelt den Geschmack zu verleiden suchte und den Besseren wirklich verleidet hat; sie richtete sich auch gegen höher stehende Dichtungen, wie namentlich bei A. W. v. Schlegel auch gegen Schiller, dessen dramatische Figuren ihm, und nicht ganz mit Unrecht, der lebendigen Wahrheit, der Wärme, der Fülle zu ermangeln schienen: die Einheit der Poesie mit dem Leben, um auf diesen Satz nochmals zurückzukommen, schien in ihnen nicht vollzogen. Daß auf diesem Wege nachher unter manchen unbefähigteren Anhängern der Schule es für eine ausgemachte Wahrheit galt, Schiller sei gar kein Dichter, war eine der beklagenswerthen Uebertreibungen, wie sie jede neue, energisch auftretende Zeitrichtung erzeugt, und die sich zuletzt selbst vernichten. Daß die Schule überhaupt sich überschätzte, und selbst Göthe, von dem sie doch ausgegangen war, zu überfliegen dachte, daß sie in Novalis und Tieck die eigentliche Offenbarung der Poesie proklamirte, war eine Vermessenheit, die sich an ihr selbst am meisten gerächt hat." —

Lassen wir nun A. W. v. Schlegel's folgenreiche schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen, und seine Leistungen im Gebiete der Romanzendichtung insbesondere signalisiren.

Dr. Jos. Hillebrand („Die deutsche Nationalliteratur rc. III. S. 261 f.) urtheilt über ihn u. a.: „Weniger philosophirend und phantasirend als sein Bruder, übertrifft er diesen an Vielseitigkeit der Kenntnisse, an Gediegenheit philologischer Bildung, sowie an Klarheit und Plastik der Darstellung; wobei er freilich oft an die Kälte und herzlose Dürre streift, welche ihm Schiller vorwarf, dem er seinerseits „kalte abgezirkelte Eleganz" beilegte. Zur Romantik verhielt er sich daher fast nur formell, und ihre Grundfarbe, die Mystik, wollte ihn wenig kleiden. Doch redet er ihr, wo sich Gelegenheit findet, eifrig das Wort. Seine schönen Talente, die in Sprache und Kritik ihren rechten Schauplatz hatten, fanden von Kindheit an die glücklichste Pflege, durften in der günstigen Witterung einer fruchtbar einwirkenden Umgebung sich entfalten und unter den Einflüssen vielseitig fördernder Welterfahrungen reifen und gedeihen rc. — Als produktiver Schriftsteller ohne Originalität und lebendige Energie vermochte A. W. Schlegel weder in der Dichtkunst noch in irgend einem Zweige der eigentlichen Wissenschaft einen selbstständigen Standpunkt zu gewinnen. Als Dichter bewegt er sich im Ganzen im Elemente geistreicher Reflexion, wobei ihm seine sprachliche Gewandtheit und Bildung vorzüglich zu Statten kommt. Nur selten ist das Herz bei seinen lyrischen Poesien von Grund aus betheiligt. Nur in seinen Klageliedern über den frühen Tod seiner Stieftochter Augusta Böhmer dringt der Herzenston reiner hervor. Bei Schlegel's poetischen Versuchen ist die technisch-formelle Seite die Hauptsache. Hierin besaß er eine Art Virtuosität, mit der es ihm gelang, sich der antiken wie modernen rhythmischen Verhältnisse gleichmäßig zu bemächtigen und dieselben auf unser Idiom mit Glück zu übertragen. Es erklärt sich hieraus namentlich, wie er nicht nur in der Uebersetzung den fremden Rhythmus mit Erfolg sich aneignete, sondern auch gerade im Fache des Sonett's sich vornehmlich auszeichnen konnte. Dieses war Schlegels Stolz, so daß er sich selbst dessen Meister und Musterdichter nennen mochte. Und in der That gebührt ihm hier das Verdienst höherer Ausbildung, selbst oft poetischer Gelungenheit. Wenn er später noch im deutschen Musenalmanache mit epigrammatischen Pfeilen gegen Dichter und Kritiker zu Felde zog und dabei selbst Schiller's nicht eben schonte, so möchte man sich versucht fühlen, darin eher die Stimme eines unwilligen Abschieds von der Muse, als den ächt kritischen Zorn über die Mißhandlung derselben von Seiten ihrer schlechten Freunde zu vernehmen. Sein bekannter dramatischer Versuch, Jon, den er während seines Aufenthalts in Berlin dichtete, trägt die Physiognomie der poetischen Impotenz, welche durch alle „interessanten Aufsätze darüber" in der Zeitung für die elegante Welt und durch die daran sich knüpfende literarische Fehde nicht verdeckt werden kann. Gerade die höhere Anstrengung, die hier gefodert wurde, ließ diese Schwäche um so deutlicher merken rc. Sein eigentlicher Ruhm gründet in der literarhistorischen Kritik. Hierzu war er eben so sehr durch Talent als Ausbildung und vielseitige Studien berufen. Wir thun wohl nicht zu viel, wenn wir ihm in diesem Bezuge die Ehre geben, der nächste Urheber der ganzen folgenden literaturgeschichtlichen Bewegung geworden zu seyn, indem er die Grundsätze der durch Schiller und Göthe neu begründeten Aesthetik in die kritische Auffassungsweise der Literatur vor Andern hinüberführte. Nicht bloß in Deutschland wirkte er mit sichtbarem Erfolg, auch auf das Ausland (z. B. durch seine Charakteristik Shakspeare's auf England und durch die des italienischen Drama's auf Italien) erstreckte sich seine kritische Bewegung. Neben Deutschland wurde indeß Frankreich am bedeutsamsten davon berührt. In letzterer Beziehung setzte er gewissermaßen fort, was Lessing bereits angefangen. Er that dieses nicht minder durch den Einfluß, welchen er auf das berühmte Werk der Frau v. Staël („über Deutschland") ausübte, als durch besondere Schriften, die er zum Theil selbst in französischer Sprache verfaßte. Die französische Romantik der Gegenwart hat ihre erste Einleitung dort zu suchen und scheint dem Widerspruche, welchen damals die strengen Anhänger des altklassischen Regimes Schlegeln entgegen stellten, ein Dementi geben zu wollen rc. Schlegel's Leistungen im Fache der Uebersetzung sind im Allgemeinen so anerkannt und unbestritten, daß darüber hier wenig zu bemerken bleibt. Zunächst haben wir darauf hinzuweisen, wie er, in dieser Hinsicht in Herder's Fußstapfen tretend, einerseits den weltliterarischen Standpunkt der deutschen Literatur vermitteln half, dann, daß er dadurch eine Hauptstütze der neuen Romantik wurde, indem er nicht bloß ihrer Universalität, sondern namentlich auch (durch die

Wahl der übertragenen Werke) den romantischen Grundstimmungen, dem Humor, der Mystik, der phantastischen Kunstwillkür und der formellen Vielseitigkeit willkommen vorarbeitete. Daß Shakspeare und Calderon ihm besonders nahe lagen, begreift sich leicht. Wurde er hinsichtlich des Ersteren selbst von Engländern „des Ultra-Shakspeareanismus" beschuldigt, so darf es in Beziehung auf den Letzteren nicht befremden, wenn er ihm „den reinsten und potenzirtesten Styl des Romantisch-Theatralischen" zuzuschreiben kein Bedenken trägt." ꝛc. ꝛc. Schlegel's Studien der Sanskrit-Literatur, welche besonders in dem Werke seines Bruders „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" neue Empfehlung erhalten hatten, findet Hillebrand einerseits in dessen Sprachtalent und philologischen Sympathien, andererseits in den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der Romantik und den indischen Anschauungen begründet ꝛc. ꝛc. „Wir weisen darauf," schließt er, „nur deßhalb hin, um das literarische Bild des Mannes vollständig zu zeichnen, der, wie er auch geirrt haben mag, immer unvergängliche Verdienste im Reiche unserer Nationalliteratur ansprechen darf." —

Dr. Heinrich Kurtz („Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen ꝛc. III. S. 325 ff. Zürich 1840—1842) sieht in Schlegel's epischen Dichtungen den deutlichsten Beweis, „daß er kein schaffendes Dichtertalent besaß, während in den lyrischen Poesien der Mangel desselben bei der Fülle von Gedanken, die ihm zu Gebote standen, und bei der vortrefflichen Sprache leichter verborgen bleiben konnte." Für sein bestes episches Gedicht erklärt er die Warnung. „Hier ist die Einheit der Handlung vollkommen gehalten, die Charaktere haben sämmtlich plastische Anschaulichkeit, und die Begebenheit entwickelt sich lebendig und ergreifend durch dramatische Behandlung des Stoffes. Als besonders gelungen muß das allmälige Hervortreten des ewigen Juden hervorgehoben werden, was gewiß von viel größerer Wirkung ist, als wenn er sogleich und entscheidend eingegriffen hätte. Es wird sein geisterhaftes Wesen durch den starren, erschütternden Blick vortrefflich gezeichnet; der Leser wird von grauenvoller Ahnung ergriffen, die den nachfolgenden Worten des Wanderers höchst bedeutendes Gewicht gibt. Dagegen sind die Strophen, in welchen die Lästerer ihre frechen Thaten erzählen, wohl zu grell gehalten. Der Dichter hätte uns ihre Gottlosigkeit wohl auch darstellen können, ohne gerade zum trivialsten Ausdruck seine Zuflucht nehmen zu müssen, der immer verletzt, auch da, wo er dem geschilderten Charakter entspricht" ꝛc. — Höchst lobenswerth findet er auch die Erhörung „in Bezug auf Darstellung, dramatische Lebendigkeit und schöne Zeichnung der Charaktere", doch vermuthet er, es sei, wenn auch nicht aus dem Spanischen übersetzt, doch wenigstens dem Spanischen nachgebildet. — „Die Sybille ist, als Allegorie betrachtet, nicht ohne Werth; ihre Deutung liegt in der letzten Strophe; eine weitere Ausführung, wie sie in der ersten Gestalt des Gedichts gegeben war, hielt der Dichter mit Recht für überflüssig." — Ueber die Romanzen „Pygmalion" und „Arion" spricht er sich also aus: „Der größte Fehler des Gedichtes Pygmalion scheint darin zu liegen, daß es keinen wahrhaft epischen Gang hat; es werden uns nicht Thatsachen, nicht Handlungen vorüber geführt, es werden keine Begebenheiten erzählt oder gar durch dramatische Handlung zur höchsten Anschaulichkeit gebracht, sondern in den meisten Strophen nur Empfindungen in lyrischer Weise dargestellt; oder wo auch wirkliche Erzählung vorhanden ist, so erscheint diese nicht als poetische Darstellung der Handlung, sondern vielmehr als Reflexion des Dichters. Nicht viel besser ist Arion. Wenn auch die Anordnung nicht so ganz verwirrt ist, wie beim Pygmalion, so ist dies mehr dem Stoffe, als dem Dichter zuzuschreiben, denn wo der vorliegende Stoff sich nicht ganz von selbst gestaltet, wie in den ersten Strophen, herrscht auch da Verwirrung; der Leser wird ohne Noth vom Schiffe nach Korinth und von dort wieder in's Schiff transportirt. Die später eingeschobenen Strophen (16—18) schaden der Klarheit der Auffassung, dem Fortschreiten der Handlung, ohne sich durch irgend einen bedeutenden Grund rechtfertigen zu lassen. Außerdem ist die dem Mythus zu Grunde liegende Idee von der Macht des Gesanges, ob sie gleich dem Dichter gewiß vorschwebte, ob er gleich eigentlich diese darzustellen suchte, durchaus nicht zur Anschauung gebracht worden; es scheint vielmehr, als ob das ganze Gedicht da hinaus liefe, zu zeigen, wie das Verbrechen endlich doch von der Strafe ereilt werde. Der Gesang Arions ist höchst unbedeutend; die Vorbereitungen ließen etwas viel Größeres erwarten, und so findet man sich nur desto mehr getäuscht. So wenig beide Romanzen den Anforderungen entsprechen, die man an Gedichte dieser Art machen, so wenig man insbesondere mit der Composition zufrieden seyn kann, welche, weit entfernt die einzelnen bedeutsamen Begebenheiten und Zustände durch eine kunstvolle Anordnung hervorzuheben, vielmehr aller anschaulichen Klarheit ermangelt, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die beiden Gedichte, und insbesondere „Arion", eine große Wirkung hervorbringen, aus welcher sich die große Vorliebe erklären läßt, deren sich dieses Gedicht immer zu erfreuen hatte und noch jetzt in großem Umfange erfreut. Diese Wirkung wird durch den reichen Wohllaut hervorgebracht, der in beiden Gedichten herrscht: volltönende Reime, Mannichfaltigkeit und schöner Wechsel der Laute, glückliche Anwendung der Alliteration und Assonanz, kräftige Tönung der einzelnen Sylben, Alles vereinigt sich, um über die Gedichte den Zauber des höchsten Wohllauts zu verbreiten. Es scheint, als ob der Dichter, mit Hintansetzung alles Uebrigen, seine ganze Kraft und seine ganze Kunst auf diesen Einen Punkt habe wenden wollen; auch hat er seinen Zweck vollkommen erreicht ꝛc. Mit Einem Worte, diese Gedichte sind in Beziehung auf den Wohllaut Meisterwerke seltener Art." —

Noch bleiben uns einige Gedichte zu beleuchten übrig und zwar zunächst die an Arion und Pygmalion sich anschließenden Künstlerromanzen Kampaspe und Leonardo da Vinci. Erstere Darstellung, überhaucht vom Schönheitsgeist der Antike, hat einen edlen Moment aus dem Leben Alexanders des Großen gegenüber dem Maler Apelles zur Grundlage und ist vielleicht, nebst „Fortunat", eine der einheitlich vollendetsten der Schlegel'schen Romanzen, in Ausdruck und Haltung vortrefflich. Zwar könnte die schöne Sinnlichkeit derselben in Form und Farbe (wie auch in „Pygmalion") etwas lüstern scheinen, doch ruft uns ja der Dichter selbst einmal zu: „Cythere zeigt sich nackt, warm athmend noch im Stein, und weckt Begierden nur in pöbelhaften Sinnen." In Leonardo da Vinci überwiegt zu sehr das didactisch-reflexive Element über das epische, wodurch die Darstellung etwas Zwitterhaftes erhält. Die Sterbescene scheint nur so nebenbei eingeschoben, um dem in der Schlußstrophe ausgesprochenen mahnungsvollen Grundgedanken zur Folie zu dienen. Fortunat dagegen (eine Art Don Juan, den zu Roß auf heimlich nächt'ger Bahn die Nemesis in Gestalt seiner, aus Gram über den Ungetreuen zur Selbstmörderin gewordenen Braut an einem blühenden Rosenbusch erfaßt, und ihn, gerade als er für die neue, seiner harrende Geliebte ein Sträußchen pflücken will, um ihr seinen beim Anblick der schwellenden Rosenknospen verheißenen Unbestand nicht ahnen zu lassen, in's Sargbett herniederzieht), ist

hinsichtlich der sinnigen, von imaginativer Regsamkeit zeugenden, Erfindung sowohl, als der dramatischen Haltung und einheitlichen Ausführung durchaus lobenswerth. Allenfalls könnte man die durch des Dichters Assonanzliebhaberei veranlaßte, zu einförmige Tonart und eine gewisse Affektation selbstgefälliger Manier etwas störend finden.

Werke:

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Ed. Böcking. 12 Bände. Leipzig 1846.

104. Sybille.

Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernst in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus' Priesterin.
Oft, in stiller Nächte Hüllen,
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang.
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Von Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen, und vernahmen,
Was der Zukunft Schooß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sausend in die öde Luft.

Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöthen
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.

Weisheit läßt mit sich nicht scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft!
Weh, wenn vor der Lüste Toben
Maß und Ordnung weggestoben!
Hoffet keine Wiederkunft.

105. Die Erhörung.

„Schöne Fatme! schöne Fatme!
Drunten in des Vaters Garten
Blühen sieben Mandelbäume:
Willst du nicht der Blüthen warten?

In der Mandelbäume jedem
Sitzt ein Paar von Nachtigallen:
Willst du kommen, willst du lauschen,
Wie die süßen Lieder hallen?

In der Mandelbäume Schatten
Sprudelt eine Wasserquelle:
Willst die warme Nacht nicht ruhen
An dem Brunnen kühl und helle?

Schon so viele Monden wandl' ich
Alle Nächte hier, du Spröde,
Und du kommst nicht an dein Fenster,
Gibst mir weder Gruß noch Rede.

Sieh, ich weiß die Schlich' und Gänge,
Lange lag ich auf der Lauer.
Drüben bei dem Dornenhügel
Ueberklettr' ich leicht die Mauer.“

„„Böser Sänger! böser Sänger!
Störst mich so in meinem Schlafe.
Leise! leise! daß die Mutter
Nicht erwach' und mich bestrafe.

Böser Sänger! böser Sänger!
Muß ich so hinunter schleichen,
Muß den Thau mit zarten Füßen,
Armes Kind! vom Rasen streichen.

Nur behutsam, guter Abdul,
Nur behutsam spring die Mauer!
Wenn du fällst und dich verwundest,
Ach, du gibst mir Noth und Trauer!““

106. Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Cither lebt' in seiner Hand;
Damit ergötzt' er alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarent's Gestaden,
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat der ihn, brüderlich gesinnt:
‚Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.‘

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworbnen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben,
Des weiten Ruhmes froh bewußt!“

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenken
Die Götter reich bedenken,
Und jubeln in der Gäste Schwarm.“ —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern;
Doch bald umringen sie ihn laut.

„„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab!““ —
„So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab.“ —

„„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wärst ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verriethst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.““ —

„Gewährt mir denn noch Eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag:
Daß ich nach Citherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag.
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag.“

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin.“ —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter farbiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir ins Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen!
Ihr friedlichen, schon grüß' ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden;
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick. —

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereïden, rettet!“ —
So sprang er in die tiefe See.

Ihn decken alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn ersticken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn sorgsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verliehn;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin.
Sie konnt' ihn oft bestricken,
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuziehn.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem bläulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
Zu seinem Elemente,
Grüßt ihn Arions volles Herz:

„Leb' wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verliehn.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig ziehn.“ —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;
Schon glänzen ihm Korinthus' Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Cither nur.

Er tritt hinein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworbnen Gaben;
Doch bin ich mir des Ruhms bewußt.“

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„„Soll Jenen solch ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nahn sie wohl sich unbesorgt.““ —

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her:
„„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr.““ —
„„Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke.““ —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Cither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden:
O schläng' uns nur die Erd' hinein!““ —

„Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.
Fern mögt ihr zu Barbaren,
Des Geizes Knechte, fahren;
Nie labe Schönes euren Muth!“

107. Pygmalion.

In qual parte del ciel', in quale idea
Era l'esempio, onde natura tolse
Quel bel viso leggiadro, in ch'ella volse
Mostrar quaggiù, quando lassù potea.
Petrarca.

Festlich duften Cypriens Altäre,
Von Gesang ertönet Paphos' Hain.
Schön geordnet ziehn geschmückte Chöre
In den myrtumkränzten Tempel ein.
Rosig blüh'nde Mädchen, zarte Knaben;
Alle bringen sie Gelübd' und Gaben,
All' erflehn, Verlangen in der Brust,
Liebe, Reiz und Jugendlust.

Wollust athmet aus den Rosenlauben,
Wo sich willig manches Paar verirrt,
Wo ein Paar von buhlerischen Tauben
Ihrer Ankunft süß entgegen girrt.
Küsse hört man flüstern in den Büschen *),
Wo sich Licht und Dunkel lieblich mischen,
Wo der Grund, mit Moosen überwebt,
Sich zum Lager schwellend hebt.

Aber einsam in sich selbst verschlossen,
Schaut Pygmalion dem Feste zu;
Das Frohlocken muthiger Genossen
Weckt ihn nicht aus seiner ernsten Ruh.
Suchtest du denn von den Schönen allen,
Holder Jüngling, keiner zu gefallen?
Oder hat, für die dein Sinn entbrannt,
Spröde sich dir abgewandt?

Ach, ihm kam wohl mancher Gruß entgegen,
Mancher Wink verhieß ihm Gunst und Glück,
Und es hob von schnellern Herzensschlägen
Mancher Busen sich vor seinem Blick.
Doch umsonst! nie öffnet er die Arme,
Daß davon umstrickt ein Herz erwarme;
Dieser Mund, wo frisch die Jugend blüht,
Wird von Küssen nie durchglüht.

Höher strebt sein einziges Begehren.
Hingeschmiegt an einen zarten Leib
Würde dennoch Sehnsucht ihn verzehren;
Was ihm fehlt, gewährt kein irdisch Weib.
Nicht um Blumen, gleich dem Schmetterlinge,
Auf zur Sonne mit des Adlers Schwinge
Schwebt sein Geist, und athmet reine Luft,
Unberauscht von süßem Duft.

Zur Geliebten hat er sich erlesen,
Die noch nie ein sterblich Auge sah;
Nur ein Schatte, doch ein mächtig Wesen,
Ist sie fern ihm, und doch ewig nah.

Tief in seines Innern heil'ger Stille
Pflegt die Dichtung sie mit reger Fülle,
Und umarmt das göttlich schöne Bild,
Halb von eignem Glanz verhüllt.

In erstauntes Anschaun so versunken,
Fühlt er sich allein, wann er erwacht.
„Götter,“ seufzt er dann, „nur Einen Funken,
Einen Funken eurer Schöpfermacht!
Bin ich bloß zu eitlem Wahn geboren?
Meine Lieb' an einen Traum verloren,
Der von ihrem Odem nie beseelt
Liebevoll sich mir vermählt?

Oder thronet, die ich lieb', im Saale
Des Olymp mit sel'ger Allgewalt?
Trinkt sie jeden Tag aus goldner Schaale
Jugend und ambrosische Gestalt?
Wird sie zürnend den Vermeßnen tödten,
Der in Lieb' entbrennt, statt anzubeten?
Oder lächelt sie, voll Größ' und Huld,
Seiner hoffnungslosen Schuld?

Göttin, deren neugeborne Schöne
Einst das Meer in Purpurgluth getaucht!
Du, die in die Brust der Menschensöhne,
Wie der Götter, linde Wonne haucht!
Sieh mit unaussprechlichem Verlangen
Mich am Schatten deines Bildes hangen;
Diese Züge hoher Anmuth lieh
Nur von dir die Phantasie.

Zwar dich darf kein Sterblicher erblicken,
Wie du bist, wie dich der Himmel kennt;
Kaum durchblitzen würd' ihn das Entzücken
Einen schnell vernichtenden Moment.
Aber laß, wie Frühlingswehn, dein Lächeln
Eine jungfräuliche Stirn umfächeln,
Wie die Sonn' im Bache sich beschaut:
Und ich grüße sie als Braut!“

Also fleht er oft, doch aus den Sphären
Steigt Erhörung niemals ihm herab.
Nur die Kraft kann seinen Wunsch gewähren,
Die zuerst dem Wunsche Flügel gab.
Hoffst du Labung außer dir? Vergebens!
In dir fließt die Quelle schönes Lebens;
Schöpfe da, und fühle froh geschwellt
Deine Brust, dein Aug' erhellt.

*) Der Dichter hat hier offenbar den lieben Hölty vor Augen gehabt, der einmal singt:
Küsse flüstern aus den Lauben
Um die Abenddämmerung, u. s. w.

Eine Stimme, tröstend im Versagen,
Flüstert in die Seel' ihm diesen Rath.
Nein! nicht länger will er schmachtend zagen:
Träume reifen zu Entschluß und That.
Muthig, was er liebt, sich zu erschaffen,
Schärft er seines Geistes goldne Waffen;
Still verheißt dem Sinnenden die Kunst
Hülfe, statt der Götter Gunst.

Jener Zaubrer wandelnder Gestalten,
Dädalus, erzog ihn einst für sie,
Lehrt' ihn Bildung aus dem Stoff entfalten,
Bis sie schön zum Ebenmaß gedieh.
Gern besiegt von seines Meißels Schlägen,
Schien der starre Felsen sich zu regen,
Und er ward auf seines Lehrers Spur
Nebenbuhler der Natur.

Wie Prometheus Menschen, seine Brüder,
Bildet er der Götter ganzes Chor;
Zog zur Erde nur den Himmel nieder,
Nicht die Erde zum Olymp empor.
Edle Wesen, irdische Heroen,
Doch nicht groß wie die unnennbar Hohen,
Schien ihr mildres, nicht umstrahltes Haupt
Der Unsterblichkeit beraubt.

Und der Künstler wohnt' in ihrer Mitte,
Frei und fröhlich ihnen zugesellt,
Sie bewirthend nach der biedern Sitte
Jener ersten unschuldvollen Welt,
Wo die Himmlischen auf stillen Fluren
Oft mit Menschen Freud' und Leid erfuhren,
Wo Apoll, ein unerkannter Hirt,
Singend Tempe's Thal durchirrt.

Aber seit ein namenloses Sehnen,
Süß und quälend, seine Brust entzweit,
Seit der Wahn des nie erblickten Schönen
Ihn berauscht mit Allvergessenheit,
Ließ er ruhn die kunstbegabten Hände,
Unbesorgt, ob er ein Werk vollende,
Das nur halb, mit zweifelhaftem Sieg,
Aus dem Stein in's Leben stieg.

Nun, da zu der holden Unsichtbaren
Ihn hinan des Muthes Fittig trägt,
Will er seinen Augen offenbaren,
Was sein Busen heimlich längst gehegt.
In der Fluth begeisternder Gedanken,
Die entbunden um die Sinne schwanken,
Liebeglühend, tritt Pygmalion
In der Werkstatt Pantheon.

Und, o Wunder! in verklärtem Lichte
Stehen rings die stolzen Bilder da;
Es enthüllt dem staunenden Gesichte
Gottheit sich, wie er sie nimmer sah.
Wie von reinem Nektarthau durchflossen,
Wonnevoller Ewigkeit Genossen,
Schön und furchtbar, scheinen sie erhöht
Zu des Urbilds Majestät.

Auf des Donnergottes heitre Brauen
Wallt der Locken hoher Schwung zurück;
Juno thront, die Königin der Frauen;
Pallas senkt den sinnig ernsten Blick.
Bacchus bietet hold die frohen Gaben,
Weiche Jugend blüht dem Götterknaben;
Hermes regt den Sinn, behend und schlau,
Mit der Glieder leichtem Bau.

Selbstgenügsam, in entzückter Feier
Schwebt Apoll, mit Daphne's Laub umkränzt,
Haucht Gesänge zu der stummen Leier,
Die in seinem Arm, ein Kleinod, glänzt.
Und o du! süßlächelnde Dione,
Mit der Anmuth zartem Gürtel! schone!
Gab er nicht zum Opfer Seel' und Sinn
Ganz, Urania, dir hin?

Freudig, doch mit ahndungsvollem Schweigen,
Blickt er auf der Himmelsmächte Kreis,
Richter sind sie ihm und heil'ge Zeugen,
Wie er ringt nach der Vollendung Preis;
Nicht zu ruhn, noch feige zu ermatten,
Schwört er, bis er den geliebten Schatten,
Einen Fremdling in der niedern Welt,
Seinen Göttern dargestellt.

Schöner Stein! in Paros kühlen Grüften
Hat die Oreade dir gelacht;
Ja, du wurdest aus den Felsenklüften
In beglückter Stund' hervorgebracht!
Von der Hand Pygmalions erkoren,
Reiner Marmor! wirst du neu geboren.
Was sein Stahl dir liebend raubt, vergilt
Tausendfach das holde Bild.

Wann Aurora kaum noch deine Weiße
Röthet, eilt der Künstler schon herzu,
Und ihn winkt von immer süßerm Fleiße
Nur die Nacht gebieterisch zur Ruh.
Wann des Schlafes Arm ihn leis' umfangen,
Spielt um ihn das schmeichelnde Verlangen,
Zeichnet sein gelungnes Werk der Traum
Dämmernd in des Aethers Raum.

Endlich geht die freundlichste der Sonnen
Ueber ihm, Vollendung bringend, auf.
Endlich, endlich ist das Ziel gewonnen,
Und die Palme kühlt des Siegers Lauf.
Vor ihm blüht das liebliche Gebilde,
Gleich der Rose, der die Frühlingsmilde,
Welche webend, athmend um sie floß,
Kaum den Purpurkelch erschloß.

Hüllenlos, von Unschuld nur umgeben,
Scheint sie sich der Schönheit unbewußt,
Ihre leicht gebognen Arme schweben
Vor dem Schooß und vor der zarten Brust.
Reine Harmonie durchwallt die Glieder,
Deren Umriß, von der Scheitel nieder
Zu den Sohlen, hingeathmet fliegt,
Wie sich Well' in Welle schmiegt.

Schön begränzt ihr Daseyn stille Gnüge,
Friedlich wohnet es in sich daheim;
Und es ruht im Spiel der linden Züge
Unentfaltet künft'ger Liebe Keim.
Gleich als ob sie nimmer traur' und zürne,
Lacht ihr heller Blick, die ebne Stirne;
Ihre halbgeschloßne Lippe schwoll,
Süßer Tön' und Küsse voll.

Selig festgezaubert im Betrachten,
Schaut Pygmalion und glüht und schaut.
Bald verstummt er, aufgelös't in Schmachten,
Bald erschallt des Herzens Hymne laut.
Einen Gegenstand der Huldigungen
Hat sich nun die treue Lieb' errungen,
Die nach dem, was nirgends war, zuvor
In der Oede sich verlor.

Seine Seele, die Erwiedrung heischet,
Leihet der Geliebten, was sie fühlt,
Gern vom eignen Wiederschein getäuschet,
Der um jene Jugendfülle spielt.
Mit des Steines nachgeahmtem Leben
Strebt er sich so innig zu verweben,
Daß sein Herz, von Lieb' und Lust bewegt,
Wie in beider Busen schlägt.

Was ersann er nicht, ihr liebzukosen?
Welche süße Namen nannt' er nicht?
Das Gebüsch verarmt an Myrt' und Rosen,
Die er sorgsam ihr in Kränze flicht.
Aber ach! wann wird ihr holdes Flüstern
Seinen Liebesreden sich verschwistern?
Wann besiegelt der erwärmte Mund
Wiederküssend ihren Bund?

Lächelnd einst, wie mildes Frühlingswetter,
Schaut Urania vom lichten Thron;
Von der Menschen Vater und der Götter
Fordert sie der reinsten Treue Lohn:
‚Sieh! allein von allen Erdensöhnen
Hat Pygmalion, dem höchsten Schönen
Huldigend, und frei vom Sinnenbrand,
Sich zu meinem Dienst gewandt.

Nicht aus Trotz, zu eitlem Schöpferruhme;
Folgsam lauschend nur dem innern Ruf,
Stellt' er im verborgnen Heiligthume
Uns die Gattin dar, die er sich schuf.
Jenen Funken, den Prometheus raubte,
Zum Verderben seinem stolzen Haupte,
Gib ihn mir für den bescheidnen Sinn
Meines Künstlers zum Gewinn!'

So die Göttin, und mit Wohlgefallen
Winkt ihr Zeus, und neigt den Herrscherstab;
Locken, den Olymp erschütternd, wallen
Auf die Stirn ambrosisch ihm herab.

Ein gewohntes Opfer darzubieten,
Stand Pygmalion in Duft und Blüthen,
Als es wie ein Blitz sein Mark durchdrang,
Daß er zagend niedersank.

Doch ihn locken ferne Melodieen
Zauberisch in's Leben bald zurück.
Rosenfarbne Morgenschimmer fliehen
Um das Bild und laben seinen Blick.
Wie von eines Aetherbades Wogen
Wird sie sanft gewiegt und fortgezogen:
„Soll sie eures Himmels Zierde seyn?
Götter! Götter! sie ist mein."

Und er fliegt hinzu und schlingt die Arme
Kühn und fest um das geliebte Weib.
Glühend, schauernd fühlt er, sie erwarme;
Seinem Drucke weicht der Marmorleib.
Und es schlägt ihr Herz die ersten Schläge,
Und die Pulse werden hüpfend rege,
Und das Drängen junger Lebenslust
Schwellt die ungeduld'ge Brust.

Und ihr Auge — Wonne würd' ihn tödten,
Schlöß' es sich dem fremden Tage nicht.
Ach, sie drückt mit schüchternem Erröthen
An des Jünglings Busen ihr Gesicht!
Liebe! Liebe! stammeln Beider Zungen,
Und die Seelen, ganz in Eins verschlungen,
Hemmt ein Kuß im schwesterlichen Flug
Mit geheimnißvollem Zug.

---

108. Kampaspe.

Schönheit ist dem Muth beschieden,
Lieb' erobert sich der Held;
Nach den Kämpfen ward Alciden
Hebe's Blüthe zugesellt.
Rasch besiegt von Alexandern
Bot die Welt ihm Wahl und Lust:
Eine doch, vor allen andern,
War das Kleinod seiner Brust.

Von der Perlen Vaterlande
Als die köstlichste bewahrt,
Sproßte sie an Indus' Strande,
Eine Blume, schlank und zart.
Nun aus mütterlichem Schatten
Weit verpflanzt in fremde Luft,
Athmet willig sie dem Gatten
Leise Kühlung, süßen Duft.

Ihre Jugend darzustellen,
Eh' die Zeit sie angehaucht,
Ruft Philippus' Sohn Apellen,
Der in Reiz den Pinsel taucht.
„Was sie Schönes hat und Holdes,
Laß es mir unsterblich seyn,
Und des Ruhmes und des Goldes
Sei, so viel du wünschest, dein!"

„‚Die ein Sohn des Zeus erkoren,'"
Spricht der Maler froh entzückt,
„‚Ist, zum Götterloos geboren,
Schon der Sterblichkeit entrückt.
Ja, du sollst die Göttin schauen,
Wie sie halb noch knieend schwebt,
Wie die Locken um sie thauen,
Da sie aus dem Schaum sich hebt.'"

Still gesenkt die Augenlieder,
Folgt Kampaspe dem Geheiß,
Hinzuleihn die zarten Glieder
In des Künstlers Zauberkreis.
Sie enthüllt sich, und erröthend
Flieht sie in sich selbst zurück;
Sterbend und in Gluth ertödtend
Schwimmt ihr süß verwirrter Blick.

Und sie neigt sich, an Geberden,
Wie an Haupt und Leib und Brust,
Aphrodite ganz zu werden,
Ohne Zwang und unbewußt.
Stammelt sie in Hellas' Tönen,
Faßt sie doch den Künstler schnell;
Von der Anmuth und dem Schönen
Spricht sein Auge glänzend hell.

Es verklärt sich mit den Zügen,
Die sein Pinsel scheu entwirft;
Kein Betrachten kann ihm gnügen,
Wie er auch den Nektar schlürft.
Göttin nannt' er sie der Liebe:
Ach! er fühlet ihr Gesetz,
Und befangen alle Triebe
In der eignen Dichtung Netz.

Ruh' und Sinn ist ihm entflohen,
Daß er träumend alles thut.
Nicht den zürnenden Heroen
Fürchtet sein entflammter Muth.
Aber sein Vertraun beschämen?
Raub am theuren Pfand begehn?
Nein, er will sich streng bezähmen,
Und die Wünsche nicht gestehn.

Forschend nach der Schönen Bilde
Tritt der junge Held herein:
Prangend hoch in Helm und Schilde
Kommt er aus der Krieger Reih'n.
Er ist Ares, sie Cythere;
Beide knüpft die schönste Wahl,
Und sein Werk, des Meisters Ehre,
Wird ein Denkmal seiner Qual.

Ob er lächelnd sie verhehle,
Ihn durchschaut des Königs Blick.
Er beherrscht die große Seele,
Und beschließt des Freundes Glück.

„Magst du nur mich treulos schelten!
Wunderbar gelang dein Fleiß,
Doch ich will ihn nicht vergelten:
Fordre von ihr selbst den Preis!

Du bist ihrer Schönheit Spiegel,
Und sie wäre dir nicht hold?
Hier nimm meine Hand zum Siegel,
Daß ich euren Bund gewollt.
Kannst du ihren Reiz entwenden,
So erwirb auch ihre Gunst,
Und die Liebe laß vollenden,
Was begonnen deine Kunst!"

109. Leonardo da Vinci.

Florentiner! Florentiner!
Was muß euren Sinn verkehren,
Daß ihr eure großen Männer
Fremden überlaßt zu ehren?

Dante, welcher göttlich heißet,
Klagt, daß ihn sein Land verstoße:
Sein verbannter Leib ruht ferne
Von der harten Mutter Schooße.

Und der alte Leonardo
Weilte bei euch, halb vergessen,
Der an euren Kriegesthaten
Jung des Pinsels Kraft gemessen.

Zwar ein Stern, der hoch und herrlich
An der Künste Himmel funkelt,
Michel Angel Buonarotti,
Hatte seinen Ruhm verdunkelt.

Dieser strebt in wildem Trotze
Die Natur zu unterjochen;
Jener bildet, sinnig forschend,
Was sie leis' ihm ausgesprochen.

Nicht den Stolzen duldend, muß er
Noch zu fremdem Volk und andern
Menschen, aus Florenz, der schönen,
Ein bejahrter Pilger wandern.

Ritter Franz, der edle König,
Rief den weisesten der Maler,
Gab ihm Raum, nach Lust zu schaffen,
Hoch zu ehren ihn befahl er.

Zur Vollbringung der Entwürfe
Scheint ihn neuer Muth zu stärken;
Aber bald hört man ihn klagen
Ueber angefangnen Werken:

„Sieh, mein Leben ist am Ziele,
Und die Kunst noch kaum begonnen,
Haben gleich mir gute Parzen
Lang den Faden ausgesponnen.

Weit in unentdeckten Fernen
Breiten Klarheit die Gedanken;
Doch das Nächste zu vollenden,
Fühl' ich meine Hand erkranken."

Und er mußte wider Willen
Hin sich strecken auf das Lager;
Würdig schön in siechem Alter,
Weiß von Bart und still und hager.

Als der König das vernommen,
Füllt es ihn mit bangen Schmerzen,
Denn er hielt ihn wie ein Kleinod
Seinem Reich und seinem Herzen.

Eilig, wie zu einem Vater,
Tritt er in des Kranken Zimmer,
Kommen sieht ihn Leonardo
Mit des Aug's erloschnem Schimmer.

Und er will empor sich richten,
Seinen jungen Freund zu segnen,
Dessen Arme, dessen Hände
Liebreich stützend ihm begegnen.

Heiter lächelt noch sein Antlitz,
Schon erblaßt wie einem Todten:
Aber bald im Mund erstorben
Ist der Gruß sein letzter Othem.

Lange harrt der König schweigend,
Ob er nicht erwachen werde. —
„„Ruh' der kunstbegabten Seele!
Und dem Leib sei leicht die Erde!

Keine Weisheit, keine Tugend
Kann das herbe Schicksal wenden.
Was der Tod ihm störte, wird es
Je ein geist'ger Sohn vollenden?

Darum, weil dies Leben dauert,
Laßt den Heldentrieb entbrennen!
Wie dein ernster Spruch mich lehrte:
Was ich soll, das will ich können!""

110. Fortunat.

Thauig in des Mondscheins Mantel
Liegt die stille Sommernacht,
Und ein Ritter reitet singend
Wiesenplan und Wald entlang.

„Munter zu, mein gutes Pferdchen!"
Sagt er, klatscht ihm sanft den Hals;
„Weißt du nicht, daß wartend Lila
An dem offnen Fenster wacht?

Bist ja kein Turnier- und Streit-Roß,
Wie sein Reiter steif und starr,
Das, den Stachel an der Stirne,
Nur so blindlings rennen mag.

Nein, du trägst auf seinen Zügen
Den behenden Fortunat,
Schmiegst mit ihm dich still im Dunkel
Ueber Stege, glatt und schmal.

Bald zu dieser, bald zu jener
Ging die heimlich nächt'ge Bahn;
Abends hin mit raschem Sehnen,
Früh zurück mit trägem Gram.

Wann ich oft von deinem Rücken
Mich zur hohen Kammer schwang,
Standst du still, bis mich empfangen
Der Geliebten zarter Arm.

Ja ich weiß, wenn eine Spröde
Herz und Thür verschlösse gar,
Würdest du mit leisem Hufe
Klopfen, bis sie aufgethan."

Wie er noch die Worte redet,
Oeffnet sich ein heimlich Thal.
„Bin ich," sprach er, „irr' geritten?
Ist mir's doch so unbekannt."

Wunderlich durch Sträuch' und Bäume
Schleicht des Mondes blasser Strahl,
Und ein Busch mit blüh'nden Rosen
Winkt von drüben voll und schlank.

„Busch, ich grüß in dir mein Bildniß,
Rosen trägst du ohne Zahl;
Und mir blüht im regen Herzen
So der Liebe süße Wahl.

Manche reif, und Knospen andre,
Alle doch verblühn sie bald,
Und der Saft, der jene füllte,
Wird den jüngern zugewandt.

Denn den Kelch, der sich entblättert,
Schließet keines Willens Kraft.
Lila, Lila! diese Knospen
Drohn dir meinen Unbestand.

Aber daß du nicht ihn ahndest,
Komm' ich mit dem Kranz im Haar,
Biet' ein schön erröthend Sträußchen
Deinem weißen Busen dar.

Rosen, Rosen! laßt euch pflücken,
So zu sterben ist kein Harm:
O wie will ich euch zerdrücken
Zwischen Brust und Brust so warm!"

Und er lenkt das Roß entgegen,
Doch es scheut sich, wie es naht,
Und er kann von keiner Seite
Dicht zur Rosenlaub' hinan.

„So gewohnt bei Nacht zu wandern,
Thöricht Roß, wie kommt dir das?
Fürchtest du die Licht' und Schatten,
Wankend auf dem feuchten Gras?"

Doch es tritt zurück und bäumt sich,
Wie er spornt und wie er mahnt;
Drauf mit seinen Vorderfüßen
Stampfet es den Grund und scharrt;

Wühlet weg den lockern Boden,
Tief und tiefer sich hinab.
„Schätze, glaub' ich, willst du graben;
Eben ist's ja Mitternacht."

Unter seinem Huf nun dröhnt es,
Das sind Bretter, ist ein Sarg —
Und es traf ein Schlag gewaltig,
Daß der schwarze Deckel sprang.

Schwingen will er sich vom Sattel,
Doch er fühlt sich dran gebannt,
Und der Gaul steht jetzo ruhig
Vor dem Sarg, im Boden halb.

Und es hebt sich wie vom Schlummer
Eine weibliche Gestalt,
Deren Züge blasser Kummer,
Aber sanfte Lieb' umwallt.

„„Kommst du, hier mich zu besuchen,
Deine Klara, Fortunat?
Diese Linden, diese Buchen
Waren Zeugen unsrer That.

Wie du Treue mir geschworen,
Wie dein Mund so flehend bat,
Meine Ros' ich dann verloren,
Und die Scham danieder trat.

Doch die Sünde ward mir theuer,
Mahnte nun mich früh und spat;
Für des Angedenkens Feuer
Wußt' ich keinen andern Rath,

Als mich hier so kühl zu betten,
Wie du siehst, daß ich gethan.
Ach! ich hofft' in Liebesketten
Dich noch einmal hier zu fahn.

Von des stillen Thales Schooße
Wird geschirmt die bange Scham;
Lieb' erzog hier manche Rose
Für die eine, die sie nahm.

Sieh dies Lager, traut und enge,
Wie ich sorgsam anbefahl,
Daß es uns zusammendränge
Zu der süßen Wollust Qual.

Durch des Vorhangs grünen Schleier
Bricht kein unwillkommner Strahl,
Und uns weckt aus ew'ger Feier
Keiner Mond' und Sonnen Zahl.

In den kühlen Arm zu sinken
Beut die heiße Brust mir dar!
Deine Seel' im Kusse trinken
Will ich nun und immerdar.""

Leise zieht sie ihn hernieder:
„„Schöner Jüngling, so erstarrt?""
Kaum gebrochne Augen hebend,
Sinkt er zu ihr in den Sarg.

Lila, Lila! wollt' er lispeln,
Doch es ward ein sterbend Ach,
Weil alsbald des Grabes Schauer
Seinen Lebenshauch verschlang.

Mit Getöse taumeln wieder
Fest die Bretter auf den Sarg,
Und ein Sturm verwühlt die Erde,
Die der Gaul hat aufgescharrt.

Heftig bricht er alle Rosen,
Säuselnd blättern sie sich ab,
Streu'n sich zu des Brautbetts Weihe
Purpurn auf das grüne Gras.

Weit ist schon das Roß entsprungen,
Flüchtig durch Gebirg' und Wald,
Kommt erst mit des Tages Anbruch
Vor der Hütte Lila's an.

Bleibt da stehn, gezäumt, gesattelt,
Ledig, mit gesenktem Hals,
Bis die arme schlummerlose
Seine Botschaft wohl verstand.

Und dann floh es in die Wildniß,
Wo kein Aug' es wieder sah,
Wollte keinem Ritter dienen
Nach dem schlanken Fortunat.

---

111. Die Warnung.

Es tritt ein Wandersmann herfür
An eines Dorfes Schenke,
Er setzt sich vor des Hauses Thür
Im Schatten auf die Bänke;
Legt sein Bündel neben sich,
Bittet den Wirth bescheidentlich,
Mit einem Trunk ihn zu laben.

Da zechen an dem nächsten Tisch
Zwei wilde rohe Buben.
„Heda, Herr Wirth! und gebt uns frisch:
Was kauzt Ihr in den Stuben?
Diese Nacht so durchgeschwärmt,
Heute von Morgens früh gelärmt!
Wir wollen nicht nüchtern werden.

Ha, Bruder, war das nicht ein Spaß!
Es geht mir nichts darüber.
Und lieb' ich schon das volle Glas,
Hab' ich doch Unfug lieber.
Ach wie wird verwundert seyn
All' die werthe Christengemein!
Wie wird der Pfaffe nicht toben!

Da draußen erst den Nepomuk
Mit seinen sieben Sternen,
Ich schob ihn an den Rand zuruck,
Bald muß er schwimmen lernen,
Schüttert was, so plumpt er 'nein,
Rudert wohl mit dem Jesulein,
Den hält der Narr in den Armen.

Alsdann hinunter längs dem Thal
Der Wallfahrt Stationen,
Die dreizehn Steine allzumal
Mit Christi Passionen,
So beschmiert, verziert aufs Fest,
Daß das Lachen kein Einz'ger läßt,
Wenn sie zum Beten da knieen."

Der Andre sprach: „„Wenn's Prahlen gilt,
So steh' ich alle Wetten.
Der Schnurrbart am Marienbild,
Und dann die Kron' aus Kletten,
Die ich ihm zu Nacht bescheert,
Sind wohl deine Geschichten werth,
Und es ist noch nicht das Beste.

Dort auf dem Fels am hohen Kreuz,
Statt Christi leid'ger Fratze,
Hängt nun — o in der Seel' erfreut's! —
Des Nachbars todte Katze.
Wenn sie nun auf ihrer Bahn
Ziehn die Stufen zur Kirch' hinan,
Das wird was Erbauliches werden.""

Der Wandersmann schaut ernst und still,
Da sie die Red' erhuben.
Sie achten erst nicht, was er will,
In ihrem Rausch, die Buben.
Beide riefen dann zugleich:
„Kümmert Euch, Tuckmäuser, um Euch!
Was soll das Gaffen und Horchen?"

Der Wandersmann sagt nicht ein Wort,
Und schaut nur unbeweglich,
Und ihnen wurde fort und fort
Sein Blick mehr unerträglich.
„Wenn Ihr nicht die Frechheit laßt,"
Sagten sie, „solchen Heuchlergast,
Den muß man mit Schlägen verjagen." —

„„Mich schlägt ein Andrer wohl als ihr,
Ihr mögt kein Haar mir kränken.
Ich bin auf kurze Frist nur hier,
Doch sollt ihr mein gedenken.
Junges Blut hat Frevelmuth:
Thut nicht ferner, so wie ihr thut,
Und laßt bei Zeiten euch warnen!

Sonst schließt ihr einen Bund der Treu'
Mit Judas' falscher Rotte:
Den Heiland kreuzigt ihr aufs neu
Mit solchem kecken Spotte."' —
„Ja doch, da geschäh' ihm recht,
Weil sich der einfältige Knecht
Das erstemal kreuzigen lassen." —

„„Ich weiß gewiß, ihr sprächt nicht so,
Wärt ihr einst mitgegangen;
Ihr hättet nicht, der Qualen froh,
Am Kreuz ihn sehen hangen,
Wie aus bittern Wunden quoll,
Aller Lieb' und Erbarmung voll,
Sein heilig göttliches Leben.

Wie um ihn, ewig hoffnungslos,
Die Freund' und Mutter standen,
Und er im Busen trug ihr Loos,
Bei grimmen Todesbanden;
Neigt sein Haupt in Finsterniß,
Durch die Himmel geschieht ein Riß,
Und innerlich schauert die Erde."' —

„Ei seht, der macht uns glauben gar,
Er wär' dabei gewesen.
Was er erzählt, kann man fürwahr
In alten Tröstern lesen.
Sagt uns doch, wie alt Ihr seid,
Daß Ihr saht, was vor ew'ger Zeit
Und nimmer vielleicht ist geschehen?" —

„„Ich bin nicht alt, ich bin nicht jung,
Mein Leben ist kein Leben.
Wie rastlos kreist der Sonnen Schwung,
Muß ich hier unten schweben.
Greiser wird das Haar mir nicht,
Nicht gerunzelter mein Gesicht,
Das niemals lachet noch weinet.

Ich war, wie ihr, von frechem Muth
In meinen ersten Tagen.
An mir that keine Lehre gut,
Kein Warnen half noch Sagen.
Als der Hohenpriester Amt
Heuchlerisch nun den Christ verdammt,
Da wollt' ich mein Müthchen auch kühlen.

Und als mit schwerer Kreuzeslast
Zum Thor ihn schleppt' die Menge,
Da hatt' ich vor den Andern Hast,
Und stieß ihn im Gedränge.
Matt und lechzend, ohne Schrei'n,
Wollt' er rasten auf einem Stein,
Da schlug ich ihn mit den Fäusten.

Geh, rief ich, Jesus! fort mit dir!
Zum Tod dich endlich schicke!
Der Heiland sah sich um nach mir,
Und sprach mit stillem Blicke:
Ich zwar gehe bald zur Ruh,
Aber wandern sollst nun du,
Und warten, bis ich komme.

Dies Wort, dies Wort, dies Eine Wort
War Heil mir und Verderben.
Es schirmt mich vor der Seele Mord,
Doch wehrt's mein leiblich Sterben.
Und mich treibt's von Land zu Land,
Und bin Manchem zum Graun bekannt,
Der ewig wandernde Jude.'"

Der Fremdling sprach es alles aus
Mit unbewegter Miene,
Doch brennend durch die Stirn heraus
Ein blutroth Kreuz erschiene.
Als die Zwei das Zeichen sahn,
Fällt sie an der Verzweiflung Wahn,
Sie glaubten sich schon in der Hölle.

Und eh' sie Seel' und Leibeskraft
Und Sinne wiederfunden,
Hat er sein Bündel aufgerafft,
Und ist schon weit verschwunden.
An des letzten Hügels Rand
Sehn sie noch, den Stab in der Hand,
Die irre Gestalt hinwanken.

Zu spät zerknirscht sie's und gereut's
Gott läßt mit sich nicht scherzen;
Es brennt das feurig blut'ge Kreuz
In den lieblosen Herzen.
Kirchentrost ward nicht gespart,
Buße, Gebet und Pilgerfahrt,
Doch lebten die Spötter nicht lange.

Johann Friedrich Kind,

geboren den 4. März 1768 zu Leipzig, wo sein Vater Joh. Christoph K. (Verfasser mehrerer gelehrter juristischer Dissertationen und Uebersetzer des Plutarch) Stadtrichter war, erhielt die erste gelehrte Bildung auf der Thomasschule seiner Vaterstadt und studirte daselbst seit 1786 die Rechte. Um sich eine Laufbahn zu eröffnen, ging er 1789 als Volontär, wie man es damals nannte, in's Justizamt zu Delitzsch. Bald machte sich der junge Schöngeist in allen geselligen Kreisen jener Stadt geltend, errichtete ein Privattheater, wo er mit großem Beifall spielte; jagte, da ihm sein Oheim, der Rentbeamte, die Erlaubniß dazu ertheilen konnte; besuchte, während man ihn auf der Jagd glaubte, seine unter dem Namen Minona in manchem Gedicht gefeierte Wilhelmine zu Leipzig; trieb mit seinem Jugendfreunde Apel literarischen Verkehr und arbeitete nebenbei im Dienste des Justizamtmanns. Als er sich nach einer selbstständigen Stellung umsah, widerrieth ihm der Beamte selbst, seine begonnene Laufbahn fortzusetzen; er wandte sich demnach 1792 nach Dresden, wo er, von einem andern Oheim freundlich aufgenommen und empfohlen, im folgenden Jahre Advokat wurde. Der Tod seines Vaters sicherte ihm ein hinreichendes Auskommen und er führte nach siebenjähriger Treue die Geliebte seines Herzens heim. Nach dem Verluste dieser Gattin verheirathete sich Kind auf's Neue mit Friederike ***, an deren Seite er bald in Dresden, bald in der Nähe dieser Stadt in ländlicher Wohnung glückliche Tage verlebte. Zwei Töchter, Meta und Roswitha (letztere auch durch dichterische Versuche in der Dresdener „Abendzeitung" u. a. O. bekannt) erhöheten die Freuden ihrer Häuslichkeit. Im J. 1816 legte er seine juristische Praxis nieder, um nur der Literatur zu leben. Etwas später (1818) verlieh ihm der Herzog von Sachsen-Koburg in Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen den Hofraths-Charakter. Seit 1821 wurde Kind's Name durch den, nach Apel's meisterhafter Erzählung „der Freischütz" (im „Gespensterbuch") bearbeiteten Operntext gleiches Namens, komponirt von dem unsterblichen Karl Maria v. Weber, in der ganzen civilisirten Welt bekannt. Wie diese Dichtung sich nach und nach bei ihm gestaltet, welche Schicksale sie erlebt, in welche angenehme und unangenehme Berührungen sie ihren Verfasser gebracht habe, ist von ihm selbst in seinem „Freischützbuch" erzählt worden. Er starb am 25. Juni 1843 zu Dresden.

* * *

Dieser während eines langen Lebens rastlos thätige Dichter und Schriftsteller erfreute sich einer Fülle von schaffender Kraft, die sich auf mannichfache Weise, hauptsächlich in seinen Erzählungen, kund gegeben hat. Er besaß das Vermögen des dichtenden Malers, seine Gestalten auf eine anmuthig gefällige, oft naiv ergötzliche Weise (in burlesk-idyllischen Scenen) zu gruppiren und in Handlung zu versetzen, in hohem Grade. Geringer ist bei ihm die bildende Kraft, und nicht selten vermißt man eine sorgfältige Entwickelung der Charaktere, wie er denn überhaupt zu vermeiden schien, das Leben in seinen tieferen Räthseln zu berühren, gleichsam als wären dieselben von vorne herein schon gelöst. Eine seiner trefflichsten Erzählungen ist „die Todtenglocke" (zuerst in den „Tulpen" abgedruckt) mit historisch-richtiger und genau gehaltener Charakteristik, bedeutsam tragisch und doch mild zu nennender Erfindung. Minder glücklich war er als Trauerspiel-Dichter; dagegen gelangen ihm vorzüglich solche dramatische Gebilde, welch gleichsam nur spielend die Oberfläche des Lebens berühren, wie das namentlich sein Schauspiel „Van Dyck's Landleben" beweist, welches seit 1816 auf der Bühne den größten Beifall erhielt und worin dem Publikum „nach bekannten Meisterstücken der niederländischen Schule zuerst eine Art lebender Bilder, sogenannter Malerschauspiele, vorgeführt wurde. Eben so wurde sein „Nachtlager von Granada" und sein „Weinberg an der Elbe", ein Festspiel mit plastischer Darstellung nach hetrurischen Vasengemälden, mit großem Beifall aufgenommen." Seine Gedichte anlangend, so ist ein Hauptvorzug derselben die erzählende Darstellung. Reiche Phantasie und Erfindungsgabe mit ächt deutscher Gemüthlich-

keit gepaart, Bilderschmuck, Kraft, Anmuth, Zierlichkeit, sowie Gewandtheit und Geistigkeit der Sprache, verbunden mit Melodie und Wohlklang des Verses, geschickte Wahl des Zweckmäßigsten zu Erreichung der beabsichtigten Wirkung und eine Grazie, die ihren ätherischen Schleier bald verhüllend, bald das Verhüllte nur desto reizender hervorhebend, um die Gestalten webt, sind das Charakteristische derselben und sichern ihm, ganz abgesehen von den in den Mund des Volkes übergegangenen Freischützliedern, ein ehrenvolles bleibendes Denkmal. Eigentlicher Balladen und Romanzen findet sich bei ihm verhältnißmäßig nur eine kleine Anzahl, darunter heben wir besonders hervor König Ankäos, der Idee nach an Schiller's „Ring des Polykrates" streifend; König Elrich's Irrgarten, ganz in dem nordisch-düsteren Charakter der altenglischen und altdänischen Volkslieder, wie wir sie durch Percy und Herder kennen; das Licht im Thale, eine schauerliche Gebirgs-Nachtscene voll ergreifender Wirkung; die sinnige Sänger-Romanze Klotar und der — Löwe, dessen Kampf mit der Riesenschlange in malerischer Anschaulichkeit (freilich nur als Träger der schönen Grundidee) an die Freiligrath'schen Balladen aus der afrikanischen Thierwelt erinnert. Unter seinen poetischen Erzählungen tritt uns, außer der poesiewarmen, dem Homerischen „Hymnos an Dionysos" romantisch nachgebildeten Darstellung „die Seeräuber" noch erfreulich „Georg Neumark und die Gambe" entgegen, rührend durch den Ausdruck der Gottergebenheit und Unschuld des geduldig leidenden gottseligen Liederdichters, der, obwohl „Thränen und Sorgen sein tägliches Frühstück" waren, doch in allem Kreuz und Leid still zu halten und in sich selbst vergnügt zu seyn empfiehlt in seinem berühmten Liede „Wer nur den lieben Gott läßt walten" &c. Im „Christabend" erscheint uns der Dichter in einem seiner schönsten Schöpfungsmomente.

Er schrieb u. a.:

Lenardo's Schwärmereien. 2 Thle. Leipzig 1792. 2te Aufl. Gera 1797.
Karlo. Ein Roman. Züllichau 1801.
Natalie. 3 Bde. Ebd. 1802—1804.
Makaria, Atlante und Kassandra. Drei Erzählungen (im Verein mit Lafontaine, welchem die erste angehört). Ebd. 1803.
Das Schloß Aklam. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig 1803.
Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona. Herausgegeben von Oskar. 2 Bdchn. Züllichau 1804.
Malven. 2 Bdchn. Ebd. 1805.
Wilhelm der Eroberer. Ein romantisches Gemälde. Ebd. 1806.
Tulpen. 7 Bändchen. Leipz. 1806—1810.
Gedichte. Ebd. 1808; 2. Aufl. in 4 Bdchn. 1817—1819. Ders. 5 Bdchn. 1825.
Roswitha (Fortsetzung der Tulpen). 4 Bde. Ebd. 1811—1816.
Van Dyk's Landleben. Malerisches Schauspiel (mit K.'s Portr. und 6 Kpf.). Leipz. 1817. — 2. Aufl. 1820.
Der Weinberg an der Elbe. Festsp. z. Vermählung der Fr. Erbgroßh. v. Toskana. Dresd. 1817. — Zusammengedruckt mit dem vorigen. Leipz. 1818.
Lindenblüthen (Fortsetzung der Tulpen und der Roswitha). 4 Bde. Ebd. 1817—1819.
Gerhard von Kügelgen; eine Phantasie. Ebd. 1820. — 2. Aufl. Dresd. 1820.
Erzählungen und kleine Romane. 5 Bde. Ebd. 1820—1827.
Theaterschriften. 4 Bde. Ebd. 1821, 23 u. 25.
Der Freischütz. Romantische Oper in 3 Aufz., mit einem Nachworte. 1. u. 2. Auflage. Ebd. 1822. — 3. Aufl. 1823.
Schön Ella. Volks-Trauerspiel in 5 Akten. Ebd. 1825 u. s. w.

Außerdem besorgte er die Redaction des Becker-schen „Taschenbuchs z. gesell. Vergnügen" seit 1815—1830; die der „Abendzeitung" mit Th. Hell, von 1805—1831; der „Harfe" seit 1815—1819; des Taschenbuches „Komus" (in Gemeinschaft mit Hell, Langbein, Laun, Schilling) u. s. w.

---

112. Die Seeräuber.

Wer nennt die Männer, die mit leichtem Boot
Das wilde Meer in schwarzer Nacht durchschneiden?
Wer rettet sie, wenn Sturm und Brandung droht,
Wer lehrt sie, Syrten und Charybden meiden?
Ereilt auch sie nicht früh genug der Tod
Am Vaterherd, eh' Lust und Sehnsucht scheiden?
Was treibt sie an, das holde, süße Leben
Den falschen Wogen keck zu übergeben?

Tyrrhen'sche Fischer sind's: die rohe Schaar
Baut schilf'ne Zelte in des Ufers Sande;
Ihr schmückt sich nicht mit gold'ner Frucht das Jahr;
Nur thran'ge Fische, die am seichten Strande
Der Hamen täuscht, die Auster, mit Gefahr
Erbeutet an der Klippe jähem Rande,
Das Mövenei, der Felsenbucht entrissen,
Sind für den Gaum der Wilden Leckerbissen.

Nie schau'n sie auf zum lichten Sternenplan,
Als nahen Schiffbruchs Hoffnung zu erspüren;
Tod harrt der Armen, die mit morschem Kahn,
Dem Gastrecht trauend, diesen Strand berühren.
Doch ruht für sie zu lang der Ozean,
Dann eilen sie ein Wagniß auszuführen;
Bald schlaue Diebe, bald zu off'nem Streite,
Durchkreuzen sie die hohe See nach Beute.

Schon haben sie drei Tage zugebracht,
Verfolgt von Sturmeswuth und Ungewittern;
Doch ob der Bord erbebt, das Steuer kracht,
Ob prasselnd Mast und Segelstangen splittern:
Sie blicken trotzig in die grause Nacht,
Man sieht sie nicht erbleichen, noch erzittern;
Sie rufen nicht der Schiffenden Erretter,
Die Söhne Zeus', — sie lästern frech die Götter.

Und jetzt erscheint mit leisem Tritt Aurore,
Die blühende, am fernen Wolkensaum,
Entriegelt leicht die goldnen Himmelsthore,
Und schmückt die Rosse mit dem Purpurzaum.
Die Winde schweigen; durch die Nebelflore
Dringt mildes Licht, es flammt der weite Raum —
Und Phöbus naht, die sanft bewegten Wellen,
Die stillen Ufer lieblich zu erhellen.

Die Rotte jauchzt, ob fühllos schon das Weben
Des goldnen Lichts auf grüner Fluth sie sieht;
Sie opfert nicht dem Gotte, der zum Leben,
Zu Trost und Lust den Sterblichen erglüht;
Die Rotte jauchzt, weil sich die Wolken heben,
Die Dämmerung vom Horizont entflieht:
Nun können sie die Fernen, wie die Nähen,
Und jedes Eiland, jedes Schiff erspähen.

Und leuchtend hebt die schönste der Cykladen,
Die heil'ge Delos, sich im Rosenlicht;
Ein Knabe ruht auf blühenden Gestaden,
Deß Stirn ein funkelnd Diadem umflicht.
Auf einen Knaben läßt die Kleidung rathen,
Doch mädchenhaft ist Wuchs und Angesicht:
Sein reicher Gürtel blitzt in Sonnenstrahlen,
Von Perl' und Steinen flimmern die Sandalen.

„Ein Königssohn schläft einsam dort am Strand!“
Ruft jeder leis mit raubbegier'gen Blicken.
Der Nachen fliegt, ein Haufe stürzt an's Land,
Der sichern Bucht den Schläfer zu entrücken.
Sein lockicht Haupt ruht weich auf Arm und Hand,
Er lächelt süß, in göttlichem Entzücken;
Sein tiefes Athmen, kindlich holdes Träumen
Ruft nur die Wilden auf, hier nicht zu säumen.

Und schon hat ihn des Führers Hand erfaßt,
Obwohl gelähmt von heimlichem Erbeben;
Schon hat der Räuber die erwünschte Last
Mit seines Mantels Faltenwurf umgeben;
Schon ruht der schöne Knabe unter'm Mast:
Der Hauptmann winkt, das Ankertau zu heben.
Es weht ein frischer, günst'ger Wind am Strande,
Das Segel bläht, die Barke stößt vom Lande.

Noch schläft der Gott, — denn er, des Ost's Bezwinger,
Auf dessen Ruf die Purpurtraube schwillt,
Semelens Sohn, der mächt'ge Thyrsusschwinger,
Lyäus ist es selbst — von Rausch erfüllt;
Noch schlummert er, der süße Freudenbringer,
Obschon die Räuberschaar ein Siegslied brüllt;
Der Westwind scheint der Wangen Gluth zu kühlen,
Indeß um's Schiff die Wellen flüsternd spielen.

Er dehnt sich, gähnt und schlägt die Augen auf,
Die Götterglanz und Wonnerausch beleben;
Erschrocken durch des Schiffes schnellen Lauf,
Verwundert, welche Männer ihn umgeben,
Bestürzt scheint er, blickt bang zum Mast hinauf,
Erhebt die Hände, scheint vor Furcht zu beben.
„„Wo bin ich?““ — ruft er aus — „„o laßt euch rühren!
Wohin, Vermeßne, wollt ihr mich entführen?

Wie? waget ihr, von Phöbus' heil'gem Strand
Den Schlummernden, des Gottes Gast zu rauben?
Ist euch des Bogenführers Zorn bekannt,
Und kennt ihr mich, den Spender goldner Trauben?
Mein Vater schwingt den Blitz mit mächt'ger Hand —
Ruchlose, lebt ihr ohne Götterglauben?
Bringt mich zurück, schifft mich nach Naxos' Hafen,
Sonst werden die Olympier euch strafen!““

„Schweig, junger Thor!“ — erwidern die Piraten —
Spar' deinen Hauch! In träger Ueppigkeit
Spricht sich's gar leicht von göttlich großen Thaten;
Uns hat noch nie der Götter Gunst erfreut.
Wer sich vertraut, kann ihren Schutz entrathen;
Dem Weichling nur ziemt feige Frömmigkeit.
Was haben je die Götter uns gegeben?
Wir lernten längst, auch ohne sie zu leben.“

Gelächter folgt der Rede, Spott und Hohn:
„Wie nennst du dich? den Spender goldner Trauben?
Apollo's Gast? des Blitzeschleudrers Sohn?
Und solche Mährlein sollen Männer glauben?
Wie viele Trauben schenktest uns du schon?
Uns wär's erwünscht, den Blitzstrahl selbst zu rauben!
Zeus sandt' uns gnug an Blitz und Regengüssen,
Wärst du sein Sohn, du solltest für ihn büßen!“

Und kaum entflieht dem Mund das freche Wort,
So steht das Schiff gefesselt auf den Wogen,
Als läg's vor Anker im geruh'gen Port,
Als wär' es ganz mit Ufersand umzogen.
Nicht Ruderschlag, nicht Segel treibt es fort;
Die Fluth umkreist es scheu in weiten Bogen,
Der Gott, gekrönt mit grünem Eppichkranze,
Schwingt eine goldne, weinumlaubte Lanze.

Und üpp'ge Reben, traubenschwer, umranken
Die Wimpel und der Segel blendend Weiß;
Ein Epheunetz umstrickt der Barke Planken,
Und Duft des Weins erfüllt des Gottes Kreis;
Gespenst'ge Pardel dreh'n mit scharfen Branken,
Und Tiger brüllen, wie von Blutgier heiß.
Die Gottverächter flieh'n voll Angst, und springen
Schnell auf's Verdeck, sich über Bord zu schwingen.

Und krampfig krümmen sich die nerv'gen Glieder,
So wie der Leib das Wasserreich berührt;
Mit Schwanz und Flossen tauchen sie sich nieder,
In schwarze Schuppenpanzer eingeschnürt;
Sie schlucken Wellen, blasen aus sie wieder,
Mit der Delphinen Ungestalt geziert;
Sie, die verschmäht Lyäus' Macht und Gaben,
Sind nun verdammt, an Salzfluth sich zu laben.

Doch Balsamduft und sanfte Weste schwellen
Die Segel, und, ein schwimmend Blumenland,
Tanzt leicht die Barke über Silberwellen
Nach Naxos' hohem, liebeheil'gem Strand.
Mänaden nahn mit Trommeln und mit Schellen,
Mit losem Haar und flatterndem Gewand,
Und sehnsuchtheiß, bei Flötenklang und Tanze,
Umschlingt den Gott die Braut im Sternenkranze.

113. König Ankäos.

Der König von Samos, Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit emsiger Hand —
Ein Sklave trat sinnig ihn an:

‚Laß ruhen, Ankäos, die emsige Hand,
Und raste im kühligen Saal!
Nie füllet der Saft, diesen Reben entwandt,
Dir, König, den goldnen Pokal.‘

Deß lachte der König mit heiterem Sinn,
Er raunte dem Alten in's Ohr:
„Und gäb' auch der Herbst noch so kargen Gewinn,
Du füllst mir den Becher, o Thor!“

‚Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Traubenstock und Most
Schwebet drohend Sturm und Frost.‘

Bald schoßten die Reben gar lustig empor;
Bald grünte und blühte der Wein;
Bald drängten sich schwellende Beeren hervor,
Geröthet von sonnigem Schein.

Und als nun der König beim fröhlichen Fest
Der Lese den Alten ersah,
Da rief er: „Schon werden die Trauben gepreßt;
Ist Becher und Mundschenk auch da?“

Doch düsteren Auges erwiedert der Greis:
‚Wohl schäumt in der Kelter der Most;
Doch hast du, der emsigen Mühe zum Preis,
Noch keinen der Tropfen gekost't.

'Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Kelch und Kelterbaum
Dehnet sich ein weiter Raum.'

Und als nun der Sklave beim schimmernden Mahl,
In finsteres Schweigen gehüllt,
Dem König kredenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichem Grauen gefüllt:

Da rief ihm der König mit fröhlichem Sinn:
„Willkommen, du finniger Thor!
Wohl bringt mir die Mühe gar süßen Gewinn —
Was hält'st du so zagend empor?"

Doch düsteren Auges erwiedert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Gesicht:
'Wohl bring' ich den Becher auf Königs Geheiß,
Doch trank er des Mostes noch nicht!

Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand.'

Schon fasset der König den goldnen Pokal,
Und hebet ihn lächelnd empor:
Da stürzen die Winzer durch's hohe Portal;
Ein Diener tritt zitternd hervor:

„,Herr König! ein Eber verwüstet mit Wuth
Den Weinberg, so emsig gepflegt.
Schon röcheln die rüstigen Jäger im Blut,
Vom schnaubenden Keiler erlegt!'"

Auf reißt sich der König und fordert den Stahl,
Und schwinget die Lanze mit Muth;
Doch trank er wohl nie mehr aus goldnem Pokal —
Es saugte die Erde sein Blut.

'Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Eins und noch Einmal
Niederflammt des Blitzes Strahl.'

---

114. König Elrich's Irrgarten.

Herr Elrich jagt im grünen Wald
Auf goldgezäumtem Roß,
Gewahrt auf hohem Berge bald
Ein graugethürmtes Schloß.

In's tiefe Thal ein Fräulein schaut
Still, freundlich und allein.
„Schön Gunihild, willt du die Braut
Von König Elrich seyn?"

„„Ach, Eure Braut, die wär' ich gern
In Silberstück und Kron';
Doch theilt mit Elrich, meinem Herrn,
Frau Isabell den Thron!""

„Frau Isabell, die ist nicht fein,
Gar gelb von Angesicht —
Willt, Schönste, meine Buhle seyn
Nach zarter Minne Pflicht?"

„„Ist Gunihild auch jung und zart,
Doch keine Buhl' für Euch;
Die Schwester Ritters Adilgard
Ist ehr- und tugendreich.""

„Dein Adilgard zog fern in Krieg,
Du lebst in Still' und Leid;
Er wirbt um Gunst, um Ruhm und Sieg,
Und ließ dich ohne Freud'."

„„Ich soll in's heil'ge Kloster ziehn,
Und mich dem Altar weih'n."" —
„Und wolltest ungeliebt verblühn,
Du schönste Ros'? Ach nein!

Ach, wenn dein König dir gefiel',
Stets hold und treu gesinnt,
So führt' ich dich zu Lust und Spiel
Nach meinem Labyrinth.

Ich hab' auf Säulen von Porphyr
Ein goldnes Haus erbaut,
Wo man ein schönes Lustrevier
Voll hoher Dambirsch' schaut.

Viel ind'sche Vöglein, roth und grün,
In blau' und goldner Pracht,
Sind dort, und Nachtigallen ziehn
Von Zweig zu Zweig bei Nacht.

Und Wunderbilder, marmorn all',
Viel Bäume fremder Art,
Sind dort mit plätscherndem Kristall
Und Blumenschmelz gepaart.

Dort ist der Freude Sitz; dahin
Verirrt kein Lauscher sich;
Dort ist die Schönheit Königin —
Ach, Schönste, zeige dich!" —

Sie trat verschleiert aus dem Schloß
In stillgeheimer Lust;
Der König hob sie auf sein Roß,
Drückt' heiß sie an die Brust.

Er schlug bis hoch zum Aug' hinan
Den Mantel um sein Kind,
Und kam in seinem Irrgart' an
Gar freudig und geschwind.

Und als von seiner neuen Gunst
Frau Isabell erfuhr,
Gelobte sie in Zornesbrunst
Der Rache frechen Schwur.

Sie schrieb mit schlau verstellter Hand
Dem König einen Brief,
Als ob ein Mann in Weibsgewand
In Gun'hilds Armen schlief.

Und zornerfüllt der König sprach:
„Sie war der Unschuld Bild;
Doch weil sie Pflicht und Treue brach,
So sterbe Gunihild!"

Er warf sich wüthig auf sein Roß,
Sprengt' über Weg und Steg,
Und kam, eh' Dämmrung sich ergoß,
Zu seinem Lustgeheg.

Er rief zu sich drei Gärtnersknecht' —
Der erste weiß von Haar,
Der zweite wie ein Neger recht,
Der dritt' ein Rothkopf war.

Er rief zu sich drei Gärtnersknecht',
Und frug sie: „Habt ihr Muth?
Gilt euch mein Will' statt Spruch und Recht,
Und bebt ihr nicht vor Blut?"

Der Weißkopf sprach: Herr König mein,
Es war des Knaben Brauch:
Mein Sprenkel schnitt des Finken Bein,
Ich bohrt' der Lerch' in's Aug'.

Der Mohrenkopf erwiedert drauf:
Wohl gleich gilt mein Gebot;
Mir zappelt' über'm Aemsenhauf'
Sich Frosch und Maulwurf todt.

Der Judaskopf sprach auch geschwind:
So Ihr nicht heget Zorn:
Ich hab' verscharrt ein Nonnenkind
Jüngst unter'm Gartenborn.

Der König sprach gar dumpf und hohl:
„Seit ihr so wackre Leut',
Begrabt ihr mir ein Täublein wohl;
Drum haltet euch bereit!"

Er ging zu seiner Buhl' zur Stund';
Sie flog in seinen Arm,
Und gab mit ihrem Rosenmund
Ihm Küsse süß und warm.

„Schön Lieb! wie ist im Kämmerlein
Die Luft so heiß und schwül;
Komm, dich des Abends zu erfreu'n,
Zum Garten grün und kühl!"

Sie kam an einen Springbrunn hell,
Und sprach: „„Herr und Gemahl!
Laß hier uns ruh'n!"" — „Ach nein, am Quell
Brennt noch der Sonne Strahl."

Er kam an einen Apfelbaum
Gar grün und rosiglich:
„Schön Lieb! hier beut der Rasen Raum
Für deinen Freund und dich.

Und schau', o schau' die Aepflein gar
Wie Gold und Inkarnat;
Gestreift, getüpfelt wunderbar
Und würzig wie Muskat!"

Vom schweren Ast der König bog
Das ros'ge Aepfelein;
Er pflückt' es freundlich ab und zog
Hervor ein Messer klein.

Er schnitt die würz'ge Frucht entzwei
Vom Gröbslein bis zum Stiel:
„Nimm hin, nimm hin für Lieb' und Treu',
Denn ganz wär' mir's zu viel!"

„„Ach weh, ach weh, Herr und Gemahl,
Mir wird so weh und weich!
Fast scheint die goldgetüpfte Schal'
Dem rothen Giftpilz gleich.""

„O nein, o nein! Fein's Liebchen, iß!
Mit solcher Wunderfrucht
Ward einst im schönen Paradies
Des Weib's Gelust versucht."

„„Ach weh, wie wird das Schnittlein blau,
Und dein's bleibt lilienweiß;
Dein Messer links ist giftig grau,
Doch rechts wie Silbergleis!""

„So fleh' zu Gott! Heut lilienweiß,
Bist morgen falb und grau;
Und büß'st der Unschuld falschen Gleiß
In Flammen schwefelblau!"

„„Jesu, Marie! . . . Du arger Mann!
Ist dies der Minne Lohn?
Weil dein Gekos' mein Herz gewann,
Muß ich von hinnen schon?

Gott richte dich am neunten Tag
Nach meiner Todesnoth!""
Sie nahm das Messerlein, es brach
Ihr Herz, von Blut so roth.

Der König floh mit tiefem Schrei
Und fluchte sich und Gott.
Die Knechte sprangen schnell herbei
Mit losem Scherz und Spott —

Und stehn entsetzt — „„Welch zartes Weib!
Der Erde schönste Zier!
Laßt uns begraben still den Leib —
Herr Gott, sei gnädig ihr!""

Sie stachen in den schwarzen Grund
Tief mit dem Spaten ein,
Und gruben mit verstummtem Mund
Bis spät zum Mondenschein.

Das goldne Haar, der seidne Rock
Von Schollen ward bedeckt;
Zuletzt ein junger Nelkenstock
Zum Zeichen drauf gesteckt.

Doch Abilgard in seinem Zelt
Am Morgen träumte schwer,
Als ob mit rother Erd' entstellt
Die zarte Schwester wär'.

Er nahm die Lanze und den Schild,
Er warf sich auf sein Roß,
Und suchte Schwester Gunihild
Im väterlichen Schloß.

Und als er die geliebte Maid
In seiner Burg nicht fand,
Im Kloster nicht, durchstrich er weit
Des Königs Elrich Land.

Und kam am sechsten heißen Tag
Zum grünen Apfelbaum,
Wo tief verscharrt die Schwester lag
Im engen Grabesraum.

Er stieg herab vom müden Roß,
Zu kühlen seine Gluth;
Da thät sich auf ein Nelkenschoß,
Schneeweiß, besprengt mit Blut.

‚Bist du gewürgter Unschuld Bild?
Ist Unthat hier geschehn?'
Vorüber zittert Gunihild,
Und winkt, und scheint zu flehn.

Der Ritter lag drei Nächte lang
Im Wald mit wildem Schmerz;
Beim dritten Morgenröthen drang
Sein Dolch in Elrichs Herz.

115. Klotar.

Der Königstochter Fest zu krönen,
Erscheint Klotar bei'm Fürstenmahl;
Er singt in wundervollen Tönen
Der Liebe Glück, der Liebe Qual.

Und hoch ersteht auf seinem Throne
Der König, reicht in frohem Sinn
Dem Fremdling zu des Liedes Lohne
An goldner Kett' ein Kleinod hin.

„Groß" — ruft der Harfner — „ist die Ehre;
Doch wall' ich jetzt nach fernem Land;
Drum wahrt mir, bis ich wiederkehre,
Dies köstlich theure Gnadenpfand!"

Und schnell stimmt er die Harfe wieder
Mit ernstem Aug' und trübem Blick;
Von Neuem preist der Klang der Lieder
Der Liebe Qual, der Liebe Glück.

Und lächelnd winkt aus ferner Weite
Mit zarter Hand und mildem Sinn
Den Sohn des Lied's an ihre Seite
Die schöne, stolze Königin.

Sie spricht: „„Wird mir es nicht gelingen,
Das Herz des Sängers zu erfreu'n?""
Den reichsten Becher läßt sie bringen,
Und füllt ihn selbst mit edlem Wein.

Und tief neigt sich Klotar zur Erde,
Erhebt den Blick dann groß und hell:
„Ihr lohnt die Kunst nach hohem Werthe;
Des Sängers Trank ist Wiesenquell."

Und düstern Aug's tritt er zurücke
Zu seinem Sitz im Heldensaal,
Erhebt auf's Neu' mit trübem Blicke
Der Liebe Glück, der Liebe Qual.

Verloren schweifen seine Töne;
Es bebt die Hand, es stockt der Laut —
Die Thräne tritt in heil'ger Schöne
Ins Aug' der jungen Fürstenbraut.

Da läßt er rasch die Saiten klingen,
Und schnell erstickt der Harfe Ton:
„Gott mit euch Allen! Für mein Singen
Ward Himmelsgabe mir zum Lohn!"

Der König fragt: „„Was kann er meinen?
Ihm schien zu arm mein Reich und Thron.""
Doch nur verstanden von der Einen,
War längst Klotar dem Schloß entfloh'n.

---

116. Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmel's Höh'n
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüll't's nicht dort im Wiederhall
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeift's nicht scharf, wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche?

Heißer kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei;
Ja, es scheint, der Kampf ist hart —
Tummle, tummle dich, Astart!
Auf! die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!"

Also hohen Muthes spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur
Ritter Godefroi La Tour,
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
In's Gebiß, und scheut und bäumet.

Denn wie Gluth in tiefem Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht,
Wie durch Donnerwolken licht
Schwefelschein des Blitzes bricht:
Dreh'n sich funkelnd, schnell und schneller,
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt, und brüllt und schnaubt;
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Wanst und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbesprützten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend Aug',
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt;
Selbst die ausgestrafften Branken
Sucht das Scheusal zu umranken.

Und schon sinkt der Leu im Krampf
Athemlos in Druck und Dampf,
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rachen droh'n,
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!"

Hoch vom angestrengten Pferd
Schwingt La Tour das breite Schwerd;
Flug's mit scharfem Zuge spellt
Er den Bauch, von Gift geschwellt;
Züngelnd, schnappend, dräuend zücken,
Ringeln Haupt und Schwanz und Rücken.

Plötzlich von der Würg'rin frei
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Branke, Lauf,
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfre Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm als Herrn mit Hundestreue.

Folgt ihm dienend auf dem Fuß,
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kos't am Tag ihn, und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht;
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm,
Und es wendet sich sein Blick
Nach der Heimat Flur zurück;
Auch die Dankbarkeit des Leuen
Soll der Freunde Kreis erfreuen.

Doch, so viel er Schiffer dingt,
Und so reichen Sold er bringt,
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sichre Barke ein.
Sehnend nach dem Vaterlande
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Fern am Ufer Klaggeschrei,
Läuft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab am Strand,
Steht, und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen,

Kämpft und ringt, und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals schon von ihr verschlungen
Hat er sich empor geschwungen.

‚Schaut, was dort der Sturz erfaßt!'
Ruft der Schiffer hoch vom Mast.
Gottfried springt in Ahnungseil'
Vom Verdeck auf's schwanke Seil,
Schärft den Blick, und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar;
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße,
Und — versinkt im Wogenschusse.

117. Das Licht im Thale.

Der Geishirt steht am Felsenrand,
Ein Dirnlein naht im Pilgergewand:

‚Gelobt sei Christ! — Bist du kein Geist?'
„So frag' ich den, wer jetzt noch reist."

‚Was schimmert dort mit mattem Strahl?'
„Das Feuerwürmlein fliegt im Thal."

‚Schau', immer heller steigt's empor!'
„Der Irrwisch hüpft aus Schilf und Moor."

‚So feurig glimmt der Irrwisch nicht' —
„So ist's des Bergmanns Grubenlicht."

‚Schau' hin, wie Sternlein leuchten itzt' —
„Die Funken, die der Amboß spritzt"

‚Nicht Hammer fällt, nicht Blasbalg facht' —
„Mein Enklein spinnt noch spät bei Nacht."

‚Laub deckt der Spinn'rin Fensterschoß' —
„Die Kerzen flimmern im Herrenschloß."

‚O, blinkt vom Schloß der Schein mir zu,
Schenk' Gott dem Kranken sanfte Ruh!'

„Der Junker ruht wohl sanft genug;
Es sind die Fackeln vom Leichenzug."

‚Ach, sind's die Fackeln vom Leichenzug,
Ist mir die Klipp' nicht steil genug!'

„Der Greis zu steil, — gib mir die Hand!"
‚Wohl tiefer meine Angst und Schand'!' —

Geläut' und Todtenlied weht her,
Der Geishirt sieht die Maid nicht mehr.

Durch Wolken dringt der Mondenstrahl,
Die Maid liegt blutig im tiefen Thal.

118. Georg Neumark und die Gambe.

„Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu,
Und trau' des Höchsten reichem Segen!"
Rief Neumark jeden Tag auf's Neu',
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wissenschaft mit regem Fleiß.

Doch derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück;
Es muß den gier'gen Mäkler lohnen,
Wie träf' bescheidne Kunst sein Blick?
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nahrung ihm gebrach.

Schon ward ihm das Geräth entrissen,
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wohl mehr noch muß der Aermre missen!"
Sprach Neumark, floh zu Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut,
Dem Bücherschatz, entwich sein Muth.

Doch wankt' auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hülfe schwand;
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen,
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.

Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich.
Beim Finden süßer Melodie'n
Kam Trost des Himmels über ihn.

Nichts war ihm endlich überblieben,
Als diese holde Trösterin;
Von bangen Sorgen hart getrieben,
Trug er auch sie dem Wuchrer hin,
Nahm Abschied von dem theuren Pfand,
Gab seufzend es aus seiner Hand.

Erst als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt' er jedes Glück auf Erden,
Und stöhnte leis ein tiefes „Ach!"
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hülfe nützlich sei!"

Gott wußt' es auch. Am nächsten Morgen
Berief ein Graf*) den Unglückssohn,
Und sprach: „„Man sagt, Ihr lebt in Sorgen,
Wie? wär' das wohl verdienter Lohn?
Bewährt mir Eure Kunst durch That,
Mit einer Schrift an Schwedens Staat!""

Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchliest die überreichten Blätter,
Betritt voll Muth's die neue Bahn.
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

Und sieh! mit Gott ist's wohl gelungen;
Der Graf erhebt es hochvergnügt,
Wie kräftig, wie mit Engelzungen
Der Jüngling Wort an Wort gefügt!
„„Nimm,"" ruft er, „„dies aus Dankbarkeit,
Und bleibe meinem Dienst geweiht!""

Traun, würdig war die Ehrenspende
Deß, der sie gab, deß, der sie nahm!
Er drückt gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank und schöner Scham;
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch löst er erst die Gambe aus.

Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Gram's geflohn,
Mit Jubel; greift mit süßen Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton;
Drückt fest die Gambe an die Brust,
Und stimmt sie ein mit inn'ger Lust.

Nicht länger kann die Gluth sich halten,
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten" —
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumarks Staub.

*) Dieser Edle soll schwedischer Resident in Hamburg gewesen seyn, und Rosenkranz geheißen haben.

119. Der Christabend.

Still! was schleicht dort so alleine,
Jammert dort im Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ist's ein schmächtig blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen,
Leicht und dünn ist sein Gewand, —
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! es wimmert leis im Sturme:
„Lieber Gott im hohen Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!

Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! sie wird mich schlagen;
Denn ich blieb zu lange aus.

Nein, ich will noch länger bleiben;
Weht der Schnee gleich in's Gesicht,
Mich auf offner Straße treiben;
Dem Empfang entgeh' ich nicht.

Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
War's wohl Spott? die Händler luden
Freundlich mich, zu kaufen, ein.

Wie die Messingkännchen locken!
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh', — hu! von warmem Pelz!

Aber leer sind meine Taschen,
Trockne Rinden hab' ich kaum;
Alles darf sich freu'n und naschen, —
Doch wer putzt für mich den Baum?

Ha! wie hell wird's in den Zimmern, —
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf, — ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!

Schau'! dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke!
Dort mag Pracht und Reichthum seyn.

Ei, ich möcht' es auch wohl sehen;
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich an's Schloß!"

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter steh'n;
Weihrauchdüfte zieh'n in's Kalte;
Hohe Wallrathskerzen weh'n.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster, lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist der Flur mit Sand bestreut.

Hyazinthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen;
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen,
Ach! sie schauet sich fast blind —
Unter Palmen, Silberkränzen
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den inn'ren Schmerz;
Gluth erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür':
„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laß mich hier!“

Sieh! da rauscht Gewand von Seide,
Eine schlanke, blasse Frau
Naht in schwarzem Flor und Kleide,
Himmlisch schön im Thränenthau.

„„Komm doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel seh'n?
Ach! ich hatte nur das Eine,
Und doch mußt' es von mir geh'n!

Morgen früh wird sie begraben —
Zur Bescherung kauft' ich ein —
Oben liegt's noch, — willst du's haben?
Bist, wie sie, so blond und fein!

Sprich, wer bist du?““ — „Eine Waise;
Seit dem Jahr ist Mutter todt;
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.

Bald ein Jahr — um Weihnacht deckte
Noch der Sarg die Mutter nicht.
O! am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.

Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und, behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüld'te Aepfel trug.

Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward; —
Läg' ich bei der lieben Frommen
Tief, o tief im Sand verscharrt!

Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten, —
Und ich will ja alles thun;

Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinern Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt!“

„„Kind, wie heißt du?““ — „Willmer's Lotte!“
„„Und wie alt?““ — „Bin sieben Jahr!“ —
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
Just so alt, wie Lottchen war!

Du, mein Kind, zu Gott erhoben,
Dächt'st du mein in jenem Land? —
Ja, mein Lottchen, du dort oben
Hast die Waise mir gesandt!

Wohl, ich schwör's bei diesem blassen,
Lieben Engelsangesicht:
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!““ —

Wiederhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: ‚Von Gott will ich nicht lassen,
Gott verläßt die Seinen nicht!‘

Karoline Pichler,

eine Tochter des ehemaligen Hofraths und Geh. Referendars **Franz v. Greiner**, war den 7. September 1769 zu **Wien** geboren. Ihre Mutter, **Karoline v. Hieronymus**, war ein Liebling und viele Jahre hindurch Vorleserin der Kaiserin Theresia. Nachdem sie im kunstsinnigen elterlichen Hause, das allen ausgezeichneten Fremden und den berühmtesten Gelehrten und Künstlern als Berührungspunkt diente, eine sehr gewählte Erziehung erhalten, verheirathete sie sich 1796 mit dem nachmaligen Regierungsrathe **Andreas Pichler**. Im Umgange mit **Haschka, Alringer, Denis, Mastalier, Ratschky** u. A. hatte sie schon von Jugend auf Gelegenheit gehabt, die vorzüglichsten Erscheinungen unserer schönen Literatur kennen zu lernen, wodurch sie zu poetischen Versuchen, die zum Theil in Almanachen eine Stelle fanden, angeregt wurde; aber erst um's Jahr 1800 trat sie als Schriftstellerin auf. Seitdem war sie unermüdlich produktiv, und hat außer mehreren historischen Schauspielen („**Ferdinand II.**, König von Ungarn und Böhmen“, — „**Amalie von Mansfeld**,“ — „**Rudolf von Habsburg**“ u. s. w.) eine Menge von Romanen geliefert, unter welchen „**Agathokles**“ und „**Frauenwürde**“, beide in Briefform geschrieben, sowie „**die Grafen von Hohenberg**“, — die „**Belagerung Wiens von 1683**“, — „**die Schweden in Prag**“, — „**Friedrich der Streitbare**“, — „**die Nebenbuhler**“ u. s. w. zu ihren anziehendsten Leistungen gehören. Ihre letzte Arbeit waren die „**Zeitbilder**“ (1839—1841). Sie starb in Wien am 9. Juli 1843.

* * *

Ein flüchtiger Ueberblick ihrer Werke zeigt, daß die Dichterin, wenn gleich durch die Kraft leitender Ideen in der Ausarbeitung geführt, ihre Begeisterung nicht eigenthümlichen, ihr Gemüth ausschließend beherrschenden Ideen verdankte, die sie durch die Hülle der Dichtung zu verkörpern suchte, sondern daß sie vielmehr das Leben, wie es ihr in seinen mannichfaltigen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart klar wurde, mit Liebe auffaßte, und das, was sie darin als schön oder herrlich erkannte, durch die Dichtung dem Herzen näher zu bringen strebte. Indem sie nie der Mode des Tages gehuldigt, immer aber die reichen Belehrungen, welche die wachsende Kunsteinsicht der Zeit, sowie das Leben selbst darbot, benützte, um den Umkreis ihrer Ansichten zu erweitern, und selbst auch als Künstlerin kühner vorzuschreiten, ist sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit gleich geblieben; ihre einzelnen Arbeiten unterscheiden sich wohl in Hinsicht der Reife der Produktionskraft, nicht aber durch unter sich entgegengesetztes Streben, die Folge des Schwankens der Gefühle, oder der Unsicherheit der Ueberzeugungen des Dichters. Sie hat übrigens in ihren Dichtungen eine in unserer Zeit seltene parteilose Würdigung des Menschenlebens ge-

zeigt, sich mit gleicher Liebe zu den verschiedensten Zeitaltern und Formen des Daseyns hingezogen gefühlt, und die patriarchalische Vorwelt, den Umschwung alles Lebens zur Zeit des eintretenden Christenthums, die Herrlichkeit ritterlicher Kühnheit, wie die großen Begebenheiten bei der Wiederbefreiung unseres deutschen Vaterlandes mit gleich warmer Begeisterung aufgefaßt. Freundin der schönen Natur, und die Heimat menschlichen Glückes nicht in den kunstreichen Zirkeln der Verbildung suchend, welche die Geselligkeit großer Städte darbietet, scheint die Dichterin meistens nur darum sich der Ausmalung jenes verkünstelten Daseyns mit erschöpfender Vollständigkeit hingegeben zu haben, um hinter demselben die großartige Einfachheit des der Natur näher liegenden ländlichen Lebens im wohlthuenden Gegensatze zu zeigen. Daß sie sich vorzüglich zur Darstellung des Familienlebens, und auch bei Entwicklung welthistorischer Ereignisse gern zur Ausmalung jener zarten Verhältnisse hinneigte, welche die Verbindung beider Geschlechter begründet, wird man einer Frau eher zum Lobe als zum Tadel anzurechnen geneigt seyn. (Vgl. Wiener „Jahrbücher der Literatur.“ 1819. Bd. VI. S. 77 ff.)

Ihre zuerst in v. Hormayr's „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ (Wien 1810) veröffentlichten Balladen und Romanzen, in deren Bearbeitung sie, wie auch in mehreren ihrer Romane und Schauspiele, die von Hormayr anempfohlene Richtung verfolgte, „durch vorzugsweise Anwendung der Poesie und der bildenden Künste auf vaterländische Gegenstände die Geschichte zu popularisiren,“ verrathen, wenn auch keine originell anschauende Phantasie, jedenfalls doch die Gabe gewandter Darstellung und gelungener, oft kräftiger Charakterzeichnung, und verdienen besonders wegen ihrer patriotischen und ethischen Grundfärbung Anerkennung und Lob. Uebrigens dürfte die Verherrlichung vaterländischer Stoffe nicht unbedingt zu empfehlen seyn, weil der Dichter nicht für eine Provinz, ja nicht einmal für einen Staat, sondern für die Menschheit überhaupt schreiben soll.

Von ihr:

Sämmtliche Werke. 60 Bände. Wien 1820—1845.

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Herausgegeben von Ferd. Wolf. 4 Bde. Wien 1844.

---

120. Kaiser Maximilian's Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben
Gen Worms, die alte freie Stadt,
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürst, kein Ritter, kein Prälat.
Ja einer nach dem andern zogen
In stattlichen, geschmückten Reih'n
Sie durch des Thores hohen Bogen
Wohl mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel von diesem Tage,
Denn Großes sollte da gescheh'n,
Schon manche längst erhobne Klage,
So mancher Zwist nicht mehr besteh'n;
Nicht mehr die blinde Willkür walten,
Die Unschuld ohne Schützer seyn,
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts sich freu'n.

So hat es Kaiser Max beschlossen,
Treu denkend der beschwornen Pflicht;
Aus Habsburgs edlem Stamm entsprossen
Verläugnet er den Ahnherrn nicht;
Er, unbesiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,
Legt willig doch das Schwert bei Seite,
Und Recht und Friede ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,
Und Mancher wird von Lust entzündet,
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäste,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feste
Beflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen Gauen,
Von seinem Könige gesandt,
Ein Ritter, furchtbar anzuschauen,
Im Kampf zu Schimpf und Ernst gewandt.
Der Ruf von seines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her,
Es sei im edlen Waffenwerke
Kein Ritter so geübt, wie er.

Hoch über seiner Herberg Pforte
Ließ er sein Wappenschild erhöh'n,
Und durch den Herold diese Worte
In der erstaunten Stadt ergeh'n:
„Er sei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und schön,
Auf Haft, wie sie sich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu besteh'n.“

So läßt er voll von Stolz verkünden,
Und harrt und harrt so manchen Tag;
Kein kühner Gegner will sich finden,
Der diesen Strauß bestehen mag.
Des Fremden übermüthig Pochen
Auf nie besiegter Waffen Glück,
Und was der Ruf von ihm gesprochen,
Schreckt Jeden von dem Kampf zurück.

Das wurmt den Kaiser tief im Herzen,
Er kann des Franzmanns Uebermuth,
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen,
Und zürnend wallt sein fürstlich Blut.
„„Und will es denn nicht Einer wagen,
Wie sie um mich versammelt stehn:
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,
Er soll den Meister in mir seh'n.““

Er gibt sein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.
Bei dessen Schild wird aufgehangen
Der Schild von Oestreich und Burgund.
Erstaunt erkennt ganz Worms dies Zeichen,
Und Alles harrt erwartungsvoll
Auf diesen Zweikampf sonder gleichen,
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennet
Zum Kampf auf ritterliche Haft;
Und jedes Gegners Busen brennet
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren strömt's herein,
Und eilt im wimmelnden Gedränge,
Ein Zeuge dieses Kampf's zu seyn.

Am neunten Morgen — ernst und stille
Bewehrt mit Lanz' und breitem Schwert,
Vom Kopf zum Fuß in Eisenhülle,
Erscheinet jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete schmetternd tönet,
Stürmt jeder auf den andern los,
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch fruchtlos glitschte jede Lanze,
Die Kämpfer blieben unversehrt,
Da schwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein jeder rasselnd sich vom Pferd;
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben,
Die Streiche fielen hageldicht,
Und ob auch Funken um sich stoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel gelungen,
Er hat mit seines Hiebes Kraft
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen,
Da wo am Helm der Panzer klafft;
Doch wie sich Max verwundet fühlet,
Scheint seine Kraft erst recht erwacht:
Als hätt' er nur bisher gespielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht.

Und drängt und läßt nicht nach zu stürmen,
Bis er den Gegner so betäubt,
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,
Nichts als Ergebung übrig bleibt.
Er senkt das Schwert, fleht um sein Leben,
Und will, nach dec Vertrages Kraft,
Sich an des Kaisers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.

Da reicht, zur Milde schnell gewendet,
Ihm Max die kaiserliche Hand,
Und glorreich ist der Kampf geendet,
Den er für Deutschlands Wohl bestand.
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten,
Und Alles preist des Herrschers That,
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

121. Philippine Welserin.

„Horch, die Thurmuhr hat geschlagen
Und er naht den Augenblick!
Darf ich hier zu bleiben wagen?
Zieh' ich furchtsam mich zurück?
Tiefer noch den Pfeil zu drücken
In die schwer verletzte Brust,
Sollt' ich flieh'n aus seinen Blicken,
Flieh'n, als wär ich schuldbewußt!

Und was hab' ich denn begangen?
Jugend, Schönheit, Edelsinn
Zieh'n in schüchternem Verlangen
Meine Seele zu ihm hin.
Ach, er ist so mild, so freundlich,
Ist so tapfer, ist so schön!
War es möglich, kalt und feindlich
Solchem Reiz zu widerstehn?

Ja, ich weiß, ich darf nicht hoffen,
Mich bethört kein eitler Wahn,
Mein Geschick liegt vor mir offen,
Eine dornenvolle Bahn.
Tollkühn zu dem Kaisersohne
Hob sich mein verwegner Blick;
Und der Glanz der Fürstenkrone
Schrecket strafend mich zurück.

Doch was ist dort für Bewegung?
Wie das Volk zusammenströmt!
Alles scheint in froher Regung —
Guter Gott! Er ist's! Er kömmt!
Herrlich ragt er aus der Menge,
Die er freundlich nickend grüßt,
Aus dem fluthenden Gedränge,
Das sein Berberroß umfließt!“

Und schon hat er sie erspähet
Hinter der Gardinen Flor:
Zu dem Fenster, wo sie stehet,
Fliegt sein heißer Blick empor;
Denn, die keinen Rang erkennet,
Liebe zieht ihn zu ihr hin,
Und der Sohn des Kaisers brennet
Für die schöne W e l s e r i n.

Täglich zieht er nun vorüber,
Täglich wird die süße Qual,
Seines Busens Schmerz ihm lieber,
Täglich wächst der Hoffnung Strahl;
Und schon wagt er zu gestehen,
Was die Seel' ihm glühend füllt;
Zitternd höret sie sein Flehen,
Denn sie schreckt der Zukunft Bild.

Und sie mahnt ihn seines Ranges,
Seines Vaters, seiner Pflicht;
Doch voll heißen Liebesdranges
Achtet er ihr Warnen nicht;
Weiß sie bald zu überzeugen,
Daß sein Glück in ihr nur lebt,
Ihren strengen Sinn zu beugen,
Der ihm zagend widerstrebt.

Kann sie wohl sein Glück zerstören,
Ungerührt von seinem Flehn,
Ihn von Leid und Gram verzehren,
Diese Blicke welken sehn?
Zwischen Lieben, Zweifeln, Scheuen
Reicht sie ihm besiegt die Hand,
Und des Priesters Segen weihen
Das geheimnißvolle Band.

Philippine! Philippine!
Rasch ist dieser Schritt gethan,
Doch es naht die ernste Sühne,
Es zerstiebt der schöne Wahn:
Denn der Kaiser hat vernommen,
Was ihr frevelnd hier gewagt,
Und sein Zorn ist rasch entglommen,
Hat euch schwer und streng verklagt.

„„Ja, ihr habt den Weg gefunden,
Wo ihr meine Macht verhöhnt;
Denn was Priesters Hand gebunden,
Wird durch Menschen nicht getrennt.
Doch dies sei euch laut verkündigt:
Die mich tief gekränkt, die schwer
Sich an meiner Huld versündigt,
Sehn mein Antlitz nimmermehr!““

Wie ein Blitz aus heitern Lüften
Trifft die Liebenden dies Wort,
Ihre Freuden zu vergiften,
Tön't's in ihren Herzen fort;
Mischt, ein düsteres Geleite,
Sich in jeden frohen Reihn,
Läßt an Philippinens Seite
Ferdinand nicht glücklich seyn.

Kummervoll sieht sie ihn trauern,
Es zerreißt ihr liebend Herz:
„Nein, die Qual soll nicht mehr dauern,
Nein, ich ende diesen Schmerz!
Hab' ich, Theurer, dich betrogen
Um des Vatersegens Glück:
Was die Liebe dir entzogen,
Bringt die Liebe dir zurück!“

Im entschlossenen Gemüthe
Reift ein Anschlag, klug und kühn.
Wohl kennt sie des Kaisers Güte,
Und zu dieser will sie fliehn;
Unerkannt soll er sie sehen,
Und wenn sie ihr Leid geklagt,
Ihr die Milde zugestehen,
Die er Keinem noch versagt.

An den Ort, wo jetzt er thronet,
Zieht sie hin, zum fernen Prag,
Wo ihr nie ein Freund gewohnet,
Wo sie Niemand kennen mag.
Als bedrängte Fremde stehet
Sie vor ihres Kaisers Blick,
Die um Schutz und Hülf' ihn flehet,
Von ihm hofft ihr Lebensglück.

Und sein Blick ruht mit Vergnügen
Auf der lieblichen Gestalt,
Auf den engelsmilden Zügen,
Wo sich Zucht und Güte malt.
Mit geheimer, zarter Regung
Fühlt er sich zu ihr geneigt,
Hört mit inniger Bewegung,
Welch ein Schmerz die Holde beugt.

Freundlich läßt er sie erzählen,
Wie ein Ritter sie geliebt,
Wie das stille Glück der Seelen
Jetzt des Vaters Härte trübt,
Dessen Zorn ihr Bund entflammet,
Der die Schnur zwar nie gekannt,
Doch sie mit dem Sohn verdammet
Und sie ewig von sich bannt.

„„Wahrlich! das soll nicht geschehen!““
Ruft der Kaiser: „„Fasset Muth!
Laßt euch vor dem Vater sehen,
Glaubt mir, dann wird Alles gut!““
„Ach, wie dürft' ich dieses wagen?
Mich verbannt sein strenger Spruch;
In der Ferne muß ich tragen
Meinen Schmerz und seinen Fluch.“

„„Nun, so will ich mit ihm sprechen,
Nennt mir ihn, und seinen Sinn,
Wär' er noch so eisern, brechen
Traun! so wahr ich Kaiser bin!““
„Wollt Ihr das? Ihr wollt verzeihen?“
Ruft sie — stürzet vor ihn hin:
„O laßt Euch dies Wort nicht reuen,
Denn ich bin die Welferin!“

Staunend tritt der Fürst zurücke —
Unmuth, Mitleid, Zweifel, Lust
Kämpfen in dem Augenblicke
Heftig in des Kaisers Brust.
Soll er — darf er sie verstoßen,
Die sich zitternd an ihn schmiegt,
Die, in Thränenström' ergossen,
Schluchzend ihm zu Füßen liegt?

Muß er nicht des Wort's gedenken,
Das den raschen Zorn ihm band?
Kann er wohl dem Sohn verdenken,
Was er selbst beinah empfand?
Nein! er kann nicht widerstreben,
Enden muß er ihren Harm.
„„Komm!““ ruft er, „„dir sei vergeben!
Komm' in deines Vaters Arm!

Ja, ihr habt mich überlistet,
Schlau begegnet meinem Drohn;
Doch ich zürne nicht, ihr büßtet
Eure Schuld durch Reue schon.
Was geschehn ist, sei vergeben,
Himmelsluft liegt im Verzeihn;
Laßt das neue schöne Leben
Uns der Lieb' und Eintracht weihn!““

---

122. Markgraf Leopold der Erlauchte.

Mit ir scharpfen gêren, si wolden jagen swin,
beren unde wisende; waz kunde küeners gesin?
Der Nibelunge Not, *Str.* 859.

Horch, wie durch den Wald
Ein fröhlicher Lärmen erschallt;
Wie Alles sich regt und lebt in den Auen!
Das geschlungene Thal entlang,
Ertönet des Hifthorns Klang,
Denn der Kaiser jagt in des Rheinstroms Gauen.

Voraus dem Gefolg', und fern,
Sieht man den muthigen Herrn
In des Waldes tiefsten Grund sich versenken,
Auf unbetretener Spur
Den Hengst mit Mühe nur
Durch wildverworrene Büsche lenken.

Ihn reizet die heiße Begier,
Er sucht ein verwundetes Thier,
Das blutend seinem Geschoß entgangen;
Schon nur als sterbender Hall
Klingt ihm der Hörner Schall,
Wie die Seinen ihn suchen mit Angst und Verlangen.

Ein einziger Edelknecht,
Aus der Babenberger Geschlecht,
Folgt ihm mit treu ergebnem Gemüthe;
Es liebet der Kaiser ihn
Um seinen entschloßnen Sinn,
Um den männlichen Geist der Jugendblüthe.

Jetzt endlich weicht das Gebüsch
Und, bunt von Blumen und frisch,
Sehn sie ein freundliches Plätzchen liegen.
Hier steigt der Kaiser vom Roß,
Und wirft in der Blumen Schooß
Sich ermüdet hin, und ruht mit Vergnügen.

Nicht lange pflegt er der Rast,
Da naht es im Dickicht mit Hast,
Man hört die Zweige brechend zerdrücken,
Der Kaiser springt empor,
Ein Eber wühlt sich hervor,
Und geht auf ihn los mit grimmigen Blicken.

Es faßt sich der Kaiser in Eil',
Ergreifet Bogen und Pfeil,
Und spannt und zieht mit entschlossenem Muthe;
Da bricht das falsche Geschoß,
Und stellt dem Feinde ihn bloß,
Der wüthend naht und lechzet nach Blute.

Und wie, zum Tode bereit,
Der Herr sich der Rettung verzeiht,
Da stürzt das Thier ihm brüllend zu Füßen.
Erstaunt und zweifelsvoll,
Ob den Augen er trauen soll,
Sieht er den schwarzen Blutstrom fließen.

Der Jüngling hat es gethan,
Jetzt springt er jubelnd heran,
Weil ihm, den Kaiser zu retten, gelungen.
Er hatte mit sicherer Hand
Den tödtlichen Pfeil versandt
Und den Feind in der höchsten Gefahr bezwungen.

Auf den Knieen liegt er entzückt;
Gerührt und huldvoll blickt
Zu seinem Retter der Kaiser nieder,
Und ruft ihn an seine Brust,
Umarmt ihn mit inniger Lust,
Und freut des geretteten Lebens sich wieder.

Dann lobt er das junge Blut,
Den ruhig besonnenen Muth,
Und spricht: „Wie soll ich die That dir vergelten?
Nicht Silber, noch Gold bezahlt,
Wo so hell die Tugend strahlt,
Doch sollst du mich nicht undankbar schelten!

Nimm hin das zerbroch'ne Geschoß,
Und wendet sich einst dein Loos,
Daß du bedürfest des Kaisers Hulden,
So stell' dich vor meinen Blick,
Bring mir den Bogen zurück,
Und mahne des Tags mich und meiner Schulden!"

Doch Jahr' an Jahren vergehn;
Nicht läßt der Jüngling sich sehn,
Fast ist die That und sein Name vergessen.
Da rufet des Todes Hand
Den Fürsten von Leuten und Land,
Der die östliche Mark zu Lehen besessen*).

Sobald sein tapfrer Arm
Der wilden Ungarn Schwarm
Nicht länger vermag von den Gränzen zu drängen,
So rüsten sie, stets bereit,
Sich wieder zu blutigem Streit,
Und drohen dem Land mit Plündern und Sengen.

Der Kaiser beruft sogleich
Zum Fürstentage das Reich,
Einen neuen Markgraf will er ernennen,
Der soll mit Kraft und Muth
Vor der wilden Heiden Wuth
Die Gränze des Christenthums schirmen können.

Da, aus der Ritter Chor,
Tritt stattlich ein Jüngling hervor**),
Ihm liegt in der Hand ein zerbrochener Bogen;
Er nahet dem Thron und spricht:
„„Erkennt Ihr, o Herr, mich nicht?
Schon einmal war mir das Glück gewogen.

Seht Euer zerbrochnes Geschoß!
Nun hat sich gewendet mein Loos,
Und Eure Huld komm' ich zu erflehen.
Ich trete vor Euern Blick,
Ich bringe den Bogen zurück,
Gebt Oestreich mir, o Kaiser, zum Lehen!

Der Gott, der mir Kraft,
Den Eber zu tödten geschafft,
Und meines Kaisers Leben zu retten,
Er wird mir Stärke verleih'n,
Den Feinden, die trotzig dräu'n,
Mit Muth und Klugheit entgegen zu treten.

Vertraut mir des Landes Wohl!
Und, helfe mir Gott! es soll
Der Christenheit mächtig Bollwerk werden,
Gen Osten aufgestellt,
Daß der Heiden Macht zerschellt,
Und Glaube und Sitte herrschen auf Erden.""

Er spricht's, die Versammlung schweigt,
Der Kaiser mit Freundlichkeit neigt
Das Scepter ihm zu und gewährt die Bitte.
Der Jüngling stolz und frei
Verlässet der Ritter Reih,
Und tritt in der Fürsten strahlende Mitte.

So kam nun der Herrscher in's Land,
Leupold der Erlauchte genannt,
Der erste vom babenberg'schen Geblüte;
Und ein heldenmüthig Geschlecht
Folgt ihm in Ruhm und Recht,
In kräftigem Sinn und hohem Gemüthe.

---

*) Markgraf Burkhard fiel für Otto II. bei Basentello.

**) Die Dichterin drängt Begebenheiten zusammen, die der Zeit nach weit auseinander liegen. Leopold rettete um's Jahr 940 dem König Otto I. das Leben, und erhielt bald darauf eine Grafschaft im Donaugau. Nach Burkhard's Tod verlieh Otto II. dem schon 60jährigen Erretter seines Vaters die Ostmark.

Ernst Moriz Arndt

wurde den 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Sein Vater war, wie er selbst sagt, „kein besserer Mann, als der Vater des Horatius Flaccus weiland, nämlich ein Freigelassener“, später ein wohlhabender Gutspächter; seine Mutter hieß Friederike Wilhelmine Schumacher. Arndt's Erziehung war einfach. Nachdem er durch Hauslehrer dürftig unterrichtet war, besuchte er seit 1787 das Gymnasium in Stralsund, bildete sich hier unter trefflichen Lehrern, und erlangte die für den damaligen Gymnasialzuschnitt gewöhnlichen Kenntnisse; entfloh der Schule; ward von seinem Vater, der früher in Dumsevitz, jetzt in Löbnitz ökonomisirte, nach Hause geholt; verbrachte nun hier einige Jahre in ländlicher Stille mit Privatstudien; ging 1791 nach Greifswald, um Theologie zu studiren und von da 1793 nach Jena, wo er Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Paulus u. A. hörte. Nach seiner Universitätszeit „saß er wieder zwei behagliche Jahre“ bei seinen Eltern, unterrichtete seine jüngsten Geschwister, „studirte für sich oder vielmehr repetirte“, ward dann 1796 Hauslehrer bei dem Dichter Ludw. Theobul Kosegarten auf Rügen, predigte auch zuweilen und zwar mit „Schall und Beifall“. Aber dennoch kam er von dem Entschlusse ab, Geistlicher zu werden; er „wollte sich in die volle Weltlichkeit hineinstürzen“. Von seinem Vater unterstützt, pilgerte Arndt anderthalb Jahre „zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff“ herum, lebte ein Vierteljahr in Wien, betrachtete sich das Ungerland, wanderte über die Alpen nach Italien, verweilte, durch den ausbrechenden Krieg schnell daraus vertrieben, einen Sommer über in Paris u. s. w., „fast wie Bruder Sorgenlos“. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er seine Lebensbestimmung durch eine „alte Liebe“, durch welche er nach Greifswald kam und Universitätsmann (zuerst Privatdozent, dann Adjunct der philosophischen Fakultät) wurde. Seine Frau, die Tochter des dortigen Professors Quistorp, starb aber bereits 1801 im Kindbette. Zehn Jahre war nun Arndt an diese kleine Universität (seit 1809 als außerordentlicher Professor) „befestigt, von welchen er ungefähr die Hälfte auf Reisen und in Schweden zugebracht, die andere gelehrt hat. Hier wurde er bald ein politisch schreibender und handeln müssender Mensch.“ Aus Schweden, wo er (1803—4) ein volles Jahr verweilt, kehrte er in einer Zeit zurück, „wo der politische Teufel in Nord- und Süddeutschland ungestümer und gewaltiger zu rumoren anfing. Nach Preußens Niederlage (1806) flog sein Erster Theil des „Geistes der Zeit“ in die Welt. Den Sommer dieses Jahres arbeitete er in der Regierungskanzlei für die schwedischen Angelegenheiten zu Stralsund, mußte übrigens zwei Monate auf dem Bette zubringen in Folge eines Pistolenduells mit einem schwedischen Offizier, der auf Deutschland geschimpft hatte. Nach der Schlacht bei Jena ging Arndt von Trantow, wo jetzt sein Vater wohnte, wieder nach Schweden, da er nicht Lust hatte, „sich allenfalls einfangen und wie einen tollen Hund von den Wälschen todtschießen zu lassen.“ Bald fand er in Stockholm Anstellung bei einer Commission, welche zu einer Ueberarbeitung und Uebersetzung der schwedischen Gesetze für Schwedisch Pommern berufen war. Mit dieser „vergeblichen Arbeit und auch mit einzelnen kleinen Aufträgen in der Staatskanzlei“ war er nun drei Jahre hindurch beschäftigt, aber der unfreiwillige Aufenthalt machte ihn nichts weniger als glücklich bei dem Gedanken des Jammers seines geliebten Vaterlandes. Als nun die „neuen deutschen Getümmel an der Donau und in den Alpen ausbrachen und in einzelnen Blitzzuckungen durch ganz Deutschland fortzitterten“, als Schill seinen Zug that, „fuhr A. gegen Ende des Sommers 1809 wieder gegen Süden mit doppelten Pässen, die einen auf England, die andern auf Deutschland“; landete als Sprachmeister Allmann in Rügenwalde, schlug sich dann meist als Wanderer, bei Nacht und Nebel und auf wenig betretenen Pfaden zu seinen Brüdern in die Heimat durch, saß hier des Tages gewöhnlich in einem einsamen Stübchen versteckt und verborgen, und ging nur bei Nacht aus. (Seinen Vater sah er diesmal nicht wieder, „denn sie hatten ihn den vorigen Sommer begraben, die Mutter aber war ihm schon vor vier Jahren vorangegangen“.) Bald jedoch wagte sich unser Sprachmeister Allmann mitten unter die Feinde in Berlin, um dort sich „im dichten Menschengewühl der Welt verbergen, still und verschlossen für sich leben und studiren zu können.“ Um Ostern 1810 verließ er Berlin. Seine Heimat war wieder an Schweden zurückgegeben; er ward von dem schwedischen General Statthalter Grafen von Essen wieder in seine alte Stelle zu Greifswald eingesetzt. Jedoch schon im Sommer 1811, nachdem er seine Haus- und Familiengeschäfte ein wenig geordnet, nahm er abermals seine Entlassung. Er hatte „seine Füße leicht gemacht und war körperlich und gemüthlich auf Alles gerüstet. Denn neue ungeheure Wetterwolken zogen sich an dem europäischen Horizont zusammen.“ Gewarnt war er genug, sich in Acht zu nehmen, unter Andern auch von Hamburg aus von Seiten des edlen Villers. Aus seinem Versteck bei seinem Bruder in Trantow bei Loitz begab er sich nun wieder nach Berlin, nachdem er sich durch Freunde in Petersburg Empfehlungen an den russischen Gesandten Grafen Lieven verschafft hatte, der ihm in der preuß. Residenzstadt einen Paß für Rußland ausstellte. Ueber Breslau und Prag kam endlich Arndt in „Dienerverpuppung“ und nach manchem bestandenem Abenteuer an die russische Grenze, und langte sofort Ende Augusts 1812 in Petersburg an. Nun ward er bei dem ehemaligen preußischen Minister Freiherrn von Stein ordentlich angestellt, „einstweilen gleichsam wie im russischen Dienst“, denn er bekam sein Gehalt aus öffentlichen Kassen ausbezahlt, wie bereits vorher während seines Aufenthaltes in Preußen; späterhin aus der Kasse der Centralverwaltung für Deutschland. Das fernere Leben und die Thätigkeit unseres Arndt ist verflochten in die abwechselnden Schicksale der Kriegsjahre 1813—1815. Er folgte Stein, war aber nicht immer unmittelbar in seiner Nähe, sondern hielt sich bald hier, bald dort auf, mit öffentlichen Schriften, Manifesten, fliegenden Blättern und allerlei Zeitinteressen beschäftigt. Seit 1815 gab er in Köln die Zeitschrift „der Wächter“ heraus und siedelte sich 1817 in Bonn an, der künftigen Universität wartend, nachdem er sich mit der Schwester Schleiermacher's verheirathet hatte. Hier lehrte er nur etwas über ein Jahr (seit 1818) als Professor der neueren Geschichte; dann trat durch Sand's schauerlichen Mord und durch jene wahnwitzigen jugendlichen Verblendungen, welche als „demagogische Umtriebe“ so viel Unglück auf die Jünglinge selbst und ihre Familien gehäuft haben, eine Zeit der Verfinsterung an dem Himmel deutschen nationalen Aufschwungs und freien Geisteslebens ein. Gerade wenige Tage nach dem 18ten, in festlicher Lust gefeierten Junius des Jahrs

1819, an welchem unserm Arndt ein Sohn geboren war, erschienen die Männer, welche Haussuchung bei ihm hielten, seine Papiere zusammenpackten und versiegelten. Im Herbst des J. 1820 ward er in seiner amtlichen Wirksamkeit still gestellt und einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen, welche zwar mit Freisprechung endigte, aber dennoch seine Versetzung in Ruhestand zur Folge hatte. Zwanzig schöne Lebensjahre sind so der vaterländischen Jugend entzogen, in welchen Arndt durch sein anregendes und begeisterndes Wort einen ächten deutschen vaterländischen Sinn hätte wecken können. Im Sommer 1840 hob Friedrich Wilhelm IV. von Preußen das gegen ihn verhängte Interdikt der Lehrfreiheit, zur Freude aller edelgesinnten Deutschen, auf und noch im nämlichen Jahre zeichnete ihn der akademische Senat durch Erwählung zum Rector Magnificus ehrenvoll aus. Seit 1842 schmückt seine Brust der Verdienstorden der bayerischen Krone und der preußische Rothe Adlerorden. (Vgl. Arndt's „Erinnerungen aus dem äußeren Leben." Leipz. 1840.)

* * *

Arndt — einer der wenigen Schriftsteller von ausgeprägtem Charakter, welche ihre Gesinnungen im Laufe der Zeit nicht geändert haben — führt den ritterlichen Reigen unserer Vaterlandssänger. Seine von frischer Unmittelbarkeit durchdrungenen, Begeisterung und glühende Vaterlandsliebe sprühenden „Kriegs- und Wehrlieder" ꝛc. werden im Herzen und Munde des Volkes fortleben. In der neuen vermehrten Ausgabe seiner Gedichte, deren größerer Theil aus einem bestimmten Momente seines Lebens hervorgegangen, findet sich überdies so viel Herrliches, dem kräftigsten Geiste, der blühendsten Phantasie, dem wärmsten und reinsten Gefühle für die edelsten Interessen der Menschheit Entsprungenes, daß solches allein (ganz abgesehen von seinen Prosaschriften) hinreichen würde, ihm einen unsterblichen Namen zu sichern. In seinen wahrhaft frommen, oft im schönsten lyrischen Aufschwung gedichteten geistlichen Liedern versinkt in ihm das Endliche in die Unendlichkeit; sie gehören zu dem Würdigsten und Erhebendsten, was je ein Dichter in dieser Gattung der Poesie hervorgebracht hat. Was endlich die Poesien von epischem Charakter betrifft, so muß man auch diesen, nicht nur hinsichtlich der eigenthümlich-romantischen Belebung der Kriegsromanzen (Lied vom Feldmarschall, vom Schill), und der kräftig-einfachen und bestimmten Charakterzeichnung (Beiling's Tod), sondern auch in Betracht der energischen Bewältigung der mitunter spröden Sagenstoffe seiner nördlichen Heimat (Ritter von Jomsburg, Stromgeiger, Harald Schönhaar), sowie der volksthümlich-naiven Behandlung mit dem Stempel der Phantasie objectiv hinausgestellter Empfindungen (König von Burgund u. a.), bedeutende Vorzüge zugestehen.

Von seinen Schriften nennen wir:

Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich. 4 Thle. Leipz. 1798, 99.
Ueber die Freiheit der alten Republiken Greifsw. 1800.
Gedichte. Rostock 1804. — N. A., Frankf. a. M. 1818. — Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe, Leipz. 1840. — Der neuen Ausgabe zweite vermehrte Auflage, ebd. 1843.
Der Storch und seine Familie. Tragödie in 5 Aufz. Greifsw. 1804. — N. A. 1816.
Fragmente über Menschenbildung. 3 Thle., Altona 1805, 1819.
Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock 1805.
Reise durch Schweden 1804. 4 Thle., Berl. 1806.
Geist der Zeit. 4 Thle. Bd. 1. Altenb. 1807. Bde. 2, 3 und 4, Berlin 1813—1818.
Briefe an Freunde. Altona 1810.
Glocke der Stunde. Königsb. 1812.
Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. Berlin 1813.
Ueber die Franzosen und über uns. 1813, 1814.
Lieder für Deutsche. 1813.
Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte. Leipz. 1814.
Kriegslieder und Wehrlieder. Frankf. a. M. 1815.
Märchen und Jugenderinnerungen. Berlin 1818. — I. Thl. 2. Ausg. u. II. Thl. Berl. 1842.
Nebenstunden, eine Beschreibung und Geschichte der schottländ. Inseln und der Orkaden. Leipz. 1826.
Christliches und Türkisches. Stuttgart 1828.
Die Frage über die Niederlande, 1831, Belgien und was daran hangt. Ebd. 1834.
Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav Adolf IV. Ebd. 1839.
Das Turnwesen, nebst einem Anhange. Ebd. 1842.
Versuch in vergleichender Völkergeschichte. Ebd. 1843.
Schriften für und an seine lieben Deutschen. 3 Thle. Leipzig 1845.

---

123. Der König von Burgund.

Es reit't mit stolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab' gegangen
Und grüßt mit süßem Mund.

Er spricht: ‚Gott grüß' dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig!
Dich stark zu jeder Stund!'

Er spricht: ‚Gott lenk' dir, König,
Zu mir den hohen Sinn,
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.'

Der König spricht zum Knaben:
„Was willst du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagst du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg ist dir zu hart.

Geh mit den feinen Füßen
Zurück in's Blumenthal,
Und horche dort dem süßen
Gesang der Nachtigall.

Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rosenstock,
Und netz' des Leines Enden
Für einen Schäferrock!" —

‚O König, zart von Leibe
Ist meine Jugend wohl;
Doch sie nicht von dir treibe!
Sie fühlt sich Muthes voll.

Wohl viele Tausend sitzen
So stolz um dich zu Roß,
Viel tausend Schwerter blitzen
Und Köcher voll Geschoß;

Doch von den allen keiner
Ist mehr dir zugethan
Als ich, hinfort dein kleiner
Dir dienender Kumpan;

Doch von den allen keinen
Bekümmert so dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut.' —

„O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich,
Doch wiss', die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich;

Die schönen blauen Augen
Versöhnen keinen Feind,
Denn die, so Schwerter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint." —

,O Herr, klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So wiss', in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß sich den Schein entfärben,
Der diese Wangen schmückt;
Ja, laß mich für dich sterben,
So dünk' ich mich beglückt.' —

„O Knab', soll ich dich nehmen,
So melde, ob du kannst,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannst;

Womit im Brand der Sonne
Du mir die Stirne kühlst,
Und für der Träume Wonne
Mich sanft in Schlummer spielst." —

,Herr König, zwar geringe
Ist meiner Gaben Loos,
Doch macht zu jedem Dinge
Die fromme Liebe groß.

Ich kann die Laute schlagen,
Ich kann das Harfenspiel,
Womit seit manchen Tagen
Ich Vielen wohlgefiel;

Auch kann ich lustig singen
Und zwitschern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein;

Auch kann ich künstlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring;

Auch weiß ich Wundermähren
Aus alter grauer Zeit,
Die Sorgen wegzukehren
Stracks durch Geschwätzigkeit;

Auch richt' ich schnelle Falken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Mareschalken
Hast keinen flinkern du.' —

Der König nimmt den Knaben
Und kleidet ihn in Stahl,
Und läßt ihn bei sich traben
In Sonn- und Monden-Strahl.

Er muß sein Schwert ihm tragen,
Ihm zäumen früh sein Roß;
Ist ihm in wenig Tagen
Der Liebst' im ganzen Troß.

Er muß bei'm Mahl ihm singen
Zum goldnen Harfenspiel,
Und oft von alten Dingen
Erzählen lang und viel.

Und wann von seinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
Dann muß der Knabe schlafen
Zunächst an seinem Bett.

So zieht er als Begleiter
Des Zuges mit hinab;
Da kommt die Lust der Streiter,
Des Feindes Vordertrab.

Im Glanz der Waffen sprengen
Die Reisigen voran,
Und Heldenherzen drängen
Sich frisch zum Kampf heran.

Und König Rudolfs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenscherz;

Und Mütter müssen weinen
Und Bräute jung und hold
Den Tag, der, zu bescheinen
Die Todten, aufwärts rollt.

Da faßt ein starker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zersprengt den Schild in Scheiter,
Zersplittert seine Wehr;

Trifft ihn mit stolzem Grimme —
Das Feld ist Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Er stürzt vom Roß herab.

Erbleichend hält der Knabe
Und spannet sein Geschoß:
,Nimm letzte Liebesgabe!'
Er schießt den Mann vom Roß;

Wirft dann mit heißem Stöhnen
Sich auf des Königs Leib,
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib;

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke schnell,
Damit das Blut zu stocken,
Das rinnt vom König hell;

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weißes Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von seines Busens Schrein.

Doch sieh! des Königs Wangen
Färbt neues Lebensroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und sieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes Trug,
Das Lieb' auf Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug;

Und faßt sie gar behende,
Und drückt sie an sein Herz,
Und ruft: „Hier, Treue, ende
Dein langer, süßer Schmerz!

Und wärst in Bettlerhütten
Die kleinste Magd im Land,
Du bist durch Muth und Sitten
Mit Königsglanz verwandt.“ —

‚Mein König,‘ stammelt leise
Das holdverschämte Weib,
Vergib mir meine Weise,
Mir hinfort gnädig bleib'!

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran,
Wohl aus der Fürsten Mitte
Erköre sie ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walter,
Wohnt im Ardennerwald;
Doch zog mein junges Alter
Der Liebe Allgewalt.

Du weißt, wie ich gedienet,
Wozu bei Tag und Nacht
Sich Liebeswuth erkühnet
In wilder Knabentracht.‘ —

„Ich weiß es, es soll wissen
Das ganze Männerheer;
Du schläfst auf deinem Kissen
Hinfort nicht einsam mehr.

In deinen süßen Armen,
Du süße Königin,
Laß ewig mich erwarmen
Im frommen Liebessinn!

Die oft mein Roß gezäumet
Und nach dem Sattel sprang,
Nun bei mir schläft und träumet
All all mein Lebenlang.“

---

124. Die Ritter von Jomsburg.*)

Auffuhr bei dem Mahl,
Gleich dem himmlischen Strahl
In wilden Gewittern,
Vor Knappen und Rittern
Oloff — und in Stille
Staunte die herrliche Schaar:
Die Vögel zittern dem Sonnenaar,
Und dem Meister der Ritter Wille.

Zu Sigurd er trat:
‚Mann der schändlichen That!
Du liegest beim Weibe.
Dort steht sie, von Leibe
Zierlich, mit den feinen
Locken viel heller als Gold;
Dort Ivar ist es, der Knabe hold,
Den du fingst in der Preußen Hainen.

Du lügst in den Hals,
Wie die Stimme des Schalls.
Dafür will ich streiten
Mit Bogen und breitem
Degen, und der spitzen
Lanze auf Leben und Tod,
Bis einer geht zu dem Gastgebot,
Wo die Tapfern um Odin sitzen.‘

Sprach Sigurd: „Mein Schwert
Ist des deinen wohl werth;
Bist mehr du dem Bogen
Oder Speere gewogen,
Nimm sie!“ — Und der Meister
Riß aus der Scheide den Stahl;
Drob wiegten lustig sich allzumal
Ueber den Wolken der Helden Geister.

Und Sigurd haut wild
Und zerspaltet den Schild
Des Meisters, und röthet
Den Panzer. ‚Dies tödtet
Helden für die Weiber,
Männer nicht!‘ schreiet der Feind;
‚Wenn Oloff's Eisen es ernstlich meint,
Macht es Geister und todte Leiber.‘

Nun faßt ihn die Wuth,
Und er schwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Segens,
Hauet durch der Ketten
Dreimal verschlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet: „Ich hab' mein Recht,
Geht mir, Brüder, das Grab zu betten!“

Drauf fliegt mit Geschrei
Eilends Ivar herbei,
Der liebliche Knabe:
„,Dir folg' ich zum Grabe,
Liebster!‘“ und sie senket
Tief in den Busen den Stahl —
„,O Schwert, du bringst auch das Weib zum Mahl,
Wo Iduna den Meth uns schenket!‘“

---

*) Jomsburg, eine Festung nordischer Wikingar am Ausfluß der Oder. Es war Gesetz, daß unter den Männern der Burg kein Weib seyn durfte.

125. Ballade.*)

Und die Sonne machte den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne sie schalt sie: ihr bleibt zu Haus
Denn ich brenn' euch die goldnen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf Wolken thront
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennet uns nimmer die Aeugelein.
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht!

---

126. Der Stromgeiger auf Starkoddurs Grabe.**)

Der Mond ist aufgegangen,
Der Thurm hat zwölf geschlagen,
Mit hunderttausend Wagen
Rennt hell das Sterngespann,
Da taucht er aus den Fluthen
Und rührt die goldnen Saiten,
Daß still die Wellen gleiten,
Der alte Geigenmann;
Ihm strahlt sein Haar in Gluthen,
Ihm klirrt ein Schwert zur Seiten,
Das Geier kämpfend deuten:
Er ist ein stolzer Mann.
Er schwingt sich hoch mit Sausen
Empor vom Felsenwalle,
Er haut mit lautem Schalle
Das Grab mit blankem Schwert,
Und dumpfe Schrecken brausen
Die schwarzen Wellen alle
Aus seines Stromes Tiefe,
Wie's aus der Scheide fährt.
Er ruft mit heller Stimme:
„Thu auf, Gesell der Jugend!
Mich lüstet deiner Tugend,
Thu auf dein Felsenbett!"

Nicht lang', es tönt im Grimme
Herauf vom harten Steine:
„„Wer ist der Schalk, der meine
Ruhstätte stören geht?
Ich lob' ihm, ich erscheine
Auf leichter Geisterschwinge —
Weh ihm, wenn meiner Klinge
Er nicht gerüstet steht!""

Drauf klingt der Felsenboden
Gleich einem gläsern Berge,
Der für das Spiel der Zwerge
Um Mitternacht zerspringt;
Er läßt den hohen Todten
Heraus mit blanken Waffen,
Er schwingt den Stahl in straffen
Gewalt'gen Fäusten, welcher
Durch alle Helme dringt;
Es wächst ihm Haupt und Schulter,
Wie wenn in Mitternächten
Die Wolkengeister fechten
Und Zorn vom Himmel klingt.

„Laß ab mit mir zu streiten!
Wir sind ja Waffenbrüder —
Kenn' deinen Ivar wieder!
Kenn' auch dies Falkenschwert!
Dein Zorn macht Helden grauen,
O laß dich freundlich schauen
Starkoddur, kühner Degen!
Du erster Kämpfer werth!
O gib mir deine Rechte,
Dem alten Streitgenossen!
Ich sang vieltausend Nächte
Seit deinem langen Schlaf;
Manch Wasser ist geflossen
Seitdem herab vom Berge,
Als mich vom falschen Zwerge
Der böse Zauber traf.
Nun muß ich einsam spielen
Dem leichten Nachtgesindel
Dreihunderttausend Sommer
Aus tiefem Wassergrund.
O laß die Hand mich fühlen,
Du Tapfrer und du Frommer!
Thu mir die Liebe kund!
Denn die hier oben weiden,
Sind Söhne kleiner Männer,
Nicht kühne Lanzenrenner,
Nicht Reiter auf der See."

Und jener schlägt in Freuden
Auf ihn die dunkeln Blicke
Und neiget mild das Eisen,
Und reicht die Hand ihm hin.
So stehen da die Beiden
Im kurzen alten Glücke,
Dann tönt es: „„Ich muß reisen
Woher ich kommen bin.""

Und plötzlich sank er wieder
Zurück zum kalten Bette,
Zurück zur finstern Nacht;
Es schloß der Stein sich wieder,
Mit diamantner Kette
Band ihn der Tod an's Lager,
Daß laut empor es kracht.

Der Geiger schlägt die Saiten,
Er schlägt die goldnen Töne,
Der Jugend Kraft und Schöne
Brennt ihm das Herz mit Macht;
Und süße Thränen gleiten
Den längst begrabnen Zeiten,

---

*) Nur in sofern Ballade, als das Wort ursprünglich nur einen Gesang überhaupt und in seinem ersten geschichtlichen Stadium ein naives Volksgedicht, mit mehr oder weniger epischem Inhalte, bezeichnet. Die sinnige Personifizirung der Himmelskörper erinnert an die verwandten Hebel'schen Meisterstücke.

**) Strömgigare, Strömkarl heißt er in der nordischen Volkssage.

Und in dem grauen Busen
Blüht alles frisch erwacht.
Da kam der flinke Reigen
Der Elfen aus den Zweigen,
Aus Bergen und aus Quellen,
Und tanzten in der Nacht;
Sie tanzten, bis mit hellen
Gesängen Vögel klangen:
Da war die Zeit vergangen,
Da war das Leid vollbracht.

127. Harald Schönhaar.

In der Freude der Hallen zechte
Frode, König von Hadaland;
Ida die Schöne deckt' ihm die rechte,
Kämpfer deckten die linke Hand;
Hell zum Becher die Skalden sangen
Odins Reisen und Ragnars Krieg,
Als mit Brausen die Pforten klangen
Und die Stufen ein Mann erstieg.

Stattlich tritt er mit zücht'gem Neigen
Zu dem Stuhle der Fürstin hin,
Und die Stimmen der Skalden schweigen,
Und es staunet der Männer Sinn;
Um die mächtigen Schultern fließen
Locken schimmernd wie Sonnenschein,
Und die blitzenden Augen schießen
Furcht in tapfere Herzen ein.

Und es reicht von dem Sitz der Alte
Ihm den Becher den goldnen zu,
Daß er das Mahl mit den Kämpfern halte,
Neigt er und winkt er ihm freundlich zu;
Doch der Jüngling mit fester Rede
Zu dem König der Inseln spricht:
„Nicht zum Spiele und nicht zur Fehde,
Zu dem Becher auch komm' ich nicht.

Um die Schöne ich komme werben,
Ida die Fürstin, die Tochter dein;
Harald heiß' ich, von Odins Erben
Nicht der letzte im Schlachtenreih'n,
Harald Schönhaar, der Sohn des Grafen,
See mir Heimat und Himmel Dach;
Rede! soll ich bei Ida schlafen?
Soll sie schmücken ihr Brautgemach?"

„„Nein! bei Ida nicht sollst du schlafen,
Stelle tiefer den stolzen Muth,
Tausend Streuner sich nennen Grafen,
Tausend Knechte sich Odins Blut;
In der Herrschaft der weiten Lande,
In dem Scepter und in dem Schwert
Gib von himmlischen Ahnen Pfande,
Geh, und weise dich Odins werth!""

Und der Jüngling mit edlem Zorne
Rennet hinnen im schnellen Lauf,
Bläst die Seinen mit hellem Horne
Risch aus Bergen und Thälern auf,
Und er schwöret und läßt sie schwören,
Herrscher will er der Länder seyn,
Oder frühe mit blut'gen Ehren
Gehn zur Freude Wallhalla's ein.

Und so zückt er das scharfe Eisen
Und so bäumt er den starken Speer,
Und die Monden und Jahre reisen,
Und es schwillet ihm Macht und Heer;
Riesen schlägt er und schlimme Zwerge,
Ueberwindet der Zaubrer List,
Bis er König der höchsten Berge,
König der Küsten und Inseln ist.

Und nun fliegt er mit süßem Triebe
Hin zur Feste, wo Ida sitzt,
Und er rufet: „Thu auf, o Liebe!
Harald ruft, der das Land besitzt."
Und sie öffnet der starken Mauer
Eisenthore dem Helden weit,
Doch die Augen umhüllet Trauer
Und die Glieder ein schwarzes Kleid.

Und er staunet, — doch sie in Freuden
Bricht von Eichen den grünen Kranz,
Drückt ihm züchtig und hold bescheiden
Auf die Locken den Ehrenglanz,
Heißt ihn lieblich vom Becher trinken,
Den sie füllet mit goldnem Wein,
Und die freundlichen Augen winken
Auf ihn leuchtend wie Sternenschein.

Dann, als Harald mit lieben Händen
Will die Lieblichkeit zu sich ziehn,
Sieht er zornig den Leib sie wenden
Und zum ragenden Söller fliehn;
Nach sich zieht sie empor die Stufen,
Flammend wirft sie hinab den Blick:
‚Harald,' spricht sie, ‚die Geister rufen,
Harald, weiche! Zurück! zurück!

Was wir heischten, du hast erfüllet,
Und ich flocht dir des Stolzes Lohn,
Odins Enkel ist groß enthüllet,
Herrsche lange, du Odinssohn!
Doch mein Vater und liebe Brüder
Liegen stumm durch dein grimmes Schwert,
Und sie laden mich: komm hernieder!
Zeig' auch du dich der Ahnen werth!

Hör' ich nicht sie in Winden wehen?
Brausen in Wellen nicht überlaut?
O ihr Götter in Himmelshöhen,
Nehmt mich, empfanget mich, Haralds Braut!
Fahr' wohl, Sonne am blauen Bogen!
Nimmer färbst du den Tag mir roth' —
Und sie springt in die wilden Wogen,
In den brausenden Heldentod.

Und der König erfaßt die Schöne,
Wie die Fluth sie an's Ufer bringt,
Und er suchet umsonst die Töne,
Welche Leben und Liebe klingt,
Und er schlingt um den Leib die Rechte,
Hält ihn traurend in bitterm Harm,
Und zwölf stumme und finstre Nächte
Macht ihn Feuer und Schlaf nicht warm.

Dann gebeut er das Grab zu graben,
Legt die herrliche Leiche drein,
Schmückt es glänzend mit Siegesgaben,
Thürmt es hoch zum Gebirg von Stein,
Daß es stehe in langen Zeiten
Als ein Denkmal der Zärtlichkeit,
Woran Liebende traurig deuten
Alles Schönen Vergänglichkeit.

128. Das Lied vom Schill.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auch zogen mit Reitern und Rossen im Schritt
Wohl tausend der tapfersten Schützen mit.
Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!

So ziehet der tapfre, der muthige Schill,
Der mit den Franzosen schlagen sich will;
Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus.

Bei Dodendorf färbten die Männer gut
Das fette Land mit französischem Blut,
Zweitausend zerhieben die Säbel blank,
Die übrigen machten die Beine lang.

Drauf stürmten sie Dömitz, das feste Haus,
Und jagten die Schelmenfranzosen hinaus,
Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein 'Kiwi' mehr schrein.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug —
O Franzosen, verstündet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Federn und Flügel geschwind!
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind.

Er reitet wie Wetter hinein in die Stadt,
Wo der Wallenstein weiland verlegen sich hat,
Wo der zwölfte Karolus im Thore schlief;
Jetzt liegen ihre Mauern und Thürme tief.

O weh euch Franzosen! wie mäht der Tod!
Wie färben die Reiter die Säbel roth!
Die Reiter sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu tödten das däucht ihnen gut.

O wehe dir, Schill! du tapferer Held!
Was sind dir für bübische Netze gestellt!
Viele ziehen zu Lande, es schleichet vom Meer
Der Däne, die tückische Schlange, daher.

O Schill! o Schill! du tapferer Held!
Was sprengest du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
Bei Stralsund da sollst du begraben seyn.

O Stralsund, du trauriges Stralesund!
In dir geht das tapferste Herz zu Grund',
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben sie treiben mit Helden Scherz.

Da schreiet ein frecher Franzosenmund:
„Man soll ihn begraben wie einen Hund,
Wie einen Schelm, der auf Galgen und Rad
Schon fütterte Krähen und Raben satt!"

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön, ohne Trommelklang,
Ohne Kanonenmusik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Sie schnitten den Kopf von dem Rumpf ihm ab
Und legten den Leib in ein schlechtes Grab;
Da liegt er nun bis an den jüngsten Tag,
Wo Gott ihn in Freuden erwecken mag.

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtniß gestellt;
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen seyn.

Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwerdt,
So rufet er zornig: „Herr Schill! Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will."

---

129. Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwerdt.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes seyn.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der muthig auf gen Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Wälschen zu weisen die preußische Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Viel Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

---

130. Beilings Tod.

Auf dem Mühlberg von Schoonhoven
An dem Lech, nicht weit vom Rhein,
Muß es heut Orange boven!
Frischen Klangs geklungen seyn:
Weiland klang's dort boven Angel!
Klang's dort boven Kabeljau!
Und ein wildes Kriegsgemangel
Färbte blutig Fluß und Au.

Ausgeflogen war die Biene
Wohl auf Amors Blumenau,
Hollands Gräfin, Jakobine,
Hennegau's und Friedlands Frau;
Zwischen Buhlen hin und Lieben
Hat auf manches böse Riff
Lug und Trug und Wahn getrieben
Steuerlos ihr Lebensschiff.

Und durch Treu' und durch Gewissen,
Ja, und durch Barmherzigkeit
Ist ein weiter Riß gerissen,
Welcher Volk und Land entzweit:
Von Jahrhundert zu Jahrhundert
Haben Wuth, Verrath und Mord,
Schlau durch wälsche List bezundert,
Schlimm gebrannt von Ort zu Ort.

Jakobine war entronnen
Des Burgunders Burgverließ,
Der sie erst mit Trug umsponnen,
Dann im Kerker schmachten ließ;
Herr Johannes von Vianen,
Ihrer Flucht getreuer Held,
Rief am Lech zu Hollands Fahnen,
Rief die Angeln auf ins Feld.

Als man vierzehnhundertzwanzig
Einst geschrieben hat und vier,
Schlug die Schaar fünftausendlanzig
Vor Schoonhoven ihr Quartier.
Bald war Stadt und Burg umzingelt,
Bald war Thor und Fluß gesperrt,
Wie den Raub die Schlang' umringelt,
Den sie langsam tödtend zerrt.

Denn der Fische Kraft lag drinnen
Auserlesen, wenn auch klein:
Schwer Verlieren, stolz Gewinnen —
Da muß hart gerungen seyn.
Viermal ward zurückgeschlagen
Von der tapfern Schaar der Sturm,
Und von mehr als hundert Tagen
Klang die Flucht der Glockenthurm.

Doch ist so die Zeit verklungen,
Klang auch Muth und Hoffnung aus,
Die kein Eisen hat bezwungen,
Zwingt zuletzt des Hungers Graus,
Dieser allerschlimmste Zwinger,
Diese allertiefste Noth;
Und es ruft der Stundenklinger:
Gebet euch! ihr habt kein Brot.

Ja, der Hunger kalt und mager
Treibt im Armensünderrock
Boten aus in's Fürstenlager
Mit dem Strick und weißen Stock;
Abzug flehn sie nur und Leben,
Jeder Wehr und Habe baar:
Langem Bitten ward's gegeben,
Weil noch Eisen drinnen war.

Also scholl nach düsterm Schweigen
Jakobinens Fürstenspruch:
‚Unglück nenn' auch ich mein Eigen,
Leides ward auch mir genug;
Drum, ihr Fische, mögt ihr schwimmen
Uebern Lech und übern Rhein,
Einem müssen doch die Kimmen
Fest an unsern Angeln seyn.

Einen treffe die Harpune,
Albrecht Beiling heißt der Waal,
Also raunt's des Herzens Rune
In der Brust geheimstem Saal:
All die Kleinen mögen schwimmen
Nach Gefallen hin und her,
Diesem schlag' ich durch die Kimmen,
Dieser Fang ist reich und schwer.'

Und darauf sie hat gesessen
Mit den Angeln lang' im Rath,
Hat die Schrecken all' durchmessen
Jenes Manns der mächt'gen That,
Hat gerufen: ‚Eine Grube
Grabt ihm tief noch heute Nacht,
Eine finstre Schlummerstube,
Deren Schläfer nie erwacht!'

Und sie spricht: ‚Du bringst die Rede,
Arnold Spiring, hin dem Mann,
Und du, Dietrich von Mervede,
Daß er sich bereiten kann!
Auf daß ihm der Seelentödter
Nicht zu schwer im Tode sei,
Daß er Beichter werd' und Beter,
Geb' ich Einen Tag ihm frei.'

Und sie gingen, und sie kamen,
Und sie sprachen: „Herrin, er
Rief: Gott will's, so sei es! Amen!
Und kein Wörtlein sprach er mehr;
Doch dann bat er Eine Gnade —
Und sie werd' ihm auch gewährt! —
Daß du dreißig Tage Pfade
Oeffnest ihm zum eignen Herd;

Daß er kurz sein Haus bestelle,
Und ermahne Weib und Kind,
Wie gleich Sand und Wind und Welle
Glück und Lust der Menschen sind;
Daß er Weib und Kind noch küsse
In der letzten Liebespein,
Und den bittern Tod versüße,
Der ihm muß gestorben seyn."

Drauf die Fürstin: ‚Mir zum Pfande
Für den Beiling sollt ihr stehn;
Also mag er seiner Bande
Dreißig Tage ledig gehn.'
Und sie setzten sich als Pfänder,
Sprechend: „Dieser löst uns aus!"
Brachen ihm die Eisenbänder,
Und der Beiling ritt zu Haus.

Und als dreißig Mal im Kreise
Sich das Sonnenlicht gedreht,
Treu zurück von seiner Reise
An der Grube Beiling steht,
Auf dem Mühlenwarf gegraben
Zwanzig schwarze Ellen tief,
Wo er soll ein Lager haben,
Wie's kein Ritter je beschlief.

Und er grüßt die edlen Männer,
Die sich ihm zum Pfand gesetzt,
Küßt sein Roß, den stolzen Renner,
Seine Waffen noch zuletzt,'
Klingt sein letztes Weh vom Munde,
Eh' er springt in's offne Grab:
„,Wie die Huren, wie die Hunde
Stößt man mich in Schlamm hinab!'"

Und so fuhr in voller Rüstung
Aus des Lebens harter Noth,
Wie ein Held in Siegsgelüstung
Er hinab in dunkeln Tod,
Wo sie ihm sein Grab gegraben
Bei Schoonhoven an dem Lech —
Krähen flogen da und Raben,
Aber keine Tauben weg.

Und Herr Dietrich von Merwede
Rief dem theuren Helden nach:
„O die unglücksel'ge Fehde!
O der schwarze Unglückstag!
Sprechen wirst du, stumme Erde,
Wenn auch jede Stimme schweigt,
Von dem Rittersmann zu Pferde,
Der sich treu wie Gold gezeigt.

Seine Sage wird noch klingen,
Wie die schönste Fabel klingt,
Wann sich hier statt Mühlenschwingen
Einsam nur die Möwe schwingt;
Wann von Fröschen selbst und Unken
Hier der wüste Sumpf nicht girrt,
Wann in's Meer zurückgesunken
Holland selbst zur Fabel wird."

131. Des Schiffers Traum.

Es heult der Sturm, die Woge schäumt
Und durch die Wolken fahren Blitze,
Der alte Schiffer nickt und träumt
Gar ruhig auf dem nassen Sitze:
Wie wild um ihn die Woge schlägt,
Wie auf und ab das Schifflein schaukelt,
Ein Traum, der süße Bilder trägt,
Umspielt sein Haupt und scherzt und gaukelt.

Ein Eiland hebt er hell und schön
Mit reichen Fluren aus den Wogen;
Ein wundervolles Lenzgetön,
Aus Blüthenhainen kommt's geflogen —

Der Alte ruft: „Hier legt an's Land,
Hier in die Bucht, den stillen Hafen!
O kommst du endlich, Friedensstrand?
Wie will ich süß nach Stürmen schlafen!"

Da schießt aus schwarzer Nacht ein Strahl,
Ein glühnder Gottespfeil, von oben,
Der Schiffer und das Schiff zumal
Mit Mann und Maus sie sind zerstoben.
Die wilde Woge treibt zum Strand,
Treibt Trümmer und Leichen treu zum Hafen—
Glückseliger Träumer! du hast Land,
Nun kannst du süß nach Stürmen schlafen.

Karl Ludwig von Woltmann,

geboren den 9. Februar 1770 zu Oldenburg, bereitete sich auf dem dasigen Gymnasium für die höheren Wissenschaften vor; veröffentlichte bereits im sechzehnten Lebensjahre, aufgemuntert durch Reg. Rath v. Halem, dessen Aufmerksamkeit er bei einer öffentlichen Prüfung auf sich gerichtet hatte, Gedichte, von denen bisher außer seinem Vater nur sein gleichstrebender Mitschüler Gramberg gewußt, im deutschen Merkur und im deutschen Museum; ging im Herbst 1788 nach Göttingen, um alles zu lernen, was ihm behagte, und die Jurisprudenz für die sogenannte Brodwissenschaft gelten zu lassen; wurde da von beiden Stolberg, die er, sowie v. Halem, später zu seinen Freunden zählte, als ein Jünger der Muse an Bürger empfohlen, der seine „naive Genialität" unbeschreiblich liebgewann, — und vergaß alle Vorlesungen, wenn dieser Meister seine Verse lobte, oder sie einer Stelle in seinem Musenalmanach würdig erklärte. Von der Jurisprudenz wandte sich W. später zur Philologie, schloß Freundschaft mit A. v. Humboldt, Fr. Schlegel, und andern geistvollen Jünglingen, und wählte endlich, unter dem Gewirre seiner Studien scheinbar ohne bestimmte Richtung, die Geschichte zu seinem Lebensberufe. Nach einem Aufenthalte von viertehalb Jahren in Göttingen, kehrte Woltmann 1792 in seine Heimat zurück, wo er gut honorirte Vorlesungen über deutsche Geschichte für die Gymnasiumsschüler hielt; begab sich hierauf wieder nach Göttingen, beschäftigte sich u. a. mit der Geschichte der Deutschen unter den sächsischen Kaisern, die auf Spittler's und Bürger's Empfehlung bald einen Verleger fand; eröffnete, der philosophischen Fakultät zum Trotz, die ihm bei fehlenden Mitteln die Magisterwürde vorenthalten, Vorlesungen über „Geschichte der englischen Revolution", so daß ihm die Studirenden zuströmten; erhielt dann einen Ruf nach Jena als Professor der Geschichte; machte Schiller's nähere Bekanntschaft und fühlte sich glücklich, als dieser ihn nebst Göthe, Fichte, v. Humboldt u. A. zur Herausgabe der „Horen" einlud. Doch gab er 1797 diese Stelle wieder auf und kehrte nach Göttingen zurück, in der Hoffnung, Spittler's erledigte Professur der Geschichte daselbst zu erhalten, was aber mißlang. Jetzt begab er sich nach Berlin, wo ihm der Minister von Struensee freundschaftlich entgegen kam; ward 1799 preußischer Hofrath; erhielt 1800, auf Betrieb des Kabinetsministers v. Alvensleben, die Stelle eines Residenten des Landgrafen von Hessen-Homburg am Berliner Hofe; 1801 die eines Bremen'schen Geschäftsträgers daselbst; wurde 1805 gemeinschaftlicher Geschäftsträger der drei Hansastädte an demselben Hofe, und noch im nämlichen Jahr, auf Verwendung Johann v. Müller's, Referendar in den auswärtigen Angelegenheiten beim Kur-Erzkanzler, nachherigen Fürsten Primas, der ihn besonders schätzte und sofort seine Erhebung in den Reichsadel am kaiserlichen Hofe durchsetzte. Im J. 1812 führten ihn die damaligen Kriegsverhältnisse, nach der Schlacht bei Lützen, flüchtig

nach Prag, um den Nachstellungen Napoleons zu entgegen, und hier ereilte ihn ein früher Tod am 19. Februar 1817.

* * *

Außer seinen vom Einfluß der Romantik wohl allzusehr beherrschten, im pomphaften und affektirten Style Joh. v. Müller's geschriebenen historischen Werken, worunter nichtsdestoweniger die Geschichte der Reformation (1800) — die Geschichte des westphälischen Friedens (1808) u. a. noch heut als tüchtige Arbeiten gelten, haben ihm besonders die Memoiren des Freiherrn von Serra (5 Thle., Prag 1815), welche unter Mitwirkung seiner als Romanschriftstellerin bekannt gewordenen Frau Karoline entstanden sind, einen berühmten Namen gemacht. In diesem anziehenden Gemälde der ästhetischen und politischen Ansicht einer heftig bewegten Zeit sind eben so frivole als wahre Schilderungen aus dem Leben der höheren Stände, insbesondere der Diplomatie enthalten. Weniger Aufmerksamkeit erregten seine Romane: Mathilde von Merveldt — Heloise — Arthur — Raimund — und die Biographie eines Engels. Seine poetischen Arbeiten sind die Epopöen Faust und Agathe — der Tag unter Trümmern — und vermischte Gedichte; letztere, nicht ohne bewegliche Phantasie, zu weichlich, schwermüthig und phantastisch; der substantiellen Gediegenheit ermangelnd.

Von ihm:

Sämmtliche Werke. Herausgeg. von Karoline v. Woltmann. 14 Bde. Leipz. 1817—1827.

132 Des alten Ritters Sohn.

„Erlkönigs Tochter tanzt im Reihn
Den Eistanz wohl bei Mondenschein:
O Vater, laßt in Nebelstreifen
Mit ihr mich auf- und abwärts schweifen!
Schaut, Vater, schaut! dort an der Höh'
Verklärt vom Mond sich schon der Schnee,
Und schaut! an jenen fernen Trümmern
Beginnt das volle Licht zu schimmern.“

Der Alte schüttelt sanft sein Haupt:
„„Du willt, was dir das Leben raubt!
Vermagst du dich im Tanz zu drehen,
So schnell, wie Wirbelwinde wehen?
Schwebst du nicht leicht, wie Duft und Staub,
Bist du des blassen Todes Raub,
Und lebenslang mit Angst und Grausen
Muß auf der Burg ich einsam hausen!““

„O Vater, nein! die Elfe liebt
Mich schier; im Tanz bin ich geübt.
Wenn eilf des Thurmes Glocken summen,
So bin ich heim, eh' sie verstummen.“
Der Bube nimmt die Schuh' von Stahl,
Und eilt wohl von der Burg ins Thal;
Er schwebt im Eistanz wie auf Flügeln;
Sein Hurrah! schallt rings an den Hügeln.

Im Nebelduft erscheint ihm fern
Erlkönigs Tochter, wie ein Stern —
Sie weht heran, und schlingt behende
Um ihren Buhlen Lilienhände.
Sie wirbeln hin, wie lichter Rauch:
‚O trauter Buhle, graut dir auch?‘
„Ich kann die Bahn vor mir nicht schauen;
Mir schwindelt wohl! Mir darf nicht grauen!“

Des Stromes Nixe spitzt das Ohr,
Sie lauscht und lauscht und springt hervor;
Es wurmt sie tief der Elfen Freude,
Sie murmelt hohl aus schwarzem Neide:
‚Erlkönigs Tochter flattert dort
Mit einem frischen Buben fort!‘
Begierig nach dem Nebelschwarme
Erstreckt sie weit die dürren Arme.

Sie zieht mit ihrem langen Arm
Die Tänzer her im Nebelschwarm.
Die Elfe hat mit Geistertritten
Den Schlund gar leichtlich überschritten;
Doch ach! der Knabe sinkt hinab
Ins feuchte, dunkle Wassergrab.
Wie eilf des Thurmes Glocken summten,
War er nicht heim, eh' sie verstummten.

133 Die Rache der Elfen.

Die Furcht durchflüstert alle Blätter
Und jedes Lied verstummt im Hain;
Schon flammt im schwarzen Donnerwetter
Entfernt der Blitze falber Schein.
Der Schäfer zeigt die grüne Höhle,
Um welche sich der Epheu rankt,
Der Hirtin, die mit banger Seele
An seinem Arm im Haine wankt.

Allein mit dem geliebten Hirten
Auf einer Höhle Rasensitz,
Wo Liebesgötter sie bewirthen,
Vergißt die Bängste selbst den Blitz.
Wenn Flammen auch die Höhl' umschlangen,
Die Hirtin bebte nicht zurück;
Er küßt die Furcht ihr von den Wangen,
Den Schrecken aus dem süßen Blick.

Ein frisches Duftgesäusel wallet
Im Haine bei der Sterne Licht,
Und Philomelens Nachtlied hallet —
Die Hirtin, ach! vernimmt es nicht.

Man sieht erzürnt die Elfen wallen,
Daß Lust der Keuschheit Blume bricht,
Man hört im Haine Klagen hallen —
Die Hirtin, ach! vernimmt es nicht.

Doch endlich ward im Mondesschimmer
Sie an des Schäfers Arm gesehn;
Es tönt der Elfen Grabgewimmer,
Wo sie berauscht im Thale gehn.
Ihr Purpurgürtel weht im Winde,
Ihr Auge schwimmt in feuchtem Glanz,
Sie seufzt: ‚O süßer Hirt, wo finde
Ich nun der Unschuld Lilienkranz?‘

„Bei Kronen, welche Leichen schmücken!“
So wimmert es im Nebelthal.
Sie geht erblaßt mit scheuen Blicken
Den Berg hinan im Mondesstrahl,
Da rauscht herab von Felsenklippen
Im kalten Wind der Elfen Schwarm —
Die Hirtin sinkt mit bleichen Lippen
Erstarrt in ihres Schäfers Arm.

Friedrich August Schulze,

am bekanntesten unter seinem Schriftstellernamen Friedrich Laun, wurde am 1. Juni 1770 in Dresden geboren. Obschon von Jugend auf für die Wissenschaften erzogen, sah er sich doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, in der Kanzlei des Geheimen Finanzkollegiums die Mittel zu seiner akademischen Ausbildung sich erst zu erwerben. Unter fortgesetzten Privatstudien gelang es ihm 1797, jene Kanzlistenstelle wieder aufgeben und auf der Universität Leipzig seinen eigentlichen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahr 1800 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, ließ er die Erzählung „Der Mann auf Freiers Füßen" erscheinen, welche eine günstige Aufnahme bei der Lesewelt fand und ihn bestimmte, auf der schriftstellerischen Laufbahn zu bleiben. Dabei übernahm er 1807 ein Sekretariat bei der Landes-Oekonomie-Manufaktur- und Kommerzien-Deputation, und erhielt 1820 das Patent eines königl. Kommissionsrathes, in welcher Eigenschaft er, zugleich mit dem Titel eines Doctors der Philosophie, noch zu Dresden lebt.

Dieser ungemein fruchtbare Schriftsteller, dessen Arbeiten theils der phantastischen Romantik (in seinem „Gespensterbuch"), theils und hauptsächlich der gewöhnlichen novellistischen Genre-Humoristik angehören, war in früherer Zeit ein Liebling des großen Lesepublikums. Wohl mag man an seiner heiteren, mitunter geistreichen Manier Gefallen finden; ästhetische Erhebung aber und ächte, ernste Kunst der Ausführung darf man bei ihm nicht suchen. In seinen Gedichten, den epischen namentlich, spiegeln sich die Vorzüge und Mängel der Prosa-Darstellungen mehr oder weniger ab; im Allgemeinen vereinigt er darin ohne Zwang und Ungeschmack das Angebildete mit dem Eigenthümlichen zum meistens gefälligen Totaleindruck. Korrektheit und Glätte im Versbau können denselben nur erhöhen.

Von seinen Schriften nennen wir:

Gespensterbuch. (Herausgegeben mit A. Apel.) 5 Thle. Leipzig 1810—15.
Gedichte. Ausgabe letzter Hand. Ebd. 1828.
Memoiren. 3 Thle. Bunzlau 1837.
Gesammelte Schriften. Neu durchgesehen, verbessert und mit Prolog von Ludwig Tieck. 6 Bde. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttg. 1843, 44.

---

134. Kodrus.

Weit strahlet an des Himmels Bogen
Verbrannter Häuser rothe Gluth,
Und des Ilissus blaue Wogen
Färbt schaurig der Erschlagnen Blut.
Athen erbebt, es naht den Thoren
Der Sparter wutherfüllte Schaar.
„So sind wir Alle denn verloren,
Uns schützt kein Tempel, kein Altar?

Wenn unsrer Krieger Schilde brechen,
Wo, Pallas, ist dein heil'ger Schild?
Und willst du deine Stadt nicht rächen,
Was ehren wir dein todtes Bild?"
Dies freveln Frauen, Kinder, Greise
Dicht vor des Bildes Majestät,
Und höhnen im erhab'nen Kreise
Des Tempels Opfer und Gebet.

Erschüttert von des Sparter's Stürmen,
Von seinem Dräuen, seinem Glück,
Weicht auf der mürben Mauern Thürmen
Schon mancher Mann Athens zurück;
Die Braut, den Säugling zu erretten,
Verläßt, die Menge schon das Thor,
Und zieht die dargebot'nen Ketten
Dem süßen Tod für Freiheit vor.

Da breiten sich des Königs Hände
Auf nach der Götter lichten Höh'n:
„„So soll mein Auge denn das Ende
Des theuren Vaterlandes seh'n!
So soll die Schmach an meinen Namen
Sich heften Ewigkeiten lang!
Es fand das Volk aus Cekrops' Samen
Mit Kodrus Fluch und Untergang!""

Nach Delphi läßt er Boten senden,
Die eilen mit der Frage fort:
Wie so viel Unheil abzuwenden?
Und von dem Dreifuß tönt das Wort:
‚Soll das Geschrei des Kriegs verhallen
Und wieder aufblüh'n Stadt und Land,
So muß zuvor der König fallen,
Der König, durch der Feinde Hand!'

Schon steh'n, vom harten Götterschlusse
Vernichtet, sprachlos und erbleicht
Die Boten an des Thrones Fuße,
Und Alles lauscht und Alles schweigt.
Doch dieser Todesstill' entringet
Die bange Ahnung bald ihr Recht,
Und Kodrus sagt: „„Was ihr auch bringet,
Heil oder Unheil: Boten, sprecht!""

Und mit dem Spruch aus ihrem Munde
Bebt ein Entsetzen starr und stumm,
Als schlage Aller Todesstunde,
Rings um den hohen Thron herum.
Doch Kodrus steigt entzückt die Stufen,
Und leuchtend wie ein Gott, herab
Und spricht: „„Wen so die Götter rufen,
Dem dräut vergebens Tod und Grab!""

Den Purpur läßt er und die Krone,
Und eilend durch die düstre Schaar
Nimmt er an Medon, seinem Sohne,
Des tiefsten Schmerzes Zeichen wahr.
Und er verweist es ihm vor Allen:
„„Bin ich,"" fragt er, „„ein feiger Knecht,
Und ist, für Volkesheil zu fallen,
Nicht jedes Königs schönstes Recht?""

Er küßt ihn und mit schnellen Schritten
Dringt er hinunter bis zum Thor,
Eröffnet es und flieget mitten
In seiner Feinde Reihen vor.
„Der König, ach!" schreit von den Thürmen
Der Menge Angst bei Kodrus' Fall:
„Wer wird nun unsre Stadt beschirmen?
Mit ihm zerbricht ihr letzter Wall."

Doch wie Apollo es verheißen,
Ist seines Heldentodes Frucht
Entkräftung für des Feindes Eisen,
Und Sparta's Heer ergreift die Flucht.
Versöhnt sind Menschen nun und Götter,
Die Tempel athmen Opferduft,
Und für des Vaterlandes Retter
Durchströmet Lobgesang die Luft.

Und hin zu Kodrus' edlem Sohne
Erhob das Volk sich nun, und sprach:
„Empfange, Medon, hier die Krone,
Des Vaters Ruhm, der Feinde Schmach!"
„„Nein,"" ruft er, „„diese Krone tragen
Darf Keiner; Keiner darf die Höh'n
Des Thrones zu besteigen wagen;
Wer wollte dort nach ihm besteh'n?""

---

135. Karl und Hildegard.

Der große Karl, er saß einmal
Zu Worms in seines Thrones Saal,
Und zwischen Grafen und Herren stand
Dicht vor dem Throne Herr Taland.

„„Herr Taland, lieber Bruder mein,
Ich muß in's Sachsenreich hinein,
Muß dort, das heil'ge Kreuz zu rächen,
Der falschen Götter Altar zerbrechen.

Und bis ich solches Werk beend't,
Führt Ihr allhier das Regiment,
Damit — Gott gebe das in Gnade! —
Kein Unheil meinen Landen schade.

Daneben seid mit guter Wacht
Auf mein Gemahl und Kind bedacht!
Denn diese Lieben sind mir eben
Das beste Theil von meinem Leben.""

Als Hildegardis nun von fern
Fortziehn sah den Gemahl und Herrn,
Und fast ihr Aug' in Thränen brach,
Trat zu ihr Herr Taland und sprach:

„O Dame, wie ich keine sah,
Was geht mir dein Geschick so nah!
Drum sage, was zu dieser Frist
Ein Trost in deinen Nöthen ist?

Ich schafft' ihn dir, auch noch so fern,
Und wär's vom Firmament ein Stern,
Und wär's mein armes Leben gar,
Ob deiner Ruh' gäb' ich's fürwahr!"

‚Was hätte mit dem Leben dein,
Herr Taland, wohl mein Trost gemein?
Mein einz'ger Trost, mein einz'ger Stern
Zog fort mit dem Gemahl und Herrn.'

Als sie nun nimmer nicht vergißt,
Daß der Gemahl beim Feinde ist,
Und Herr Taland mit List und Mühn
Sie strebet von ihm abzuziehn;

Als nun die Frau so tugendlich
Herr Taland überall beschlich,
Und ihres Herzens fromme Huld
Verkehren wollt' in arge Schuld:

Da lud die Treue ihn zum Schein
In ein geheim Kloset hinein,
Entschlüpfte drauf und hielt den Bangen
An diesem dunkeln Ort gefangen.

Doch kaum erschallt der Kunde Ton:
Der Sieger kehrt nach seinem Thron!
So läßt, in Freude mild und groß,
Die Königin den Armen los.

Und als er so der Haft entrann,
Und drauf das freie Feld gewann,
Eilt er unter wilden Herzensschlägen
Alsbald dem verrathenen Bruder entgegen:

„Mein Herr und König, ach! verzeiht,
Wenn ich statt Wonn' Euch bringe Leid,
Wenn jetzt das Unheil aus meinem Munde
Vergiftet des Sieges süße Kunde."

„„So sprecht, Herr Taland, doch sogleich,
Welch' Unfall traf mein armes Reich,
Oder wohl gar mein liebes Gemahl,
Oder mein Kind, o alle zumal?""

„Nicht Reich und Kind! Zu dieser Stund
Ist beides, Herr, stark und gesund;
Aber, o dürft' ich doch nimmer sprechen
Von dem verruchten, schwarzen Verbrechen!"

Schon wacht des Königs ganzer Grimm:
„„Sprich, Unglücksbote!"" zürnt er ihm,
Und was auch Taland's Gewissen sagt,
Die schuldlose Gattin wird verklagt:

Sie habe verletzt der Treue Band,
Gesündigt frech an König und Land,
Und daß kein Hüter ihr Aug' bewache,
Verschlossen Herrn Taland im finstern Gemache.

Und Karl befiehlt, im Zorn entbrannt:
„„Die Buhlerin, sie sei verbannt!
Und daß ihr Blick ferner dem Frevel nicht tauge,
So raubt auf immer das Licht ihrem Auge!""

Wie drauf Herr Karl auf seinem Schloß
Erscheint, da ist die Lust nicht groß,
Denn Hildegardis' Mißgeschick
Betrübet jeden guten Blick.

Noch fühlen All' ihr herbes Leiden,
Als sie vom Kinde mußte scheiden,
Und durch den Spruch, den Karl gefällt,
Hinausziehn in die fremde Welt. —

Inzwischen wankt in düsterm Sinn
Die tiefgebeugte Königin,
Das Herz beim Kind und beim Gemahl,
Der Gränze zu und neuer Qual.

Die niedern Knechte, ihr Geleit,
Gedenken jetzt in Traurigkeit
Zum Erstenmal, daß, um zu enden,
Sie ihr die Augen sollen blenden.

„O Gott," ruft ihre Dienerin,
„So richtest du die Tugend hin!"
Doch jene zürnt: ‚Mit Gott kein Rechten!'
Und wendet mild sich zu den Knechten:

,So nehmet dieses Auges Licht!
Seitdem das Liebste mir gebricht,
Erregt die Erde mir nur Schmerzen,
Den Himmel schau' ich mit dem Herzen!'

Allein das Auge, wie verklärt,
Das nach den Knechten hin sich kehrt,
Macht, daß das Herz der Harten zagt,
Und Keiner sie zu blenden wagt.

„Lebt wohl, Frau Königin! Wir gehn,
Mag auch, was will, mit uns geschehn!
Das hohe Licht des Himmels spricht
Aus Euerm Blick, die Erde nicht."

,Sieh Gottes wundervolle Hand!'
Sagt sie, zur Dienerin gewandt,
Und nimmt vereint mit ihr den Pfad
Gen Rom nun hin, der heil'gen Stadt.

Doch Karl'n, dem König, fehlt die Ruh
Und Herrn Talando auch dazu;
Ja, dieser Arge büßt den Schein
Der Augen nun von selber ein.

Umsonst ist aller Aerzte Fleiß —
Da zieht er, wie auf Gott's Geheiß,
Zu baden sich im Segensstrom,
Mit seinem Bruder Karl gen Rom.

Und siehe da, kaum sind sie hier,
So tritt die hohe Frau herfür,
Berührt den Blinden, und sogleich
Umfängt ihn neu des Lichtes Reich.

Und vor ihr nieder sinkt Taland,
Und spricht: „So hat's der Herr gewandt!"
Bekennt freiwillig jede Schuld
Und fleht um Hildegardis' Huld.

„,Das gilt dein Leben, arger Knecht!'"
Ruft Karl; doch Gnad' ergeht für Recht,
Auf Hildegardis' frommes Flehn
Darf er nur aus dem Reiche gehn.

Drauf durch des heil'gen Vaters Mund
Fleußt neuer Segen auf den Bund
Des hohen Paars, zu Gottes Ehr';
Den scheidet forthin Keiner mehr.

Und zu Gedächtniß der Geschicht'
Hat Hildegardis aufgericht't
Ein Kloster, welches, hoch erhöht,
Zu **Kempten** diesen Tag noch steht.

---

136. Das Todtenheer.

Fern von des Eismeers unwirthbarem Strande
Kam eine Schaar vor grauer Zeit gezogen,
Sich Heimat suchend in der Sachsen Lande.

Gewaffnet nahte sie mit Schwert und Bogen;
Verderben hieß ihr Gang, nicht Sitt' und Milde;
Denn ringsum rauschten Blut und Feuerwogen.

Schon wüthet sie auf Halberstadts Gefilde
Vor einem Dörflein sonder Glanz und Namen,
Dem seine Armuth lange ward zum Schilde.

Der Schild zerbrach, als die vom Eismeer kamen,
An ihrer tiefern Armuth hartem Drange,
Und nun muß auch des Dörfleins Kraft erlahmen.

Zwar stritt die Faust der Männer kühn und lange
Verzweiflungsvoll für ihres Herdes Götter,
Doch fielen sie im Feindesüberschwange.

Vom Schlachtfeld dräut den Hütten schon das Wetter;
Vor der Barbaren Gier und blutgem Willen
Erfleht nicht Weib, nicht Kindlein mehr den Retter.

Die Nacht allein kann ihre Raubsucht stillen;
Verrath besorgend, hemmen sie die Schritte,
So lange Schatten noch das Dorf umhüllen.

Und hier verläßt ein jedes Weib die Hütte
Mit ihren lieben Kleinen und den Greisen,
Angstvoll ereilend der Gefährten Mitte.

„Es will," spricht da ein Greis, „kein Pfad sich weisen,
Zur Rettung, — laßt uns', Lieben, drum vereinet
Erharren so des Feindes Wuth und Eisen!"

Indeß nun Alles bitter klagt und weinet,
Daß nirgendwo ein beßrer Rath vorhanden,
So steht Thorguna stumm und wie versteinet.

Doch plötzlich reißt ihr Wort sich aus den Banden
Des tiefsten Schmerzes los, sie ruft: „„Mit nichten!
Freiwillig werde Niemand hier zu Schanden!

Will droben in den Wolken Keiner richten,
Wie's Göttern ziemt, gerecht und mit Erbarmen,
So laßt uns muthig zu den Todten flüchten!

Vielleicht, daß die für unser Recht erwarmen!""
Und zu der Gräber monderhelltem Ort
Geht sie voran, den Säugling auf den Armen.

Ihr folgen Alle nach der Todten Pforte,
Und wie ihr Blick erglüht zu hellen Flammen,
So flammen auch von ihrem Mund die Worte:

„„Wohlauf, Erblaßte, denen wir entflammen,
Was wehrhaft war, hat uns der Feind erschlagen,
Drum tretet, Todte, jetzt für uns zusammen!

Ein höher Licht wird nie euch wieder tagen,
Die außer'm Kampfe ruhmlos hier verschieden;
Erhebt euch, Götterehre zu erjagen!

Was wollt ihr drunten in dem dumpfen Frieden
Der kalten, freudelosen Nebelthale,
Da euch Walhalla's Wonnen nun beschieden?"" —

Und sieh! es wanken rings die Todtenmaale;
Der Männer viel', schon längst im Grabesschooße,
Erstehen bei des Mondes blassem Strahle.

Drauf schreitet stumm und langsam hin die große
Fleischlose Schaar, entsetzlich anzuschauen,
Zu wenden ihrer Enkel harte Loose.

Mit nichts bewaffnet, als mit bleichem Grauen,
Erscheinen sie, da wo die Feinde liegen,
Eh' noch des Morgens Perlen niederthauen.

Und die des Schwertes Dräuen nie sich fügen,
Erzittern vor den unbewehrten Todten,
Die kommen, ihrer Heimat Leid zu rügen.

In Eil' verlassen sie des Landes Boden,
Das kecklich sie gedachten zu erbeuten.
Und weil so selt'ne Wehr sich hier erboten,

Heißt **Wehrstedt** nun der Ort auf ew'ge Zeiten.

Konrad Friedrich von Schmidt-Phiseldeck

wurde den 3. Juli 1770 zu Braunschweig geboren, wo damals sein Vater als Professor am Kollegium Carolinum lebte. Nachdem er das Gymnasium in Wolfenbüttel besucht, bezog er in seinem 17. Jahre die Universität Helmstädt, wo er sich vorzugsweise der Philosophie und Theologie widmete, ohne jedoch darüber die neuere Literatur aus dem Gesichte zu verlieren. Im dritten Jahre seines akademischen Cursus ward er 1789 in Braunschweig mit dem Geh. Conferenzrath Brun, dem Gemahle der Dichterin desselben Namens, bekannt und als Privatlehrer bei dessen Sohne angestellt. Mit dieser Familie machte er damals auch eine Reise durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Von derselben zurückgekehrt (1791), wünschte er in Kopenhagen die akademische Laufbahn einzuschlagen, erwarb sich durch Vertheidigung einer gelehrten Abhandlung die Befugniß, öffentliche Vorlesungen zu halten, und erhielt zu gleicher Zeit die Doctorwürde der Philosophie. Um das Recht der Eingebornen zu erlangen, unterwarf er sich dem theologischen Amtsexamen, worauf ihm das Indigenat ertheilt wurde. Im Herbst 1794 begann er seine Vorlesungen an der Kopenhagener Universität, doch sollte er nur kurze Zeit diesem Berufe leben. Seine schon in frühester Jugend geweckte Vorliebe für die Staatswissenschaften bedurfte nur einer äußern Anregung, um von neuem lebendig zu werden. Diese ward ihm von Seiten des verewigten Staatsministers Grafen von Schimmelmann, der ihn als Privatsekretär zu sich nahm und ihn veranlaßte, drei Jahre hindurch auf seine Kosten die Kameralwissenschaften zu studiren. Schon 1797 wurde Sch.-Ph. Assessor im k. Oekonomie- und Commerzcollegium, und sah sich zugleich als Sekretär der zur Verbesserung der Volksschulen errichteten Commission beigeordnet; 1799 wurden ihm die Geschäfte eines Committirten des Handels- und Konsulatsdepartements übertragen; das Jahr darauf erhielt er die Würde eines wirklichen Committirten. Zum Mitgliede der neuerrichteten Quarantäne-Direction (1804) ernannt, sah er sich im Dezember desselben Jahres noch zum wirklichen Justizrath befördert. Der König von Dänemark ertheilte ihm 1812 das Ritterkreuz des Danebrogordens und ernannte ihn zum Deputirten im Commerzcollegium und wirklichen Etatsrath. 1813 war er Mitdirector der Reichsbank, trat 1823 wieder in das Commerzcollegium ein, worauf er 1828 zur Würde eines Danebrogsmannes und im folgenden Jahre zu der eines Conferenzrathes empor stieg. Er starb zu Kopenhagen den 15. November 1832.

* * *

Schmidt-Phiseldeck, hauptsächlich als publicistischer Schriftsteller ausgezeichnet (durch seine Werke: „Europa und Amerika, oder die künftigen Verhältnisse der civilisirten Welt“ — „Ueber das jetzige Verhältniß der jüdischen Nation zu dem christlichen Bürgervereine und dessen künftiger Umgestaltung“ — „Der europäische Bund“ — „Die Politik nach den Grundsätzen der heiligen Allianz“ — „Proben politischer Redekunst“ u. s. w.) hat sich auch um unsere Poesie anerkennenswerthe Verdienste erworben. Schon als Jüngling lieferte er zu verschiedenen Taschenbüchern lyrische Beiträge, welche 1794 gesammelt erschienen sind, und noch in den letzten Jahren seines Lebens dichtete er geistliche Lieder. Den unten mitgetheilten poetischen Darstellungen aus der Sagenwelt der Neugriechen, deren Stoff oft wunderbar mit den Sagen der nordischen Völker zusammenstimmt, sind zwar Fauriel's „Chants populaires de la Grèce moderne“ zu Grunde gelegt; doch darf man sie keineswegs als Uebersetzungen betrachten, sie können vielmehr als deutsche, aus volksthümlichen Ideen und Sagen der Neugriechen entwickelte Originalpoesien gelten, da es ihrem Verfasser einzig um den möglichst treffenden und vollständigen Abdruck des poetischen Ideenbildes in deutschen Formen und Weisen zu thun gewesen ist. Wir lassen ihn die aufgenommenen Stücke selbst commentiren:

„Die schöne Sängerin (της καλης Τραγουδιστρας) ist im Original ein herrlicher poetischer Torso, dem der Schluß fehlt. Ob wir ihn durch die zwei letzten Strophen würdig ergänzt haben, möge das Gefühl des Lesers entscheiden. — Die Stimme aus dem Grabe (ἡ βοη του μνηματος) ist eine Warnerin vor Uebermuth und vor Verspottung der Gräber, welche das Heiligste sind für jedes Volk, das noch eine Gemeinschaft voraussetzt zwischen dem Geiste des Abgeschiedenen und der Asche in seinem Grabe. Sie warnt, wie Stolberg die deutschen Frauen vor einem andern Leichtsinne, durch ein Märchen, das sich wahrscheinlich auf eine Tradition von der Erscheinung eines alten Helden gründet, dem die Grabesruhe auf frevelhafte Weise gestört ward. — Die nächtliche Wanderung (ἡ νυκτερινη περπατησια) hat mit Bürger's Lenore insofern eine auffallende Aehnlichkeit, als hier, wie dort, ein Todter einen Lebenden abholt, der erst auf der Reise durch mancherlei Anzeichen, mit immer steigender Angst, allmälig inne wird, wie es um seinen Begleiter stehe. In der Lenore aber ist es der todte Geliebte selbst, der die Braut zum Grabe holt, in das sie nach langer Marter mit ihm versinken soll, und der Bräutigam verwandelt sich vor ihren und unsern Augen auf eine beinahe burleske Weise in ein scheußliches Gerippe. Hier ist ein Sohn, der, noch im Grabe gehorsam, ernst und still, die Tochter ihrer Mutter wieder zuführt, um ihrer unbedachten Aufforderung Folge zu leisten, und ein heiliges Versprechen zu lösen; die Mutter aber, die den wiedergekommenen Todten vor sich sieht, muß sterben, denn Niemand mahnt ungestraft einen Todten aus dem Grabe herauf. Das Schicksal der Tochter bleibt im Dunkeln. — Wenn in rohen Gemüthern die Bürger'sche Lenore vielleicht mehr sinnlichen Schrecken erregt, als unsre Wanderer, so wird doch der ernste Gehorsam des Sohnes und der stille Tod der Mutter die Warnung vor ungemäßigtem Erguß des Schmerzes, und die Scheu vor unheiligem Frevel, in edlere Gemüther einzuprägen auch in sofern weit besser geeignet seyn, als hier sich nichts vorfindet, an dem auch der gebildetste Geschmack Anstoß nehmen könnte. — — „Verlaß die Berge nicht; dort lebst du frei!“ So ermahnt der sterbende Klephte seinen Nachfolger. Diese Lehre einzuschärfen, und die mit ihrer Uebertretung verbundene Gefahr anschaulich darzustellen, ist der Gegenstand der Romanze: Kitsos und seine Mutter (ὁ Κιτσος και ἡ μητερα του) die besonders durch den Heldenmuth der letzteren, und die ernste Nachfrage nach den verlorenen Waffen, an die Spartanischen Mütter der alten Zeit erinnert. — Bevros und sein Pferd (ὁ Βεβρος και ὁ μαυρος του) führen uns in das Homerische Zeitalter zurück, in dem Achill sich mit seinen Pferden vertraulich bespricht, und eines derselben, Xanthos, ihm den bevorstehenden Tod weissagt. Wenn, wie bei Bileams Esel, nur die höchste Nothwendigkeit, in einer Lage, die keine andere poetische Maschinen verstattet, den verschlossenen Mund der Thiere er-

öffnen darf, so ist diese Bedingung hier auf eine Art erfüllt, die nichts zu wünschen übrig läßt, und die Treue, mit welcher das edle Roß den letzten Willen des sterbenden Gebieters ausrichtet, und dann, gleich ihm, in's Schattenreich hinabsinkt, wird in jedem gefühlvollen Herzen sympathetische Empfindungen zu erregen nicht verfehlen können."

Wir nennen von ihm noch:
Gedichte. Braunschweig 1794.
Auswahl neugriechischer Volkspoesien, in deutsche Dichtungen umgebildet. Ebd. 1827.
Die Welt als Automat und das Reich Gottes. Kopenhagen 1830.

---

137. Die schöne Sängerin.

Dort unten am Ufer, am Meeresstrand,
Da wusch die Schöne des Mannes Gewand
Und sang in Klagetönen.
Es horcht' ihr schweigend der Vögel Chor,
Es reckten die Fische die Köpf' empor
Und hörten zu der Schönen.

Die Böte, sie schwammen am Ufer hin,
Zu lauschen der lieblichen Sängerin;
Ihr lauschte die Galeere.
Die Bursche, sie legten die Ruder ein,
Der Hauptmann gewahrt' es, und schalt nicht drein,
Und Stille herrscht im Meere.

Das däuchte die Sängerin wundersam;
Und als sie das Rauschen nicht mehr vernahm,
Und nur die eigenen Töne,
Da schwieg sie plötzlich, und schaut' umher,
Und auf sie blickte so Land als Meer,
Erstaunt ob ihrer Schöne.

Der Hauptmann verneigte sich tief und sprach:
„O Nymphe des süßen Gesanges, sag',
Was treibt dich, aufzuhören?
Dir lauschen die Ufer, das Schifflein ruht,
Die Winde verstummen, es schweigt die Fluth,
Sie fürchten, dich zu stören." —

„„Nicht sang ich dem Hörer zu Freud und Lust;
Ein Laut nur der Wehmuth entquoll der Brust,
Zu machen Luft dem Herzen.
Es ließ mich daheim der geliebteste Mann
Und kam zu Sommer nicht wieder an,
Drum sing' ich meine Schmerzen.

Er ging, zu streiten für's Vaterland,
Und zehnmal die Scheibe des Mondes schwand,
Seit er von mir gegangen.
Kein Bote verkündet, was ihm geschah,
Kein Auge mir naht, das den Trauten sah,
Drum schmacht' ich vor Verlangen.

Er schmeichelte mir mit der Hoffnung Wort:
„„Und muß ich, o Liebchen, und muß ich fort,
Laß seyn, bald kehr' ich wieder;
Ich fliege zum rüstigen Kriegestanz,
Dann komm' ich, und lege den Siegerkranz
Zu deinen Füßen nieder."

Er kam nicht wieder, er ist nicht da;
Der Sommer entschwindet, der Herbst ist nah:
Ist dann er nicht gekommen,
So hab' ich, bevor der Winterschnee
Bedecket das Kloster auf der Höh',
Den Schleier schon genommen.""

So klagte die Schöne, da tönte Gesang;
Wie Flötenstimme, wie Harfenklang,
So tönt' es her vom Meere:
„„Und hättest du mir den Namen genannt,
So lebte wohl einer, der ihn gekannt,
Allhier auf der Galeere."

Sie kannte die Stimme, sie kannte den Laut,
In's Wasser sich stürzte die holde Braut,
Schwamm hin zu der Galeere.
Die Fluthen küßten des Kleides Saum,
Sie hob sich, wie Cypris aus Wellenschaum,
Zum Liebsten aus dem Meere.

---

138. Die Stimme aus dem Grabe.

Verehrt die Gräber! Hört die Sage
Vom Phyllonikos, der die Klage
Des Geistes aus der Gruft vernahm,
Und, als er nicht, was ihm geboten,
Vollbracht, im Grabe mit dem Todten
Verschwand, und nimmer wiederkam.

Er hatt' im Kreise tapfrer Zecher
Beim frohen Mahl, beim vollen Becher
Den Osterabend zugebracht,
Mit wildem Ruf, mit frechen Scherzen
Ergötzt der rohen Krieger Herzen; —
Und taumelnd ging er heim bei Nacht.

Bald abgelenkt vom rechten Wege,
Fährt er durch Felder und Gehege,
Durch Busch und Sumpfmoor fort zu gehn;
Und eh' er sich des Trugs versehen,
Gelangt er hin zu jenen Höhen,
Wo alter Helden Gräber stehn.

Ein Hügel, von den andern beiden
Gesondert, rings mit Thränenweiden
Umpflanzt, von Eichensproß umlaubt,
Steht einsam da; mit raschem Schritte
Erklimmt er keck des Hügels Mitte
Und tritt dem Todten auf das Haupt.

Da rührt sich das Gebein; im Grimme
Entfährt des Geistes Donnerstimme
Entsetzlich der entweihten Gruft.
Es zischen Flammen um den Hügel,
Die Eule schlägt mit schwarzem Flügel,
Und Schatten flattern in der Luft.

Doch Phyllonikos, voll Vertrauen,
Beschaut die Wunder sonder Grauen,
Und ruft in das empörte Grab:
„Was schreist du, Geist? — drückt dich die Erde,
So schaff' ich, daß sie leichter werde;
Drückt dich der Stein, — ich wälz' ihn ab."

Da kam mit grimmiger Geberde
Der Geist herauf: „„Nicht drückt die Erde,““
Spricht er, „„nicht lastet mich der Stein;
Mich kränkt der Hohn, den ich erlitten,
Als frech du über's Grab geschritten,
Und aufgerüttelt mein Gebein!

Auch ich bin jung und brav gewesen;
Auf meinem Denkmal kannst du lesen
Von Schlachten, die mein Arm gewann.
Du hast die Ruhe mir genommen,
Herauf vom Grabe mußt' ich kommen,
Mein Schwert erklang, mein Staub zerrann.

Hier kann ich nun nicht länger wohnen,
Muß flattern in den luft'gen Zonen,
Bis mir ein neues Grab bereit;
Drum, willst du deinen Frevel büßen,
So grabe zu des Hügels Füßen
Ein Todtenhaus, mach's hoch und breit!

Scheint neu der Mond auf diese Höhen,
Muß mir die Wohnung fertig stehen,
Und drob das Kreuz errichtet seyn.
Erfüllst du das, so sei vergessen,
Was sich dein Uebermuth vermessen,
Erfüllst du's nicht, so bist du mein!““

So sprach der Geist, und in die Lüfte
Zerfloß das Dunstbild, und die Grüfte
Erhellt das junge Morgenlicht.
„Bleib du nur in den Lüften hangen,
Mir soll vor keinem Geiste bangen,
Und deine Drohung schreckt mich nicht!“

So prahlt der rohe Gottverächter,
Und schickt ein schallendes Gelächter
Dem Schatten in die Lüfte nach. —
Der Tag entflieht, es eilt die Stunde,
Am Himmel macht der Mond die Runde; —
Und seine Sinne werden wach.

Doch nimmer kann sein Trotz sich beugen,
Er heißt die inn're Stimme schweigen,
Die ihn zu Reu' und Buße treibt.
Kein Kreuz, kein Denkmal wird errichtet,
Kein Erdenhügel aufgeschichtet; —
Der Trotz vergeht, die Rache bleibt.

Der neue Mond war aufgegangen,
Da fängt's dem Frevler an zu bangen,
Es treibt ihn fort, er hat nicht Ruh'.
Er jagt, die Angst sich zu verreiten,
Durch Feld und Wald, da trabt vom weiten
Ein schwarzer Reiter auf ihn zu.

Er eilt davon, ihm zu entkommen,
Doch welchen Weg er auch genommen,
Stets ist der schwarze Reiter da.
Er lenkt sein Roß auf alle Seiten,
Will vorwärts bald, bald rückwärts schreiten,
Der schwarze Reiter bleibt ihm nah.

Mit Schauder sieht an fernen Höhen
Ein Grabmal Phyllonikos stehen;
Zwei Kreuze ragen in die Luft.
„„Du thatest nicht, was dir geboten,
Doch graben können auch die Todten,
Nun mußt du mit mir in die Gruft!““

So spricht der Geist; sie stehn am Hügel,
Die Eule schlägt mit schwarzem Flügel,
Aus Wolken fährt der Blitz herab
Und Flammen schießen aus dem Grunde, —
Und um die erste Morgenstunde
Versinken Beid' in's offne Grab.

---

139. Die nächtliche Wanderung.

„Neun Söhne gehen dir aus und ein,
O Mutter! die einz'ge Tochter dein
Sie darf im Hause nicht bleiben.
Was badest du sie im dunkeln Ort?
Was flichtst du ihr Haar im Mondenschein?
Wem schmückst du sie, Mutter? — O laß sie fort,
Sie darf nicht länger Jungfrau seyn.

O gib Arete dem fremden Mann!
Dem Freier aus Babylon gib sie hin!
Daß bei ihr Trost ich finden kann,
Wenn in der Fremd' ich ein Pilger bin!“ —

„„O Sohn, mein Konstantin, sonst so klug,
Wie sprichst du so eitle Worte!
Wer bringt, wenn das Roß von hinnen sie trug,
Sie wieder von fremdem Orte?
In Freud' oder Leid, über Land und Meer,
Wer bringt mir das Töchterchen wieder her?““ —
Und er schwört ihr den Schwur nach ihrem Gebot,
Er schwört ihr den Schwur bei dem höchsten Gott
Und bei den Heiligen allen:
„In Freud' oder Leid, über Land und Meer
Bring' ich dir das Töchterchen wieder her.“

Zwei Jahre vergingen, die Zeit verrann,
Da kam die Pest in's Land.
Die Brüder erkrankten; sie starben dran,
Sie starben alle neune.
An Konstantins Leiche die Mutter stand,
Sie zerrauft ihr Haar, sie zerreißt ihr Gewand:
„„Und hast du mir wohl die Tochter gesandt,
Arete, die einz'ge meine?

Steh auf mein Sohn! mich verlangt nach ihr!
Auf, Konstantin! und bring sie mir.
Hast du mir nicht geschworen,
Sie sei mir unverloren?
Hast du nicht geschworen nach meinem Gebot,
Hast du nicht geschworen beim höchsten Gott
Und bei den Heiligen allen:
In Freud' oder Leid, über Land und Meer
Bring' ich dir das Töchterchen wieder her?!““

Der Todte stand auf um Mitternacht;
Er ging die Schwester zu holen,
Er ritt so leise durch die Nacht,
Sein Roß war schwarz wie Kohlen.

Er fand sie vor der Thür im Mondenschein,
Sie flocht ihr blondes Haar, —
„Auf! auf! Aretula, Schwester mein,
Komm mit mir! die Mutter begehret dein,
Sie hat mich hergesendet,
Mein Glaub' ist ihr verpfändet!“

„„O Bruder, mein Bruder, ist jetzt die Zeit,
Gleich jetzt, in der Mitternachtstunde?
In der Stunde der Nacht? — Der Weg ist weit,
Und Geister tanzen die Runde.
Ist Freud', sag' an, in der Mutter Haus?
So such' ich den besten Schmuck mir heraus,
Und komm' in festlichem Kleide,
Daß Mutter die Augen weide.

Ist Leid' im Hause, ist Klag' im Land,
So hüll' ich mich in schwarzes Gewand. —
O Bruder, mein Bruder, verweile noch hier,
Was treibst du mich an, was verkündest du mir?““

„Was Freude, was Leid! — Komm mit, wie du bist,
Lang ist die Reise, und kurz die Frist!“

Sie zogen die Straße, sie zogen so still
Auf dem Rosse, so schwarz wie Kohlen;
Sie hörten die Vögel aus hoher Luft,
Sie hörten die Vögel wohl über der Gruft,
Die sangen so schaurig, die sangen so wild:
‚O seht mir das liebliche Frauenbild!
Der Todte soll sie holen;
Zur Mutter bringt er das liebe Kind,
Sie reiten so schnell im nächtlichen Wind!‘

„„O Konstantin, hörst du der Vögel Gesang? —
Mir graut vor den Vögeln; mir wird so bang.““ —

„Laß singen die Vögel! Was kümmert dich ihr Sang?
Die Frist ist kurz; die Reise — die Reis' ist lang.“

„„O Bruder, es graut mir! mir ahnet Leid! —
Nach Myrrhen und Weihrauch riecht dein Kleid!““ —

„Der Pfaffe schwang das Rauchfaß; er schwang es auf der Gruft;
Zur Kirche waren wir alle; die Kleider füllte der Duft.“ —

Sie ritten noch ein Weilchen so still im Mondenschein; —
„Mach auf die Thür, o Mutter, und laß Areten ein!“

„‚O Fremder, zieh' vorüber! so Gott dir helfe, zieh' von hier!
Arete ist im fernen Land; sie wohnt so weit von mir!‘“

„Mach' auf, meine Mutter, mach' auf die Thür!
Dein Konstantin bin ich, und bringe sie dir!
Ich bringe dir Arete nach deinem Gebot,
Nach dem Schwur, den ich schwor bei dem höchsten Gott:
In Freud' oder Leid, über Land und Meer,
Bring' ich dir das Töchterchen wieder her!“

Die Mutter geht zur Thüre; sie öffnet das Haus,
Sie schaut auf Roß und Reiter; — da fährt die Seel' ihr aus.

---

140. Kitsos und seine Mutter.

Auf den Bergen, auf den Bergen, auf waldigen Höhn,
Wo rauschen die Ströme, wo brauset der Föhn,
Da wohnen die Starken, die Helden des Speers,
Da wachsen die Jungen, die Blumen des Heers.

Es lockt sie der Türk' in das ebene Feld,
Zur Beute sie locket das reiche Gezelt;
Sie ordnen die Schaaren, sie ziehen hinab,
Sie streiten um Beute, sie finden ihr Grab.

Keraunos, der mächtige Klephte, war todt;
Nicht achtete Kitsos der Mutter Gebot,
Er zog in den Krieg, wie der Vater gethan,
Und träumte von Siegen auf blutiger Bahn.

Die Mutter saß einsam und webt' ein Gewand
Zum Mantel für Kitsos mit fleißiger Hand;
Da kam ihr ein Bote zur Stunde der Nacht,
Kaum war er entronnen vom Felde der Schlacht.

Von dem Boten, von dem Boten zur nächtlichen Stund'
Wird nimmer erfreuliche Botschaft kund.
„O sage geschwind,“ ruft die Mutter ihm zu,
„Wie steht's um den Knaben, was bringest du?“

„„Ich bringe dir Trauer, ich bringe dir Leid,
Gefangen ist Kitsos in blutigem Streit!
Noch lebt er in Banden; doch endet die Noth
Ihm Morgen vor Mittag ein schmählicher Tod.““

Das hörte die Mutter; es brannt' ihr in's Herz,
Doch dämpfte sie tapfer den nagenden Schmerz;
Sie dachte der Noth, die den Knaben umfing,
Sie steckt' in den Gürtel ein Messer, und ging.

Sie ging mit dem Boten durch Anger und Feld,
Es drängte sie fort nach der Türken Gezelt;
Doch kaum war die Hälfte des Weges gethan,
Da hemmte der Fluß die betretene Bahn.

Vor dem Flusse, vor dem Flusse, der mächtiger schwoll,
Da kniete die Mutter, so gramesvoll:
„O beuge dich nieder, o finke geschwind,
Und trag' mich hinüber zu meinem Kind!“

Er trug sie hinüber, den Boten dazu,
Nicht troffen die Kleider, nicht naß ward der Schuh;
Der Engel des Stromes, er streckte die Hand,
Er spreizte den Fittig und trug sie zu Land.

Nun schritten sie rüstig durch Anger und Feld,
Im Morgenlicht strahlte der Türken Gezelt;
Da brauste Trompeten- und Trommelnklang,
Und Allahrufen und wilder Gesang.

Auf wähligen Rossen fünfhundert Mann,
Die zogen mit wehenden Fahnen voran,
In Mitten ging Kitsos gebunden einher,
Ihm folgten zweitausend mit blinkender Wehr.

Und die Mutter, o die Mutter, sie eilet herbei,
Sie zwinget die Angst, ihr entfährt kein Schrei,
Sie drängt sich zu Kitsos, sie redet ihn an:
„O Kitsos, gib Antwort! was hast du gethan?

Wo hast du die Waffen, wo hast du die Wehr?
Es trug sie Keraunos, er liebte sie sehr;
Er ließ sie dem Sohne, nun hat sie der Feind;
Das hätte wohl nimmer der Vater gemeint!“

‚O Mutter! gedenkst du der Waffen allein,
Alleine der Waffen, und denkest nicht mein?
In tapferem Streite verlor ich die Wehr,
Nun geh' ich zu sterben, und fechte nicht mehr.' —

„Willst sterben, so suche dir ehrlichen Tod,
Und rette dich wacker aus schimpflicher Noth!
Ich löse die Bande, ich mache dich frei,
Ich schneide die Stricke, die Riemen entzwei."

Mit dem Messer, mit dem Messer in kräftiger Hand
Zerschnitt sie die Stricke, zerhieb sie das Band, —
Da lacht' es in Kitsos, da wuchs ihm der Muth,
Er stürzt auf den Aga, den Führer der Hut.

Er wirft ihn zu Boden, er nimmt sein Geschoß;
Bereit steht der Bote mit Mutter und Roß —
Wie Blitz ist er hinten, die Mutter ist vorn,
Er tummelt den Renner, er gibt ihm den Sporn.

Wie Wunder ergreift es die türkische Schaar!
Nicht Einer verfolget das reitende Paar.
Sie reiten durch Anger, sie reiten durch Feld
Die Berge hinein, in die obere Welt.

Auf den Bergen, auf den Bergen, auf waldigen Höhn,
Wo rauschen die Ströme, wo brauset der Föhn,
Da wohnen die Starken, die Helden des Speers,
Da wachsen die Jungen, die Blumen des Heers.

---

141. Vevros und sein Pferd.

Am Vardar, am Vardar, auf grünem Feld,
Lag Vevros im Sterben, der kühne Held.
Es hatt' ihn der Türk', im Busche versteckt,
Mit meuchlischer Kugel hingestreckt;
Nun lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
Ihm war der Gebieter, er ihm so werth;
Er stand, und wußte nicht, wie's geschah,
Daß so den Helden er liegen sah;
Er wagt's, ihn anzureden:

„Steh auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort!
Der Türk' ist im Felde, wir müssen fort!
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
Und willst du nicht hier gefangen seyn,
So eile flugs von hinnen!" —

„„Wohl möcht' ich von hinnen! — ich kann es nicht! —
Nicht länger schau' ich der Sonne Licht —
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
Sie drang in's innerste Leben ein; —
Nun geht's mit mir zu Ende! —

Drum höre, du Treuer in Freud' und Noth,
Merk' auf, und höre mein letztes Gebot!
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand,
Und grab' ein Grab mir an Ufersrand
Mit deinen starken Hufen!

Und hat mein Auge geschlossen sich,
So greif mit dem Zahn am Gürtel mich,
Dann halte mich schwebend in der Luft,
Und senke mich in die kühle Gruft,
Und deck' sie zu mit der Erde.

Und hast du getreulich das Grab bestellt,
So eile zurück zu meinem Zelt;
Bring meinem Bruder, du edles Roß,
Bring ihm den Säbel und dies Geschoß,
Auf daß er mein gedenke.

Bring meinem Mädchen dies bunte Tuch,
Das ich zu Ehren der Liebsten trug!
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
Und fließen ihre Thränen drein,
So find' ich Ruh' im Grabe.

Fahr wohl, mein Rappe, das Auge bricht!
Mach' schnell, und laß mich dem Türken nicht!"" —
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
Der Rappe begrub ihn, nach seinem Gebot,
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
Da eilte der Rappe zu Vevros' Zelt;
Er brachte die Waffen und das Geschoß,
Das Tüchlein brachte das edle Roß
Zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt' es hin;
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
Sie jammerte laut vor bittrem Schmerz, —
Da brach dem Rappen das treue Herz,
Es brach, und schlug nicht wieder.

Johann August Apel,

geboren 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, genoß einer sorgfältigen Erziehung; studirte von 1789—93 zu Leipzig und Wittenberg Jurisprudenz, dabei aber auch mit großer Neigung Naturwissenschaft und Philosophie; promovirte zum Doktor der Rechte 1795; widmete sich dann eine Zeitlang der juristischen Praxis und dem akademischen Unterricht als Hofgerichts- und Konsistorial-Advokat; wurde 1801 Rathsherr, von welcher Zeit sich auch seine literarische Periode datirt, und starb in seiner Vaterstadt am 9. August 1816.

* * *

Apel's schriftstellerische Leistungen tragen das Gepräge eines scharfen Verstandes, einer reichen, oft glänzenden Phantasie, überhaupt eines freien, gewandten, sicheren Geistes. Zwar hat er es vorzüglich geliebt, vorhandenen Stoff zu bearbeiten und

vorhandene Muster der Form nachzubilden, „aber (heißt es in Ersch' und Gruber's „Encyklopädie der Künste und Wissenschaften", Bd. 1.) man würde ihm großes Unrecht thun, wenn man seinen Geist, rücksichtlich des Stoffs, der Dürftigkeit und rücksichtlich der Form der Abhängigkeit beschuldigen wollte; denn es war ganz eigentlich seine Sache, mit wahrer Schöpferkraft geringen und beschränkten Stoff zu erhöhen und zu bereichern, und schon vorhandene Formen der höchsten Stufe ihrer Vollendung entgegen zu führen." In seinen, durch Schiller's „Braut von Messina" hervorgerufenen Dramen: „Polyïdos", — „die Aitolier" — und „Kallirrhoe", womit Apel dazu beitragen wollte, den untergegangenen Chor der Alten zurückzuführen, wird die geglückte Annäherung an den Styl des Aeschylos und Euripides und die wahrhaft vollendete technische Ausführung gerühmt, während man im Trauerspiele „Kunz von Kauffungen", womit er sich den Romantikern anreiht, auf der einen Seite „beinahe überdrastische Kraft," auf der andern „eine auffallende Verkennung des Wesens ächter Poesie" sehen will. — Als Novellist ist Apel besonders beachtenswerth durch die Weise, wie er das Wunderbare einführte, in welcher Beziehung die Erzählungen: „der Freischütz", — „das stille Kind" (im „Gespensterbuch"), sowie dessen „Bilder der Ahnen" (in den „Cikaden") für klassisch gelten. — Auf dem Gebiete der Wissenschaft hat er sich durch seine philologischen und philosophischen Rezensionen und Abhandlungen in der Halle'schen, Leipziger und Jenaischen Literaturzeitung hohe Achtung erworben. Sein theoretisches Hauptwerk ist die Metrik, worin er zuerst, gegenüber dem Philologen Hermann, der die Taktlosigkeit der alten Verse lehrte und der Takttheorie „das kurze Daseyn eines ephemeren Phantasma" verkündigte (s. Musikalische Zeitung 1809, Nro 9), die Gesetze der Metrik als einig mit denen der Musik nicht blos ausgesprochen, sondern genau und entscheidend entwickelt hat. — Sein lyrisch-episches Talent endlich, besonders in der Kunst klarer kräftiger Vergegenständlichung erhabener Ideen, beweisen die Beiträge, die er zu den Cikaden und zu den Zeitlosen lieferte. Vorzugsweise antike Stoffe zu seinen poetischen Darstellungen wählend und im Geiste Schiller's behandelnd, hat er die meisten seiner dichtenden Zeitgenossen durch rhythmische Geschicklichkeit, ästhetische Belebung und Verzierung, und meisterhafte Handhabung der dichterischen Sprache übertroffen.

Schriften:

Polyïdos. Tragödie. Leipzig 1805.
Die Aitolier. Tragödie. Dresden 1806.
Kallirrhoe. Tragödie. Leipz. 1807.
Kunz von Kauffungen. Trauerspiel in 5 Akten. Dresd. 1809.
Cikaden. 3 Bde. Berlin 1810, 11.
Gespensterbuch. Herausgegeben mit Fr. Laun. 5 Thle. Leipzig 1810—15.
Wunderbuch. 3 Bdchn. Ebd. 1815—17.
Metrik. 2 Thle. Ebd. 1814—16. — Neue Aufl., ebd. 1834.
Zeitlosen (eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten). Berlin 1817.
Der Freischütz. Eine Volkssage. (Aus dem 1sten Bde. d. Gespensterbuches besonders abgedruckt.) Leipzig 1823.

---

142. Curtius.

Bezwungen ist der Feinde Macht;
Rom's Adler schwingt die starken Flügel,
Aus Trümmern steigt auf jedem Hügel
Weitschimmernder Paläste Pracht.
Begeistert rühmt die Wunderthaten
Mit Römerstolz ein jeder Mund:
‚Sieh in den Helden Rom's Penaten
Mit Waffenglück im ew'gen Bund!'

Von Jubel hallt das Kapitol,
Vom Markt aus freudigem Gedränge
Verkünden laute Festgesänge
Dem Land des sichern Volkes Wohl;
Doch unten waltet Adrastea's
Erhab'ner, ernster Richterspruch,
Dem sorglos sichern Enkel Rhea's
Bereitet er des Orkus Fluch.

Und plötzlich durch die frohe Luft
Ertönt ein dumpf verworr'nes Brausen;
Es wankt der Grund, und banges Grausen
Bebt ahnungsvoll in jeder Brust.
Ein grauer Nebel füllt die Lüfte,
Die Sonn' erlischt in blut'gem Schein,
Und schweren Moderhauch der Grüfte
Haucht athmend jede Lippe ein.

Denn auf des Marktes offnem Plan
Hat, gleich dem gifterfüllten Rachen
Des fahlen, sumpferzeugten Drachen,
Ein mächt'ger Schlund sich aufgethan;
Vergebens sucht das Aug' den Boden,
Auf seiner Tiefe herrscht die Nacht,
Und giftig steigt ein feuchter Broden
Verheerend aus dem grausen Schacht.

Die Noth erfordert kurze Wahl,
Nicht Sklav noch Bürger darf hier rasten,
Sie wälzen ungeheure Lasten
Vom Morgen bis zum Abendstrahl.
Es rollt der Fels, Paläste fallen
Und Berge stürzen in den Grund,
Und dumpf und endlos hört man's hallen —
Doch ewig offen gähnt der Schlund.

Bang ahnend, daß durch Götterfluch
Die grause Gruft sich nimmer fülle,
Eröffnen Priester der Sibylle
Weissagend wahres Schicksalsbuch:
‚Der Götter Zorn heischt theure Gaben!
Nie wird das Unheil abgelenkt,
Bis Roma's Schmuck der Schlund begraben,
Ihr heil'ger Schatz hinein versenkt.'

Stumm hört's das Volk und starrt hinab,
Und gift'ger steigt der faule Schwaden
Und reißt auf nachtumhüllten Pfaden
Quirinus' Enkel in das Grab;
Er füllt des Tempels Marmorhallen,
Drängt tödtend sich zum Richterstuhl,
Und Hekatomben sieht man fallen
Zum Opfer für den grausen Pfuhl.

Da naht umschleiert sich ein Zug
Von holden göttergleichen Frauen,
Der frohen Muth's und voll Vertrauen
Der nahen Rettung Pfänder trug;
Was Brennus' schwertgefüllte Schale
Verschont, den Schmuck an Arm und Haar,
Das bieten sie zum zweiten Male
Für Roma's Heil zum Opfer dar.

Und plötzlich schweigt der Schätze Gier
In jeder Brust, man bringt das Beste,
Den reichen Purpurschmuck der Feste,
Der Prachtgefäße goldne Zier.
Es sinkt hinab, — und frohes Hoffen
Verklärt zur Freude jedes Aug';
Doch weh! der Schlund bleibt ewig offen,
Und dampft empor den gift'gen Hauch.

Da faßt Verzweiflung jedes Herz;
Wehklagen hallt zum Göttersitze,
Und spottend seiner Rächerblitze
Tobt gegen Jovis Thron der Schmerz:
‚Rom weiß zu kämpfen und zu siegen;
Kann nichts dem Schicksal widersteh'n,
So laßt uns kämpfend denn erliegen,
Im Kampf mit Göttern untergeh'n!'

Und wüthend bricht die wilde Schaar
Verwüstend in der Tempel Hallen,
Und Götterbilder sieht man fallen,
Zertrümmern Säulen und Altar; —
Doch plötzlich in des Volkes Mitte
Mit seelenfesselnder Gewalt
Lenkt die geflügelt schnellen Schritte
Ein Jüngling göttlicher Gestalt.

"Ihr habt der Götter Wort verkannt,"
Spricht er zum Volk kühn und bescheiden,
„Rom's heil'ger Schmuck wird in Geschmeiden,
In Prachtgefäßen nicht genannt;
Ein Kleinod ist's, was Nationen
Gleich hoher Sterne Licht umglänzt,
Und ihren Ruhm mit Lorberkronen
Für ew'ge Zeiten schön umkränzt!

Ein Kleinod, das vom Himmel stammt;
Nicht Irdisches gibt davon Kunde,
Doch hat es oft zu heil'gem Bunde
Mit Menschen Götter selbst entflammt!
Dies Kleinod glaub' ich zu bewahren,
Mir hat's der Götter Macht gezeigt;
Doch soll ich frei es offenbaren,
Sei mir der schönste Lohn gereicht.

Um theuren Preis nur ist mir's feil:
Ich reiß' es blutend von dem Herzen
Und opfr' es unter Todesschmerzen
Dem grausen Schlund für Roma's Heil.
Drum gönnt drei Tage mir zu leben,
Gesetzlos, frei, nach eigner Lust,
Nicht Recht, noch Macht soll widerstreben
Dem ungebundnen Wunsch der Brust!

Dann, wenn der dritte Morgen graut,
Eh' noch die goldumlockte Hora
Den Himmel öffnet, und Aurora
Mit Perlenschmuck die Flur bethaut,
Werd' ich der Götter Wort erfüllen,
Rom wird durch meine Hand befreit;
Mein Kleinod soll der Schlund verhüllen,
Schon ist's der ew'gen Nacht geweiht."

Entsetzen hat das Wort gezeugt.
Soll man den theuren Preis gewähren?
Ein schlimm'res Unheil kann gebären
Ein Herz, das Recht und Macht nicht beugt!
Doch neue Todesopfer fallen
Vom gift'gen Nebeldunst bethaut;
Er drängt sich in des Kindes Lallen,
Weht tödtend in dem Kuß der Braut.

Und zu der Väter Kreis mit Droh'n
Drängt sich das Volk in wildem Grimme,
Einmüthig fordert jede Stimme
Für Curtius den theuren Lohn:
‚Vermag er Götterzorn zu stillen,
So ist er Retter uns und Gott;
Er lebe frei nach eignem Willen,
Ihn feßle Macht nicht, noch Gebot!'

Der schöne Jüngling steht erfreut;
Er winkt — und tausend Sklaven tragen
Geräth zu Spiel und Lustgelagen,
Die er dem Volk verschwendrisch beut.
Rings reihen sich die frohen Tänze,
Im Circus hallt der Sieger Ruhm,
Und Flora's Schmuck und Bacchus' Kränze
Weih'n jedes Haus zum Heiligthum.

Und von der Flöten zartem Rohr
Wird niegeseh'nes Spiel begleitet,
Die Bühne steigt, gemessen schreitet
Mit ernstem Schritt einher der Chor;
Des Schicksals wundervolles Walten,
Des vielverschlungnen Lebens Scherz,
Erscheint in täuschenden Gestalten,
Weckt jede Brust zu Freud' und Schmerz.

Und laut von tausend Lippen schallt
Des Jünglings Lob; doch still bescheiden
Sucht er der Feste Glanz zu meiden,
In Tempeln ist sein Aufenthalt.
Vergötternd ihn mit seinen Ahnen,
Hofft schon das Volk der Götter Huld;
Doch unterird'sche Donner mahnen
An Roma's ungesühnte Schuld.

Denn zu des Osten goldnem Thor
Eilt Phöbus schon mit weißen Rossen,
Aurora's Purpurblumen sprossen
Auf Bergesspitzen schon hervor;
Nur Phosphor's Morgenfackel lodert
Noch von der Sterne bleicher Schaar,
Und neue Todesopfer fodert
Der schwarzen Unterwelt Altar.

Bang wechseln Hoffnung, Furcht und Grau'n;
In endlos ausgedehnten Massen
Drängt sich das Volk durch alle Gassen,
Der nahen Rettung Werk zu schau'n.
Und auf dem Markt, nach alter Weise,
Geschmückt mit festlichem Ornat,
In weitem, ehrfurchtwürd'gem Kreise
Sitzt harrend Konsul und Senat.

Und Mancher forscht und Mancher zagt,
Und flücht'ger scheint die Nacht zu eilen;
Schon wird im Volk des Jünglings Weilen
Mit wildem Zorn laut angeklagt.
Dort glühn im Morgenglanz die Wogen,
Schon flammt Aurora's Lichtgewand —
Ist er entfloh'n? Ward Rom betrogen?
Wo bleibt der Rettung theures Pfand?

Entsetzen strahlt der junge Tag
Und Donner hört man furchtbar rufen,
Da schallt es, wie von Rosses Hufen,
Und nah und näher tönt der Schlag. . .
Der Jüngling ist's! Er schwingt die Lanze,
Sein Schlachtroß wiehert freudevoll,
Er naht, umstrahlt von Eos' Glanze,
In Mavors' Waffenschmuck, Apoll!

Des Helmes Busch umwogt das Haupt;
Von grünem dichtgewundnem Zweige
Der starken, Jovisheil'gen Eiche
Sind schön die Locken ihm umlaubt;
Hell strahlt der Schild in seiner Linken,
Des Panzers Stahl umglänzt die Brust,
Des Schwertes flammengleiches Blinken
Glüht Feindestod und Siegeslust.

Und zu dem Volk mit ernstem Blick
Beginnt er inhaltschwere Worte,
Als sprach' vor Orkus' dunkler Pforte
Ein Schicksalsgott von Rom's Geschick:
„Vernehmt, was Götter euch verkünden,
Rom's Schmuck ist nicht des Goldes Pracht;
Nicht Reichthum, Schätze nicht begründen
Des Volkes Heil und sichre Macht.

Der Waffen siegreich stolzer Glanz,
Der Zweig, der, tapfrer That zum Lohne,
Sich schöner als die Herrscherkrone
Um unsre Scheitel schwingt zum Kranz;
Das tapfre Roß, das kühn und mächtig
Der Schlachten heißen Kampf nicht scheut,
Ist unser bester Schmuck, der prächtig
Des Römers Männerbrust erfreut.

Und ungebeugter Heldenmuth,
Der Väter theures Land zu schützen,
Für Herd und Altar zu verspritzen
Des freien Herzens heißes Blut;
Das ew'ge Recht nicht zu verletzen,
Wenn keine Macht des Richters droht,
Und, losgebunden von Gesetzen,
Zu ehren, was die Pflicht gebot:

Das ist der heil'ge Schatz von Rom,
Er sühnt die zürnenden Gewalten,
Und Roma's Macht wird er erhalten
Auf ferner Zeiten ew'gem Strom;
Doch wehe, weh' den alten Laren,
Wenn dies Palladium entweicht!
Dann kehrt zurück das Heer Barbaren,
Das Waag' und Schwert euch herrisch zeigt.

Noch bring' ich rein das Opfer dar;
Empfangt es huldreich, Todesgötter,
Empfangt des Vaterlandes Retter
Auf eurem nächtlichen Altar!" —
Er ruft's und prächtig, gleich Posaunen,
Tönt Jovis Stimm' aus blauer Luft,
Der Himmel jauchzt und Völker staunen, —
So stürzt er muthvoll in die Kluft.

Und über ihm ist schnell das Thor
Des schwarzen Abgrunds dicht verschlossen,
Und grünend steigt mit jungen Sprossen
Der erste Feigenbaum empor;
Zum Denkmal weiht ihn Göttergüte
Dem Jüngling, den die Erd' umschloß,
Und trauerheilig birgt die Blüthe
Sich in der Gruft verschwieg'nen Schooß.

---

143. Olenos und Lethäa.

Der schönen Göttin Bild zu kränzen,
Erscheint mit Lobgesang und Tänzen
An Aphrodite's Festaltar
Des frohen Volks vereinte Schaar.
Es hebt verschwiegner Liebe Bitte
Des Mädchens ahnungsvolle Brust,
Und lächelnd spendet Aphrodite
Dem Jüngling süße Liebeslust.

Und knieend vor der Göttin Bilde
Fleht jeder Aphrodite's Milde,
Des Armen wie des Reichen Hand
Bringt opfernd frommer Gaben Pfand.
Nur Olenos bleibt an den Pforten,
Fern von des Altars Heiligthum;
Nicht mit Geschenk noch frommen Worten
Erhebt er Aphrodite's Ruhm.

Nur von Lethäa's Reiz durchdrungen,
Weiht er des Herzens Huldigungen
Mit froher Hymnen Jubellaut
Dem holden Jugendschmuck der Braut.
Verherrlicht durch den Glanz der Schönen
Prangt seiner Väter Königsthron;
Doch wenig dünkt's ihn, sie zu krönen,
Der Liebe gnügt kein ird'scher Lohn.

„Dich nur als Göttin will ich ehren,
Du lebend Bildniß von Cytheren,
Das keines Menschen Kunst erfand,
Du Götterbild aus Götterhand!
Wärst du den Himmlischen erschienen,
Dir huldigte der Götter Schaar,
Und weihte, deiner Macht zu dienen,
Dir den Olymp zum Festaltar.

Als Charis, deinem Dienst erkoren,
Käm' Kypris in dem Tanz der Horen;
Und Here's stolze Lilienhand
Umkränzte dienend dein Gewand,
Zu weben goldnes Schleiers Faden,
Der deine Glieder schirmend schmückt';
Wenn in dem Götterquell sie baden,
Pries' selbst Athene sich beglückt.

Doch unter Menschen willst du wohnen,
Und frommes Herzens Dienst zu lohnen,
Hast du mit Götterherrlichkeit
Zum Tempel den Palast geweiht.
Stets soll auf meines Reichs Altären
Nur deiner Gottheit holde Macht
Der Opfer heil'ge Gluth verklären
In nie verloschner Flammenpracht.

Was sollt' ich von den Göttern hoffen?
Elysium steht schon mir offen;
Nicht aller Götter Ueberfluß
Gleicht meinem seligen Genuß.
Sie spenden kalt der Gaben Fülle,
Unnahbar selbst im Aetherreich;
Nur in der Schönheit zarter Hülle
Naht Gabe mit dem Gott zugleich!"

Der König spricht's, und ihr zu Füßen
Will er als Göttin sie begrüßen;
Schon preist, von ihrem Reiz entzückt,
Anbetend sich das Volk beglückt:
Da zittern des Palastes Thürme,
Es bebt der Mauern tiefster Grund,
Den Götterzorn verkünden Stürme,
Schwarz öffnet sich der Erde Mund.

Und strenges Blicks, mit Flammenbränden
In hochgehob'nen blut'gen Händen,
Tritt in des Königshauses Thor
Der Eumeniden grauser Chor.
Wild kreuzen sich die Feuerblitze
Von ihrer Fackeln Rachegluth,
Und zischend nach der Fürstin Sitze
Zuckt ihrer Nattern gift'ge Wuth.

Doch schnell mit der Verzweiflung Schritte
Hat schaudernd aus der Flammen Mitte
Der König seine Braut entrafft;
Ihn stärkt der Liebe Götterkraft.
Und vor Erinnys' wildem Grimme
Birgt das geliebte Haupt sein Herz;
Er ruft empor, und seine Stimme
Trägt zu dem Götterthron der Schmerz:

„Ward eines Frevels Schuld verbrochen,
Am Schuld'gen werde sie gerochen;
Doch strafet, Götter, nicht die Brust,
Der keines Frevels Schuld bewußt!
Als Göttin wollt' ich sie begrüßen;
Ist Schönheit nicht Anbetung werth,
So laßt mich mein Verbrechen büßen,
Daß ihre Gottheit ich verehrt!

Doch wollt ihr solchen Dienst verdammen,
Wer zündet euch die Opferflammen,
Wenn, von Olympos' Höhn gesenkt,
Zu Menschen ihr die Schritte lenkt?
Ein Gott ist uns, wer, gleich der Sonne,
Mit Himmelskraft die Welt beglückt,
Und Göttin, die zu Götterwonne
Durch Schönheitzauber uns entzückt.

Laß nicht dein schönstes Bild zerstören!
Mag sich der Götter Zorn empören,
Kythere, von Erinnys' Pein
Laß nicht der Schönheit Glanz entweih'n!
Mich laß mit Hades' finstern Schauern
Versinken in die grause Nacht;
Doch laß Lethäa's Schönheit dauern
In göttergleicher Himmelspracht!"

Und lächelnd höret Aphrodite
Des liebentflammten Herzens Bitte,
Sie scheucht Erinnys' wilde Schaar,
Der Königsthron wird ein Altar, —
Und staunend zu des Opfers Brauche
Ergreifet schnell des Königs Hand
Das Weihgefäß mit heil'gem Rauche,
Anzündend den geweihten Brand.

Und wie des Opfers Düfte wallen,
Und Jubelhymnen laut erschallen,
Erbebt vor Kypris' naher Macht
Des neuen Tempels Säulenpracht, —
Und schnell zu Marmorstein erkaltet
Prangt hoch in ew'ger Schönheit Ruhm,
Zum Götterbildniß umgestaltet,
Lethäa's Reiz im Heiligthum.

Weit über Land und Meereswogen
Kam bald der Bildner Schaar gezogen;
Lethäa's Marmorbildniß stand
Als Göttin bald in jedem Land.
Und in des Urbilds Tempelhallen,
Ein Priester in dem Heiligthum,
Ließ Olenos stets Hymnen schallen
Zu Kypris' und Lethäa's Ruhm.

144. Simonides.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas tapfrem Arm der Preis,
Und, würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leier
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bei der Spiele heil'ger Feier
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüßen alle Gäste
Den grauen Sänger bei dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faßt Simonides die Leier,
Und festlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feier
Erhebt begeistert sein Gesang,
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand, geflügelt,
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Vom Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schau'n leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf;

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bei Hades' finstren Schatten weilt;
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

Doch zürnend hört er jenen schelten:
„„Du sangst der Götter Lob, laß dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!""
Da spricht der Sänger — ihn begeistern
Die hohen Götterhymnen noch —:
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?

Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewußt;
Was sie gebieten, muß er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund." —

„„Wohl! haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn,"" —
Spricht jener, — „„doch, die du besungen,
Von ihnen fodr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein,
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter seyn.""

Da röthet edle Gluth die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel euch zu heben,
Begünstigte von Plutus' Raub!

Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daß nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht!
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooße lenken,
Der eure todten Götter trug.

Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooß,
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groß;
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooß genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt.

So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreu'n,
Und was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weih'n.
Wähnt nicht, des Sängers Lied zu lohnen,
Belohnung ist ihm sein Gesang;
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang!

Ihr hörtet mich, Zeus' hohe Söhne,
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr!
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neubelebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leier,
Die eurer Gottheit Hymnen singt." —

Und kaum hat er das Wort geendet,
So tritt ein Sklave schnell herein:
,Zwei Männer, ferne hergesendet,' —
Spricht er zum Sänger, — ,warten dein;
Sie wollen nicht im Haus verweilen,
Und weigern sich, dem Fest zu nah'n,
Doch bitten sie, du wollest eilen
Und deiner Lieder Lohn empfahn.'

Der Sänger staunt bei diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach;
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach;
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr geseh'n, —
Sie scheinen Göttern gleich verschwunden,
Die warnend schnell vorüber geh'n.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach,
Es stürzt in ungeheuern Massen
Herein das hochgewölbte Dach;
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend selbst, das Grab,
Und Zeus' gefei'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

---

145. Jezer Horra.

Rabbinische Legende.

Um des Tempels neu entstandene Pracht
Schallten die Jubelgesänge;
Preisend erhob die Menge
Des Heiligen, Hochgelobten Macht,
Der gelöset die knechtischen Bande
Von Juda's klagendem Stamm.
Nun blutet wieder das Opferlamm
Am Altar in der Väter Lande.

Aber es weinten die Greise,
Die Väter, die Salomo's Tempel sah'n,
Und klagten leise:
,O süßer, doch eitler Wahn!
Wo ist nun des Bundes heilige Lade?
Wo der Cherubim glänzendes Heer?
Wo der Stuhl der ewigen Gnade,
Und die lebende, feurige Wolke?
Ach, entflohn ist das Heil dem Volke,
Ach, die Wohnung des Herrn ist leer!'

Da trat Sacharias hervor:
„Wohl mögt ihr jetzt weinen und klagen,
Die zuvor in glücklichen Tagen
Dem Herrn verschlossen Herzen und Ohr.
Thut von euch die böse Begierde,
Die eure Väter verblendet,
Daß der Herr sein Antlitz gewendet,
Und von euch nahm des Tempels heilige Zierde;
Denn noch herrscht unter euch die böse Lust,
Der Jezer Horra, der zum Bösen leitet,
Und dem Gesetz mit Frevel widerstreitet, —
Verbannt ihn aus der reuerfüllten Brust!"

Erschrocken tritt das Volk zusammen:
,Ist's Jezer Horra, der mit Flammen
Verwüstet Tempel, Stadt und Land,
So werd' er weit von uns verbannt!
Doch, wer kann uns von seiner Macht erretten?
Wer zwingt mit Salomo's Gewalt
Der Geister feurig luftige Gestalt,
Und fesselt sie mit starken Ketten?
Wer taucht mit alter Väter Muth
Das heil'ge Schwert in Jezer Horra's Blut?'

Da lächelt der Prophet, und spricht:
„Den Jezer Horra tödten sollt ihr nicht;
Ihm ward, wie euch, ein freies Leben
Vom Hochgelobten, Heiligen gegeben.
Er soll zum Guten euch erwecken;
Nur, wenn ihr das Gesetz im Uebermuth
Verhöhnet, dann entflammt er euer Blut,
Und wird mit jedem Bösen euch beflecken."

Doch ungern hört das Volk die Lehren,
Das Böse wünscht es von sich ausgethan;
Denn leichter dünkt es seinem Wahn,
Den Feind zu tödten, als ihm stets zu wehren.
Und laut erschallen Bitten und Gesänge,
Zum Herrn des Himmels ruft die Menge
Mit brünst'gem Flehen Tag und Nacht,
Daß er vertilge Jezer Horra's Macht,
Und diesen Feind voll Unheil und Verderben
Durch ihre Rächerhand bald lasse sterben.

Und siehe, plötzlich öffnet sich das Thor
Des Allerheiligsten. Aus seinem Dunkel
Tritt kühn ein Löw' in Jugendkraft hervor.
Hell blitzt des Aug's umrollendes Gefunkel,
Die Mähne wallt, wie Opferflammengluth,
Er brüllt in frohem, ungezähmten Muth,
Dem Donner gleich in mächtigen Gewittern,
Wenn vor des Cherub's Antlitz Berge zittern.

,Das ist der Jezer Horra!' schreit
Mit tausend Zungen eine Stimme:
,Erzittert nicht vor seinem Grimme,
Und fesselt ihn, daß er sich nie befreit!'
Und Alle stürzen mit vereinter Kraft
Sich auf den Feind, der ruhig um sich schauet,
Dem Reinen gleich, der seinem Recht vertrauet.
So fesselt ihn das Volk an einer Säule Schaft.

„„Ihr Thoren!“‘ rief der Leu mit ernstem Ton!
„„Was nennt ihr mich den Quell von euren Leiden?
Verbannt ihr wohl der Traube Feuersohn,
Um Haß und Zwist und blut'gen Mord zu meiden?
Wär' meine Macht aus eurer Welt entfloh'n,
Bald müßtet ihr von Lieb' und Leben scheiden!
Gelingt es euch, in Fesseln mich zu halten,
Muß jede Freud' und jede Lust erkalten.

Ich bin das Feuer, das im tiefsten Grunde
Den Demant schmelzt, der Jeder Wurzel pflegt;
Ich bin die Gluth, die auf der Liebe Munde
Des Kusses stilles Himmelswort bewegt;
Ich bin der Strahl, der in geweihter Stunde
Des Dichters Geist zum hohen Lied erregt;
Was du erblickst auf aller Wesen Stufen,
Durch mich ward es zum Leben aufgerufen.

Doch Blitz auch bin ich, stürmender Orkan,
Bin Sammiel und furchtbare Zerstörung;
Verwirrung bin ich, ungerechter Wahn,
Abgötterei und blendende Bethörung;
Ich bin des Volks raubsüchtiger Tyrann,
Und jeder Gräu'l blutdürstender Empörung:
Denn Kraft und Feuer schaffen wohl das Leben,
Doch ungemessen ist ihr freies Streben.

Drum hält der Herr, was seine Macht erschaffen,
Durch der Natur unlösbar festes Band;
Euch gab er gegen meine Kraft die Waffen,
Den freien Geist, den sinnenden Verstand;
Doch laßt in Trägheit ihr den Muth erschlaffen,
Dann faßt euch Jezer Horra's wilde Hand.
Ein Leu werd' ich verworr'nem Sinn erscheinen,
Ein leichter Cherub bin ich stets dem Reinen.“‘

Aber das Volk in entflammtem Sinn
Hört ihn nicht länger,
Und enger und immer enger
Schlingt es die Fessel um ihn.
Und Frauen und Kinder freuen
Sich Jezer Horra's, des gefang'nen Leuen.

Denn wie die Fessel seine Kraft umwunden,
Besänftigt sich des Mittags heiße Gluth;
Der Fittich ist dem Flammensturm gebunden,
Der Wolf begehrt nicht mehr des Lammes Blut.
Aus jeder Brust ist Zorn und Haß verschwunden,
Es schweigt der Wunsch und die Begierde ruht;
Doch kalt in der Natur herrscht todte Schwere,
Stumm in der Brust die willenlose Leere.

Und Trägheit senkt ihr bleiernes Gefieder,
Kein Murmeln wird vom müden Quell gewährt;
Der Sonnenkreis schwebt blaß im Westen nieder,
Von keinem Sternglanz wird die Nacht verklärt;
Kein Zephyr weht, verstummt sind alle Lieder,
Die Blume welkt, von keinem Licht genährt;
Das Aug' erlischt, es bleichen Lipp' und Wangen,
Kalt ist der Kuß, gestorben das Verlangen.

Da ruft Sacharjas zu des Tempels Thoren
Das bange Volk: „Löst Jezer Horra's Band!
Kein Uebel schuf des Hochgelobten Hand,
Und gut ist Alles, was aus ihm geboren;
Der Mensch nur schafft den Strahl zum Flammenbrand,
Nur seiner Thorheit geht das Glück verloren!
Und wie das Volk den mächt'gen Leu'n
Von seinen Fesseln will befrei'n,
Da sinkt es stumm anbetend nieder,
Denn aufgelöst sieht es der Kette Glieder.
Kein Löwe tritt in wildem Lauf hervor,
Ein Engel Gottes hebt sein Haupt empor;
Auf Stirn' und Auge sieht man Hoheit prangen,
Der Liebe Lächeln wohnt auf Lipp' und Wangen,
Sein Flügelschlag hallt brausend durch die Luft,
Sein Athem haucht des Paradieses Duft,
Er regt den Fuß, und Fels und Berge fallen,
Er hebt die Hand, und Segen ruht auf Allen.
Der Sonne Glanz umlockt sein Haupt, sein Kleid
Ist reiner Schnee vom Thron der Herrlichkeit.

„„Ein Leu werd' ich verworrnem Sinn erscheinen,
Ein lichter Cherub bin ich stets den Reinen!“‘
So sprach des Lichtquells sonnenheller Sohn.
Das Leben kehrt zurück auf seinen Ton,
Die Quelle tanzt, der Wald singt Jubellieder,
In Gras und Blüthenkelch' spielt Freude wieder;
Wie von des Frühlings erstem Morgenkuß,
Wacht auf die Liebe bei des Cherubs Gruß...
Da schwang er freudig morgenrothe Flügel,
Und schwebte glänzend von Moriah's Hügel.

---

146. Der Alp*).

Am Weidenbusch, an dem schilf'gen Teich,
Ging Martha mit ihrem Kind.
‚Ach, Mutter, was wird dein Gesicht so bleich?
Was eilst du so bang und geschwind?‘ —

„Sei ruhig, mein Kind, der Wind bläst kühl,
Komm, hüll' in den Mantel dich warm!“
Da krächzt es dumpf: „„Gib mir zum Spiel
Das Knäblein auf deinem Arm!“‘

‚Ach, Mutter, hörst du die Eule schrein?
Wie sie krächzt: Komm mit! komm mit!‘ —
„Sei ruhig, mein Kind, bald sind wir heim,
Wir eilen mit schnellem Schritt!“

„„Gib deinen Sohn mir, und willst du nicht,
So nehm' ich ihn mit Gewalt!“‘
Still zeichnet die Mutter des Kindes Gesicht
Mit des heiligen Kreuzes Gestalt.

„„Soll ich dein Kind nicht haben, so schau',
Wie Alp dir sein eigenes bringt“‘ —
Und schnell aus dem Busche wälzt sich's grau,
Und auf den Nacken ihr springt.

Und sie ängstet sich ab und stöhnt und keucht,
Gebeugt von der gräßlichen Last;
Und sie trägt, bis sie mühsam den Hof erreicht,
Da sinket sie hin und erblaßt.

---

*) Vgl. Göthe's „Erlkönig“.

147. Das Gottesgericht.

Vorüber ist die Freude der Jagd,
Es lenken zu Königs Schlosse
Zurück die Jäger die Rosse;
Hin zieh'n sie bei goldner Sterne Pracht,
Da schimmert's wie Fackelglanz durch die Nacht,
Und fernher, vom Winde getragen,
Tönt's leise wie Seufzer und Klagen.

„Wem tönt der traurige Klageton?"
Der König gebietet zu weilen,
Er befiehlt dem Pagen zu eilen.
„Wer Klage hat, nahe noch heut' dem Thron!
Der Tag ist dem König in Lust entfloh'n:
Soll froh ihm der Abend erscheinen,
Darf keiner der Bürger weinen."

Und näher wallt eine klagende Schaar,
Und es stellt sich, mit bräutlichem Kranze
Geschmückt wie zum festlichen Tanze,
Mit weinendem Aug' und gelöst'tem Haar
Dem König die schönste der Frauen dar;
Bleich ist, wie ein Geist, sie zu sehen,
Und es dringt zu dem König ihr Flehen:

‚O König, räche den blutigen Mord!
Es lenkt zu des Waldes Mitte
Gott selbst dir zur Rache die Tritte;
Schau' hin auf den blutigen Todten dort!' —
Doch vergebens versucht sie der Klage Wort,
Es drängen die heißen Schmerzen
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt sie der Träger trauerndem Reih'n,
Und sie bringen die Bahre getragen,
Und von bangem Seufzen und Klagen
Ertönt von neuem der nächtliche Hain,
Und bei der Fackeln röthlichem Schein
Erblickt der König mit Schrecken
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Gesicht;
Bekannt durch erfochtene Siege
Sind des tapfern Aubry Züge.
Besiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,
Raubgierig erschlug ihn ein Bösewicht, —
Und von Allen wird Rache geschworen
Dem Freunde, den Jeder verloren.

„Wer sie vollbrachte, die schändliche That —
Gefoltert von peinlichen Qualen
Soll langsam sein Leben es zahlen;
Blut soll er ernten von blutiger Saat!" —
Laut ruft es der König, und ihm naht
Der Ritter von Ardillere,
Zu verkünden die schreckliche Märe:

„„Verborgen, o König, in tiefer Nacht,
Von keinem Auge gesehen,
Ist diese Unthat geschehen;
Doch es waltet gerecht des Himmels Macht,
Und der Rache allsehendes Auge wacht;
Sie gibt zu des Mordes Klage
Selbst dem Munde der Thiere die Sprache.

Sieh dieses Weib mit dem Kranz im Haar,
Von wildem Schmerze zerrissen!
Ihr ward der Bräut'gam entrissen.
Bereit zur Trauung war der Altar,
Versammelt der frohen Gäste Schaar —
Ach, nicht zu der Liebe Freuden,
Zum Grab den Freund zu geleiten!

Der Morgen verstrich, der Mittag kam;
Kaum kann noch die Braut verhehlen
Die Sorgen, die ängstlich sie quälen;
Noch fehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam,
Getheilt ist ihr Herz in Kummer und Scham.
Ist's ein Unglück, daß er verweilet?
Ist's Kaltsinn, daß er nicht eilet?

Und sie sendet Knechte zu Fuß und zu Roß,
Und befiehlt dem Wächter, zu schauen
Vom Thurme in Felder und Auen;
Doch sieht er nicht nahen den Ritter zum Schloß,
Und heim kehrt der Knechte suchender Troß.
Schon beginnt der Abend zu thauen,
Und vermehret der Ahnung Grauen.

Und es trösten die Freunde, es jammert die Braut;
Da naht mit lautem Gebelle
Des Ritters Dogge der Schwelle.
Und die Harrende, mit der Stimme vertraut,
Begrüßt entzückt den bekannten Laut,
Und eilt mit Schmerz und Verlangen,
Den Säumenden zu empfangen.

Da folgt ihr mit wildem Sprunge der Hund.
Er faßt sie am seidnen Gewande,
Nicht achtend der Schläge Schande;
Laut winselnd will er mit treuem Mund
Ihr thun die Schreckensbotschaft kund,
Und mahnt mit ängstlichem Heulen,
Ihm nach zum Walde zu eilen.

Nun eilt er in flüchtigem Laufe voran,
Blickt oft mit forschendem Blicke,
Ob wir ihm folgen, zurücke.
Nichts hält des Eilenden Schritte an,
Er reißt uns auf nie betret'ner Bahn
Durch Moos und Dornen und Hecken
Zum Ort der blutigen Schrecken.

Dann plötzlich hemmt er den wilden Lauf,
Und prüft mit milder Gebärde
Die bekannte gefund'ne Fährte;
Dann wühlt er mit Macht den Boden auf,
Daß hoch in der Bäume Wipfel hinauf
Sich heben Steine und Schollen,
Und weit in die Gegend rollen.

Und tiefer gräbt er mit grimmiger Wuth;
Wir stehen daneben und schauen
In ein Grab mit ängstlichem Grauen, —
Da scheint uns die Erde geröthet von Blut,
Und bald, entblößt von dem deckenden Schutt,
Zeigt sich auf dem blutigen Grunde
Ein Leichnam mit tödtlicher Wunde.

Und Aubry ist's, und die jammernde Braut,
Erschöpft von dem herben Leide,
Sinkt an des Ermordeten Seite.
Verwittwet, noch eh' sie dem Manne vertraut,
Erhebt sie vor Dir die Klage laut,
Den als Gerechten und Weisen
Die Lippen des Volkes preisen.""

Und der König blickt den Ermordeten an:
„Von Räubern ward nicht verübet
Die That, die uns alle betrübet:
Das hat ein verborg'ner Feind gethan!
Wem Räuber, nach Raub begierig, nah'n,
Dem bleibt nicht das gold'ne Geschmeide,
Nicht die perlengestickte Seide.

Wer nun von der Schuld sein Herz fühlt rein,
Der berühre die blasse Leiche,
Ob ihr Blut anklagend sich zeige!
Denn von des Mordes blutigem Schein
Muß der König die Ritter wissen rein;
Ich selbst will die Prüfung bestehen,
Rein soll man den König sehen."

Und schnell er hin zu dem Todten tritt,
Und geschlossen bleibet die Wunde;
Dann halten die Ritter die Runde.
Sie nahen dem Todten mit sicherm Tritt,
Und wenden, von Schuld gereinigt, den Schritt;
Stumm bleibt der blutige Zeuge,
Schon naht der Letzte der Leiche.

Verhüllt bleibt die That im Dunkel der Nacht,
Sie wird von Gott nicht gerochen;
Sein Urtheil wird nicht gesprochen,
Den letzten Ritter trifft kein Verdacht;
Mit Aubry vereint durch der Freundschaft Macht,
Ist's nöthig, daß Ritter Macaire
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus schon spricht ihn die Menge frei,
Als er tritt zur Bahre des Todten,
Wie der König den Rittern geboten;
Doch plötzlich, mit Wuth und wildem Geschrei,
Springt, wie er naht, die Dogge herbei,
Und die grimmigen Klauen packen
Den Ritter an Brust und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,
Und der Hund mit grimmigem Blicke
Kehrt still zu dem Todten zurücke.
Von neuem will sich der Ritter nah'n,
Da blickt er mit blitzenden Augen ihn an,
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge,
Und hebt sich zu wüthendem Sprunge.

Da entsetzt sich der Hof, und der König spricht:
„Ward nicht von dem treuen Hunde
Dir zuerst des Mordes Kunde?"
Und die Jungfrau verhüllet das schöne Gesicht:
‚O König! Gott selbst bringt die Unthat an's Licht,
Was tief ich verborgen im Stillen,
Muß ich nun gezwungen enthüllen.

O, hätt' ich verschmähet die falsche Scham,
Hätt' ich die heimlichen Sorgen
Nicht thöricht im Herzen verborgen,
So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram;
So läg' nicht erschlagen der Bräutigam
Dem falschen Freunde zur Beute,
Gemordet von tückischem Neide!

Einst hatte der Ritter mit wilder Gluth
Um meine Liebe geflehet;
Doch ward er von mir verschmähet.
Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wuth,
Doch fehlte mir zu dem Bekenntniß der Muth;
Nun hat es blutig geendet,
Zu lange schwieg ich verblendet.'

Mit Entsetzen vernimmt der König das Wort:
„Willst du auf Tod und Leben
Dem Ritter Klage erheben,
So wähle dir einen Kämpfer sofort,
Ihm Schuld zu geben den Meuchelmord;
Gott hilft dem Gerechten siegen,
Läßt den Schuldigen unterliegen."

Und sie blickt umher in der Ritter Kreis;
Doch alle betroffen schweigen,
Es will sich kein Kämpfer zeigen.
Selbst ist sie des Sieges köstlicher Preis;
Von Sehnsucht glüht Jedem der Busen heiß,
Doch ungerecht anzuklagen,
Will keiner der Ritter wagen.

„Wohl!" — spricht der König, — „kein Ritter sah,
Was heimlich im Dunkel geschehen,
Doch hat es Ein Auge gesehen.
Des Rächers Aug' ist der Unthat nah;
Der Zeuge des blutigen Mordes ist da,
Der des Todten Leichnam entdecket,
Und drohend den Ritter geschrecket.

Zum Kampf mit dem Thier im Gottesgericht
Wird von mir der Ritter geladen.
Wenn ihn rein von blutigen Thaten
Des Herzens innere Stimme spricht,
So bringt der Sieg die Unschuld an's Licht;
Doch hat er die That verbrochen,
So werde sie blutig gerochen!"

Und er spricht's, und die Ritter ordnen den Kreis,
Daß von Fackeln auf Busch und Wiesen
Sich falbe Lichter ergießen;
Dann theilen sie auf des Königs Geheiß
Das Licht und den Wind mit sorgsamem Fleiß,
Und schmetternd ruft die Trompete
Zur blutig entscheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter sein gutes Schwert
Und erwartet den grimmigen Rüden;
Doch der König gebietet Frieden:
„Das Schwert wohl im Kriege den Ritter ehrt,
Doch wird's von seinem Gegner entbehrt,
Nicht durch den Vortheil der Waffen
Soll ein Ritter sich Recht verschaffen.

Zur Wehr hat das Thier nur den spitzen Zahn
Und die scharfen, mächtigen Klauen,
Nach dem Feind' im Kampfe zu hauen;
Mit keinem Harnisch ist's angethan:
So kämpf' auch ungepanzert der Mann
Mit des zackigen Kolbens Streichen,
Daß ganz die Kämpfer sich gleichen!"

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiß,
Und die Richter gebieten Stille;
Da naht mit dumpfem Gebrülle,
Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreis,
Schaut um sich, von blutiger Rachgier heiß,
Und stürzt sich, im Sprunge gehoben,
Auf den Ritter mit wüthendem Toben.

Der hebt der Keule gewichtige Kraft,
Und schwingt die spitzigen Zacken
Auf des Hundes Schädel und Nacken,
Daß ihm strömend entquillt des Lebens Saft;
Doch eh' sich der Ritter vom Streiche errafft,
Hat ihm schnell sich der Rüde entwunden,
Und des Feindes Blöße gefunden.

In den Nacken schlägt er die grimmigen Klau'n,
Und der Ritter, zu Boden gerissen,
Wird zerfleischt von wüthenden Bissen.
Nicht kann er das Licht des Tages mehr schau'n,
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares Grau'n,
Da ruft an des Todes Pforte
Er matt die sterbenden Worte:

„,Von meiner Hand ist erschlagen der Freund!
Bald geh' ich auf dunklen Wegen
Dem zürnenden Schatten entgegen.
Ich liebte die Braut, die den Todten beweint,
Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind,
Da schlug ich in schwarzer Stunde
Ihm verzweifelnd die Todeswunde.

Vergebt, was heiße Liebe verübt!
Mehr als Leben sind ihre Freuden,
Mehr als Tod sind ihre Leiden.
Der hat gelebt, wen die Liebe geliebt,
Zehnfach ist todt, wen die Liebe betrübt;
Vergebt, was das heiße Verlangen,
Was der Liebe Wahnsinn begangen!'"

Stumm bleiben die Ritter; die Dogge sinkt,
Von des Blutes rinnenden Flüssen
Erschöpft, zu der Herrin Füßen.
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,
Versöhnung sie freundlich dem Ritter winkt,
Und kühlt mit erkaltendem Munde
Ihm die selbst geschlagene Wunde.

Und es senkt sich der Fackeln leuchtender Brand,
Und die Lichter erlöschen am Boden
Zur stillen Feier der Todten.
Und die Nacht hängt düster über dem Land,
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand,
Und wie er getröstet sie fasset,
Da sinket er hin und erblasset.

Und der König das dumpfe Schweigen bricht:
„Sie hat dem Mörder vergeben;
So laßt nun ein Grab erheben,
Da sollen sie ruh'n, bis Gottes Gericht
Aus den Gräbern die Todten rufet an's Licht:
Auch soll im Grabe von Beiden
Der treue Rüde nicht scheiden!"

Und auf dem Grab erhebet sich bald
Eines stillen Klosters Mauer;
Drin lebt die Jungfrau der Trauer;
Und täglich weit durch den grünen Wald
Für die Todten die heilige Messe schallt,
Bis endlich der Tag erscheinet,
Der die Liebenden ewig vereinet.

Siegfried August Mahlmann

wurde am 13. März 1771 in Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Auf der Fürstenschule zu Grimma für die Universität vorbereitet, ergriff er 1789 das Studium der Rechtswissenschaft, ohne jedoch darin bei seiner idealischen Lebensanschauung Befriedigung und Beruf zu finden; ging nach beendigtem akademischen Cursus als Führer eines jungen Edelmannes nach Liefland, besuchte später mit ihm Göttingen und Leipzig; machte 1797 eine Reise durch den Norden Europa's, und kehrte im folgenden Jahre in die Vaterstadt zurück. Hier beschäftigte sich Mahlmann vorzüglich mit der deutschen schönen Literatur, übernahm kurze Zeit eine Buchhandlung und nach seines Schwagers Spazier Tode die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt," welche er bis 1810 allein, und von nun an gemeinschaftlich mit Meth. Müller besorgte. Zu gleicher Zeit erlangte er die Herausgabe der „Leipziger Zeitung", welche ihm zwar französischerseits eine kurze Gefangenschaft auf der Erfurter Citadelle zuzog, ihm aber auch zu Wohlstand und ansehnlichen Besitzungen um Leipzig verhalf. Auf diesen widmete sich M. seit 1817 den Naturwissenschaften und insbesondere der praktischen Oekonomie mit glücklichem Erfolg, wurde dann Director der durch seine Mithülfe erneuerten Leipziger ökonomischen Societät, wie auch Vorsteher der Loge Minerva in Leipzig, während seine Verdienste auch höhererseits durch Ertheilung des königl. sächsischen und herzoglich gothaischen Hofrathtitels und des russischen Wladimir-Ordens Anerkennung fanden. Er starb in Leipzig den 16. Dezember 1826.

* * *

Seine Gedichte, deren viele von den besten Liederkomponisten in Musik gesetzt sind („Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust &c." — „Weg mit den Grillen und Sorgen &c." — „Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage &c." — „Als mein Leben voll Blumen hing" &c. &c.) zeichnen sich, bei technischer Reinheit und sangbarer Gefälligkeit, nicht sowohl durch kühnen Aufflug der Phantasie, als durch Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, liebevolle Sehnsucht, geläuterte Wehmuth, und hauptsächlich durch einen tief-religiösen Sinn und eine ruhige Beschauung der Poesie des Todes aus, wodurch sie meistens den Charakter der Erhabenheit und des feierlichen Ernstes tragen. In erzählender Form ist nur wenig von ihm vorhanden; darunter empfiehlt sich besonders Saul und David durch gelungene Zeichnung der, auch durch den wechselnden Rhythmus markirten, in tragischem Pathos und heiterer Anmuth contrastirenden Charaktere, und durch eine fast unnachahmliche Einfachheit der Vater Martin, in welchem der Dichter die Sehnsucht eines lebensmüden Greises nach dem Tod zeigt, und in der Art, wie sein Wunsch in Erfüllung geht, das Beneidenswerthe seines irdischen Verlöschens anschaulich macht. Am berühmtesten ist Mahlmann durch seine wiederholt aufgelegte dramatische Burleske „Herodes vor Bethlehem", womit er Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg" insbesondere, und die larmoyante Gattung der Rührspiele überhaupt mit glücklich-behaglichem Witz der Parodie bekämpfte. Auch durch mehrere geistvolle ästhetisch-kritische Abhandlungen hat sich der Dichter vortheilhaft bekannt gemacht.

Schriften:

Albano, der Lautenspieler. 2 Bde. Leipz. 1802.
Erzählungen und Märchen. 2 Thle. Ebd. 1802. — N. Aufl. 1812.
Narrheit und Vernunft. Jedem das Seine. Ein moralisches Bilderbuch für alte Kinder. Aus d. Franz. übersetzt u. hin u. wieder auf deutschen Meridian gerichtet von Jul. Heiter. Ebd. 1802.
Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- oder Thränenspiel in 3 Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg. Ebd. 1803. — 4te Aufl., ebd. 1818.
Die Lazaroni. 2 Thle. Ebd. 1803.
Die Maske (Nro. 1. Harlekins Wiedergeburt). Ebd. 1803.
Marionetten-Theater, oder Sammlung lustiger

und kurzweiliger Actionen für große und kleine Puppen. Ebd. 1806.
Der Geburtstag. Lustsp. in 3 Aufz. Ebd. 1810.
Der Hausbau. Lustsp. in Knittelversen und 3 Akten. Ebd. 1810.
Neue Originallustspiele für große und Privattheater. Ebd. 1810.
Gedichte. Halle 1825. — 4te Aufl., ebd. 1845. — Miniatur-Ausgabe, 1846.
Sämmtliche Werke. 8 Bde. Leipzig 1839—40.

148. Saul und David.

„Feige zittern und Sklaven schweigen;
Stille des Todes wohnt im Palast;
Der Argwohn flüstert, Verräther schleichen,
Des Königs Herz hat nimmer Rast. —
Nach so viel Triumphen, nach so viel Siegen,
Nach solcher Arbeit — solche Pein!
Nur einen Augenblick, mich sorglos einzuwiegen,
Des Bettlerglücks, des Schlafes mich zu freun!

Als Jünglingskraft mir im Herzen schlug,
Wie stolz flog meiner Hoffnung Flug
Empor, wo große Thaten glänzen!
Und ruhmbegierig erhob sich die Brust
Voll edler Sehnsucht nach Kampf und Lust
Und nach unsterblichen Lorberkränzen!

Wehe mir, wehe! wie anders gestaltet
Ist nun am Ziele die mühvolle Bahn!
Ein finstrer Richter über mir waltet
Und tausend Stimmen klagen mich an!

Der Welt Herrlichkeit trank ich mit kühnem Muth,
Zu den Göttern vermaß sich der stolze Sinn;
Ich leerte den Becher — er war voll Blut
Und ewiger Durst war darin!

Was kocht und brennt in der engen Brust?
Vorbei ist Alles! vorbei!
Ein Hohngelächter grinst aus dem Rausche der Lust,
Aus dem Taumel des Tanzes ein Mordgeschrei!
Und, weh' mir! die Töchter der alten Nacht
Treten daher in Schreckensgestalt!
Ihr schlummerlos Auge ewig wacht!
Ihre Brust ist eisern und kalt!
Weg, Schlangen, euch bleibt die Beute gewiß!
Was wollt ihr schon jetzt mich vernichten?
Laßt ab mit giftigem Natterbiß!
Weg, weg mit den grausen Gesichten!

Mein Thron — da steht er, von Leichen erbaut!
Mein Schmuck — von Thränen gesammelt!
Im Wind heult die Verzweiflung laut,
Und die trostlose Unschuld stammelt,
Und das Scepter brennt in der blutigen Hand!
Der Glanz meines Ruhmes ist Weltenbrand!
Wehe mir! weh'!“ —

Und es trat der Hirtenknabe
Zu dem kranken König hin;
Seine zarten Hände gleiten
Durch der Harfe goldne Saiten
Und er singt mit heiterm Sinn:

‚Athem Gottes, süßes Leben,
Lust und Liebe bekränzen dich!
Froh, wie im Haine die Lüftchen schweben,
Selige Stunden, so schwebt um mich!

Der Tag erwacht! die Berge glühen
Im lieben frischen Morgenstrahl!
Mit meiner Heerde laßt mich ziehen,
Mit meiner Flöt' in's Blüthenthal!

Da schatten die vertrauten Bäume,
Da hüpft der Quell im muntern Lauf,
Und heller werden meine Träume
Und froher geht das Herz mir auf.

Und hat Gewitter mich umzogen,
Verstummt der Sänger fröhlich Chor —
Geduld! ein schöner Regenbogen
Steigt bald aus meiner Nacht empor!

Was ist die schönste Blüthe
Der blüthenreichen Welt?
Ein ruhiges Gemüthe,
Ein Herz, das Gott gefällt!‘

Das schnitt dem König in's tiefste Gemüth,
Ihn ergriff ein wüthender Schmerz:
„Für mich hat diese Welt ausgeblüht!
Um mich schlage kein glückliches Herz!“ —
Und er raffte sich auf und er blickte umher,
Voll Wuth der Besinnung beraubt,
Und schleuderte grimmig den schweren Speer
Nach des Knaben unschuldigem Haupt!
Doch ein Engel nahm des Kindes wahr,
Vorüber sauste die Todesgefahr;
Der Knab' entwich und vor der Pforte
Erklangen leise noch die Worte:

‚Laß mir mein stillzufriednes Leben!
Bei meinem Liede vergiß den Schmerz!
Dir ward Gewalt und Macht gegeben,
Mir Anmuth und ein menschlich Herz.‘

149. Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit Ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Fest ihn ein;
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Beim Hochzeitreihn und Erntetanz;
Denn Vater Martin, sanft und gut,
Verscheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingstfest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht.
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Mondenschein;
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch
Im thaubeglänzten Rosenstrauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternenheer,
Und fiel auf's Grab, wo Anne schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben seyn!
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf deiner Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebenssatt,
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt,
Mein zitternd Haupt ist silberweiß!
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach! nimm ihn auf und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!"

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor;
Er winkt' Erhörung seinem Flehn
Und hieß den Todesengel gehn,
Daß er bereitete sein Grab
Und nähm' ihm ab den Pilgerstab.

Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Lichtgewand
Und reicht' ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: ‚Küsse mich!'
Da küßt' ihn Martin und erblich.

August Lamey

wurde den 3. März 1772 zu Kehl geboren, wo sein Vater, ein Elsäßer von Geburt, einem ansehnlichen Handelshause vorstand. Die Mutter des Dichters, eine geborene Lotzbeck von Lahr, war die Tante und Großtante der seitdem in den Adelstand erhobenen Herren v. Lotzbeck. Als die Familie im J. 1778 von Kehl nach Straßburg übersiedelte, trat der junge L. in's Gymnasium daselbst, wo sich seine geistigen Fähigkeiten schnell entwickelten; ergriff dann mit Liebe das Studium der schönen Wissenschaften und besuchte die philosophischen Vorlesungen Oberlin's, Haffner's u. A. an der Hochschule seiner neuen Vaterstadt. Inzwischen brach die längst vorbereitete französische Revolution aus. Die Universität wurde geschlossen, der Verkehr hatte sich aus den Sälen in die Straßen geflüchtet und die öffentlichen Plätze, wo der aufgebrachte Pöbel nach Freiheit und Gleichheit schrie, waren zur hohen Schule geworden. Die kriegerischen Vorbereitungen auf der einen, und die schönen Worte und Verheißungen auf der andern Seite, weckten nicht nur den politischen Eifer, sondern auch das poetische Talent des jungen Republikaners, der sich gerne den glänzenden Hoffnungen hingab, die an der Wiege des jungen Freistaates laut wurden. Seine Begeisterung für die Sache des Vaterlands war so groß, daß er, noch eh' er das Alter erreicht hatte, welches die jungen Bürger in die Reihen der Nationalgarde rief, freiwillig, an seines Vaters Stelle, den militärischen Dienst versah. Die vielen Volksfeste, welche damals zu Gunsten der neuen Verfassung gefeiert wurden, wo die verschiedensten Meinungen und Parteien im Glauben an eine schönere Zukunft übereinstimmten, mochten keinen geringen Einfluß auf die geistige Entwickelung des jungen Mannes haben. Um diese Zeit erschienen von ihm „Gedichte eines Franken am Rheinstrom", die sich beinahe durchgängig auf die Ereignisse der denkwürdigen Jahre 1789 und 1790 beziehen und alle jene großen Hoffnungen und Kämpfe wiederspiegeln, welche die erste Revolutions-Epoche bezeichnen. Aber die schönen Tage gingen vorüber und die Zeiten wurden schwül. Auch in Straßburg lohte der Brand unter der rothen Jakobinermütze und die Wortführer der verschiedenen Parteien lagen mit einander in unausgesetztem Kampfe. Enttäuscht und um viele Hoffnungen ärmer, folgte Lamey einem heimkehrenden Emigranten nach Nuits, dem er die in Deutschland zurückgelassenen Söhne ersetzen sollte. Ein volles Jahr trieb er sich in den gesegneten Thälern und auf den Höhen des Goldhügel-Departements herum (wie wohl früher in Lahr bei seinen Verwandten), bis ihn die erste militärische Requisition nach Straßburg zurückrief, das bald darauf vom Feinde umzingelt wurde. Die Umstände fügten es, daß das Bataillon, dem er einverleibt werden sollte, kurz vor seiner Ankunft in österreichische Gefangenschaft gerathen war, und so erhielt er vorläufig eine Gerichtschreiberstelle daselbst. (In den Tempeln der Vernunft wurden um 1793 von den niederrheinischen Gemeinden Lamey's „Dekadenlieder" abgesungen, die, jenen Zeiten zum Trotz, von wahrhaft christlichem Sinne zeugen.) Inzwischen war er als Uebersetzer beim Comitat des öffentlichen Wohls in Paris ernannt worden. Die sich mit jedem Tage anders gestaltenden politischen Verhältnisse bewirkten jedoch, daß seine Ernennung, obgleich unwiderrufen, ohne Folge blieb. Der nun einmal bei ihm rege gewordene Wunsch, Paris, den Schauplatz welthistorischer Begebenheiten, zu sehen und die Hoffnung, seine von der Revolution unterbrochenen Studien fortsetzen zu können, vermochten ihn, sich in die vom Nationalconvent zu Paris organisirte Normalschule aufnehmen zu lassen. Von seinem väterlichen Freunde Pfeffel dazu ermuntert, ging Lamey 1794 dorthin ab; hörte daselbst die Vorlesungen eines Monge, Laplace, Garat, Sicard, Volney, Bernardin de St. Pierre, Laharpe u. A.; erfreute sich des Umganges mit dem Dichter von „Paul und Virginie" und des geistreichen Verfassers der „Ruinen," und bewegte sich in diesen Kreisen, bis ihn das Vollziehungs-Directorium zu den Verrichtungen eines traducteur officiel à l'imprimerie de la republique berief, welches schwierige und undankbare Amt er fast 15 Jahre verwaltet hat. In den Jahren 1807 und 1811 erschienen von ihm einige französische Dramen („Romulus, oder die Gründung Roms" — „Irza, oder die Verschwörung von Tescuco"), und fanden gute Aufnahme. Im J. 1812 folgte unser Dichter einem Ruf nach Lüneburg, woselbst er als Mitglied des Douanengerichts unter allen Widerwärtigkeiten, welche die in Deutschland lebenden Franzosen zu jener Zeit

heimsuchten, längere Zeit zubrachte und wieder mit deutschem Leben, deutscher Sprache und Literatur vertraut wurde. Als er sich 1813 mit seinen Amtsbrüdern nach Hamburg geflüchtet, ward diese Stadt bald nachher blokirt, und erst nach einem achtmonatlichen Aufenthalte daselbst erhielt er mit Davoust's Heer freien Abzug. Er begab sich sofort nach Paris zurück, wo er sich bereits 1801 verheirathet hatte, verlebte hier noch einige Jahre und war Augenzeuge der hundert Tage, sowie der zweiten Invasion. 1816 auf immer in sein heimisches Elsaß zurückgekehrt, bekleidete er nach und nach die Stelle eines Friedensrichters im Münsterthale, eines Instructionsrichters im Bezirke von Altkirch, sowie das Richteramt in Colmar und in Straßburg, bis er endlich zu Anfang 1844, nach fünfzigjähriger Dienstleistung, auf sein Begehren in Ruhestand versetzt wurde.

(Vgl. „Elsäßische Neujahrsblätter" für 1845. Herausgegeben von Aug. Stöber und Fr. Otte.)

* *

Lamey, als Dichter von Geist und Geschmack in seiner Heimat lange schon ehrenvoll bekannt, war bisher außerhalb des Elsaßes nicht etwa darum weniger genannt worden, weil er, wie das zu geschehen pflegt, das Anerkennungspatent bei denen, welche über Rezensionsanstalten fast ausschließlich schalten, verscherzt gehabt, sondern aus dem einfachen Grunde, weil er erst seit wenigen Jahren einige Gedichtesammlungen zu veröffentlichen für gut fand. Aecht deutsche Gemüthlichkeit, zarter Sinn für das Rührende und Tragische, glücklicher Humor und heitere Lebensphilosophie, mit Wohlklang der Sprache und Korrektheit gepaart, sind die hervorragenden Merkmale seiner Muse und insbesondere vereinigen die epischen Lieder, welche in Ton und Haltung der Uhland'schen Richtung eng verwandt sind, in Bezug auf Klarheit der Darstellung, dramatische Lebendigkeit, gute Zeichnung und plastische Anschaulichkeit der Charactere sehr anerkennenswerthe Vorzüge. In der von Uhland zuerst im „Grafen Eberhard der Rauschebart" meisterhaft angebauten Rhapsodie oder Mähre (eine epische Form, welcher das gesammte Heldenleben aller Völker, beziehungsweise die Geschichte des eigenen Volkes des Dichters angehört), hat Lamey Ausgezeichnetes geleistet; seine derartigen Dichtungen („die Hausberger Schlacht" — „das Martschenfest" — „Rulin Ammeister" und „der Bauernkrieg") sind eine wahre Zierde seiner „Chronik der Elsässer", ein tüchtiges Fundament des in rein patriotischer Absicht begonnenen und jüngeren Nachfolgern von ihm empfohlenen „künftigen Heldenbuches."

Von ihm:

Gedichte. Straßburg 1839.
Chronik der Elsässer, in Liedern und Gemälden. Ebd. 1845.

---

150. Kind Junot.

Herr Junot nach Aegypten zog
Mit Bonapart' dem Helden;
Ein Söhnlein er zu Hause ließ
(Thut Frau Abrantes melden).

„Wo bleibt Gespiele mein?" so frug
Der Knab' am selben Tage;
„Der Bettgeselle fehlet noch!"
Hub nächtlich an die Klage.

Den zweiten Tag, die dritte Nacht,
Ihn faßten bange Wehen.
„„Kind'! Vater ist nicht gangen fern,
Du sollst ihn morgen sehen.""

Wegstoßend Mutterkuß und Spiel,
Schon gar des Kummers Beute:
„Oh," seufzt er, „wenn ist morgen doch!
Lieb Väterchen, komm heute!"

Und wie der Gram aus kurzem Schlaf
Das weiche Knäblein weckte,
Die zarte Hand nach Vaters Hand
Sich eitelsuchend streckte:

„Ach wär' ich nur, wohin er ist!"
„„Wohlauf, mein Kind, wir reisen!""
Sie fahren lang', die Kutsche hält,
Man thät ein Schloß ihm weisen.

„Ist da der Freund? kömmt nicht heraus?
Hei! laßt mich nur ihn kriegen."
Klein Junot rannt' an's offne Thor,
Klettert' hinauf die Stiegen.

Durch Gäng' und Säle jubelt' er:
„Will Vater sich verstecken!"
Leis' hinter Thür und Umhang schlich,
Er meint im Spiel zu necken.

Jach sank die Lust; er wurd' so blaß!
Durchspäht ist jede Kammer.
Den Knaben hat nach solchem Trug
Getödtet stiller Jammer.

---

151. Die Gräfin von Rideck.

Hoch Rideck war umschlossen
Von Straßburgs Kriegermacht;
Mit Lanzen viel und Rossen
Sie Thal und Höh' bewacht.
Die Lichtenberger sind dabei;
Graf Wirich, der soll büßen
Die schnöd' gebrochne Treu'.

Er hat wohl abgeschlagen,
Der Trotzer, manchen Sturm,
Doch jetzt, in wenig Tagen,
Soll nieder Wall und Thurm.
Sein Bote wird zurückgesandt:
„Nein, keine Gnade, Räuber!
Dich straft des Henkers Hand."

„„O Gräfin, daß ich flehte!
Für dich ist das geschehn.
Zu Gott, zu Gott nun bete!
Die Burg muß untergehn.
Auf aber, was noch streiten kann!
Der nächste Tag entscheide;
Ich end' als Rittersmann!"'

Den letzten Kampf, den herben,
Das Häuflein rüsten thät;
Der Schloßpfaff sie zum Sterben
Noch segnet Abends spät.
Im Stahl, die Knechte, schlafen sie,
Die Höf' entlang und Warten,
Bereit schon auf die Früh.

Drum hatte Sorg' und Zagen
Des Grafen jung Gemahl;
Sie rief in bangen Klagen
Die Heil'gen allzumal.
Zur Mutter Gottes dann allein
Sie stille seufzet: ,Gnäd'ge,
Woll'st mein Geleite seyn!'

Sie schied von der Kapelle,
Trat sacht' im Dunkel fort,
Erreicht' an tiefer Stelle
Geheimer Gänge Pfort';
Bald aus den Mauern schlüpft sie kühn
Auf unwegsame Pfade;
Kein Sternlein die beschien.

Weh! dem geschwärzten Himmel
Entschauert Regen kalt;
Der Winde rauh Getümmel
Saus't über Kluft und Wald.
Bergum, bergab, ihr müder Fuß
Durch Blöcke, Stümpf' und Hecken
Zerrissen gleiten muß.

Wann sich dem Sturze klammern
Die Hände zart und weich,
Erstickt sie leises Jammern
Im spitzen Dorngesträuch.
Die Blicke wandt' Ilberta nicht
Von Straßburgs niederm Lager,
Wo blinkte Fackellicht.

Sie war dem Fels entstiegen,
Ging fürder nun im Thal;
Die Mannen schlafend liegen,
Klein ist der Wachen Zahl.
Da schreitet Wirichs edle Frau
Die erste Lanz' vorüber,
Den Reißigen zur Schau.

Sie kam wie von der Bahre,
Mit Silber angethan;
Ihr aus dem wirren Haare
Manch Blutestropfen rann.
Es waren Arm und Stirne wund,
Gar todesbleich die Wangen,
Und lächelnd doch der Mund.

Die Krieger scheu sich neigen;
Das Bild auch Keiner hält.
So drang's mit tiefem Schweigen
Zum Feldherrn in's Gezelt.
„Geist, rede, was verlangst du hier?"
Tönt Rudolf ihm entgegen:
„Will's thun, ich schwör' es dir." —

,Du hast es dem geschworen,
Der mich zu dir gebracht,
Vom Wege nicht verloren,
Durch Irre grauser Nacht.
Die Jungfrau heilig mir gebot
Vor dir mein Leid zu tragen
Im schweren Drang der Noth.'

Voll Demuth kniet und bittet
Graf Wirich's Eh'genoß:
,Du hast sein Glück zerrüttet,
In Fährden wankt sein Schloß.
Ach, schone mir den Gatten werth!
Droh' nicht mit Henkersbeilen
Zerbroch'nem Ritterschwert.

Der Stadt belobte Krieger,
Viel Ruhm euch Gott verleih'!
Seid eigner Grolle Sieger,
Gebt die Bezwungnen frei!'
Ilberta hob die Stirne wund,
Sie hob die blassen Wangen,
Und lächelnd schwieg der Mund.

In Rudolf, halb verdrungen,
Ficht kaum der strenge Sinn;
„Wer," spricht er, „ist bezwungen?
Du knie'st als Siegerin.
Es war verhänget, Rideck lag
Ein Sitz der Kräh'n und Eulen;
Doch höre, was ich sag':

Mich söhnt des Grafen Reue
Durch deiner Demuth Flehn;
Verheißt er beßre Treue,
Mag seine Veste stehn!"
Der Häuptling diese Worte rief,
Und von der blonden Wimper
Ihm eine Thräne lief.

---

152. Das Verhör der Hexe.

(Kunde aus dem Münsterthal.)

Der Richter sprach: „Wenn Satan wich,
So kann ich in Milde verhören;
Denn ließ' er nicht die Zunge frei,
Den Täuscher bezwänge, Her' Annamarei,
Die Folter, Gott zu Ehren."

Sie rief: ,O weg das Marterhemd!
Hinaus mit den Schrauben und Zangen!
Ich will ja schon, ich will gestehn,
Was mir, der Unseligen, Arges geschehn,
Wie Satan mich befangen.'

Schön Herlein stund in Ketten bleich,
Fast hätte sie Zagen getödtet.
Blutschreiber jung, er macht das Kreuz,
Er kehret sich murmelnd vom sündigen Reiz;
Gerichtsherr nochmals redet:

„Du bist ein Kind aus Sondernah,
Dem Winkel, wo's schneit in die Lenzen.
Von dort auf Wyhr und Mezeral
Zieht nachts in dem großen und kleineren Thal
Ein Besenschwarm zu Tänzen.

Des Sabbats nackte Bande führt,
(Gott loben gute Geister!)
Führt Beelzebub im Ziegenhaar;
Dein Vater, die Mutter, sie zählten der Schaar
Als Hex' und Hexenmeister.

Es heißt von diesen an der Fecht,
Sie schufen Geraup' und Gewürme,
Zerstörten Aecker, wohlgebaut,
Im Forste die Eicheln, im Garten das Kraut,
Durch Nebel und durch Stürme.

Die beiden hat nach ihrem Pakt
Zum Pfuhle geholt der Verderber.
Gerühmter Wirthin Hof sodann
Besuchten die Freier vom Münsterer Bann;
Du jagtest solche Werber.

Doch Zwist und Todschlag war um dich;
Heillose! wer konnte noch fliehen?
Dein Garn, es ist vom Höllenspul;
Du hast dich ergeben dämonischem Buhl,
Das wird allseits beschrieen.

Wie ging's? erzähle! Hexenthurm
Will Kunde vom teuflischen Wesen.
Schreib, Schreiber, Sag' und Frage recht!
Wir suchen die Stricke der höllischen Mächt'.
Gott wahr' uns vor dem Bösen!" —

,Ein's Tages ist ein Jäger schlank
In gastliche Stube getreten:
Der Rock war grün, die Borte Gold,
Das Aug' und die Stimme gar zaubrisch hold,...'
„Fingst du nicht an zu beten?" —

,Ach, Herr! ich lud den Junker müd
Zu Speis' und erfrischender Labe.
Er griff in seine Ledertasch'
Und machte mich kosten aus eigener Flasch ...'
„Ha, des Berückers Gabe!

Und hat die Kralle nicht geritzt?" —
,Mich drückten gar zärtliche Hände.' —
„Schreib, Schreiber, Sag' und Frage recht,
Wir finden die Stricke der höllischen Mächt';
Den Schwarzen lobt das Ende.

Er sprach vom Bund! du warst allein!" —
,Ja, weil er gefolgt in die Kammer.
Vom Ehband sprach er, mir im Arm,
Von Tagen des Glücks und der Freude so warm!
Daher ist aller Jammer.' —

„Der Ueberlister nahm dich wohl
Zum nächsten der heimlichen Feste?" —
,Ja, mir gedenkt der Winternacht:
Ich sah mich in leuchtende Säle gebracht,
Vor Tafeln hoher Gäste.

Da prunkten Blumen wie des Mai's,
Und Früchte, wie Sommer sie spendet.
Ich war in Silberstoff und Seid';
Die Reigen erblitzten mit hellem Geschmeid,
Aus Spiegeln hat's geblendet.

Mein Buhle naht' im reichen Schmuck;
Es hob sich ein Klingen und Schallen.
„„Mit dir den Walzer, schönste Braut!""
Was sonst ich erfahren, gehöret, erschaut,
Dem Sinn ist das entfallen.

Ich fand mich, als der Morgen schien,
Im Kämmerlein wieder gebettet.' —
„Schreib, Schreiber, das Bekenntniß recht;
Zu Asche das Opfer der höllischen Mächt',
Ist Seele nur gerettet!

Die Malefizen muß der Stuhl,
Wie Bodin*) es lehret, verdammen.
Du wirst, Marei, mit kurzer Pein
Durch's irdische Feuer gereiniget seyn;
Es löst von ew'gen Flammen."

*) Des Rechtsgelehrten Jean Bodin im Jahr 1581 erschienene **Démonomanie**, und ein ähnliches Werk, welches 1603 ein Heinrich Boguet herausgab, waren gleichsam der Coder, nach welchem auch die elsässischen Gerichte des siebenzehnten Jahrhunderts in Sachen der Zauberei und Hexerei verfuhren. (Siehe **Notices historiques sur l'Alsace, par Dorlan. 1843.**)

153. Der Knab' von Hüningen.

Hüningen ist ein berühmter Ort,
Hatt' ehmals Gräben, Wäll' und Mauern;
Die festen Werk' sind alle fort,
Sie hätten können länger dauern.

Die Stadt war einst so schreckenvoll,
Wie später nicht vor Nordens Heeren;
Ihr bracht' ein Wolf, umgehend toll,
Auf Anger und Weide groß Zerstören.

Er trank der Schaf' und des Hirten Blut,
Sprang unter'm Wall auch auf die Städter;
Sie starben kläglich an der Wuth:
Da war viel Beten, kein Erretter.

Schlüpft' einmal in der Früh' hinaus
Der schönste Knab', der wollte spähen;
Er mußte gleich den harten Strauß
Mit dem Wolf, der lechzend irrt, bestehen.

Das Unthier fiel den Kühnling an,
Deß Hände straff den Pelz ihm fassen.
Jetzt schon berührt vom gift'gen Zahn,
Will er's doch nicht entrinnen lassen.

Zur Schildwach' an die Brücke schallt
Des Knaben Ruf: ,Ziel' auf den Würger,
Ich halt' ihn fest!' Die Flinte knallt; —
Sie traf geschickt, und nicht den Bürger.

,Der Wolf ist todt. O braver Mann,
Du siehst, ich bin vom Scheusal blutig,
Dein Pulver nur mich heilen kann!
Ziel' jetzt auf mich und feu're muthig!'

„Du Heldenbub'! dir soll geschehn
Was rühmlich," schrie der Wehrmann bieder,
„Sollst nicht als Toller sterben gehn."
Der Schnurrbart legt den Jüngling nieder.

Ach, Einem brach das Schicksal arg
Den künft'gen Stab der Greisenjahre!
Der Vater lächelt' auf den Sarg;
Viel' Mütter weinten um die Bahre.

Karl Wilhelm Friedrich von Schlegel

wurde den 10. März 1772 zu Hannover geboren. Obwohl anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt und für dies Geschäft in Leipzig Lehrjahre bestehend, war er doch mit gelehrten Schulstudien, denen er sich etwas später zuwandte, alsbald vertraut geworden und konnte schon 1794, nachdem er in Göttingen und Leipzig besonders den philologischen Wissenschaften obgelegen, als Schriftsteller mit einer Abhandlung über „die Schulen der griechischen Poesie" und einigen anderen verwandten Inhalts auftreten. Nicht lange darauf finden wir ihn mit wichtigeren Werken auf der Bahn literarischer Betriebsamkeit frisch und muthig wandeln. „Die Griechen und Römer" (1797), dann „Poesie der Griechen und Römer" (1798) nebst andern Schriften über das Alterthum waren bereits erschienen, als er 1798 mit seinem Bruder das „Athenäum" herausgab und hiermit die neue Literaturrichtung bestimmt einleitete. In den bisherigen Schriften hatte er wesentlich den Standpunkt, welchen Göthe seit seiner italienischen Reise und Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen eingenommen, zu behaupten und den Gegensatz wie das Verhältniß zwischen antiker und moderner Literatur näher zu beleuchten und zu bestimmen gesucht. Mit dem berüchtigten Romane „Lucinde" (1799) erhob Friedrich die Fahne des neuen Literatenthums. Damals lebte er zu Berlin. Bald darauf, nachdem er in Jena als Privatdozent aufgetreten, erschien das „Gespräch über die Poesie" (1800), in welchem die romantische Idee schon in voller Rüstung hervortritt. Naturphilosophie wird mit Mythologie zur Bildung einer neuen Symbolik verschmolzen; um dieses Gebilde soll sich der Schleier der Mystik weben, in dem Ganzen aber „der Geist aller Künste und Wissenschaften wie in einem Mittelpunkte sich begegnen." Cervantes und Shakspeare treten den Heroen der alten Literaturwelt mit vollster Ebenbürtigkeit gegenüber. Freilich sehen wir den unsteten Mann gleich darauf wieder bei dem Geiste Lessing's Einkehr nehmen, indem er (1801) „Gedanken und Meinungen" desselben herausgibt, denen sich die „Charakteristiken und Kritiken" zugesellen. Allein der „Alarkos", welcher 1802 erschien, zeigt ihn sofort wieder und zwar vollständig auf der romantischen Irrfahrt. Dieses wunderliche Produkt, das Schiller „ein seltsames Amalgama des Antiken und Neuestmodernen" nennt, konnte trotz der Aufführung in Weimar, wo es freilich, wie Schiller gefürchtet hatte, eine totale Niederlage erlitt, weder Gunst noch Respekt erlangen. Es ist nebenbei ein Denkmal der poetischen Zeugungsschwäche des Verfassers, dem auch nur hier und da ein lyrisches Gedicht wahrhaft gelungen ist. (Vgl. Gedichte 1809. Daß darin — sagt Dr. Jos. Hillebrand — hin und wieder ein reiner Ton der Empfindung und ächter Musik anschlägt, wollen wir nicht überhören; im Allgemeinen aber greift die Dämpfung der Mystik zu stark in die Saiten seiner Leier, als daß ein heiteres Spiel entstehen möchte.) Die Zeitschrift „Europa" wurde fast gleichzeitig unternommen und beschäftigte sich vornehmlich mit der Exposition der unendlichen Unendlichkeit der neuen romantischen Heillehre und ihrer urgründlich-geistigen Symbolik. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden reiste er in Gesellschaft seiner nachherigen Frau, Dorothea Mendelssohn, nach Paris. Von da begab er sich nach Köln, wo er sammt seiner Frau zum Katholizismus übertrat, wofür er sich längst im Stillen vorbereitet. Seine Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder", welche (1808) mit diesem Religionswechsel zusammentraf, war das literarische Siegelbild seiner neuen Metamorphose, die freilich etwas Neues kaum darbot, da sie nur das Ende dessen war, wovon der Anfang in des Mannes ursprünglichem Seyn und Wesen lag. Von Köln nach Wien übergesiedelt, fand er hier Gelegenheit, in dem Kriege mit Napoleon (1809) zu zeigen, „ob er noch zu etwas Anderm zu gebrauchen sei, als poetische Taschenbücher zu schreiben." Als kaiserlicher Hofsekretär verfaßte er nämlich im Hauptquartier des Erzherzogs Karl die berühmten Proklamationen, die damals in ganz Deutschland Aufsehen erregten und als Vorboten glorreicher Thaten betrachtet wurden. Nach dem verhängnißvollen Feldzuge kehrte er nach Wien zurück und hielt hier (1812) die Vorlesungen „über die Geschichte der alten und neuen Literatur", welche etwas später (1815.— N. A. Berl. 1842) in zwei Theilen gedruckt erschienen. In diesem mehr durch einen bestechenden Schimmer geistreicher Behandlung als durch Reichthum und Gediegenheit des Inhalts sich empfehlenden Werke hat er seine romantischen Sympathien und religiös-mystischen Tendenzen wie in einem Brennpunkte gesammelt. Die Vorlesungen sollten eine Art Resumé geben alles dessen, was er seit den ersten Versuchen über die griechische Literatur und Geistesbildung während eines Zeitraums von zwanzig Jahren an Kenntnissen und Ansichten über Alterthum, indische Bildung und mittelalterliche Leistungen in Kunst, Sprache und Literatur gewonnen und theilweise gelegentlich auch bekannt gemacht hatte. Daß nun in dem Buche dasjenige, was in romantische Anschauungsweise hinüberreicht, mit eigenthümlicher Vorliebe behandelt wird, während Anderes, das wohl an sich größeren Anspruch auf Berücksichtigung hat, geringere Beachtung erhält, läßt sich nach dem Standpunkte des Werkes erachten, welches in seinem ganzen Verlaufe die reaktionäre Stimmung seines Verfassers gegen die forttreibenden Kräfte und Motive in Religion, Politik und freier Wissenschaft verräth. (Er übersieht, sagt H. Heine, in diesen Vorlesungen die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieser hohe Standpunkt ist doch immer der Glockenthurm einer katholischen Kirche. Und bei allem, was Sch. sagt, hört man diese Glocken läuten; manchmal hört man sogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir ist, als dufte der Weihrauch des Hochamtes aus diesem Buche und als sähe ich aus den schönsten Stellen desselben lauter tonsurirte Gedanken hervorlauschen. Indessen, trotz dieser Gebrechen, wüßte ich kein besseres Buch dieses Fachs.) Auch das „deutsche Museum" wurde in dieser Zeit (1812) unternommen, wo unserm Literator in Wien ein günstiger Lebensstern aufgegangen war; denn nicht nur sehen wir ihn seitdem als Mitglied der k. k. Akademie der Künste, sondern auch als österreichischen Legationsrath beim Bundestage in Frankfurt auftreten. Uebrigens scheint ihm die politische Laufbahn, auf welcher Andere seiner Geistesverwandten, wie Adam Müller und besonders Gentz, so thätig wandelten, nicht sehr zugesagt zu haben; denn schon 1819 zog er sich von Geschäften zurück, um dem Berufe des Literaten, der ihm wesentlich eignete, in Wien mit Muße leben zu können, gab die Zeitschrift „Concordia" heraus, besorgte eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (1822 fg.), hielt und schrieb Vorlesungen „über Philosophie des Lebens," — „Philosophie der Geschichte" (1828), hier auf der Höhe seiner dogmatischen Weltanschauung stehend, in Offenbarung und Tradition lebend und

webend, und starb auf einer Reise zu Dresden am 11. Januar 1829. (Siehe Dr. Jos. Hillebrand's „deutsche National-Literatur", III. S. 270 ff., und vgl. S. 127 unseres Werkes über die Romantische Schule.)

* * *

Vergleicht man die Brüder Schlegel mit einander, so findet man Friedrich mit Phantasie und Kunstanlagen reicher begabt, sich freier bewegend und in historischen, literarischen und populär-philosophischen Schilderungen und Betrachtungen eigenthümlicher; dagegen steht er August Wilhelm nach an Geschmack, Klarheit und Anmuth der Form, sowie an harmonischer Ausbildung der den ästhetischen Kritiker bildenden Kräfte. — Mit Bezugnahme auf das, was bereits oben über seine lyrischen Poesien angedeutet worden, bleibt uns nur noch etwas über seine Dichtungen epischen Characters zu erwähnen übrig. Als gut gedachte Studie und als seine bedeutendste Leistung im Epischen erscheint uns sein Heldengedicht „Roland", in 15 Romanzen mit durchgeführter Assonanz, nach der, angeblich von Turpin, Erzbischof von Rheims, verfaßten Chronik, einer wahrscheinlich in Barcellona mit arabisch-spanischen Farben aufgefrischten lateinischen Lebensbeschreibung Karls des Großen. Das Christenthum, seit dessen Zeitalter Mittelpunkt des ritterlichen Lebens, tritt als vorherrschender Beweggrund in der Handlung hervor. Wollte man auch annehmen, daß die historische Bestimmtheit des interessanten Stoffs der Phantasie den höheren Flug versagte, so fehlt es doch der Dichtung an Lebendigkeit der Farben, heller Reinheit des Grundtons und vor Allem an epischer Einheit; auch vermißt man die geistige Ueberlegenheit schöpferischer Dichterkraft, welche mit umfassender Einsicht ordnet und die Gestalten und Ereignisse in befriedigende Einigung verschmilzt. Die alte Sage von Kaiser Karls Zauberring, welche uns der Dichter in „Frankenberg bei Aachen" vorführt, ist nicht ohne Eigenthümlichkeit anschauender Phantasie, kann sich aber in seiner aphoristischen Behandlung und beim Mangel plastischer Charakterzeichnung mit den Bearbeitungen desselben Gegenstandes von Kind, Wilhelm Müller u. A. nicht messen. Im „versunkenen Schloß", obgleich sich dem Stoffe nach ganz zur Ballade eignend, klingt uns zu sehr des Dichters eigene Grundstimmung entgegen, um keiner Gattung entschieden zugeschrieben werden zu können. An der Composition möchte auszusetzen seyn, daß die erzählte Sage nicht lebendig vor unsere Phantasie tritt; ja es wird ihre Bedeutung (wie H. Kurtz im Handbuch der Nationalliteratur wahr bemerkt) dadurch verwischt, daß mehrere Erklärungen gegeben werden, und die letzte, welche der Dichter offenbar als die einzig richtige darstellen will, doch nur als Muthmaßung erscheint. Die Erscheinung des Geistes ist an und für sich bedeutungslos; weil sie der Dichter aber als den Schlußpunkt des Ganzen vorführt, ja seine ganze poetische Kraft darauf concentrirt, so verliert die Darstellung der eigentlichen Sache noch mehr an Bedeutung.

Von ihm:

Sämmtliche Werke. 10 Bände. Wien 1822—1825. — Zweite Originalausgabe. 12 Bde., ebd. 1846.

---

154. Frankenberg bei Aachen.

In des Maien linden Tagen
Hört' ich die alte Sage,
Dort wo bei warmen Quellen
Die sanften Hügel grünend schwellen,
Von dem Wunderringe,
Der Kaiser Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Daß er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimat sehnte,
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süße Lieb' ihn bannte.

Spiegelhelle Se'en,
Ringsum die Büsche stehen
Sah ich auf der Hügel Rücken,
Wo zwischen Gränzen, kleinen Brücken,
Bäche durch den Wiesengrund hinfliehen,
Schwäne auf den stillen Wassern ziehen,
Kühl' und warme Wellen
Aus einem Boden quellen,
Kinder an dem Brunnen spielen,
Die laue Luft so lind zu fühlen.
Dort wo sich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufsteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben:
Da hat das Wunder sich begeben,
Daß, durch mag'sche Kraft gebunden,
Karl nicht eher Ruh gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet,
Wovon die Spur wir froh noch schauen
Jedweden Frühling in den stillen Auen.

In süßer Lust gefangen,
Den sehnenden Schmerzen nachzuhangen,
Bezaubert alle Sinne,
Zwingt Karlen holde Minne,
Dem tiefen Sehnen sich ergebend,
Einzig sein Leben liebend, in Liebe lebend.
Doch nimmer ward noch Minne
Selig der sel'gen Schätze inne.
Tod will mit Minne streiten,
Ein bitt'res Ende süßer Lust bereiten,
So muß auch Karles Herz vergehen,
Die Huldin sterben sehen.

Auch todt noch will er sich von ihr nicht trennen,
Wähnt, daß sie wieder ihn wird kennen.
Das Grabmal zu durchschauen,
Läßt er von Glas den Sarg erbauen,
Und brünstig noch zu lieben
Den süßen Körper fühlt er sich getrieben.
An dem Sarge festgebunden
Schwinden ihm die schnellen Stunden.
Nicht Durst noch Hunger fühlend,
Spricht er mit seinem Schmerz nur spielend.
Die Diener seh'n mit Trauern
Immer den wilden Wahn noch dauern;
Da naht Turpin, der Weise,
Oeffnet den Sarg so leise,
Weil Karl, deß Ohr wohl Zauber trafen,
Auf einen Augenblick entschlafen,
Und zieht den Ring vom Finger
Der schönen Leiche, den Bezwinger
Von Karles Herzen,
Das frei nun wird von Schmerzen.

Der Zauber ist verschwunden;
Von dem Wahn entbunden
Will Karl schon entfliehen,
Einsam auf Berge ziehen:
Da sieht er stille Se'en
Vor seinen Augen stehen.

Sind die Schmerzen gleich verschwunden,
Fühlt er sich dennoch festgebunden;
Das stille Wasser ohne Wog' und Wellen
Erregt im eignen Aug' die Quellen
Gelinder Thränen;
Unendliches Sehnen
Will in die Tief' ihn ziehen,
Er kann nicht fliehen.
Hier hat den Zauberring versenket
Der Weise, der auf seine Rettung denket;
Drum nach den stillen Se'en
Muß sein Auge immer sehen.

---

155. Das versunkene Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller, wie die, ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund und Boden
Der Schiffer noch zur Stund',
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wand're schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein." —

Der jüngste von den zween
Bereit der Frage war.
Er sprach: „„Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar. —
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden
Grämt' er den stolzen Muth.

Warum er das muß dulden,
Hat Keiner noch gesagt:
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht;
Ob eig'ne Missethaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo Keiner ihm mag rathen
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Leiden
Der Jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den Beiden,
Als traut' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „„„Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't Jeder seinen Lohn.

Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter, gut und bieder,
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt.
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust;
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart entschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermuthswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Bande dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab,
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir seh'n, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.

Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit,
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin."" —

So treten nun die dreie
Tiefer in dunklen Wald;
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald. —
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreu'n euch alsogleich." —

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie vom Weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern über'n See zu gehen,
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Seh'n sie, die ihm nachschau'n,
Rauschen empor die Wogen,
Seh'n es mit Lust und Grau'n.

Friedrich von Hardenberg,

mit dem Dichternamen Novalis, von Herrnhutischen Eltern stammend (sein Vater war Director der sächsischen Salinen), wurde den 2. Mai 1772 auf dem Gute Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren. Er wuchs in dem reinen Elemente auf, welches eine edle engverbundene Familie, die nur dem Guten und Schönen huldigt, um sich zu verbreiten pflegt, zeigte aber als Knabe wenig Anlage, war kränklich, träumte still vor sich hin und fand im Mittelpunkte seines Wesens nur eine unendliche Liebe für seine Mutter, bis endlich eine spätere, höchst schmerzliche Krankheit, die nur durch gewaltsame Reizmittel gehoben werden konnte, seinen Geist wie aus einem Schlaf erweckte. Einen Theil seiner Jugend verlebte Novalis bei seinem Oheim in Lucklum bei Braunschweig. Nachdem er das Gymnasium in Eisleben besucht, in Jena Philosophie und in Leipzig und Wittenberg die Rechte studirt hatte, ging er nach Arnstadt in Thüringen, um sich als praktischer Jurist auszubilden. Im benachbarten Grüningen lernte er Sophie v. Kuhn kennen, verlobte sich mit ihr, fungirte 1795 als Auditor bei den Salinen in Weißenfels, mußte aber 1797 den Schmerz erfahren, seine fünfzehnjährige Braut durch den Tod zu verlieren. Dieser Verlust kehrte den Jüngling frühzeitig von allem irdischen Glück ab und versenkte ihn mehr und mehr in Fichte's Idealismus, dessen religiös-poetische Apotheose er gefeiert hat. Im Dezember dieses Jahres bezog er die Bergakademie zu Freiberg, um sich die zu einer Anstellung bei den Salinen nöthigen Kenntnisse in Physik und Bergbau zu verschaffen, kehrte 1799 zu seinem Vater zurück und wurde unter diesem als Assessor angestellt. In dieser Zeit lernte er zu Jena, das er oft besuchte, L. Tieck und A. W. Schlegel kennen und sah dessen ihm aus früherer Zeit befreundeten Bruder Friedrich Schlegel wieder. Er war bereits zum Amtshauptmann des Thüringischen Kreises designirt, als er, im noch nicht vollendeten 29. Lebensjahre, im väterlichen Hause zu Weißenfels den 25. März 1801 unter den Tönen des Claviers seinen Geist aushauchte.

* * *

Novalis steht, nebst Tieck, als die bedeutendste und einflußreichste Erscheinung der sogenannten romantischen Schule da. Seltene Originalität, reiche Phantasie, Scharfsinn und tiefes Ahnungsvermögen im Gebiete der Naturphilosophie, und ein herrliches, tief-religiöses Gemüth charakterisiren die meist fragmentarischen Schöpfungen dieses „wunderbaren" Dichters, in welchem die Poesie rein symbolisch war. Sein vorzüglichstes Werk in Betracht orgineller Anlage und Darstellung ist der unvollendete Roman Heinrich von Ofterdingen, „in welchem er alle romantischen Strahlen im Brennpunkte der Poesie sammeln wollte," der aber hinsichtlich der wunderlichen Richtung, alles höchst Wirkliche des Menschen und der Welt als bloßen Traum für die lebendig vorhandene Gegenwart zu schildern, und dagegen diese als das eigentliche Nichts und Nichtseyende darzustellen, für künstlerisch mißlungen gelten muß. — Seine geistlichen Lieder, wo sie sich nicht in zu „arge Ueberschwenglichkeit mystischer Anschauung und Uebertriebenheit des sinnlichen Ausdrucks" verlieren, gehören zu den schönsten, die wir besitzen; vortrefflich auch sind einige seiner weltlichen Lieder, so z. B. das schöne Weinlied „auf grünen Bergen wird geboren," oder das Bergmannslied „der ist der Herr der Erde" u. s. w. Die epische Dichtung, welche gerade die Wirklichkeit als solche darzustellen hat, war nicht das Gebiet, wo sein Lorbeer grünte.

Von ihm:

Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. 2 Bde. Berlin 1802; 5. Aufl., ebd. 1838. — Dritter Theil, herausgegeb. von L. Tieck und Ed. v. Bülow. Ebd. 1846.

156. Die Schlangenkönigin.

Der Himmel war umzogen,
Es war so trüb und schwül;
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb sein seltsam Spiel.

Ich schlich in tiefem Sinnen,
Von stillem Gram verzehrt. —
Was soll ich nun beginnen?
Mein Wunsch blieb unerhört.

Wenn Menschen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr schweben,
Und fröhlich mit ihr seyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen, gleich den Winden,
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Frücht' und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrte sproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor;
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir war so bang zu Muthe,
Da sprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich seine Ruthe
Und sah mich freundlich an:

‚Warum mußt du dich grämen?
O weine doch nicht so!
Kannst meine Gerte nehmen,
Dann wirst du wieder froh.‘

Ich nahm sie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und stille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich so bei mir dachte:
Was soll die Ruthe dir?
Schwankt aus den Büschen sachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie schien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen sah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold bestreut.

Ich nahte mich ihr leise
Und traf sie mit dem Zweig:
So wunderbarer Weise
Ward ich unsäglich reich.

---

157. Der Sänger.*)

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen sein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

‚Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier;
Ich brachte Allen Lust und Frieden,
Doch keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

Man läßt mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht,
Es wird sich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend sehn sie nach den Früchten,
Und wissen nicht, daß er sie sä't;
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt.
O, knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband!
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch' Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?‘

Er sinkt im hohen Grase nieder,
Und schläft mit nassen Wangen ein:
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
„Vergiß anjetzt, was du gelitten,
In kurzem schwindet deine Last;
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Palast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne,
Bald endigt der verschlungne Lauf:
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treu'ste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.“ —

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes eh'rnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind;
Es steigt, von Lieb' und Weh' ergriffen,
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süßen Flammen
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtsam sich verborgen,
Weil sie der Zorn des Königs schreckt,
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein:
Da tritt, gelockt von den Gesängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süßem Drange
Zu ew'ger Lust den tiefen Schmerz.
Die Liebe gibt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

---

*) Aus „Heinrich von Ofterdingen.“

Johann Ladislav Pyrker von Felsö-Eör,

der Sohn eines Gutsverwalters, wurde zu Langh in Ungarn am 2. November 1772 geboren und erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Schule zu Stuhlweißenburg und auf der Akademie zu Fünfkirchen, worauf er sich, die Beamtenbahn zu betreten, nach Ofen begab, jedoch ohne Erfolg, da man ihm die Aufnahme in die Hauptkanzlei verweigerte. Er reiste nun, um eine Privatsekretärstelle bei einem Grafen in Palermo anzunehmen, nach Italien und schiffte sich in Neapel ein, ward aber nebst seinem Reisegenossen von einem Korsaren gefangen genommen und als Sklave nach Algier gebracht. Glücklicher Weise gelang es ihm bald wieder, zu entkommen. Ueber Venedig nach Wien zurückgekehrt, trat er 1792 in den Orden der Cistercienser zu Lilienfeld in Unterösterreich, machte seine theologischen Studien im Seminar zu St.-Pölten, wurde 1796 Priester, verwaltete mehrere Klosterämter und kam 1807 als Pfarrer nach Sirnitz, einer zum Stift gehörigen Pfarrei. Im J. 1811 wurde Pyrker als Prior in das Stift berufen und im folgenden Jahre zum Abte desselben erwählt, 1818 zum Bischof zu Zips in Ungarn, 1820 zum Patriarchen von Venedig, 1821 zum Primas von Dalmatien und wirklichen Geheimrath ernannt, und im Februar 1827 vom Kaiser zum Erzbischof von Erlau und Erb-Obergespansherrn der Heveser Gespanschaft erhoben.

* * *

Pyrker ist rühmlich bekannt durch seine im klassischen Versmaß gedichteten Epen: Tunisias, Rudolfias und die Perlen der heiligen Vorzeit, von welchen erstere in's Ungarische, letztere (die Perlen) in dieselbe Sprache, zweimal in's Böhmische, viermal in's Italienische, und in's Lateinische übertragen wurden. Kraft und Würde der Darstellung, Bestimmtheit der Charakterzeichnung, meisterhafte Behandlung der Sprache und des Versbaues, sind die schätzbaren Vorzüge derselben; doch vermißt man die schöpferische Frische und den Zauber originell anschauender Phantasie. — Seine „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“ enthalten manche anmuthige idyllenartige Darstellung vom Standpunkt elegischer Anschauung, nicht ohne Melodie der Empfindung, welche sie durchklingt und erwärmt.

Er gab heraus:

Historische Schauspiele. (Inh.: Die Korwinen; ein Trauerspiel in 1 Akt. — Karl der Kleine, König von Ungarn; ein Trauerspiel in 5 Akten. — Zrini's Tod; ein Trauerspiel in 5 Akten.) Wien 1810.

Tunisias. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen. Wien 1819. — 3te verb. Aufl., ebd. 1826.

Perlen der heiligen Vorzeit. Ebd. 1821. — 2te vollst. Ausg., ebd. 1826.

Rudolf von Habsburg. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen. Wien 1825. — Neue vollendete Ausg. Mit d. Portr. des Verf. 1826.

Sämmtliche Werke. 3 Bde. Stuttg. 1832—34. — Neue, durchaus verb. Ausg. 1843.

Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel. (Gedichte.) 12 Lieferungen. Leipzig 1842, 43.

Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Stuttgart 1845.

---

158. Karl's V. Landung in Tunis.*)

(1536.)

Dreimal die Länge des Manns, schied noch ein Raum die Vereinten
Von dem Gestad', als Deutschlands Volk den ragenden Speerschaft
Senkend hinab in den Grund, im sausenden Schwunge der Glieder,
Allen zuvor, den feindlichen Boden errang, und es wähnten
Dort die Krieger noch lang': es schwanke der Boden und weiche
Unter den Füßen zurück. Rasch hüpften die muthigen Rosse
Nach dem Strande hinaus; der sandigen Bahn sich erfreuend,
Hüpften, und sprangen, und schlugen sie aus, und wieherten laut auf.
Schaaren auf Schaaren entstiegen dem Bord', und bedeckten das Ufer
Weitumher, wie im Morgenwind aus tieferen Thälern,
Kräuselnd, der Nebel sich hebt, und des Bergs Abhänge verhüllet.
Doch nun trat im schimmernden Waffenschmucke der Kaiser
Freudig an's Land, und hob sich im kreisenden Schwung auf das Streitroß,
Das, von erles'nem Blut und Geschlecht, und herrlich gestaltet,
Auf Andalusiens blühender Flur, frei weidend, heranwuchs.
Als er, die Reihen entlang, hinflog auf dem schnaubenden Rosse,
Tönte Gejauchz' ihm nach; er rief den Geordneten also:
„Krieger, wir stehen auf Feindes Land, wo herrlich des Ruhmes
Laufbahn glänzt, und Gott uns ruft zur Christenerrettung!
Schweben die Sieg' euch vor entschwundener Jahre? Gedenkt ihr
Eures errungenen Ruhms, nicht harrend entflammenden Aufrufs,
Tapfer zu seyn? Ihr denkt's: denn Muth in den glühenden Augen
Seh' ich, der nur vorwärts strebt, und voll Todesverachtung
Lächelt im brausenden Sturm der Donnergeschosse. Nur haltet
Eisern auf Mannszucht stets, und auf Ordnung! Wer solche verschmähet,
Schafft Unheil sich selber, und schafft dem Heere Verderben.
Ha, schon nahet der Feind! Jetzt vor: in geschlossenen Reihen
Greift die Unzähligen an, und erringt euch herrlichen Siegsruhm!“
Sagt' es, und hieß nun links und rechts die Flügel des Heeres

*) Aus „Tunisias. Ges. VI, V. 82—179.

Rasch vorgehn, und eilen, gesondert, des Vorder- und Nachzugs
Ordnungen, er in der Mitte zugleich mit dem tapfern Guasto,
Ueber Hispania's Volk und Oestreichs Schaaren gebietend.

Siehe, den Vorderzug, der tausend tyrolische Schützen
Zählete — sie, vor Allen geübt, das Schwarz' in den Scheiben,
Und in dem Busen das Herz aus dem schmetternden Rohre zu treffen,
Führete Lichtstein vor, und es folgten ihm, leuchtenden Blickes
Tausend Reiter, Bohemia's Söhn', in Eisen gehüllet;
Aber das Fußvolk, das in dem Heere das Leichte benennet,
Und aus den Reih'n der allvereinten Völker erwählt war,
Rief Toledo [1]) in's Feld: fünftausend erlesene Krieger.
Links an dem Flügel des Heers, Lusitania's Krieger und Flanderns
Einend, schaltete Ludwig [2]), der Held, und zehenmal tausend
Krieger zu Fuß gehorchten ihm. Rechts, an der Zahl und an Kampfmuth
Gleich, gehorchten Alarkons [3]) Ruf Italiens Völker.
Diesem zur Seit' entbot dreitausend geharnischte Reiter
Alba zum Kampf, und, jenem gesellt, beherrschte der Sprößling
Hunyadis, gleich an der Zahl, roßtummelnde, kühne Magyaren.
Aber im Nachhalt stand, mit dem tapfern Mendoza, der Ritter
Edele Schaar, und zugleich den Blick auf den Heldengebieter,
Eberstein, gerichtet, der Hauf' gewaltiger Deutschen. —

Jetzo mit Allah-Geschrei und wildauftobender Mordgier
Nahte der Feind und Staub quoll auf. Wie in Tagen des Lenzes
Hoch im Gebirg' ein Brand durchwüthet die Waldung: da glimmt nur
Dunkel die Gluth aus dem saftigen Holz, nur qualmender Rauch steigt
Auf in die bläuliche Luft: so umhüllte der Staub die Umgegend.
Dragut jagte die Schaaren heran. Voll glühender Mordlust
Sah er nur Feindes Blut, und dachte, die landenden Haufen
Schnell zu erwürgen im Kampf; doch jetzt, die Geordneten schauend,
Saß er erstarrt und stumm in dem Sattel: ihm stockte der Odem;
Dann aufstöhnet' er laut, und rief zu den folgenden Schaaren:
„Mußte sie heute so bald entfliehn die neidische Sonne,
Uns nicht gönnend den Ruhm, des Feindes verächtliche Haufen
Schnell mit würgender Hand vom Antlitz der Erde zu tilgen?
Aber sie schaue noch hier mit den letzten, verlöschenden Blicken
Unseren Sieg, und die Erde, von feindlichem Blute geröthet.“ —
Und er entriß alsbald dem Numidier, fluchend, den Bogen,
Zielet' und schoß: da schwirrte der Pfeil in der sausenden Luft hin,
Und durchbohrte die Brust Waldsteins, des tapferen Feldherrn,
Der aus den Mauern Prags, Bohemia's glänzender Hauptstadt,
Kühn in den Kampf auszog, und daheim die Mutter und Gattin,
Jammernd, verließ. Sie harren und schau'n durch quellende Zähren
Oft nach der Straße hinaus, die er ging, und harren vergeblich
Freudigen Wiedersehns; ihn decket die Erde von Tunis.
Seitwärts sprang sein Roß, und er sank, festhaltend den Zaum noch,
Häuptlings hinab, und färbte mit glühendem Blute den Boden.
Dragut's Hohngelächter erscholl; zu den Seinen sich wendend,
Rief er grimmig: „Seht, der Himmel verkündigt den Sieg uns,
Der die mordende Spitze gelenkt! Ein feindlicher Führer
Schläft dort, blutend, im Staub und wird wohl nimmer erwachen.
Ha, nichts sehnlicher wünschte mein Herz, als Alle mit einmal
Also vernichtet zu schaun, daß keiner entrönne dem Tod hier!“
All' aufbrüllten zugleich: Numidier, Mauren und Türken;
Schwangen den ragenden Speer und tummelten feurige Roff' um.
Dicht, wie Flocken des Schnees herstürmt der heulende Nordwind,
Flog ihr Geschoß: hellschwirrende Pfeil' und schmetternde Kugeln,
Sausenden Lanzen vermengt. Da fiel in den Reihen des Vortrabs
Mancher der Männer — da wälzten sich blutende Roff' in dem Staub' dort.
Doch schon brauste mit reisigem Volk' und verhängetem Zügel
Lichtstein hin, um mächtiger, vorgebeugt aus dem Sattel,
Einzuhau'n, links, rechts, in die wimmelnden Haufen, und Haufen
Sanken in Ströme von Blut. Tyrols kampfrüstige Schützen,
Mit Toledo's erlesener Schaar den Reisigen folgend,
Eilten im Sturmschritt vor und feuerten rasch in die Reihen
Tödtliches Blei: nun einzeln, dann vereint, im Gekrach' hin.
Hunderte stürzten, und jetzt, ergriffen von Angst und Entsetzen,
Wandte den Rücken der Feind; er floh in dem stäubenden Feld fort.
Bald schied unabsehbarer Raum die Streitenden. — — —

---

[1]) Pedro Alvarez de Toledo, Vicekönig von Neapel, ein Sohn des zweiten Herzogs von Alba, bekam mit seiner Gemahlin Maria Osorio Pimentel den Staat von Villa franca, und war der Schwieger des ersten Herzogs von Florenz, Cosmus von Medicis.

[2]) Ludwig, Prinz von Portugal, Karls V. Schwager.

[3]) Einer der tapfersten spanischen Feldherrn Carls V.

159. Der arme Sennt.*)

Thürmend ragt ein Fels empor
An des Sennten Hütte;
Duftig zieht ein Nebelflor
Fort an seiner Mitte,
Und verschwimmt im tiefen Thal,
Wo des Waldstroms Fluthen
Hin zum nahen Wasserfall
Sich im Laufe sputen.

Lichter wird es rings umher,
Denn die hehre Sonne
Hebt sich aus dem Nebelmeer
Aller Welt zur Wonne.
Gemsenpfeifen, Vögelsang
Tönt den Wald herunter,
Und was lebt das Thal entlang,
Fühlt sich froh und munter.

Doch der Sennte, schmerzgebeugt,
Thränen statt der Lieder,
Erdenwärts den Blick geneigt,
Schwankt zum Dorfe nieder;
Alsbald dringen aus dem Thal
Auf die Trauerklänge:
Von dem Kirchlein Glockenschall,
Fleh'n, und Grabgesänge.

Ach, der Aermste kehrt zurück,
Wirft sich hin zur Erde,
Schluchzt, und klaget dem Geschick
Mit des Weh's Geberde:
„Dort liegt nun die traute Maid
Eingesargt im Grabe. . .
Endlos ist fortan mein Leid,
Werthlos meine Habe!"

„Was soll mir die Alpe doch —
Was die Schaar der Kühe?
Ohne sie zu leben noch
Lohnte nicht der Mühe:
Wenn nicht laut ihr Jubelsang
Schlüg' an Felsenwände,
Und mein Herz, so angst und bang
Dort sie nimmer fände!" —

Als ich einst vorüber kam,
Stand die Senn' verödet,
Denn des Treuen tiefer Gram
Hatte ihn getödtet;
Und ich fand ein Doppelgrab
An des Kirchleins Mauer,
Wo der Herr ihm Ruhe gab
Nach so herber Trauer.

---

160. Die Schneelavine.

Die Sonne hing am ersten Mai
Erglüht am Himmelsbogen,
Es schien, ein jedes Lüftchen sei
Von dannen fortgezogen;
Nun sank erstickend heiße Luft,
Gleich feuchtem Qualm aus dumpfer Gruft,
Der Menschenbrust zuwider,
Rings in die Thäler nieder.

Schön Röschen kam im Sonntagskleid
Zurück vom Kirchengange;
Auch ihr Verlobter war nicht weit,
Denn stets ward ihm so bange,
Wenn sie mit ihrem sanften Blick
Nicht nährte seines Herzens Glück,
Da seit den Kindheit-Jahren
Sie hier sich alles waren.

Nun rief sie ihm mit holdem Laut:
„Wie, wollen wir nicht sehen,
Ob nicht der Schnee dort oben thaut
Auf unsern Alpenhöhen,
Und wir in dieser schönen Zeit,
Zur Alpenauffahrt schon bereit,
Zum langersehnten Mühen
Mit unsern Rindern ziehen?"

Er winkt ihr lächelnd Beifall zu,
Und, Arm in Arm verschlungen,
Ward alsbald, sonder Rast und Ruh,
Der erste Kulm errungen.
Doch immer höher führt der Weg,
Bis endlich auf dem Wolkensteg
Sie an den Felsenplatten
Die Alp' erklommen hatten.

Da ficht das Mädchen an die Lust
Ihr Sennerlied zu singen;
Sie ruft es aus mit voller Brust,
Daß rings die Höh'n erklingen,
Und bald im frohen Wiederhall
Die Felsenschluchten überall
Von lauten Freudentönen
Bis in die Ferne dröhnen.

Er steht, und horcht ihr frohen Blicks —
Umfaßt sie mit der Rechten.
O Menschen, denkt des Wehgeschicks,
Mißtraut des Luftraums Mächten:
Sie neiden euch solch Himmelsloos,
Es ist für Sterbliche zu groß;
Oft kömmt mit leisen Tritten
Das Unglück schnell geschritten!

Die Lüfte hat der Schall erregt
Rings an den Gletschermauern:
Die letzte lose Schneeschicht regt,
Und blähet sich in Schauern,
Und stäubt empor im Wirbelwind
Hochauf zum Himmel, blitzgeschwind,
Als jetzt im dumpfen Grollen
Die Massen niederrollen.

Nachstürzen, schmetternd, Fels und Wald
Hinab zu tiefen Gründen,
Als weithin Donnersturm erschallt,
Die Schrecken zu verkünden;
Er ras't, und tobt, und ruhet nicht,
Bis endlich dort sein Grimm sich bricht,
Und wie in letzten Zügen
Die Trümmer ringsher liegen.

Getrennet wurden durch die Wucht
Des Ungethüms die Beiden.
Ihn riß sie mit — ihr Auge sucht
Den Ort zu unterscheiden,
Wo er begraben lag im Schnee,
Sie schaut umher im furchtbar'n Weh'
Und fleht, und ringt die Hände,
Ob sie nicht Hilfe fände?

*) Aus den „Liedern der Sehnsucht nach den Alpen".

Und ach, sie klagt sich selber an
Mit glühend heißen Thränen:
Sie hab' allein den Fehl gethan,
Als in des Herzens Sehnen
Sie nicht die böse Neigung mied,
Und laut auffang ein weltlich Lied,
Wo dann des Mundes Lauten
Des Schnee's Gefieder thauten.

Dann fleugt sie rasch hinab in's Thal
Mit hocherhob'nen Armen,
Und fleht um Rettung überall —
Um Mitleid und Erbarmen.
Bald folgen hundert Menschen ihr
Mit Hau'n und Spaten für und für,
Bis sie, der Maid zu frommen,
Zur Unglücksstelle kommen.

Dort gräbt man rastlos Tag und Nacht,
Wie ihre Wink' es hießen,
Daß Arm und Bein und Rücken kracht,
Und Ströme Schweißes fließen.
Sie gräbt umsonst, so sehr sie strebt,
Die blut'ge Hand am Spaten klebt,
Und ihre Kräfte schwinden;
Nicht will sich Rettung finden.

Doch jetzo tönt es dumpf und hohl,
Nah an des Schneeberg's Wänden:
Da knie't sie nieder, hoffnungsvoll,
Und scharrt noch mit den Händen,
Bis endlich doch die Hülle sinkt,
Hervor ein mattes Auge blinkt,
Und aus des Eises Bogen
Der Sennte wird gezogen.

Den höhlte sich sein Odem aus,
Und hielt ihn noch am Leben,
Bei all des Jammers Nacht und Graus
Dem Ew'gen still ergeben.
Wie jauchzt sie nun zu ihm empor,
Wie lieblich füllen Herz und Ohr
Des Dankes fromme Laute,
Daß er dem Herrn vertraute!

Und als sie jetzt mit Hand und Mund
Den Rettern Dank gespendet,
Umfaßt sie ihn zum neuen Bund,
Der nimmer, nimmer endet;
Sie hofft vom gütigen Geschick,
Nun stehe fest ihr Lebensglück,
Und eilt in Windesschnelle
Mit ihm zur Waldkapelle.

Dort liegen sie auf ihren Knie'n,
Und beten lang im Stillen.
Sie wollen jährlich dorthin zieh'n,
Und ihr Gelübd' erfüllen:
Daß Gottes unermeß'ne Huld,
Die mild erhebt aus Sünd' und Schuld,
In frommen Sangesweisen
Noch Kind und Enkel preisen!

Heinrich Joseph von Collin,

geboren zu Wien am 26. Dezember 1772, der Sohn eines dortigen Arztes, erhielt seit 1782 im Löwenburgischen Stifte die Grundlage seiner gelehrten Bildung; studirte später die Rechte; trat 1795 als Praktikant bei der k. k. Hofkanzlei ein; ward zwei Jahre darauf Hofconcipist bei der obersten Finanz- und Commerzhofstelle und arbeitete sich von Amt zu Amt empor, bis er 1801 Hofrath bei der Geheimen Creditshofcommission und Ritter des Leopoldordens wurde. Bald aber erlagen einer zu angestrengten Thätigkeit seine Kräfte; ein Nervenfieber endete sein Leben den 28. Juli 1811. — Ihm wurde ein Denkmal in der Karlskirche zu Wien gesetzt, für welches aus allen Provinzen der österreichischen Monarchie die Beiträge so reichlich einliefen, daß aus dem bedeutenden Ueberschusse zum ewigen Gedächtniß des trefflichen Dichters und Patrioten ein Stipendium für unbemittelte Rechtsbeflissene gestiftet werden konnte.

* * *

Das poetisch Bedeutendste leistete Collin durch seine Trauerspiele Regulus, Mäon, die Horatier und Curiatier u. a., welche einerseits aus dem Bestreben hervorgingen, antiken Charakter des Drama ganz auf deutsche Bühnendichtung anzuwenden, und andererseits, Schiller's Richtung in Fortbildung historischer Behandlung des Stoffs zu eigenthümlichen Schöpfungen gleichsam zu vollenden. Man findet darin mehr erhabene Gesinnung, als Gemälde menschlicher Leidenschaften. Unter seinen lyrischen Erzeugnissen haben den meisten Werth seine aus edler Patriotenbrust erklungenen Wehrmannslieder (freilich mehr ahnungstrüb als schlachtfreudig), und seine zur Verherrlichung des Kaiserhauses gedichteten Romanzen. Kaiser Albrechts Hand und Herzog Leupold sind stofflich interessante, schön und kräftig veranschaulichte Darstellungen, ergreifend und erfreuend durch die Seelengröße der Helden. In letzterer ist die Großthat der Solothurner (wie sie sich wohl in der Weltgeschichte kaum wieder findet, der selbst die edle Hilfe, welche die Drontheimer im Januar 1719 ihren Feinden bringen wollten, an Größe nachsteht), würdig besungen. Am bekanntesten ist Kaiser Max auf der Martinswand. Die Quelle dieser Dichtung ist Fugger im Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich. Sie verdient nicht minder der Composition wegen, als der dramatisch-lebendigen Darstellung und richtigen Zeichnung der Charaktere und Situationen vor den übrigen den Vorzug. Das Gebet, womit Max auf der Höhe des Zirlberges (von der nächsten Kirche und altem Schloß zu St. Martin, und weil er gleich einer gemauerten Wand empor an die Wolken sich gipfelt, St. Martinswand geheißen) inbrünstig zur Dreifaltigkeit fleht um Gnade und Aufnahme in der Gläubigen Verein, ist in mehreren Chrestomathien, unbekümmert um den dadurch zerrissenen Strophenbau, als unwesentlich und den rascheren Gang der Handlung hemmend weggelassen; doch ist dasselbe der Situation nicht unangemessen und sind die von einander getrennten Gruppen, der Kaiser auf der Felsenwand, das Volk im Thal, durch dieses Gebet und die heilige Handlung vollkommen zur Einheit gebracht.

Schriften:

Wiener Hoftheater-Almanach für 1804—1807, herausgegeben. Wien.
Gedichte. Ebd. 1812.
Werke. 6 Bde. Gesammelt und mit Biographie herausgegeben von Matthäus v. Collin. Ebd. 1812—14.
Trauerspiele. 3 Bde., Berlin 1828.

161. Kaiser Albrechts Hund.

Voll Unmuths und ergriffen von finsterm Menschenhaß,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Albrecht saß.
Ihm durfte niemand nahen, er wollte niemand sehn;
Er ließ die Weltgeschäfte, so wie sie wollten, gehn.

Die nahmen für ihn freilich wohl ärgerlichen Lauf.
Unruhig war der Deutsche, der Schweizer stand schon auf,
Der Schwabe wollte Hansen;*) doch Hansens Uebermuth
Der machte ja vor Allem dem Kaiser böses Blut.

Oft rief er seinem Hunde — der Hund war ihm getreu —
„Steh du mir, treuer Packan, vor falschen Menschen bei!"
Da kroch der Bullenbeißer sogleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte Jeden fort.

Die Schranzen nahten leise: da hob er nur den Kopf,
Und knurrte, — hei! sie flohen, als hielt' er sie am Schopf.
Der Marschalk einstolziret, den springt er grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den stolzen Mann.

Nun Herzog Leupold nahet mit leichtem Jünglingsschritt;
Es kennt der Hund von weitem des Kaisersohnes Tritt,
Und eilet ihm entgegen, und wedelt mit dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwei Beinen in freundelichem Tanz.

Die Tatzen auf den Schultern, gibt er ihm manchen Kuß;
Der Herzog sanft erwiedert durch Streicheln seinen Gruß.
Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandelnd hin zur Schwell';
Da springt der Hund inzwischen mit Winseln und Gebell,

Und faßt mit Kraft den Mantel, und zerrt den Herrn zurück,
Und schmeichelt ihm nun wieder mit flehentlichem Blick.
Schon war der Herr unwillig, und gab ihm einen Stoß, —
Und ging im Doppelschritte rasch auf die Thüre los.

Der Hund kennt seine Pflichten, und setzet nach in Hast,
Am Halse schnell den Kragen er fest dem Herzog faßt,
Da ballt die Faust Herr Leupold und gibt ihm einen Schlag; —
Der Hund hielt nie mehr Wache. Wohl war's sein letzter Tag.

Wie klug nun auch der Herzog die Flucht in Eile nahm;
Denn allzubald die Mähre vor Albrecht's Ohren kam:
Man habe vor der Thüre den Hund gefunden todt,
Erschlagen ohne Zweifel; — der Boden sei noch roth.

Der Herr, unmaßen grimmig, berief den ganzen Hof,
Den Ritter und die Frauen, den Knappen und die Zof',
Die Söhne mit Herrn Hansen; dem war er nimmer gut:
Ihn zieh er schon im Stillen des treuen Packans Blut.

Der Hof war nun versammelt, der Herr im Thronsaal sitzt,
Sein vorgetretnes Auge ganz blutdurchströmet blitzt;
Es bebet ihm die Lippe, ha! furchtbar anzuschau'n,
Darum wohl fühlet Leupold im Herzen heimlich Grau'n.

Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund war meine Lust,
Das war von euch wohl Jedem seit Jahren her bewußt,
Recht mich in's Herz zu kränken, traf ihn der Todesschlag;
Doch zittern mag der Mörder. Die That muß mir an Tag.

Wer mir den Thäter kündet, und sei's ein schlechter Knecht,
Belehn' ich reich mit Gütern, aus vollem Kaiserrecht.
Weh aber ihm, dem Mörder! Er soll von meinem Thron
Entfliehen als ein Bettler, und wär's — mein eigner Sohn!"

*) Johannes von Schwaben, Sohn Herzogs Rudolf von Schwaben, Neffe des Kaisers. Albrecht verweigerte ihm die Belehnung mit Schwaben, und dies brachte Hansen so auf, daß er bekanntlich später den Kaiser ermordete; daher sein Name Johannes Parricida (Vatermörder).

Da siehet Leupold neben der schöne Friederich;
Schnell zu des Vaters Füßen erwirft er flehend sich,
Und ruft: „„Verzeihung, Vater! ich schlug den Packan todt;
Er fiel mich an so wüthend; es that mir wahrlich Noth.““

Und Albrecht, sich vergessend, die Hand empor schon schwingt,
Als schneller aus den Schaaren vorfliegend Leupold dringt,
Und fängt die Hand des Kaisers, und rufet: „„Vater, halt!
Mich trifft ja nur nach Rechten nun Deines Zorns Gewalt.

Mein Friederich, nicht lüge! Wie bist du gar so gut!
Für mich zu sterben, wahrlich, deß hättest du wohl Muth!
Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl nicht die Kraft;
Hab' ich ja selbst zum Schlage mich ganz empor gerafft.““

Schnell Friederich entgegnet: „„Nicht traue seinem Wort,
Er will mich retten, Vater, will in die Welt nun fort;
Stets strebt zum heil'gen Lande sein ehrbegier'ger Sinn!
Doch hätt' wohl Oestreich nimmer von diesem Zug Gewinn.““

„„Durch Gott!““ aufbrauset Leupold, „„wohl zeigt es meine Hand;
Noch ist vom Schlag sie blutig, und auch des Wamses Rand.
Jetzt magst du, Herr, mich bannen aus Deinem Angesicht;
Es sei! Nur, Herr, entziehe mir Deinen Segen nicht!““

Dem guten Bruder Friedrich das Aug' in Thränen schwellt,
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut schluchzend fällt;
Der Kaiser beide Augen sich mit den Händen drückt,
Dann schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll niederbückt,

Und leget ihre Häupter wohl sanft an seine Brust,
Sie küssend und sie herzend mit wahrer Vaterlust.
Es sieht der Hof mit Staunen: der strenge Vater weint;
Deß hätten sie ihn fähig wohl nimmermehr gemeint.

Anjetzt der Kaiser saget zum edlen Brüderpaar:
„Zwei Dinge werden plötzlich nun meinem Geiste klar:
Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut aus Gottes Hand;
Gelobet sei der Höchste, daß ich euch gut erfand!

Und: Habsburg kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich
So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich.
Und wie die Feinde drängen, und wie der Meuter bellt:
Ihr, Brüder, stellt euch siegend entgegen einer Welt!“

---

162. Herzog Leupold vor Solothurn.

(1318.)

An Solothurn's Mauern ein Herold naht,
Trommetet, dann ruft er die Worte:
‚Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
So büßet, Verräther, dem Kaiser die That!
Von Mittag und von Mitternacht
Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
Entschlossen, die Wälle zu stürmen,
Und sollt' ihr zum Himmel sie thürmen!'

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort:
Schon fluthen der Reisigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, siegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Hast
Entschaaren sich vielgeschäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße, und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,
Bis wohlgefügt die Brücke steht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob sich die Luft von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehn sie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund:
Und krachend, rastlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde*).

*) Blyde, ein Schleudergerüst, ähnlich dem römischen Ballisten.

Wo schützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt, auf dem Wall sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh! rings Verwüstung, Mord und Graus!
Doch steht der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände.

Auf lodern die Dächer und stürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle lassen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf;
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapfersten selbst erblassen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.
„Du Gott," so ruft er, „beugst uns sehr!
Uns kleine Schaar umbraust ein Meer;
Hier würden sich Helden nicht Sieg erwerben;
Eins bleibt uns nur: als Männer zu sterben!

Ein Freier hab' ich in Ehren gelebt;
Vor Schmach und Kerker und Ketten
Wird dieser Stahl mich retten;
Nie hab' ich dem Tode gebebt!
Der Kinder, Greise', Weiber Loos,
Das leg' ich, Herr, in deinen Schooß;
Willst unserm Fleh'n dich gnädig erzeigen,
Muß endlich der Stolze sich dennoch beugen!"

Als gläubig der Greis empor noch schaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen,
Daß Jeder sich kreuzt, daß Jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub;
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in's Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es sich versieht,
Da wanken die Thürme; sie sinken, sie fallen,
Zertrümmert, zersplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens ist Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft; — des Herrschers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen, nicht Ohren,
So steh'n sie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit sausendem Falle,
Braust ab mit reißendem Schwalle: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth.
Die Brunst erlischt dem Wasserfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter selbst auf hohen Rossen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„„Schicksal,"" zürnt Leupold, „„du triffst mich hart;
Trotz biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien,
Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
Nicht laß' ich mir kürzen Haar und Bart,
Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
Tod und Verderben soll sie ereilen,
Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!""

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft.
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Luft! —
Die neue, dringende, höchste Gefahr
Nimmt Leupold mit Entsetzen wahr:
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnsinn,
Läßt schnell sie mit Steinen beschweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht an's Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher schwillt der Fluß,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guß.
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer!
Aufschallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abstürzt sich Leupold vom hohen Roß,
In die Fluth hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen;
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grausem Schmerz,
Und schlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: „„Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen,
Mich strafe, mich! Nur rette die Armen!""

Und sieh! aus der Stadt schon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin;
Ihm glückt's, den Ersten empor zu ziehn.
Durch Feindeskraft, durch Feindessorgen
Sind Alle gerettet, sind Alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeschrei;
Doch Leupold blickt dankend nach oben,
Stimmt an: „„Herr Gott, dich wollen wir loben!""
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht:
Knechtschaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdiger'n senden.

Befiehlt: „„Wann sich röthend der Tag erneut
Magst du am Thor als Herold erscheinen,
Und fordern sogleich vom Feinde die Meinen,
Die später doch einst mein Arm befreit.
Er selbst bestimme das Lösegeld;
Wie hoch es kommt, wie schwer mir's fällt:
Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
Will ich es gern und redlich bezahlen.

Nur daß sich die Stadt nicht etwa vermißt,
Will Freiheit für Freiheit bedingen!
Ha, dazu ließe sich Leupold nicht zwingen,
Der nie geschworener Rache vergißt!
Wenn sie mit der Unsern Tode dräun,
Sag dann, ich könnt' auch grausam seyn.
Für der Gefangenen Leben und Leiber
Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!""

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch! von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug auf's Pferd sich schwinget;
Und alles erwacht, und eilet und schaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir sehen uns wieder!"

Fest spricht der Graf den Herzog an:
„Ich segne die heilige Stunde,
Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.
Sie Alle zu retten genoß ich das Glück!
Drum nehmt auch frei sie Alle zurück!
Was zwischen uns bleibet zu rechten,
Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten!“

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild stumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach,
Und spornt sein Roß, und jagt ihm nach:
„„Halt!““ ruft er, „„ein Wörtchen laß mich noch sprechen:
Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen!

Du wagst mir zu trotzen im Uebermuth,
Willst mich durch Großmuth bezwingen?
Das soll dir, bei Gott, nicht gelingen!
In mir wallt Rudolfs erlauchtes Blut.
Der eigenen Sache künd' ich den Krieg;
Und schon gewonnen ist der Sieg!
Ich ziehe nach Hause mit all' den Meinen;
Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!““

---

163. Kaiser Max auf der Martinswand in Tyrol.

(Ostermontag 1493.)

„Hinauf, hinauf!
In Sprung und Lauf!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar;
Wo das Menschengewühl zu Füßen mir rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Das ist der Ort, wo die Majestät
Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
Die steile Bahn
Hinan! hinan!
Dort pfeifet die Gemse! Ha, springe nur vor;
Nachsetzt der Jäger und fliegt empor!

Gähnt auch die Kluft
Schwarz wie die Gruft;
Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
Wer setzet mir nach? 's war ein Kaisersprung!
Klimm', Gemse, nur auf die Felsenwand!
In die luftige Höh', an des Abgrund's Rand,
Mach' ich mit Eisen mir doch Bahn.
Nur muthig hinauf, nur muthig hinan!
Jetzt ohne Rast
Den Strauch erfaßt!
Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läßt,
So hält mich im Fall die Klippe noch fest.“

Der Stein nicht hält;
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennt er Glück — Gott sei's geklagt!
Einbrachen die Knie', doch blieb er steh'n,
Und taumelt' sich aus; da mußt' er nun seh'n:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand,
Der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher.
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut;
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch!
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden niederführt!“

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Da steht des Kaisers Majestät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich, schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte stund,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
‚Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
Das ist, bei Gott, eine Menschengestalt!‘
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm staunend das Wunder zeih'!
‚Gott sei mit ihm!‘
Ist's eine Stimm':
‚Der steht dort oben in großer Noth,
Muß arg wohl erleiden den Hungertod.‘

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
Hoch auf den Alpen klomm er empor,
Daß ihn des Jägers Blick verlor.“
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt;
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
‚Dann schaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!‘

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor:
„Herr Kaiser, seid Ihr's, der steht in der Blend',
So werft herab einen Stein behend!“
Und vorwärts nun woget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daß zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volk's Geheul,
Auf eine Meil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammer laut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? Was rauscht empor?"
Er sieht und lauscht;
Fort wühlt's und rauscht —
So harret er aus, ohn' Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach; —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht er allein:
Gewiß zu seyn,
Eh' die Besinnung ihm verfließt,
Ob Hilfe bei Menschen noch möglich ist?

Bald wußt' er Rath
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' an's Volk, und wickelt' behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewichtigen Marmorstein;
Ließ fallen die Last in die Tiefe hinab, —
Und horcht', — kein Laut, der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr;
Drum findet vom Volke sich Niemand ein,
Dem Herrn ein Bote des Todes zu seyn.

Der Kaiser (wie hart!)
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt' es vergeblich seyn,
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hilfe möglich, sie riefen es mir,
So harr' ich nun sichrer des Tod's allhier."
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammt das Herz der heilige Geist,
Daß er sich schnell von dem Irdischen reißt,

Wegstößt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt er zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vließ:
Was sollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief:
„So heißt der Brief!
Viel Dank, Tyrol, für deine Lieb',
Die treu in jeder Noth mir blieb.
Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth;
Das soll ich nun büßen durch Leib und Blut.
Bei Menschen ist keine Rettung mehr;
Gott's Wille geschehe! Gerecht ist der Herr!
Will büßen die Schuld
Mit Muth und Geduld.
Mit Einem wohl könnt' ihr mein Herz erfreu'n,
Ich will euch den Dank im Tod noch weih'n.

Nach Zierlein eilt
Nun unverweilt
Ein Bot' um das heilige Sakrament,
Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
Und wenn der Priester steht am Fluß,
So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß;
Und wenn ich den Segen nun soll empfah'n,
So deut' es ein zweiter mir wieder an.
Sehr bitt' ich euch,
Fleht dann zugleich
Mit mir zum Helfer in aller Noth,
Daß er mich stärk' in dem Hungertod!"

Der Bote fleugt;
Der Priester keucht
Nun schon herbei, nun steht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuß.
Der schauet hinab, erblickt die Monstranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz,
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt,
Und siegt, und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell.

Und, o wie fleht
Sein heißes Gebet!
„O Gott, du Vater, allmächtig am Himmelsthron,
Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
Und du, hochheiliger Gottesgeist,
Der beide vereint das Heil uns weist;
O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
Verkündet laut die weite Natur!
O tauchte sich schnell
Im Liebesquell
Mein liebender Geist, umfaßte die Welt,
Die liebend am Herzen dein Arm erhält!

Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrod
Wünsch' ich, Unwürdiger, o wie sehr!
O sieh auf mich erbarmend her!
O Christus' Lieb', tritt bei mir ein,
Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
Die deine Lieb' so feurig beseelt,
Daß eines sie werden mit Gott und Welt.
Und weil ich nicht werth,
Was ich begehrt,
Ein einzig Wort aus deinem Mund
Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun soll empfah'n.
Der Herr sogleich auf Felsengrund
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
‚Dich segnet Gott
In deiner Noth,
Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist,
Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist.'

Nun allzumal
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knieen harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's; der Betenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland,
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das ‚Heilig' singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht:
Dahin, dahin,
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Elend zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
Doch folget mir schnell. Der Weg ist weit.““
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? sprich!“
„„Ein Bote, gesandt, um zu retten dich.““
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?“
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.““
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?“
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt!““
Drauf er sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in der Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt
Der Kaiser sich drückt;
Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt,
Am Gewölb' ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstroms brausender Fall,
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht, —
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor;
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben, und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt;
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch stand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Priester bei Fackelglanz
Steh'n, unermüdlich mit der Monstranz,
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, sein Herz hoch schwoll,
— 's war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
Seht, mich hat sein Engel zurückgebracht!“ *)

*) Anastasius Grün singt:

Wohl kündet uns die Sage aus grauer Ahnenzeit
Von einem Himmelsboten, der schützend ihn befreit,
Ja, wohl ein Engel war es, ein Schutzgeist, stark und kühn,
Des treuen Volkes Liebe, so nennt zu deutsch man ihn.

Karl Lappe,

der Sohn eines Landpredigers, geboren zu Wusterhausen bei Wolgast am 24. April 1773, studirte zu Wolgast und Greifswald, wo er Kosegarten's Schüler war, wurde dann Hauslehrer bei einer meklenburgischen Familie und später bei Kosegarten zu Altenkirchen auf Rügen, und erhielt 1801 eine Anstellung am Gymnasium zu Stralsund. Wegen Kränklichkeit nahm er 1817 seine Dienstentlassung und wohnte nun in Steinhagen, später in Pütte, unweit Stralsund, wo er sich auf eigenem kleinem Besitzthum mit ländlichen und literarischen Arbeiten beschäftigte. Im J. 1823 verlor er durch Brandstiftung Haus, Scheune und sämmtliche Vorräthe seiner selbstverlegten Schriften; nur die Handschrift seiner Gedichte konnte gerettet werden. Nachdem er sein Haus wieder aufgebaut, rief er (im September 1824) seine neun aus den Flammen geretteten Kinder wieder zu sich mit dem schönen Gedichte „Heimruf“.

* * *

Lappe, der Sänger des trefflichen Liedes „So oder so“ ꝛc., welches Beethoven so einfach als schön componirt hat, und anderer volksthümlich gewordener Poesien, nimmt zugleich als kräftiger Kampf- und Freiheitsdichter neben Arndt, Wetzel, Schenkendorff u. A. einen Ehrenplatz ein. Ungezwungene und einfache Natur, tiefes und reines Gefühl, geläuterte und bewährte Lebensphilosophie und durchgehends ein höchst edler Sinn tönt uns aus den Saiten seiner Lyra melodisch entgegen. Man findet bei ihm auch wohlgelungene Alliterationspoesie und Naturschilderung.

Seine Erzählungen und Balladen, größtentheils dem scandinavischen Sagenkreise angehörend, entbehren nicht der Volksmäßigkeit des Ausdrucks, sind aber in der Behandlung mitunter zu weitschweifig. Durch blühende Diction und schöne Architektonik des Strophenbaues empfiehlt sich besonders sein in Ottaverimen geschriebenes Epos „Miranda".

Er veröffentlichte:

Gedichte. Düsseldorf 1801. — Zweite Auswahl, Stralsund 1811.

Miranda, ein historisches Gedicht in drei Gesängen. Rostock 1809.

Glaube, Hoffnung, Liebe, Treue. Zu einem Kranze für das Leben gewunden. Leipzig 1810.

Kampfgedichte. Aus dem Feldzuge von 1813. Stralsund 1814.

Altes verjüngt. Der Jugend gewidmet. Nürnberg 1823.

Blätter. Heft 1, „Lied und Leben." Stralf. 1824; Heft 2 und 3, auch unter dem Titel „Vermischte Schriften". Stralf. 1829.

Friedhofs-Klänge. Ebd. 1831.

Klims und Gullivers wunderbare Reisen, im Auszuge für Jung und Alt herausgegeben. Ebd. 1832.

Die Insel Felsenburg. Eine Robinsonade für die Jugend. Nürnberg 1834.

Sämmtliche poetische Werke. Ausgabe letzter Hand. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 5 Thle. Rostock 1836. — Neue Aufl., 1840.

Blüthen des Alters (Gedichte). Stralf. 1841.

—

164. Der kleine Derik.

„Derik!" ruft der Pflanzer tief bekümmert,
„Wo bist du?" — „„O Derik, Derik!"" wimmert
Halb entseelt die Gattin durch den Wald.
Keine Ruhe soll die Mutter laben,
Bis sie findet ihren trauten Knaben.
„„Derik! Derik!"" — Keine Antwort schallt.

„„O mein Derik, soll ich so dich missen?
Wilde Katzen haben dich zerrissen.
O mein armes, mein verlornes Kind!
Oder lebst du? Hörst du noch mein Jammern?
Eilet, rettet, eh' sie ihn umklammern,
Deren Krallen schon gehoben sind!""

Ach, sie eilen, alle Hausgenossen,
Mitleidsvoll, in Thränenfluth zerflossen,
Fliegen, suchen, rufen durch den Hain.
„„Alles ist verloren und vergeben;
Ach, mein Derik ist nicht mehr am Leben!""
Ruft sie wild, gepreßt von Todespein.

In der Ohnmacht tief hinab geschlagen
Ruht sie starr; die stummen Männer tragen
Die gebeugte Mutter in das Haus.
Schon verronnen sind des Tages Stunden,
Alle Hoffnung ist zugleich entschwunden,
Und der Vater rauft das Haar sich aus.

Lautes Klagen jammert durch die Hütte —
Sieh, da nahet sich mit müdem Schritte
Noch ein Wilder und sein treuer Hund.
Teweniffa ist's, der auf der Reise
Als Bekannter einkehrt nach der Weise,
Mit dem Pflanzer hält er Freundesbund.

Und er sieht den Gastfreund bleich in Zähren,
Und er forscht, und brennet, schnell zu hören,
Was dem Hause diese Wunde schlug.
„„Laßt den Kummer, meine weißen Brüder!
Lebend oder todt, ich bring' ihn wieder,
Gebt mir Kleider, die der Knabe trug.""

Und man bringt sie; Teweniffa reibet
Seines Hundes Nüstern, und beschreibet
Einen weiten Zirkel mit dem Stab,
Wendet sich bedeutend zu dem Hunde,
Gibt durch Winke seines Willens Kunde,
Und hinweg rennt schnobernd Oniab.

Dicht den Boden mit der Schnauze rührend
Kreiset Oniab; die Fährte spürend
Schlägt er bald mit lautem Bellen an.
Emsig suchend stürzt er in's Gebüsche,
Alles folgt in wimmelndem Gemische,
Doch zuvor rennt weit der braune Mann.

Man verliert die Schnellen hinter Bäumen;
Aber sieh! nach einem kurzen Säumen
Rauscht der Wald, der Wilde kehrt zurück,
Einen Knaben trägt er auf dem Arme:
„„Bruder Weißer, laß vom bittren Harme!
Hier ist Derik, deines Lebens Glück!

Tief versteckt im Laub des Dickichts trafen
Wir das Kind, ermattet eingeschlafen,
Unverletzt, doch halb verschmachtet schon.""
Und der Vater hört es mit Entzücken,
Und die Mutter hört es, und sie drücken
An den Busen den geliebten Sohn.

Laute Wonne folgt auf tiefe Schmerzen:
Freudetaumelnd küssen sie und herzen
Bald den Knaben, bald den wilden Mann,
Bald den Hund, den redlichen getreuen,
Der verständig scheint sich mit zu freuen;
Unter Jubel bricht die Nacht heran.

Als durch's Laub des Morgens Strahlen brannten,
Schickt' Lefevre rings zu den Bekannten,
Alle Pflanzer ladet er zum Schmaus.
Und sie kommen willig zu dem Feste;
Treue Nachbarn, vielwillkommne Gäste,
Strömen sie theilnehmend in das Haus.

Biederherzig, sonder Falsch und Tücke,
Freut sich Jeder in des Hauses Glücke;
Traulich um den Vater steht ein Schwarm,
Um die Mutter, die den Spätgebornen,
Ach, den Todtbeweinten, den Verlornen,
Stets noch hält in liebevollem Arm.

Doch, gepreßt vom rauschenden Gedränge,
Flüchtet Teweniffa aus der Menge,
Sitzt bescheiden in dem Schoppen hin;
Denn er dünkt sich bei dem großen Feste
Den Geringsten der geladnen Gäste,
Unverstellt, mit ahnspruchlosem Sinn.

Ihn vermißt Lefevre aus dem Kreise;
Kundig längst des Mannes stiller Weise,
Sucht er schnell den zu bescheidnen Freund.
Aus dem Schoppen führt er, tief gerühret,
Seinen Gast, der mehr, denn sich gebühret,
Von dem Wirthe sich gefeiert meint.

Und Lefevre kann der Fluth von Zähren
Heißen Danks nicht länger sich erwehren,
Er umarmt den guten braunen Mann.
„Wähle dir von allen meinen Schätzen,
Was am meisten deinen Sinn ergötzen,
Was am besten dich belohnen kann!"

„„Biete nicht dem Wilden deine Güter!
Keines Silbers, keines Goldes Hüter
Mag dein Freund aus Anaquaga seyn.
Arm und fröhlich sind die Nationen,
Die am Strome Susquehannah wohnen,
Unsre Schätze birgt der Wald allein.““

Heißer drängt des Freundes sanfte Bitte,
Doch er weigert mit bescheidner Sitte,
Da kein Reichthum seinen Sinn besticht.
Endlich läßt er sich zum Angedenken
Dieses Tages eine Flinte schenken;
Aller andern Schätz' bedarf er nicht.

Drauf mit seinem Knaben auf dem Arme,
Still umringt von aller Gäste Schwarme,
Faßt der Pflanzer Teweniſſa's Hand.
Mit dem Ausdruck, der das Herz gewinnet,
Naht er sich dem Fremden, und beginnet,
Mit der Wilden Rede wohl bekannt:

„Teweniſſa, merke, was ich sage,
Jedes Wort, das ich im Busen trage;
Mit dem Wampumgürtel rühr' ich dich.
Sieh, ich war von Angst und Qual umgeben,
Wie erstarrte Schlangen, ohne Leben;
Teweniſſa, du erwärmtest mich.

Teweniſſa, nimm mein Wort zu Ohren:
Meines Alters Stab hatt' ich verloren,
Und du fandest wieder diesen Stab;
Ach, den süßen Trost des müden Alten,
Meinen Derik hast du mir erhalten,
Du und dein getreuer Oniab!

Teweniſſa, meines Knaben Retter!
Lohnen mögen mein' und deine Götter
Diese That, die du an mir gethan!
Sieh, mein Volk und deines, sie sind Feinde,
Doch nicht wir, seit lange sind wir Freunde;
Heute nehm' ich dich zum Bruder an.

Wirst du alt, nicht fürder mehr zu jagen,
Wollen deine Füße dich nicht tragen:
Teweniſſa, Bruder, komm zu mir!
Deines Alters Schwäche will ich pflegen,
Deine müden Knochen weich zu legen,
Breit' ich eine Bärendecke dir.

Wird auch einst dein rüstiger Begleiter,
Er, dein Jagdgefährt' und Nebenstreiter,
Dein getreuer Hund des Alters Raub:
Bring' ihn mir! Auch sein will ich gedenken,
Will ihm Kost und Pfleg' und Ruhe schenken,
Und mit Thränen ehren seinen Staub.

Nun, mein Bruder, fasse meine Rede,
Merke meine Worte all' und jede!
Diesen Wampumgürtel nimm von mir;
Daß dein Geist nicht flüchtig abwärts schweife,
Nimm auch hin und rauche meine Pfeife;
Dies sei Zeugniß zwischen mir und dir!“

---

165. Die Tochter von Hiddensee und der Meermann.

Wie einsam blüht' Agnete
Auf öder Hiddensee!
Du Bräutchen in der Wüste,
Wer nimmt dich hier zur Eh'?
Hier zur Eh'?
Für dich sind keine Freier
Auf armer Hiddensee.

Agnete war die Freude
Der Eltern, das ist wahr.
Doch nicht für diese lockt sich
Ein gelbes Ringelhaar.
Ringelhaar.
Was sich Agnete wünschte,
Das war ihr selbst nicht klar.

Agnete ging wie träumend,
War nie von Herzen froh.
„Was fehlt dir, liebe Tochter?
Du warst ja sonst nicht so.“ —
Sonst nicht so.
‚Ach, schilt nicht, süße Mutter!
Man sinnt doch so und so.‘

Agnete schaut von Zinken
Des Hochlands ab in's Meer.
Was meint die stille Thräne,
Der Seufzer tief und schwer?
Tief und schwer?
Viel unerkanntes Sehnen
Weht zauberhaft vom Meer.

Sie stieg den Pfad der Liethe
Hienieder an den Strand,
Schaut in die Flimmerwelle,
Schaut auf den Glimmersand.
Glimmersand.
Sie wußte nicht, wie nahe
Die Schicksalsstunde stand.

Horch auf! Ein süßes Singen
Umsäuselt sanft ihr Ohr,
Zu ihren Füßen kreiselt
Die Welle hoch empor.
Hoch empor.
Aus Schaum und Silber hebt sich
Der Meermann hell hervor.

Sein Haupthaar schien gesponnen
Aus goldner Fäden Glanz;
Er trug um Stirn und Schulter
Den reichsten Perlenkranz.
Perlenkranz.
Vom Haupte bis zur Ferse
Umhüllt ihn Schimmer ganz.

„„Wie schön bist du, Agnete!
Du strahlst wie eine Braut.
Nie hab' ich, weil ich lebe,
So hohen Reiz erschaut.
Reiz erschaut.
O Königin der Liebe,
Wo steht dein Thron erbaut?

Agnete, laß dir sagen,
Du hast mein Herz entwandt;
Ich sah dich oft verstohlen
Am öden Muschelstrand,
Hier am Strand.
Dort unten bin ich König,
Dort ist mein Reich und Land.

Schau' hin, es wölbt sich unten
Die Wasserwelt so klar!
Wirst du im heitern Spiegel
Mein stolzes Schloß gewahr?
Schloß gewahr?
Wie lebt man dort so selig,
Der Erdensorge bar!

Agnete, kannst du lieben
Den Meermann ewig jung?
Komm, theile meine Krone,
Des Meerreichs Huldigung!
Huldigung!
In deinen holden Armen
Gib mir Vergötterung.''' —

Agnete stand und blickte,
Gefangen war ihr Herz;
Es schmolz in sanftes Lächeln
Jedweder alte Schmerz.
Jeder Schmerz.
Sie sah nicht mehr die Berge,
Es zog sie wellenwärts.

Er schob zwei Bernsteinschuhe
Zu ihren Füßen hin.
Es trug so nett und glänzend
Sie keine Königin.
„,Nimm sie hin!
Gar köstlich sind die Schuhe,
Man geht gesund darin.'''

Er reicht' ihr von Brillanten
Ein breites Flammenband.
Solch Armband hat getragen
Noch keiner Fürstin Hand.
„,Nimm das Band!
Geliebte, nimm und trag es
An deiner schönen Hand.'''

Er schob ihr an den Finger
Des Goldreifs treuen Schein:
„,Sieh da! wir sind vermählet.
Bist du auch fröhlich mein?''' —
Fröhlich mein?
‚Ja Meermann, schöner Meermann,
Ich will dein eigen seyn.

Ich will mit dir hinunter
In's Reich der Wellen gehn.
Ich will nicht mehr am Strande
Hier einsam traurig stehn;
Traurig stehn.
Ist doch vor Gottes Himmel
Die Trauung hier geschehn!'

Er schloß ihr zu die Ohren,
Das Auge und den Mund;
Er fuhr mit ihr hinunter
Tief in des Meeres Schlund.
Mund an Mund,
So trug er sie hinunter
Auf den lasurnen Grund.

Sie lebten nun und liebten,
Entrückt aus Müh' und Leid.
Sie schlürften vollen Zuges
Der Liebe Seligkeit.
Seligkeit.
Und oben rollten Monde,
Doch unten stand die Zeit.

Agnete saß im Schlosse
Des Meermanns froh und sang —
Da, horch! was klingt von oben?
War das nicht Glockenklang:
Ding, ding, dang?
Das war die Kirchenglocke
Zu Kloster, die da klang.

Agnete sprang vom Sessel,
Ihr wuchs das Herz so voll:
‚Ach Meermann, schöner Meermann,
Geliebter, hörst du wohl?
Hörst du wohl?
War das nicht Glockenläuten,
Was her vom Berge scholl?

O Meermann, süßer Meermann,
Wie bald ist es geschehn!
Laß mich ein kurzes Weilchen
Nach Kloster beten gehn.
Beten gehn.
‚Wie lange hab' ich Arme
Kein Gotteshaus gesehn!'

„,Agnete,''' sprach der Meermann,
„,Ungern entlaß' ich dich;
Doch willst du gehn und beten,
So bete mit für mich!
Mit für mich.
Wir haben Einen Vater,
Agnete, du und ich.'''

Er schloß ihr zu die Ohren,
Das Auge und den Mund;
Er fuhr mit ihr zu Tage
Wohl aus der Tiefe Schlund
Mund an Mund.
So trug er sie zu Tage,
Bis auf des Eilands Grund.

„,So geh denn hin, mein Leben,
Und bete, frommes Kind;
Doch hast du ausgebetet,
So kehre heim geschwind!
Heim geschwind.
Verhaßt ist mir die Stunde,
Die ohne dich verrinnt.''' —

Agnete flog die Stiegen
Des Kirchenbergs hinan,
Und draußen stand der Küster,
Der ernste, alte Mann,
Alte Mann.
Sah sich im Abendglänzen
Die frischen Gräber an.

„Agnete!" rief der Alte,
Rieb Augen und Gesicht:
„Bist du's, die wir vermissen?
Steh still, und gib Bericht!
Gib Bericht!
Wo bist du, Kind, gewesen?
Wir sahn dich lange nicht." —

,O laßt mich, daß ich eile!
Es frommt nicht, daß Ihr's wißt;
Ich will nur gehn und beten
Und habe kurze Frist;
Kurze Frist.
Sehr lang ist zu erzählen,
Was mir begegnet ist.' —

„Mit nichten!" zürnt der Alte,
„Steh Rede, gib Bescheid!
Sag' an vor Gottes Auge,
Wo du gesteckt die Zeit?
All' die Zeit?
Wo wohnst du jetzt? Wie lebst du?
Ich will Aufrichtigkeit." —

,Ach guter Vater Küster,
Was forscht Ihr so genau?
Ich wohn' im Schloß der Wellen,
Und bin des Meermanns Frau,
Meermanns Frau.
Ich lebe froh und glücklich,
Nun wißt Ihr es genau.'

„Agnete!" schalt der Küster,
„Wie hör' ich das von dir?
Du hast den Herrn verleugnet,
Des ew'gen Heils Panier,
Heils Panier.
Du willst zur Hölle fahren,
In sündiger Begier." —

,Ach nein! von meinem Herzen
Ist solch ein Frevel fern;
Auch in dem Schooß der Fluthen
Erkennt man Gott den Herrn,
Gott den Herrn;
Da lebt man wie die Engel,
Und singt und betet gern.

Was hab' ich denn begangen?
Ist's Sünde, daß man liebt?
Daß man dem treusten Manne
Ein Herz voll Treue giebt?
Treue giebt?
Ich habe nichts gesündigt,
Ich habe blos geliebt.'

Der Alte zog die Brauen,
Die Dirne macht' es kraus;
Ihm ging bei der Verstockten
Geduld und Athem aus,
Athem aus;
Er hob den Warnefinger,
Und fuhr im Zorn heraus:

„Hab' ich dich nicht verhöret
Die heil'gen zehn Gebot'?
Wie lautet denn das vierte?
Was spricht der starke Gott?
Starke Gott?
Heißt das die Eltern ehren?
Du treibst mir argen Spott!

Wie stimmt der Alten Jammer
Zu deinen Wangen roth?
Herzmutter liegt zu sterben,
Ihr Herz bricht in der Noth,
Bricht in Noth!
Vor enig Tagen härmte
Dein Vater sich zu Tod.

Heut trugen wir die Leiche
Den Kirchensteig entlang; —
Hast du denn nicht vernommen
Der Glocken ernsten Klang?
Ding, ding, dang?
Ich schwör's, daß nie so schaurig
Die Todtenglocke klang." —

Agnete stand versteinert,
Ihr kroch das gelbe Haar.
,Barmherz'ger Gott im Himmel,
Ist all der Schrecken wahr?
Alles wahr?
Und bin ich denn der Hölle
Verfallen ganz und gar?

Was hab' ich's mit der Erde,
Die hart ist, schwer verschont?
Nur Ein Gebet im Tempel,
Wo Gottes Milde wohnt!
Milde wohnt!
Dann eil' ich heim zur Welle,
Wo der Geliebte thront.' —

Sie schwankte durch die Thüre,
Sie blickte zweifelnd um,
Da drehten alle Bilder
Sich an den Wänden um,
Rund herum;
Die Bänder und die Kronen,
Die drehten all' sich um.

Sie bebte zum Altare,
Vor Schrecken bleich und stumm,
Da dreht' sich das Altarblatt
Vor ihrem Anblick um,
Rund herum.
Die Schiffe, die da hingen,
Sie drehten all' sich um.

Agnete riß vom Finger
Den Zauberring herab,
Stürzt' auf den Kirchhof, suchte
Das neu'ste, frische Grab,
Vaters Grab;
Da stieß ein scharfer Stachel
Das müde Herz ihr ab.

Nun ruht sie, wo in Krämpfen
Die Staubbrust nimmer stöhnt,
Wo die verirrte Liebe
Kein heil'ger Irrthum höhnt,
Kalt verhöhnt.
Da rastet nun Agnete,
Entsündigt und versöhnt.

Der Meermann? wirst du fragen. —
Als sie zurück nicht kam,
Als bald die Glocken klangen,
Ergriff ihn Weh' und Gram,
Banger Gram.
Er trau'rt noch diese Stunde,
Daß sie nicht wieder kam.

Und wenn auf Klosters Berge
Ertönt der Leichensang,
Und wenn die Glocken weinen
Den herben Todesklang
Ding, ding, dang, —
Dann weint es aus der Tiefe:
„,Agnete! Ding, ding, dang!'"

Ludwig Tieck,

der unerschöpflich reiche Pfleger der deutschen Romantik, der größte jetzt lebende deutsche Dichter, wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren. Er besuchte das Friedrichswerder'sche Gymnasium unter Gedicke bis 1792, bezog dann nach einander die Universitäten Halle, Göttingen und Erlangen, wo er besonders romanische Sprachen, Geschichte und die poetische Literatur der Alten und Neueren studirte, und kehrte 1796 als Doctor der Philosophie wieder in seine Vaterstadt zurück, mit Nikolai, Vater und Sohn, freundschaftlichen Verkehr pflegend. Etwas später kam er nach Jena, lernte hier Fichte, Novalis, die Brüder Schlegel und gelegentlich in Weimar auch Herder kennen; machte bald darauf Fr. L. Schröder's Bekanntschaft in Hamburg und verband sich allda mit einer Tochter des Pastors Alberti. In den Jahren 1801 und 1802 hielt sich Tieck zu seinem Freunde Friedrich Schlegel in Dresden; domizilirte dann abwechselnd in Berlin und vorzugsweise in Ziebingen bei Frankfurt a. d. O.; bereiste 1805 Italien, und begab sich gegen Ende des Jahres 1806 über München, wo er von einem Gichtleiden bedrängt einige Zeit rastete, wieder auf seinen ländlichen Sitz nach Ziebingen. Nachdem er 1818 für das Studium Shakspeare's eine Reise nach London unternommen, ließ er sich im folgenden Jahre mit seiner Familie zu Dresden nieder und wurde 1825 Hofrath und Mitglied der Schauspiel-Direction daselbst. Erst 1841 verließ er diesen ihm lieb gewordenen Aufenthalt, um der auszeichnenden Einladung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in seine Vaterstadt zu folgen, der ihm durch Verleihung des Charakters eines k. preuß. Geheimraths und des neugestifteten Ordens pour le mérite seine Hochschätzung bewies.

* * *

Wenn in Novalis die Poesie rein symbolisch gewesen, nahm sie in Fr. Schlegel, obgleich ihre Natur überall behauptend, eine mehr klassische Wendung, in Tieck aber, bei großer Produktionskraft und äußerst beweglicher Phantasie, suchte sie das Leben in seinen mannichfaltigen Verhältnissen zu umfassen, näherte sich zwar den Empfindungen und der Sinnesweise der Gegenwart, meistens aber mehr, um sie mit der Macht humoristischer Ironie und lachenden Spottes zu bekämpfen. „Weit schöpferischer, als seine Freunde (lesen wir in Dr. Vilmar's „Geschichte der deutschen National-Literatur", S. 653 f.) ist Tieck, dessen schriftstellerische Laufbahn nun schon mehr als fünfzig Jahre umfaßt. Von der Novelle ausgegangen, wandte er sich nachher dem Drama zu, um später und zuletzt zur Novelle zurückzukehren. Seine ältesten Werke, Abdallah und William Lovell, die vor einundfünfzig Jahren erschienen, gehören noch mehr einer unentwickelten, strebenden Zeit an, tragen, nicht unähnlich seinem letzten Werke, Vittoria Accorombona, einen düstern Charakter, und bewegen sich in der drückenden Atmosphäre ungemilderter und unversöhnter Leidenschaft. Das etwas spätere Werk, Franz Sternbald's Wanderungen, welches man bisher ihm und seinem frühverstorbenen Freunde Wackenroder gemeinschaftlich zuschrieb, während dasselbe zufolge einer neuerlichen Erklärung Tiecks diesem allein zugehört, ist, wenn schon unvollendet, doch auch in dieser Gestalt einer der besten Kunstromane, welche wir besitzen, und hat den Sinn für wahre Kunst in den weitesten Kreisen mit großem Erfolge angeregt. Seine Polemik gegen die verkehrten Tendenzen der Zeit, gegen die Mißhandlung des Mittelalters durch die plumpen Ritterdramen und Ritter- und Räuberromane, gegen die weichliche Sentimentalität und die spießbürgerliche Plattheit der Familiendramen und Haus- und Familienromane ist im Peter Lebrecht, im gestiefelten Kater, im Prinzen Zerbino und in der verkehrten Welt, auf höherer Stufe in den vortrefflichen Dramen: Leben und Tod der heiligen Genoveva, Fortunatus" (voll eindringenden poetischen Witzes und draftischer Kraft) „und Kaiser Octavianus enthalten, in welchen letztern Werken er nach allgemeinem Zugeständniß die feinste und duftendste Blüthe der sogenannten Romantik erschlossen hat. Von kaum geringerem Werthe, und vielleicht beliebter als alles geworden, was Tieck geschrieben hat, sind die Sagen und Märchen im Phantasus, in welchem er in der zartesten und geschicktesten Einkleidung die trefflichen alten Volkssagen von der Magelone, vom getreuen Eckart, vom Rothkäppchen und andern erzählt. Seit etwas mehr als zwanzig Jahren hat sich Tieck zur Novelle zurückgewendet, in welcher er, wie in dem Aufruhr in den Cevennen, im Dichterleben und andern so vortreffliche, aus dem reichsten und reinsten Quell des Lebens geschöpfte Darstellungen gegeben hat, daß bei vielen unserer Zeitgenossen diese Tieck'schen Novellen in höherem Werthe stehen, als seine früheren poetischen Schöpfungen; ein Urtheil, welchem die Nachwelt schwerlich beistimmen wird. Durch die letzten Novellen, seinen jungen Tischlermeister und die vorher schon genannte Vittoria Accorombona hat Tieck, wie wohl schon jetzt allgemein zugestanden wird, seinem Ruhme auf keinen Fall einen bedeutenden Zuwachs verschafft. — Daß er für das Theater durch seine dramaturgischen Blätter, durch sein deutsches Theater und durch die Theilnahme an der von A. W. Schlegel begonnenen Uebersetzung des Shakspeare sehr bedeutend gewirkt hat, kann nur diese einfache Erwähnung finden, eben so wie das Verdienst Tiecks, den Geist des Minnegesanges durch seine Uebertragungen und Bearbeitungen uns zuerst wieder nahe gebracht zu haben."

H. Heine, „der ungezogene Liebling der Grazien" („Romantische Schule", S. 150 ff.), spricht sich über ihn mit seltener Anerkennung, wenn auch nicht ohne Schalkhaftigkeit, in folgender Weise aus: „Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie sein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit, wie der delphische Gott. Hatte er, gleich diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leier und sang ein freudiges Wonnelied.

Die poetische Polemik, die Herr Tieck in dramatischer Form gegen die Gegner der Schule einführte, gehört zu den außerordentlichsten Erscheinungen unserer Literatur. Es sind satyrische Dramen, die man gewöhnlich mit den Lustspielen des Aristophanes vergleicht. Aber sie unterscheiden sich von diesen fast eben so, wie eine Sophokleische Tragödie sich von einer Shakspeare'schen unterscheidet. Hatte nämlich

die antike Comödie ganz den einheitlichen Zuschnitt, den strengen Gang und die zierlichst ausgebildete metrische Sprache der antiken Tragödie, als deren Parodie sie gelten konnte, so sind die dramatischen Satyren des Herrn Tieck ganz so abenteuerlich zugeschnitten, ganz so englisch unregelmäßig und so metrisch willkürlich, wie die Tragödien des Shakspeare. War diese Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, sie existirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italienisch versteht, kann sich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'schen Dramen verschaffen, wenn er sich in die buntscheckig bizarren, venezianisch phantastischen Märchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutschen Mondschein hineinträumt. Sogar die meisten seiner Masken hat Herr Tieck diesem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach seinem Beispiel haben viele deutsche Dichter sich ebenfalls dieser Form bemächtigt, und wir erhielten Lustspiele, deren komische Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine spaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, sondern die uns gleich unmittelbar in eine komische Welt versetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menschen sprechen und handeln, und wo Zufall und Willkür an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten ist. Dieses finden wir auch bei Aristophanes. Nur daß letzterer diese Form gewählt, um uns seine tiefsinnigsten Weltanschauungen zu offenbaren, wie z. B. in den „Vögeln", wo das wahnwitzigste Treiben der Menschen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichsten Schlösser zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den possirlichsten Fratzen dargestellt ist. Darum eben ist Aristophanes so groß, weil seine Weltansicht so groß war, weil sie größer, ja tragischer war als die der Tragiker selbst, weil seine Comödien wirklich „scherzende Tragödien" waren. So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwei wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den „Fröschen" besprochen, wagten sie zu behandeln: zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satyre wählten sie das Theater selbst, und sie satyrisirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unserer Bühne. — Wir haben jetzt Ruhe in Deutschland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptsache; und, da Herr Tieck in diesen beiden Leistungen excellirt, so wird ihm von allen Freunden der Kunst die gebührende Bewunderung gezollt.

Er ist in der That der beste Novellist in Deutschland; jedoch alle seine erzählenden Erzeugnisse sind weder von derselben Gattung, noch von demselben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterscheiden. Seine erste Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. — Die Werke, die er in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter William Lovell der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist, als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geizig gewesen sei, und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe ꝛc. So wie Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor allem blitzte der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literärischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die satyrischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Produkte in dieser Manier sind: „der Kaiser Octavianus", — „die heilige Genoveva" und der „Fortunat", drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind ꝛc. ꝛc.

Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind: „Der blonde Eckbert" und „der Runenberg". In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich darin wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal, im Geflüster der Bäume seinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblätterigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldene Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume; große schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begibt sich aber jetzt mit Herrn Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischem Eifer, sich in den Schooß der katholischen Kirche (dichterisch) begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtseyn verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen. Das Studium Göthe's ist darin sichtbar, so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Göthe's erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegel'schen Schule nicht gelungen, den Göthe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt von Herrn L. Tieck, zu Göthe überging ꝛc. Außer Göthe ist es Cervantes, welchen er am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen, der ironische Humor dieser beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tieck's dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie ein und dasselbe zu seyn scheinen ꝛc. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Göthe'sche Kunstschule preist sie als eine besondere

Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur u. s. w.

Es ist jetzt ein sonderbares Mißverhältniß eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantasie dieses Schriftstellers. Jener, der Tieck'sche Verstand, ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssystem huldigt und nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tieck'sche Phantasie, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Diese beiden führen eine kuriose Ehe, und es ist manchmal betrübsam zu schauen, wie das arme hochadelige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft behülflich seyn soll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit seiner baumwollenen Mütze über dem Kopfe, ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem ehelichen Zwangslager, und besteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieck'sche Verstand in seinen jüngsten Novellen noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, sogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt.

Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter, denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit ist nicht bloß jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel an entschlossener Kraft gibt sich nur allzusehr kund in allem, was er that und schrieb. Wenigstens in allem, was er schrieb, offenbart sich keine Selbstständigkeit. Seine erste Manier zeigt ihn als gar nichts; seine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; seine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Göthe's. Seine Theaterkritiken, die unter dem Titel „*Dramaturgische Blätter*“ gesammelt, sind noch das Originellste, was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken 2c. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.“ Heine rühmt dann noch seine Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der vorshakspeare'schen Zeit und seine *Uebersetzung des Don Quixote*, letztere als besonders gelungen, mit dem Beifügen: „Spaßhaft genug ist es, daß gerade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigene Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt ist. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinne befallen, der auch den edlen Manchanner zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder restauriren; auch sie wollte eine abgestorbene Vergangenheit wieder in's Leben rufen.“ —

Es bleibt noch übrig, seiner lyrischen Poesien zu erwähnen. Sie vereinigen alle Eigenschaften des ächten Dichters: Frische und jungfräuliche Reinheit der Empfindung; glühende Liebe zur Natur; andächtige, ungeheuchelte Anbetung der Kunst; warmen, lebhaften Humor; ungeschminkte Einfachheit, und melodische Grazie des Ausdrucks. — „Tieck ist vorzugsweise Naturdichter (bemerkt Dr. H. *Kurtz* im „Handbuch der poetischen National-Literatur der Deutschen“, III. S. 331 ff.), nicht zwar in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, nicht einer, der die Erscheinungen der Natur plastisch, anschaulich künstlerisch darzustellen sucht; sondern die poetische Idee, die sich in der Erscheinung offenbart, oder vielmehr Beides zusammen, denn Beides, Idee und Erscheinung, sind Eins, untrennbar, nur in und mit einander bestehend. Daher ist bei Tieck Alles belebt und selbstständig, der Wald und die Quelle, die Blumen und Gebüsche, der Strom und der Himmel, ja selbst der Sturm, Alles hat ein unabhängiges, sich selbst genügendes Leben, wie der Mensch. Aber Alles ist durch ein geheimnißvolles Band an den Menschen gefesselt, Nichts kann ohne ihn bestehen; daher dieses Streben, sich mit den Menschen zu vereinigen, für ihn und mit ihm zu leben, worauf schon die uralten Sagen der Wasserjungfrauen hinweisen.“ In den Romanzen, besonders den natur-symbolischen, spricht sich diese Eigenthümlichkeit der poetischen Natur Tiecks entschieden aus; sie entstanden in den Jahren 1793 bis 1810. „*Arion* besitzt vor dem gleichnamigen Schlegel'schen Gedichte den großen Vorzug, daß in ihm die Idee des Mythus klarer aufgefaßt ist. Die Macht des Gesanges auf die Thierwelt bildet, wie es nicht anders seyn darf, den Mittelpunkt der Romanze; der Dichter ist von der Idee so durchdrungen, daß er sogar den Gang der Sage, wie sie uns überliefert worden ist, verläßt, und die Schiffer nur gleichsam vorübergehend erwähnt. Sie stoßen den Sänger in's Meer, und erst in den Wogen läßt er, „statt mit ihnen wild zu streiten“, seinen Gesang ertönen. Die Worte, die er singt, sind viel bedeutungsvoller als bei Schlegel; ihre Wirkung auf die den Sänger umgebende Meerwelt tritt viel anschaulicher hervor — nicht bloß Delphine, nicht bloß die lebenden Geschöpfe werden vom Zauber seines Gesangs bewegt, selbst die Wogen des Meeres fühlen die Macht der Töne. So vollkommen aber auch Tieck den Mythus aufgefaßt hat, so wenig ist die Ausführung des Ganzen zu loben. Die *Zeichen im Walde* scheinen mehr um der von ihm gewählten Form (Assonanz) willen, als aus einem höheren dichterischen Zwecke gedichtet zu seyn. Denn sonst hätte er ihr kaum eine so übermäßige Ausdehnung gegeben, welche um so mehr ermüden muß, als das Ganze sich äußerst monoton bewegt. Die Erfindung ist sehr glücklich; man könnte kaum einen Stoff finden, der eine so reiche Fülle von Situationen darbietet, als dieser, in welchem die Leidenschaften des menschlichen Herzens in so mannichfaltiger Abwechslung erscheinen, eine so entschiedene Höhe erreichen. Auch ist die Composition durchaus lobenswerth; der Dichter hat die verschiedenartigsten Begebenheiten glücklich in Einen Punkt zusammengefaßt und dadurch seinem Gedichte die schönste Einheit gegeben. Dagegen ist die Ausführung nichts weniger als befriedigend, was zum großen Theile gewiß der Form zuzuschreiben ist, welche den Dichter zu einer Eintönigkeit der Darstellung zwang, die mit dem reichen Wechsel des Inhalts sehr kontrastirt. Ferner ist jeder einzelne Theil des Gedichts, jede Rede, jede Erzählung, bis zur Weitschweifigkeit ausgedehnt; diese hat sich überhaupt des Dichters so ganz bemeistert, daß er, statt kräftig und bedeutend abzuschließen, von einer Strophe zur andern schleicht, bis er, ganz ermattet, das längst gewünschte Ende findet.“

Wir fügen noch einige erläuternde Bemerkungen über Tieck's bedeutsamste Dichtungen der lyrisch-epischen Gattung bei, nämlich über die Romanzen vom Siegfried und vom getreuen Eckart. *Siegfried's Jugend* und *Siegfried der Drachentödter*, dem Stoffe nach aus dem Heldenbuch entnommen, sind Darstellungen mythisch-heroischer Züge aus dem abenteuerlichen Jugendleben unseres deutschen Achilles, des Helden des Nibelungenliedes. Die Begebenheit ist objectiv klar gestaltet und drastisch veranschaulicht, im ursprünglichen Nibelungenversmaß; in ersterer Romanze gedrängter und einheitlicher durch die Rache an dem tückischen Schmiede Mimer, in letzterer malerisch ausführlicher und romantisch belebter durch die Traumsituation. Siegfried, König Sigmunds und Sigelin-

dens Sohn, zu Santen am Niederrhein schon als Knabe zum Helden herangewachsen, durch manche Lande gezogen, um seines riesigen Leibes Stärke zu versuchen, kommt zu einem Schmiede als Gehülfe, der ihn in den Wald schickt, Kohlen zu brennen, eigentlich aber, damit den Gefürchteten ein im Walde hausender Drache umbringe. Siegfried aber tödtet den Lindwurm, badet sich in seinem Blute und bekommt dadurch eine unverwundbare Hornhaut, die nur durch eine nicht gehörnte Stelle, wo ein Lindenblatt zufälliger Weise ihm auf die Schulter fiel, unterbrochen wird (in der ihm später Hagen die Todeswunde beibrachte). Hierauf kehrt er zur Schmiede mit dem Drachenhaupte zurück, schlägt den Meister nieder, steigt zu Roß und fährt im Sturmgewand durch's Land. Seine künftigen Heldenthaten, besonders daß er den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rothem Golde dem finstern Geschlechte Schilbung's und Nibelung's abgewinnen werde, läßt der Dichter ihm in der zweiten Romanze, während er das Drachenblutbad nimmt, durch Nachtigallengesang unter'm Lindenbaum verkünden. — Auch der Stoff zum **Weland** gehört dem Heldenbuch an, und entfaltet sich vor uns in eigenthümlicher Behandlung zur plastischen Darstellung, worin man, wie in den vorgenannten Gedichten, die Urzüge der Ritterlichkeit im rohen Beginnen erblicken mag. — **Der getreue Eckart***) gehört gleichfalls der Heroensage an, mehr aber als Uebergang vom heidnischen in das christliche Element. Diesen schönen Romanzen-Cyklus hatte Tieck zuerst dem Volksmärchen gleiches Namens im „Phantasus" einverleibt, wo die poetische Darstellung durch die erzählende Prosa ergänzt und vervollständigt wird. Ein an Handlung reiches, tiefpoetisches Dichtergebilde mit köstlichen Situationen und trefflicher Charakterzeichnung des Helden. Meisterhaft ist die letzte Abtheilung, voll musikalisch schwärmerischen Gefühls und bezaubernden Duftes, die Imagination mit ergreifender Gewalt fesselnd durch die lebhafte Versinnlichung der Sage vom zauberischen Spielmann aus dem Venusberg. Der Herzog von Burgund hat nämlich Eckarten trotz dem, daß er ihm sogar die Söhne hat tödten lassen, treu und bewährt gefunden („Dem ich die Kinder hab' erschlagen, der muß mich in den Armen tragen!"), sich mit ihm in Liebe versöhnt, und ihn bei seinem Sterben zum Vormund über die Prinzen gesetzt. Seitdem nahm sich Eckart (heißt es im Phantasus) der Regierung mit allem Fleiße an, und Jedermann im Lande mußte seinen hohen männlichen Muth bewundern. Es währte nicht lange, so verbreitete sich in allen Gegenden das wunderbare Gerücht von dem Spielmanne, der, aus dem Venusberge gekommen, das ganze Land durchziehe und mit seinen Tönen die Menschen entführe, welche verschwänden, ohne daß man eine Spur von ihnen wiederfinden könne. Einmal lagerte er sich mit den unmündigen Jünglingen auf einem Abhange des Berges vor dem Schlosse, von wo sie weit in das schöne Land hinein sehen konnten, und Eckart unterdrückte das Andenken an seine Kinder, denn sie schienen ihm von den Bergen herüber zu schreiten, indem er aus der Ferne einen lieblichen Klang vernahm („Kommt es nicht wie Träumen aus den grünen Räumen?" ꝛc.). Es war der Zauberklang des Spielmannes, welcher in den frommen Jungen einen seltsam bösen Geist erregte, der sie tobend nach unbekannter Ferne zog, wo sie dem Spielmanne in fremder Tracht begegnen. Eckart, dem auch die Sinne wanken, muß ihnen folgen, aber die Erinnerung an die Todesstunde seines Freundes Burgund schirmt sein Gemüth, er will auf den Spielmann eindringen mit dem Degen, doch beim Klingen der Pfeife ist ihm die Kraft geraubt. Wunderliche, aus den Bergen stürzende Gestalten von Zwergen nahen, reißen die Jünglinge und ihn im Zuge mit fort, und machen erst am klaffenden Venusberge Halt, aus dem verführerische Musik erschallt. Jetzt ermannt sich Eckart, und mit dem Ausrufe „ich bleibe treu!" in die dämonischen Schaaren einhauend, gelingt es ihm, die Prinzen zu befreien, welche durch das Thal fliehen und in Sicherheit kommen. Haufenweis sinken die Zwerge von seinem tapfern Arm, aber andere kommen aus dem Felsenschacht und fallen ihn mit Wuth an, bis er endlich, wild kämpfend wie ein Leu, an den empfangenen Wunden stirbt. Burgunds geretteter ältester Sohn besteigt nun den Thron, Eckart's Geist aber hält seitdem als Warner am Venusberg Wache.

Von ihm:

Sämmtliche Schriften. (Bis jetzt 21 Bände.) Berlin 1828—1847.

*) Eckart ist nach Dr. **Gräße** (s. dessen „Sage vom Ritter Tanhäuser, aus dem Munde des Volks erzählt" ꝛc. Dresden und Leipzig 1846) einer der beiden Markgrafen von Burgund in der Nibelungensage, der Chriemhilden in das Nibelungenland und von da nach Worms folgt. Er begleitet sie nachher als ihr Kämmerer nach Heunenland. Nach andern Sagen des Heldenbuches ist er aber zu Breisach der Vormund der jungen Harlungen, die er vergeblich gegen ihren Onkel Ermenrich beschützt. Später kämpft er auf Seiten Dietrichs von Bern. Er sitzt endlich, wie er früher Hagen vor Chriemhild gewarnt, vor dem Venusberge, welcher hier Chriemhildens Rosengarten zu Worms und bezauberter Palast im Heunenlande, in welchen der Spielmann Volcker durch Zaubertöne verlockt, seyn würde. Meistens aber gilt dafür der zwischen Eisenach und Gotha liegende Hörselberg mit einer Schlucht, Hörselloch genannt, aus welcher man oft sonderbare Töne erschallen hört. Eckart, am Eingange derselben sitzend, soll mit einem weißen Stabe in der Hand alle ihm Begegnenden warnend fortwinken. Auch läßt ihn die Volkssage der wilden Jagd und der Frau Holla voranziehen.

166. Die Zeichen im Walde.

„O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Moor die Unke!
Hörst du wohl die Raben krächzen?
Die Gespenster in dem Sturme?" —

„„Vater, laßt die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begunnte.

Durch die Thäler streift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, schon leucht't das Kruzifixe,
Das Kapellenbild da brunten."" —

„Ach, du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Mariabild, sei gnädig,
Bleib in Finsterniß verschlungen!

Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen:
Tod und Sünde seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert,
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Ist es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

Wie die Wälder sausen, schallen,
Rauschen ab die Felsenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter." —

Und es spricht sein Sohn ihm tröstend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„„Ach mein Vater, wär vorüber
Diese schreckenvolle Stunde!

Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß Ihr gesundet?
Soll ich beten? Geht zum Heiland,
Tröstet Euch an seinen Wunden.

Wollt Ihr sterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angst bezwungen?
O wie faß' ich doch die Seele,
Die sich Gott und Heil' entrungen?

O besinnt Euch auf die Güte,
Auf die ew'ge', ew'ge Tugend,
Die herab uns sprang, den Sündern,
Von des Gottessohnes Blute!

Denkt den Vater, denkt Marien,
Unsrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geist, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder!

Daß wir lieben, sind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott versöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.

Unsre Angst klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schlosse sitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurucke.

Ohne Schätzung ist der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unsre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet sie als Münze gulden.

Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde:

Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden,
Daß er aufrecht schaut zum Vater,
Sind die himmlischen fünf Wunden.

Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradiese,
Aus fünf Wunden göttlich blumend.

Da erschrak die Erde freudig,
Und zerborst in große Kluften,
Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel.

Blüht hinein in seinen Himmel,
Wachst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten:
Große Kraft hat Herz und Zunge.

Ihr seid selbst ein Zweig vom Baume,
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All' formirt zu seinem Ruhme."" —

Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.

„Du mein einzig Kind," begann er,
„Niemals ward dir Schwester, Bruder;
Als sie dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.

Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig
So wie ihre Todesstunde.

Und so oft dein Blick geleuchtet,
Sah ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriß die Sorge,
Schürte fester mich im Bunde.

Darum war ein grimmer Wechsel
Stets von Haß und Lieb' im Busen;
Bei der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.

Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Furcht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.

Also bist du mir erwachsen,
Immer war mir freund dein Thuen;
Liebst du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.

Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.

Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten, mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.

Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten wiederstrebend
Folg' ich meinem dunkeln Fluge." —

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
„„Vater, was Ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde.

Daß uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen:
Himmel ist uns so gefunden.

Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen;
Der Allmächt'ge kann vergeben,
Und es will auch der Allgute.

Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Sühnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut Ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen!

Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Truge.““ —

Da erwacht der alte Vater,
Sehnend wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.

„Auf,“ so spricht er, „was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche!
Ob so späte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.

Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hole!
Betend find' ich dann wohl Ruhe.“ —

„„Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Reden sind mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen?““ —

„Kennst du nicht, fernab im Forste,
Tief ein Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen,
Weiß dasteht auf trübem Grunde?

Oftmals hast du mich gefraget,
Wann wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich dir die Kunde.

Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers,
Den erhebe; bringe zu mir,
Was du finden wirst da drunten!

Und zwei Dolche wirst du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend!

An dem Platze war's geschehen,
Und da setzt' ich meiner Tugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.

Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde;
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen.

Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich seinen Bruder,
Und gelobte, wann er stürbe,
Mir zu geben seine Burgen.

Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

Also schrieb er selber nieder,
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

Da erwacht' es wie ein Grausen
Tief in meines Herzens Grunde;
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

Diese Veste nur die meine,
Sie die ärmste in der Runde,
Und die Fremde als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde!

Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten;
Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuß und Handdruck war verschwunden.

Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruße.

Meine Liebe ward ihm fremde,
Ihn gereute seine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Eltern Kunigundens.

Lieber war ich ihr geworden,
Sie versprach mit einem Kusse
Mein zu seyn, doch war ihr Vater
Jenem hold, ob seinem Gute.

Also traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunst in meinem Muthe,
Daß ich ihn schnell ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederschluge.

Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte
Wie, woher; so eilt der Böse,
Daß in uns erstirbt das Gute.

Seine Augen baten flehend,
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte.

Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde,
Weiter ab im dunkeln Grunde.

Dieses ist das zweite Zeichen.
Gehe hin, den Stein verrucke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drucke.

Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach, wo find' ich davor Ruhe?

Also war mein Freund erblichen,
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.

Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.

Angeklagt des schnöden Mordes
Ließen mich die Richter rufen,
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.

Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.

Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube:
Ehre, Hoffnung, Liebe, Leben
Ausgetilgt, und jedem Buben

War mein Herz nun Preis gegeben;
Um mich grinsten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich dich im Schlummer,
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend:
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

Daß die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tieferm Grausen
Ward ich bald den finstern Zunften.

Und der böse Feind erschiene
Finster meinem bösen Muthe,
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute.

Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher sein mein Leib und Leben,
Nur die Seele war verschuldet.

Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daß ich's sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eisentruhe?

Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.

Kannst du mir die Zeichen bringen,
Ist es dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht' es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeschwungen!

Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.

In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt von oben:
Eile denn zum Wald hinunter!" —

Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihm so fremd bedunken —
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.

Und er naht dem Kruzifixe,
Der Kapelle dort im Grunde;
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Er sich selber, sind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren.

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.

Mühsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe:
Sieh, da sind die beiden Dolche,
Und er steckt sie in den Busen.

Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweite Zeichen suchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.

Schwerer ist der abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achtet's nicht; es ist gelungen.

Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche
Sieht er auf dem größten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.

„„Fort da, Fremdling! Du mußt weichen,
Diesen Ort muß ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.""

„„Wie so unhold?"" sagt der Fremde,
„„Wohlbekannt ist deine Jugend;
Sonst war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze.""

„„Kunze ist dein Name, sprichst du?""
Ruft erschreckend aus der Junge,
„„Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute.""

„„Wird noch stets sein Wahnsinn irren?""
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge,
„„Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.

Zwietracht hielt uns lang entfremdet,
Und er wähnt, daß er erschluge
Seinen treusten Freund und liebsten,
Seinen besten Waffenbruder.

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
„„O so kommt mit mir! Mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.

Zeig' ihm jetzt dein Angesichte,
Daß er Wähnen von sich thue,
Daß er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schooß dann ruhe!

Ach, wie soll ich dir vergelten,
Was du mir erzeugst so Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist ja rein vom Blute.““

Nebenher gehn Beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren,
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er schreitet, Sigismunden.

Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrei erfüllt die Kluften.
Sieh, da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.

„„Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,““
Sagt der fremde Mann, „„hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,

Als ich sonst mit deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schluften.““
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder.

Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„„Um so bälder,““ sagt er freundlich,
„„Bringen wir dem Alten Ruhe.““

Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.

Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke
Sich entsetzend, aus dem Stuhle.

„O mein Sohn, sind dies die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?

Ja, der Menschen Erbfeind ist es.“ —
„„Kennst du mich?““ so fragt der Dunkle,
„„Nimm hier, was du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter!““

Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden;
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge,
Nicht mehr weiß, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Traurend von derselben Stunde.

Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Bußen
Uebt er Tag wie Nacht, und singet
Requiem dem todten Wulfen.

Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daß er Gottesdienste thue.

Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen;
Bald verfallen seine Burgen.

Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend.
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn in's Grab zur Ruhe.

---

167. Arion.

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner theuren Heimat zu,
Er wird vom Winde fortgezogen
Die See in stiller sanfter Ruh.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht in's Morgenroth,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold. —

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit,
Hinab in's Meer wird er gestoßen,
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluthen hingebettet
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung wiederklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten
Er sanft die zarten Töne singt:

Klinge Saitenspiel,
In der Fluth
Wächst mein Muth,
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

Unverdrossen
Komm' ich, Tod!
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Fluth begräbt.

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrund's Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegethiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluthen kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresvesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Lautsingend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Der Fisch, zu Diensten ihm gezwungen,
Naht schon mit ihm der Felsenbank,
Arion hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphirt in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

---

168. Siegfried's Jugend.

In frühen Kindestagen,
Aus Trutz und frevlem Muth,
Entlief der Burg zu Santen
Siegfried, ein Recke gut.

Er kam nach vielem Irren
In einen fernen Wald,
Sah da die große Schmiede,
Ein trat der Knabe bald.

Hier wohnt' mit seinen Künsten
Mimer, ein Held bekannt,
Der mit vielen Gehülfen
Schmiedete schön Gewand.

Er wirkte edle Schwerter,
Panzer und Schilde breit,
Die kauften werthe Recken
Und Kön'ge hoch erfreut.

Er war ein Held gewaltig,
Zu ihm trat Siegfried ein,
Und wollt' im grünen Walde
Mimers Gehülfe seyn.

Als größer ward der Knabe,
Zeigt' er viel bösen Sinn,
Er droht' und plagte alle,
Der Meister furchte ihn:

Er stellt' ihn an die Arbeit
An einem Sommertag,
Da nahm Siegfried den Hammer
Und that so kräft'gen Schlag,

Daß er den Amboß spaltete
Und schlug ihn in den Grund,
Darob sie all' erschracken
Und wünschten zu der Stund',

Er wäre nie gekommen,
Sie hatten sein nicht Noth,
Sie furchten, daß der Große
Sie alle schlüge todt.

Ein giftiger Lindrache
Dort in dem Walde was,
Vor dessen grimmem Rachen
Der Kühnste nicht genas.

Mimer in seinen Listen
Dachte mit klugem Sinn:
Der Knab' wird sich nicht fristen;
Sandt' ihn zum Wurme hin.

Da folgt der Jüngling kühne
Dem anbefohlnen Werke,
Ohn' Waffen in der Grüne,
Nur in selbsteigner Stärke.

Der Drache schoß im Grimme
Aus seiner Höhle wild,
Den jungen Ritter schirmten
Baumzweige wie ein Schild.

Damit kämpft' er so kräftig
Und schlug das Ungeheuer,
Dann aß er in dem Walde,
Und zündete ein Feuer.

Im Drachenblut er badete,
Hürnen ward seine Haut,
Kein Waffen ihm nun schadete,
Wie scharf es auf ihn haut.

In sehr grimmigem Muthe
Riß er vom Wurm das Haupt,
Und rennt durch Waldesdunkel,
Als schon der Meister glaubt,

Er sei im Wald erstorben —
Da schreien die Gesellen:
„Wir sehen Siegfried kommen,
Der wird uns alle fällen!

Er trägt das Wurmhaupt blutig
Wie einen Schildesrand!“
Siegfried trat ein wildmuthig,
Sie flohn zur Steineswand.

Mimer ging ihm entgegen,
Er sah des Jünglings Wuth,
Um Gnade bat der Degen;
Harnisch und Schwerter gut

Versprach er fleh'nd dem Werthen:
Siegfried nichts sagte wieder,
Das Haupt warf er zur Erden
Und schlug den Meister nieder.

Auf saß er dann zu Rosse,
Und nahm ein Sturmgewand;
Nicht sucht' er die Genossen,
Weit fuhr er durch das Land.

---

169. Siegfried der Drachentödter.

Im Walde lebte Mimer
Und bei den Felsenhöhn,
Dem kam der kühne Siegfried
In früher Jugend schön.

Der Meister lehrt ihn schmieden,
Siegfried war wohlgemuth,
Er schlug all die Gesellen
In Lust und Uebermuth.

Sie fürchteten ihn alle,
Er brächte ihnen Noth,
Bald zog er sie an Haaren,
Bald droht' er ihnen Tod.

Mimer, mit klugen Sinnen,
Wußt', wie im finstern Wald
Ein Drache hatte drinnen
Im Fels den Aufenthalt;

Der mochte alle tödten,
Daß selbst die Kühnsten flohn.
Der Meister sprach in Nöthen:
„,Der Knabe spricht uns Hohn!

Er trotzt in seiner Stärke,
Und droht uns zu erschlagen;
Er mag sich zu dem Berge
Dort in die Wildniß wagen.'"

Sie lobten, was der Meister
In seinen Sinn genommen,
Da war Siegfried, der dreiste,
In Freuden hergekommen.

Er lachte, als er sahe,
Wie sehr ihn alle scheuten,
Er sprach: „Ich diene zagen
Und ungemuthen Leuten.

Wie ich nicht Harnisch trage
Und auch kein Sturmgewand,
Wie könnt' ich euch erst schlagen,
Hätt' ich ein Schwert zur Hand!"

Da sprach der Schmied, der kluge:
„,Du mußt nicht, wildes Kind,
Dem Meister also trotzen;
Geh in den Wald geschwind,

Vorbei dem tiefen Brunnen,
Wo dunkle Weiden stehn,
Der Felsenkluft vorüber,
Und wo im Winde wehn

An einem schroffen Berge
Auf rundem grünen Raum
Umher viele der Eschen,
Und mancher Tannenbaum;

Und wo ein Wasser fließend
Rund um den Felsen braust,
Und auf den Bergesspitzen
Manch wilder Adler haust:

Dort sollst du Bäume fällen
Zu meinem Eisenwerk,
Und wenn die Nacht herdämmert,
So bleibe dort im Berg.

Auch Kohlen mußt du brennen,
Daß ich arbeiten mag,
Ich will dir Speise geben
Auf sieben volle Tag,

Daß du nicht dürfest darben,
Umkehren vor der Zeit.'"
Siegfried, der Jüngling starke,
War dessen hocherfreut.

Mimer, der kluge, wußte,
Täglich zur Steineswand
Der Drach' aus seinen Klüften
Zu trinken her sich wand.

Bald gehend und bald springend
Siegfried mit Schritten schnell
Lief nach dem Walde singend,
Es schien die Sonne hell.

Er fand bald nach den Zeichen
Den tief verborgnen Berg,
Begann alsbald mit Freuden
Sein aufgetragnes Werk.

Die Axt klang an den Bäumen,
Ein Feuer er entbrann,
Der Wald und Bach erglänzte.
Nun saß der kühne Mann,

Um auszuruhn, verdrossen,
Die Arbeit that ihm leid,
Eine Lind' breit und große
Gab ihren Schatten weit,

Darauf sungen viel Vögelein,
Darunter ging der Bach,
Auch Rosen blühten röthelich,
Mit Freuden er das sach.

Er nahm die Essens-Speise,
Die er da mit sich trug,
Die Mimer ihm bereitet
Für sieben Tag' genug;

Die nahm er wohlgemuthet,
Auf einmal er sie aß,
Dann trank er von dem Brunnen
Und ruht' im grünen Gras.

Die Axt warf er von hinnen
Und sah die Blumen an;
Er sprach: „Schlecht Werk ist schmieden
Und ziemet keinem Mann.

Von Abenteuern, Gefahren,
Hört' ich so vieles sagen,
Von manchem wilden Kampfe
In meinen Kindestagen.

O käm' doch aus dem Dunkel
Ein wildes Scheusal her!
Ich bin so wohlgemuthet,
Ich achtet' es nicht sehr.

Voll Kraft sind meine Arme,
Ich bin so satt und froh!"
In seinem Uebermuthe
Der Jüngling sprach also.

Da kam in langen Zügen
Der Drache hergewunden,
Vom Strom sah er ihn trinken,
Mit klugem Aug' erkunden

Den Jüngling auf der Wiese;
Den sprang er brüllend an,
Daß fürchterlich erklungen
Weithin der dunkle Than,

Und alle Berge grüne;
Die Adler flogen scheu
Von ihren hohen Nestern
Geschreckt, mit bangem Schrei.

Siegfried sah still das Wunder,
Er von dem Lager sprang;
Der Wurm in weiten Ringen
Zum kühnen Jüngling drang.

Der schützte sich mit Zweigen
Und gab ihm manchen Schlag;
Manch' Baum von harten Streichen
Auf des Wurms Rücken brach.

Stahlhart waren die Schuppen,
Die Klauen schwerterscharf;
Siegfried sprang von dem Wurme,
Die Zweig' er von sich warf,

Die Axt ergriff er wieder,
Er that so grimm'gen Schlag,
Daß gleich zu seinen Füßen
Der Drache hauptlos lag.

Ein großer Strom des Blutes
Rann dampfend durch den Grund,
Es färbte dunkel purpurn
Blumen und Sträucher rund,

Und sammelte sich nieder,
So wie ein großer See.
Siegfriede saß dann wieder,
Der Schlag that selbst ihm weh.

Die Einsamkeit ward stiller,
Flüsternd ging hin ein Wind,
Und strich durch Tann und Eiche
So kühlend und gelind;

Der Bach ging dahin rieselnde,
Aus Bergen kam ein Schall,
Und widerstreitend liebliche
Sang manche Nachtigall.

Da dünkt dem jungen Helden,
Er sei im süßen Traum,
Sinnend saß er und denkend
Am grünen Lindenbaum.

Sein Herze strebt so muthig,
Sein Auge war so hell,
Als er den See schaut blutig
Neben dem blauen Quell.

Und über sich im Wipfel
Vernimmt er lieblich Schallen,
Es ist Klagen und Girren
Von zweien Nachtigallen.

Und wie er sich besinnet
Und recht den Laut erfand,
Siegfried im Herzen fühlte,
Daß er den Ton verstand.

‚Der junge Sohn Siegmundes,'
Sang diese wunderbar,
‚Vollbrachte hier ein Großes,
Was schon seit manchem Jahr

Kein Held nicht durfte lösen;
Ihn hat hieher gebracht
Mimer mit seinen Tücken,
Doch dieses nicht gedacht.

Er wird der Held der kühneste,
Berühmt in aller Zeit,
Er wird der Recke schöneste,
Zu Thaten hoch erfreut;

Seine Jugend, die liebliche,
Erfrischet jeden Muth,
In Schild und Harnisch spielende
Vergießt er Vieler Blut.'

Siegfried war froh und staunte,
Da hub die andre an
Im Wechselsang so laute,
Daß wiederscholl der Thau:

‚Wüßt' er die rechte Mähre,
Ihm wär' es noch gelungener,
Er hätte größre Ehre
Und bliebe unbezwungener,

Wenn er nackend im Blute
Den Leib, den schönen, badete,
Kein Eisen ihn verwundete,
Nicht Lanz' und Schwert ihm schadete.'

Da sprang der Jüngling nacket
In das rauchende Blut,
Er fühlt' im rothen Bade
Den heißen Uebermuth.

Da sang der Vogel girrende
Mit süß klagendem Ton:
‚Bald wird das Gold, das schimmernde,
Dir, Siegemundes Sohn!'

Das Drachenbett, das glänzende,
Auf dem der gift'ge lag,
Sich in den Gluthen wälzende,
Ihm schien die Nacht wie Tag;

Die Edelstein', die funkelnden,
Die ihm geleuchtet spat,
Die Lagerstelle wunderlich
Siegfried gewonnen hat.

Nicht wußte das der Kühne,
Daß sie vom Schatze sungen,
Den dann gewann Siegfriede
Ab von den Nibelungen.

Hell stieg er aus dem Blute,
Da war er schön und groß,
Auch dünkt' er sich an Muthe
Den Edelsten Genoß.

Es mochte keine Wunde
Verletzen je den Mann,
Doch wie er auch vom Blute
Den Zauber sich gewann,

Fiel doch unwissend seiner
Ein Blatt ab von der Lind'
Ihm zwischen weiße Schultern,
Daran starb Siegmunds Kind.

---

170. Weland.

Wir hören große Wunder
Vom klugen Weland sagen;
Sein Vater, Riese Vade,
Bracht' ihn in jungen Tagen

Zu Mimer, dem verständ'gen,
Dem Schmied im dunkeln Thal;
Dann kam Weland zu Zwergen,
Wo er mehr Kunst gewann.

Zum König Nidung ging er,
Sein Ruhm war weit bekannt,
Er wirkte schöne Schwerter,
Und manchen Schildesrand,

Und Messer, wunderkünstlich,
Auch Becher goldner Pracht;
Er wurde für den klügsten
Und besten Schmied geacht't.

Durch Weland's Weisheit siegte
Nidung, vom Feind gequält;
Drum ward des Königs Tochter
Dankbar dem Mann vermählt.

Als nun der Feind geschlagen,
Weland zum König trat;
Doch zürnend hörte dieser
Nicht, was der Schmied ihn bat.

Er stieß ihn hart zurücke:
„„Du kannst nicht seyn mein Sohn,
Mein Kind find't ander Glücke!““ —
„So gebt mir meinen Lohn,

Laßt mich von dannen ziehen,“
Rief Weland, „fern von hier! —“
„„Du bleibst hier,““ rief der König,
„„Das Fortgehn hindr' ich dir.““

Am Fuß ließ er die Sehnen
Ihm schneiden: — „„Nun geh hin!
Nicht fliehst du, sollt' ich wähnen,““
Sprach er mit falschem Sinn.

Hinkend und ungemuthet
Schlich Weland in sein Haus,
Wie schwach er war, doch Rache
Sann seine List ihm aus.

Um schmieden ihn zu sehen,
Der Sohn des Königs kam.
Beim Amboß stand der List'ge,
Er schnell den Knaben nahm,

Und tödtete ihn heimlich;
Dann faßt' er sein Gebein,
Und goß von Erz und Silber
Viel Leuchter schön und fein;

Die Knochen in den Säulen,
Den Schädel nahm er dann,
Es machte den zum Becher
Von Gold der kluge Mann.

Man suchte wohl den Knaben,
Sie fragten auch Weland;
Der sprach: „Ich sah ihn nimmer,
Er ist zum Wald gerannt.“

Des Königs schöne Tochter,
Ein junges Mägdelein,
Trug einen Ring von Golde
Mit manchem Edelstein,

Den ihr der Vater schenkte
Und gern ihn schimmern sah
An ihren weißen Fingern:
Im Garten es geschah,

Als sie dort Blumen suchte,
Daß ihr der Ring zerbrach,
Die Jungfrau rang die Hände,
Und klagte Weh! und Ach!

Sie furchte ihres Vaters
Bestrafung, seinen Zorn;
Sie rief: ‚O wär' ich Arme
Doch nimmermehr gebor'n!

Er wird gewiß mich tödten
Um dieses Ringelein;
Kein Mägdlein könnte ärmer
Auf dieser Welt doch seyn!‘

Da riethen die Freundinnen:
Geh heimlich zum Weland,
Von seinen klugen Sinnen
Wird bald dein Leid gewandt.

Sie trat in seine Schmiede,
Und klagte ihre Noth;
Er nahm den Ring und fachte
Schnell an das Feuer roth,

Er fügte ihn zusammen
Und schmolz wohl Gold und Erz;
Sie sah froh in die Flammen,
Vergessen war ihr Schmerz.

Sie lächelte ihm freundlich,
Da schloß der Schmied Weland
Schnell seine feste Thüre
Und nahm sie bei der Hand.

Er zwang das Mägdlein dorten,
Die Nidung ihm versprach;
Sie weinte in den Nöthen,
Und sah nie schlimmern Tag.

Sie kehrte heim zum Vater,
Sie hat ihm nichts gesagt.
Bald fühlte sie sich schwanger,
Da wurde viel geklagt.

So hatte sich gerächet
Weland, der kluge Mann;
Drauf macht' er große Flügel
Und band sich diese an.

So stand er auf der Zinne,
Die Leute riefen: Seht!
Weland ist nun ein Vogel,
Er fliegend von uns geht.

Auch Nidung kam, der König,
Es nahm ihn Wunder groß, —
Weland rief: „Fort ich fliege,
Du bist nun erbelos.

Den Sohn hab' ich getödtet!
In Leuchtern, golden fein,
Die deine Tafel schmücken,
Schmolz ich des Sohns Gebein.

Auch hast du einen Becher,
Leuchtend von Golde roth;
Du trinkst aus seinem Schädel,
Und kennst nicht deine Noth.

Und deine schöne Tochter
Geht nicht mehr Jungfrau dir;
Sie zwang ich, dir erzürnet,
Sie trägt ein Kind von mir!"

Der König nahm den Bogen,
Legt' auf den scharfen Pfeil,
Alle Ritter im Zorne
Spannten in grimmer Eil'.

Da flogen scharfe Strahlen
Und schossen durch das Licht;
Doch Weland hob die Schwingen,
Kein Eisen traf ihn nicht.

Er flog mit klugen Sinnen
Auf seines Vaters Schloß,
Und Nidung starb, der König;
Das Herzeleid war groß.

Sein jüngster Sohn ward König;
Die Schwester sein gebar
Wittich, den kühnen Helden,
Noch in demselben Jahr.

---

171. Der getreue Eckart.

1.

Der edle Herzog groß
Von dem Burgunder Lande
Litt manchen Feindesstoß
Wohl auf dem ebnen Sande.

Er sprach: „„Mich schlägt der Feind,
Mein Muth ist mir entwichen,
Die Freunde sind erblichen,
Die Knecht' geflohen seind!

Ich kann mich nicht mehr regen,
Nicht Waffen führen kann:
Wo bleibt der edle Degen,
Eckart, der treue Mann?

Er war mir sonst zur Seite
In jedem harten Strauß;
Doch leider blieb er heute
Daheim bei sich zu Haus.

Es mehren sich die Haufen,
Ich muß gefangen seyn,
Mag nicht wie Knecht entlaufen,
Drum will ich sterben fein!"" —

So klagt der von Burgund,
Will sein Schwert in sich stechen:
Da kommt zur selben Stund
Eckart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reit't der Degen
Keck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne sein.

Burgund erkennt die Zeichen,
Und ruft: „„Gott sei gelobt!""
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erst getobt.

Da schlug mit treuem Muthe
Eckart in's Volk hinein;
Doch schwamm im rothen Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:
„„Es ist dir wohl gelungen,
Doch so, daß es mir graut.

Du hast viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erstorben,
Kann's dir nicht wieder geben."" —

Der Eckart weinet fast,
Bückt sich, der starke Held,
Und nimmt die theure Last,
Den Sohn in Armen hält.

„Wie starbst du, Heinz, so frühe,
Und warst noch kaum ein Mann!
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich seh' dich gerne an,

Weil wir dich, Fürst, erlösten
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich trösten,
Ich schenke dir den Sohn."

Da ward dem Burgund trübe
Vor seiner Augen Licht,
Weil diese große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Brust:
„„Dich, Held, muß ich verehren,""
Spricht er, „„in Leid und Lust.

So treu bist du geblieben,
Da alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich,

Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr;
Wenn ich mehr lohnen kunnte,
Ich gäbe gern noch mehr.''' —

Als dies das Land erfahren,
So freut sich jedermann.
Man nennt den Held seit Jahren
Eckart den treuen Mann.

2.

Es schwang sich auf sein Pferd
Eckart, der treue Held,
Und sprach: „In aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.

Die Söhn' hab ich verloren,
So find' ich nirgend Trost,
Der Fürst ist mir erbost,
Hat meinen Tod geschworen."

Da reitet er zu Wald
Und klagt aus vollem Herzen
Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme schallt:

„Die Menschen sind mir todt!
Ich muß mir Freunde suchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

Kein Kind, das mich ergötzt!
Erwürgt vom schlimmen Leuen
Blieb keiner von den dreien,
Der Liebste starb zuletzt."

Wie Eckart also klagte,
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Zorneswuth,
Als schon der Morgen tagte.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin im wilden Lauf,
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe,
Wirft sich zu Boden hin,
Auf Sterben steht sein Sinn,
Sein Wunsch nur nach dem Grabe.

3.

Der Herzog sank darnieder
Im wilden dunklen Hain,
Da nahm Held Eckart bieder
Ihn auf die Schultern sein.

Er sprach: „„Gar viel Beschwerden
Mach' ich dir, guter Mann.''
Der sagte: „Auf der Erden
Muß man gar viel bestahn."

„„Doch sollst du,'' sprach Burgund,
„„Dich freun, bei meinem Worte!
Komm' ich nur erst gesund
Zu Haus und sichern Orte.''

Der Held fühlt Thränen heiß
Auf seinen alten Wangen,
Er sprach: „Auf keine Weis'
Trag' ich nach Lohn Verlangen."

„„Es mehren sich die Plagen,''
Sprach der Burgund in Noth,
„„Wohin willst du mich tragen?
Du bist wohl gar der Tod?'' —

„Tod bin ich nicht genannt,"
Sprach Eckart noch im Weinen,
„Du stehst in Gottes Hand,
Sein Licht mag dich bescheinen."

„„Ach, wohl ist mir bewußt,''
Sprach jener drauf in Reue,
„„Daß sündvoll meine Brust,
Drum zittr' ich, daß er dräue.

Ich hab' dem treusten Freunde
Die Kinder umgebracht,
Drum steht er mir zum Feinde
In dieser finstern Nacht.

Er war mir recht ergeben,
Als wie der treu'ste Knecht,
Und war im ganzen Leben
Mir niemals ungerecht.

Die Kindlein ließ ich tödten,
Das kann er nie verzeih'n,
Ich fürcht', in diesen Nöthen
Treff' ich ihn hier im Hain:

Das sagt mir mein Gewissen,
Mein Herze innerlich,
Die Kind hab' ich zerrissen,
Dafür zereißt er mich.''

Der Eckart sprach: „Empfinden
Muß ich so schwere Last,
Weil du nicht rein von Sünden
Und schwer gefrevelt hast.

Daß du den Mann wirst schauen,
Ist auch gewißlich wahr;
Doch magst du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar."

4.

Da stand der Eckart von der Erden
Und trat herfür an's helle Licht,
Er zeigt mit traurigen Geberden
Sein hochbekümmert Angesicht.

Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth,
Den Blick des Mannes auszuhalten;
Den Adern sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf dem Boden nieder.
„„Allmächt'ger Gott!'' so schreit er laut,
„„Du bist es, den mein Auge schaut?
Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?''

So klagt Burgund und weint im Sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen;

Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt. —
Der Eckart leise zu ihm spricht:
„Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es sehe frei,
Der Eckart war dir stets getreu."

5.

„Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verstorbner Lieder?"

Spricht Eckart zu den jungen Herrn,
Vernimmt den Zauberklang von fern.
Wie sich die Tön' herüberschwungen,
Erwachet in den frommen Jungen
Ein seltsam böser Geist,
Der sie nach unbekannter Ferne reißt.

‚Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, es locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen singen,
In's irdische Paradies uns zu bringen!'

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den Söhnen Burgund's in's Gesicht,
Und höher schwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht;
Die Blumen scheinen trunken,
Ein Abendroth nieder gesunken,
Und zwischen Korn und Gräsern schweifen
Sanft irrend blau' und goldne Streifen.

Wie ein Schatten ist hinweg gehoben,
Was sonst den Sinn zur Erden zieht,
Gestillt ist alles ird'sche Toben,
Die Welt zu einer Blum' erblüht;
Die Felsen schwanken lichterloh,
Die Triften jauchzen und sind froh,
Es wirrt und irrt alles in die Klänge hinein
Und will in der Freude heimisch seyn;
Des Menschen Seele reißen die Funken,
Sie ist im holden Wahnsinn ganz versunken.

Es wurde Eckart rege
Und wundert sich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt sich, was es sei.

Ihm dünkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht, was ihn freuet,
Fühlt sich in Wonne glühn.

Ha! bringen nicht die Töne,
So fragt er sich entzückt,
Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich sonst beglückt?

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an;
Er darf nur um sich schauen,
Und fühlt sich bald ein Mann.

Da sieht er schon das Wüthen
Der ihm vertrauten Kind,
Die sich der Hölle bieten
Und unbezwinglich sind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wildempörten Meer.

Was soll er da beginnen?
Ihn ruft sein Wort und Pflicht,
Ihm wanken selbst die Sinnen,
Er kennt sich selber nicht.

Da kömmt die Todesstunde
Von seinem Freund zurück,
Er höret den Burgunde
Und sieht den letzten Blick.

So schirmt er sein Gemüthe
Und steht gewappnet da,
Indem kömmt im Gewüthe
Der Spielmann selbst ihm nah.

Er will den Degen schwingen
Und schlagen Jenes Haupt:
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft ist ihm geraubt.

Es stürzen aus den Bergen
Gestalten wunderlich,
Ein wüstes Heer von Zwergen,
Sie nahen grauerlich.

Die Söhne sind gefangen
Und toben in dem Schwarm,
Umsonst ist sein Verlangen,
Gelähmt sein tapfrer Arm.

Es stürmt der Zug an Vesten,
An Schlössern wild vorbei,
Sie ziehn von Ost nach Westen
Mit jauchzendem Geschrei.

Eckart ist unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen ist sein Sinn.

Da nahen sie dem Berge,
Aus dem Musik erschallt,
Und alsobald die Zwerge
Stillstehn und machen Halt.

Der Fels springt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,
Man sieht Gestalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er seinen Degen
Und spricht: „Ich bleibe treu!"
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder sind errungen,
Sie fliehen durch das Thal,
Der Feind, noch unbezwungen,
Mehrt sich zu Eckart's Qual.

Die Zwerge sinken nieder,
Sie fassen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da sieht der Held schon ferne
Die Kind in Sicherheit,
Sprach: „Nun verlier' ich gerne
Mein Leben hier im Streit."

Sein tapfres Schwert thut blinken
Im hellen Sonnenstrahl,
Die Zwerge niedersinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder sind entschwunden
Im allerfernsten Feld,
Da fühlt er seine Wunden,
Da stirbt der tapfre Held.

So fand er seine Stunde
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode selber treu.

Als nun der Held erschlagen,
Regiert der ält'ste Sohn,
Dankbar hört man ihn sagen:
‚Eckart hat meinen Thron

Erkämpft mit vielen Wunden
Und seinem besten Blut,
Und alle Lebensstunden
Verdank' ich seinem Muth.'

Bald hört man Wundersagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß, wer es wolle wagen,
Der Venus Berg zu sehn,

Der werde dorten schauen
Des treuen Eckart Geist,
Der jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felsen weist,

Wo er nach seinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält.
Es preisen alle Erben
Eckart den treuen Held.

Karl Bernhard von Trinius,

geboren 1773 zu Eisleben, widmete sich der Arzeneiwissenschaft. Er wirkte zuerst — seit 1805 — als praktischer Arzt zu Hasenpoth in Kurland, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß der Herzog Alexander von Würtemberg ihn 1807 zu seinem Leibarzt ernannte. In dieser Stellung lebte er eine Zeitlang zu Wien; folgte dann der Herzogin von Würtemberg nach St. Petersburg, praktizirte später in Witepsk, und ward zuletzt als Doctor der Heilkunde und kaiserlich russischer Hofrath in St. Petersburg angestellt, wo er dem Großfürsten Thronfolger Unterricht ertheilte und nach und nach mit dem Wladimir- und St.-Annen-Orden geschmückt wurde. Er starb zu Reval 1843.

* * *

Mehr als Schriftsteller im Gebiete der Naturwissenschaften, denn als Dichter bekannt, hat Trinius gleichwohl durch seine lyrischen Beiträge in Ulrich v. Schlippenbach's „Euronia“ (1806—8), im „Morgenblatt“ (1816—19), im „Frauentaschenbuch“, (1822) im „deutschen Musenalmanach“ u. s. w. sich als solchen, im edleren Sinne des Wortes, bewährt. Ein sinnig tiefes, naturandächtiges Gemüthsleben spricht aus diesen Erzeugnissen; es sind treffliche Natursymbole, voll Farbenfrische und zarten erquickenden Duftes, prächtig-erhabene Allegorien, Landschaft- und Blumen-Personifizirungen, in origineller Auffassung und feinsinniger Behandlung. Die Ballade und Romanze lag ihm ferner. — In seinen „dramatischen Ausstellungen“, obgleich sie sich kaum in den nothwendigsten Bedingungen der Form halten, welcher sie angehören, waltet dessenungeachtet eine hohe poetische Kraft und wahre Poesie.

Von ihm:

Dramatische Ausstellungen. Erste Sammlung. Berlin 1820. (Enth.: Eine Woche am Meer. — Die Wilhelmsschlucht. — Eine Theestunde.)

172. Blumen.

1.

Pulsatille.

Am Berg, geküßt im rauhen Merz
Vom warmen Sonnenschein,
Bewegt sich's wie ein schlagend Herz
Inmitten dem Gestein.

Tief schläft's umher im feuchten Moos,
Umstarrt von dürrem Rohr;
Da wühlt es aus des Berges Schooß
Zum Lichte sich hervor.

Zart, wie ein Frühlingsmorgentraum,
Ein wunderbarer Zwerg,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er steht vor grauem Felsenthor,
Und hält so freundlich hold
Klar-amethistnen Kelch empor,
Gefüllt mit purem Gold.

Hell blüht da oben, bunt und mild,
Der schöne Feentraum;
Doch, bald verblüht, das duft'ge Bild
Zerrinnt in leeren Raum.

Da kommt hinab vom goldnen Zwerg
Die Wundersag' in's Thal,
Und flugs, zu schaun den Zauberberg,
Zieht aus das Volk zumal.

Wohl schaut's umsonst, und sucht sich matt;
Doch findet, der nicht glaubt,
Der Zweifler an der Zauberstatt
Ein grau Medusenhaupt.

2.

Schneeglöckchen.

Von weitem hör' ich zarten Ton
Wie Silberglöckchen läuten;
Es wird gewiß, ich merk' es schon,
Das Frühlingsfest bedeuten.

Es sucht der Elfe Blanc-gelé
Sich eine große Flocke
Vom allerbesten Märzenschnee,
Und macht sich eine Glocke.

Er hat sie unter's Wetterdach
Gehängt an grüne Stange;
Er sitzt im feuchten Laubgemach
Und zieht sie mit dem Strange.

Da fährt empor und spitzt und reckt
Das junge Gras die Ohren,
Und strebt, von dürrem Laub bedeckt,
Sich an das Licht zu bohren.

Das Best' ist's eben nicht, was bast
Geweckt mit deinem Schallen;
Die Küchenschell', der Seidelbast,
Die schlimmen, blüh'n vor allen.

Man hört geheim von Gift und Dolch
Verdächtiges Gemunkel;
Man kennt sie auch: von Dolch der Lolch,
Von Gifte die Ranunkel.

Da kommt, sich gegen Frühlingsmacht
Bei Zeiten zu verwahren,
Der Winter brausend über Nacht
Von Norden hergefahren.

Und ach! am Morgen liegt von Eis
Das Bächlein da gebunden,
Und alles Feld ist wieder weiß,
Und alles Grün verschwunden.

Doch, wie die liebe Sonne scheint,
Muß Eis und Schnee zerrinnen;
Das Bächlein, tanzend, trägt den Feind
In seinem Strom von hinnen.

O Winter! siehst denn nicht das Laub?
Merkst nicht, was das bedeutet?
Du alter Winter blind und taub,
Schneeglöckchen hat geläutet!

3.

Himmelsschlüsselchen.

So siehst du denn, zu schönrem Seyn erlöst,
Des Himmels Licht, du freie Erde, wieder!
Wie dehnet sie, der schweren Band' entblößt,
Und regt mit Lust und badet sich die Glieder!

Schon drängt sich, speerbewehrt, die junge Saat;
Der Strauch zerreißt der Zweiggeschoße Hüllen:
Der Baum, der Wald bricht auf, mit schöner That
Die Hoffnung aller Herzen zu erfüllen.

Schon trägt die Lerche jubelnd himmelwärts
Zum Thron des Herrn das Feierlied der Erden;
Und dennoch mag, und immer nicht das Herz
Recht froh bewußt des jungen Frühlings werden.

Wie üppig auch sein grünes Busenband
Der Bach mit Gold- und Silberblumen schmückte,
Kein Bienchen kommt, es bückt sich keine Hand,
Die sie zum Strauß für die Geliebte pflückte.

Aus erd'gem Duft im feuchten Schooß erzeugt
Steht ihr Kristallgebild empor geschossen;
Kein Himmelsthau hat liebend sie gesäugt,
Der ehern noch im Firmament verschlossen.

Wann — sieh! er naht; aus Südgewölk hervor
Des Himmels Pförtner naht mit Sturmes Rossen,
Und krachend aufgethan das heil'ge Thor
Strömt Regen aus, vom goldnen Blitz erschlossen.

Auffährt, erwacht aus Träumen, die Natur:
Der Frühling wandelt über die Gefilde,
Und streut ein Zeichen aus auf seiner Spur,
Der goldnen Schlüssel duftige Gebilde.

4.

Rose.

Die Blumen sprechen zu der Nachtigall:
Was störst du unsern Schlaf um deine Rose
Bei stiller Nacht mit deinem Liebesschall?
Und warum liebst du mehr, denn uns, die Rose?
Sie spricht: der Himmel prangt, die Erd' in ihr,
Das Morgenroth geneigt, Smaragd erhoben
In ihrem Kelch. Sie sprechen: so auch wir
Sind, wie die Ros', aus Erd' und Licht gewoben.

Spricht Nachtigall: es streitet mit dem Thau
Die Quelle sich, wer bei dem Kelch der Rose
Soll Schenke seyn. Sie sprechen: so genau
Tränkt uns der Thau, die Quelle, wie die Rose.
Spricht Nachtigall: tags von der Sonne Licht
Erleuchtet, nachts vom Strahl des Monds, der Sterne,
Prangt ihr Gemach. Sie sprechen: minder nicht
Strahlt uns, wie ihr, das goldne Licht der Ferne.

Spricht Nachtigall: tief auf metallnem Rost
Mit Naphtagluth bereitet für die Rose
Der Gnom' unsichtbar ihre Blumenkost;
So nimmt, gleich den Unsterblichen, die Rose
Aus goldnen Bechern ihr ambrosisch Mahl,
Daß sie, mit Recht, mein Lied vor allen preiset,
Die Göttliche! Sie sprechen: so zumal
Sind alle wir, wie sie, bedient, gespeiset.

Sie spricht: verkündet nicht der Waffen Zier,
Der scharfe Dorn, die hohe Fürstin Rose?
Die Schlehe spricht: gleich mächtige hat mir
Geburt verliehn, und stärkre, denn der Rose.
Spricht jene: doch, wohl Throne nur verschönt
Der Sänger Preis, und ihrer Hymnen Schallen.
Sie sprechen: Nachtigall! auch uns ertönt
Dein und der Sänger Lied; wie ihr, uns allen.

So ward euch Alles denn, auch mein Gesang,
Spricht Nachtigall, ihr Blumen, wie der Rose;
Wohl tönend fliegt vorüber euch der Klang,
Empfunden nur vom Busen meiner Rose.
Die Liebe nur versteht des Liedes Schall;
Ihr sammlet sich der Klang aus allen Räumen!
Da lächeln sie, und sprechen: Nachtigall,
Man hört es wohl, du träumst, wie Sänger träumen.

---

173. Des Bergmanns Leiche zu Falun.

Wißt ihr von des Bergmanns Leiche
Aus dem Schachte zu Falun?
Dem einst Gott im Schattenreiche
Unverletzt vergönnt zu ruhn?

Nicht der Nachwelt Thränen weckte
Dieser Jüngling grauer Zeit;
Doch den Treugeliebten deckte
Erde, nicht Vergessenheit.

Bei des Grubenlämpchens Schimmern
Mußte sich das junge Herz
Selber seine Ruhstatt zimmern,
Einen Sarg aus blankem Erz,

Bis, nach mehr als sechzig Jahren,
Viele hundert Klafter tief
Man hinab zur Stell' gefahren,
Wo der arme Bergmann schlief.

Doch wie, rein und aufgehoben,
Ruht im Erdenschooß das Gold,
Das befleckt im Licht hier oben
Durch der Menschen Hände rollt:

So im Schooß metall'ner Klüfte
Schloß das ewige Gestein
In ambrosisch reine Düfte
Unversehrt den Schläfer ein.

Wie er nun an's Licht gezogen,
Blühend wie ein Maientag,
Dem der Sonne Glanz entflogen,
Vor des Volkes Augen lag:

Fragend staunen alle Blicke,
Wer der Wunderjüngling sei?
Und es zittert an der Krücke
Auch ein Mütterchen herbei.

Flehend drängt die Tiefbetrübte
Durch die Menge sich, und schaut —
Ja! er ist's, der Heißgeliebte!
Und sie ist des Jünglings Braut!

„Nur der Tod kann dich mir geben,
Aber ich war ewig dein!"
Sprach's, und schlief zum bessern Leben
An des Jünglings Busen ein.

August Ernst Freiherr von Steigentesch,

der Enkel eines beliebten Komikers am Wiener Hoftheater und Sohn des beim Fürstbischofe von Hildesheim, später beim Reichskammergerichte zu Wetzlar angestellt gewesenen, in Regensburg als churmainzischer Directorialgesandter verstorbenen v. St., war am 12. Januar 1774 zu Hildesheim geboren. Von seinem fünfzehnten Jahr an dem österreichischen Kriegsdienst einverleibt, erstieg er weit schneller als gewöhnlich die ersten Dienstgrade. Vor dem Ausbruch des Krieges von 1805 erhielt er eine diplomatische Sendung an den damaligen Landgrafen von Hessen-Kassel, und vor dem Ausbruch des Krieges von 1809 eine an den k. preußischen Hof; später auch eine an den russischen. Während des Wiener Congresses war er dem Könige von Dänemark als Generaladjutant beigegeben und hernach als k. k. Gesandter in Kopenhagen angestellt. Nach dem Feldzuge von 1809 verließ er den Kriegsdienst, um seiner Muse zu leben. Als jedoch 1813 in Oesterreich alles zu den Waffen griff, trat der Obrist St. auch wieder ein und hatte das Glück, beim Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg angestellt zu werden. Damals hatte er sich auch dem jetzigen Staatskanzler, Fürsten Metternich, so zu empfehlen gewußt, daß dieser ihn für wichtige Aufträge geschickt hielt. So bekam er 1814 die hohe Mission, vereint mit den Gesandten der vier Großmächte Norwegen an den König von Schweden zu übergeben, und wurde dann auch nach Kopenhagen zum erstenmal bevollmächtigt. Während der 100 Tage ward er dem Baron Senft von Pilsach beigeordnet, um die Schweizer Regierungen zu bearbeiten, weil auf dieses Land eine Hauptbasis der Operationslinie begründet werden mußte. Nach beendigtem Feldzug erhielt er den Befehl, den Kaiser Alexander, der ihm sehr wohl wollte, nach St. Petersburg zu begleiten, wo er fast ein ganzes Jahr verweilte und mit Gunstbezeigungen überhäuft wurde. Nach Wien zurückgekehrt, sah er sich alsbald von seinem Kaiser zum Geheimerath, sowie später zum General-Feldwachtmeister ernannt. Den ihm zuletzt überwiesenen Gesandtschaftsposten in Turin trat er Umstände und seiner leidenden Gesundheit halber nicht an, machte größere Erholungsreisen, und starb zu Wien den 30. Dezember 1826.

* *
*

Steigentesch hat sich besonders als feiner und witziger Lustspieldichter („Neukauf" — „Mißverständnisse" — „Zeichen der Ehe" u. s. w.) ausgezeichnet. Er wußte, woran es dem komischen Theater der Deutschen gebricht, die ihre schönsten Kräfte in verfehlten Trauerspielen bis jetzt noch vergeuden. Zuwider waren ihm jene Zerrbilder des Jammers, jene weinerliche Kunst, die uns so lange als bürgerliches Schauspiel aufgetischt wurde. Hinsichtlich der Charakterzeichnung und Schürzung des Knotens der Handlung lassen jedoch diese dramatischen Epigramme Manches zu wünschen übrig. Auch als geistreichen Erzähler (freilich nicht ohne dabei die Lüsternheit, Schalkheit, Grazie und den Leichtsinn eines Voltaire, Diderot, Bernis, Parny, Boufflers zu verleugnen, welche seine Muster und Meister waren) hat er sich gezeigt im „Keratophoros", und namentlich in seinem, den liaisons dangereuses nachgebildeten Romane „Maria", worin er bei großer Herrschaft über den Ausdruck eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens beurkundet, sowie als geistreichen Sittenschilderer in den „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Reisenden in den Jahren 1811 und 22" (Lpz. 1826). Als Lyriker und Klein-Epiker nimmt er eine nur untergeordnete Stellung ein.

Von ihm:

Gesammelte Schriften. Ausgabe letzter Hand. 5 Thle. Darmstadt 1819.

174. Der arme Thoms.

Des Haines Sänger schliefen und verstummten,
Da wallte Thoms, den oft sein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer summten,
Und über ihm die schnelle Schwalbe flog.

Am Grabe seines Vaters sank er nieder.
Der Mangel stieß ihn in die Welt hinaus;
Dort waren alle Menschen seine Brüder,
Die große weite Erde war sein Haus.

Er trug das wunde Herz, von Gram zerrissen,
Zu seines Vaters kalter Gruft zurück.
Der Hügel seines Vaters war sein Kissen,
Und eine Thräne sein errung'nes Glück.

Es ward ihm hier so heimlich und so bange,
Dem Staube nah, von dem er Trost empfing;
Er drückte seine bleich gehärmte Wange
In's falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude,"
So sprach er zu dem Todten, „bin ich hier.
Du findest Menschen, wenn ich von dir scheide;
So sprachst du, als dein Auge brach, zu mir.

Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menschen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Brust zu legen;
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt.
‚Geh,' sprach sie, ‚suche Brod, du bleibst den Deinen,
Kommst du zurück, wie meinem Herzen werth.'

Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfassen;
Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu schwach.
Da weint' ich laut, verachtet und verlassen,
Der Fels allein sprach meinem Jammer nach.

Am Thor der Heimat setzt' ich krank mich nieder,
Und Agnes kam am Birkenwalde her.
Ich sprang empor und rief: Du hast mich wieder!
Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr.

Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin;
Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater, hin.

Bald, Vater, wird auch mich die Erde decken,
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie sie, den armen Thoms nicht mehr."

Jetzt sah er, wie im Westen freundlich schwebend
Der Abend sich am Horizont verlor;
Da hob er seine Hände, starr und bebend,
Und seinen Blick zum Geist der Nacht empor.

Und kalte, feuchte Morgennebel flossen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her:
Da war sein Blick für diese Welt geschlossen;
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

---

175. Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.

Da lispeln sanft der Harfe Saiten;
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin.

Erinnrung rauschet durch die Lieder
Mit schwarzen Flügeln um sein Ohr,
Der Schrecken sträubt sein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele,
Ahmt schwach und stark die Harfe nach.

Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der West im Mai;
Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbei.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes, kaltes Lächeln schleicht
Sich schüchtern auf die blassen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung,
Die Sehnsucht um verblühte Rosen,
Im Echo der Erinnerung.

Der Ton, gleich scheidenden Gewittern,
Verhallt nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Tod der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel fallen,
Der Freude heitres Bild erwacht,
Die Liebe winkt, das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.

Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.

Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord, —
Des Sängers blasse Lippen beben,
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wild entbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß.
„Laß," ruft der Ritter leichenblaß:
„O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodie'n;
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.

Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen,
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevels Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüstert's leise durch das Grüne:
„„Erkennst du Erich's Ton nicht mehr?""

Er blickt empor; die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält,
Und auf die blassen Lippen fallt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

Friedrich Adolf Kuhn,

Sohn des in den neunziger Jahren zu Freiberg gestorbenen Senators, ward am 2. September 1774 in Dresden geboren, erhielt seine Gymnasialbildung in Freiberg, studirte dann 1793—96 zu Wittenberg die Rechtswissenschaften, worauf er noch ein Jahr zu Jena vornehmlich Fichte's Vorlesungen hörte, der ihn seines Umgangs würdigte und mit Schelling bekannt machte. Nachdem er seit 1797 die Studien eines jungen russischen Edelmannes in seiner Vaterstadt geleitet und zugleich bei älteren Sachwaltern gearbeitet, trat er 1803 selbst als solcher auf, und widmete seine Mußestunden nächst der Poesie, Literatur und Sprachenkunde auch einigen Fächern der Naturwissenschaft. Durch eine glückliche äußere Lage begünstigt, bereiste er in späteren Jahren ganz Deutschland, einen Theil von Frankreich, Belgien und der Schweiz. Er starb den 29. Juli 1844 zu Dresden.

* * *

Ohne auf Neuheit der Ideen und genialen Personalcharakter Anspruch zu haben, offenbart der Dichter ein erhöhtes, von Ideen getragenes Gefühl, das in reichem Wohllaut ausströmt. In seinen erzählenden Darstellungen waltet idealisirendes Pathos und heitere Grazie auf dem Grunde antiker Kunst- und Lebensanschauung. Eine gar anmuthige, sinnigbelebte Dichtung ist „der frohe Greis", dessen schönes Dichterhaupt zu sehen selbst Götter herniedersteigen. Reben, Rosen und Myrten schlingen sich durch ihre Gunst um Anakreons Brust zum üppigen Kranze, in den es, wie auf ein Ruhekissen seligster Vergessenheit, herabsinkt, um süß in's Schattenreich hinüber zu schlummern.

Er gab heraus:

Lusiade in 10 Gesängen. Aus dem Portug. des Luis de Camoens in deutsche Ottavereime übersetzt (gemeinschaftlich mit Th. Hell). Mit erklärenden Anmerkungen und Notizen zu dem Leben des Dichters versehen. Leipzig 1807.

Kleine Romane und Erzählungen. Berl. 1809.

Die Mutter und ihre Söhne. Ein Gedicht. Dresden 1816.

Gedichte. Leipzig 1820.

176. Sophokles.

O Hellas! heitres Jugendleben!
Du schönheitfrohes warmes Land!
Als aller Kräfte Füll' und Weben,
Die Götter Menschen nur gegeben,
Frei lodern ließ den frischen Brand;
Als Würd' und Anmuth fest umschlossen,
Und jede Kraft mit sichrem Gang
In's große Heer der Zeitgenossen,
In alles Lebens Mitte drang!

Kein enger Blick, der abgeschieden,
Was schön und gut und würdig wär';
Der Kräfte muntrer Chor hienieden
Versöhnt zu einem Bund und Frieden
In frohem, freiem Tanz umher!
Ein-Trieb, das Leben auszubreiten
Nach allen goldnen Kronen hier;
Ein Bürgerthum für alle Zeiten,
Für aller Menschheit Werth und Zier!

Wie fröhlich strömt die bunte Menge
Zum hohen, schönen Götterfest,
Athener, Sparter im Gedränge,
Zu des Theaters Lustgepränge,
Das freundlich ein die Griechen läßt!
Der Fabel strahlende Heroen,
Sie ziehen hin in Würd' und Huld,
Und Götter zürnen, Götter drohen
Und Eumeniden aller Schuld.

Der Wohllaut auf des Rhythmus Schwingen,
Die Flügel um die Menge hin,
Die goldnen Worte weh'n und klingen,
Und edle starke Helden ringen
Mit Göttern um des Siegs Gewinn.
Der Chor, nach alter Seher Weise,
Hebt alle Räthsel sanft in's Licht,
Daß glänzend in der Menschen Kreise
Der Sonnenstrahl der Wahrheit bricht.

Des Lebens Pein im wilden Drange
Umschnürt mit immer engerm Kreis
Die Menschen, wie die Riesenschlange,
Und ferne von des Helden Gange
Des Segens schönes Palmenreis;
Das Unheil drängt, der wilde Jammer
Bis in der Unschuld stilles Haus,
Und Oedipus in dunkler Kammer
Löscht sich das Licht der Augen aus.

So strahlt die Macht in Götterreigen,
So ist das irdische Geschlecht.
Da sieh! es schimmern neue Zeichen,
Und die versöhnten Götter neigen
Das edle Haupt zu Pflicht und Recht.
Den sanften Oelzweig hat die Sühne
Dem Ringer auf zum Ziel gestellt;
Denn es umfaßt die Griechenbühne,
Die Menschen und die Götterwelt.

Wer hat die Fabel schön gewunden
Um Götter und der Menschen Loos?
Wer hat an's Spiel der kurzen Stunden
Des Lebens tiefen Sinn gebunden,
Mit goldnen Worten schön und groß?
O, laßt die herrliche Kamöne
Den krönen mit der Krone Zier!
Den Sieger auf der Griechen Scene,
Von Allen, die gerungen hier!

Den hohen Dichter soll ich sagen,
Deß Namen lang schon Hellas ehrt,
Der wieder wohl in andren Tagen
Der Perser-Heere Trutz geschlagen,
Erzürnt, mit seinem Heldenschwert!
Den Sieger hier im holden Spiele!
Den Sieger dort im Schlachtenbrand!
Wer hätte nicht am Doppelziele
Den einen Sophokles erkannt!

Und es beginnt des Preises Tönen,
Es schwillt und rauscht, wie Meeresfluth,
Das Lob der freudigen Hellenen,
Des hohen Dichters Haupt zu krönen,
In aller seiner Kräfte Gluth!
Ein Lorbeer, frisch auf Pindus' Höhen
Von Phöbus selber abgepflückt,
Rauscht siegreich in des andren Wehen,
Der lange schon den Helden schmückt.

Und wieder sich der Scene Hallen
Sich öffnend vor der Griechen Kreis!
Ein heitrer Chor beginnt zu wallen
Und froh bewegte Lieder schallen
Zu aller Götter Ruhm und Preis.
Und sich in Tanz und Reigen schlingen
Der Jugend frohe Hand und Brust,
Und um der Schönheit Blume ringen
Der warmen, schönen Glieder Lust!

Die Bühne will es ganz versöhnen,
Das Leben mit des Kampfes Schweiß,
Ausgießen alle Huld des Schönen
Und mit der Anmuth Rosen krönen
Auch noch des Drama ernsten Kreis.
Daß nach der Buße, nach der Reue,
Und wenn die Götter uns verzeih'n,
Die Schönheit wieder uns erfreue
Und Segen möge mit uns seyn.

Und wieder in des Reigens Leben,
Der immer schön're Formen flicht,
Sieh Einen mit dem Leib sich weben
Und hoch die schöne Stirne heben
Und strahlen mit der Augen Licht;
Das Ebenmaß der holden Glieder,
Von seiner schönen Lust entbrannt,
Ein sanftes Strömen auf und nieder,
Und weit entfesselt das Gewand!

Wer ist der Schöne, wer der Hohe,
Der mit des Tanzes heitrem Schritt,
Aufflammend von des Festes Lohe,
Dort, wie ein leuchtender Heroe,
Vor Allen schön und siegreich tritt?
Wir sind's, wir sind's ja, die Hellenen!
Und haben Kränze frisch und grün
Für allen Ruhm des Menschlich-Schönen,
Das nur in unsrem Land erschien!

Und: „Sophokles!" erschallt es wieder,
Und „Sophokles!" im weiten Rund,
„Der unsre Feinde warf darnieder,
Der Held des Kampfes und der Lieder,
Der Sänger mit dem goldnen Mund!"
Der tritt auch in des Chores Mitte
Und stellt die Anmuth wunderbar,
Die Kraft, die Schönheit und die Sitte
In einem Bund der Griechen dar.

Der hebt, wie Zeus ihn auserfehen,
Der Lebensfackel goldne Gluth
Nach allen heitren Himmelshöhen,
Wo sich der Schönheit Sterne drehen
Weit um des Menschen Lebensmuth.
Und was die Götter ihm verliehen
An Glanz und Schönheit, Würd' und Ruhm,
Das will er Hellas nicht entziehen,
Der Mutter nicht ihr Eigenthum.

Drum hat er so das Schwert geschwungen,
Der Feldherr edel, schön und jung,
Und dann in Phöbus' Kampf gerungen,
Bis er sie alle hat bezwungen,
Die Sänger mit der Saiten Schwung;
Und drum ergossen auf der Scene
Sich in des Lenzes schönes Spiel;
Denn alles Gute, alles Schöne
Ist seines Lebens Schmuck und Ziel.

Das war in Hellas' froher Zone
Der Griechen Spruch, der Griechen Sinn.
Für allen Werth die heitre Krone,
Nach allem Preis und allem Lohne
Warm ringend alle Söhne hin!
Was nur an Kräften ausgegossen,
Vereint an eines Chores Tanz,
Das Gut' und Schöne eng umschlossen
Ein Farbenspiel, ein Lebenskranz.

177. Der frohe Greis.

Ein alter Mann mit weißen Locken,
Der saß vor seines Hauses Thor;
Ihm schwebten rein, wie Blüthenflocken,
Die Bilder seines Lebens vor,
Und tausend helle, goldne Stunden,
Die sahen freundlich hin auf ihn,
Und wie von Kränzen eingewunden,
So sah er sie vorüberzieh'n.

„Dich, Wein, in deiner süßen Schale,
Dich hab' ich wahrlich nie verschmäht,
Ward oft beim hohen Freudenmahle
Von deinen Geistern angeweht;
Aus Rosen hob ich meinen Becher,
Und herrlich flog des Lebens Traum,
Ein Pfeil aus Phöbus' goldnem Köcher
Mit Flügeln aus des Bechers Schaum!

Und zu dem Becher, zu den Rosen,
Da trat die Liebe, schön und jung,
Mit Flammen bald und leichtem Kosen,
Auf ihren Lippen Himmelsschwung.
In ihres Meeres laue Fluthen
Da tauchte tief der reine Schwan,
Und schloß sich stark in seinen Gluthen
An Aphroditens Busen an.

Und zu dem Wein, dem goldnen Becher,
Und zu der Liebe großem Fest,
Da trat Apollo mit dem Köcher,
Der nimmer von den Reinen läßt.
Und wenn wir hoben unsre Schalen
Und Amor warf die Fackeln aus,
Dann streute Phöbus auch die Strahlen
Der Lieder weit in's frohe Haus."

So sprach der Greis mit heil'gem Feuer
Und griff mit seiner starken Hand
In alle Saiten seiner Leier,
Zu sagen seines Herzens Brand,
Und hob empor zu Jovis Throne
Die Augen selig ungestüm,
Und pries des Lebens schöne Krone
Vor allen Göttern herrlich ihm.

Und da begann ein leises Wehen
Und Götter traten selbst hervor,
Des Greisen schönes Haupt zu sehen,
Der lächelnd saß an seinem Thor.
Der schöne Gott, der Thyrsusschwinger,
Der Trauben um die Erde flicht,
Und Aphroditens Rosenfinger
Und Phöbus selber fehlte nicht.

Und wie sie liebreich ihm sich zeigen
Und ihm gewähren Lob und Gunst,
So flechten bald den Götterreigen
Die Grazien mit ihrer Kunst;
Und wie die Göttlichen sich gürten
Zu ihres Reigens Kranz und Lust,
So flechten Reben, Ros' und Myrten
Sich üppig um des Greises Brust;

Und flechten immer neue Kränze
Und drängen ihn, doch ohne Schmerz,
Und in dem neugebornen Lenze
Ermattet fast des Greisen Herz.
Er kann die göttlichen Gestalten,
Den Kranz, der mächtig ihn umlaubt,
Nicht mehr mit seinen Blicken halten, —
Und in die Blumen sinkt das Haupt.

Doch seine Rosen, seine Lieder,
Die Phöbus aus der Hand ihm nahm,
Die fand der Greis wohl alle wieder,
Als er in's Land der Schatten kam;
Und wenn er in der Helden Kreise
Erhob des schönen Liedes Ton:
Da lobten ihn die Schatten leise,
Und nannten ihn Anakreon.

Ignaz Heinrich von Wessenberg,

Freiherr von Ampringen, wurde den 4. November 1774 zu Dresden geboren, wo sein Vater österreichischer Gesandter war. Schon als Jüngling verdankte dieser allgemein verehrte und berühmte katholische Geistliche dem alten Adel und Ansehen seiner Familie Domherrnstellen in mehreren deutschen Hochstiftern. Er war zum Domdechanten in Konstanz vorgerückt, als der Fürstbischof v. Dalberg ihn 1802 zum Generalvikar und Präsidenten der geistlichen Regierung dieses Bisthums, und 1814, mit Zustimmung des Großherzogs von Baden, zum Coadjutor ernannte. Im Jahre 1817, nach Dalberg's Tode, trat v. Wessenberg, von den Kapitularen zu Konstanz einstimmig erwählt, mit landesherrlicher Bewilligung das Amt eines Bisthumsverwesers an, trotz dem, daß der Papst dem wegen seiner Freisinnigkeit schon lange vom Nuntius in Luzern als verdächtig bezeichneten Prälaten durch ein Breve (vom 15. März d. J.) die Bestätigung verweigerte und auf unbedingter Amtsverzichtleistung beharrte, selbst dann noch, als er sich in Rom persönlich gegen wahrheitswidrige Beschuldigungen vertheidigt und nach allen Seiten gerechtfertigt hatte. In seiner männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Curie bestärkte ihn der Beifall und Schutz des Großherzogs Ludwig von Baden, welcher die Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation erklärte und die unter seiner Autorität 1818 zu Karlsruhe mit officiellen Aktenstücken herausgegebene Denkschrift: „Ueber das neueste Verfahren der römischen Curie gegen den Bisthumsverweser von Wessenberg" an den Bundestag brachte. Um dieselbe Zeit erhielt v. W. die Würde eines Doctors der Theologie. In der Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden von 1819, 1820, 1822 und 1825 zeichnete er sich unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Als im Jahre 1827 in Folge eines Concordats mit dem heiligen Vater das Bisthum Konstanz für aufgelöst erklärt wurde, verlor er seine Stelle als Verweser, und lebt seitdem als Privatmann daselbst.

* * *

Was v. Wessenberg im Leben auszeichnet, ergibt sich auch aus der Schrift: eine lebendige, herzliche Frömmigkeit, gleich fern von dumpfer, kopf-

hängerischer Mystik und unduldsamer Frömmelei, als von kahlem Rationalismus. Dabei beseelt ihn wahrhafter Freisinn und warmer Eifer für das Wohl der Völker. Seine politisch-polemischen Lieder bekunden einen freiheitliebenden, gesunden, kräftigen und dennoch Maß haltenden Geist. Der Grundtypus seiner durchweg auf Veredelung hinzielenden, meist didactischen und philosophisch-poetischen Ergüsse, denen freilich das originelle Gepräge der Einbildungskraft abgeht, ist sittliche Schönheit. Sie verbreitet ihren milden Glanz, der von der Lauterkeit seines Gemüthes, seiner Denk- und Gefühlsweise ausströmt, besonders auch über die Form derselben, in der ein liebliches Ebenmaß und melodische Sprache durchgängig herrscht. — Für die Romanzendichtung gebricht es ihm an objectiver Weltanschauung und plastischer Phantasie. Zu seinen gelungeneren Darstellungen rechnen wir „der letzte Hohenstaufen" und „Imelda" (Lambertazzi).

Schriften:

Ueber den Verfall der Sitten in Deutschland. Eine poetische Epistel. Zürich 1799.
Gedichte. Ebd. 1800.
Geist des Zeitalters. Ebd. 1801.
Ueber die Folgen der Säkularisation. Ebd. 1801.
Die Hauptepoche der Weltgeschichte vor Christi Geburt. Ebd. 1804.
Deutsche Lieder. Ebd. 1809.
Fenelon. Ein Gedicht in drei Gesängen. Ebd. 1812.
Die Elementarbildung des Volks im 18. Jahrhundert. Ebd. 1814. — N. Aufl. 1835.
Blüthen aus Italien. Ebd. 1818. — 2te verm. Aufl. 1820.
Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles; nach griechischen Schriften. Ebd. 1821. — 2te verb. u. verm. Ausg. 1828.
Märzblumen. Konstanz 1823.
Magdalene. Ebd. 1824.
Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung d. Christen. Ebd. 1825.
Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Ebd. 1825.
Ueber den sittlichen Einfluß der Romane. Ebd. 1826.
Die christlichen Bilder. Ein Beförderungsmittel des christl. Sinnes. 2 Bde. Ebd. 1827. — 2te Aufl. 1832.
Neue Gedichte. Mit d. Bilde d. Verf. Ebd. 1827.
Jüngste Dichtungen. Ebd. 1828.
Nikodemus. Eine Erzählung. Ebd. 1829.
Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in sieben Gesängen. Stuttgart u. Tübingen 1831.
Sämmtliche Dichtungen. 6 Bde. Ebd. 1834—44.
Historisch-philosophische Betrachtungen über Schwärmerei. Heidelberg 1835.
Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange des Menschen. Aarau 1836.
Die Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes. Ein Volksbuch für alle Zeiten. St. Gallen 1839. — 2te verb. Aufl. 1845.
Die großen Kirchenversammlungen des XV. und XVI. Jahrhunderts, in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt. 4 Bde. Konstanz 1840.
Die falsche Wissenschaft und ihr Verhältniß zum Leben. Stuttgart 1844.
Neueste Dichtungen (enth. u. a. ein Trauerspiel: „Padilla, oder der letzte Freiheitskampf Kastiliens). Stuttg. u. Tübingen 1844.
u. m. a.

178. Der Zwillinge Grab.

Die Blätter entführend, rauh und kalt
Der Nordwind über die Stoppeln weht;
Doch still, wie der Mond am Himmel wallt,
Dort nach der Wildniß die Mutter geht.

Was trägt im Korb sie? Blumen doch nicht?
Sie hebt das Linnen jetzt weg vom Ranft,
Und blaß wie der Mond wird ihr Gesicht;
Zwei Säugling' umarmen im Tod sich sanft.

Nun hat sie zwischen Bäum' in die Luft
Mit Thränen den Korb gehängt, und ruft:
‚O Himmelsgestirn, mild blick' herab,
Du, dem ich Engel zu Bürgern gab!

Berührt ein Strahl vom Wonnegefild
Der Engelsseelen — ihr Leichenbild,
Nicht wird, so hoff' ich, dies Bild vergeh'n;
Einst werd' ich's verklärt im Himmel seh'n.'

Der Mond bestrahlet den Korb gelind,
Und sanfter wiegt ihn gerührt der Wind,
Bis mild der Frühling vom Himmel glänzt,
Mit Veilchen die kleinen Schläfer kränzt;

Und über ihnen die Nachtigall
Thut kund der Mutter mit süßem Schall:
„Nicht wird ihr liebliches Bild vergeh'n,
Einst wirst du's verklärt im Himmel seh'n."

179. Der letzte Hohenstaufen.

Gefesselt lag im Kerker der junge Konradin;
Draus schleppen ihn die Schergen jetzt zu dem Richtplatz hin.
Hier hoch auf goldnem Throne, die Kron' auf stolzem Haupt,
Saß Karl, der wälsche Sieger, der Kron' und Thron geraubt.

Da ward die Brust des Prinzen durch den Gedanken weit
An seines Hauses Würde und alte Herrlichkeit.
Doch in des Gegners Blicken von Milde nicht ein Zug;
Sie flammten Zornwuth nieder auf den, der Ketten trug.

Ein Wink des Kronenräubers, und in den Kreis hervor
Tritt keck ein Provenzale, und lies't das Urtheil vor:
„Erklärter Feind der Kirche, Verräther an dem Land,
Ist Konradin verfallen dem Schwert in Henkers Hand!"

Er spricht es, und zerbrochen wirft er den Richterstab
Dem Prinzen vor die Füße von seiner Bühn' herab.
Da herrscht ein dumpfes Schweigen, und jede Wang' erbleicht.
Frei blickt der Prinz gen Himmel, sieht rings manch' Auge feucht.

Doch wie der schwarzen Wolke der Donnerstrahl entzuckt,
Stürzt auf den Provenzalen, der Hasen gleich sich duckt,
Robert von Flandern, rufend mit flammendem Gesicht:
‚Dir ziemt, o feiler Schranze! fürwahr dergleichen nicht.‘

Und rasch zieht er den Degen, noch von der Siegsschlacht roth,
Und stößt ihn durch den Nacken, den ihm der Feige bot;
Froh blickt er an den Prinzen, gerächt durch diesen Mord,
Beugt sich vor Karl, und kehret voll Ruh' an seinen Ort.

Indeß vor Angst und Staunen erstarrten Alle blaß;
Die Gattin selbst, Karl's Tochter, die bei dem Vater saß.
Doch der Tyrann erstickte den Zorn in seiner Brust;
Denn daß die That gerecht sei, war er sich wohl bewußt.

Ernst winkt er nun den Henkern, zu greifen Konradin:
Doch der verbeut's, und Keiner legt frech die Hand an ihn.
Er selbst legt ab den Mantel von Purpur, goldgestickt,
Und ruft: O Mutter! werde vom Jammer nicht erdrückt!

Drauf einen Harnisch wirft er, der Unschuld heil'ges Pfand,
In's Volksgewühl; die Augen sich selbst er dann verband;
Kein Blick war ohne Thräne, kein Herz nicht mitleidkrank,
Als jetzt das Haupt des Letzten der Hohenstaufen sank.

---

180. Kaiser Karl V. in St. Just.

Der spanisch-deutsche Karl, in dessen Reich
Die Sonne auf- und niederging zugleich,
Saß jetzt in öder Zell' im Bußgewand,
Zwei Uhren richtend mit geschäft'ger Hand.
Genau im Einklang wollt' er beide sehn;
Allein es wollt' auf's Düpfchen nimmer gehn.
Drob kocht die Milz dem alten Herrscher fast;
Nach beiden Uhren greifet er mit Hast,
Und sieh! zerschmettert liegen sie vor ihm.
Da rief er aus mit nicht verhaltnem Grimm:
„Die ganze Geisterwelt, sie sollte nur
Nach meinem Takt sich regen, meiner Schnur.
Ich Thor! selbst Uhr'n auf ihrem Sinn bestehn;
Nicht zwei im gleichen Tempo wollen gehn.“
Sprach drauf zum Küster: „Vor dem Choraltar
Richt' einen offnen Sarg auf schwarzer Bahr,
Und dumpf ertön' im tiefsten Trauerklang
Ein düstres Requiem der Kirch' entlang!“
Und als der Mönche Grabsang jetzt begann,
Trat schwarz gehüllt der alte Karl heran,
Und legte still sich in den Sarg hinein,
Und still und blaß schien er wie todt zu seyn;
Und als das Requiem nun ganz verhallt,
Da fand man starr des Kaisers Leich' und kalt.

---

181. Imelda.*)

Im herrlichen Bologna, das frei wie die Eiche stand,
Schlich Zwietracht in die Häuser, warf in die Herzen Brand.
Vor allen waren zwei Häuser von wildem Haß durchglüht;
Nur eine Seel' in jedem den Haß mit Schmerzen flieht.

Zum erstenmal begegnet war sich der Beiden Blick
Beim Kerzenglanz des Domes. Eins ward jetzt ihr Geschick.
Doch wagte Keins in des Andern verhaßtes Haus zu gehn;
Nur in den heil'gen Hallen durft' Eins das Andre sehn.

Einst weilt' in der Kapelle das Paar mit Liebgekos',
Wo matt auf's Grab der Ahnen sich Lampenschein ergoß.
Doch Lauerer verriethen des Mädchens Brüdern bald
Imelda's und Francesko's geheimen Aufenthalt.

Das Herz entflammt von Zornwuth, erscheinen die Brüder schnell,
Gleich Blitzen aus heiterm Himmel, am Gitter der Kapell'.
Kaum bracht' er durch ein Pförtchen sein Lieb in sichre Hut,
So schwimmt, erdolcht von jenen, Francesko schon im Blut.

Der Dolch, er war vergiftet, erbeutet im Morgenland;
Doch Heil für solche Wunden ein süßer Wahn erfand.
Das Leben kehre wieder, so machte die Sage kund,
Wenn man das Gift der Wunde entsauge mit dem Mund.

*) *Cherubino Chirardacci* Stor. di Bologna. Lib. VII. p. 224.

Allein nun stieg Imelda hinab in der Grüfte Nacht,
Wohin die Mörder eilig den kalten Leib gebracht.
Das Gift aus seiner Wunde saugt sie mit Wollust ein;
Die Todte neben dem Todten fand man beim Morgenschein.

182. Der letzte Kampf.

In Deutschlands freie Gauen trug
Das Römerheer den Adler,
Der stolzen Sinn's in Fesseln schlug
Der Knechtschaft kühne Tadler.
Da zog in's Feld mit Wehr und Schild
Die schöne Jungfrau Hermingild.

Dem Vater folgt sie in die Schlacht;
Aus ihren Augen sprühet
Das Hochgefühl, das Helden macht,
Vom dem ihr Busen glühet.
Kein Helm, kein Panzer wehrt dem Tod,
Den ringsum ihre Keule droht.

Sie geht einher durch Ströme Bluts;
Vor ihrer Seele schwebet
Das Vaterland, voll Felsenmuths,
Der nie vor Stürmen bebet.
Vom Himmel sinket schon die Nacht,
Noch immer wogt und tobt die Schlacht.

Die schöne deutsche Heldin stand
Zuletzt nur zwischen Leichen;
Doch sah sie an der Berge Rand
Kein flackernd Siegeszeichen;
Ihr Ohr umrauschen einzig noch
Der Eichen Wipfel hehr und hoch.

Doch welchen Leichen blinkt der Mond
Dort in's Gesicht? O wehe!
Was strahlst du so, grausamer Mond!
Daß sie das Aergste sehe?
Der Vater mit den Söhnen liegt
Im Blut. „Du, Adler, hast gesiegt!“

Sie wankt den Leichen zu; da fährt
Mit Blut gefärbt und düster
Vorüber Siegfrieds Geist. Sie hört
Ein klagendes Geflüster.
Der Jüngling lebte nur für sie;
Ihr Herz war sein. Jetzt sinkt ihr Knie.

Sie faßt des Vaters kalte Hand,
Und netzet sie mit Zähren.
„Wozu sollt' ohne Vaterland
Mein Leben länger währen?“
So seufzt sie, — ach! ihr Geist entflieht;
Doch lebt er fort im Bardenlied.

183. Des Königs Erheiterung.

„Was frommt mir Prunk? was Harfenklang?
Was Hofnarr und Minister?
Ist's mir so schwül doch, öd' und bang,
Und im Gemüth so düster!“
Der König dacht's. Die Sonne sank.
In's Freie schlich er seelenkrank,
Rieb sich voll Gram die Stirne.

Der letzte Strahl durchglühte mild
Die leisbewegten Blätter;
Das Vöglein, noch die Brust erfüllt
Von Liedern, pries das Wetter.
Das Bächlein rauscht' und blinkte sanft,
Umnickt vom blumenreichen Ranft;
Drauf saß ein holder Knabe.

Sein Haargold flog im West; er sah
Voll heitrer Ruh' in's Blaue,
Und dachte bei sich: Fern und nah
Ist alles, was ich schaue,
So fröhlich! Doch der König kam;
Der Knabe sah des Königs Gram,
Und hatte sein Erbarmen.

Ein Engelein auf Armen, rief
Die Mutter jetzt dem Knaben;
Die Mutter kam, der Knabe lief
Und bracht' ihr schöne Gaben.
Die Mutter freut des Sträußchens Glanz,
Den Engel schmückt der Blumenkranz,
Und Kind und Mutter lächeln.

Drob jubilirt der Knab' und springt
Der Mutter vor zur Hütte.
Der Vater vor der Hütte singt
In seiner Lieben Mitte.
Der König seufzt, den Wehmuthsblick
Nach dem Palast, wo ihm Musik
Und Pracht nicht hellt die Stirne.

Ward nun dem König schwül und bang,
Und in der Seele düster,
So ließ er Prunk und Harfenklang
Und Hofnarr und Minister;
Der Sehnsucht voll, bei'm Abendschein
Sucht' er das Freie ganz allein,
Und hell ward seine Stirne.

184. Das Gastmahl des Doktors Faust.

Des Blocksbergs Chorregent und Küster,
Der ede'n Zauberei berühmtester Magister,
Großpontifex der mystischen Philister,
Des Höllendrachen Erzbeschwörer,
Bombasti Paracelsi großer Lehrer,
Kurz Doktor Faust lud einst in Nürnberg, wo den Trichter
Der Weisheit nebst den andern Reichskleinodien
Wohlweiser Magistrat gibt männiglich zu seh'n;
Hier lud einst Doktor Faust die lorbeerreichen Dichter,

Die Deuter des Zodiakus und der Kometen,
Der Alchymie bewährteste Hermeten,
Und der Apokalyps' erleuchte Exegeten,
Und mit den Nomina- und Realisten
Die ganze Sippschaft weltberühmter Isten
Zu einem Schmaus, dergleichen wohl in seinem Leben
Nüchternen Musen nie ihr Präsident thät geben.
Es seufzt das Tafelrund, gebeugt von Ortolanen,
Spanferkeln, Austern und Fasanen,
Pasteten, Trüffeln und Melonen,
Orangen, Ananas, und — Bohnen,
Und allem dem, was je den Gastronomen lüstern
Gemacht den Kennergaum, und die erfahrnen Nüstern.
Auch lassen sich die Herr'n von allen Fakultäten,
Als kämen sie gerad' aus langen Hungersnöthen,
Ohn' Unterschied die Leckerbissen wohl behagen.
Ganz sichtbarlich schwillt auf ihr Magen.
Doch wie die sechste Stunde hat geschlagen,
Seit sie dem Opferdienst des Bauchgotts obgelegen,
Sucht taumelnd Jeglicher nach Mantel, Hut und Degen,
Sich zum Verdauungswerk bei Haus auf's Ohr zu legen.
Allein, indem sie sich der Thüre zu bewegen,
Durchschauert blöd und öd das Mißbehagen
Urplötzlich Jeglichen, er habe nichts im Magen.
Da sie die herbe Noth sich nun einander klagen,
Und zum Beweis den Bauch wie eine Trommel schlagen,
Fängt Doktor Faust, der fast vor Lachen
Zerbersten möchte, an, ein Amtsgesicht zu machen.
„Verehrte Gäste!“ spricht er, „sucht darin kein Wunder,
Daß euer Magen blöd sich fühlt; denn all der Plunder,
Den ihr mit Heißbegier verschlungen habt, war — Wind.
Ihr ärgert euch? Allein ihr Herr'n und Freunde! sind
Die Wissenschaften denn, die mit gelehrten Mienen
Ihr gegen blankes Geld von hocherhabnen Bühnen
Den Ungeweihten spendet, mehr als — Wind?
Wie ihr die Welt bedient, muß man euch auch bedienen.

---

185. Römische Legende.

(Nach einer altdeutschen Handschrift im Vatikane, welche der Forschung des berühmten Angelo Majo entgangen.)

Honny soit qui mal y pense! *)

Wo der, der einst den Staub bewohnt,
Zur Rechten jetzt des Vaters thront,
Um ihn, den sie am Kreuz gesehn,
Verklärt die zwölf Apostel stehn.
Auf Paulus' und Johannes' Rath
Sankt Petrus einst den Vorschlag that:
Besuch zu thun der Kaiserstadt,
Wo er den Tod erlitten hat,
Um nachzusehn, wie Christi Wort
Jetzt Heerd' und Hirt befolgen dort.
Von ferne schon rauscht ihm ein Lärm
An's Ohr von wogendem Geschwärm.
Just wird der Tempel ihm geweiht,
Erbaut vom Geld der Christenheit.
Im Zwillichrock, den Scheitel kahl,
Stellt er sich nah dem Hauptportal,
Wo über'm weiten Platz er sieht,
Wie jetzt heran sein Folger zieht,
Der sich, — er hört's mit frohem Geist, —
Den Knecht der Knechte Gottes heißt.
Doch ihm nicht gleich, nicht arm und klein,
Nicht auf des Meisters Eselein
Zieht auf den Platz der Folger ein.
Ein Kronenthurm statt Heil'genschein
Den Knecht der Knechte Gottes schmückt.
Auf Menschenschaaren, tief gebückt,
Von goldnem Thron er niederblickt,
Vom Glanz der Pfauenschweif umnickt.
Der Pomp ist unermeßlich groß,
Der Zug der Priester gränzenlos;
Wo er begann, wo er sich schloß,
Zu Pferd und Fuß der Krieger Troß.
Ein Trupp Entmannter sich ergoß
An Sang, der wollustreich zerfloß.
Drein donnerte jetzt das Geschoß
Der Engelburg. Wie stürmisch Meer
Erbraus't die Volksfluth hin und her,
Und Ablaßzettel regnet's dick,
Wohin sich kehrt der Gaffer Blick.
Sankt Petern ward nicht froh zu Muth;
Ihm stieg oft in's Gesicht das Blut.
Zum Glück sein Schwert im Himmel blieb,
Das weg ein Ohr dem Malchus hieb,
Sonst Mancher im erhabnen Chor
Gejammert hätte: Weh, mein Ohr!
Als er sich nun im Freien fand,
Viel Volk um ihn versammelt stand,
Das ‚Bitt' für uns, Sankt Peter!‘ rief;
Da fühlt' er das Bedürfniß tief,
Zu predigen das Wort des Herrn:
„Wie steht ihr, ach! von Gott so fern!
Liebt Gott vor Allem herzlich gern,
Den Nächsten, wie euch selbst! Sein Reich
Ist einem irdischen nicht gleich.
Gepräng' vor ihm hat keinen Werth;
Des Geistes Wort nur ist sein Schwert.
Er aller Orten den nur hört,
Der ihn in Geist und Wahrheit ehrt.
Ich seh', es griffe gar zu gern
Auf's neu', im Namen unsers Herrn,
Rom nach dem Regiment der Welt;
Doch Demuth nur dem Herrn gefällt.
So Jemand sagt: es könn' um Geld
Die Kirche, wie es nur gefällt,
Die Sünden lösen, hört ihn nicht!
Des Lügners harrt das Weltgericht.
Doch wenn ihr mild auf Arme blickt,
Und sie in ihrer Noth erquickt,
So sammelt ihr hienieden euch
Den größten Schatz für's Himmelreich.
Wer groß in diesem Reich will seyn,
Der werd' ein Kind! Nicht frommer Schein,
Ein reines Herz nur führt hinein.“ —
So sprach Sankt Peter, und sein Wort
In mancher Brust fand guten Ort;
Bewundernd hört das Volk es an,
Und preiset hoch den Gottesmann.
Ihm hat auch einer sich genaht,
Der traulich vor die Nas' ihm trat:
‚Ihr seid ein Reformator wohl?‘
Sprach lispelnd seine Stimm' und hohl.
„Ein Reformirter? Was ist das?“
‚Ei, wer dem Papst hegt Groll und Haß.‘
„Kein Reformator bin ich dann,“

---

*) Vergl. St. Bernhard's Schilderungen im vierten Buche seines trefflichen Werkes De Consideratione.

Entgegnet sanft der Gottesmann;
Und jener zog ein schief Gesicht,
Als wünsch' er Tod ihm und Gericht.
Doch Neugier locket nun herbei
Der Pfaffen buntes Allerlei
Mit Mosestafeln und Biret,
Mit Strümpfen roth und violet,
Viel' auch vom Fasten aufgebläht,
Mit mancher Art von Scapulier,
Von Cingulum und Scheitelszier.
Man sieht sie horchen auf den Zeh'n,
Stolzirend nahn und brummend geh'n;
Sie schütteln jetzt die Köpfe sehr,
Und schreien: ‚Der Schismatiker!
Wie riecht sein Wort nach Ketzerthum!
Er wirft den Stuhl Sankt Peters um.'
Jetzt wogt's im Haufen, braus't und gährt,
Wie wenn in's Meer die Windsbraut fährt.
Schon fliegen Steine. Manches Wort
Erschallt von Lästerung und Mord.
Frech eine Faust sich drohend ballt,
Doch still des hehren Gast's Gestalt,
Wie Duft, mit einem Blick zerfleußt,
In dessen Ernst sich Lieb' ergeußt.

Sankt Peter kehrt zum ew'gen Licht;
Doch was auf seines Knechts Bericht
Beschloß der Herr und sein Gericht,
Erzählet die Legende nicht.

Samuel Christian Pape,

dessen Vater Heinrich Pape, weiland Prediger im Bremen'schen Dorfe Wulfsbüttel und seit 1783 zu Visselhövde in Verden, sich durch zahlreiche Schriften theologischen Inhalts und eine Umarbeitung des Bremer-Verden'schen Gesangbuches bekannt gemacht hat, wurde im Jahr 1774 in Bremen geboren, verlebte aber seine ersten Jugendjahre bis 1783 in öder Haidegegend „als einsames Haideblümchen" (wie Fouqué im biographischen Vorworte zu seinen Gedichten sagt). Er soll ein wunderschöner, in kräftiger Fülle der Gesundheit blühender Knabe gewesen seyn. Im Herbst dieses Jahres kam er auf die Schule nach Bremen, wo er bis 1791 blieb, und widmete dann noch einige Jahre den Studien, besonders der hebräischen Sprache, im elterlichen Hause zu Visselhövde. Hier liebte er mit Leidenschaft ein junges Mädchen, deren frühen Tod er in einem rührenden Liede besang. Im nämlichen Jahre bezog er die Hochschule zu Göttingen und schloß dort seinen dreijährigen theologischen Cursus mit einer „Uebersetzung des Hiob", welche Eichhorn mit einer Einleitung beehrte. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, lebte Pape, durch äußere Unfälle gebeugt, trübe Zeiten. Ende 1794 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Grasbergen, einem trübseligen Orte, der ihm nur Himmel und Moor zeigte, bis er 1801 die Stelle eines Pastor secundarius zu Nordleda im Lande Hadeln erhielt. Sterbefälle in seiner Familie, besonders der 1808 erfolgte Tod seiner Gattin, verkümmerten ihm das Leben und steigerten seine haidewehmüthige Stimmung, die uns aus seinen Gedichten entgegentönt, zur düstersten Niedergeschlagenheit. Etwas später neu vermählt, schien er froheren Tagen entgegen zu sehen, aber wiederholte Trauerfälle erneuerten seine Melancholie. Dazu gesellte sich eine Brustkrankheit, die ihn beinahe menschenscheu machte. Er verschied am 5. April 1817.

* * *

Pape's Gedichte, von einem gefühlvollen melancholischen Colorit überhaucht, sind ganz und gar ein Abdruck des Gemüths, denen von Seite der Kunst nur noch ein allgemeines Gepräge zu wünschen wäre. Das liebenswürdige, fromme Gemüth ist es eigentlich, was ihnen innere Poesie gibt, die zu einer größeren Erweiterung doch des rechten Lebensmuthes und jener Begeisterung ermangelt, welche mit einer Erhebung zum Himmel auch diese Welt zu verklären vermag. Die milde, wohlklingende Sprache verleiht denselben einen vorzüglichen Reiz und gewinnt das Herz für die trübe Stimmung des Sängers. In der Ballade und Romanze, worin sich das Gefühl, die eigene Theilnahme, mit der Geschichte verschmelzen soll, hat darum unser Dichter Glück, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Gefühl zu sehr vorherrscht.

(Vgl. Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung, 1822.)

Von ihm:

Hiob, übersetzt und mit Vorrede von J. G. Eichhorn. Göttingen 1797.

Gedichte, mit einem biographischen Vorworte von Friedrich de la Motte Fouqué. Tübingen 1821.

186. Die Lautensängerin.

Draußen auf der braunen Haide,
Linker Hand zum Thor hinaus,
Unter einer Pappelweide,
Liegt ein kleines Schäferhaus.

Wo die hohen Pappelbäume,
Wo das stille Hüttchen liegt,
Wurd' ich oft in süße Träume
Unter Thränen eingewiegt.

In der Hütte wohnt' ein Mädchen,
Eine Lautensängerin.
Oefters ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin.

Mußte dann das gute Mädchen
An der Thür' mich wandern sehn,'
Ließ es wohl das Spinnerrädchen
In der Myrtenlaube stehn;

Nahm wohl seine süße Laute
In die zarte, weiße Hand,
Spielte, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand.

Und sie sang von ihren Thränen,
Und von treuer Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen
Nur nach Grabgeläut' und Tod;

Daß sie wiederfinden wollte
Ihren Liebsten, der sie kennt,
Wo ihr's Niemand wehren sollte,
Wo kein Tod sie wieder trennt.

Vieles hat sie schon getragen;
Willig trägt sie's; aber dann
Allen Engeln will sie's klagen,
Was sie litt von Jugend an. —

Meine Thränen flossen immer,
Immer naht' ich ihr so gern;
Aber, ach! ich wagt' es nimmer,
Denn die Mutter war nicht fern.

Mußte bald das Hüttchen meiden,
Wo das gute Mädchen wohnt':
In die Fremde mußt' ich scheiden,
Weh mir! im Septembermond.

Monde gingen mir vorüber,
Sieben Monde gingen hin,
Immer dacht' ich noch hinüber
An die Lautenschlägerin.

Und die Vöglein sangen Lieder,
Und der schöne Lenz begann;
Und im Maien kam ich wieder
In der lieben Heimat an.

Täglich ging ich aus dem Städtchen
Nach den Pappelweiden hin,
Nach der Hütte, nach dem Mädchen,
Nach der Lautensängerin.

Konnt' ich doch das gute Mädchen
Nimmer vor der Hütte sehn!
Sah ich doch kein Spinnerrädchen
In der Myrtenlaube stehn;

Hörte keine süße Laute
Von der zarten weißen Hand,
Harrend, bis der Abend graute,
Bis der Mond am Himmel stand!

Da gedacht' ich ihrer Thränen,
Und der treuen Liebe Noth,
Wie die Liebenden sich sehnen
Nur nach Grabgeläut' und Tod.

Heimlich in der Abendstunde
Ging ich nun zum Kirchhof hin,
Und der Kirchhof gab mir Kunde
Von der Lautensängerin.

---

187. Die Schäferin vom Lande.

Es ritt ein Junker, schön und fein,
Durch einen grünen Wald;
Und als es war um Abendschein,
Und als er kam zum Kirmeßreihn,
Da tanzte Jung und Alt.
Die Schäferin vom Lande
Gefiel dem Junker bald.

„Küß' mich, du schöne Schäferin,
Mit deinem Rosenmund!
Mir ist so weh in meinem Sinn,
All' meine Ruh nahmst du dahin;
Mach' du mich nun gesund!
Die Schäferin vom Lande
Lieb' ich von Herzensgrund!“ —

„„Geh du nur hin, du stolzes Blut,
Mit deinem Jägerstaat!
Dein Herzchen wird wohl wieder gut,
Jagst du zu Roß mit Junkers-Muth
Durch Korn und Waizensaat.
Die Schäferin vom Lande
Weiß keinen bessern Rath!““

Und als die kühle Nacht anbrach
Und er zu Rosse saß,
Sann er des Mädchens Rede nach;
Und was sie that und was sie sprach,
Macht' ihm sein Auge naß.
Die Schäferin vom Lande
Er nimmermehr vergaß!

---

188. Die Trauung.

In der Kirche zu Mariengarten,
Vor dem Hochaltar,
Stand die Braut in Gold und Seide,
Und der Bräutigam im Feierkleide.
Nimmer stand ein schönres Paar
In der Kirche zu Mariengarten.

In der Kirche zu Mariengarten
Fiel der Mörderschuß, —
Und die Mauern hallten's wieder,
Und der Bräutigam sank blutig nieder:
„Weh' mir, daß ich sterben muß
In der Kirche zu Mariengarten!“

In der Kirche zu Mariengarten
Sank die junge Braut;
Lag an des Altares Stufen,
Hörte nicht die gute Mutter rufen —
Und der Priester weinte laut
In der Kirche zu Mariengarten.

---

189. Des Gefangenen Ahnung.

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da blick' ich still hinab;
Drei Männer stehn so traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich dort ein Grab!

„Ich seh' drei Junggesellen
Mit Spaten in der Hand,
Sie pflanzen dort in Reihen
Am Kirchhof junge Maien
Wohl zur Kapellenwand.“

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da hör' ich Grabgesang;
Das hallt so dumpf und traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich Todtenklang!

„Ich hör' von ferne läuten
Durch Regen und durch Sturm;
Ich hör' die Jungfrau'n singen,
Die Feierglocken klingen
Wohl vom Kapellenthurm.“

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da weht ein schwarzes Tuch;
Die Menge wallt so traurig —
O Thürmer, wie so schaurig!
Ist wahrlich Leichenzug!

„Ich seh' den Pfaffen wallen
Den Kirchensteig hervor;
Ich seh' die Menge gehen,
Frohnleichnamsfahnen wehen
Wohl am Kapellenthor.“

O nein, o nein! sie senken
Den schwarzen Sarg hinab!
Die Sterbeglocken hallen,
Die Grabgesänge schallen —
Ist meines Liebchens Grab!

Wohl über wenig Tage,
Ein Tag ist bald vorbei,
Dann klagt nicht mehr der Ritter
Am dunkeln Sklavengitter,
Dann bin ich los und frei!

Auf Sankt Marien-Kirchhof,
Da sehn' ich mich hinab;
Bald siehst du, Thürmer, traurig,
Von deiner Warte schaurig
Auch auf des Ritters Grab!

---

190. Lore.

Es war am heil'gen Jakobstag,
Die frühe Lerche sang,
Als Pächters Lore schlummerwach
Die schönen Hände rang.
„Schon wiederum die ganze Nacht
Hat mich sein Bild gequält!
Die ganze Nacht um ihn durchwacht!
Gott weiß es, was mir fehlt!

Ich will hinaus zur grünen Au',
Wo die Violen stehn,
Dort, wo im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn.
Da weht der frische Rosenduft,
Da lacht das Blumenbunt,
Da singt das Vöglein in der Luft
Das kranke Herz gesund!

Sie sah dort auf der grünen Au'
Wohl die Violen stehn,
Sie sah im kühlen Morgenthau
Die bunten Lämmer gehn:
Ihr weht kein frischer Rosenduft,
Ihr lacht kein Blumenbunt,
Noch singt das Vöglein in der Luft
Ihr krankes Herz gesund.

Da draußen fand sie keine Rast,
Im Hause keine Ruh,
Das ganze Dorf war ihr verhaßt,
Bis an den Abend zu,
Bis daß sie ging zum Abendtanz,
Wo ihr Geliebter war,
Ein'n Rosen- und Violenkranz
In ihrem blonden Haar.

Er trank wohl lustig Bier und Wein
Und wieder Wein und Bier,
Und jedem Mädchen schenkt' er ein,
Nur trank er nicht mit ihr.
Er tanzte lustig hier und dort,
Und wieder dort und hier,
Mit jedem Mädchen zog er fort,
Nur tanzt' er nicht mit ihr.

Sie bracht' ihm blaue Veilchen hin
Aus ihrem blonden Haar,
Die gab er einer Tänzerin,
Die seine Liebste war.
Sie bracht' ihm rothe Rosen hin
Aus ihrem blonden Haar,
Die gab er einer Tänzerin,
Die seine Liebste war.

Da ging sie weinend hin und saß
Da draußen auf der Bank.
Je länger sie da draußen saß,
Je schlimmer ward sie krank.
Und todeskrank schlich sie hinein,
Die Thür, die schloß sie zu,
Hinein in's stille Kämmerlein,
Und legte sich zur Ruh.

Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um Drei;
Und als er seine Stunde sang,
Da ging's mit ihr vorbei.
Der Wächter kam die Straß' entlang,
Der Wächter blies um Vier;
Und als er seine Stunde sang,
Da war es aus mit ihr.

---

191. Der Jäger.

Am Sonntag war's, nach Mitternacht,
Am ersten Tag im Maien;
Der Jäger hört, vom Traum erwacht,
Den Todtenvogel schreien.
Das treibt ihn wunderbar heraus
Aus seinem Bett, den Saal hinaus;
Er schaut sich um im Freien.

Früh morgens um die Kirchenzeit,
Sieh da! von seiner Lieben
Ein großer Brief, so lang als breit,
Von ihrer Hand geschrieben.
Und als der Brief gelesen war,
Da ward ihm alles hell und klar,
Was ihn herausgetrieben.

Der Jäger setzt sich auf sein Roß,
Hinüber durch die Haide,
Daß ihm der Schweiß herunter floß
An seinem Jagdgeschmeide;
Und als er kam in's Dorf gerannt,
Da ging sie an des Priesters Hand,
In eitel Gold und Seide.

Er sprang herab, er wankte hin
Mit Zittern und mit Beben,
Ihm ward so grausenvoll zu Sinn,
Wie zwischen Tod und Leben.
Dann rief er dumpf, und weinte laut:
„So bist du nun des Pfaffen Braut?
Das mag dir Gott vergeben!“

Und als sie sprach kein einzig Wort,
Und als sie stand in Trauer,
Da trieb er sich unbändig fort
Mit wildem Todesschauer;
Und nieder schlug er leichenblaß,
Und taumelt' unter Moos und Gras
Hart an der Kirchhofmauer.

Da riß sie ihn in Todesqual
Hervor aus Leichensteinen;
Hier sah er noch zum letztenmal
Die Abendsonne scheinen.
Um zwölf Uhr, als der Wächter rief,
Das war die Stund', als er entschlief,
Da hub sie an zu weinen.

---

192. Der kühne Schiffer.

Das Ufer wogt im wilden Nord,
Die Felsen hallen rings umher,
Der kühne Schiffer stand am Bord:
„Ihr Männer, auf in's Meer!

In's schöne Frankreich fahren wir,
Im reichen England kehr' ich ein;
In England trinkt ihr braunes Bier,
In Frankreich kühlen Wein!“

Und als das Segel rauscht' im Wind,
Und als am Mast das Segel schwoll,
Da rief ihm noch sein einzig's Kind
Vom Ufer Lebewohl!

‚Du könntest gehn im grünen Wald,
Am Blumenbach, so hell und klar:
Nun weht der Abendwind so kalt
Dein silberweißes Haar!

Du könntest ruh'n die dunkle Nacht
In deinem warmen Kämmerlein:
Nun wachst du noch, wann Niemand wacht,
Im grausen Mondenschein!‘ —

O Mädchen, still! Bei Helgoland,
Bei Helgoland im tiefen Meer,
Da ruht dein Vater rechter Hand,
Die Männer um ihn her.

---

193. Der Königssohn.

Es ritt ein Mann mit goldnem Stern
Im hellen Mondenstrahl.
Drei Hütten dämmerten von fern
Im tiefen Mühlenthal.
Da tummelt' er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis unter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Er bückte sich, er wandte sich
An's stille Kämmerlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!“
„„Mein lieber Mann ist auf der Frohn,
Dort oben auf der Burg,
Und auf dem Felde wacht mein Sohn
Die ganze Nacht hindurch.““

Er bückte sich, er wandte sich
An's andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!“
„„Mein Vater ist im grünen Wald
Beim Ritter auf der Jagd,
Und meine Brüder, jung und alt,
Sind in der wilden Schlacht.““

Er bückte sich, er wandte sich
An's andre Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Der falsche Mondenschein!“
„„Mein Bruder dient für Königsgeld,
Mein armer Mann ist todt,
Und meine Kindlein über Feld,
Die betteln dort ihr Brodt!““

Er bückte sich, er wandte sich
Vom stillen Fensterlein:
„Bei Nacht und Nebel irrte mich
Gottlob! der Mondenschein.“
Dann tummelt er sein edles Roß
Mit seinem goldnen Sporn,
Bis hinter ihm die Welle floß
Im kleinen Mühlenborn.

Und um ihn her der stille Quell,
Der frische Wiesengrund,
Des vollen Mondes Silberhell,
Schuf nicht sein Herz gesund.
Er weinte bis an's Morgenlicht,
Er weinte sich recht satt,
Und ritt mit Thränen im Gesicht
In seine Königsstadt.

---

194. Der Harfner.

Der Junker saß im Marmorsaal,
Er nahm den funkelnden Goldpokal,
Er goß ihn voll bis auf den Rand,
Er färbte roth sein Ritterband.
Da kam ein Harfner, groß und alt:
„Gott grüß' dich, Junker von Eberwald!"

Der Junker wandte sich herum.
Der Harfner trauerte blaß und stumm;
Ihm wogt's im Busen auf und ab,
Der Wehmuth Thräne rann herab.
Die Thräne rann, die Thräne fiel
Wohl auf sein liebliches Saitenspiel.

Der Harfner sang: „Allüberall
Ist meine Fahrt, über Berg und Thal,
Den Berg hinauf, den Berg hinab
Der Harfner und sein treuer Stab.
Ich sah nur Thränen weit und breit;
Vergebens sucht' ich Gerechtigkeit."

Der Junker schenkte taumelnd ein,
Er trank den schäumenden rothen Wein,
Er dachte wohl: du kühner Mann,
Was geht Gerechtigkeit dich an?
Und Thränen her, und Thränen hin!
Das darf nicht kümmern Adelsinn.

Der Harfner sang: „Ein Hügelrund
Umschließt ein Dörfchen im tiefen Grund;
Die Wiesen tränkt ein frischer Born,
Kein Unkraut blüht im dichten Korn,
Die Kelter trieft von Most und Wein;
Doch kann das Dörfchen nicht glücklich seyn!"

Der Junker trank ein Doppelglas:
„„Du grauer Harfner, wie weißt du das?
Das Dörfchen hätte Most und Wein,
Und könnte doch nicht glücklich seyn?
Wer nicht beim Wein sich freuen kann,
Der ist, beim Himmel! ein armer Mann.""

Der Harfner sang: „Durch goldne Saat
Trug mich in's Dörfchen ein stiller Pfad,
Und eine Wittwe, schön und jung,
Weint' in der Abenddämmerung,
Die Wangen bleich, die Haare wild,
Und doch das Auge so gut und mild!"

Der Junker schenkte zitternd ein,
Ihm fuhr's wie Fieber durch Mark und Bein,
Er warf sich ahnend hin und her,
Der Goldpokal ward ihm zu schwer;
Er hätt' gegeben den Pokal,
Der Harfner wär' über Berg und Thal.

Der Harfner sang: „Sie winkte mir,
Ich ging und weinte gerührt mit ihr,
Drückt' ihre Hand und weinte drauf;
Sie blickte still zum Himmel auf,
Sie führte mich zum dunkeln Hain
Und warf sich nieder am Leichenstein."

Der Junker starrte, blaß wie Tod,
Die Perlen schienen ihm blutig roth,
Der Wein im Becher däucht' ihm Blut,
Er leert' ihn aus mit Todeswuth;
Er hätt' gegeben all' sein Geld,
Der Harfner wär' über Haid' und Feld.

Der Harfner sang: „Auf ihrem Knie
Sprach sie mit himmlischer Melodie:
In Grabesnacht, in Todesnacht
Hat Junkers Wollust dich gebracht;
Dein treues Weib folgt bald hinab...
Schlaf süß, schlaf ruhig in deinem Grab!" —

Der Harfner schwieg. Die Thräne fiel
Wohl auf sein liebliches Saitenspiel;
Der Wehmuth Thräne rann herab,
Ihm wogt's im Busen auf und ab —
Da ging der Harfner, fromm und alt:
„Leb wohl, du Junker von Eberwald!"

Johann Dietrich Gries

wurde am 7. Februar 1775 in **Hamburg** geboren, wo sein Vater Senator war. Dieser bestimmte ihn zwar, nachdem er bis in sein siebenzehntes Jahr auf dem Johanneum einen guten Grund in Schulkenntnissen gelegt, für den Kaufmannsstand, ertheilte ihm jedoch später, um seiner entschiedenen Neigung zu den Studien keinen Zwang anzuthun, die Erlaubniß, das Versäumte durch Privatunterricht nachzuholen, worauf er 1795 die Universität Jena bezog. Die Jurisprudenz ließ er hier für das sogenannte Brodstudium gelten, verlegte sich aber vorzugsweise auf Dichtkunst und hatte bald, nach mehreren glücklichen Versuchen, die Freude, mit **A. W. Schlegel** und **Schiller** in freundschaftliche Verbindung zu kommen. Das erste von ihm veröffentlichte größere Gedicht, das Schiller für den „Musenalmanach" von 1798 verlangte, war „Phaëthon". Seinen ersten poetischen Uebersetzungen aus dem Italienischen: „Quelle piume bianche e nere" und „La biondina in gondoletta" (im „Neuen deutschen Merkur" 1798) legte **Wieland** ein Lob bei, das den jungen Dichter bestimmte, dieses Fach beinahe ausschließlich zu bearbeiten, um so mehr, als auch **Göthe** und **Herder** ihn freundlicher Ermunterung würdigten. Nach kurzem Aufenthalte in Dresden, wo er den Entschluß faßte, das „Befreite Jerusalem" im Versmaß des Originals zu übersetzen, kehrte er in Begleitung **Schelling's**, dessen Freundschaft er sich hier erworben, nach Jena zurück und ging sodann nach Göttingen, wo er ein Jahr hauptsächlich dem Rechtsstudium widmete. Nachdem er 1800 in Jena die juridische Doctorwürde erlangt, begab er sich nach Wetzlar, um sich, nach damaliger Gewohnheit junger Juristen, mit dem Gange des Reichsprozesses näher bekannt zu machen; doch veranlaßte ihn nach kurzem Aufenthalte daselbst der Wiederausbruch des Krieges zur Rückkehr nach Jena, wo er sich jetzt häuslich niederließ. Von 1806—8 war er in Heidelberg, bereiste von 1808—10 die Schweiz und Oberitalien, kehrte dann über München und Stuttgart, nachdem er in letzterer Stadt auf längere Zeit sein Domizil genommen, nach Jena zurück, wurde 1827 vom Groß-

herzog von Sachsen-Weimar zum Hofrath ernannt, lebte später in Weimar, dann in Hamburg, und starb daselbst am 9. Februar 1842.

* * *

Wenn Gries sich durch seine trefflichen Uebersetzungen des Tasso, Ariost, Calderon auch größeren Ruhm errungen hat, als durch seine eigenen Gedichte, so läßt sich doch an den letztern keineswegs die gute Schule verkennen. Durchgängig herrscht darin der Wohllaut und der würdige Ton, den auch Göthe, Schiller und die Schlegel, hierin den gleichen Mustern folgend, ihren Gesängen eingehaucht haben. Steht er den Genannten auch an Erfindungsweise und Genie nach, so unterscheidet er sich doch von der großen Schaar der Nachahmer sehr vortheilhaft dadurch, daß er sich mehr an Gegenständen versuchte, die an sich schon eine gewisse Größe oder etwas objektiv Interessantes boten, und weniger an lyrischen Tändeleien, die nur durch die Subjektivität des Dichters Werth erhalten. Auf diese Weise reihen sich sein „Phaëthon", seine „Danaiden" u. a. den mythologischen Dichtungen Schiller's und Göthe's und dem Pygmalion und Arion Schlegel's nicht unwürdig an.

(S. Literaturblatt z. Morgenblatt, redigirt von Dr. Wolfg. Menzel. Stuttg. u. Tübingen 1830.)

Schriften:

Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt. 2 Bde. Jena 1800—1803. — 6. Aufl., Leipzig 1844.

Ariosto's rasender Roland, übersetzt. 4 Bde., Jena 1804—1809. — 3. Aufl., I. II. Thl. Lpz. 1844, 45.

Calderon's Schauspiele, übersetzt. 7 Bde., Berl. 1815—1826. — 2. Aufl., 8 Bde., ebd. 1840—1841.

Forteguerri's Richardett, ein Rittergedicht, übersetzt. 2 Bde., Stuttg. 1831—1832.

Bojardo's verliebter Roland. Zum erstenmale verdeutscht und mit Anmerkungen versehen. 3 Bde. Stuttg. 1835—1837.

Gedichte und poetische Uebersetzungen. 2 Bdchn. Ebd. 1829.

---

193. Phaëthon.

An des Heiligthums geweihter Schwelle,
Flehend zu des Allbelebers Thron,
Lag, umflossen von Aurorens Helle,
Phaëthon, des Sonnengottes Sohn.
Seine Seufzer drangen durch die Lüfte,
Seine Thränen fielen auf den Stein,
Und der frühen Opfer süße Düfte
Wallten durch den Lorberhain.

Schöner wand auf Hellas' reichen Fluren
Sich ein Sohn vom Mutterschooße nicht;
Seiner Götterabkunft hohe Spuren
Strahlten von des Jünglings Angesicht.
Lockend flog entgegen ihm und schmachtend
Jedes Mädchens sehnsuchtsvoller Blick;
Doch, der Liebe holdes Glück verachtend,
Gab er keinen je zurück.

Schon dem Knaben waren Knabenspiele,
Jünglingslust dem Jünglinge verhaßt;
Höher schimmern seiner Wünsche Ziele,
Und der Erde Schranken sind ihm Last.
Eingedenk, daß er vom Himmel stammet,
Flieht zu ihm sein Auge sehnend hin,
Und des Staubes niedre Lust entflammet
Nimmer seinen hohen Sinn.

Wenn vom dämmernden Olymp Aurore
Kaum beginnt den segensreichen Lauf,
Rafft, ermuntert von der frühsten Hore,
Phaëthon vom harten Pfühl sich auf.
Schwach nur schimmert noch die Morgenröthe,
Heller seines Opfers Flamme schon,
Und des Jünglings brünstige Gebete
Fliehn empor zu Phöbos' Thron:

„Du, dem oft schon meine Wünsche nahten,
Den mein schwaches Auge nicht begreift,
Der mit gleicher Huld des Landmanns Saaten,
Und die Frucht der Hesperiden reift;
Der in des Gebirges tiefen Schachten
Labung kocht für die erstorbne Flur:
Gütig allen, die nach Hülfe schmachten,
Zürnest du dem Sohne nur?

Wirst du nimmer dieses Flehn erhören,
Das sich heiß aus meiner Seele ringt?
Nimmer, nimmer mir den Wunsch gewähren,
Der empor zu deinem Thron sich schwingt?
Höher strebts in meiner Brust, und höher,
Und der Erde Freuden sind mir Spott.
Bring', o bringe mich dem Urquell näher,
Allbeleber! Vater! Gott!

Ha! vergebens bieten Erdentöchter
Mir Cytherens oft ersehnten Kranz;
Ihrer niedern Flammen ein Verächter,
Blick' ich auf zu Phöbos' reinem Glanz.
Freundschaft selbst, die jenen Schmerz zu lindern
Sonst vermag, mir ist sie nicht gewährt;
Freundschaft mit Prometheus' schwachen Kindern
Ist des Göttersohns nicht werth.

Einsam irr' ich auf den Felsenhöhen,
Einsam in dem mondbeglänzten Thal,
In der Nacht des Haines, an der Seeen
Lichtem Ufer, ohne Rast der Qual.
Ach! vergebens such' ich in den Armen
Der Natur ein lang' ersehntes Glück;
Meine Klagen gibt mir, ohn' Erbarmen,
Echo höhnend nur zurück.

Schimmern nicht in zauberischem Lichte,
Dort an jenes Hügels grüner Wand,
Mir der Hesperiden goldne Früchte?
Sie entschlüpfen der betrognen Hand.
Dürstend schmacht' ich, und mein Gaumen glühet;
Schon, wie Tantaln, winket mir Genuß;
Ach! vor meinen dürren Lippen fliehet
Spottend ein Eridanus.

Ewig sehnend, strebend, ausgeschlossen
Aus den kalten Armen der Natur,
Flieht mein Geist dahin, wo er entsprossen,
Sucht am Firmament der Heimat Spur.
Ja, ich fühls, ein Gott hat mich gezeuget!
Doch wer hat mich dem Olymp entwandt?
Hat zur Erde nieder mich gebeuget?
Sie ist nicht mein Vaterland!

O wozu, wozu dies heiße Streben,
Das so tief mein Innerstes durchglüht?
Soll ich ewig an der Erde kleben,
Wo für mich der Blumen keine blüht?
Nein! nicht länger will ich müßig gaffen
Nach des Himmels unbekannten Höhn;
Ich will selber eine Welt mir schaffen,
Sollt' ich schaffend auch vergehn.

Wallet glühend nicht in meinen Adern
Der Olympier unsterblich Blut?
Oder muß ich mit dem Zeuger hadern
Um des innern Feuers wilde Gluth?
Stamm' auch ich aus Uranos' Geschlechte,
Bin auch ich, wie du, ein Göttersohn:
O wo sind denn meiner Ahnen Rechte?
Wo der Himmelsabkunft Lohn?

Ha der Schande! Phaëthon, entsprossen
Aus des hohen Uranos Geblüt,
Lebt verbannt, bei sterblichen Genossen,
Er, in dem der Sonne Feuer glüht!
Wie die Frevler spotten! O verderbe
Diese Brut der allgerechte Zeus!
Bastard! wo dein väterliches Erbe?
Wo des Götterbluts Erweis?

Send', o Vater, sende denn ein Zeichen,
Daß ich stamme von dem Gott des Lichts!
Laß beschämt die feigen Lästrer weichen
Vor den Strahlen deines Angesichts!
Ja, laß endlich mich den Vater sehen;
Ach! noch stets verbarg der Gott ihn mir.
Steig' herab von des Olympos Höhen,
Oder zeuch mich auf zu dir!

Jetzt, o jetzt erhöre mein Begehren,
Schämst du dich der Mutter Liebe nicht,
Darf ich scheulos dich als Vater ehren,
Wie's so laut in meinem Busen spricht!
Send' herab den goldnen Sonnenwagen,
Deiner Rosse muthiges Gespann,
In des Vaters Arme mich zu tragen,
Zu des Himmels Höhn hinan!

Dort nur, wo in ungetrübter Klarheit,
Helios, dein göttlich Auge wacht,
Wohnt, umstrahlt von Himmelsglanz, die Wahrheit,
Steiget nie zu dieses Thales Nacht.
Hier herrscht nur Verwirrung, Trug und Grauen;
Alles sinkt dem dunkeln Grabe zu.
Laß, o Vater, den Olymp mich schauen,
Mich unendlich seyn, wie du!"

So der Jüngling, und die feuchte Wange
Senkt er schweigend auf's gebogne Knie.
Schauerliche Stille herrschet lange;
Leise Seufzer nur durchbrechen sie.
Jetzt, erregt von unsichtbaren Mächten,
Dringt ein feierlicher Schall hervor;
Dreimal donnerts zu des Jünglings Rechten,
Und dies Wort vernimmt sein Ohr:

„„Thörichter! was wagst du zu begehren?
Was verlangt dein frevler Uebermuth?
Konnte so der Leichtsinn dich bethören,
So dich blenden eitler Wünsche Gluth?
Gab dir nicht des Vaters weises Schweigen
Seiner Liebe vollste Sicherheit?
Konnt' es nicht des Flehns Gefahr dir zeigen,
Die dich nun dem Orkus weiht?

Ja, dem Orkus! Nur durch seine Lande
Windet sich zu dem Olymp die Bahn;
Nur befreit von jedem ird'schen Bande,
Kann der Erdgeborne Göttern nahn.
Selbst Alcid, der tausend Ungeheuer
Ueberwand, Kronions edler Sohn,
Mußte wandeln durch das Todesfeuer,
Eh' ihm Gottheit ward zum Lohn.

Schwören will ichs bei den dunkeln Wogen,
Die sich neunmal um den Orkus ziehn:
Dich hat nicht der Mutter Wort betrogen,
Ja, ein Gott hat dir das Seyn verliehn.
Doch, daß du geboren bist vom Weibe,
Fesselt dich an jenes Erdenthal;
Dem Befreiten nur vom irdschen Leibe
Oeffnet sich Kronions Saal.

Nimmer hätte deines Wahnsinns Grille
Dir des Vaters weisrer Blick gewährt,
Würde nicht des Schicksals ew'ger Wille
Schweigend nur von Göttern selbst verehrt.
Ja, zur Warnung hat es dich erkoren,
Beugt nicht dies den Sinn dir niederwärts;
Warnung allen, die ein Weib geboren,
Sei denn, und des Vaters Schmerz!

Doch genug! denn weiter keine Lehre
Hat des Schicksals Strenge dir vergönnt.
Eile denn, bethörter Sohn, zum Meere,
Wenn das Licht sich von den Schatten trennt.
Deiner harrt, sobald von jenem Hügel
Dich begrüßt Aurorens erster Blick,
Mein Gespann; ergreife dann die Zügel,
Und vollende dein Geschick.""

Jetzo schwiegs. Frohlockend der Erhörung
Seines Flehns, springt Phaëthon empor;
Nicht des Gottes Dräun, nur die Gewährung
Seiner heißen Sehnsucht schwebt ihm vor.
Froh verläßt er nun die heil'gen Hallen,
Die voll bangen Kummers er betrat,
Und die Opfer seines Dankes wallen
Zu der Götter hohem Rath.

Und schon senkt mit thauigem Gefieder
Von den Felsenhöhen sich die Nacht
Duftend auf das müde Thal hernieder;
Alles schlummert; nur der Jüngling wacht.
Von dem Aug' des kühnen Heliaden
Fliehet schüchtern die vertriebne Ruh;
Und kaum naht sich Luna den Gestaden,
Eilt er flugs dem Meere zu.

Schon von ferne schimmert ihm entgegen
Phöbos' Wagen, Phöbos' Viergespann.
Muthig sieht er sich die Rosse regen;
Schon, im Geiste, fliegt er himmelan.
Ungeduldig heben sie die Flügel;
Tellus zittert unter ihrem Huf.
Kühn ergreift jetzt Phaëthon die Zügel,
Und sie folgen seinem Ruf.

Majestätisch, wie auf Meereswogen
Schwebt einher der königliche Schwan,
Hebet sich zum hohen Himmelsbogen
Nun der Wagen auf der steilen Bahn.
Langsam hebt der Zug sich, Phöbos' Lenkung
So, wie gestern, wartend; doch er spürt
Leichtlich an der Zügel schlaffer Senkung,
Daß kein Gott sie heute führt.

Aber Phaëthon, jetzt nah dem Ziele,
Weidet sich an nieempfundner Lust;
Ihn durchschauern himmlische Gefühle,
Reinern Aether trinkt die heiße Brust.
Nun entkerkert aus der Erde Schranken,
Fleugt er auf zu seines Ahnherrn Thron,
Naht sich kühnern Schwungs und sonder Wanken,
Fühlt sich ganz des Gottes Sohn.

Schon entschwindet seinem Blick die Erde;
Ihn erreicht ihr trüber Dunst nicht mehr.
Rascher treibt er jetzt die Sonnenpferde;
Ungeduldig schweift sein Aug' umher.
Götterodem glaubt er schon ihm wehen,
Duftend von Ambrosia sein Haar,
Achtet nur der lang' ersehnten Höhen,
Nicht der drohenden Gefahr.

Doch die Rosse fühlen kaum den Wagen
Nur gelenkt von unvorsicht'gem Muth,
So beginnen sie erzürnt zu jagen.
Unaufhaltsam rast die blinde Wuth;
Drohet bald der Götter hohe Sitze
Zu zerstören, aber bald auch droht
Des verirrten Wagens nahe Hitze
Tellus Untergang und Tod.

Da erschrickt der Jüngling, und die Zügel
Sinken aus des Todumringten Hand;
Und die Rosse schwingen hoch die Flügel,
Suchend ihr olympisch Vaterland.
Aber bald kehrt seine Kühnheit wieder,
Und auch in des Todes Angesicht
Beuget nichts den hohen Geist danieder,
Selbst der Zorn Kronions nicht.

„Vater," ruft er, „ja, mir wird zum Lohne,
Was du sprachst mit hoher Wissenschaft;
Doch warum verliehest du dem Sohne
Göttermuth, und nicht auch Götterkraft!
Aber auch der Tod in diesen Höhen
Ist mir mehr, als Tellus' schönster Lohn.
Ha Triumph! Erhöret ist mein Flehen!
Und so sterbe Phaëthon!"

Sprachs. Da öffnet sich mit lautem Krachen
Des Olympos lichtumstrahltes Thor.
Götterglanz, nicht anzuschaun dem Schwachen,
Bricht von Jovis goldnem Thron hervor.
Schnaubend stürzen da die Sonnenpferde
Abwärts, Donner rollt, ein Feuerguß
Trifft den Jüngling, schleudert ihn zur Erde,
Tief in den Eridanus.

196. Die Danaiden.

Danaos, Argiver König,
Führte seinen Scepter schwer.
Alles war ihm unterthänig
Vom Gebirge bis an's Meer.
Rudernd durch die Wogen
War er hergezogen
Fern von Libyens heißem Strand
In das mild're Griechenland.

Doch wie seiner Heimat Sonne
Flammte wild des Königs Sinn;
Nur Gewalt war seine Wonne,
Herrschen nur war ihm Gewinn.
Endlich war's gelungen,
Argolis bezwungen;
Und nach langem, harten Krieg
Blieb ihm der gewisse Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,
Argwohn haust' in seiner Brust;
Nimmer konnt' er den vertreiben,
Der vertrieb ihm jede Lust.
Denn an allem Orte
Hört er Phöbos' Worte:
‚Aus des Bruders Stamme droht
Dir von Eidamshand der Tod.'

Und er fühlt des Argwohns Flamme
Wilder stets im Busen glühn;
Aus Aegyptus' reichem Stamme
Schrecken fünfzig Helden ihn.
Seines Bruders Erben,
Kommen sie und werben
Nach dem Bunde, der bestand,
Um der fünfzig Töchter Hand.

Aber seit Apollons Warnung
Sinnt er nur auf ihren Tod;
Sucht mit künstlicher Umgarnung
Abzuwenden, was ihm droht.
Endlich ist's ersonnen!
Wie der Tag begonnen,
Ruft die Töchter er zum Thron,
Redet mit verstelltem Ton:

„„Seht, so weit die Blicke reichen,
Ist das Land mir unterthan;
Meiner Macht muß Alles weichen,
Mein Gebot nimmt Alles an.
Doch mich freut es wenig,
Bin ich gleich der König,
Ließ' ich nur, ihr Töchter, euch,
Wenn ich sterbe, Kron' und Reich.

Wißt, in unsern eignen Mauern
Haust die Hyder, die euch droht.
Meines Bruders Söhne lauern
Lange schon auf meinen Tod;
Und wenn ich nun sterbe,
Nehmen sie das Erbe,
Rauben meinem theuern Blut
Frech das väterliche Gut.

Drum, zu mindern eure Sorgen,
Bin ich weislich nun bedacht;
Vor Gefahr seid ihr geborgen,
Habt ihr meines Wortes Acht;
Doch vor allem schwöret,
Was ihr immer höret,
Eh' ihr mein Gebot gethan,
Bräutlich keinem Mann zu nah'n.""

Und die Töchter alle schwören,
Wie der König es verlangt.
Heimlich muß nun jede hören,
Wessen ihr im Herzen bangt;
Doch den fünfzig Helden
Läßt der König melden:
Heute sei, wie ihr begehrt,
Euch der Töchter Hand gewährt!

Rings von tausendfachem Scheine
Wird der Hochzeitsaal erhellt.
Jedem Jüngling wird die Seine
Bei dem Mahle zugestellt.
Jetzt empfangen alle
Bei Trommetenschalle,
Wie der König es befahl,
Von der Braut den Festpokal.

Was die Helden nimmer dachten,
Schlaferregend war der Trank;
Doch des Königs Augen wachten,
Als der Gatten Auge sank.
Höhnend rief er: „„Spüret
Ihr schon Schlaf? So führet
Denn die Braut in's Brautgemach,
Doch der Bräutigam sei wach!""

Und es hörte mit Erröthen
Solchen Spott der Helden Schaar,
Und bei'm Klange süßer Flöten
Schlich hinweg sich jedes Paar.
Aber ach! vergebens
War die Macht des Strebens:
Der verrätherische Pokal
Siegte zu der Gatten Qual.

Würde sie der Schlaf berücken —
Also war des Königs Wort —
Sollten ihre Dolche zücken
Bräute zu der Gatten Mord,
Und mit raschen Händen
Sie zum Orkus senden,
Um von seines Argwohns Pein
Den Tyrannen zu befrei'n.

Ungeduldig in der Halle
Wartete der König schon:
„,Haben denn die Frevler alle
Nun empfangen ihren Lohn?''
Als die Töchter kamen
Und sie dies vernahmen,
Sprachen sie: ‚Wie sich's gebührt,
Ist dein Wille, Herr, vollführt.'

Und die blut'gen Dolche zählte
Der Tyrann mit späh'nder Hand;
Doch als ihrer einer fehlte,
Neunundvierzig nur er fand,
Rief er, Wuth im Blicke:
„,Welcher Schlange Tücke
Hat verspottet mein Gebot?
Treffe sie mit ihm der Tod!'"

Ach! der Töchter jüngste hatte
Nicht vollführt den grausen Spruch;
Denn es jammert' sie der Gatte,
Und sie wagt' des Vaters Fluch.
In den Schwestern brannte
Gluth, die sie nicht kannte,
Noch von Libyens heißem Strand;
Doch sie zeugte Griechenland.

Hypermnestra hörte bebend,
Was der Vater grausam sprach.
Dem Gebote widerstrebend,
Trat sie in das Brautgemach,
Sah den Vater winken,
Sah den Jüngling sinken —
Und mit namenloser Qual
Faßt sie den gebot'nen Stahl.

Zitternd hat sie ihn geschwungen,
Doch es sieget die Natur.
‚Götter,' ruft sie, ‚nur erzwungen
War des Mordes grauser Schwur!
Jene Libyerinnen,
Was sie auch beginnen:
In der Griechin sanfter Brust
Wohnt nicht Mord-, nur Liebeslust.'

Und der Dolch entsinkt den Händen,
Auf den Jüngling stürzt sie hin;
Statt den Frevel zu vollenden,
Ruft die holde Retterin:
‚Mein Gemahl, erwache!
In dem Brautgemache
Harrt, statt Amors süßem Scherz,
Nur auf dich des Todes Schmerz!'

Und der Jüngling dehnt die Glieder,
Wie der Schall sein Ohr berührt:
„Ach! dein Trank, er macht mich müder,
Als dem Bräutigam gebührt."
Zärtlich, voll Verlangen,
Will er sie umfangen:
Doch mit grauenvollem Blick
Stößt den Jüngling sie zurück.

‚Nicht zu Hymen's frohen Spielen
Sei die kurze Zeit verwandt!
Deine Brüder, ach! sie fielen
Schon durch meiner Schwestern Hand;
Doch des Vaters Willen
Konnt' ich nicht erfüllen' —
Und noch eh' sie enden kann,
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Fürchterlich in seinem Grimme,
Hört' er, was die Tochter spricht,
Ruft mit wutherstickter Stimme:
„,Uebst du so des Schwures Pflicht?
Ha! du hast gebrochen,
Was du kaum versprochen;
Geh denn auf des Orkus Bahn
Deinem Gatten, geh voran!'"

Und das Eisen hoch geschwungen,
Zielt der König, rachentbrannt;
Doch der Jüngling, eh's gelungen,
Schlägt das Schwert ihm aus der Hand.
Rächend seine Brüder,
Stößt er rasch ihn nieder,
Und von dem verhaßten Ort
Reißt er die Geliebte fort.

Mit Entsetzen sonder Gleichen,
Als er sich der Halle naht,
Sieht er seiner Brüder Leichen,
Sieht des Wüthrichs grause That.
Daß er umgekommen,
Wird entzückt vernommen,
Und dem Jüngling beut zum Lohn
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falschen beben,
Denn es droht ein hart Gericht.
Doch die Schwester fleht ihr Leben,
Und der junge König spricht:
„Wohl, trotz ihren Ränken,
Will ich's ihnen schenken;
Doch es heischt der Pflicht Gebot
Strafe für der Brüder Tod."

Schnell nach kunsterfahrnen Leuten
Schickt er jetzt im ganzen Reich,
Läßt ein hohes Faß bereiten,
Unten einem Siebe gleich.
„Dieses ist mein Wille:
Eh' dies Faß sich fülle,
Sei euch nimmer Ruh' vergönnt;
Seht nun, ob ihr's füllen könnt!"

Und sie tragen auf und nieder;
Doch wenn kaum das Wasser schwoll,
Rinnt es aus dem Siebe wieder,
Und das Faß wird nimmer voll.
Und des Volkes Sage
Wandelte zur Plage
In des Orkus ew'ger Nacht,
Was der König weis' erdacht.

Karl Gottfried Theodor Winkler,

als Schriftsteller unter dem Namen Theodor Hell bekannt, wurde den 9. Februar 1775 zu Waldenburg im Schönburgischen geboren. Er kam früh mit seinem Vater, einem Geistlichen, nach Dresden, wo er sich zur Universität vorbereitete, um sich dann zu Wittenberg dem juridisch-historischen Fache zu widmen. Nach beendigten akademischen Studien erhielt er 1796 eine Anstellung als Aktuar bei dem Stadtgerichte zu Dresden; wurde 1801, an Langbein's Stelle, Geheimer Archiv-Kanzlist, 1805 Geheimer Archiv-Registrator und 1810 Geheimer Sekretär. In den Jahren 1812 und 1813 bereiste er Frankreich und Italien; ward bei seiner Rückkehr vom Könige der hinterlassenen Regierungs-Commission als Sekretär beigeordnet, beim Eintritt des General-Gouvernement als solcher zu demselben gezogen, und mit der Redaction der General-Gouvernementsblätter beauftragt, auch zum kaiserl. russischen Hofrath und Theater-Intendanten (1814) ernannt. Nach des Königs Rückkunft erhielt er 1816 die Aemter eines Sekretärs der königl. Akademie der Künste und der königlichen Theater, und 1824 den Titel eines königl. sächsischen Hofraths, zu dem sich später noch der eines Vice-Directors des Hoftheaters gesellte.

* *

Unsere namhaftesten Kritiker haben es nicht über sich vermocht, diesem Schriftsteller Anerkennung oder auch nur Schonung angedeihen zu lassen. Ob dazu seine Vielübersetzerei, namentlich französischer Theatermachwerke, oder seine über fünf und zwanzig Jahre geführte „Abendzeitungs"-Redactionsführung, oder aber seine etwas oberflächliche und nicht selten leichtfertige Behandlungsweise dramatischer und poetischer Arbeiten Veranlassung gegeben, mag dahin gestellt bleiben. Tiefe, Kraft der Anschauung und Begeisterung liegt seiner Poesie fern, sie bewegt sich mehr in den gewöhnlichen Lebenskreisen; doch besitzt er Erfindungsgabe, Geschmack, richtigen Takt und metrische Gewandtheit. Wohl am besten gelingt ihm die leichte, scherzhafte poetische Erzählung und die Darstellung des harmlos Komischen.

Von seinen Schriften nennen wir:

Lustspiele. 2 Thle. Leipzig 1805.
Camoens' Lusiade in 10 Gesängen, übersetzt (mit F. A. Kuhn). Ebd. 1807.
Neue Erzählungen für häusliche Zirkel. 6 Bdchn. Ebd. 1811—1817.
Neue Lustspiele. 5 Thle. Ebd. 1817.
Die Makkabäer. Drama in 4 Aufz. Ebd. 1818.
Byrons Mazeppa, übersetzt. Ebd. 1820.
Lyratöne. 2 Bdchn. Dresden 1821.
Dramatisches Vergißmeinnicht. Ebd. 1823—35.
Des Maurers Leben. Dargestellt in 9 Gesängen. 3. Aufl. Ebd. 1825.
Buntes Leben. 2 Thle. Berlin 1826.
Drei Tage aus dem Leben eines Spielers. Drama. Ebd. 1830.
Neue Lyratöne. 2 Thle. Braunschw. 1830.
Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, Literatur" rc. Aus d. Französischen des Viardot übers. 2 Bde. Leipz. 1836.

Herausgegeben hat er die Taschenbücher: Penelope, Agrionien (seit 1811), Komus (1814—18, 3 Jahrgänge), ferner: die hinterlassenen Schriften von Karl Maria v. Weber (3 Bdchn. Dresd. 1827) und die Zeitschrift Abendzeitung (seit 1817).

---

197. Biton und Kleobis.

Herrlich ist das Fest bereitet,
Bald nun sich der Zug bewegt,
Und zum stolzen Hügel schreitet,
Welcher Here's Tempel trägt.
Denn die Königin der Himmel
Wohnt im prächtigsten Gebäu',
Und es drängt sich das Gewimmel
Zu dem Feste froh herbei.

Flöten schallen, Leiern tönen,
Hymnen singt die fromme Schaar;
Argos' holde Mädchen krönen
Sich das goldgelockte Haar;
Weihgefäße sieht man tragen,
Blumen streuen auf die Bahn,
Und der Krieger Speere ragen
Dichtgedrängt dem Zug voran.

In den goldnen Wagen steiget
Argia, die Priesterin,
Und vor ihrer Würde neiget
Sich das Volk zur Erde hin;
Sie, vor Allen hochgeehret,
Denn so lang, als am Altar
Ihr der Opferdienst gehöret,
Mißt das Volk nach ihm sein Jahr.

Aber vor dem Wagen fehlet
Noch der Stiere Viergespann,
Sorgsam aus der Heerd' erwählet,
Daß kein Fehl sie schänden kann.
Kehrten sie vom Feld nicht wieder?
Irren sie im Wald herum?
Warf ein Unfall sie darnieder?
Alles harret bang und stumm.

Und es wogt bestürzt die Menge,
Gleich dem sturmbewegten Meer —
Sieh, da stürzen durch's Gedränge
Biton und Kleobis her,
Eilen zu der Mutter Wagen
Mit dem flügelschnellen Lauf,
Selbst der Thiere Joch zu tragen
Zu dem Tempel hoch hinauf.

‚Mutter, unsre Bitte kröne!'
Also flehn sie auf den Knie'n,
‚Laß durch deine treuen Söhne
Dich hinauf zum Tempel zieh'n!'
Und nicht kann's die Mutter wehren,
Vorwärts schon der Wagen schwebt,
Während man mit hohen Ehren
Frommer Söhne That erhebt.

Unermüdet sind die Brüder
In der froh erkornen Pflicht,
Kindesliebe stärkt die Glieder,
Ihre Kraft erschöpft sich nicht;
Und so ziehen sie den Wagen
Bis, wo hoch, wie Riesen steh'n,
Here's Tempelsäulen ragen,
Fünfundzwanzig Stadien.

Da beginnt des Festes Weihe,
Argos sah es schöner nie.
Durch der Priesterbilder Reihe
Zu der Halle schreiten sie;
Prangend stehn die Charitinnen
Dort in voller Lieblichkeit,
Und die Schilder hangen drinnen,
Die manch' frommer Held geweiht.

Aber dort in heil'ger Zelle
Thront die hohe Königin,
Ehrfurcht ruhet auf der Schwelle,
Ahnungsschauer leiten hin;
Denn das Höchste hat vollendet
Hier der kühne Poliklet,
Hat der Göttlichen gespendet
Himmelshuld und Majestät.

In erhabner, reiner Schöne
Thront die Herrscherin der Welt,
Wie den Zeus einst in Athene
Phidias hat aufgestellt;
Hebe, jugendauserkoren,
Strahlet neben ihr voll Glanz,
Und die Grazien und Horen
Steh'n in ihrem goldnen Kranz.

In der Hand das Zepter haltend,
Das der Vogel deutend schmückt,
Zeiget sie, daß mächtig waltend
Erd' und Himmel sie beglückt;
Und mit schöner Deutung lachet
Der Granate goldnes Rund
In der andern Hand, und machet
Herrliche Bestimmung kund.

Und es schlingt die üpp'gen Ranken
Um der Göttin Thron der Wein,
Unten liegen Haut und Branken
Von Lyäos' starkem Leun,
Ihre Hohheit zu bezeugen,
Welche Uranos verlieh,
Daß selbst Götterfeinde beugen
Vor der Herrlichen das Knie.

Als die Feier nun vollendet,
Und die Beter weiter geh'n,
Ruft, zur Göttin noch gewendet,
Argia mit heißem Fleh'n:
„Mutter! O, du sahst der Söhne
Edlen, frommen Kindesmuth;
Kröne, Göttliche, o kröne
Sie mit deinem höchsten Gut!"

Und die Königin der Himmel
Scheint Erhörung zu verleihn. —
Es verliert sich das Gewimmel,
Und die stille Nacht bricht ein:
Da zum Götterbild noch wallen
Biton und Kleobis spät,
Treten in des Tempels Hallen,
Sinken still hin zum Gebet. —

Freudig geht am andern Morgen
Argia zur Göttin hin;
Ihre Söhne sind geborgen,
Denn es flehte Muttersinn.
Und als in die heil'ge Schwelle
Sie nun tritt mit hoher Lust,
Ruh'n die Söhn' an selber Stelle,
Arm in Arm, und Brust an Brust.

Wo sie betend sanken nieder,
Sanken sie in Here's Schooß,
Und erwachten hier nicht wieder;
Also war ihr schönstes Loos.
Aber die Argiver stellten
Bilder ihnen auf im Hain,
Ewig That und Tod so selten
Der Erinnerung zu weih'n.

198. Der Wassermann.

Schön Röschen im Wald nach Erdbeeren ging
Es war ein gar feines und schmuckes Ding,
Sie schritt weit hinein bis zu Stromes Rand,
Wo sie die schönsten und duftendsten fand.
‚Gern blieb' ich ein Weilchen hier, wo's so frisch,
Umgeben von blühendem Schattengebüsch,
Wo man ruhen vom emsigen Tagewerk kann,
Doch fürcht' ich mich vor dem Wassermann.'

Sie setzt sich, das Körbchen dicht neben ihr steht;
Ein Lüftchen so mild durch die Blätter weht;
Die Aeuglein sie sinken zum Schlafen ihr zu,
Sie streckt sich bequem in behaglicher Ruh:
Da naht sich's ganz leis, und beugt sich ganz sacht,
Daß ja nicht die Schläferin früher erwacht,
Umschlingt sie, und drückt an das Herz sie sich an —
‚Um Gott! das ist ja der Wassermann!'

So schreckt sie empor mit gewaltigem Schrei,
Und fühlt sich umschlungen und fühlt sich nicht frei,
Und sieht einen jugendlichschlanken Gesell,
Mit blondem Haar und Augen so hell,
Der hat's ihr gethan, durch Zaubergewalt,
Daß bald ihr wird heiß, und bald wieder kalt;
Bis er ruft mit lockender Stimme alsdann:
„Ja, Liebchen, ich bin der Wassermann!

Drum folge mir willig nur hin in mein Haus,
Zu dem Tosen der Fluthen und wildem Gebraus;
Sollst die Herrin nun seyn immerfort,
Denn gar lieblich und innig lebt es sich dort.
Schon längst ich von Weitem dich hab' mir erseh'n,
Jetzt bist du mein, sollst nun mit mir geh'n,
Denn was er durch List und Gewalt gewann,
Das gibt nicht heraus der Wassermann."

Und sie sträubt sich nicht gegen Geistergebot,
Und sie folgt ihm, der freundlich nur bittet, nicht droht;
Immer weiter und weiter gehet der Weg,
Bis zum freundlichen Thal, dem gewölbten Steg, —
Da hörte sie's rauschen mit Ungestüm,
Und die Angst und die Furcht trieb sie näher zu ihm,
Und der Todesschweiß von der Stirn ihr rann:
‚Ach, dort haust gewiß der Wassermann!'

Da klappert die Mühle, da steht sie davor,
Da führt sie der Wassermann ein durch das Thor,
In das Stübchen so blank und so traulich und rein,
Und ruft: „Darin sollst du die Hausfrau mir seyn;
Will dich halten und pflegen mit treuer Lieb',
Drum vergib mir die List, die hieher dich trieb,
Und den Schwank für mein ehrliches Werben ersann:
Denn der Müller, das ist der Wassermann!"

Wilhelm von Schütz,

geboren zu Berlin am 13. April 1776, war königl. preußischer Landrath und Director der Ritterschaft in der Neumark zu Zibingen, und privatisirte, seitdem er diese Stelle niedergelegt, meistens auf Kummerow in der Lausitz. —

Unter den Romantikern hat dieser reich begabte Dichter am wenigsten Glück gehabt, indem fast alle seine Leistungen, besonders das Schauspiel „Lacrimas", eine Nachahmung des Friedrich Schlegel'schen „Alarkos", in welchem Gervinus „Hyperpoesie ohne Natur und Verstand" sieht, Ungunst erfahren haben. Er ist bei aller Phantasie und Sprachgewalt zu künstlich-manierlich; der Mangel an ursprünglich freier Natur und wahrhaftem Leben hat ihn nicht selten zu Fratzenhaftigkeiten verführt, die den Genuß verkümmern. Auch seine Gedichte leiden an Unnatur, Ueberkünstlichkeit und Ueberschwänglichkeit und streifen nicht selten an's Barocke.

Er schrieb:

Neue Schauspiele. Altona 1801.
Lacrimas. Ein Schauspiel; herausgegeben von A. W. Schlegel. Berlin 1803.
Niobe. Tragödie. Ebd. 1807.
Der Graf und die Gräfin von Gleichen. Tragödie. Ebd. 1808.
Romantische Wälder. Ebd. 1808.
Der Garten der Liebe. Ebd. 1811 u. 1812.
Graf von Schwarzenberg. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebd. 1819.
Der Raub der Proserpina; eine Frühlingsfeier. (Drama, mitgetheilt in Fr. Förster's „Sängerfahrt für Freunde der Dichtkunst und Malerei" rc.) Ebd. 1818.
Dramatische Wälder. (Gismunda. — Evadne.) Leipzig 1821.
Karl der Kühne. Drama in 5 Akten. Grimma 1821.
Zur intellektuellen und substantiellen Morphologie mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde. 3 Hefte. Leipz. 1821—23
Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Original-Manuscript übersetzt. 3 Bde. Leipzig 1822.

---

199. Zauberei der Nacht.

Aus Wolken tritt der Mond herfür,
Um ihn die Sterne stehn,
Da öffnet sich die kleine Thür:
„Nun, Mädchen, muß ich gehn."

‚Und mußt du gehn, so bleibe treu;
Auch fern gedenke mein!'
„O stets bleibt meine Liebe neu,
Der Kuß soll Bürge seyn!"

So zog ich von der Süßen fort,
Heim durch den dichten Wald,
Ich denke noch ihr letztes Wort
Und schaue die Gestalt.

Rings um mich her schlief Einsamkeit,
Vom Mondenschein bewacht,
Da klang herüber von der Haid'
Ein Hufschlag durch die Nacht.

Und wie ich aus der Waldnacht trat
Zum Wege breit und frei,
Ein Reiterpaar von ferne naht,
Kommt wunderbar herbei.

Der Ton klang meinem Ohre süß,
Mir dehnte sich die Brust,
Weiß nicht, was nach mich folgen hieß,
Ich folgte unbewußt.

Der Ein' im grausen Haar und Bart
War kühn und schlank und schön,
Der Andre war gar lieblich zart,
Ein Knabe anzusehn.

Mich zog das Bild so lieblich schon,
Und wie ich schleiche, klingt
Von Lippen ihm ein süßer Ton,
Wie Mädchenbrust ihn singt.

Die Worte fielen Sternen gleich
In's goldne Mondenlicht,
Die Rede klang so zart und weich,
Doch ich verstand sie nicht.

Und Herz und Auge sich besann,
Daß dies ein Mädchen sei;
Dem Sattel schloß ein Bein sich an,
Gar lieblich, schlank und frei.

Die volle Hüfte schwebte kühn,
Die Lende trug die Hand,
Des Busens Wölbung zart erschien,
Vom Westchen knapp umspannt.

Die Augen italienisch braun,
Die Wangen Rosenglanz,
Die Lippen Nelken anzuschaun,
Das Haar ein dunkler Kranz.

Der Mond die Keuschheit fahren ließ,
Das Knie schien seine Lust,
Dann spielt' er auf den Wangen süß,
Und streichelt' dann die Brust.

Ich folgt' ihm zu den schönen Au'n,
Und trunken war mein Sinn;
Nicht Wald noch Berg war mehr zu schau'n,
Nach ihr nur blickt' ich hin.

Durch Felder, Wiesen, Dörfer ging
Ich unermüdet gern,
Ein Schloß, das hoch vom Berge hing,
Zeigt sich nun in der Fern'.

Ein schöner Knabe kam gerannt,
Der sich der Herrin neigt,
Er reicht der Schönen seine Hand,
Die aus dem Sattel steigt.

Das zarte Füßchen eilig hüpft
Hinein in's offne Thor.
So war das Bildniß mir entschlüpft,
Betrübt stand ich davor.

So lang die süße Nacht noch schien,
Blieb ich an diesem Ort;
Der Morgen hieß mich weiter ziehn,
Bild, Nacht und Lust war fort.

Nun schimmert nicht der Mond so bald,
So kommt mir in den Sinn
Das Schloß, der Ton und die Gestalt,
Zieht mich in's Freie hin.

Drum kann ich nicht zu Jener gehn
Im Hüttchen dort im Wald;
Ich habe vor dem Schloß gesehn
Die lieblichste Gestalt.

Friedrich Albrecht Franz Krug von Nidda

ward den 14. Mai 1776 auf dem väterlichen Gute zu Gatterstädt bei Querfurt geboren. Von seinen Lebensumständen ist nur bekannt, daß er k. sächsischer Hauptmann von der Armee war, worauf er sich, um den Musen zu leben, auf sein Gut Gatterstädt zurückzog. Die öftere Angabe, daß er zu Arnsberg als Regierungsdirector angestellt gewesen, scheint unrichtig. Er starb den 29. März 1843.

* * *

Krug gehört der romantischen, das Mittelalter apotheosirenden Schule an, in der Richtung Fouqué's, der auch seine „Gedichte" mit einem brieflichen Vorwort versehen. In allen seinen Leistungen offenbart sich ein edles Gemüth, welches oft in glücklicher Wahl interessante Lebens- und Kunstansichten aufzufassen und in würdiger Darstellung zum Bilde zu gestalten verstand. Im Ausdruck der Empfindung ist er jedoch weniger glücklich, als in der Malerei der Phantasie; dadurch aber und durch nicht selten zu langes Verweilen bei den einzelnen Momenten, durch zu viel Details-Entwickelung wird der plastische Eindruck seiner Romanzen und Balladen, deren Stoffe aus Mythe, Sage und Geschichte entnommen sind, geschwächt. Auch ist er seines Stoffs nicht immer in dem Grade Meister, um dafür die rechte Form der Darstellung zu finden, so wie die Wahl häufig schiefer oder verfehlter Bilder, bei Störungen des Wohllauts, des Versmaßes, des Reimes, etwas Mangel an Kritik verräth. Sein bestes Werk ist das heroische Gedicht Skanderbeg.

Er veröffentlichte:

Florians Gonsalvo von Cordova. Leipzig 1817. — N. Aufl. 1820.
Heinrich der Finkler, oder die Ungarnschlacht. Historisches Drama in 4 Akten. Ebd. 1818.
Gedichte. Ebd. 1820.
Romanzen. Ebd. 1821.
Erzählungen und Romanzen. 2 Bde. Ebd. 1821—22. (2. Bd. auch u. d. Titel: „Darstellungen" 1822.)
Skanderbeg. Heroisches Gedicht in 10 Gesängen. 2 Bde. Ebd. 1823, 24.
Localumrisse kleiner Reisen ꝛc. Halle. 2 Bde. 1825, 26.
Schwertlilien (Erzählungen). Ebd. 2 Bde. 1827. 29.
Gedenkbüchlein, oder Blicke durchs Leben. Leipz. 1829.
Bilderskizzen einer Rheinwanderung. (Gedichte). Quedlinburg 1833.
Der Schmidt von Jüterbog. Chronikensage in Romanzen. Leipzig 1834.
Erinnerungsblätter einer Schweizer-Reise, nebst einem Blick nach Ober-Italien. Querfurt 1840.

---

200. Hylas.

Nach dem Fabelparadiese
Längs des Hellespontes Thor,
Nach des Widders goldnem Vließe,
Zog der Argonauten Chor.
Auch Alkmenens großem Sohne
Wuchs der ritterliche Muth
Nach der unbekannten Krone,
Die auf Kolchis' Bergen ruht.
Hylas, schön wie Morgensterne,
Folgt ihm liebend in die Ferne.

Doch, obschon Dodona's Eichen
Argo's mächt'ger Kiel beschwingt,
Den, entblößt von Laubeszweigen,
Noch Orakelkraft durchdringt;
Obschon Jason's tapfrem Stamme
Hellas' Blüthe sich verband,
Zu entziehn die heil'ge Flamme
Aus des Sonnenkönigs Land:
Durften doch in Siegesehren
Wen'ge nur zur Heimat kehren.

Selbst dem Liebling des Alciden,
Hylas, tadellos und mild,
War das Todesloos beschieden
Auf dardanischem Gefild.
Aus Skamandros lautren Quellen,
Unentweihet noch durch Blut,
Schöpft er seinem Heergesellen
Wasser in den Eisenhut,
Schwelgend schon im Vorentzücken,
Den Erkrankten zu erquicken.

Doch welch hehres Gotteswunder
Hemmt urplötzlich seinen Lauf?
Geht ein Lebensstern ihm unter,
Oder flammt ein schönrer auf?
Aus des Stromes Purpurspiegel,
Aus der Fluth kristallnem Schooß,
Heben sich zwei Lilienhügel,
Wird ein Marmornacken bloß;
Hoch empor gerungnen Armen
Folgt ein Nothruf um Erbarmen.

Und der Jüngling steht und zaudert
Ueberrascht an Ufers Grün,
Mächtig ist's, was ihn durchschaudert:
Soll er retten oder fliehn?
Soll hier eine Huldin sterben,
Die bezaubernd ihn umstrickt?
Dort sein Heldenfreund verderben,
Der nach Labung ihn verschickt? —
Woll' ein Gott aus sel'gen Thalen
Licht in dieses Dunkel strahlen!

Ach! kein Gott steigt rasselnd nieder;
Doch im Herzen wird's ihm kund,
Denn er taucht die Rosenglieder
Blitzschnell in den Wogenschlund,
Reckt die Arme voll Verlangen
Nach der Unbekannten aus;
Doch in feurigem Umfangen
Ueberwölbt ihn Thetis' Haus.
Die er wähnte zu erretten,
Bindet ihn mit Todesketten.

‚Jüngling!' raunt in Schmeicheltönen
Die Najad' im Niederzieh'n:
‚Wie verlangt mich's, dich zu krönen
Mit der Myrte heil'gem Grün!
Nicht zu rauhem Thatenleben
Ward so zarte Form gebaut,
Götterfreuden selbst zu geben
Deiner meergebornen Braut!'
Sprach's, und zwingt des Schönen Glieder
Höhnend in die Tiefe nieder.

Kreise zog noch der Skamander
Schauervoll um Hylas' Gruft,
Sieh! da nahte flugs selbander,
Den der Ahnung Stimme ruft:
Herkules, der waffenschnelle,
Noch von Durstesweheu krank,
Suchend die verhaßte Stelle,
Wo sein Trautester versank;
Und zum erstenmal bezwungen
Steht der Halbgott, schmerzdurchdrungen.

Jammernd schweift er am Gestade,
An des Stromes ödem Strand,
Wo die schmeichelnde Najade
Seinen Liebling überwand;
Doch umsonst ist jede Klage,
All sein unermeß'ner Gram, —
Nimmer kehrt zu ird'schem Tage,
Den die Todtenbarke nahm.
Nur des Echo Waldeslaute
Sind des Trauernden Vertraute.

Da erhebt er Herz und Hände
Zu der Sterne nächt'gem Lauf:
„Zeus, du Wolkenwandler, sende
Die Erinnyen herauf,
Hylas' grimmen Raub zu rächen
An des Meergotts falscher Brut,
Thetis' stolzes Haupt zu brechen —
Sei es durch ihr eignes Blut!"
Und der Donnrer ließ geschehen,
Was er längst schon vorgesehen.

So ward früh schon dem Peliden
Thränenwerther Fall bestimmt,
Tod dem Freudigen beschieden,
Eh' sein Leben noch entglimmt.
Und aus Thetis' eignem Herzen,
Wilder Leidenschaften Thron,
Rann die Quelle ew'ger Schmerzen
Um den hochgeliebten Sohn,
Der, der herrlichste von Allen,
Früh gesiegt, um früh zu fallen.

---

201. Der Wunderbrunnen.

Von rauher Friesenküste
Zog einst in stolzer Ruh
Winfried der Haidewüste
German'scher Marken zu;
Weiß sein Gewand wie Schwäne,
Sein Herz von Sünden rein,
Weiß seines Zelters Mähne,
Wie hoher Nordlandsschein.

Viel hatt' im Kattenwalde
Der Heiden er bekehrt,
Auf mancher Bergeshalde
Den Wodansstuhl zerstört;
Gen Thüringen zu fahren
Ihm nun den Ruf erging,
Wo noch das Volk in Schaaren
An Asgards Göttern hing.

Wohl galt's hier kühnes Schaffen,
Manch ritterlichen Schlag,
Eh' eines Gottes Waffen
Ein Götzenheer erlag;
Auch Winfried's Kreuzgefährte
Fand hier den Martertod,
Erlag dem Heidenschwerte,
Von tausend Wunden roth.

Doch wie ob wildem Meere
Ein Sternlein blank und frei,
Blieb seiner Himmelslehre
Der Wundermann getreu;
Da winkt zum Hain der Eiche
Ihn einst ein Feuerstrahl —
„Walt's Gott! vielleicht erreiche
Ich hier ein Ruhethal.

Hab' lange nicht gerastet
Von irrem Pilgerlauf,
Mich lange nicht entlastet
Von Wehr und Schwerteskuauf,
Lang nicht mein Herz erhoben
In frommer Beter Kreis
Mich fürder zu erproben
Zu meines Heilands Preis!" —

Sprach's, und hinangeritten,
Nicht sonder Ahnungsgraun,
Muß er in Waldes Mitten
Fluchwerthe Gräuel schaun;
Umschaart von grimmen Heiden
Ein bleiches Christenbild,
Bestimmt, den Tod zu leiden
Auf Krodo's Opferschild.

Nicht säumt der Gottesstreiter;
Ringfertig, sonder Scheu,
Stürmt er, ein Sieggeweihter,
Zum Ehrenkampf herbei;
Das Kreuz in starker Rechten,
Im Auge Wetterdräu'n,
Trennt er, gleich Geistermächten,
Den grimmen Todesreih'n.

„Zurück, ihr Mörderschaaren!"
Gebeut sein heil'ger Muth:
„Beim Zorn des Unsichtbaren
Schont dieses Kindes Blut!
Fluch eurem Flammengötzen
Aus Krodo's finsterm Haus!
Nachtgeistern zum Entsetzen
Fahr' er in Wüsten aus!"

Aufschreit der Priester Rotte
Von Scham und Rache heiß:
‚Stirb, dem geschmähten Gotte
Zur Sühne, frecher Greis!‘
Doch nah schon, ihn zu fassen,
Der furchtlos sich gestellt,
Sehn Alle mit Erblassen
Ihr Gottesbild gefällt;

Den Altar nachtumdunkelt,
Des Waldes Eichenhaar
Von Leuchtungen umfunkelt,
Gleich eh'rner Waffenschaar;
Doch Winfried's Haupt umwindet
Hochherrlich Siegeslaub,
Und Groll und Hader schwindet,
Der tiefsten Demuth Raub.

Und Vielen stürzen Thränen
Vom starren Angesicht,
Und Aller Herzen sehnen
Sich auf zum ew'gen Licht:
‚Wollst Gnade uns gewähren,
Du starker Christenhort!
Nicht feurig uns verzehren
Durch dein gewaltig Wort!‘ —

„Glaubt ihr an den Gebieter
Der Welt und dessen Sohn,
Und ihn, den Menschenhüter,
Dreieins auf ew'gem Thron:
So sollt ihr, im Vertrauen
Auf deren Gnadenhuld,
Sofort Vergebung schauen,
Entsünd'gung jeder Schuld!“

‚Wir glauben — trauen, hoffen
Auf diesen Gottverein!
Der Krodo's Haupt getroffen,
Mag wohl der Stärkre seyn;
Doch sei zum Unterpfande
Ein Kleinod uns verlieh'n,
Daß wir zu fremdem Lande
Nicht sonder Leitstern zieh'n!‘

Und Winfried's Blicke heben
Sich brünstig zum Gebet:
„Christ! woll' ein Zeichen geben
Von deiner Majestät!“ —
Da flammt's vom heitern Himmel
Fernher in feur'gem Rund,
Und Winfried's edler Schimmel,
Aufbäumend, schlägt den Grund.

Und drunten hört man's dröhnen,
Bald nahe und bald weit,
Mit wunderlichen Tönen
Wie Feu'r und Wasserstreit;
Doch bei dem dritten Schlage
Des Hufes bebt das Thal,
Und sonnenhell zu Tage
Aufschießt ein Quellenstrahl.

Der wächst und wächst und fluthet,
Mehrt sich ohn' Unterlaß,
Und Winfried, hochgemuthet,
Tauft aus dem heil'gen Naß
Dreihundert Heidenkinder,
Die still zum Kreuze sehn,
Und als erlöste Sünder
Erstarkt von hinnen gehn. —

Der freche Sturm der Zeiten
Hat manchen Thron zerstört,
Doch im Vorübergleiten
Dem Bächlein nie gewehrt;
Noch rinnt's, ein Perlenregen,
Mild durch den Haideplan,
Und Sonn' und Eiswand legen
Ihm nimmer Fesseln an!

---

202. Der Wölfe Mahl.

Der Franken Heere in stolzer Pracht,
Sie zogen hinunter zur Reußenschlacht,
Durch Polens, durch Lithauens Waldgefild,
Und scheuchten zur Ferne manch edles Wild.

Drob sahen die Wölfe gar grimmig drein,
Schon vorempfindend des Hungers Pein;
Eismond und Winter schon vor der Thür,
Doch weggetrieben so Roß als Stier!

Und raubgerüstet in mächtiger Zahl,
Durchschweiften sie eben ein ödes Thal
Unfern der Düna, die tief im Sand
Sich hin nach den reußischen Steppen wand.

Da klang's von Gewaffen und Kriegsgeschrei,
Da trabte ein fränkischer Zug vorbei;
Wie glühten die Panzer so guldigroth —
Wie ragten die Speere, — der Wölfe Tod!

Und heulend verbarg sich die blut'ge Schaar,
Wie Raubgewild vor dem stärkern Aar;
Doch tief aus dem schirmenden Sumpfesmoor
Rief bald sie ein einzelner Hufschlag vor.

Und siehe! ein Reiter, schier ganz allein,
Auf flüchtigem Zelter durchzog den Hain;
Die Stirn eine Wüste, die Wange bleich,
Sein Blick einem tödtenden Wetter gleich.

Den, stumm und versunken in stolzem Wahn,
Fiel wild und entzügelt die Meute an;
Je drei und drei nach gewohnter Art,
Zum Kampfe vereinzelt und doch geschaart.

Und eh' noch der Franke Gefahr erkannt,
War flugs ihm der rettende Paß verrannt,
Ja heulend schon warf sich ein grimmes Thier
Dem Roß in die Seiten mit heißer Gier.

Wohl war's nun um Reiter und Roß gethan,
Da sah man den Alten des Berges nahn;
Sein blendend Gewand war gewebt aus Licht,
Lang floß ihm das Barthaar vom Angesicht.

Der schwenkte von fern nur den weißen Stab,
Da ließen die Wölfe vom Angriff ab;
Der strafte die blut'gen mit strengem Ton,
Da war schon der Frank' der Gefahr entflohn.

„Waldrüden!" begann er mit milder'm Dräun:
„Was drangt ihr so feindlich auf diesen ein?
Den leitet geruhig durch Berg und Thal —
Er schafft euch in Kurzem ein köstlich Mahl!

Denn all die Geschwader, so trotzig und kühn,
Die hinter ihm her in's Verderben ziehn:
Eh' Winter verbreitet sein Schneegewand,
Sind all' eure Beute im Reußenland!" —

Der Alte schied; doch des Mondes Kahn
Umkreiste kaum zweimal der Erde Plan:
Da fielen die Franken durch Frost und Stahl,
Da hielten die Wölf' ihr verheißnes Mahl.

---

203. Der Todesbund.

Beim Becher ruhten nach blutigem Strauß
Fünf wack're sächsische Krieger;
Sie zogen von heimischen Feldern aus,
Verpflichtet dem eisernen Sieger;
Sie schlürften gemüthlich nach Hader und Streit
Die schäumende Woge der stürmischen Zeit,
Und ließen den Ewigen walten;
Den heiligen Sonntag bis tief in die Nacht
Erfüllten die Tapfern mit Liedern der Schlacht,
Die freudige Gluth zu erhalten.

„Ja" — herrschte der Eine: — „so wonnetraut
Vereinte uns nimmer die Rebe;
Drum sei auch von heute die Ehr' unsre Braut,
Der Ruhm uns kredenzende Hebe;
Laßt muthig uns flechten den Todtenkranz —
Wir schreiten hinunter zu blutigem Tanz
Und Keiner lasse vom Andern!
Ja, finde der Eine sein irdisches Ziel,
Schnell folg' ihm der Andre in's Kampfgewühl,
Damit wir geselliger wandern!"

Und über des Aeltesten Ritterschwert
Verkreuzten sie All' ihre Klingen,
Betheuernd, unsterblicher Palmen werth,
Die Blume der Schlacht zu erringen!
Dem Feind zu begegnen im tiefsten Streit
Mit freudig altsächsischer Tapferkeit,
Ja nimmer vom Ziele zu wanken!
Und hingerafft von verwegenem Muth
Vermischten im Wein sie ihr heißes Blut,
Das sie beim Bundeskuß tranken.

„„Ihr schwurt es!"" so donnerte Geisterlaut
Herauf aus nächtlichen Schlünden; —
„„Heil ihm, der den Göttern des Kampfs vertraut,
Ihm wird das Höchste sich künden!
Beachtet wohl, was ihr jetzt gethan,
Bald sehn wir uns wieder auf eisernem Plan;
Ich selbst will mit Rosen euch kränzen!
Ja, eh' sich die wachsende Mondsichel füllt,
Sei euer unendliches Sehnen gestillt, —
Als Sterne des Ruhms sollt ihr glänzen!""

Die Tapfern vernahmen's mit lauschendem Ohr
Und schieden ernst von einander;
Doch kaum trat der röthliche Tag hervor,
So wurde der Bug zum Skamander;
Die Ufer erklangen von Waffenwehr,
Das Feld ward von feindlichen Reitern schwer,
Von Heergetümmel und Wagen;
Und ehe der nächste Sonntag erschien,
Sah man am Abend die Feinde flieh'n,
Doch den Bundesführer erschlagen.

Von Sonntag zu Sonntag im Augenblick,
Als Jeder den Schwertbund beschworen,
Erreicht' einen Jeden sein Kriegsgeschick,
Ging einer der Fünfe verloren.
Und ehe der Neumond zurückgekehrt,
War schon der gewaltige Ring zerstört,
Vollendet das blutige Zeichen; —
Denn, fiel auch kein Streiter im ganzen Heer,
So ließ doch ein einzelnes Schlachtgewehr
Ein Glied der Verfehmten erbleichen.

Von Allen der Jüngste noch übrig war,
Der seinen Tag überdauert,
Sich nimmer entziehend der Schlacht Gefahr,
So tief er die Freund' auch betrauert.
Nun traf ihn die Reihe der Lagerwacht
Am äußersten Posten zur Sonntagsnacht,
Wo mancher Speer ihn umragte;
Da ward erst dem sinnigen Feldherrn kund,
Was längst schon sich pflanzte von Mund zu Mund,
Der Bund, den ein Jeder beklagte.

Und schleuniger sendet er Boten ab,
Den Kühnen vom Tode zu scheiden, —
Der schwer nur und grollend sich wegbegab;
Den glorreichen Fall sollt' er meiden!
Kaum war er herein in des Lagers Schooß,
Vernahm man von Weitem schon Kampfgetos —
Die Russen stürmten entgegen;
Und da, wo der Fünfte im Geiste schon stritt,
Sein Stellvertreter den Tod erlitt,
Durchstoßen von feindlichem Degen!

So aus dem blutigen Ring gefreit,
Dem er im Herzen ergeben,
Ertrug der Verbannte mit innerm Streit
Fortan so Liebe als Leben.
Da kehrte noch einmal vom Inselstrand
Der reisige Korse zum Niederland —
Die Schlacht von Schönbund erglühte;
Und was ihm durch Regnier's Gunst versagt,
Das hat er mit freudiger Hast hier erjagt:
Den Tod in herrlichster Blüthe!

Christoph Christian Hohlfeldt,

geboren den 9. August 1776 zu Dresden, machte hier seine Studien, wurde Rechtsconsulent und fungirte seit 1819 als Armen-Advokat bei dem dasigen Appellationsgerichte.

In seinen Gedichten, die öfters an Tiedge erinnern, ist das religiös-didactische Element vorherrschend mit rationalistischer Färbung. Edle biederherzige Gesinnung; mehr Korrektheit und gefühlvolle Reflexion, als wirkliche Poesie. Einige seiner Romanzen sprechen durch Anschaulichkeit und gelungenen Ton an.

Er gab heraus:

Urania die Jüngere, zu Befestigung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit (gemeinschaftlich mit F. K. Menke). Dresden 1810. — N. Aufl., Meißen 1815.

Die jungen Horen. Ebd. 1811. — N. Ausg., Meißen 1816.

Der Mensch von A. Pope; metrisch bearbeitet. Dresden und Leipzig 1822.

Harfenklänge. 2 Bdchn. Ebd. 1823, 30. 2tes Bändchen auch unter dem Titel: Neuere lyrische Gedichte. 1830. — 2te verm. u. verb. Aufl. 1836.

---

204. Xenophon.

Er stand, die Götter zu verehren,
An den geschmückten Hausaltären,
Doch fern vom theuren Vaterland;
Dort wo im friedlichen Scillonte
Er, was Athen nicht geben konnte,
Die heit're Ruh' des Weisen fand.

Sein Blick ist zum Olymp erhoben,
Die ewig Herrschenden zu loben,
Drum ziert ein Kranz sein Silberhaar;
Er bringt für seines Lebens Freuden,
Für jede Sorge, jedes Leiden,
Des Dankes fromme Opfer dar.

Vor Allem preist er jene Stunde,
Wo zu der Weisheit hohem Bunde
Sich Sokrates mit ihm vereint;
Es sah der edelste Hellene
Ihn blühen in des Jünglings Schöne
Und ward sein Lehrer und sein Freund.

Noch sieht der Greis zu seiner Rechten
Bei Delium den Helden fechten,
Und wie er ihn dem Tod entriß;
Er rühmt den Retter seiner Jugend,
Den Führer auf der Bahn der Tugend
Und aus des Irrthums Finsterniß.

Sein Mund erhebt die Unsichtbaren,
Die ihn und seiner Griechen Schaaren
Beschirmt am unwegsamen Strand;
Er dankt der Huld, die ihn geleitet
Und frohe Rückkehr ihm bereitet
In das ersehnte Heimatland.

Zwar denkt er auch der trüben Tage,
Doch ohne Murren, ohne Klage,
Stark durch der Unschuld Hochgefühl.
Das Glück des Staats, der ihn verkannte,
Weil Cyrus seinen Freund ihn nannte,
Bleibt seiner Wünsche letztes Ziel.

„Zu euch," ruft er, „ihr sel'gen Götter,
Ihr, meines Daseyns Quell und Retter,
Schwingt sich empor mein heißes Fleh'n:
Ihr könnt allein den Sieg verschaffen;
Drum segnet die gerechten Waffen
Und krönt mit neuem Ruhm Athen!"

Da stellt sich, eh' er noch geendet,
Von Mantinea abgesendet
Ein Bote seinem Auge dar:
„‚Laß, Herr, mein Wort dich nicht betrüben!
Dein Sohn ist in der Schlacht geblieben;
Nur ich entrann noch der Gefahr.'"

Und ernst nimmt er den Kranz vom Haupte,
Der schattend seine Stirn umlaubte,
Und seufzend schaut er himmelwärts.
Sein Gryllos, theuer ihm vor Allen,
Ist, ach! im ersten Kampf gefallen! —
Stumm, ohne Thräne, ist sein Schmerz.

„Doch, wie?" ruft er, „ist's ihm gelungen?
Hat er den Lorbeer sich errungen,
Der früh schon meine Schläf' umwand?" —
„‚Er fiel,'" spricht Jener, „‚mir zur Seite;
Er war der Tapferste im Streite,
Und starb den Tod für's Vaterland!'"

„Wohl ihm! — Mein Sohn ist nicht gestorben!
Wer sterbend ew'gen Ruhm erworben,
Der schloß am schönsten seinen Lauf.
Komm," ruft entzückt der edle Weise,
„Daß ich mit dir die Götter preise!"
Und setzt den Kranz sich wieder auf.

---

205. Kaiser Karl V. an Luther's Grabe.

Ernst tritt der Kaiser in die heil'gen Hallen,
Ein Hochgefühl schwellt seine Heldenbrust;
Die Veste ist in seine Hand gefallen,
Und triumphirend ist er sich's bewußt.
Drommetenton und Waffenklang erschallen;
‚Don Karlos lebe!' jauchzt die wilde Lust.
Die Lutherstadt erdröhnt vom Ruf der Krieger,
Und huldigt still und trauernd ihrem Sieger.

Doch schweigend steht er in des Tempels Mauern
Und um ihn her der Führer stolze Schaar,
Ergriffen fühlt er sich von heil'gen Schauern,
Und langsam naht sein Fuß dem Hochaltar.
Er sieht es nicht, wie Alba's Blicke lauern,
Denn vor ihm ruht ein fürstlich Bruderpaar;
Ein Friedrich ist's, den man den Weisen nannte,
Und ein Johann, der Menschenfurcht nicht kannte.

Und tiefbewegt schaut Karl umher im Kreise:
„Ruht, Edle, sanft!“ spricht er mit weichem Ton,
„An Friedrichs Gruft rühm' ich's zu seinem Preise:
Ihm ganz allein dank' ich den Kaiserthron! *)
Als Mensch und Fürst stets groß, und wahrhaft weise,
Verschmäht' er einst der Erde höchsten Lohn.
Und du, Johann, bliebst fest und unerschüttert,
Dem Felsen gleich, wenn rings der Boden zittert!

Doch wessen ist die staubverwandte Hülle,
Die schlummernd ruht hier unter Marmorstein?“
Der Kaiser spricht's, und stiller wird die Stille,
Denn Keiner mag des Namens Herold seyn.
Und Karl gebeut: „Es ist mein Herrscherwille,
Nennt mir den Mann! Wen schließt dies Grabmal ein?“
Da hört' man laut sich eine Stimme erheben:
„„Mein Luther hat hier Staub dem Staub gegeben!““

Der Künstler rief's, der in geweihten Stunden
Manch köstlich Werk zum ew'gen Ruhm vollbracht,
Den Lieb' und Treu' an Sachsens Thron gebunden
Und Luther's Hand entriß des Irrthums Macht;
Er, dessen Geist, der Erde längst entschwunden,
Herüberstrahlt aus einer dunkeln Nacht.
Ein Kranach**) kann vor Gott sein Knie nur beugen
Und ungescheut wird er für Wahrheit zeugen.

„Und dieser ruht hier an der Fürsten Seite?“
Ruft Karl empört: „und hier im Gottes Haus?“
Und Alba grollt: „„Dem Abgrund seine Beute!
Befiehl, Monarch: Grabt diesen Frevler aus!
Er ist der Quell von unsrem blut'gen Streite;
Sein Name füllt die Welt mit Schutt und Graus.
Er soll nicht mehr das Heiligthum entweihen —
Laß seinen Staub in alle Winde streuen!““

Doch Karlos spricht mit ruhiger Geberde,
Und himmelan hebt er die Herrscherhand:
„Mein Reich beschränkt ein kleiner Kreis der Erde
Und über uns glänzt der Vergeltung Land;
Es ziemt mir nicht, daß ich sein Richter werde,
Da droben er schon einen höhern fand!
So spricht mein Herz; dies, Alba, ist mein Glaube,
Drum laß ihn ruhn, und Friede seinem Staube!“

Und einmal noch ruft er mit Flammenblicken:
„Den trifft mein Zorn, der dieses Grab verletzt!“
Und Luther's Freund ergreift jetzt mit Entzücken
Des Kaisers Hand, die er mit Thränen netzt:
„„Heil, Karlos, dir! Dich möge Gott beglücken!““
Jauchzt fromm der Greis: „„Wie mich dein Spruch ergetzt!““
Und so verläßt, im Herzen Ruh' und Freude,
Der Weltmonarch das heilige Gebäude.

*) Nach Kaiser Maximilian's I. im Jahre 1519 erfolgtem Tode fielen die Stimmen auf Churfürst Friedrich den Weisen von Sachsen; allein dieser schlug die deutsche Kaiserwürde aus und empfahl Karl, König von Spanien.

**) Dieser berühmte Maler war Luther's Freund und des Churfürsten Joh. Friedrich, dessen Gefangenschaft er theilte.

Amalie von Helvig,

die Tochter des bei der englisch-ostindischen Compagnie angestellt gewesenen Majors Freiherrn von Imhof, erhielt auf dem elterlichen Gute Mörlach, zu Erlangen und auf Reisen, die sie mit ihren Eltern durch Frankreich, England und Holland machte, eine feine Erziehung und Weltbildung; kam nach ihres Vaters Tode wieder nach Weimar, dem damaligen deutschen Athen, in dessen geistreichen Kreisen der Heroen unserer schönen Literatur ihr Talent blühte und reifte (Französisch und Englisch sprach sie schon mit acht Jahren, hier lernte sie auch Griechisch); ward von der Herzogin Amalie zur Hofdame ernannt; verheirathete sich 1803 mit dem schwedischen Obersten, nachmaligen Generalfeldzeugmeister v. Helvig, folgte demselben nach Stockholm, später nach Dresden und Berlin, und starb daselbst den 17. Dezember 1834.

* * *

Eine unserer ausgezeichnetsten Dichterinnen. „Sie trat zuerst“ (lesen wir in Franz Horn's „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschland's“ rc. Berlin 1819) „im Schiller'schen Musenalmanach für 1800 mit den „Schwestern von Lesbos“ auf, einem Gedicht, das theilweise des dauerndsten Beifalles werth ist; nur im Ganzen eine weniger organische als mechanische (zufällige) Form aufweisen dürfte, was durch den Inhalt selbst erklärbar wird. Späterhin fiel dieses Mißverständniß zwischen Stoff und Form hinweg, da der Verfasserin die Poesie immer klarer ward, zu der die tiefere Neigung und das Talent sie hinzog. Das Christenthum mit seinen großartigen Legenden, das Vaterland mit seinen wunderbaren alten Sagen, das ward der schöne Spielraum ihres Geistes, und hierin hat sie Dauerndes geleistet.“ — Zu ihren vorzüglicheren Leistungen gehören außerdem die idyllischen Darstellungen der „Tageszeiten“ und ihre im gemildert alterthümlichen Style gehaltene, an Seelenkunde reiche Erzählung „Helene von Tournon“, deren Stoff aus den Memoiren der Margarethe von Valois entlehnt ist. Auch bereicherte sie unsere Literatur durch eine sehr gelungene Uebersetzung der Frithiofssage von Esaias Tegnér.

Von ihr:

Die Schwestern von Lesbos. Frankfurt a. M. 1801. — 2te Aufl. Heidelberg 1833.

Die Schwestern auf Corcyra. Dramatische Idylle in 2 Abtheilungen. Leipzig 1812.

Die Tageszeiten. Ein Cyklus griechischer Zeit und Sitte. In vier Idyllen. Ebd. 1812.

Taschenbuch der Sagen und Legenden (gemeinschaftlich mit Fouqué herausgegeben). 2 Jahrgänge. Berlin 1812, 13.

Die Sage vom Wolfsbrunnen. Ein Märchen. Heidelb. 1814. — 2te Ausg., ebd. 1821.

An Deutschlands Frauen, von einer ihrer Schwestern. Leipzig 1816.

Helene von Tournon. Erzählung. Berl. 1824.

Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland. Ebd. 1826.

Frithiofssage. Aus dem Schwedischen des Esaias Tegnér. Stuttgart 1826. — 3 Aufl., ebd. 1845.

206. Der Abschied.

Dicht wob der Linde grünes Dach
Den Schatten um mich her;
Es wallte silberklar der Bach
Vom schilfumkränzten Wehr;
Mit dunklem Purpurlicht umgoß
Das Abendroth den Hain,
Und rosig in der Quelle floß
Der zarte Wiederschein.

Und wie die Welle sank und schwoll,
So hob mir unbewußt
Sich schmerzlich jetzt und ahnungsvoll
Die tiefbewegte Brust.
Vom duftenden Gesträuch des Mais,
In Silberflor gehüllt,
Brach ich manch blüthenvolles Reis,
Geschiedner Freuden Bild.

Und, wie im Traume, schuf die Hand
Ein blühendes Gewind';
Es schien der Freude lächelnd Pfand,
Und war der Wehmuth Kind.
So ging ich durch den Lindengang,
Der still und einsam war;
Das blühende Gewinde schlang
Ich um den Felsaltar.

Den zarten Wesen war der Kranz
Mit frommem Dank geweiht,
Die nächtlich hier der luftge Tanz
Im Abendthau erfreut.
„Ihr Nymphen, die ihr diesem Quell,
Wie Frühlingsblüthen leicht,
Und wie des Mondes Strahlen hell,
Im Dämmerlicht entsteigt:

Wenn ihr, umwallt von süßem Duft,
Um diese Pappeln schwebt,
So gönnet mir, daß durch die Luft
Zugleich mein Name bebt!"
Ich sprachs, und eine Welle schwoll
Am Ufer hoch empor,
Und aus der Fluth stieg anmuthsvoll
Die Nymphe mir hervor.

Der Zephyr küßt' ihr goldnes Haar,
Ihr bläuliches Gewand;
Leicht schwebte sie zum Felsaltar,
An dem ich bebend stand.
Mild strahlt ihr glänzend Angesicht;
Ihr feuchtes Auge winkt
Gewährung; doch sie redet nicht,
Sie seufzet, und versinkt.

---

207. Die Geister des Sees.

Dumpf rauscht's vom hohen Wogenstrand
An's steile Felsgestade,
Und grau, wie der Geister wehend Gewand,
Webt dichter Nebel sich über's Land,
Und hüllt die dämmernden Pfade.
Die herbstlichen Lüfte säuseln.
Es steigt in lindem Kräuseln
Die blaue Welle des Sees;
Aus Wolken die Sterne blinken,
Und langsam wogen und sinken
Die silbernen Flocken des Schnees.

Und in der Nacht, die still und kalt
Um Ullin's Hügel sich breitet,
Am Ufer, das dunkel die Fluth umwallt,
Da wankt und irrt eine holde Gestalt,
Von banger Liebe geleitet.
Die seidnen Locken wehen,
Sie eilt mit ängstlichem Spähen
Scheu zu dem nächtlichen Hain;
Laut ruft sie mit wildem Blicke,
Dumpf kehrt die Stimm' ihr zurücke,
Die Winde nur ächzen darein.

Was irrt Allona so spät im Reif
Von Ullin's einsamen Auen?
Ihr leuchtet nur ferne der Purpurstreif
Des hellen Nordlichts mit breitem Schweif;
Es strahlet ahnendes Grauen.
Sie sucht im röthlichen Scheine
Kathullin, den Jäger der Haine,
Den Sohn der schattigen Höhn;
Zwei Nächte sah sie vom Stamme
Bemooster Eichen die Flamme
In einsamer Halle verwehn.

Und an der jähen Felsenwand,
Wo seufzende Wellen sich schlagen,
Da faßt es ihr flatternd weißes Gewand;
Da schmiegt sich's schmeichelnd an ihre Hand
Mit leise winselnden Klagen.

‚Bist du es, Luath, der Treue?
Jagt nicht Kathullin das scheue
Dem Pfeil entfliehende Reh?
Verließ er des Waldes Pfade,
Umirrend die Felsgestade
Vom nebelerzeugenden See?'

„Ach! nie jagt er fortan das Reh;
Nie kehrt er auf schnaubendem Rosse!
Es rauscht mir so traurig der dunkle See,
Und jede Welle, sie seufzet Weh!
Laut winselt der treue Genosse;
Stets auf der Jagd und im Streite
Blieb er dem Gebieter zur Seite.
Jetzt liegt er am Ufer allein!
Verkündet's, nächtliche Lüfte!
Umfangen die feuchten Grüfte
Des Jünglings erstarrtes Gebein?"

Da rauscht die Luft; ein Sturm erhebt
Dem See die schäumenden Wogen,
Und bleich, aus dem Dufte der Nacht gewebt,
Schwankt still ein Dunstbild empor, und schwebt,
Vom Sturm an's Ufer gezogen.
Die hohe Gestalt erreichet
Die Nebelwolke, die weichet;
Tief senket, ungespannt,
Blaß, wie aus neblichter Ferne
Der silberne Glanz der Sterne,
Den Bogen die luftige Hand.

Mild ist und ernst sein Angesicht,
Er neiget es liebend nieder,
Und leise, wie Abendsäuseln, er spricht:
„‚Mit Beute der Jagden kehr' ich nicht
Zur Flamme des Herdes wieder.
Mich lockt' aus dem schützenden Haine
Hervor im Nebelscheine
Das eilend flüchtige Reh.
Ein Duft barg Ufer und Wogen;
Da sank ich, vom Schimmer betrogen,
Hinab in den schweigenden See.'"

Mit Liebesarm Allona strebt
Die theure Gestalt zu fassen,
Die, bleich vom Schleier der Nacht umwebt,
Sich scheidend höher und höher hebt;
Sie sieht sie im Duft erblassen.
Dann faßt sie nächtliches Grausen;
Es rauscht mit dumpfem Brausen
Um sie des Sturmwinds Wuth;
Ihr schwinden die matten Sinnen,
Da reißt sie's wirbelnd von hinnen
Hinab in die tosende Fluth.

Und wenn es rauscht vom Wogenstrand
An's steile Felsengestade,
Und grauer Nebel, wie Geistesgewand,
Sich dichter webt um's weite Land,
Verhüllend die öden Pfade:
Dann sieht man die Wellen sich kräuseln;
Es schweben mit lindem Säuseln
Herab, wie Flocken des Schnees,
Zwei Geister mit schwachem Blinken,
Sie wanken, wogen und sinken
Vereint in die Grüfte des Sees.

---

208. Sankt Georg und die Wittwe.

Als in Selena aus dem Rachen
Des blutgierig grimmen Drachen
Sankt Georg mit heil'ger Tapferkeit
Die Königstochter kühn befreit;
Wie er besiegt das Ungeheuer
In muthig wundervollem Strauß,
Zog weit auf neue Abenteuer
Der gottgeweihte Streiter aus.

In Kappadocia geboren,
Gab er sein gräflich Land verloren,
Verspritzte fern sein edles Blut
In Christi Dienst mit kühnem Muth.
Schon manches Meer hat er befahren,
Der Ruhe Freuden längst entbehrt,
Erlegt viel tausend der Barbaren,
Doch mehr zum Glauben noch bekehrt.

So kam er zum Aegypterlande,
Wo an des Nilfluß heißem Strande
Der Heide Thier und Element
Verblendet seine Götter nennt.
Und wie der Held mit raschem Ritte
Schon Alexandria erreicht,
Begab sich's, daß vor nied'rer Hütte
Sich weinend eine Frau ihm zeigt.

Doch sie befällt ein heil'ges Grauen,
Den hohen Ritter anzuschauen,
Der wie aus einer andren Welt
Den Blick auf sie geheftet hält.
Nicht eines Sterblichen Geberde
Bedünket ihr sein frommer Gruß;
So segnend schwebt herab zur Erde
Vom Himmel nur ein Genius.

Die Linke hält das Roß am Zaume,
Das, wie geformt aus Meeresschaume,
Voll Stolz den edlen Reiter trägt
Und mit dem Huf die Erde schlägt;
Weiß glänzt die Fahne in der Rechten,
Die roth bekreuzet weit sich bläht,
In hundert blutigen Gefechten
Voran, die siegende, geweht.

Es prangt des Purpurkreuzes Zeichen,
Vor dem sich alle Frommen neigen,
Erlösung strahlend hehr und mild,
Auch auf des Ritters Silberschild;
Und glänzend über'm Helme schwebet
Mit ausgespreiztem Schwingenpaar
Die goldne Taube; golden strebet
Hervor sein reichgelocktes Haar.

Stumm wirft vor ihm das Weib sich nieder;
Kaum tragen schwankend sie die Glieder,
Als er, den zitternd sie verehrt,
Nun Speis' und Trank von ihr begehrt.

Doch eilet sie, wie er befohlen,
Mit folgsam regem Schritte schnell
Hinaus, ihm etwas Brod zu holen,
Und frischen Trank aus nahem Quell.

Herab vom Rosse steigt der Ritter,
Befestigt's an ein Rohrgegitter,
Und tritt, da scharf der Ostwind stürmt,
Hinein, wo ihn die Hütte schirmt;
Sein stolzes Haupt lehnt er gebücket
Zur Säule, die vom Schilf das Dach
Das morsche stützt, denn ungeschmücket
Steht leer das dürftige Gemach.

Da augenblicks mit vollem Leben
Beginnt's im dürren Holz zu weben;
Des Jugendtriebes neue Kraft
Strömt in die Adern frischen Saft.
Schon prangt der Stamm mit schlanken Zweigen,
Drängt strebend sich am Dach hinaus,
Und seine Aeste wuchernd reichen
Weit über das bescheid'ne Haus.

Der jungen Blätter grüne Hülle
Umkleidet rings der Knospen Fülle,
Die üppig aus smaragdnem Grün
In buntem Farbenspiele glüh'n;
Schnell, wie die Rede, jetzt entfalten
Sich bunte Blüthen wunderbar,
Und bieten wechselnde Gestalten
Mit tausendfachen Düften dar.

Geschaukelt hier von lauen Westen,
Schnell nistet in den breiten Aesten
Der Vögel fröhlich bunter Chor,
Und wirbelt schmetternd draus hervor.
Es scheint ein Geist sie zu beseelen,
Zur Harmonie wird jeder Klang,
Und voll aus tausend kleinen Kehlen
Tönt Freud' und Liebe der Gesang.

Und sieh! ihn würdig zu bedienen,
Steht eine Tafel aus Rubinen,
Wie man die gleiche nimmer sah,
Mit Labetrunk dem Ritter da;
Vom Baume, der noch kaum geblühet,
Löst schnell gereift die Frucht sich ab,
Und sinkt, die Gold und Purpur glühet,
In Saphirschalen leis herab.

Schon naht die Wittwe, dies zu schauen,
Darf kaum den scheuen Augen trauen,
Und sinkt mit froh entzücktem Sinn
Vor ihm zur Erde betend hin:
‚So sollt' ich Glückliche erfahren,‘
Sie ruft's, ‚wie durch ein Götterpaar
Beseliget vor grauen Jahren
Philemon einst und Baucis war!

Auf's Neue steigt in unsre Mitte
Ein Gott herab, und meine Hütte
Schmückt er, der Armuth niedres Haus,
Mit sel'gem Blick zum Tempel aus.
O sage nur, wie man dich nennet,
Dem sich die Stirne schüchtern beugt,
Von dem mein Innres tief entbrennet,
Deß Blick von Himmelshoheit zeugt!

Zu Phöbos' und Herakles' Ehre
Baut heitrer Glaube hier Altäre,
Doch du vereinigst wundervoll
In dir Alciden und Apoll.
Dich schmückt, wie Zeus' gewalt'ge Söhne,
Gedoppelt hohe Eigenschaft:
Dem Götterjüngling gleich an Schöne,
Bist du dem Heros gleich an Kraft.

Eilst du von Delphos heil'gen Gründen,
Hier dein Orakel zu verkünden?
Verläßst mit zornumhülltem Strahl
Du Delos' Ufer, Tempe's Thal? —
Hast du, der Thetis Arm entstiegen,
Gesalbt der goldnen Locken Glanz?
Wie? Oder bringst aus fernen Siegen
Den immer frischen Lorberkranz? —

Kannst morschem Holz du treibend Leben,
Der Blätter Schmuck und Früchte geben,
So ziehe mit dem Strahlenblick
Das theure Kind in's Licht zurück! —
Dir dienend ließ ich seine Leiche,
Von mir mit Mutterangst bewacht;
O laß in deinem lichten Reiche
Nicht dies allein in Todesnacht!

Gnügt doch der schwächste deiner Strahlen,
Die Wangen röslich ihm zu malen:
So wenig, ach! von deiner Gluth
Erwärmte das erstarrte Blut!
Magst du die Pfirsichblüthe färben,
Reifst du der Purpurkirsche Rund:
Und ließest grausam kalt erstorben
Violenbleich den süßen Mund?

Ein Gott, hast du den Schmerz empfunden,
Als dort von unfreiwill'gen Wunden
Vor dir dein Hyacinthus sank,
Und Tellus blut'ge Ströme trank;
Du preßtest mit bethräntem Blicke
Die starre Daphne an dein Herz,
Beweintest Phaëton's Geschicke,
Doch kennst du nicht der Mutter Schmerz!'

Sie sprach's, vor Angst und Hoffnung bebend,
Als, die Erschöpfte mild erhebend,
Der Heil'ge zu dem Kind sich neigt,
Das sie erwartend ihm gereicht.
Er küßt die Stirne, gleich dem Eise,
In sich gesammelt zum Gebet,
Auf dessen Wunderkräfte leise
Schon Lebensodem niederweht.

Dann ernster ruft er: „Wie verblendet
Bist du der Wahrheit abgewendet!
Kann solchen Irrlichts eitler Schein
Dir Stern im dunkeln Leben seyn?
So kündigt Jugendblüth' und Stärke
Betrüglich einen Gott dir an?
Du kniest nur vor des Einen Werke,
Dem alle Schöpfung unterthan!

Was ich für Siege mocht' erringen,
Von Ihm allein kommt das Gelingen.
Wie du vom göttlichen Geschlecht
Mich wähnst, bin ich des Höchsten Knecht.
Er macht im All die Menschen schweben,
Wie Thau im Blumenkelche rinnt;
Der Herr ist über Tod und Leben,
Gibt, Mutter, heute dir dein Kind!"

J. Freiherr von Sinclair,

mit dem Schriftstellernamen Crisalin, geboren um 1776, stammte aus einem alten Geschlechte in Schottland. (Sein Vater, Sir John Sinclair, war eins der größten Genie's im Fach des Ackerbaues, der Industrie und der Staatswirthschaft; legte zu Thurso, in der schottischen Grafschaft Caithneß, eine neue Stadt und mehrere Dörfer an, war über dreißig Jahre Parlamentsglied und schrieb 18 Bände größere Werke, redigirte 106 Bände und gab nebenbei 367 kleine Flugschriften heraus.) Er war in den Kriegsjahren Soldat geworden, diente als Hauptmann im österreichischen Generalstabe und war zugleich Adjutant des Erbprinzen von Hessen-Homburg. Nach Beendigung des Kriegs ward er als hessen-homburgischer Geheimerath und Major zum Wiener Congresse geschickt, starb aber hier plötzlich an einem Schlaganfall im Mai 1815. Als die Stafette mit der Nachricht von dem Tode des einzigen Sohnes nach Homburg kam, hatte man die Mutter, an der er mit so viel Liebe gehangen hatte, zwei Tage zuvor begraben, und Beiden war so der größte Schmerz, der sie treffen konnte, erspart. — Daß er es war, der 1806 seinen unglücklichen Freund Hölderlin aus Homburg in's Klinikum nach Tübingen brachte, verdient noch bemerkt zu werden.

* * *

Ein geistvoller Dichter, bekannt durch einen Cyklus Tragödien aus der Geschichte des Cevennenkriegs und eine Sammlung Gedichte. In den Balladen hat er den einfachen, kräftigen Ton der altschottischen Muster glücklich nachgebildet. Unter seinen Liedern sind mehrere vortreffliche Rundgesänge, aber in der fröhlichsten Begeisterung wendet er sich immer wieder zum Ernste des Lebens hin, und vermeidet dadurch die Verirrung in's Frivole. Man stößt ungern auf manche grammatische Unkorrektheit und Stellen, denen die schöne Klarheit fehlt.

Seine Schriften sind:

Der Anfang des Cevennenkriegs. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. Heidelberg 1806.
Der Gipfel des Cevennenkriegs. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. Ebd. 1806.
Das Ende des Cevennenkriegs. Ein Trauerspiel in 5 Aufz. Berlin 1806.
Gedichte. 2 Thle. Frankfurt 1812 und 1814.

209. Ritter Courcy.

Er griff zu seinem Schwerte,
Er schwang es in die Höh',
Er stieß es in die Erde,
Er sprach: „Der Kampf ergeh'!

Fluch über ihn und Schande,
Der es erdulden mag,
Daß Schmähung seinem Lande
Der Stolz des Fremden wag'!

So wahr ich Courcy heiße,
Wenn du es mit mir wagst,
Ich heute dir noch weise,
Daß du im Frevel sprachst."

Da trat nun in die Schranken,
Der kühn die Schmähung sprach,
Zum Preise für die Franken
Und Engeland zur Schmach.

Sie fochten mannhaft Beide,
Und lang der Kampf gewährt,
Doch in des Franken Seite
Drang endlich Courcy's Schwert.

Und als ihm so gelungen
Die Rache für die Schmach,
Er hoch das Schwert geschwungen,
Und stolz er also sprach:

„Ihr saht mich niederstrecken
Ihn, der so frech geglaubt,
Kein Brite dürft' bedecken
Vor einem Frank' das Haupt.

Ich aber, hier vor Augen
Dem König und dem Reich,
Will nun dies Recht gebrauchen
Und mich bedecken gleich.

Und will mir's wer versagen,
Daß ich es lassen soll,
So will ich's mit ihm wagen,
Es sei auch, wer da woll'."

Da rief ihm von dem Throne
Der Frankenkönig zu:
„„Dem Frevel thust zu Lohne
Noch ärgern Frevel du.

So darfst du auch nicht scheiden
Aus diesen Schranken fort,
Eh' dreimal du mit Streiten
Bewährt das stolze Wort.

Denn wer so kühn gescholten,
Der büßt es auch für Drei,
Und dreimal wird's entgolten,
Daß Landes-Sühnung sei.""

„Das thu' ich wohl mit Freuden,
Mit Gott und meinem Schwert;
Denn ehrlich hab' das Streiten
Für England ich begehrt."

Und dreimal in die Schranken
Ein Frankenritter trat;
Doch dreimal alle sanken,
Und dreimal Sieg er hat.

„Nun hab' ich ihn gewähret,
Nun hab' ich ihn behaupt't
Den Ruhm, den ich begehret,
Nun deck' ich mir das Haupt!"

Da stürzten in die Schranken
Zum Kampf der Ritter viel,
Zur Ehre für die Franken
Und Engeland zum Ziel.

Da sprach von seinem Throne
Der Frankenkönig gut:
„„Dem Frevel nur zu Lohne
Er seinen Frevel thut.

Er that, was wir begehret,
Er zieh' in Ruhe hin;
Er hat sie wohl bewähret
Die Rede, stolz und kühn.

Und ein Gedächtniß bleibe,
Was heute wir gesehn,
Daß eitlen Frevel treibe,
Wer Engeland mag schmäh'n.""

Da ließ sich knieend nieder
Der Ritter vor dem Thron,
Stand auf, bedeckte wieder
Das Haupt und schied davon.

Und als er heimgekommen,
Der Ritter unverzagt,
Und Engeland vernommen
Die That, die er gewagt:

In Pracht da und Geschmeide
Der König auf dem Thron,
Die Fürsten all' zur Seite,
Die Ritter alle schon.

Und Courcy ward gerufen
Vor's Königs Angesicht,
Hin zu des Thrones Stufen,
Und so der König spricht:

„„„Für Engeland zur Ehre
Decktest das Haupt du dir,
Fern sei, daß ich's begehre,
Daß du's entblöß'st vor mir.

Zum Zeichen soll es gelten
Vor meinem ganzen Reich,
Daß Engeland nie Helden
Entbehre, so dir gleich."""" —

Und wer sich Courcy nennet,
Bei'm König seit dem Tag
Ist's nur allein vergönnet,
Daß er sich decken mag.

---

210. Die Rache der Schwester.

Es saß an seiner Eiche
Der König und hielt Recht
Aus seinem ganzen Reiche
Dem Ritter wie dem Knecht.

Kommt da ein Weib gegangen
In Trauer angethan,
Die thut in Schönheit prangen,
Wie nie ein Weib empfah'n.

Die Menge vor ihr weichet,
Dem König nahet sie,
Und flehend vor ihm beuget
Zur Erde sie das Knie:

‚Nicht im Gewand der Freude,
Herr König, komm' ich her,
Ich komm' in schwerem Leide,
Daß ich dein Recht begehr'.‘

„So kannst du auf mir stehen,
Recht, das wird hier gewährt;
Auch dir soll Recht ergehen,
Hast's nicht umsonst begehrt.“

‚Dies Wort, das möge gelten,
Denn der zur Seite dir,
Er ist's, ich muß es melden,
Mit dem ich rechte hier.‘

„Dem Ritter wie dem Knechte
Geschiehet nach Gebühr;
Sie steh'n demselben Rechte.
Was that der Ritter dir?“

‚Die Schmach komm' ich zu rächen
An ihm, der Schwester Schmach;
That Treue ihr versprechen,
Und er die Treue brach.‘

„War sie, wie du, zu preisen
So reizend und so schön,
War's Thorheit wohl zu heißen,
Nach Anderen zu seh'n.“

‚Kein Mann steht mir zur Seite,
Ich räche sie allein;
Die letzten sind wir Beide,
Mein Stamm ich noch allein.‘

„Das mag dir nicht gebühren,
Das geb' ich nimmer zu;
Wie magst das Schwert du führen?
Wie hübst die Lanze du?“

‚Auch will ich die nicht brauchen,
Der Dolch hier ist genug,
Er soll zur Rache taugen,
Den ich am Herzen trug.‘

„Nein, solcher Kampf sei ferne,
Wär' meinem Reiche Schmach!
Viel meiner Ritter gerne
Besteh'n heut deinen Tag.“

Und in der Jugend Blüthe
Hervor ein Ritter trat,
Dem hoch die Wang' erglühte,
Der sich den Kampf erbat.

Begannen's mit dem Schwerte,
Der Jüngling focht so kühn;
Doch eh' es lange währte,
Durchstach der Ritter ihn.

„‚Trägt Einer noch Verlangen,
So komm' ein Zweiter her;
Ich hab' nur angefangen,
Mein Arm vermag noch mehr!‘“

„So stolz wagst du zu sprechen
Vor meinem ganzen Reich?
Den Hohn an dir zu rächen,
Erhebt sich Mancher gleich.“

Gelassener Geberde
Trat da ein Mann hervor,
Begann's nicht mit dem Schwerte,
Schwang erst die Lanz' empor.

Sie rannten da und stachen
Mit Macht einander an,
Daß ihre Lanzen brachen;
Das Erste war gethan.

Da griffen sie zum Schwerte,
Sie fochten lange Zeit;
Doch jener sank zur Erde,
Der sich der Rach' geweiht.

„‚Vergönnt nun sei die Frage,
Ob's einer noch begehrt;
Sonst glaub' ich von dem Tage,
Daß Keiner meiner werth.‘“

Und Alle rundum schwiegen,
Und Keiner bot sich an;
Sie sahen da sie liegen,
Den Jüngling und den Mann.

Hob König an zu sagen:
„Ist Keiner, der sich zeig'?
Will Einer noch es wagen,
Er sei der Erst' im Reich!“

Erhob an's Königs Seiten
Ein Greis im Silberhaar
Sich, eingedenk der Zeiten,
Wo er der Stärkste war.

„„Die Schmach mag ich nicht dulden,
Und sühn' ich sie nicht ab,
So geh' doch ohne Schulden
Ich unentehrt in's Grab.““

Und mit der Kraft der Jugend
Er Schwert und Lanze schwang,
Und seines Muthes Tugend
In seine Streiche drang.

War leichter zu besiegen
Der Jüngling und der Mann:
Der Greis thät nur erliegen,
Als alle Kraft entrann.

Hoch thät der Sieger schwingen
Die Waffen blutgefärbt:
„‚Wer ist's, wem wird's gelingen,
Der mir den Ruhm verderbt?

Ihr, die sie schön gefunden,
Rührt ihre Noth euch nicht?
Die Rächer sind verschwunden,
Mein Recht ist nun gericht't.‘“

Doch Alle thäten schweigen,
Es Keiner unternahm;
Sie sahen die drei Leichen,
Und Keiner war, der kam.

Mit Leid der König sagte:
„Soll trotzen er allein?
Wer wär's, der's nun noch wagte?
Sein soll die Jungfrau seyn.“

Alsbald da schwang zum Streite
Des Königs Sohn das Schwert:
„Noch eins dich nun bereite!
Sie ist des Kampfes werth.“

Doch jene hob zu zagen
Nun für den Jüngling an,
Und wollt' dem König sagen,
Den Kampf zu unterla'n.

‚Mir ist des Blut's Genüge!
Verschone deinen Sohn!
Wozu, daß er erliege?
Ich end' es so auch schon.‘

Der König sprach: „Mit nichten!
Der Ritter wie der Knecht,
Sie haben gleiche Pflichten
Vor mir und gleiches Recht.“

Und muthig schwang zum Streite
Der Jüngling nun das Schwert,
Und dreimal ihn erneute,
Und war des Sieges werth.

Und als das Schwert zu schwingen
Er kam zum vierten Mal,
Da that es ihm gelingen,
Durchstach ihn mit dem Stahl.

Und als der kam zu fallen,
Der Held so unbesiegt:
„‚Nun thu' mir den Gefallen,‘“
Sprach er, als er erliegt,

„‚Nun thu' mir den Gefallen,
Und bring' ihr noch mein Wort,
Daß kund es werd' vor Allen,
Wie nun ich scheide fort.‘“

Und wie sich niederbückte
Der Königssohn zu ihm,
Er eins sein Schwert noch zückte,
Durchstieß den Busen ihm.

„‚Nun magst du ihr vermelden,
Wie du sie hast gerächt,
So mag die Treue gelten
Von mir für ihr Geschlecht!‘“

Drauf jener: „Daß ich sterbe,
Das thut mich nicht gereu'n,
Weil ich ihr Ruhm erwerbe,
Die meine sollte seyn.“

Und da sie's angesehen,
Die nun gerächet war,
Wie so die That geschehen,
In Schrecken offenbar

Sie sich zum König wandte:
‚Was klagt' ich solches nun?
Nun ich die Rache fande; —
Doch Andres will ich thun.

Was wär's, daß jetzt noch bliebe?
Was sonst, als dieser Dolch?
Der mir es that zur Liebe,
Wohl ist's, daß ich ihm folg'.‘

Aus ihrer Hand erblinket
In ihre Brust der Stahl,
Daß sie zur Erde sinket
In Schönheit allzumal.

Der König sprach mit Leiden:
„Der Tag uns Trauer gab,
Denn Sechse heut begleiten
Zumal wir in das Grab.“

Doch saß an seiner Eiche
Er lang noch und hielt Recht
Aus seinem ganzen Reiche
Dem Ritter wie dem Knecht.

Karoline Luise Brachmann,

geboren den 9. Februar 1777 zu Rochlitz, war die Tochter eines Kreissekretärs, der später als Geleitskommissarius des thüringer Kreises in Weißenfels wohnte. Sie entwickelte schon früh glückliche poetische Anlagen, die ihr Jugendfreund Novalis (v. Hardenberg) und selbst Schiller aufrichtig anerkannten, der bereits in ihrem dreizehnten Jahre ihr Gedicht: „Die Gaben der Götter“ in das 12te Stück der Horen, und zwei andere Poesien: „Guido's Aurora“ und „Kindheit und Jugend“ in den Musenalmanach auf d. J. 1799 aufnahm. Wie sehr Schiller Luisens poetisches Talent zu schätzen wußte, sieht man aus folgender Stelle eines seiner Briefe vom 5. Juli 1798: „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unseres versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung; und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre „Gaben der Götter“ gewährt.“ — Die interessantesten Momente ihres nur innerlich stark bewegten Lebens sind die beiden tragischen: ihr erster Versuch, sich zu tödten, im vierundzwanzigsten Jahre, und die Katastrophe ihres Lebens, der leukadische Sprung bei Halle. Von einer Krankheit genesen, welche Folge eines tief verletzten weiblichen Herzens war, führte der Vater sie auf den Corridor im Hofe des Hauses, und aus seinen Armen, vor seinen Augen, stürzte sie sich herab aus dem zweiten Stock, wobei ein vorspringendes Dach die Gewalt des Sturzes brach und ihr Leben rettete. Zwanzig Jahre später führte sie die traurige That aus, deren geheime Veranlassung, bei hilfloser äußerer Lage, hauptsächlich die Liebe zu einem ihres Geistes Unwürdigen war. Sie „löschte ihr brennendes Herz in kalter Fluth“ der Saale, während eines Besuches zu Halle, am 17. September 1822. Erst am 25sten wurde ihr Leichnam gefunden und in aller Stille beerdigt. Sie hat sich selbst die rührende Grabschrift gesetzt:

Treu konnt' ich hoffen, und unnennbar lieben,
Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was ist von Allem tröstend mir geblieben,
Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab?

* * *

Die lyrische Dichtkunst war ihr Beruf. Tiefe, Stärke, Innigkeit und Zartheit der Empfindung, edle Begeisterung für sittliche Schönheit, feiner Sinn für Harmonie und Ebenmaß, verbunden mit einer, wenn auch nicht reichen, doch blühenden Phantasie, setzten sie in den Stand, ihren Gedichten jenes leb-

haft Ergreifende oder sanft Anziehende und Gewinnende zu geben (vgl. Literaturblatt z. Morgenbl. 1823, Nr. 60), wodurch sie so viel Beifall und Theilnahme bei verwandten Seelen erwerben mußten. Dagegen fehlt es ihr ganz an einer sichern, festen, selbstständigen Weltanschauung, an dem Talent, aus sich selbst herauszugehen und sich gleichsam in dem Gegenstande, den sie bilden wollte, zu verlieren, so wie an jener heiteren Ruhe des Geistes, ohne welche keine objektive Gestaltung gelingen kann. Das gilt namentlich von ihrem Ritterepos „Das Gottesurtheil".

Das Gedicht „Elwira" (siehe Dr. H. Kurtz' „literarisch-ästhetischen Kommentar zum Handbuch der poet. Nationalliteratur d. Deutschen, Zürich 1842) läßt tiefe Blicke in ihren Gemüthszustand werfen. Es gehört mit zu ihren besten Poesien, wie sie denn überhaupt am glücklichsten ist, wenn sie den Schmerz ihres zerrissenen Lebens in elegischen Tönen darstellt, dem irdischen Glück entsagt und vertrauensvoll auf ein schöneres Daseyn hinübersieht. „Kolumbus" wird der Dichterin Andenken noch lange erhalten; denn wenn diese Romanze sich auch in keiner Beziehung mit den Schiller'schen vergleichen läßt, — wie es denn auch höchst unbillig wäre, solchen Maßstab anzulegen, — so ist sie doch hinsichtlich der recht gelungenen Komposition und der dramatisch lebendigen Behandlung durchaus lobenswerth. Die Sprache läßt dagegen Manches zu wünschen übrig; insbesondere ist die Häufung der schmückenden Beiwörter, welche die Anschaulichkeit selten fördern, zu tadeln.

Von ihr:

Lyrische Gedichte. Leipzig 1800. N. Ausg. 1808.
Romantische Blüthen. 1s Bdchn. Wien 1817.
Romantische Blätter. 2s Bdchn. der romantischen Blüthen. Ebd. 1823.
Das Gottesurtheil; Rittergedicht in 5 Gesängen. Mit einem Nachwort von Ad. Müllner. Leipz. 1818.
Novellen und kleine Romane. Ebd. 1819.
Schilderungen aus der Wirklichkeit. Ebd. 1820.
Verirrungen, oder die Macht der Verhältnisse. Ebd. 1822.
Novellen. Nürnberg 1822.
Die Ruinen des Waldschlosses; eine Volkssage und vier Erzählungen. Ebd. 1824.
Auserlesene Dichtungen. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet von F. K. J. Schütz. 6 Bde. Leipzig 1824. 25. — 3--6r Bd. a. u. d. T.: Auserlesene Erzählungen und Novellen. 2 Thle. Herausggb. von Meth. Müller. 1825. Neue wohlf. Ausg. 1834.

---

211. Elwira.

‚Was willst du, süßes Kind mit goldnen Locken,
Mit lichten, sternengleichen Augen, sprich,
In diesem armen Hüttchen? Ach erschrocken,
Und ungewohnt des Anblicks find' ich dich!'

„Ich bin das Glück, und will dir Freude bringen,
Du armes Herz, nach langer Leidensnacht.
Der Morgen kömmt! Hörst du die Lerchen singen?
Nach langem Dunkel ist das Licht erwacht.

Bald wird auch dir ein neuer Morgen glänzen,
Ich bringe Freud' und Glück und Liebe dir.
Bald werden Rosen deine Stirn' umkränzen,
Und zarte Myrten, froher Bräute Zier!" —

‚Ach süßes Kind, erloschen ist von Thränen
Elwirens Aug'; ich kenne dich nicht mehr.
Erstorben ist das feurig rege Sehnen
Nach deinem Gruß; mein Herz ist hoffnungsleer.

Ich kann nicht mehr die holden Worte fassen,
Die zephyrleicht dem süßen Mund entfliehn;
Zum Glücklichseyn hat mich die Kraft verlassen,
Was einmal starb, kann nie zum Leben blühn.' —

„O wiederkehren wird der Sonnenschimmer
Auf dieses holde Jugendangesicht,
Zu früh zum Gram gebleicht, doch nicht auf immer!
Vertrau' auf mich, und fürcht' und zweifle nicht!" —

‚Und kannst du öffnen denn des Grabes Riegel?
Und rufen, was den Schooß der Erde füllt?
Und lösen das verhängnißvolle Siegel,
Das meiner Vorzeit lichten Raum verhüllt?

Nein, laß mich einsam durch das öde Leben
Mit meinem Schmerz, mit dem geliebten, gehn.
In jenem Lande, wo sich Palmen heben —
Du süßes Kind, leb' wohl! auf Wiedersehn!'

---

212. Roccafrieda.

Um die schöne Roccafrieda
Warben viel der schönen Ritter,
Um sie Grafen, schön und stattlich,
Warben sieben an der Zahl.

Doch es wies bescheiden, sittig
All' sie ab die edle Dame.
„Was verlangst du, schöne Herrin?
Sind sie stattlich nicht und schön?

Willst du Gold? In goldner Rüstung
Schimmert Der; ihm prangen Schlösser.
Zart'ste Jugend? Rosenblüthe
Schmückt des Zweiten Angesicht.

Willst du Schönheit? Himmelsstrahlen
Brechen aus des Dritten Augen.
So, was Keinem fehlt, vereinet
Einer stets im höchsten Maß."

Um die schöne Roccafrieda
Warben selbst der Fürsten Söhne.
„Willst du Hoheit, schöne Herrin?
Drei Herzoge lieben dich."

Doch auch sie mit zarter Demuth
Wies zurück die edle Dame.
„Nun, was willst du, stolze Jungfrau?
Wen noch sucht dein hoher Sinn?"

Doch der edle Montesinos,
Durandarte's tapfrer Vetter*),
Der ihn sterbend noch umfaßte,
Als er fiel bei Ronceval;

Er nur herrscht' im reinen Herzen.
War er schöner, holder? — Wisset:
Einer, den sie nie gesehen,
War der Abgott ihrer Brust.

Hold und schön war Montesinos,
Doch sie hatt' ihn nie gesehen;
Nur der Ruf der schönsten Thaten
Drang zum Ohr der schönsten Frau.

Und mit Himmelsstrahlen schmückten
Sie sein Bild im Aug' der Hohen;
Eh' sie sah die edlen Züge,
Ruht' er in der zarten Brust.

‚Eins nur ist des Lebens Zierde,‘
Sprach sie, ‚ewig schöne Tugend!
Sie nur darf der zarten Liebe
Schwester und Gefährtin seyn.

Und verschmäht der Männer Erster
Auch des treusten Herzens Liebe:
Keinem sei dies Herz ergeben,
Wird der Edelste nicht mein.‘

*) Durandarte und Montesinos, zwei Waffengefährten Rolands. Der erste blieb bei Ronceval und ist durch seine Treue für Belerma berühmt; sowie die Liebe der schönen Roccafrieda für den tapfern Montesinos durch die Geschichte begründet ist.

213. Kolumbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!“ —
„„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer.
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut!““

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern den Tod:
„„„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du gibst uns nicht Speise, so gib uns denn Blut!“““
Blut! rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es, und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
Besiegte noch einmal die Wuth;
Sie wichen vom Haupte des Helden zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„„„Wohlan denn: es sei noch! Doch hebt sich der Strahl,
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!“““
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen uns kund
Des herrlichen Dulders Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Sein treues Fernrohr in der Hand,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt, noch sterbend, Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!“
So sprach der Held, von Mitleid weich, —
Da, horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?“

„„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl.““
„Sei ruhig, mein Lieber, auf himmlischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“
„„Leb' wohl denn, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!““

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit:
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit —
Gott schütze dich, irrendes Heer!“ —

Dumpf klirrten die Schwerter; ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft.
Der Edle bereitete still sich und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen — und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht. —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht!

Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué,

Enkel des bekannten preußischen Generallieutenants Fouqué, dessen Leben er beschrieben, wurde am 12. Februar 1777 zu Brandenburg geboren. Anfangs den dringenden Wünschen seiner Mutter nachgebend, bestimmte er sich zwar akademischen Studien, trat jedoch bereits 1794 als überkompleter Kornet in das Kürassier-Regiment Herzog von Weimar, das in Aschersleben garnisonirte, machte den Rheinfeldzug mit, theilte dann die Hin- und Herzüge seines Regiments in verschiedenen Kantonirungen, zog sich später zurück und lebte seit 1803 in ländlicher Stille den Musen. Erst 1813 trat er in ein Freicorps wieder ein, als des verstorbenen Königs Aufruf an sein Volk alle wehrhaften Männer unter die Waffen rief; wohnte im Laufe des Freiheitskrieges, anfangs als Lieutenant, dann als Rittmeister den bedeutendsten Schlachten bei, sah sich aber in Folge der körperlichen Anstrengung genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, den er mit Majors-Rang erhielt. Seitdem privatisirte Fouqué abwechselnd zu Berlin und Schloß Nennhausen bei Rathenow, dem Familiengute seiner zweiten Gattin, Caroline de la Motte Fouqué, geb. v. Briest, verw. v. Rochow, welche gleichfalls als fruchtbare Schriftstellerin bekannt ist. Nach dem Tode derselben (1831) und einer dritten Verheirathung wohnte er in Halle, und hielt dort über Geschichte der Poesie und Zeitgeschichte Vorlesungen. Zu gleichem Zwecke kam er 1842 nach Berlin, wo er 1843 den 23. Januar am Nervenschlage starb. — Als Dichter unter dem Namen Pellegrin hat zuerst (1804) A. W. Schlegel in die Literatur ihn eingeführt mit seinen „dramatischen Spielen".

* * *

Wie Friedrich Schlegel besonders das römisch-kirchliche, Novalis das mystische, Tieck das poetisch-ideale, so vertritt Fouqué das ritterlich-feudale Element der mittelalterlichen Romantik. In seiner literarischen Persönlichkeit hat man vier besondere Personen unterscheiden zu können geglaubt: den adeligen Ritter, den tapferen Krieger, den frommen Christen und — ohne Beiwort — den Dichter, welcher letztere nicht selten zu Gunsten der drei erstern in den Hintergrund trete. Man fand anfangs hin und wieder seine Sprache unfügsam, seine Verse schwerfällig, als schritten sie in dem Panzer eines Riesenleibes; man warf ihm vor, daß er das Kolorit seiner lebendigen Bilder gern in veraltete Worte lege; tadelte seine Manier und überhaupt seine von ihm selbst verschuldete Schule u. s. w.; doch ließ man ihm auch in so weit Gerechtigkeit widerfahren, als man wohl einzelne geniale Züge, die wie Blitze aus der Wolkendüstere zuckten, anerkannte, aber auch nicht verhehlte, daß man des Ganzen mancher einzelnen Werke nicht froh werde, und daß selbe keinen Totaleindruck zurückließen. Man zollte später zwar des Dichters ächter, wahrhaft romantischer Poesie, seinem reichen Gemüth, seiner edlen, oft gigantischen, oft zauberisch auf die Stimmung wie Musik wirkenden Phantasie die gebührende Anerkennung; tadelte aber wieder auf der andern Seite sein Wortgepränge, die Ueberfeinheit, Ueberzartheit und Ueberkraft, seine manierirte Vielschreiberei, und hauptsächlich, gewiß nicht mit Unrecht, daß das Adelige, insbesondere seine politischen Ideen von feudalistischem Aristokratismus, eine Hauptrolle in seinen Schriften spielten. Jedenfalls aber hat es der ritterliche Sänger der ungeschlachten Nordlandsrecken und der duftig-zarten „Undine" meisterhaft verstanden, den nebelhaften und grauenhaften Phantomen verblichener Adelsherrlichkeit durch sein tiefes Gefühl für Vaterland und Glauben Seele und Leben einzuhauchen.

Trefflich schreibt von ihm H. Heine (Romantische Schule", S. 280 ff.)." Er gehört zu den Sangeshelden oder Heldensängern, deren Leier und Schwert, während der sogenannten Freiheitskriege, am lautesten erklang. Sein Lorbeer ist von ächter Art. Er ist ein wahrer Dichter und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemein Huldigung zu Theil, wie unserm vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieses Publikum ist immer groß genug, und er konnte sich rühmen, daß er der einzige von der romantischen Schule, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich, in einer kleinen Harzstadt, ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand: daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der Undine küssen könnte. — Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßt den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine. — Diese Undine könnte man als die Muse der Fouqué'schen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir, und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentliches menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stößt alle solche Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adelige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei, mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That: dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen, ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel sonst heißt, wurde uns endlich lästig, und als der ingeniose Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständniß der Gegenwart einbüßte: da mußten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieser späteren Zeit schrieb, sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier auf's höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder Fleisch noch Vernunft. Seine Frauenbilder sind nur Bilder, oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen über die anmuthigen Blumengesichter. Wie die Werke von Walter Scott mahnen auch die Fouqué'schen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Gestaltung und Farbenpracht mehr unser Auge als unsere Seele ergötzen.

Das sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweikämpfe, alte Trachten, alles recht hübsch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern des Walter Scott ist diese Manier, statt der inneren Natur der Menschen und Dinge nur ihre äußere Erscheinung und das Costüm zu schildern, noch trübseliger ausgebildet. — — Die Zahl der Fouqué'schen Romane ist Legion; er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller. „Der Zauberring" und „Thiodolph der Isländer" verdienen besonders rühmend angeführt zu werden. Seine metrischen Dramen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, enthalten große Schönheiten. Besonders „Sigurd, der Schlangentödter" ist ein kühnes Werk, worin die altscandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. — — Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahin flatternd; es sind süße lyrische Kolibri." —

In seiner Lyrik, zwischen der gigantischen Poesie des Nordens und der romantischen des Südens schwankend, vereinigt er bei blühender, oft kühner Phantasie patriotischen und tief religiösen Sinn, eigenthümliche Weichheit und Zartheit der Empfindung, Stärke des Gemüths und Erhabenheit der Gedanken. Von seinen Erzählungen und epischen Liedern, an denen man öfters die plastische Gediegenheit vermißt, zeichnen sich besonders einige aus, welche altnordisches Leben darstellen, wie „die Stimme des Grabes", und „die beiden Wächter"; sehr wirkungsvoll sind auch die Balladen „Graf von der Haide"; „der kranke Ritter" und andere.

Von seinen Schriften nennen wir:

Sigurd der Schlangentödter. Berlin 1809.
Undine. Ebd. 1813. — 6. Aufl. 1841.
Corona. Romant. Heldengedicht. Ebd. 1814.
Die Fahrten Thiodolfs. 2 Bde. Hamburg 1815.
Gedichte aus dem Jünglingsalter. Stuttg. u. Tüb. 1816.
Der Zauberring. 3 Bde. Nürnberg 1816.
Gedichte, Romanzen, Idyllen, dramatische Dichtungen und Lieder. 5 Bde. Ebd. 1818—27.
Altsächsischer Bildersaal. 4 Bde. Nürnberg 1818—19.
Bertrand du Guesclin. Geschichtliches Epos. 3 Bde. Leipzig 1821.
Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Berlin 1828.
Die Weltreiche (Gedichte). Halle 1835. 40.
Lebensgeschichte. Ebd. 1840.
Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand. 12 Bde. Ebd. 1841.
Der Pappenheimer Kürassier. Scenen aus d. Zeit des 30jährigen Krieges. Nordhausen 1842.
Abfall und Buße, oder der Seelenspiegel (Roman). Berlin 1844.

214. Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander;
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht ihr und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! ich hatt' es vergessen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileschauer, sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welket die Lust.

Und wär' nur der Tod gekommen
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir!

Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann;
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

215. Romanze von den drei Rosen.

Mein Knappe, was reitest an Stirne und Brust,
Am Arm von Blute so roth,
Und reitest, als wie in erquicklicher Lust,
Als gäb' es nicht Jammer und Noth?
„Drei Rosen" — sang er — „drei Rosen,
Die pflückt' ich aus feindlichem Tosen,
Die pflückt' ich aus drohendem Tod."

Und als er kam vor des Königs Haus,
Der junge siegende Held,
Da trat die Königin selber heraus:
‚Nun fordere, was dir gefällt!'
„Drei Rosen, hätt' ich drei Rosen,
Wie wollt' ich noch hundertmal losen
Um's Leben auf eisernem Feld!"

Die Königin wußte, was Helden gebührt,
Was Helden kann machen gesund,
Da haben ihn schweigende Mägdlein geführt
In Zimmers verschwiegenem Rund.
Drei Rosen gab sie, drei Rosen,
Drei Küsse mit freundlichem Kosen,
Von ihrem hellrosigen Mund.

Und drauf im erlauchten festlichen Saal
Stand Herzog und Grafe bereit.
Da sagte die Herrin: ‚Zu dieser Zahl
Sei künftig mit Ehren gereiht,
Und heiße der Ritter von Rosen,
Und führe im Wappen drei Rosen
Und rosenfarb Helmbusch und Kleid!'

216. Der Graf von der Haide.

Ein Knappe ritt die Haid' entlang,
Seinem Liebchen fein entgegen;
Ihm ward so einsam und so bang,
Thät rings sich nichts mehr regen;
Die Nacht brach still und schwarz herein,
Und Nebel hüllten den Pfad ihm ein.

Weit war der Weg zum Liebchen fein,
Fern ihres Vaters Hallen;
Da sah der Knapp' im Dämmerschein
Einen Pilger einsam wallen.
Gesellig sprach er den Fremden an:
„Woher, wohin, du Wandersmann?

Was gehst allein auf der Haid' umher?
Magst leicht im Dunkel irren;
Sieh, Nachtgewölke ziehn so schwer,
Und Fledermäuse schwirren!
Gern halt' ich an des Rosses Gang,
So ziehn wir selbander die Haid' entlang."

Die Beiden reisten zusammen fort,
Doch blieb der Pilger stille.
Da fragte der Knapp': „Nach welchem Ort,
Gefährte, steht dein Wille?" —
„„Wohin du gehst, da geh' ich nicht,
Wir scheiden, wann der Tag anbricht.""

„So sage mir denn, wie nennst du dich?"
„„Ich bin der Graf von der Haide."" —
„Und geht Ihr so still und einsamlich?"
„„Das macht, ich geh' im Leide."" —
„Wo ist Euer Knapp' und Euer Roß?"
„„Sie harren mein im dunklen Schloß."" —

„Ach, edler Graf, so unbewehrt
Durchwallt Ihr die dunkle Haide?"
„„Was soll mir Helm, was soll mir Schwert?
Thut Keiner mir was zu Leide.
Und daß du, Knappe, nur Alles weißt:
Ich bin eines todten Grafen Geist.

Du reitest schnell durch die dunkle Nacht,
Bei Liebchen süß zu erwarmen;
Mich hat die Lieb' ins Grab gebracht,
Ich ruh' in Todes Armen.
Nun fahre wohl; der Tag bricht an;
Reit hin, du frischer lebendiger Mann!""

---

217. Das Lied vom Tode.

„Und der Tod hält Musterungen,
Wen er soll von dannen tragen."
Also war ein Lied erklungen
Einst an hellen Maientagen.
Durch das Marktgewimmel drang es
Oft schon früh im Morgenlicht,
Oft noch spät am Abend klang es;
Doch den Sänger sah man nicht.

Wie's nun geht im Stadtgedränge!
Einer sagt: Vor jenem Hause
Sang man wohl die ernsten Klänge;
Einer: Nein, aus jener Klause.
Andrer meint: Vom Gartengange
Dorten drang das Lied hervor.
Alle doch, sie leih'n dem Sange
Unwillkürlich Herz und Ohr.

Und die Alten und die Jungen
Hört bald singen man, bald sagen:
„Und der Tod hält Musterungen,
Wen er soll von hinnen tragen."
Männer, Weiber unwillkürlich
Kommen stets auf dieses Wort,
Und so tönt's, als ganz natürlich,
Durch das Leben fort und fort.

Aber tiefgeheime Schauer
Ziehn zugleich um, trüb' und trüber.
Allwärts wohnt geahnte Trauer,
Oftmal gehn die Augen über.
Jenes Lied war längst verklungen,
Das den Reih'n begonnen hat;
Doch: „Der Tod hält Musterungen!"
Singt es nach die ganze Stadt.

Mägdlein singen's auf der Bleiche,
Schiffer singen's an den Brücken,
Schützen an der Königseiche,
Kindlein selbst im Blumenpflücken.
Gern will man den Schall verjagen,
Doch unsterblich klingt der Schall.
„Wen wird Tod von dannen tragen?"
Fragt man düster überall.

Da geschah es, daß ein Dichter,
Der oft reichen Kranz erwarb,
Fromm gestellt auf höh're Lichter,
Holdberühmt im Ort erstarb.
Und als wie mit Engelzungen
Hub ein Lied er sterbend an,
Das, „Der Tod hält Musterungen!"
Freilich eben auch begann.

Aber wunderbarlich weiter
Tönt' er, frei von Schmerz und Klagen,
Vor dem nah'nden Lichte heiter:
„„Wen er soll gen Himmel tragen,
Sinnt, von Blumen hell umschlungen,
Mild der Gottesengel Tod.
Das sind sel'ge Musterungen
Für das ew'ge Morgenroth.""

Und da hatt' er schon erschwungen
Sich zu Himmels Wonnetagen.
„Heil! der Tod hält Musterungen,
Wen er soll gen Himmel tragen!"
Dieser Klang da ward gegeben
All der Stadt gar freudenvoll.
Und der Tod ward und das Leben
Schön, wie's All'n uns werden soll.

---

218. Der Reichsfürst und das Kaiserschwert.

Der Dessauer-Fürst gar hoch berühmt,
Der alte Schnurrbart zubenannt,
In Worten nicht eben zart verblümt,
Doch edelstark von Herz und Hand,
Eine Flammensäul' für das Preußen-Heer,
Am Etsch und Po, und an Elb' und Rhein!
Als Friede gebot: nehmt ab das Gewehr!
Da fiel's ihm zu reisen durch Deutschland ein.
Und was er sonst nicht an der Elbe that,
Und nicht an Etsch und Rhein und Po,
Das ward nun mit Eins diesmal sein Rath:
Er dachte zu reisen incognito.
Wohl mocht' er meinen in seinem Sinn:
„Die Leute sie fürchten vor'm Dessauer sich.
Brauchen gar nicht zu wissen, wer ich bin,
Ich reise ganz heimlich und säuberlich.“
Mein Dessauer, hätt'st in den Spiegel geschaut,
Da hätt'st an Incognito nie du gedacht.
Dein Name nicht ist's, wo den Leuten vor graut;
Dein Aug' ist's, dunkel und streng wie die Nacht.
Es ist deiner Stimme donnernder Schall,
Gewaltig auch, wenn sie ganz freundlich spricht,
Dein Bart, dein Zopfhaar, dein ganzes All,
Schier ähnlich dem Cherub vor letztem Gericht.
Sie kannten dich, wo du betratst einen Ort,
Sie erzeigten dir Ehr' in Furcht und Lust.
Da sprach er: „So kennt mich denn fort und fort!
Blieb ohn'hin ja doch ich mein selbsten bewußt.“
So kam er denn auch nach Nürnberg hin,
Der weitaus kunstgepries'nen Stadt.
Sie wollten ihn feiern nach ihrem Sinn.
Deß war der Schnurrbart im Voraus satt.
Er sprach: „Was all ihr an Schnurrpfeiferei'n
Mir zeigen könnt, weiß' ich von der Hand;
Die Bilder, die Puppen von Erz oder Stein, —
'S ist Alles mir doch blos Nürnberger Tand.
Die Reichs-Kleinode, die will ich seh'n,
Da liegt ernst Sinn und Bedeutung drin. —
Ihr besinnt euch, ob ihr's wollt zugesteh'n?
Ihr müßt, dieweil ich ein Reichsfürst bin.
Und wenn ich vormal ein Reichsfeind war,
So war ich's als Preußischer General;
Jetzt aber ist's Friede ganz offenbar.“ —
Und innerlich murrt er: „mir freilich fatal!“ —
Sie thaten auf rasch Thür und Thor,
Und zeigten ihm die Kleinodien all.
Er kam ihnen wie ein Löwe vor;
Sie furchten, er spiel' mit dem Reichsapfel Ball.
Er aber verhielt sich ganz sittsamlich,
Sah still hin auf all das Gold und Gestein,
Und regte nur kaum mit der Miene sich,
Als dächt' er: „'s ist gut; — könnt' auch anders seyn.“ —
Doch unter den zierlichen Dingen zumal
Von edler Bedeutung und reichlichem Werth,
Lag auch lang, scharf und breit ein Stahl,
Mit guldigem Griff: ein gewaltiges Schwert.
Da sprach der Fürst: „O du leuchtende Pracht,“ —
Und die Augen funkelten feucht gerührt, —
„Wer war einst dein Herr?“ — Und sie sprachen: „„In Macht
Hat dies Schwert Kaiser Karol Magnus geführt.““
Und der Dessauer nahm in die starke Hand
Das starke Schwert gar keck und frei.
Und sie baten: „„Durchlaucht, verfahrt galant,
Und brecht uns das schöne Schwert nicht entzwei.
Wir wären verfehmt vor Kaiser und Reich,
Wenn uns zerbräche dies Heldenschwert.““ —
Da lachte der Fürst: „Zerbräch' es gleich,
Wär's nicht der Müh' des Zerbrechens werth;
Hat's aber geschwungen des Karols Faust,
Zerbricht's in des Dessauers Faust auch nicht;
Doch weil euch gar so gewaltig graust,
Prüf' ich nur ein Bischen das scharfe Licht.“ —
Er nannt' es: „ein Bischen.“ Sie nannten's: „„gar stark,““
Und ward ihnen herzlich bang zu Muth.
Doch so wie gut war des Dessauers Mark:
Des Karols Klinge war gleichfalls gut.
Da gab es der Dessauer wieder zurück,
Und lacht' und freute sich frisch und klar.
Sie aber nannten's ein großes Glück,
Daß Alles gut abgelaufen war.
Und sie nahmen sich's gar vorsichtiglich vor,
Nie wieder zu zeigen das Heldenschwert,
Als sei es von Marzipan oder Flor; —
Die Thorheit hat aber nicht lange gewährt.
Seit Sieg auf Deutschland kam vom Herrn,
Und wir All' uns fühlen des Karols werth,
Da zeigen die Herren von Nürnberg gern
Jedwedem Manne das Karolschwert.

---

219. Die Stimme des Grabes.

Zwei Königssöhne standen zu Nacht,
Gelehnt an hohen Lanzenstab,
Und hielten vor einem Berg die Wacht,
Der Berg war ihres Vaters Grab.
Von Wolken oft umsponnen,
Sah Mondlicht wechselnd drein;
Da ward Gespräch begonnen
Also von diesen Zwei'n:

„O Bruder mein, was denkst du wohl,
Bracht' uns der Hirt' wahrhafte Mähr,
Daß dort in Vaters Berggrab hohl
Ein lust'ges Singen zu hören wär'?
Mich dünkt, es kann nicht hausen
Bei Todten heller Klang;
Er fänd' im kalten Grausen
Wohl schlechten Liebesdank.“ —

„„O Bruder mein, wie du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Goldblick lacht,
Hat Niemand ja zum Singen Lust,
Und helle Leuchten taugen
In Todtenklausen nicht;
Man sagt, gestorbnen Augen
Sei herbe Pein das Licht.““ —

„O Bruder mein, du redest gut,
O Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wohnt freud'ger Muth,
Und Alles, was Herzen kann erhöhn.
Schlimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab,
Gar sonder allen Retter,
So sicher muß hinab.“ —

Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte sich's im Grabeshaus,
Da thaten sich auf die Kammern tief,
Und draus hervor sah fröhlich
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Vier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wolken risch,
Und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Ehmals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwert dazu das Maß:
„,Weh' dem, der wankt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer fröhlich Stand,
Und hat nun Licht und Töne
Mit sich im dunkeln Land.'"

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und drinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.

Die Brüder sahn zur Stunde
Den Bildern staunend nach,
Bis, wie aus Einem Munde,
Jedweder also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir woll'n dran denken, was wir sahn,
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerschaaren brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleißen
In kühner Jünglingsbrust,
Doch auch, was Tod wir heißen,
Hegt schön geheime Lust." —

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar kecklich in erneuter Kraft;
Hoch sangen sie, und schwangen frei
Das blanke Schild und den Lanzenschaft.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Norderstrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

---

220. Die zwei Wächter.

Altnordische Sage.

Ein Normanns-Heldenschiff auf Winterfahrt
War in geräum'ger Felsbucht eingeeist,
Vor Sturm, Stromdrang und Meerfluth wohlbewahrt.

Und frisch und fröhlich war der Schiffer Geist,
Und Hütten bauten sie zwei edlen Frauen,
Im Normannsschutz vertraulich hergereist,

Vertraulich harr'nd auf Lenzes nah'ndes Thauen.
Wohl trau't sich's gut auf Lenz und Normanns-Kraft;
Doch nah' gab's Volk, dem ließ nicht gut sich trauen;

Ein Räubervolk, an Sitt' und Muth erschlafft,
Doch um so gier'ger nach Gewinn und Beute,
Dem Schwertkampf feind, fern schießend Pfeilesschaft,

Unrein, unhöflich, ganz verfluchte Leute,
Die sonst auch wohl, galt Mann an Mann das Fechten,
Normannenmuth im raschen Spiel zerstreute.

Jedoch gewöhnlich gibt's gar Viel der Schlechten,
Der Guten minder. Hier gab's Räuber g'nug,
Die Wackern überwält'gend zu umflechten.

Und weil das Frauenpaar nun bei sich trug
Gar reichen Schatz — denn Bräute waren Beide —
Glomm zehnfach wild der Räuber Grimm und Lug.

Die Normannskrieger, zwar dem schönsten Eide,
Dem Christenbund, damal noch nicht erschlossen,
Hielten treuahnend fest schon Heid' an Heide,

Und Jeglicher, vertrau'nd auf den Genossen,
Nächst dem, was in ihm aufrief tapfern Muth,
War gern zum Kampf mit Uebermacht entschlossen.

Nur galt es vom Geklipp wachsame Hut
Die Nacht hindurch, abwehrend Ueberfall.
Denn halbtod ist der Held, der schlafend ruht.

Und wie der Frost, mit manch gewalt'gem Knall
Das Bucht-Eis drängend, immer strenger drein
Vom Himmel sah, ward Nachtwacht schwier'ger Fall.

Zu Einer Stunde kürzte man von zwei'n
Die Ablösung. Und dennoch fast erstarrt
Zog man die Abgelösten wied'rum ein.

Da sprach ein altes Heldenpaar — eishart
War denen Leib und Muth im Kampf geworden —:
„Hei, wie das Jungvolk jetzt so weichlich ward!

Seid Südlandsblümchen ihr? Seid ihr vom Norden
Das alte, siegberühmte Speergeschlecht?
Wähnt ihr, 'nen Mann könn' eine Nordnacht morden?

Paßt auf! Wir lehren euch Altnordlands-Recht.
Ein Stündlein wacht ihr kaum? Wir wollen wachen
Die Nacht durch. Fluch euch, wenn ihr widersprecht!" —

Erschreckt vor den zwei alten Heldendrachen
Schwieg alles Volk im Schiffe staunend still,
Und ließ die Ries'gen nach Belieben machen.

Die sangen jubelnd: „Mann kann, was er will!"
Und zogen froh auf ihre strenge Wacht,
Als gält's ein Spiel im südlichen April.

Und, wie zum Kampf gefordert, kam die Nacht
Noch diesmal viel gewalt'ger und viel herber.
Himmel und Erd' in Stern- und Schneelichts-Pracht.

Nordsturm scholl drein als zürnender Verderber,
Und gräßlich rief der Mannbär aus dem Wald,
Ergrimmt, und doch schier angstvoll auch, als sterb' er.

Das Wächterpaar, in mächt'ger Siegsgestalt,
Stand droben auf der Klipp' im Sternenflimmer
Und sang manch Lied voll edler Siegsgewalt.

So zweifelten auch Die am Thalstrand nimmer,
Sieghaft vollbracht das Wächterabenteuer
Werd' anschaun nächsten Morgen rother Schimmer.

In Schlummer sanken rings sie um das Feuer,
Doch jeder seine Waffen nah zur Hand,
Als ein der edlen Kriegspflicht ernst Getreuer.

Still blieb es. Doch als Mond schon nahe stand
Im Untergehn dem weitbeeis'ten Meer,
Brach Ein'gen aus der Schaar das Traumesband.

Sie hörten ein Gespräch von Obenher
Der beiden vielerprüften Heldenwächter,
Und also klang es, ernst und inhaltschwer:

„Wie hoch ist's an der Zeit, erfahrner Fechter? —
„„Miß selbst, Freund. Du erfuhrst so viel, als ich"" —
„Was dünkt vom Mond dir?" —
„„Als ein scheuer Aechter

Steht wie gebannt er starr und einsamlich,
Und wagt nicht, sich in's Meer hinabzutauchen,
Ob manch Gestirn abscheidend schon erblich."" —

„So kommt's auch mir vor. Und das Herdesrauchen
Der Räuberhütten dort am Festland scheint
Ganz wesenlos in's Nicht'ge zu verhauchen." —

„„'S ist, als wann Tod dem Leben sich vereint,
Und Alles schläfrig wird, starr, regungslos."" —
„Sag', ob wohl manchmal Zeitlauf sich versteint?

Auf einzeln starre Stunden, mein' ich blos." —
„„Mag seyn. Versteint ja mächt'ger Lava Gluth,
Wenn nicht gespornt durch stets erneuten Stoß."" —

„Dann wird mir's tief im tiefsten Selbst zu Muth,
Als feire solche Stockung jetzt die Zeit." —
„„Wer weiß! Zeit thut gar seltsam, was sie thut."" —

„Ja, ja. Kein Mensch versteht sie. Doch bereit
Laß auch in dieser Stockungsstund' uns walten
Des Schildwachtamtes!" —
„„Bis in Ewigkeit!"" —

Sie schwiegen Beide still. Vielleicht entschallten
Auch ihre Worte nur im Windgetön.
Die Hörer wurden neu vom Schlaf gehalten.

Aufstieg die Sonn' am Morgen, blutroth schön,
Die Schläfer weckend wie mit feur'gen Pfeilen.
Auf springt man in der Rüstung Erzgedröhn,

Und die zwei Jüngsten aus der Schaar beeilen
Zur Ablösung sich für das Wächterpaar,
Und klimmen grad hinauf den Hang, den steilen.

Und droben nehmen dicht sie vor sich wahr
Die Helden allezwei auf ihrem Stand.
Kühn spielt der Wind mit Bart- und Hauptes-Haar,

Sonst stehn sie, wie durch Zauberkraft gebannt,
Den Rücken etwas an den Fels gestützt,
Richtauf, die Hellebarten fest zur Hand.

Die Schützer sind nun selbst vor'm Sturm geschützt,
Denn herrschend starrt in ihrer Brust das Eis.
Ihr Heldenaug' hat diesseit ausgeblitzt.

Da häuft nach Nordlandsbrauch man Balk' und Reis
Zum Scheiterhaufen, um die hier Erstarrten
Emporzuglüh'n nach Walhall's Heldenkreis.

Jedoch umsonst. Die schon im Leben Harten,
Sie waren durch den Frosttod härter worden,
Und unbeweglich starrten sie und starrten.

So, als ein Urbild all' dem Wächterorden,
Blieb dieses Wächterpaar durch Wochen stehn,
Gefürchtet fernher an des Raubvolks Borden.

Denn zwei Gespenster wähnte man zu sehn,
Zum Schirm der Schiffesmannschaft aufgestiegen.
Kein Frevler wagte, nah heran zu spähn.

Zeit rann, zuletzt kam Frühlingsluft in's Siegen,
Und freudvoll ließ das Schiff, nun Eis entbunden,
Zur fürdern Fahrt so Flagg' als Segel fliegen.

Doch fromm verwandte man die letzten Stunden
Am Strand für die zwei Wächter, die, vom Frost
Gelöst, sich neigten, gleich zwei Tödtlichwunden.

Erhöhend noch des Scheiterhaufens Rost
Hub man hinauf sie unter'm Klang der Lieder,
Der Heldenlieder, voll vom Walhall's-Trost.

Die Gluth stieg auf. Da schwangen ihr Gefieder
Zwei königliche Falken drob empor,
Und Echo klang die Heldenlieder wieder.

Drein schmetterte der Frühlingslerchen Chor,
Trompetengleich, und die zwei Frauen sangen:
‚Euch, treue Wächter, winkt das Himmelsthor,
Und euer ew'ger Lenz hat angefangen.' —

Karl Geib,

geboren den 16. Februar 1777 zu Lambsheim, Kanton Frankenthal, in der k. b. Pfalz, studirte auf den Universitäten Jena und Heidelberg, arbeitete sodann auf administrativen Bureaux, und trat später als Offizier in französische Militärdienste, erst bei der mobilen Nationalgarde, dann bei den Linientruppen, wo er die Stelle eines Hauptmanns bekleidete. Im Jahre 1814 nahm er seinen Abschied, den er sehr ehrenvoll erhielt, und wählte seinen Aufenthalt wieder in seinem Geburtsorte, wo er seitdem, verschiedene Reisen von längerer oder kürzerer Dauer abgerechnet, privatisirt und sich meist mit der Literatur beschäftigt. Er ist Inhaber der kleinen, goldenen Medaille, die ihm als deputirtem Offizier zur Kaiserkrönung Napoleons ertheilt wurde.

Der ihm zuerst, wenn wir nicht irren, von Dr. O. L. B. Wolff in der „Encyklopädie der deutschen National-Literatur" sonderbar irrthümlich zugeschriebene Name Göppinger, der fast in alle neuere Anthologien und Literaturgeschichten übergegangen, gehört einem pensionirten preußischen Stabsoffizier an, der aus Halberstadt gebürtig seyn soll. Die Namensverwechslung gründet sich wohl darauf, daß Geib im Feldzuge von 1813 als k. franz. Hauptmann ein Kommando in Halberstadt hatte und später noch einmal als Reconvalescent in dieser

Stadt war. In den Berichtigungen zu Raßmann's „Dichtergallerie“ und im „Schillers-Album“ hätte man die richtige Angabe gefunden.

* * *

Geib wurde namentlich durch die „Volkssagen des Rheinlandes“ in weiteren Kreisen als Dichter bekannt, verdankt aber nicht sowohl eigener Schöpferkraft, als vielmehr den von ihm bearbeiteten interessanten Stoffen die günstige Aufnahme, welche diese sogenannten Romanzen und Balladen, die besser als romantische Erzählungen zu betrachten sind, gefunden haben. Es fehlt ihnen die rechte Wärme, Bestimmtheit und Bündigkeit. Weit mehr empfehlen sich seine Erzählungen in Prosa („Sagen und Geschichten des Rheinlandes“) durch die Anschaulichkeit der Darstellung, malerische Sprache, eine mitunter gefällige Naivetät und durch ein meistens richtiges Erkennen des romantischen Prinzips.

Er veröffentlichte:

Biographien der Zeitgenossen. Nach d. Franz. bearbeitet. 2 Bde u. 1 Heft. Speier 1821—22.
Politische und militärische Lebensgeschichte des Fürsten Eugen, ehem. Vicekönigs von Italien. Aus d. Franz. des M. A. Aubriet. Ebd. 1826. — 2. Ausg. 1834.
Die Volkssagen des Rheinlandes. In Romanzen, Balladen und poetischen Erzählungen. 1. 2. Bdchn. Mit Kpfn. Heidelberg 1828. 36.
Gedichte (in verschiedenen Gattungen). 2 Bde. 1830.
Handbuch der griechischen und römischen Mythologie. Nach den Vorstellungen der Dichter bearbeitet. Mit 41 Abbildungen. Erlangen 1832.
Historische Denkwürdigkeiten. Darstellungen aus der neueren Zeitgeschichte in Bezug auf merkwürdige Personen und Thatsachen. Nach den neuesten franz. Memoiren und andern Werken dieser Art bearbeitet. Bd. I. auch u. d. Titel: „Memoiren des Marschalls Ney“ ꝛc. 1834. Bd. II. auch u. d. Titel: „Memoiren von Napoleon Bonaparte“ ꝛc. Speier 1835.
Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes. Mannheim 1836. — 2. Aufl. 1844.
Malerische Reise am Rhein. 16 Hefte, mit Stahlstichen. 1838.
Reisehandbuch durch alle Theile der k. baier. Pfalz ꝛc. ꝛc. 1841.
Handbuch für Reisende durch das Mosel-land (nebst Anhang verschiedener Volkssagen, Lieder und der Mosella des Ausonius). 1843.
Theorie der Dichtungsarten. Nebst einem Anhang über Rhetorik. Mannheim 1846.

Außerdem: Gedichte und Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen, Uebersetzungen des Festkalenders von Ovid, mehrerer Stücke von Calpurnius, Catull, Martial, aus der griechischen Anthologie u. s. w.

221. Der Sturm.

Die Jungfrau harret auf Mona's Höh':
Es weicht die Sonn', es grollt die See.

Von Osten wandelt das Wetter an,
Und seufzend denkt sie an Athelstan.

Durch Wolken schlängelt der Blitz sich wild —
„So“ — spricht sie — „leuchtet des Helden Schild!“

Und immer dunkeler sinkt die Nacht —
„So schwarz ist seine Kriegestracht!“

Es peitschet der Sturm die Wog' im Meer —
„So stürmt er gegen den Feind einher!“

Da ringt mit den Fluthen ein hohes Schiff;
Die Brandung wirft es an's Felsenriff.

Es ahnet der Maid so trüb und bang;
Da höret sie der Geister Sang.

Nacht-Elfen singen im Eulenton:
‚Dein Treuer ist des Todes Sohn!

Er sank am Fels in der Wogen Grab,
Dort findest du ihn — o steig hinab!‘

Licht-Elfen singen im Lerchenton:
‚Noch ist ihm nicht die Kraft entfloh'n.

Er ringt mit den Fluthen, er ist dir nah!‘
Doch Trümmer des Schiffes ihr Aug' nur sah.

Sie bebet und hofft in öder Nacht:
Da theilt sich die Wolke, das Licht erwacht.

Ein Schwimmer strebet mit Macht an's Land;
Bald sie in des Theuern Arm sich fand.

„O Liebster! Ich wollte zu dir hinab!“ —
„„Dein Bild, Geliebte, mir Stärke gab!““ —

Mit Wonne belohnt sich das Vertrau'n:
Sie wallen umschlungen auf grünen Au'n,

Und streuen an Freia's Hochaltar
Maiblüthen der freundlichen Elfenschaar.

222. Der Wettlauf.

Nordische Sage.

Tialf, der starke Schildgenoß
Von dem, der läßt die Donner los,

Vom mächt'gen Thôr, zog, ihm gesellt,
Auf Abenteu'r nach Thule's Feld.

Sie rangen auf der wilden See
Und mancher eisumglänzten Höh'

Mit Ungeheuern, weit und breit,
Und gingen glorreich aus dem Streit.

Da lacht ein schön begrüntes Thal,
Erwärmt durch Sunna's milden Strahl,

Von Wald und Felsen hoch umthürmt,
Und vor des Nordwinds Hauch geschirmt.

Dort herrscht an blauer Wogen Strand,
Auf hoher Burg, in Thule's Land,

Utgarda-Loke, weis' und kühn,
Der Riesenkönig, — dort auch blühn

Jungfrau'n, wie Ros' und Lilien schön,
Und gleich Walkyren anzusehn.

Stolz reiten Odin's Helden ein;
Er ruft: „,Ihr sollt willkommen seyn!'"

Bei Schmaus, Gesang und Waffenspiel
Entflieh'n der freud'gen Stunden viel.

Da spricht Utgarda: „,Sagt man wahr,
Tialf, so ist der Sonnenaar,

Ja, Wind und Woge, nicht so schnell
Wie du; es sei an jener Stell'

Auf unsrer Haide, wenn es tagt,
Mit Hugo jetzt dein Lauf gewagt!'"

Und als des Morgens Flügel weh'n,
Die Ritter, hoch wie Eichen, steh'n

Auf weitem Plan, und, wie ein Geist,
Ein Riese jach den Wald umkreis't.

Mit ihm Tialf tritt in die Bahn;
Doch jener saust im Flug voran.

Und dreimal Jeder noch entfliegt,
Und dreimal wird Tialf besiegt.

Da stampft er zornig auf den Grund,
Und murrt: „Hier ist ein Zauberbund!"

„,Wohl!'"—spricht der König—„,Freund von Thór,
Wind, Wog' und Aar eilst du zuvor;

Doch Hugo trat auf dies Gefild
Als luftgeschaff'nes Zauberbild.

Magst du der stärkste Renner seyn,
Nie holst du den Gedanken ein!'"

223. Der wilde Jäger.

Trarara! Trarara! Was tönt durch den Wald?
Das Horn und das Rufen der Geister erschallt:
Wie brausen die Rosse, wie sauset der Sturm,
Wie klaget die Eul' im verödeten Thurm!

Trarara! Der Jäger, der wilde, voran —
Nach rollt es in Thälern und Felsen hinan:
Ihm folget das wildeste Heer in der Nacht
Durch Eichen und Fichten auf tobender Jagd.

Trarara! Wie wechselt das Schattengebild
Von Männern, von Rossen, von flüchtigem Wild!
Wie bellen die Hunde, wie klirrt das Geschoß!
Auf, lustig, ihr Schützen! Die Koppel ist los. —

Trarara! Der Jäger, der wilde — nicht Ruh,
Darf wohnen im Herzen; drum jaget er zu:
Auf! Wenn dich ein wogender Kummer befällt,
Sei muthig dem Heere der Geister gesellt!

Trarara! Trarara! So komm doch heran!
Trarara! Schon rufen die Hörner dich an:
Da blitzet an Bergen ein tagender Schein,
Und jach ist verschwunden das Toben im Hain.

224. Kaiser Friedrich und Gela.

Friedrich Barbarossa nennet
Jeder gern, den Biedermann,
Ihn, der Minnelieder tönte,
Welchen Ehr' und Sieg bekrönte,
Der getrotzt dem Priesterbann.

Zu der Laute sei gesungen,
Was von ihm die Kund' enthüllt,
Als er, noch in Jünglingsjahren,
Wonn' und Schmerzen einst erfahren
In der Wetterau Gefild'.

Dorten haus't am Kinzigufer
Hohenstaufens edler Sohn,
Auf der Jagd die Flur durcheilend,
Gern auch still im Haine weilend
Bei der Nachtigallen Ton.

Doch was scheucht aus seinem Herzen
Bald die Ruh', die heitre Lust?
Eine Jungfrau, die vor allen
Reiz und Anmuth sanft umwallen,
Hauchet Lieb' ihm in die Brust.

Gela, seines Burgmanns Tochter,
Sieht er in dem Bogengang,
Und entglüht in heißem Triebe:
„Schönstes Fräulein, ach! ich liebe
Euch!" so rief er leis' und bang.

Doch erröthend, mit gesenktem
Auge, steht die junge Maid.
„Zürne," — fleht der Ritter — „zürne
Nicht dem Kühnen, edle Dirne,
Wenn er deine Hand entweiht!"

Und er läßt die Hand, und eilet
Fort; doch Gela meidet ihn
Seit dem Tag; in sich verschlossen,
Trübe, finster und verdrossen,
Schweift er durch die Wälder hin.

Langsam wandelt einst am Abend
Friedrich an des Haines Bucht,
Da erscheint im weißen Kleide
Sie, die Kräuter auf der Haide
Für die kranke Schwester sucht.

Grüßend sie mit Ehrfurcht, wallet
Er vorüber, — ach! der Saum
Des Gewands berührt ihn; strebend,
Sich zu fassen, wankt er, bebend
An den nächsten Eichenbaum.

Tief war Gela's Herz gerühret,
Lieb' auch fühlt die Maid in sich;
Schüchtern sagt sie: ‚Ihr könnt finden
Morgen, wenn die Sterne schwinden,
In der Burgkapelle mich!' —

Früh im feierlichen Tempel,
Wo die heil'ge Stille wohnt,
Seh'n sich Beid' im letzten Scheine,
Den, bestrahlend Flur und Haine,
Auf den Altar wirft der Mond.

Ihm zur Seite spricht die Holde:
‚Höre, Friedrich, auf mein Wort!
Du bekanntest deine Triebe,
Ich gesteh' auch meine Liebe
Hier am gottgeweihten Ort.

Doch dir kann ich nimmer werden
Gattin; über Leut' und Land
Wirst du einst zum Herrn erwählet,
Und ein Weib sei dir vermählet,
Aus der Fürsten hohem Stand!

Aber — fehl' ich, so vergebe
Die Erbarmungsreiche mir,
Deren Bild wir nahe stehen, —
Jeden Morgen kannst du sehen
Mich in der Kapelle hier.

Aber ohne Zeugen nimmer
Darf ich anderswo dich schau'n:
Rein sei unsre Lieb' im Leben!
So mit mir hinüber schweben
Soll sie einst in sel'ge Au'n.' —

"Ha! für dich," — ruft der Entbrannte —
„Laß' ich fahren Ruhm und Glanz,
Werd' ein Pflüger dieser Erde,
Weid' als Hirt die kleine Heerde;
Denn mich lohnt der Liebe Kranz."

Aber Gela's sanfte Worte
Gießen neue Kraft und Licht
In die Seele des Betrübten —
Ja, er folget der Geliebten,
Und gedenkt der herben Pflicht.

Jeden Tag im Zwielicht eilen
Beide nach dem Tempel hin,
Ruh'n, in Wonnetraum gewieget,
Und an Gela's Wange schmieget
Er sich, doch mit reinem Sinn.

Ein beglücktes Jahr entschwindet,
Sieh! da folgt des Kaisers Ruf
Rasch sein Heer nach fernen Landen
Wider Sarazen'sche Banden.
Rings ertönt der Rosse Huf.

Ehr' und Pflicht, und der Geliebten
Stimm', ermahnen Friedrich; fort
Eilend ruft er: „Ewig währet
Uns're Lieb', und unversehret!" —
‚Ewig!' ist ihr letztes Wort.

Fern geht er zum heil'gen Strande,
Kehrt zurück mit Sieg und Ruhm;
Schon in bess're Welt enteilet
Ist sein Vater, und ertheilet
Wird ihm Schwabens Herzogthum.

Und er sucht am Kinzigufer
Seine Gela; — doch es hat
In dem nahen Sitz der Frommen
Jüngst den Schleier sie genommen.
Traurig lies't er dieses Blatt:

‚Hohenstaufen! Deiner Würde
Ziemt ein Weib vom Fürstenstand.
Froh sah ich ein Jahr verschweben,
Dies genüget meinem Leben:
Unsre Lieb' ist ew'ges Band!' —

Friedrich, als zum Kaiserthrone
Er emporgestiegen, nahm
Eine Gattin, die er ehret,
Doch nicht liebt, und immer währet
Um die Jungfrau Lieb' und Gram.

An dem Hain, wo ihm begegnet
Einst das holde Mädchenbild,
Läßt er eine Stadt erbauen —
Gela'shausen — die wir schauen
In der Wetterau Gefild'.

225. Die Gräfin von Rudolstadt.

Geschlagen war die blut'ge Schlacht,
Ihr Sturm verhallt' in Mühlbergs Auen;
Mit Kaiser Karls erlesner Macht
Rang kühn die Schaar aus Sachsens Gauen:
Denn Alba fand hier tapfre Wehr;
Nicht muthiger focht Frankreichs Heer,
Franz und Bayard an seiner Spitze,
Nicht stärker schleudert' es die Blitze.

Jedoch was hilft der Widerstand,
Wo Ueberzahl mit Kraft sich einet?
Der Feind beströmt das weite Land,
Und Churfürst Friedrich selbst erscheinet
In der Gefangnen Kreis: sein Blut
Wagt' er für heil'gen Zweck voll Muth,
Der, seines Namens werth, nicht sinket,
Obschon ihm jetzt der Unstern blinket.

Karls Heer geht im Triumph zurück,
Hier Deutsche, muthig, gleich den Aaren,
Dort Spanier mit stolzem Blick,
Dort Flanderns wilde Kriegesschaaren;
Es ziehen donnernd Roß und Mann
Thüringens Waldgebirg' hinan,
Und breiten sich nach allen Flanken,
Den Saalstrom aufwärts, gegen Franken.

Wo hoch das Schloß von Rudolstadt
Auf grünen Höh'n, vom Hain umdunkelt,
Erglänzet, dort gelagert hat
Des Heeres Mitte sich; es funkelt
Ihr Waffenglanz durch Flur und Thal:
Hier haus't der Spanier große Zahl,
Die fern in Ebnen sich verlieret,
Vom Herzog Alba selbst geführet.

Die Gräfin Katharina dort,
Aus Henneberg's erlauchtem Stamme,
Erhielt den Schutzbrief, der als Hort
Sie schirmet vor der Kriegesflamme;
Es schrieb ihn selbst des Kaisers Hand,
Und Schutz gewährt er auch dem Land,
Das sich der Wittwe Herrschaft freute,
Die mild der Wohlthat Samen streute.

Da kommt gesprengt ein schneller Bot'
Heran, des Führers Kampfgenosse:
„Es bittet um ein Morgenbrot,
Hochedle Frau, hier auf dem Schlosse,
Der Herzog mit noch andern Herr'n!"
Die Antwort drauf: ‚Ich gebe gern,
Was ich vermag; des Kaisers Helden,
Geht, meinen besten Gruß zu melden!'

Bald reitet durch die Pfort' im Glanz
Fürst Alba schon mit seinen Söhnen,
Und Andern, die im Siegerkranz
Des Feldherrn stolzen Zug verschönen;
Auch Braunschweigs Herzog, Heinrich, kam,
Er, der für Karl die Waffen nahm.
Im Saal mit ehrfurchtsvollen Mienen
Neigt Alles sich vor Katharinen.

Drauf sitzen alle beim Bankett.
Reich ist das Mahl; der Freude Funken
Sprüh'n hoch; der volle Humpe geht,
Es wird der Herrin Wohl getrunken,
Und Jeder rühmt des Andern That
Auf Lochau's Haide — sieh! da naht
Der Gräfin einer ihrer Leute,
Und zieht geheim sie auf die Seite.

„Gebieterin!" — so sagt er — „hier
Freu'n sich die Herr'n vom hohen Stande;
Doch ach! in unserm Landrevier
Tobt, mehr als Feind, der Krieger Bande.
Sie treiben Heerden von den Au'n,
Erpressen Geld, entehren Frau'n —
Laut fleht das Volk — sie plündern, morden
Umher, wie ungezähmte Horden!"

Die Gräfin war wohl sanft und gut,
Doch rasch und kühn auch zum Entschlusse.
Sie feuert ihrer Sassen Muth:
Der Diener Schaar zu Roß und Fuße
Muß sich mit Säbel und Geschoß
Bewaffnen heimlich in dem Schloß.
Als man dem Ruf sich treu erwiesen,
Läßt alle Thore sie verschließen.

Jetzt tritt sie wieder in den Saal,
Wo, ahnend nicht, was man vollbrachte,
Der Gäste Reih'n am frohem Mahl
In Jubel zechend sang und lachte.
Die Gräfin meldet, wie gekränkt
Sie sei, wie hart ihr Volk bedrängt,
Die span'schen Truppen sich vermessen,
Des Kaisers Worte zu vergessen.

Die Antwort ist Entschuldigung,
Daß der Soldat sich wen'ger bindet
Nach Kampf; es sei die Plünderung
Wohl nicht so arg, als man verkündet.
Jedoch aus Katharinens Mund
Vernimmt der Feldherr kurz und rund:
‚Ich hoffe, Herr, daß meinen Willen
Mir Eure Güte wird erfüllen.

Gebt schriftlichen Befehl, daß schnell
Das Vieh mit allem andern Raube
Erstattet sei an Ort und Stell',
Und Niemand Unthat sich erlaube!'
Der stolze Herzog nimmt für Hohn,
Was man begehrt in solchem Ton,
Und will nicht Worte mehr verlieren:
Da öffnen sich des Saales Thüren.

Und sieh! mit ritterlicher Wehr
Tritt ein die Schaar der tapfern Mannen;
Sie reih'n sich um die Gräfin her,
Und diese spricht: ‚Es zieht von dannen
Wohl Keiner mit dem Leben fort,
Erfüllt er nicht mein bittend Wort!'
Da prallt der Fremden Kraft zurücke,
Selbst Alba staunt mit finster'm Blicke.

Allein was hilft nun alle Macht?
Zu nahe droht ihm das Gewitter;
Dort ist des Schlosses Thor bewacht,
Hier stehn gewappnet kühne Ritter,
Und warten dem Gebot, es fährt
Schon jede wackre Hand an's Schwert —
Doch Heinrich spricht am Fenster dorten
Mit Alba in geheimen Worten.

Sie wenden sich, und schriftlich nun
Wird an das Heer Befehl erlassen,
Nach Katharinens Wunsch zu thun;
Doch warum weichen nicht die Sassen?
Die Gräfin sagt: ‚Verzeihet mir!
So lang noch müßt ihr weilen hier,
Bis mit Gewißheit ich vernommen,
Daß dem Befehl man nachgekommen.'

Und endlich zeigt das Landvolk sich,
Und ruft, daß Ordnung wiederkehret.
Die Gräfin dankt demüthiglich,
Und spricht: ‚Erhabne Fürsten, schwöret
Auf Ritterwort, daß nimmermehr
Auch weder Ihr, noch Euer Heer,
Sich rächen ob dem Widerstande
An mir, den Meinen und dem Lande!'

Es wird gewährt, und Braunschweig lobt
Den Muth der edlen Frau von Herzen,
Und lacht, daß man bei ihr erprobt
Ein Abenteu'r zum Ernst und Scherzen;
Nur Herzog Alba sagt kein Wort.
Sie sitzen auf, der Zug geht fort
Durch's offne Thor; jedoch geschieden
Wird freundlich und in allem Frieden.

Karl Wilhelm Salice-Contessa,

wurde zu Hirschberg in Schlesien den 19. August 1777 geboren; erhielt einen sorgfältigen Privatunterricht, bezog, nach des Vaters Tode, das Pädagogium zu Halle, und studirte hierauf von 1797 bis 1801 auf der dasigen Universität und zu Erlangen. Späterhin privatisirte er in Weimar und Berlin, bis er, nach dem Tode seiner Gattin, sich zu seinem Jugendfreunde Ernst v. Houwald nach Sellendorf in der Niederlausitz begab. Von dort kam er häufig nach Berlin, besonders angezogen durch E. T. A. Hoffmann, den er 1814 kennen gelernt hatte, und durch den Kreis, den jener geniale Schriftsteller um sich zu versammeln pflegte. Als er sich zum letzten Male, im Herbst 1824, in der genannten Residenz befand, suchte er vergebens ärztliche Hülfe gegen ein Leiden, welches sich in Folge einer Lungenentzündung in ihm entwickelt hatte. Seinem Ende schon lange mit Resignation entgegen sehend, starb er zu Berlin den 2. Juni 1825.

* * *

Contessa hat sich besonders als feiner und gemüthlich-heiterer Lustspieldichter und Novellist ausgezeichnet. Es waren nicht bloß Worte aus Freundes Herzen, wenn sein Biograph Callot-Hoffmann von ihm sagte: „Sein Räthsel, welches zuerst auf der Bühne von Weimar erschien, bleibt gewiß auf dem Repertoire jeder deutschen Bühne, die glücklich genug ist, ein Publikum vor sich zu versammeln, dem der Sinn für den feinen gemüthlichen Scherz nicht gebricht; und Erzählungen wie Meister Dietrich, — Vergib uns unsere Schuld u. a. m. wird neben dem Verdienst, mit die ersten in dieser Gattung gewesen zu seyn, auch dasjenige wohl nicht bestritten werden, daß sie von keiner ähnlichen Leistung der späteren zahllosen Nachahmer übertroffen worden." — Meisterhaft hat Hoffmann in den „Serapionsbrüdern", wo er ihn unter dem Namen Sylvester aufführt, sein anspruchloses, gutmüthiges Wesen geschildert.

Von ihm:

Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von E. v. Houwald. 9 Bände. Mit d. Verf. Bildniß. Leipzig 1826.

---

226. Das Kind.

Es sitzt in seines Schlosses Hallen
Der Freiherr wohlgemuth beim Schmaus;
Die Becher klingen, Lieder schallen,
Die Diener laufen ein und aus.

Da schleicht sich durch die offne Pforte
Ein zartes Knäblein still herein,
Und tritt zum Herrn mit leisem Worte:
‚Mich hungert, Herr, gedenk auch mein!'

„Wer ist das Kind? Ist bei dem Feste
Vielleicht dein Vater auch nicht weit?" —
Er fragt die Diener, fragt die Gäste,
Doch keiner weiß und gibt Bescheid.

Und Alle schau'n, in Lust befangen,
Den süßen Mund, das goldne Haar,
Hold thronend über zarten Wangen
Der dunkeln Augen herrlich Paar;

Die klaren Blicke voll Vertrauen,
Die lächelnd rings im Kreise gehn;
Und Allen dünkt, je mehr sie schauen,
Sie sehen einen Engel stehn.

Von allen Seiten strömt die Gabe;
Ein Jeder will der Erste seyn.
„Von wannen kommst du, schöner Knabe? —
Wer darf sich dein als Vater freu'n?"

‚Den Vater hab' ich nie gesehen.
Wir sind nur arm, und er ist reich.
Weit, weit, viel Tage mußt' ich gehen;
Ist meine Mutter nicht bei euch?

Am Waldessaum, auf grünen Auen
Saß meine Mutter weinend da:
Auf Menschen darf ich nicht mehr bauen,
Doch Gott ist den Verlass'nen nah.

Ich hörte meiner Mutter Klagen,
Und, ach! es schmerzte mich so sehr;
Ich lief, ihr Blumen zuzutragen
Zum Kranz, daß sie nicht weinte mehr.

Da sah ich, Blumen in den Händen,
Im Walde einen Knaben steh'n;
Er zeigt mir die bunten Spenden,
Und winkte mir, mit ihm zu geh'n.

Ich folgte willig ihm und heiter;
Er sah so schön und freundlich drein;
Und weiter führt' er mich und weiter,
Stets tiefer in den Wald hinein.

Auf einmal war er mir verschwunden;
Die Nacht zog finster sich heran,
Und nirgend ward ein Weg gefunden,
Die Bäume starrten wild mich an.

Ich rief wohl laut der Mutter Namen;
Stumm war der Wald, wie sehr ich rief.
Ich lief zurück, woher wir kamen;
Stets blieb der Wald, wie sehr ich lief.

Ermattet sank ich endlich nieder,
Und unter Thränen schlief ich ein;
Da kam im Traum der Knabe wieder,
Und hieß mich frischen Muthes seyn.

Zur Mutter wollt' er bald mich führen,
Beschrieb mir deutlich Weg und Steg;
Und als sich kaum der Tag ließ spüren,
Fand er mich auch schon auf dem Weg.

Ich sah viel Leute, die ich fragte,
Ob es noch weit sei bis nach Haus?
Doch kam da Keiner, der mir's sagte,
Und Mancher lachte wohl mich aus.

Doch kamen auch, die mich begabten,
Die, freundlich mild für mich bedacht,
Mit Trank und Speise mich erlabten,
Und die mich bargen vor der Nacht.

Allein kaum regt der Tag sich wieder,
So heißt er auch mich weiter geh'n,
Und ich ging frisch Berg auf, Berg nieder,
Wie ich den Weg im Traum geseh'n.

Und wollt' mir's oft auch bange werden,
Rief ich, wie Mutter mich's gelehrt,
Zum Vater Himmels und der Erden,
Der fromme Kinder gern erhört.

Da schien's, die Bäume sprächen leise
Von holden Dingen mir in's Ohr;
Es schwatzten mir auf ihre Weise
Die Bächlein von der Mutter vor;

Die Blumen boten süße Düfte,
Die Wiesen zeigten mir ihr Grün;
Und fernher durch die blauen Lüfte
Hört' ich vertraute Lieder zieh'n.

So hab' ich nun nach langem Treiben
Das hohe, schöne Haus erreicht;
Und hier, o Herr, hier laß mich bleiben!
Dies Haus hat mir der Traum gezeigt.' —

Und als das Kind darauf nun schweigend
Die Hand des Freiherrn bittend faßt,
Ruft er, gerührt sich zu ihm neigend:
„Sei mir willkommen, kleiner Gast!

Du bist vom Himmel mir gekommen,
Ein Engel führt dich bei mir ein;
Ist dir die Mutter auch genommen,
Ich will fortan dein Vater seyn."

Er hebt ihn auf mit nassen Blicken,
Er drückt ihn fest an seine Brust,
Und durch sein Herz im Fluge zücken
Die Strahlen nie gekannter Lust. —

Die Mähr läuft schnell von Mund zu Munde,
Der Herr schickt selber Boten aus;
Doch nirgends regt sich sichre Kunde,
Die Boten kehren leer nach Haus.

Da zieh'n neun Tage schnell vorüber;
Und Jenem wird mit jedem Tag
Das Kind, mit jeder Stunde lieber,
Daß er es nicht mehr missen mag.

Als aber wiederum der Abend
Erröthend durch die Thäler geht,
Und, an der Frische sich erlabend,
Der Freiherr auf dem Altan steht:

Da plötzlich nach den hohen Stufen
Eilt rasch der Knabe von ihm fort,
Er hört ihn fröhlich jauchzend rufen:
‚Siehst du nicht meine Mutter dort?'

Und siehe, durch des Thores Bogen
Tritt schnell ein junges Weib dort ein.
Schon ist der weite Hof durchflogen,
Schon stürzt sie in's Gemach herein.

„‚Mein Kind, mein Sohn! hab' ich dich wieder!
Mein Himmel, meiner Augen Licht!'"
Sie wirft sich weinend vor ihm nieder,
Und deckt mit Küssen sein Gesicht.

„Maria!" ruft der Freiherr bebend,
„Maria, du! Dein Kind bei mir!"
Und sie, ernst lächelnd sich erhebend:
„‚Die du genannt, sie steht vor dir.

Maria ist's, die du verließest,
Die du in Elend, Schmach und Hohn
Aus ihrer Unschuld Himmel stießest,
Und dieser Knabe ist dein Sohn.

Doch nicht zu rechten bin ich kommen,
Nicht dir zu klagen mein Geschick;
Hast du auch Alles mir genommen,
Ich fordre blos mein Kind zurück.'" —

„Maria, laß es meinen Händen!
Verlange, wähle, fordre dir!
Schnell sollen Gram und Noth dir enden,
Und reich begabt ziehst du von hier."

„‚Bewahr' dein Gold und deine Gaben,
Der Mutter ist ihr Kind nicht feil;
Ich hab' ihn wieder, meinen Knaben,
Und jede Wunde ist nun heil.

Die Nacht der Schmerzen ist verschwunden,
Des Himmels Abglanz leuchtet mir;
Mein theures Kind ist wiederfunden!
Leb' wohl! Verziehen sei auch dir!

Dem Kind, das aus der fernen Weite
Den Weg durch fünfzig Meilen fand,
Dem steht Gott schützend selbst zur Seite,
Und ferner wahrt's auch seine Hand.'"

Sie wendet scheidend sich zur Pforte,
Fest an das Herz gedrückt ihr Kind;
Da naht mit freundlich sanftem Worte
Der Freiherr, und umfaßt sie lind:

„Kannst du die Regung noch verkennen,
Die dir aus meinen Thränen spricht?
Du sollst dich nimmer von ihm trennen,
Doch trenn' auch ich von ihm mich nicht.

Du bist mein Weib, von Gott erkoren,
Der mir das Kind hieher gesandt.
O Mutter, die mein Kind geboren,
Reich mir verzeihend deine Hand!" —

An seine Brust sinkt sie hinüber;
Ein heller Schein füllt das Gemach.
‚Dort,' ruft das Kind, ‚fliegt er vorüber!'
Und schaut dem Engel jauchzend nach.

Clemens Brentano

wurde den 9. September 1778 zu Ehrenbreitstein geboren. Sein Vater, von italienischer Abstammung, war Kauf- und Handelsherr und später kurtrierischer Rath und Resident der freien Reichsstadt Frankfurt; seine Mutter, die durch Goethe gefeierte Maximiliane Euphrosyne, war die älteste Tochter der Kanzlerin und bekannten Romanschriftstellerin Sophie La Roche. Brentano's Schwester ist die berühmte Bettina (v. Arnim). Die Kindeszeit und die früheste Jugend verlebte er am Rhein, besuchte einige Zeit das Gymnasium in Koblenz, bestand dann Lehrjahre in der Kaufhalle der freien Reichsstadt und hinter dem Krämertisch in Langensalza, wo es ihm manchmal gefiel in Versen zu korrespondiren und poetische Frachtbriefe auszustellen, bis man, zur Einsicht gekommen, daß er zum Kaufmann nicht tauge, ihm zu studiren gestattete. Nachdem er eine Zeitlang mit seinem künftigen Schwager Savigny in Marburg zusammengelebt, ging er nach Jena, trat hier in Beziehung zu Sophie Schubert, verehelichte Mereau, die 1804 seine Gattin wurde, nahm an den Bestrebungen und Verirrungen der romantischen Schule Theil, dichtete da unter andern seine Romanze „Lore-Lay", wodurch er den rheinischen Sagenkreis um ein Volksmärchen erweiterte, und machte zum öftern Ausflüge nach Weimar, mit den Halbgöttern des deutschen Parnasses verkehrend. Nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden führte er ein freies Sängerleben bald am Rhein, bald an der Donau. In Wien wurde sein Lustspiel „Ponce de Leon" aufgeführt, aus welchem das schöne, liebliche „Nach Sevilla" rc. Volkslied geworden ist. In Heidelberg, wohin er sich nun begab, lernte er Görres kennen und betheiligte sich mit Arnim an „des Knaben Wunderhorn". Im October 1806 starb ihm hier seine Sophie. Nach mannichfaltigem Wechsel des Aufenthalts und des Schicksals erhielt er die oberste Leitung einer böhmischen Herrschaft, die seinen Brüdern gehörte. Hier gewann er Muße zur Ausarbeitung eines großen romantischen Dramas „die Gründung Prags", schon das Zeichen gebend von der Veränderung seiner geistigen Richtung, die sich lange vorbereitet. Später sehen wir ihn zu Berlin, „wo er sich" — wie das Literaturblatt zum Morgenblatt 1846, Nro. 89, berichtet — „durch eine Generalbeichte von seinen früheren Verirrungen lossagte. Seine geistige Thätigkeit wendete sich ganz dem Religiösen zu, und so folgten die Jahre einsamer Betrachtung an dem Kranken- und Sterbebett der Klosterfrau von Agnetenberg in Westphalen und sein Verkehr mit dem religiösen Kreise, zu dem Stolberg, Windischmann, Overberg und die münster'schen Freunde gehörten. Von dem Grabe der Emmerich scheidend, weilte er bald in seiner Vaterstadt am Main, bald in Koblenz bei seinem Freunde Dietz am Rhein, bald in dem Hause Sailer's und Diepenbrock's zu Regensburg an der Donau; machte Ausflüge nach Paris, um in Frankreich das neuerwachte religiöse Leben und die Anstalten frommer Barmherzigkeit kennen zu lernen, oder nach der Schweiz, um die Heimat der geistreichen und frommen Schüler und Freunde Sailer's, Widmer, Gügler, Geiger zu besuchen, oder zu den ertatischen Jungfrauen in Tyrol; und so ging er endlich, die letzten Jahre zu München in einem engeren Freundekreise verlebend, und vorzüglich mit den Papieren der Emmerich beschäftigt, seiner letzten Stunde in Aschaffenburg entgegen." Hier fand er seinen ewigen Frieden am 28. Juli 1842.

* * *

„Die Caprice" — sagt H. Heine in seinem Buch „die romantische Schule", S. 209 f. — „ist die Muse dieses Dichters. Es gibt nichts Zerrisseneres als sein Lustspiel ‚Ponce de Leon', sowohl in Hinsicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle diese Fetzen leben und kreiseln in bunter Lust. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen. Das tummelt sich alles in süßester Verwirrung, und nur der gemeinsame Wahnsinn bringt eine gewisse Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall hin mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da schlendert eine Phrase wie ein weißer Pierrot mit zu weiten schleppenden Aermeln und allzugroßen Westenknöpfen; da springen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bacchantischen Zerstörungslust. Ein große Tragödie desselben Dichters ‚die Gründung Prags' ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkeln böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Sklavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. — Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich ‚die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl'. — — Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem Freunde Achim von Arnim unter dem Titel ‚des Knaben Wunderhorn' herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. Es liegt in ihnen ein sonderbarer Zauber. Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch durch chemischen Prozeß die Bestandtheile ermittelt, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare sympathetische Naturkraft. In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volks. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe, hier perlt der ächte deutsche Wein und die ächt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darin. Welche Naivetät in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! — — Dieses Wunderhorn ist ein merkwürdiges Denkmal unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf Uhland, einen bedeutenden Einfluß geübt." —

Dr. Jos. Hillebrand („die deutsche Nationalliteratur" rc. III. S. 367 f.) urtheilt: „In Clemens Brentano hatte die italienisch-deutsche Natur keinen Ausgleichungspunkt gefunden. Während bei Arnim aller Phantasterei ungeachtet doch die germanische Innerlichkeit sich als schönes Juwel bewährt, gebt bei Brentano ein komödienhaftes Wesen um, welches nirgends den Ernst zu sich selber kommen läßt. Die

Dichtung ist ihm ein Spielzeug, mit welchem er Kindern gleich herumfährt ohne Sinn und Achtung für ihre Bedeutung. ‚Brentano,‘ sagt Varnhagen, ‚verdirbt seine Dichtungen durch Uebermuth.‘ Hierin liegt Alles. Er dichtet, um die Welt und sich zum Besten zu haben. Fast Alles geräth unter seinen Händen zur Karikatur und wird aus seiner eigenthümlichen Sphäre gerückt. Das Heilige vermählt sich auf widerwärtige Weise mit dem Gemeinen und dieses springt ohne Verhältniß in das Heilige über. In keinerlei Hinsicht auf dem Boden sicherer Ueberzeugung ruhend, kann Brentano weder in der Tiefe des Gemüths sich halten, noch mit der Wahrheit des Wirklichen sich befreunden. Die Romantik erscheint bei ihm wie ein tolles Maskenspiel zur Fastnachtszeit, dessen wildes Treiben zuletzt in den Bußübungen eines Aschermittwochs endet. Ging doch Brentano selbst aus der Lust der Welt in die Askese des Mönchthums über. Nachdem er mit kleinen satyrischen Versuchen unter dem angenommenen Namen ‚Maria‘ aufgetreten, gab er den Roman ‚Godwi oder das steinerne Bild der Mutter‘ heraus, in welchem meisterhafte Schilderungen mit Scenen arger Verwilderung wechseln, durch die jedoch hin und wieder ein verlockender Ton lyrischer Muse klingt. In dem bekannten Lustspiele ‚Ponce de Leon‘ spielt der satyrische Muthwille zu sehr offenes Versteckem, prätendirt der Witz zu sichtbar Shakspeare's Geist, wird der Humor, obwohl mitunter treffend, im Ganzen doch zu sehr in's Ungereimte hinausgeführt, als daß die Freude an dem Ganzen eine reine und ungestörte bleiben könnte. Das Schauspiel ‚die Gründung Prags‘ leidet an ähnlicher Mißgestaltung. Auch hier die aegri somnia, die aftergenialische Uebertreibung, eben das Wüste eines krankhaften Traums. Unter Brentano's Märchen und Novellen finden sich hin und wieder ansprechende Partien, die von einer nicht geringen Kunst der Erzählung zeugen; allein auch hier zerschlägt die Willkür meistens das Gefäß, das sich eben zu einer schönen Form bilden wollte. Das Werk ‚der Philister in, vor und nach der Geschichte‘ sprudelt von phantastischer Witzlust, ohne den mäßigsten Foderungen eines geregelten Geschmacks zu genügen. Unter Brentano's kleineren Erzählungen heben wir besonders hervor ‚die Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl‘, die, wenn auch nicht ganz frei von den persönlichen Seltsamkeiten des Verfassers, doch durch Wahrheit und naiven Anspruch bedeutsam genug herantritt. Das letzte Produkt ‚Gockel, Hinkel und Gockeleia‘ ist ein Resumé aller poetischen Tugenden und Untugenden dieses Dichters, ein Werk voll anziehender Einzelheiten bei überwiegender Albernheit in der ganzen Ausführung, die einen seltenen, bis zum Wahnwitze getriebenen Wirrwarr darbietet, ein Zeugniß der höchsten Verirrung willkürlicher Launenhaftigkeit, der Schlußpunkt aller romantischen Phantasterei. Wie aus den meisten Werken Brentano's hin und wieder ein Ton reineren Klanges dringt, so hat er namentlich auch in einigen lyrischen Dichtungen in herzlichen Weisen das Wort geführt. Wem möchte z. B. das schöne Lied ‚Nach Sevilla‘ nicht freundlich zusprechen? Wen nicht die ‚Prager Musikanten‘ mit rührender Empfindung erfüllen? Wer möchte von dem Zaubergeiste, der in mehreren seiner Romanzen weht, sich nicht oft wundersam berührt finden?“

Schriften:

Satyren und poetische Spiele (von Maria). Leipzig 1800.

Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. 2 Bde. Frankfurt 1801.

Die lustigen Musikanten. Ebd. 1803.

Ponce de Leon. Ein Lustspiel. Göttingen 1804.

Bog's, des Uhrmachers wunderbare Geschichte rc. Heidelberg 1807.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt (gemeinschaftlich mit Achim v. Arnim). 3 Thle. Ebd. 1806—8. — 3. Aufl. 1846.

Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte (von G. Wickram), wieder herausgegeben. Ebd. 1809.

Die Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin 1811.

Der Rheinübergang; ein Rundgesang für Deutsche. Wien 1814.

Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1816.

Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berlin 1817.

Schneeglöckchen. Hamburg 1819.

Papiere aus dem Nachlasse eines Dorfschulmeisters. 2. Ausg. Mannheim 1827.

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Novelle (zusammen mit Eichendorff's „Viel Lärmen um Nichts“). Berlin 1833. — 2. Aufl. 1843.

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Ebd. 1838.

Gockel, Hinkel, Gackeleia. Märchen, wieder erzählt. Frankf. 1838.

Rothkehlchens, Liebseelchens Ermordung und Begräbniß. In 16 lith. Darstellungen. Zürich 1843.

Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Herausgegeben von Bettina v. Arnim. Charlottenburg 1844.

Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem Willen des Verfassers herausgegeben von Guido Görres. 2 Bde. Stuttg. u. Tübingen 1846.

---

227. Lore-Lay, die Zauberin.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Sie war so schön und feine,
Und riß viel Herzen hin,

Und brachte viel zu Schanden
Der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt,
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihre Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore-Lay,
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?“ —

‚Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil Jeder muß verderben,
Der mir in's Auge sieht.

Meine Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab;
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!‘ —

„Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore-Lay,
Ich müßte denn zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.“ —

‚Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe Keinen mehr;
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde,
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh'.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn Alles muß verschwinden,
Weil e r nicht bei mir ist.‘ —

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie in's Kloster hin!
Geh Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß;
Bereite dich auf Erden
Zu deiner Todesreis'.“ —

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore-Lay.

‚O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß!
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Liebsten Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein,
Und dann in's Kloster gehen
Und Gottes-Jungfrau seyn.‘ —

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Die Jungfrau sprach: ‚Da gehet
Ein Schifflein auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster seyn!

Mein Herz wird mir so munter,
Es muß mein Liebster seyn!‘
Da lehnt sie sich hinunter,
Und stürzet in den Rhein.

---

228. Die lustigen Musikanten.

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn;
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel fliehn. —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

Die Fenster gerne sich erhellen,
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns still zusammen stellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

An unsern herzlich frohen Weisen
Hat nimmer Alt und Jung genug;
Wir wissen Alle hinzureißen
In unsrer Töne Zauberzug.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

Bei stiller Liebe lautem Feste
Erquicken wir der Menschen Ohr;
Denn holde Mädchen, trunkne Gäste
Verehren unser klingend Chor.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

Doch sind wir gleich den Nachtigallen.
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied;
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

Die Tochter.

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

Die Mutter.

Ist's Nacht? ist's Tag? Ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind;
Die hellen Becken muß ich schlagen,
Und ward von vielem Weinen blind.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

Die beiden Brüder.

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben seyn.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin; u. s. w.

Der Knabe.

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm;
Auf's Tambourin muß rasch ich pochen, —
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern;
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
An's Herz,
Mit Freud' und mit Schmerz.

---

229. Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleßwig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleßwig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleßwig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleßwig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
‚Mutter,' spricht der Weltgesinnte,
‚Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!'

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
‚Mutter, uns verräth das Lied!'
Aber sieh, das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

‚Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!'
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

Christoph Ernst Freiherr von Houwald,

geboren am 29. November 1778 auf der seinem Vater zugehörigen Standesherrschaft Straupitz in der Niederlausitz, bezog, durch Privatunterricht vorgebildet, 1794 das Pädagogium und 1799 zum Studium der Kameralwissenschaften die Universität zu Halle, wo er im engsten Verkehr mit dem jüngeren Contessa lebte, dessen Freundschaft auf sein ganzes Leben von großem Einflusse war. Seit 1802 dem ständischen Dienste seiner Provinz gewidmet, zog er sich 1815 in Folge der neuen Organisation der an Preußen abgetretenen Niederlausitz auf sein Gut Sellendorf zurück, und dichtete in ländlicher Abgeschiedenheit mit seinem Freunde Contessa. Im Jahre 1822 von den niederlausitzer Landständen zum Syndikus erwählt, nahm er seinen Aufenthalt zu Neuhaus bei Lübben, wo er am 28. Januar 1845 starb.

* * *

Houwald, als dramatischer Dichter der fatalistischen Richtung der Romantik angehörend, als deren Vertreter Werner, Müllner, Grillparzer gelten, und am bekanntesten durch seine Schicksalsstücke: „das Bild", — „der Leuchtthurm", — „Fluch und Segen", hat sich auch als Novellist und Jugendschriftsteller einen Namen gemacht und auf dem Felde der Lyrik durch manches tief gemüthliche, sinnige Lied sich Anerkennung erworben. Auf der schmalen Mittelbahn des Einfach-Schönen und im Einfach-Schönen doch so reichen Lebens war er am glücklichsten. — Das Studentenlied: „Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen" 2c., hat ihn zum Verfasser.

Schriften:

Romantische Akkorde (Erzählungen), herausgegeben von Contessa. 2 Bdchn. Berlin 1817, 18.
Buch für Kinder gebildeter Stände. 3 Bde. Leipzig 1819—24. — N. Ausg., ebd. 1833.
Erzählungen. Dresden 1819.
Die Freistatt. Tragisches Gemälde. Leipzig 1820.
Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwei Trauerspiele. Ebd. 1821.
Fluch und Segen. Drama in 2 Akten. Leipzig 1821.
Das Bild. Trauersp. in 5 Akten. Ebd. 1822.
Der Fürst und Bürger. Drama in 3 Akten. Ebd. 1823.
Die alten Spielkameraden. Lustsp. in 2 Aufzügen. Weimar 1823.
Die Feinde. Trauersp. in 3 Akten. Leipz. 1825.
Vermischte Schriften. 2 Bde. Ebd. 1825.
Bilder für die Jugend. 3 Bde. Ebd. 1829—32. N. Aufl. 1839.
Die Seeräuber. Ein Trauersp. in 5 Akten. Ebd. 1830.

---

230. Das erste Lied.

Ich hatt' auf meinen Reisen
Die halbe Welt gesehn;
Vermochte fremde Sprachen
Gleich meiner zu verstehn;

Von großen Zeitgenossen
Hört' ich mich Freund genannt,
An manchem Throne reichte
Man mir zum Gruß die Hand.

Dann auf den Schweizer Alpen,
Und wo Pompeji ruht,
Und an den Pyramiden,
Und an la Platas Fluth,

Da sang ich meine Lieder;
Und was der Dichter sprach,
Es klang in tausend Herzen,
Von tausend Lippen nach.

Den Ordensstern am Busen,
Den Himmel in der Brust,
Und des gerühmten Namens
Mit Freude mir bewußt,

So zog ich aus der Ferne
Zurück zum Heimatland,
Vorüber an dem Orte,
Wo einst mein Hüttchen stand.

Und von dem letzten Hügel
Am alten Runenmaal
Blickt' ich mit Stolz hinunter
In's kleine Schattenthal;

Und sprach im Selbstgefühle:
„Ich danke dir, Geschick!
Wie unbedeutend ging ich,
Wie groß kehr' ich zurück!" —

Da steigt hinauf den Hügel
Ein Weib so bleich und krank,
Setzt mit zwei holden Kindern
Sich auf die Rasenbank;

Beginnt ein Lied zu singen,
So einfach und so schlicht;
Doch dringt mir's in die Seele!
Warum? — Ich weiß es nicht.

Da frag' ich sie bescheiden:
Woher dies Lied denn sei?
Sie spricht: ‚Aus schönen Tagen,
Die lange schon vorbei!

Ein Jüngling hat's gedichtet,
Als er vom Mädchen schied!'
Ach! da erkannt ich's wieder,
Mein eignes erstes Lied! —

Und weiter frag' ich dringend:
„Wer gab dies Liedchen dir?"
‚Es kennt,' sprach sie erröthend,
‚Es Niemand außer mir!'

„Du also bist Marie,
Von der dies Lied hier spricht?" —
Sie schweigt. — „Wo blieb der Jüngling?"
‚Wo? — Ach! ich weiß es nicht!' —

„Hast nie von ihm vernommen?“
‚Nie wieder, seit er schied!‘ —
„Hat er nicht mehr gedichtet?“
‚Ich kenne nur dies Lied!‘

„So nenne seinen Namen!“
‚Nein, lieber fremder Herr!‘
„Vielleicht, daß ich ihn kenne!“
‚Er kennt doch mich nicht mehr!‘

„O, nur noch einmal singe
Dein Lied, ich bitte dich!“
‚Mein Mann erwartet drüben
Die Kinder schon und mich!‘

Und unten schon im Thale
Sah ich den fremden Mann;
An seine Arme hingen
Sich Weib und Kinder an. —

Da stand der große Dichter,
Von Tausenden genannt,
Doch in dem Heimatsthale
Von Einer nur gekannt;

Da stand er, — mehr befangen,
Als damals, wo er schied,
Und gab den Kranz vom Haupte
An das vergeßne Lied.

Ludwig Robert,

geboren den 16. Dezember 1778 zu Berlin, von jüdischen Eltern (damals den Namen Levin führend, den sie später mit dem Namen Robert-Tornow vertauschten), Bruder der berühmten Rahel, genoß im wohlhabenden Elternhause, das durch geistige Bildung und gesellige Verhältnisse vor vielen andern ausgezeichnet war, eine sorgfältige Erziehung und den Unterricht, welcher seinen vorzüglichen Anlagen zu entsprechen schien. Auf dem französischen Gymnasium seiner Vaterstadt und später auf Reisen zum Kaufmannsstande gebildet, lebte er doch bald nur den freien Studien und dichterischen Arbeiten im Gesellschaftskreise seiner Schwester. Neben Goethe wurde schon früh Fichte sein Leitstern auf dem Wege des Lebens und der Wissenschaft. Später, nachdem Robert Wien, Halle, Holland, Paris besucht, befestigte er sich (seit 1806) zu Berlin durch Fichte's Umgang und Lehre vollkommen in dessen philosophischen Ansichten, denen er zugleich den leichtesten Uebergang zu den Lehren des Christenthums verdankte, welchen er seitdem mit ernster Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines protestantischen Forschers anhing. Die Kriegsereignisse von 1813 begeisterten ihn zu Stuttgart, wo ihm der russische Gesandte Graf Goloffkin bei einer Mission eine diplomatische Thätigkeit eröffnet hatte, zu Gesängen, welche bald darauf unter dem Titel „Kämpfe der Zeit“ erschienen. Aber bereits 1814 trat er aus diesem angenehmen Verhältnisse, sah nach einigem Aufenthalte in Frankfurt zuvörderst seine Vaterstadt wieder, hielt sich dann eine Zeitlang in Breslau auf, wo er in Verbindung mit seinem Freunde Karl Schall eine heilsame Wirkung auf die Schaubühne möglich glaubte, folgte hierauf den Einladungen seiner Schwester nach Karlsruhe, lernte hier im Jahre 1818 die liebenswürdige Friederike Braun kennen, mit der er sich 1822 vermählte; lebte nun abwechselnd meistens in Dresden, Berlin, Karlsruhe, Baden, und seit 1827 anhaltend in seiner Heimat bis zum Sommer 1831, wo die Furcht vor der Cholera ihn wieder nach Baden führte, in der Absicht, daselbst den Winter über zu verweilen. Aber ein anderes Uebel schlich ihn hier todbringend an. Er starb den 5. Juli 1832 am Nervenfieber, dem auch seine Gattin einige Wochen später erlag.

* * *

„Robert's Gedichte (schreibt Gustav Schwab in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur“, Jahrg. 32, 1839, S. 179 ff.) sind zwar großentheils nur Kinder des Gedankens und der Empfindung, und die Phantasie hat den geistigen Haushalt des Dichters wohl als Freundin besucht, aber nie sich das Regiment in demselben angemaßt; nichts desto weniger gehört ihr Verfasser unter die Zahl derjenigen Dichter, die durch ihr rein ausgebildetes Geschmacksurtheil, ihren Wahrheitsinn und ihre hohe Gewalt über Form und Sprache, auf die poetische Richtung ihrer Zeit selbst als reinigende Geister einzuwirken berufen sind, Dichter, die allen Zeiten wohl anstehen, zuweilen schon, wie Horaz, Boileau, A. W. Schlegel, bei der Mitwelt viel gelten, immer aber von der Nachwelt als Mitlenker und Richter des Nationalgeschmackes hoch gehalten werden. Hätte Horaz in der unpoetischen Römerwelt große Genien über sich gehabt, so würde er vielleicht als Dichter weniger Ruhm erlangt, aber nur um so mehr Einfluß auf jene begabteren Naturen ausgeübt haben; und auch so ist sein Brief an die Pisonen nicht nur ein herrliches Kunstwerk, sondern hat sich Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart, sogar beim Genius, erprobt. Und doch hatte auch er mit der Wanze Pantilius und andern Neidern und Verkleinerern genug zu kämpfen. Robert, der nicht einmal das kurze Lebensziel des römischen Lyrikers erreicht hat, ist wohl, — so rüstig, nach dem Ausdruck von W. Alexis, seine satyrische Geißel umher flog, — dem eigentlichen Haß durch ein besonderes Glück, wenigstens als Dichter, entgangen, aber die volle Anerkennung hat er doch während seines Lebens nicht gefunden, eben weil sein Geist und seine Bildung ihn dazu beriefen, in der Poesie und mittelst seiner Dichtergabe selbst zu verschiedenen Zeiten Opposition gegen mancherlei Mißgriffe, Verbildungen, Einseitigkeiten einer im Versuch ihrer Regeneration begriffenen schönen Literatur zu machen und hier und dort in einer anmuthigen Parabel, einer Epistel, einem poetischen Dialog, oder mit einer Köcherladung wohlgespitzter Epigramme scharfen Widerspruch einzulegen. An solchen Mentorstimmen rächen sich Halbdichter und Halbkritiker — und mit ihnen das von Robert so vortrefflich charakterisirte Publikum — gar ähnlich durch Abkehrung und Verkennung. Jedes verunglückte Genie, d. h. jedes Talent, dessen Phantasie nicht im Gemüthe gebunden, und nicht vom Verstande durchdrungen, verflattert, hält seine grenzenlosen Versuche für mehr, als die begrenzten Leistungen jener bescheidenen und bewußtarbeitenden Künstler, und rechnet diesen ihre Selbstbeschränkung für Beschränktheit an. Dichter, wie Robert, wissen sehr

wohl, daß viele ihrer Produktionen nur Studien im Dienste der Kritik sind." —

Seine Hauptstärke war das kurze Sinngedicht und die kritische Parodie. Zu seinen poetisch werthvollsten Leistungen, nicht ohne Tiefe der Empfindung und Kraft der Phantasie, gehören besonders die „Kämpfe der Zeit", aus denen wir des anziehenden historischen Stoffes wegen das „Strafgericht" mittheilen, und als eines seiner vollendetsten Gedichte „der Meister und das Kind", wozu eine Begebenheit im Atelier des berühmten Dannecker in Stuttgart Veranlassung gab. — Auf dem Theater lebt Robert durch sein in Prosa geschriebenes Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse", das als die gehaltreichste und kraftvollste seiner dramatischen Arbeiten anerkannt ist. Seine Lustspiele „Phantasus und Kassius", und „So wird zur Hochzeit gebeten" sind bittere Zeitsatyren, voll beißenden Witzes und eigenthümlichen Humors.

Schriften:

Die Sylphen. Eine Zauberoper in 3 Aufzügen nach Gozzi. In Musik gesetzt von Fr. H. Himmel. Leipzig 1806.

Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. Stuttg. u. Tübingen 1817.

Die Macht der Verhältnisse. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Nebst zwei Briefen über die antike und moderne Tragödie und über das sogenannte bürgerliche Trauerspiel. Ebd. 1819.

Die Tochter Jephtha's. Trauerspiel. Ebd. 1820.

Kassius und Phantasus, oder der Paradiesvogel. Eine erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen. Nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry. Berlin 1825.

Staberl in höhern Sphären. Posse in 3 Aufzügen. Karlsruhe 1826.

Dramatische Beiträge im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele", herausgegeben von Holtei und Gubitz.

Schriften. 1. 2. Thl. — Auch u. d. T.: Gedichte. 2 Thle. Mannheim 1838.

---

231. Das Strafgericht.

Und sie sahen die Egypter todt am Ufer des Meeres. Und die große Hand, die der HErr den Egyptern erzeigt hatte. Und das Volk fürchtete den HErrn und glaubte Ihm.
II. B. Mose. Cap. 14. V. 30 u. 31.

‚He! Kriegsmann, du schleichst wund und krank,
Komm her, nimm diesen Labetrank,
Der wird die Schmerzen lindern.'
„Der liebe Gott vergelt' es euch
Viel tausendfach und segensreich,
Euch, Herr, und Weib und Kindern."

‚Ihr redet deutsch? Vergebet mir,
Ich dacht' ein Franzmann wäret ihr;
Ihr seid so zugeschnitten.'
„Ich schwör es euch . . . ." ‚Laßt nur den Eid!
Verbirgt doch das Franzosenkleid
Vielleicht noch deutsche Sitten.'

„Französisch war ich nie gesinnt,
Herr, ich bin deutscher Leute Kind
Und wahrte mein Gewissen.
Der Aeltern Noth trieb mich hieher;
Denn wißt, wenn ich entlaufen wär',
Sie hätten's leiden müssen."

‚Die Kälte schneidet. Kommt herein!
Wächst hier in Preußen gleich kein Wein,
Hab' ich doch Wein für Kranke;
Den hat der Feind mir nicht geschmeckt,
Ich hol' ihn her, wo er versteckt,
Aus dem geheimen Schranke.'

„Der Feind? Seid ihr mit Frankreich feind?
Ich dacht' es wäre jetzt vereint
Der Franke mit dem Preußen."
‚Ja wie sich Oel mit Wasser mischt,
Und Glut und Fluth zusammen zischt;
Alliirt mag das wohl heißen.

Noch will es unser König nicht,
Denn hoher Stand hat schwere Pflicht,
Da muß das Herz oft schweigen;
Doch wie ihr Franken uns gekränkt,
Und wie's euch jeder Preuße denkt,
Gebt Acht, es wird sich zeigen!

Ist es denn wahr, was man sich sagt,
Und was man nicht zu glauben wagt,
Weil's gar zu glücklich wäre?
Nämlich, man spricht: Napoleon
Sei auf dem vollen Rückzug schon
Mit dem gewalt'gen Heere.'

„O Herr, wenn Ihr nichts weiter wißt,
Als, daß man auf dem Rückzug ist,
So seid Ihr schlecht berichtet.
Das ganze Heer mit Mann und Roß,
Und sein Geschütz, sein Wagentroß,
Das alles ist vernichtet."

‚Ei Landsmann, übertreibt's nur nicht!
Ein so französischer Bericht
Wird wenig Glauben finden;
Dreimonatlang in einem fort
Zog ja das Volk durch unsern Ort,
Das kann nicht so verschwinden.'

„Das könnt' es nicht? So wollt' ich dann —
Schon längst seh' ich das Bild dort an —
Daß mir's der Herr beschriebe."
‚Das Bild? stellt unsern König vor,
Der viel von seinem Land verlor,
Doch nichts von unsrer Liebe!'

„Ich mein' das andre Bildniß dort!"
‚O das ist unser Trost und Hort,
Sie schwebt zum Paradiese!
Das ist ja unsre Königin,
Die engelreine Dulderin,
Die selige Luise.'

„Sie war an Leib und Seele mild.
Ich aber mein' das Kupferbild
Dort unter jenen beiden."
‚Das hangt da so von ungefähr;
Es stammt aus alter Zeit noch her,
Sonst würd' ich's da nicht leiden.'

„O laßt es nur! Es hangt da gut.
Doch sagt, wer ist die Sünderbrut,
Die dort das Meer verschlinget;
Und wer ist mit den Flügeln der,
So aus den schwarzen Wolken her
Ein Schwert von Flammen schwinget?“

‚Es sagt's die Unterschrift ja an:
Es wird mit Waffen, Roß und Mann
Hier Pharao vernichtet,
Der Gottes Langmuth nie erkannt,
Nur seinen Stolz in Sünden fand,
Und endlich ward gerichtet.‘

„Nun seht, und Ihr bezweifelt noch,
Daß Gott vom blut'gen Sklavenjoch
Auch euch erlösen könne;
Daß er nach langem Ungemach,
Nach Pein und Noth und bittrer Schmach,
Auch uns die Ruhe gönne?

Ja Herr, ich komm von Moskau her,
Und wenn ich auch ein Heide wär',
Dort hätt' ich mich bekehret.
Was ich erlebt, was ich gesehn,
Das wird mir vor der Seele stehn,
So lang mein Leben währet.

Ich weiß es jetzt, was Elend ist;
Dankt Eurem Gott, daß Ihr's nicht wißt,
Und nicht wie ich erfahren.
Nein solchen Jammer, solchen Graus
Spricht keines Menschen Zunge aus
In vielen vielen Jahren. —

Wißt Ihr, wie lang 'ne Meile ist,
Und wie viel mal Ihr schreiten müßt,
Um endlich anzulangen?
Nun zählet achtzigmal so viel;
Und dann seid Ihr zu Eurem Ziel
Halb Weges erst gegangen.

Nun stellt Euch diese Strecke Land
Verödet vor, und abgebrannt,
Kein Obdach, keine Hütte;
Nur Schnee, so weit das Auge reicht,
Und grimme Kälte, welche steigt
Bei jedem Eurer Schritte.

Ihr geht, und geht, waldein, waldaus,
Die Nacht bricht an, es kommt kein Haus,
Es schlägt der Frost euch Wunden,
Ihr seid in Lumpen eingehüllt,
Habt nichts, was Euch den Hunger stillt,
Die Nacht währt hundert Stunden.

Wer nun die Qual ermessen kann,
Die so ein einz'ger Wandersmann
Auf solchem Wege findet,
Der denke sich ein ganzes Heer
Von hunderttausend und noch mehr,
Wo Jeder das empfindet.

Und dieses Heer vom Feind gejagt,
Und angegriffen, wie es tagt,
Und in der Nacht erschrecket;
Und jeden Morgen neue Noth,
Und Roß und Mann vom Hungertod
Zu tausend hingestrecket.

Mit wunderfrorenem Gebein
Kriecht der hier in die Gluth hinein
Und stirbt den Tod der Flammen;
Wahnsinnig sitzt ein Andrer dort
Auf einem Leichnam, will nicht fort,
Und sinkt erstarrt zusammen.

Der Eine flucht, der Eine weint,
Ein Andrer ruft: der Feind! der Feind!
Und taumelt und verscheidet.
Auf seinem Leib, in wilder Noth,
Schlägt man sich um die Lumpen todt,
Die ihn nur halb bekleidet.

So wie Ihr mich hier seht — vergebt!
Hab' ich vom Pferdeaas gelebt
Sechs ganzer langer Wochen;
Und dabei — wenn Ihr's glauben könnt —
War mir's nur selten 'mal vergönnt,
Das Fleisch halb gar zu kochen.

Denn seht, weil ich ein Deutscher bin,
So mußt' ich mich zum Feuer hin
Mit aller Macht erst schlagen;
Und dann nur mit gespanntem Hahn
Das Fleisch an's Bajonnett gethan
Durft' ich's zu rösten wagen.

Denn solch ein leckeres Gericht —
Schon gab's auch todte Pferde nicht —
War selten mehr zu finden;
Da sah ich's denn mit Augen an,
Daß man selbst Leichen essen kann,
Verzeih uns Gott die Sünden!

Ja, zwei Franzosen ....“ ‚Haltet ein!
Es läuft mir eiskalt durch's Gebein.
Was sind wir Menschenkinder!
O Gott! wie auch die böse Schaar
Stolz, mitleidlos und grausam war,
Erbarme dich der Sünder!‘

„Amen! der Sünder, die bereun,
Doch jener nicht, die sich schon freun
Auf neue Missethaten;
Und solche gibt's. Ihr staunt? So hört,
Was heute noch mich so empört
Von gallischen Soldaten.

Mit brand'gen Füßen, ohne Schuh,
Schrien sie dem Volk im Dorfe zu,
Das sie mit Bier erlabet:
Warum gebt ihr uns schlechtes Bier,
Da wir's doch wissen, daß ihr hier
Wein in dem Keller habet?

Ihr denkt, weil wir zurück uns ziehn,
Daß vor den Russen wir entfliehn?
Die jetzt mit Lügen prahlen.
Im Frühling sind wir wieder da,
Und was uns Böses hier geschah,
Ihr sollt es uns bezahlen.

Der Niebesiegte rückt schon an
Mit neunmalhunderttausend Mann
Den Frieden vorzuschreiben! —
Kurz, Herr, der Mohr bleibt schwarz, sag' ich,
Und ein Franzose ewiglich
Wird ein Franzose bleiben!“

‚Dafür weiß ich nicht bessern Rath,
Als daß wir All' in Wort und That
Uns endlich deutsch betragen!
Wie längst uns das schon nöthig war,
O, könnt' ich es nur kräftig-klar,
Wie ich es fühle, sagen!

'Wo aber steht denn itzt das Heer?'
„Ich sagt' euch ja, es gibt kein's mehr,
's ist gänzlich aufgerieben."
‚Daß es geschmolzen, glaub' ich schon;
Wo aber ist Napoleon,
Wo ist denn der geblieben?'

„Geblieben? Nein, das ist er nicht,
Es floh der kalte Bösewicht;
Und, um nur fortzukommen,
Gebot er eine große Schlacht.
Ei Herr, ich hätte doch gedacht,
Daß Ihr das längst vernommen.

Es war an der Beréfina,
Wo jene große Schlacht geschah,
Und wo er uns entwichen.
Das Angstgeschrei, ich hör' es noch,
Als dort zerbrach das Brückenjoch,
Von dem Geschütz bestrichen.

Viel Hundert waren todtgedrängt,
Noch eh' die Brücke sich gesenkt,
Viel Tausende noch hüben.
In vielen Tagen zählt Ihr's nicht,
Auch kommt's wohl nie an's Tageslicht,
Wie viel dort Volk geblieben.

Mir auch geworden wäre da
Das Flußbett der Beréfina
Zu meinem Sterbebette;
Wenn nicht ein russischer Soldat,
Dem Anno Sechs ich Liebes that,
Mich dort errettet hätte.

Der half mir fort, so langt' ich dann
Nach vieler Noth in Wilna an,
Mich etwas zu erholen.
Da hört' ich nun, wie dort der Held,
Schon, in Gedanken, Herr der Welt,
Sich furchtsam durchgestohlen.

Noch jüngst im höchsten Kriegesglanz,
Umringt von einem Fürstenkranz,
Hier lächelnd durchgeritten;
War nur ein Pelz sein ganzer Schmuck,
Und sein Gefolg' ein Mameluck,
Sein Kaiserthron ein Schlitten.

Da wurde dann nicht schlecht gelacht,
Und just darum, weil man gedacht,
Er würd' es klüger machen."
‚Wer auf ein schmales Seil sich stellt
Und ungeschickt herunter fällt,
Mit Recht erregt der Lachen.'

„Das aber, Herr, war doch nicht recht —
Ich möchte sagen, das war schlecht!
Daß auch wir Hohn erfahren;
Wir Armen, die bei'm Strafgericht
Wahrhaftig zu belachen nicht,
Nein, zu beweinen waren!"

‚Mich habt Ihr doch nicht lachen sehn! —
Doch hört, ich will's Euch nur gestehn,
Wir dürfen auch nicht weinen;
Wir kriegen wohl in kurzer Zeit
Zu anderm Thun Gelegenheit
So will es mir fast scheinen.

Zu dem, was wir so heiß ersehnt,
Und, ach, so ferne noch gewähnt,
Wird bald Befehl gegeben. —
Versteht ihr mich? So stoßet an,
Und seid ein braver deutscher Mann,
Und laßt den König leben!'

---

232. Das Gelübde.

Eine Ballade aus der Bibel.

‚Auf, ihr Schwestern, stellt den Reigen!
Juda's Feinde sind gefallen!
Schmücket euch mit grünen Zweigen,
Pauken laßt und Zimbeln schallen!
Schon sind Boten von den Helden
Angekommen, und sie melden,
Daß nicht fern die Krieger sind.

Unsrer Sünden sind wir ledig,
Juda's Ketten sind gebrochen,
Unser Gott ist wieder gnädig,
Unser Gott hat uns gerochen.
Laßt uns Jubellieder singen,
Die bis in den Himmel dringen,
Daß uns Gott, der Helfer, hör'!

Folget mir, ich eile heute
Euch voran, dem Heer entgegen;
Gerne gönn' ich euch die Beute,
Gönnt mir meines Vaters Segen!
Lasset Pauk' und Zimbel schallen,
Unsre Feinde sind gefallen,
Und mein Vater kehrt zurück!

Seht, wie dort der Staub sich hebet —
Ja, sie sind es, ja, sie kommen!
O, wie mir das Herz erbebet,
Wie die Brust mir so beklommen!
Singet, singet, daß er töne,
Daß er durch die Lüfte dröhne,
Unser lauter Jubelsang!

Jephtha ist's, der starke Krieger,
Den zum Feldherrn Gott erwählet,
Jephtha ist's, der Held, der Sieger,
Dessen Schlachten keiner zählet.
Lasset Pauk' und Zimbel klingen,
Laßt uns Jubellieder singen,
So dem Herrn entgegen ziehn!

Seht, dort kommt er, stolz und heiter
Ziehet er voran dem Heere;
Seht, das ist der graue Streiter,
Der für seines Gottes Ehre
Und für seinen heil'gen Tempel,
Allen Heiden zum Exempel,
Redlich kühn gestritten hat!

Singet Schwestern, singt nun lauter,
Daß es töne von der Höhe;
Ha, nun hört er, ha, nun schaut er, —
Ja, ich bin es, Vater! sehe,
Wie mit Pauken und mit Reigen,
Und geschmückt mit Palmenzweigen
Dir dein Kind entgegen zieht!

Doch was seh' ich! weh', was that er,
Was hat Gott uns zugeschicket? —
Sein Gewand zerreißt der Vater,
Da er mich, sein Kind, erblicket;
Seht ihn nur die Hände ringen! —
Schwestern, höret auf zu singen!
Welch ein Unglück ist geschehen? —

Vater, ach mein Vater, sage:
Was that dir dein Kind zu Leide,
Daß du so in Schmerz und Klage
Wandelst deiner Tochter Freude?
Weine nicht, und schweig' nicht länger,
Denn es wird mir bang und bänger,
Sprich es aus das Unglückswort!'

„Mußtest du mich so betrüben!
Kind, mein Kind, was soll ich sagen?
Tochter, wärst du heim geblieben,
O, dann braucht' ich nicht zu klagen!
Freudig wär' er meinem Herzen,
Dieser Tag, der Tag der Schmerzen,
Der mir nun die Tochter raubt!

Ja, du mußt noch heute sterben,
Eh' sich noch die Sonne wendet;
Du kannst keine Gnad' erwerben,
Weil dem Herren du verpfändet! —
Du gehörest dem Altare,
Du gehörst der Todtenbahre
Und dem dunklen Grabe an.

Denn die Schlacht, aus der wir kehren,
Schrecklich war sie schon geendet,
Meinen Ruf wollt' keiner hören,
Alles floh von Furcht geblendet,
Weil verlassen uns der Himmel —
Da kniet' ich im Schlachtgetümmel
Nieder, und ich sprach zu Gott:

Herr! womit kann ich ihn enden,
Deinen Zorn, der uns gerichtet,
Und womit dein Urtheil wenden,
Das so strenge mich gerichtet?
Herr, du mußt dein Volk erretten,
Du mußt brechen seine Ketten,
Und ein Opfer bringen wir!

Gibst du Sieg uns, und wir kehren
Friedlich zu der Väter Hallen,
Dann soll dir, mein Gott, gehören,
Dann soll dir als Opfer fallen,
Ja ich schwör' es, ohne Schonung,
Was aus deines Knechtes Wohnung
Ihm zuerst entgegen kommt!" —

‚Und ich kam, und muß nun sterben,
Du sollst deinen Schwur nicht brechen;
Keine Gnad' will ich erwerben,
Nur ein Wort noch laß mich sprechen:
Noch drei Tage laß mich leben,
In der Zeit da könnt' ich weben
Selber mir mein Sterbekleid.

Beten würd' ich dann beim Weben,
Manche Thräne auch vergießen,
Weil als Jungfrau ich mein Leben
Ohne Liebe muß beschließen;
Dort, auf jenen blauen Bergen,
Lasse einsam mich verbergen,
Bis man mich zum Tode ruft.'

Und der Vater sprach: „So gehe!" —
Und die Tochter ging in Thränen,
Und das Volk rief: Wehe, wehe!
Keiner folgte ihr, der Schönen;
Auf den Bergen fromm sie lebte,
Und sie weinte und sie webte,
Bis man sie zum Tode rief.

---

233. Die Versuchung.

Wer tritt so heimlich und dreist dort hin
Zur schönen, stattlichen Kaiserin?

Es ist ein junger Rittersmann,
Er fleht sie leis um Minnesold an.

Wie wagt er das im erleuchteten Saal?
Sie ist ja seines Kaisers Gemahl!

Es hat ihn der Kaiser selbst gesandt,
Kaiser Heinrich der Ueble genannt.

Ei was versucht er die Keusche nur?
Sie hält ihm ja sittig der Treue Schwur.

Das thut er eitel aus Uebermuth;
Doch Uebermuth thut selten gut.

Und was beginnt die Kaiserin jetzt,
Da der Ritter ihr frech von Minne schwätzt?

Entrüstung und Scham und Rachelust
Bekämpfen sich wechselnd in keuscher Brust.

Und welche der drei erringet den Sieg
In so gerechtem innern Krieg?

Die Rache siegt. Ein Räthselwort
Wirft flüsternd sie hin, und eilt dann fort.

Und nun, wer schleicht um Mitternacht ein
Zur Kaiserin in's Kämmerlein?

Der Kaiser selbst, die Kleidung an
Von jenem vertrauten Rittersmann.

Wer fährt denn da auf den Kaiser los?
Wer sind die drei Mägde riesig groß?

Das sind, trotz Haub' und Weiberkleid,
Drei Knechte, fauststark, schulterbreit.

Was beginnen die Knechte im Weiberrock,
Ein jeder mit seinem Haselstock?

Sie kriegen den Kaiser unter sich,
Und gerben ihn ganz erbärmiglich!

Und wehrt er sich gar nicht seiner Haut?
Was kreischt er denn, was ruft er so laut?

Er kreischt aus Schmerz mit Wehgeschrei
Und ruft, daß er der Kaiser sei.

Wie aber ging es nun weiter her?
Der Kaiser versuchte sein Weib nicht mehr.

234. Der deutsche Dichter.

Hoch im Dach, im engen Stübchen
Sinnt erfindend der Poet,
Um ihn spielen ein Paar Bübchen
Und die Gattin sitzt und näht.

Sie erwirbt mit fleiß'ger Nadel
Ihrer Lieben täglich Brot,
Trägt mit stillem Seelenadel
Mangel, Dürftigkeit und Noth.

Selten nur umschwebt ein Schatten
Leisen Unmuths ihr Gesicht,
Sie verehrt die Kunst des Gatten,
Nützt sie gleich dem Haushalt nicht;

Denn wie emsig er auch dichtet,
Nichts doch beut er zum Verkauf;
Wohlgeordnet und geschichtet
Hebt er seine Werke auf.

Ist es Stolz? — Er ist voll Demuth.
Ist es Gallsucht? — Er ist froh.
Und die Gattin schweigt in Wehmuth,
Denkt: er ist einmal nun so.

Doch die kleine Kunstgemeinde,
Der er manches Lied vertraut,
Nachbarliche gute Freunde,
Die er froh macht und erbaut,

Diese schweigen nicht, sie klagen
Eiteln Eigensinns ihn an,
Und bestürmen stets und plagen
Den talentreich-armen Mann.

„Laß dein Licht doch leuchtend strahlen,
Berg' es unterm Scheffel nicht!
Theuer würde man dir zahlen
Manch unsterbliches Gedicht;

Und so könntest leicht du mindern
Jene Noth, die dich umgiebt;
Schuldig bist du's deinen Kindern,
Schuldig ihr, die so dich liebt.

Schuldig bist du's deinen Liedern,
Schuldig deinem Künstlerstand,
Schuldig endlich deinem biedern,
Deinem deutschen Vaterland!" —

Und des Dichters Mund umspielet
Wehmuth, sanft gepaart mit Spott,
Und er spricht: „„Worauf ihr zielet,
Es geschieht wohl bald mit Gott.

Laßt nur meines Geistes Schwingen
Frei erst und entfaltet seyn."" —
Doch die guten Leute dringen
Immerwährend auf ihn ein.

Der — nennt träg ihn, einen Wandrer,
Welcher nie zum Ziele kommt;
Jener — stolz; und noch ein Andrer
Meint, daß Schüchternheit nicht frommt.

Jeder sucht es ihm zu zeigen,
Wie er antheilsvoll gesinnt,
Und er bringt sie nicht zum Schweigen,
Bis er endlich so beginnt:

„„Hab' ich nicht ein Werk geschrieben
Treu und fromm mit deutschem Sinn,
Gab ich es nicht Eurem lieben,
Meinem lieben Deutschland hin?

Während Ihr mich träge nennet,
Euch ob meiner Art erhitzt,
Frag' ich, ob dies Werk ihr kennet,
Ob ihr es vielleicht besitzt?

Unerkannt ist es versunken
In dem deutschen Büchermeer,
Um dort obenauf zu prunken,
War es auch wohl allzuschwer.

Und mich selbst zog es mit nieder
In die stille Tiefe hin,
Wo ich still und einsam wieder
Nun mit meinen Liedern bin.

Gönnt mir, daß ich ausgerungen,
Gönnt dem Strome seinen Lauf;
Er trägt die, so er verschlungen,
Nach drei Tagen selbst herauf."" —

Und nun trennt er in drei Jahren
Sich von einer Arbeit nicht,
Horcht, was Götter offenbaren,
Schafft ein himmlisches Gedicht.

Und als ihm die letzten Worte
Ernst und mild in's Auge sehn,
Sieht sein Geist des Himmels Pforte
Auch schon vor ihm offen steh'n.

Schon in beßre Welten schwebend,
Ruft er Weib und Kind heran,
Spricht, die Hände ihnen gebend:
„„Enden muß, wer hier begann!

Also laßt mich heiter enden,
Freuet euch und weinet nicht;
Denn dies Enden ist ein Wenden
Zu dem Lebensquell, zum Licht.

Doch von diesen lichten Quellen
Wag' ich nicht zu reden heut,
Ich muß jetzt mein Haus bestellen,
Wie es mir die Pflicht gebeut.

Nimm mein Weib, nimm Dank und Segen,
Daß du mich ernähret hast,
Daß du trugest meinetwegen
Bittre Armuth, Sorg' und Last;

Daß du nie darüber klagtest,
Nie mit Thränen mich gequält,
Ja nicht einmal danach fragtest,
Was mein Unmuth dir verhehlt.

Aber jetzt sollst du erfahren,
Welchen Schatz ich aufgespart,
Jetzt will ich dir offenbaren,
Was der Geist mir offenbart.

Wisse! wann der Kampf geendet,
Wann mein Körper eingesargt,
Dann wird reichlich dir gespendet,
Was man streng mir abgekargt.

Was hier Herrliches gedichtet
Hier der Gott im Busen mir,
Ward für dich dort aufgeschichtet,
Und die Welt bezahlt es dir.

Jeden Brief, den ich geschrieben,
Wägen sie mit Gold dir auf,
Jeden Gruß an meine Lieben
Bringt zu Markt man zum Verkauf.

Ehren wird man meine Knaben,
Preisen, krönen mein Gedicht:
Eh' uns Deutschland nicht begraben,
Lohnt es seine Dichter nicht.

Auch wird huldvoll dir gewähret,
Dir zum Lohn für meinen Ruhm,
Ein Patent, das dir verehret
Mein verlaßnes Eigenthum.

Man wird dir das Vorrecht schenken,
Und verbieten streng und scharf,
Daß mein Dichten und mein Denken
Kein Korsar dir rauben darf.

Dann, o theures Weib! ich bitte,
Nimm ein solch Geschenk nicht an,
Das ein Schimpf ist für die Sitte,
Weil's ein Recht für Jedermann.

Danke nicht, nein laß fein danken
Für den Vorzug, für die Gunst,
Daß dort höhnen nicht die Franken
Deutsche Ehre, deutsche Kunst!""

„„Warum bist du nicht Franzose?!"'
Fällt sein Knabe rasch hier ein —
„„O welch' andre beßre Loose
Würden dir gefallen seyn!"'

„„Und doch preis' ich dich, mein Richter!
Ja! daß ich ein Deutscher bin!""
Also ruft der treue Dichter,
Athmet auf und sinket hin.

---

235. Der Meister und das Kind.

In geist'ger Zeugungsqual, vertieft in Seelenfleiß,
Vom wallenden Geblüt die Stirn, die Wange heiß,
Lag Meister Heinrich*) spät, längst war es Mitternacht,
In seinem Kämmerlein auf ein Gebild bedacht;
Ein Bild, das weit ab fern vor seiner Seele stand
Und, wenn er näher trat, in Licht zerfloß, und schwand.—

Nicht war's zum ersten Mal, daß solches ihm geschah;
Er lag schon mondenlang gar manche Nacht so da,
Hinschauend unverrückt, dort wo das hohe Bild
In goldner Ferne stand, in Purpurduft verhüllt. —
Jetzt auch, er trat hinzu, und — wieder war es Wahn! —

Da sprach er zu sich selbst: ist es auch wohlgethan,
Ist es nicht Eitelkeit, ist es nicht sündhaft kühn,
Daß deine Kreatur mit thörichtem Bemüh'n
Das fleischgeword'ne Wort, der ew'gen Liebe Sohn,
Der unerschaffen ist, erschaffen will aus Thon?
Daß ich in todte Erd' einbannen will den Geist,
Der mich aus Erd' und Tod aus meinen Banden reißt? —
Schau' in mein Herz, o Herr! und sende mir Bericht,
Ob ich im Unrecht bin; denn sieh, ich weiß es nicht! —
Zwar sprech' ich mich nicht frei, daß Lob und Ruhm und Ehr',
Wenn ich mein Werk vollbracht, mir große Freude wär',
Und wenn dies Schwachheit ist und eitler Dünkelsinn,
Gesteh' ich, daß ich schwach, und daß ich eitel bin.

Doch sagen darf ich auch, Dir, der mich jetzt befragt,
Dir, dem Allwissenden, dem Keiner Lügen sagt,
Daß meiner Wünsche Ziel nicht Lob ist, Ehr' und Ruhm;
Nein! mein geliebtes Werk, in deinem Heiligthum,
In deiner Kirche sieht mein Geist es aufgestellt,
Wie hier, o höchster Lohn! — ein Büßer niederfällt,
Dir das zerknirschte Herz als Sühnungsopfer bringt;
Hier unverdiente Noth zu deinen Füßen sinkt;
Hier sich der Gläub'ge stärkt, der Zweifler sich bekehrt,
Der Greis als Richter dich, das Kind als Vater ehrt!

---

*) Heinrich Dannecker.

Die Alle seh' ich schon im Geist vor diesem Bild,
Vor deinem Bilde, Herr, aus dem du liebend, mild,
Du selbst! barmherziglich auf sie herniederblickst,
Erquickend sie mit Trost, wie jetzt du mich erquickst!

Und nun, nachdem der Mond viermal seit jener Nacht
Sich vom Gebirg erhob in voller Silberpracht,
Der Winter war entfloh'n, der Maitag blüthenweiß:
Da sitzt noch immerfort mit angespanntem Fleiß
Herr Meister Heinrich da vor seinem heil'gen Bild,
Ist ganz von seinem Werk, von seinem Gott erfüllt,
Und bessert streng und fromm mit kunstgeübter Hand
An Fuß, an Haar, an Haupt, am wallenden Gewand.
Doch endlich steht er auf, und blickt empor und spricht:
Es mag vollendet seyn, vollkommen wird es nicht.
Ja sündlich wär' es, Herr, wenn ich begehren wollt',
Daß meiner Hände Werk dem Bilde gleichen sollt',
Das deine Gnade mir in jener Nacht gezeigt,
Als ich im tiefsten Geist mein Knie vor dir gebeugt,
Als ich der Neigung Lust aus meinem Herzen wies
Und meinen Willen, Herr, dem deinen überließ.
Ach! da erschien Er mir, in lieblicher Gestalt,
Wie er auf Erden einst als Mensch einhergewallt,
Als Lehrer, Tröster, Freund, in demuthsvoller Kraft,
Als Todbesiegender, als Licht der Wissenschaft.
O liebt und glaubt und hofft, und Leiden werden Lust!
So sprach der reine Blick, die Rechte auf der Brust,
Die Linke rückgebeugt, und eben wendend sich,
Schien er zu sagen: kommt, der Weg zum Heil bin Ich. —

Armselig thönern Bild, wie leblos stehst du da!
Wie gar nicht bist du der, den ich in Wolken sah!
Ist das die reine Stirn, der Braune heimlich Leid,
Des Auges tiefer Blick, des Mundes Mildigkeit? —
Und hastig setzt er sich und nimmt sein Werkzeug für.

Da klopft ein Fingerlein bescheiden an die Thür.
Des Nachbars Mägdlein tritt, ein zartes Kind, herein,
Neunjährig, klug und schön, ein kleines Engelein.
‚Es grüßt Euch,' spricht sie hold, ‚Vater vieltausendmal
Und ladet freundlich Euch, Meister, zum Mittagsmahl.'
Und wie Herr Heinrich nun dem Kind in's Auge blickt,
Da denkt er bei sich selbst: dich hat mir Gott geschickt!
Du reine Unschuld du, auf dir soll es beruh'n,
Ob ich mein Werk gethan, ob fürder was zu thun.
Kein Menschenauge sah, was ich seit jener Nacht
Mit stillverborgnem Fleiß in Einsamkeit vollbracht;
Nicht Haß verdamme mich, nicht schmeichle mir die Gunst;
Sei du, holdselig Kind, der Richter meiner Kunst.
Und freundlich bei der Hand nimmt er das Töchterlein
Und stellt sie vor das Bild, und sagt: „wer mag das seyn?"
‚Ei, Meister,' spricht das Kind, ‚der Heiland ist's, der Christ!'
„Und woher weißt du das?" — ‚Nun, weil er einzig ist.' —
Da stand Herr Heinrich stumm, in Thränen sel'ger Lust,
Er hob das Mägdlein auf, er drückt' es an die Brust
Und dankte freudig Gott, und wußte sonnenklar,
Daß nun sein Werk vollbracht, daß es gelungen war.

Daniel Ehrenfried Stöber,

der Sohn eines Notars, ward den 9. März 1779 zu Straßburg geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, besuchte er die Curse der alten berühmten Universität unter Oberlin, Schweighäuser, Blessig, Haffner u. A., widmete sich 1801—2 zu Erlangen hauptsächlich der Rechtswissenschaft, und begab sich hierauf nach Paris, um sich im juridischen Fache zu vervollkommnen. In's Elsaß zurückgekehrt, arbeitete Stöber eine Zeitlang im Bureau seines Vaters, da ihn Familienverhältnisse nöthigten, zum Nachfolger desselben sich vorzubereiten, und blieb, nachdem er 1806 durch Vertheidigung einer gründlich geschriebenen Abhandlung die Würde eines Lizentiaten der Rechte erlangt, bis gegen 1821 im Notariat, das er sodann mit der Advokatur vertauschte. Bereits 1807 hatte er

sich verheirathet. Den größten Theil seiner damals fertigen Poesien enthalten die Jahrgänge s eines in Verbindung mit den Freunden Pfeffel, Arnold, Lamey, Hebel u. A. herausgegebenen „alsatischen Taschenbuchs", das zum Zweck hatte, den Sinn der Elsäßer mehr und mehr für deutsche Dichtung zu wecken und sie mit den Schönheiten ihres Landes bekannt zu machen. 1835 besorgte er eine Gesammtausgabe seiner „Gedichte und prosaischen Schriften" in 3 Bänden zum Druck, erlebte aber nur das Erscheinen der beiden ersten, da ihn bereits am 28. December genannten Jahres der Tod von dannen rief.

* * *

Stöber stellte sich gleichsam vermittelnd (heißt es in den „Elsäßischen Neujahrsblättern für 1846, herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte") zwischen Frankreich und Deutschland. Sein Wahlspruch war: ‚Meine Leier ist deutsch, sie klinget von deutschen Gesängen; liebend den gallischen Hahn, treu ist, französisch mein Schwert. Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen: Elsaß heißet mein Land, Elsaß, dir pochet mein Herz!' In diesem Sinne schrieb und wirkte er bis an sein Ende. Menzel tadelte seinen französischen Patriotismus streng; doch war dieser Patriotismus weder ein gemachter noch geheuchelter, sondern ging aus seinem innersten Wesen hervor. Konnte es ihm, der vorzugsweise Elsäßer war, zum Verbrechen angerechnet werden, daß er Männer wie Foy, Benjamin Constant u. A. pries, deren segensreiches Wirken sich auch auf das Elsaß erstreckte, das lange genug unter dem Drucke der Restauration geschmachtet hatte? — Das Lied im weiteren Sinne war seine Sphäre, und seine dießfälligen Leistungen tragen die Vorzüge und Mängel der verschiedenen Schulen, die auf ihn einwirkten. Wie bei einigen unserer besten Liederdichter spielt auch bei ihm die Empfindung hie und da in Empfindelei über, das Gefühl erzeugt krankhafte Bilder, oder die verschiedenen Nüancen des Gedichts stechen zu grell von dem angeschlagenen Grundton ab. Doch trifft ihn dieser Vorwurf nur selten, und die meisten seiner Lieder sind frische gesunde Ergüsse eines weder im Treibhause noch im Zwang der Schule verkümmerten Herzens, das sich jene schöne Jugend, welche der Segen und die Wiegengabe des Dichters ist, zu bewahren wußte. Die Quellen, aus denen er seine schönsten Lieder schöpfte, heißen: Natur und Liebe, Vaterland, Freiheit und Wahrheit. Sein elsäßisches Vaterlandslied: ‚Sag an, wo ist ein Land so schön' &c. lebt als ächtes Volkslied im Munde aller deutsch redenden und deutsch singenden Elsäßer. Als Dialektsdichter im Liede behauptet er noch immer den ersten Rang unter den elsäßischen Sängern. Seine frühesten poetischen Produkte tragen das Gepräge der älteren deutschen Dichterschule; die in seiner mittleren Lebensperiode entstandenen lehnen sich im Wesentlichen an Goethe und die Romantiker, während seine jüngsten Arbeiten den Einfluß der schwäbischen Schule nicht verleugnen können.. — Das Tüchtigste hat er nur da zu leisten vermocht, wo seine Gedichte der unmittelbare Ausdruck, der Reflex seines inneres Lebens sind. Glücklich durchgeführt sind auch die Romanzen, da wo sie mehr aus subjektiver Anschauung hervorgehen und sich dem Liede nähern, besonders auch mehrere humoristische aus späterer Zeit.

Er hat veröffentlicht:

Die Tempelherren, Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach dem Französischen von Raynouard. Straßburg 1806.

Alsatisches Taschenbuch (auf die Jahre 1807 und 1808). 2 Jahrgänge. Daselbst.

Blätter dem Andenken Pfeffels gewidmet. Ebd. 1810.

Lyrische Gedichte. Ebd. 1811.

Gedichte (der vorigen 2ten Auflage). Basel 1814. 3te Aufl., Stuttg. u. Tüb. 1821.

Straßburgs Jubelfeier der Reformation, ein Gedicht mit historischen Anmerkungen. Ebd. 1817.

Daniel, oder der Straßburger. Lokalposse. Ebd. 1823.

Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen. Straßb. und Paris 1826.

Leben J. F. Oberlin's, Pfarrers zu Waldbach (franz.). Ebd. 1826.

Sammlung auserlesener Stücke aus der schönen Literatur der Deutschen (gemeinschaftlich mit Noël). Ebd. 1828.

Sämmtliche Gedichte und kleine prosaische Schriften. 3 Bde. Straßb. 1835. 36.

Verschiedene Uebersetzungen aus dem Französischen des Chateaubriand, Picard, La Mennais u. A.

236. Hohenburg.*)

Die Eiche rauscht; des Wasgau's Felsenspitzen
Erheben sich zu heil'gen Wolkensitzen,
Es prangt ihr Haupt im Mondesschein verklärt;
Der Vorwelt Geist beginnet seine Feier,
Gestalten treten aus dem Nebelschleier,
Dort wird der Sehnsucht stilles Glück gewährt.

Erhabne Hohenburg, sei mir gepriesen!
Ich seh' des Lebens Schimmerlicht zerfließen,
Gehüllt in deiner Tannen ernstes Grün;
Laß ruhen mich in ahnungsvollen Träumen,
Umschirmt von deinen moosbedeckten Räumen....
Wie Heil'genglanz die Sterne dich umblüh'n!

Die Eiche rauscht; was glänzet in den Lüften?
Was senkt sich leuchtend nach den Felsentriften?
Schwebt eine Himmelsbraut am Lichtgefild?
Mein irdisch Aug' vermag nicht sonder Grauen
Nach dir, du Strahlende, hinan zu schauen,
Wer bist du, Jungfrau, wie die Engel mild?

„Ich bin Odilia!" verkünden Töne,
Wie Harfenklang; in ihrer ew'gen Schöne
Senkt huldvoll sich die Heilige herab;
Ein Rosenduft umfließet ihre Glieder,
Sie lächelt liebend zu der Stätte nieder
Und segnet mit des Kreuzes Wunderstab.

---

*) Hohenburg [das Odilienkloster] liegt auf einer der höchsten Spitzen der Vogesen oder des Wasgau's, sechs Stunden von Straßburg. Hier hatte Attich oder Ethich [Adalsicus Athicus], der ums Jahr 662 von Childerich II. das Herzogthum Elsaß erhielt, seinen Wohnsitz. Von Herzog Attich stammen die Fürstenhäuser Oesterreich-Habsburg und Baden-Zähringen ab. Attichs Gattin hieß Bereswinde; seine Tochter war die durch ihre Heiligkeit und Wunder bis auf die heutigen Zeiten berühmte Odilia. Attich schenkte ihr sein Schloß Hohenburg zu einem Frauenkloster, dessen Aebtissin sie wurde. Sie kann als Schutzheilige des Elsasses betrachtet werden.

„Ihr Berge, tönt's, „einst meines Lebens Zeugen,
Seid mir gegrüßt in nächtlich frommem Schweigen!
Der Tod zerstöret nicht der Liebe Band;
Von jenen Sternen, wo die Sel'gen wohnen,
Entflieh' ich gern zu deinen Regionen.
Sei mir gegrüßt, du meiner Väter Land!

Wie eine Mutter will ich dich umschweben,
In meinen Schutz hat dich mir hingegeben
Mariens Gunst, die Himmelkönigin.
O heilig sei dir, Pilger in dem Staube,
Der unsichtbare Gott, der hohe Glaube,
Der Unschuld und der Einfalt stiller Sinn!“

Und ‚heilig! heilig!‘ schallt es aus den Hallen
Der klösterlichen Burg, und Nonnen wallen
In langsam feierlichem Zug hervor.
Und Ritter, Herzog Attich an der Spitze,
Mit glüh'ndem Helm und Panzer, gleich dem Blitze
An Glanz, gesellen sich zum frommen Chor.

Und aus den Felsenklüften treten Geister,
Und alle loben ihren Herrn und Meister. —
Die Eiche rauscht, die düstre Tanne bebt, . . .
Gebietend hebt Odilia die Rechte, . . .
Zerflossen ist die seligste der Nächte,
Der heil'ge Zug ist meinem Blick entschwebt.

Der Morgen graut, es füllt die heitre Sonne
Die Welt mit neuem Leben, Licht und Wonne;
Doch ach! verwaiset ist des Sängers Brust.
Im Kreise der Verklärten durft' er weilen:
Wer kann die Sehnsucht nach der Heimat heilen!
Nur in der Heimat blüht die ew'ge Lust.

237. Die Nachtwandlerin.

Dichtumschlungen, schwarze Schatten,
Sich mit grauen Nebeln gatten,
Und das falbe Mondenlicht
Zitternd durch den Eichwald bricht;
Mich ruft Mitternacht,
Fledermaus und Eule wacht,
Ich muß wandeln . . . Stille! stille!

Ach ihr kennt sie nicht, die Geister!
Kennet nicht den hohen Meister,
Dem wir alle unterthan!
Er bezeichnet meine Bahn:
Wenn euch Schlummer deckt,
Mich ein trübes Leben weckt,
Rastlos treibend . . . Stille! stille!

Ihr kennt Glauben, Lieben, Hoffen,
Doch das Schauen ist mir offen,
Und die Welt sich mir enthüllt,
Reich mit Wundern angefüllt.
In der Berge Schlund,
In der Meere tiefen Grund
Schau' ich sinnend . . . Stille! stille!

Meine Nähe ist die Ferne,
Meine Lichter sind die Sterne,
Meine Blindheit ist mein Hort,
Und mich zieht's von Ort zu Ort:
An der Tiefe Rand
Leitet mich der Geister Hand
Ernst und schaurig . . . Stille! stille!

In der Träume bunt Getriebe
Seh' ich Haß und süße Liebe,
Heitre Wahrheit, düstern Wahn;
Innrer Sinn ist aufgethan;
Mensch, wie groß! wie klein!
Schuldbeladen! kindlich rein!
Schlummert Alle! . . Stille! stille!

Sei mit euch der Seele Frieden!
Mir ist Ruhe nicht beschieden
Unter'm häuslichtrauten Dach;
Ueber Fels und Flur und Bach
Muß ich Mägdlein ziehn,
Leicht umhüllet; um mich hin
Brausen Stürme . . . Stille! stille!

Vieles hab' ich schon gefunden,
Nur den Einen, mir entschwunden,
Den Geliebten such' ich auf,
Er beflügelt meinen Lauf;
Fern deckt ihn das Grab;
Rascher, rascher, Wanderstab! . . .
Horch! es rauschet! . . . Stille! stille!

Die Cypresse weht am Hügel . . .
Hebst dich, meines Geistes Flügel?
Heil'ge Engel! welch ein Glanz!
Des Geliebten Todtenkranz! —
Ewig, ewig dein! . . .
Senkt auch mich in's Hüttchen ein! . . .
Brichst nun Herz, . . . bist stille! stille!

238. Der Fund.

Auf seiner Burg, beim Lampenschein,
Liegt Ritter Curt von Falkenstein,
Wie Geister bleich und hager;
Er wälzt sich hin, er wälzt sich her,
Kein milder Schlaf begrüßt ihn mehr
Auf dem verwaisten Lager.

Ihm ward die heißgeliebte Braut
Zum süßen Weibe angetraut,
Drei Jahre sind entschwunden;
Mit ihnen ist sein Glück entfloh'n,
Es schallt der Glocke dumpfer Ton:
Das Grab deckt Kunigunden.

Der Morgen graut. „Hallo! mein Roß!“
Curt eilet vom verhaßten Schloß,
Die treuen Knappen beben.
Er jagt Berg auf, er jagt Berg ab,
Die Welt ist ihm ein weites Grab
Und Mitternacht das Leben.

Es wankt, in Wolken eingehüllt,
Der Eichenwald, der Sturmwind brüllt,
Im rollenden Gewitter;
Den Felsen färbt des Blitzes Gluth,
Die Felder deckt des Stromes Fluth,
Verzweiflung treibt den Ritter.

Laut heult er seine heiße Qual
Den Höhen und dem tiefen Thal,
Und fluchet dem Geschicke;
Der Wand'rer, der vorüber zieht,
Erbleichet, schlägt ein Kreuz, und flieht
Vor seinem starren Blicke.

Curt jagt dahin bis, athemlos,
Sein Roß, in eines Waldes Schooß,
Mit mattem Tritte weilet;
Er schaut umher, sieht eine Kluft,
Die ernst und schaurig, wie die Gruft,
Des Forstes Dickicht theilet.

Rasch eilet er dem Abgrund zu:
„Ha, deine Tiefen geben Ruh',
„Vom Todeshauch umschwebet!“ . . .
Da dringt, aus dem Gebüsch hervor,
Ein banger Schrei zu seinem Ohr,
Der seine Brust durchbebet.

Unwiderstehlich zieht es ihn,
Durch Busch und Moor und Schilf dahin,
Zu einer lichten Stelle;
Von rauhen Stürmen wild umweht,
Verlassen hier ein Hüttchen steht,
Ein Kind liegt an der Schwelle.

Dabei ein Blatt, von Thränen warm,
Darauf: ‚O daß sich Gott erbarm'
Der kleinen Kunigunde!‘
Der Ritter liest, sein Auge fühlt
Die erste Zähre und es kühlt
Sich seine heiße Wunde.

Das Mitleid siegt, sein Blick wird mild:
„Sei meiner Holden Ebenbild,
Du sollst bei mir nun weilen!“
Er hebt das Mägdlein auf sein Roß,
Man sieht ihn still nach seinem Schloß
In sanfter Wehmuth eilen.

Der Blitz erlischt, der Donner schweigt,
Und zu den grauen Hügeln neigt
Der blasse Mond sich nieder.
Curt fühlt in seinem Busen tief
Ein heil'ges Wort, das zu ihm rief
Wie leise Geisterlieder:

‚Wer den Verlaß'nen liebend pflegt,
Die Waise sanft, im Schooße, hegt,
Wer lindert fremde Schmerzen,
Dem wischt des Mitleids zarte Hand,
Hindeutend nach dem bessern Land,
Den Gram vom eig'nen Herzen.‘

---

239. Das Schloß Stein.*)

Es herrschten auf der Veste Stein
Die Herr'n von Rathsamhausen,
Sie zogen aus, sie zogen ein;
Bei wildem Spiel und Schmausen
Verpraßten sie des Raubes Frucht
In ihres Schlosses Felsenschlucht.

Es war der Ritter rohe Brust
Dem Panzer gleich von Eisen;
Sie kannten keine süße Lust,
Nie durft' in zarten Weisen
Des Minnesängers Rundgesang
Ertönen zu dem Harfenklang.

Blickt auch ein Fräulein noch so mild,
Ihr Auge flammte trüber,
Sie zogen vor des Heilands Bild
Mit wildem Sinn vorüber;
Doch rauschte der Erschlag'nen Blut,
Da fühlten sie sich wohlgemuth.

Banditen nahmen sie in Sold
Zu morden, zu verheeren,
Und sannen stets mit Gut und Gold
Den reichen Schatz zu mehren;
Sie lauerten im Hinterhalt,
Dem Tiger gleich, im dunkeln Wald.

Entsetzen faßte weit umher
Die Wanderer im Thale,
Der Ritter Schuld wuchs mehr und mehr
Mit jedem Abendstrahle:
Da regte sich der Rache Geist,
Der forschend jede That umkreist.

Wer reichte Hilf' in harter Noth?
Wer brach die Felsenmauer?
Wer gab den Frevlern blut'gen Tod?
Verbannte Schreckensschauer?
Du warst es, Straßburg, Vaterstadt!
Dir Ruhm und Preis für diese That!

Die kecke, muth'ge Bürgerschaar
Läßt froh das Schlachtschwert blinken;
Der Freiheit Sohn kennt nicht Gefahr,
Die Veste mußte sinken!
Sie rufen: ‚Straßburg! Straßburg hier!‘
Und pflanzen auf das Siegspanier.

---

*) Das Schloß Stein (Château Laroche) im Steinthale wurde von sogenannten Raubrittern bewohnt. Es ward bereits im Jahr 1099 zerstört, doch wieder aufgebaut. Die Plündereien, die Angriffe auf den Landstraßen beeinträchtigten den Handel Straßburgs. Seine Bürger zogen mit den Leuten des Bischofs und des Herzogs von Lothringen vor die Burg, eroberten und zertrümmerten sie. Dies geschah im Jahr 1467.

---

240. Der Lickermann.

Der Lickermann war ein Gezwerg,
Haust' einst am Haselbach,
Dort wo herunterstürzt vom Berg
Der Wasserfall so jach.

Es war ein Zwerglein böser Art,
Ein schlimmer Schadenfroh;
Er schmunzelte und strich den Bart,
Geschah ein Unglück wo.

Sein Blut war Gift, die Brust voll Neid,
Im Blicke war's zu seh'n;
Drum übt er Unfug stets und Leid,
Konnt's immer nur gescheh'n.

Stein' wirft er unter's Mühlenrad,
Daß schnell die Mühle schweigt,
Indeß er auf verborg'nem Pfad
Ganz still von dannen schleicht.

Nachts öffnet er gar manchen Stall,
Daß Kuh und Lamm entrinnt,
Und wo er geht, ist überall
Auf Tücken er gesinnt.

Einst aber trieb er's gar zu graus,
Der kleine Höllenbrand,
Legt' Feuer an ein Hirtenhaus,
Daß es zu Asche brannt'.

Dies sah von seinem Nideckschloß
Der große Riese Dyck,
Und zornentflammt herniederschoß,
Packt's Zwerglein am Genick;

Stellt's auf den höchsten Felsenstein
Mit wildem Grimme hin,
Und ruft der Mutter Alme fein,
Der Feenkönigin.

Sie tritt aus einem Höhlenschlund
Zum Riesensohn heran;
Der machet ihr den Frevel kund,
Den Lickermann gethan.

Das Zwerglein zappelt, flehet, bebt,
Heult in den Mondesschein.
Umsonst! Die Fee mit ihm entschwebt,
Spricht: „Eule mußt du seyn.“

Sie hebet ihren Zauberstock
Zur bleichen Wolk' hinan,
Da hüllt ein grauer Federrock
Den kleinen Lickermann.

Da starret er mit wildem Graus,
Die weiten Augen glühn;
Als wär's die Flamm' im Hirtenhaus,
Sie drohend abwärts sprüh'n.

Nun stöhnt als Uhu er umher,
Haust in der Felsen Schacht,
Muß ziehen mit dem wilden Heer
In finst'rer Mitternacht.

---

241. Kaiser Sigismund in Straßburg.

Sei mir gelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemüthlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte!
Du lebest in der Saiten Klang
Und traulich schwebst du, im Gesang
Verjüngt, in unsrer Mitte.

Heil sei dir, Kaiser Sigismund!
Gern' macht dein Lob die Leier kund,
Du Liebling holder Frauen!
Dein Bild schwebt mir so freundlich nah'! ...
Horcht! . . . was in Straßburg einst geschah,
Will euch mein Lied vertrauen. —

Der Herrscher, den ich euch genannt,
Zog ruhmbekränzt durch Stadt und Land,
Viel Fehden er geschlichtet,
Gedämpft der Kirche bittern Streit,
Und über Völker nah' und weit,
Nach Recht und Fug gerichtet.

Da ward zu seiner Thaten Lohn
Ihm zuerkannt die Kaiserkron';
Drum rafft, mit Roß und Mannen,
Er sich aus Welschland rüstig auf,
Und ziehet, nach des Rheines Lauf,
Gen Aachen nun von dannen

Und Straßburgs Mauern ihn umfahn;
Hier, jedes Herz ihm unterthan,
Mag es ihm baß gefallen.
In freier Stadt, mit freiem Sinn,
Läßt er der Krone Sorgen flieh'n,
Wo deutsche Becher schallen.

Legt ab die strenge Majestät;
Bei Scherz und Spielen früh und spät,
Da mag er gern verweilen;
Der Frauen und der Mägdlein Flor
Umblühet ihn, in holdem Chor,
Die Stunden rasch enteilen.

Als vom Bankett um Mitternacht
Der Kaiser schied in seiner Pracht:
Umstrahlt vom Fackelglanze,
Da luden ihn die Weibchen fein
Auf Morgen in die Herberg ein,
Den Hohensteg, zum Tanze.

Es spricht der Fürst ein freundlich: Gern!
Und . . . kaum erbleicht der Morgenstern . . .
Naht schon der Trupp der Schönen;
Im Nachtrock noch, die Füße baar,
Eilt Sigmund mit der holden Schaar,
Und Pauk und Zimbel tönen.

Es ließ in jener biedern Zeit
Sich, selbst im Rausch der Fröhlichkeit,
Kein Christenkind bethören,
Thut gläubig, was die Kirche will:
Sie zieh'n in's Münster, ernst und still,
Die Frühmess' anzuhören.

Dann wieder hört man scherzend Wort,
Der Zug bewegt sich fröhlich fort,
Wogt sonder Rast noch Ruhe;
An einer Bude macht er Halt,
Die Frauen kaufen alsobald
Dem Kaiser ein Paar Schuhe.

Und lustig ging's Straß' aus, Straß' ein,
Nun tanzend, in dem Wirbelreih'n,
Bis zu des Festes Saale;
Den Becher schwinget Sigmund's Hand:
„Den Frauen und dem Vaterland!“
Er grüßt mit dem Pokale.

Froh schwinden sieben Tage hin;
Der Kaiser muß nun fürbaß zieh'n,
Zum Krönungsfest sich wendet;
Vorerst den Frauen allzumal,
Zweihundert fünfzig an der Zahl,
Er güld'ne Ringlein spendet. —

So hat das Zarte sich vermählt
Mit Herzen, die der Muth gestählt,
In unsrer Väter Mitte.
Sei hoch gelobt, du alte Zeit,!
Voll Einfalt und Gemüthlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte!

Karl Friedrich Gottlob Wetzel,

der Sohn eines unbemittelten Tuchmachers, war am 14. September 1779 in Bautzen geboren. Unter drückenden äußeren Verhältnissen studirte er in Jena und Leipzig Medizin, beschäftigte sich aber dabei viel mit neuer Literatur, übersetzte Romane, dichtete und verfaßte allerhand schriftstellerische Arbeiten, meist zwar aus Geldnoth, jedoch mit einem heiteren, frischen Geiste. Nachdem er etliche Jahre ambulirend in mehreren Städten Sachsens zugebracht hatte, ward er zu Erfurt 1805 Doktor der Medizin und verheirathete sich 1806. Jetzt nahm er seinen Aufenthalt in Dresden, machte sich daselbst durch medizinische und satyrische Schriften von einer vortheilhaften Seite bekannt, folgte dann seinem Freunde v. Schubert (zur Zeit Professor in München) nach Nürnberg, und begab sich 1809 in Folge eines ihm von Hegel gewordenen Antrags, die Redaction des „Fränkischen Merkur" zu übernehmen, nach Bamberg. Er begann dieselbe im nämlichen Jahre und brachte es in dem Zeitraume von 1810—14 dahin, daß der „Merkur" selbst der Allgemeinen Zeitung den Rang streitig machte. Wetzel war ein trefflicher, gewissenhafter, unerschrockener Redacteur, ein Feind jeder Lüge, ein Unterdrücker des Gemeinen und Oberflächlichen, ein muthiger Verkündiger alles Edeln, Schönen und Guten. Im Jahr 1815 aber wurde seine Zeitung sistirt, sein Schreiben an den Minister Montgelas blieb unbeantwortet. Dem Verleger ward eröffnet, daß er das Unternehmen nur dann fortsetzen dürfe, wenn er einen andern Redacteur stellte. Dieser fand sich in der Person des Dr. Brendel; Wetzel aber setzte die Leitung des „Merkur", wiewohl er ihn und seine Familie nur spärlich ernährte, fort, nicht ohne Anfeindungen von Seiten der Regierung und unter fortwährender stiller Beaufsichtigung der Polizei. Vier Jahre später entriß ihn der Tod seiner in bitterster Noth zurückgebliebenen Familie am 29. Juli 1819.

* * *

Wetzel vereinigte als Mensch und Dichter vortreffliche Eigenschaften. Begeisterung und Adel der Gesinnung durchdringt alle seine Schöpfungen, ein sinniges Gemüth tritt uns überall entgegen. Ihm gebührt ein ehrenvoller Platz unter Deutschlands Lyrikern, nicht allein in Betracht seiner von Vaterlandsliebe glühenden „Kriegs- und Sieglieder" von 1813 und anderer Gedichte voll hinschmelzender Innigkeit, sondern auch der Balladen und Romanzen, welche sich bei reicher Phantasie durch Klarheit, plastische Kräftigkeit der Darstellung und volksthümlichen Ton vor vielen auszeichnen, wenn schon die Form nicht immer befriedigt und manchen das festere Kunstgepräge abgeht. Seine dramatischen Leistungen: „Jeanne d'Arc" und „Hermannfried" sind reich an mannichfaltigem Verdienste. Auch als geistreich-gemüthlichen Humoristen bewährte er sich durch sein lyrisch-didactisches Gedicht „Rhinozeros" und vornehmlich den „Prolog zum großen Magen", der jenen heillosen Gnomen- und Erdgeist schildert, dem die Seele blos im Magen sitzt. — Unter seinen kritischen Arbeiten ist besonders die Rezension von Müllner's „Yngurd" wichtig geworden.

Schriften:

Gedichte. Leipzig 1803.
Rhinozeros. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht. Anhang zu Tiedge's Urania. Nürnberg 1810. — N. Titel-Ausg. 1828.
Aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1813. Vierzehn Lieder, nebst Anhang. Altenburg 1815.
Prolog zum großen Magen. Ebd. 1815.
Schriftproben (Gedichte). Bamberg 1814—18.
Hermannfried, letzter König von Thüringen. Trauersp. in 5 Aufzügen. Altenb. 1817.
Jeanne d'Arc. Trauersp. in 5 Aufzügen. Ebd. 1817.
Gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgeb. von J. Funck. Lpz. 1838.

---

242. Schmetterlingskönig.

O Lilia, o Lilia!
Dein Leid geht mir zu Herzen,
Doch ist vielleicht der Balsam nah
Für deine Liebesschmerzen.

Als ich ein kleines Kind noch war,
Ich ging in Vaters Garten
Am schönsten Morgen früh im Jahr,
Der Blumen wohl zu warten.

Und als ich kam zum Mandelbaum,
Er stund in voller Blüthe,
Ich hör' ein Singen aus dem Baum,
Das rührt all' mein Gemüthe.

Ich schaue wohl zum Wipfel auf,
Von wannen kam das Singen,
Saß hoch ein Sommervogel drauf
Mit großen, goldnen Schwingen.

Hatt' auch ein Krönlein goldenklar
Auf seinem Haupte schweben,
Sein Lied das klang so wunderbar:
‚O Lilia, süßes Leben!'

Und: ‚Lilia, ach Lilia,
Daß ich dich endlich fände!
Ich suchte dich wohl fern und nah
Bis an der Welt ihr Ende.' —

Das hört die junge Königin:
„Er ist es, den ich meine!
Nach ihm nur steht mein Herz und Sinn,
Nach ihm ich täglich weine.

In unsrer Kindheit lebten wir
Geschwisterlich beisammen,
In Einer Blume blühten wir
In goldnen Sonnenflammen.

Da kam ein buhlerischer Wind,
Nahm ihn von meiner Seite,
Ich sah ihn ein geflügelt Kind
Verschweben in die Weite.

Wohl brach für Leid mein armes Herz,
Wär' schier in Gram vergangen,
Am Boden wurzl' ich fest für Schmerz
Mit lilienblassen Wangen.

O Florámor, o Floramor!
Hör' mich in deiner Ferne!
Neigst du nur Einmal mir dein Ohr,
Ich sterbe dann wie gerne!" —

Dem König däucht', es ist ein Traum,
Sie aber ruft ihn wieder —
Da sank er wohl vom Mandelbaum
In ihren Schooß hernieder.

243. Das Kind im Berge.

Es brennen am Berge drei Flämmelein
Mit seltsam grün' und blauem Schein;
Johannistag um die Mittagsstund',
Da thut sich auf der schwarze Schlund.

Johannistag um die zwölfte Stund',
Da steht wohl auf des Berges Grund,
Und wer es wagt und hat den Muth,
Der findet drin viel reiches Gut.

Es spielen am Berge Kinder klein,
Sie lesen bunte Blümelein;
Ein Kind verläuft sich in die Kluft,
Dieweil die Glocke Zwölfe ruft.

Die Kinder spielen in guter Ruh,
Der Berg, der thut sich wieder zu;
Sie rufen, suchen hin und her,
Sie finden keinen Eingang mehr.

Des Kindes Aeltern jammern sehr:
„Arm Kind, dich seh'n wir wohl nimmermehr!"
Und über Jahr und Tag geschah,
Die Kinder spielen wieder da.

Wohl über's Jahr zur selben Stund',
Da thut sich wieder auf der Schlund,
Das Kind kommt frisch und roth heraus,
Trägt noch in Händen seinen Strauß.

Deß wird des Orts ein groß Geschrei,
Und Vater, Mutter läuft herbei;
Die Beiden gar verwundert steh'n,
Sie meinen, einen Geist zu seh'n.

„Mein Kind, süß Kindlein lieb und traut,
Und hat dir unten nicht gegraut?
Und fraß dich nicht in schwarzer Nacht
Der Hund, der bei dem Schatze wacht?"

‚O Mutter, du warst ja bei mir,
Weißt Alles wohl, was fraget ihr?
Hab' keinen schwarzen Hund geseh'n;
Es war da unten licht und schön.

Und gleich, wie ich herunter kam,
Auf ihren Arm mich Mutter nahm,
Sie gab mir Zuckerbrod und Wein,
Und sang auf ihrem Schooß mich ein.'

Die Alten hochverwundert steh'n,
Sie preisen Gott, und heim nun geh'n;
Da ist die alte Hütte fort,
Ein reiches Schloß stund an dem Ort.

Das Kind ward lieblicher Gestalt,
Zu hohen Ehren kommt es bald,
Und noch bis auf den heut'gen Tag
Zeigt man den Ort, wo das geschach.

244. Geisterweihnacht.

Ein Reiter jagt durch's Feld zu Nacht,
Da wird sein Roß ihm scheu,
Er treibt und spornt mit aller Macht,
Das Roß will nicht vorbei,
Und wie er umschaut heiß und wild,
Er hält am Kirchhofsthor,
Da tritt ein hohes Mannesbild
In Rittertracht hervor;

Hebt ihn vom Rosse leicht und schnell,
Führt ihn zum Friedhof ein:
Da funkt der ganze Garten hell
In wunderbarem Schein;
Auf jedem Grabe brennt ein Licht,
Als wie ein kleiner Stern.
Der Fremde spricht: ‚Sohn fürcht' dich nicht!
Wir loben Gott den Herrn!

Du weißt, daß heute Weihnacht ist,
Die benedeite Nacht,
Wo uns geboren Jesus Christ,
Zu tilgen Satans Macht;
Dies Fest, so hehr und freudenreich,
Begehn die Todten auch,
Im ganzen weiten Geisterreich
Herrscht dieser heil'ge Brauch.'

Der Jüngling schaut ihm in's Gesicht,
Der Ton klang ihm bekannt:
„Herr Gott, bist du mein Vater nicht?" —
Und die Gestalt verschwand. —
Indem da wird es still und hehr,
Dem Jüngling pocht sein Herz,
Die Lichter wachsen mehr und mehr
Und brennen himmelwärts,

Und weben wunderlichen Tanz'
Und wallen ab und auf, —
Da geht ein morgenrother Glanz
Im tiefen Osten auf, —
Da schwebt Sie unter Sternen hin,
Die Mutter sammt dem Kind,
Und um die Himmelskönigin
Viel tausend Engel sind.

Und wie des Himmels Herrlichkeit
Hoch droben fürder zieht,
Der ganze Kirchhof weit und breit
Stimmt an ein leises Lied;
Das Lied das klang so wundersam,
Wie keine Zunge spricht,
Der Jüngling wohl den Laut vernahm,
Doch er verstund ihn nicht.

Bald wird es finster hie und dort,
Die Lichter löschen aus;
Der schöne Jüngling reitet fort,
Kommt leichenblaß nach Haus,
Bleibt seit der Zeit in sich gekehrt,
Und blüht zusehends ab; —
Der Weihnachtsabend wiederkehrt,
Der Jüngling schläft im Grab.

245. Kirchgang.

‚Ach Kinder, liebste Kinder mein,
Möcht' gern zur Kirche heut,
Zum lieben Osterfeste —
Die freudenreiche Zeit!' —

„Ach Mutter, liebste Mutter,
Wie alt und schwach seid Ihr!
Die Kirch' ist weit gelegen
Am Berg, zwei Stunden schier." —

‚Ach Kinder, liebste Kinder mein,
Verlangt mich doch so sehr!' —
„Wir tragen Euch zur Kirche
Wohl sonder groß Beschwer."

Sie nahmen die Mutter Beide
Auf ihre Arme gut,
Sie tragen sie zur Kirche
Mit frischem, frohen Muth.

Da betet die Mutter mit Brünsten:
‚Ach, reicher Vater mein,
Wollst meinen armen Kindern
Das schönste Glück verleihn!'

Sie fühlt sich bald erhöret,
Die Söhne suchet sie,
Die schliefen bei grünen Bäumen
Wohl von des Weges Müh'.

Die Mutter suchet lange,
Trifft sie am Ende hier.
‚Ach Kinder, herzliebste Kinder,
Ach, wie so blaß seid ihr!'

Da schaut sie Engel schweben,
Zween Engel himmelwärts;
Todt lagen die Kinder beide,
Der Mutter brach ihr Herz. *)

*) Vergl. damit das Gedicht Nro. 197, „Biton und Kleobis" von K. G. Th. Winkler (Th. Hell).

246. Graf Ulrich von Wirtemberg.

Von Wirtemberg Graf Ulrich ritt jagen einst im Wald,
Da lockt ein wunderstolzer Hirsch ihn von den Seinen bald,
In eine öde Gegend zuletzt er ist gekommen,
So nie sein Fuß betreten, noch er davon vernommen.

Nicht lang, kommt ihm entgegen ein Ritter mit einer Frau'n,
Auf rabenschwarzen Rossen, gar stattlich anzuschau'n;
Herr Ulrich höflich grüßet, die Beiden aber schweigen,
Und danken keines Lautes, noch sich dem Ritter neigen.

Bald sieht noch mehr dergleichen Herr Ulrich zieh'n daher,
Bis ihrer, Mann und Frauen, wohl hundert oder mehr,
Je Paar und Paar zu Rosse, mit schweigenden Geberden;
Wie fein Herr Ulrich grüßet, kein Danken mag ihm werden.

Ein Weib fuhr noch alleine zu hinterst in der Schaar,
Die dankt mit: „Gott vergelt' es!" Wie froh Herr Ulrich war,
Daß er Gott höret nennen! Darauf die Frau er frug:
Wer diese Leute wären in so seltsamem Zug?

„Laßt Euch das nicht verdrießen," gibt ihm die Frau Bescheid,
„Dieweil wir Niemand grüßen, denn wir sind todte Leut'."
„„Wie aber,"" spricht Herr Ulrich, „„Eu'r Mund ist frisch und roth?""
„Ach," spricht sie, „das ist nur der Schein, denn ich bin auch schon todt.

Wohl zwanzig Jahr und drüber erstorben ist mein Leib,
Die Seele aber leidet Qual!" seufzt das betrübte Weib. —
„„Das aber nimmt mich Wunder, daß Ihr alleine fahrt,""
Spricht Ulrich, „„da die Andern doch Mann und Frau gepaart.""

„Der Ritter, den ich haben soll," spricht sie, „ist noch nicht todt,
Und führ' ich lieber stets allein in meiner großen Noth,
Dafern er Buße thäte für seine bösen Werk'!" —
„„Wie heißt,"" spricht er, „„der Ritter?"" —„ Ulrich von Wirtemberg!" —

„„Herr Gott, das bin ich selber! — Und Ihr?"" — Da spricht die Frau:
„Ich mein', Ihr sollt mich kennen; beschaut mich nur genau!
Mein Herr war ausgeritten, ich ließ Euch ein zur Stund',
Da habt Ihr mich geküsset auf meinen rothen Mund.

O wollte Gott im Himmel, ich hätt' Euch nie gesehn!" —
""Und kann nichts,"" spricht Herr Ulrich, ""für Eure Ruh' gescheh'n?""
"Ach! aller Pfaffen Beten ist wohl an mir verdorben,
Dieweil ich sonder Beichte in Sünden bin gestorben."

So ritten sie zusammen wohl Feld und Holz hindurch,
Bis daß der Haufen kommen vor eine hohe Burg
Mit vielen starken Thürmen und solcher reichen Zier,
Wie keine noch gesehen Herr Ulrich für und für.

Da stiegen von den Rossen die edlen Ritter ab
Und huben ihre Frauen gar zierlich auch herab;
Nun saßen sie darnieder je zwei im grünen Gras,
Und jene Frau am Ende allein verachtet saß.

Da trugen Diener Speisen, die köstlichsten, herein
In güldenen Geschirren, und schenkten kühlen Wein;
Sie setzten auch Herrn Ulrich vor, da sprach zu ihm das Weib:
"Du, hüt' dich anzurühren! Es kostet dir den Leib!"

Da hat er sich vergessen, daß er wohl auf den Tisch,
So rochen süß die Speisen, langt nach gebrat'nem Fisch;
Alsbald sind ihm verbrunnen von seinen Fingern drei
Als wie von höllischem Feuer, deß hub er laut Geschrei.

Kein Wasser mochte löschen, kein Wein den Höllenbrand,
Da faßt die Frau ein Messer, und über seine Hand
Hat sie ein Kreuz geschnitten, und wie nun floß das Blut,
Da ist davon gewichen des rothen Feuers Wuth.

Und nach dem Mahle huben die Ritter ein Turnieren,
Herrn Ulrich auch die Diener ein edel Roß vorführen;
Die Frau, die warnt ihn wieder, daß er es nicht bestieg,
Wie sehr sein Herz ihm pochte nach Ritterkampf und Sieg.

Nun das Turnier zu Ende, kam Saitenspiel und Reigen,
Herr Ulrich bot zum Tanze der Frau die Hand mit Neigen,
Doch wie er sie berühret, flugs fällt er todt darnieder,
Da gibt die Frau ein Kraut ihm ein, davon er lebend wieder.

Drauf sprach sie: "Herr, nun eilet, es naht dem Tage schon,
Und wie der Hahn nun krähet, wir müssen all' davon."
""Und ist denn Nacht?"" antwortet er, ""mir ist es vorgekommen
Wie heller Tag."" — "Der Wahn," spricht sie, "hat Euch den Sinn benommen.

Ihr findet," spricht sie weiter, "bald einen Waldsteig wohl,
Der Euch aus dieser Wildniß zum Ausgang bringen soll." —
Da wird alsbald ein Zelter wohl vorgeführt der Frauen,
Der wie in rothen Gluthen hellbrennend anzuschauen.

Als sie zu Roß gestiegen und sie der Zelter trug,
Sie grüßet ihn zum Scheiden, zurück ihr Aermel schlug,
Da schießt die helle Lohe von ihrem bloßen Arm,
Indem da kräht der Hahn und, hui! verschwindet all der Schwarm.

Und wie er schaut zurücke, Herr Ulrich, nach dem Schloß,
In blauen Schwefelflammen der Bau zusammen schoß,
Ein kläglich Schrei'n und Heulen von da herüber schallt; —
So ist er heim gekommen, der edle Graf, alsbald.

Da aber ihn die Seinen noch kaum erkennen mehr,
Verstellet und verwandelt sein Anseh'n also sehr,
Und er, der noch gewesen ein rüstiger Degen eh',
War eisgrau flugs geworden, sein Haupt und Bart wie Schnee.

Herr Ulrich bald nach diesem ist über Meer gefahren,
Hat ritterlich gefochten mit der Ungläub'gen Schaaren;
Daß er die viel elende Frau erlöst aus ihrer Pein,
Das mag durch Gottes Gnade ihm wohl gerathen seyn.

247. Frauensand.

Stavoren eine große Stadt
In Holland war vor Zeiten,
Eh' sie die See verschlungen hat
Sammt allen Herrlichkeiten;
Reichthum der Leute Herz verdarb,
Daß alle Gottesfurcht erstarb,
Und sie ihr Maß erfüllet.

Vor Allen eine Jungfrau ließ
Vom Argen sich bestricken,
Den Armen von der Thüre stieß
Mit schnöden Wort' und Blicken;
Sie trotzet auf ihr Gut und Geld,
Als wär kein Gott mehr in der Welt,
Zu strafen und zu lohnen.

Einst ihrem Schiffherrn rufet sie,
Hoffärtiger Geberde:
‚Auf, Meister, frisch! und schaff' mir hie
Das Köstlichste der Erde,
Eine Ladung voll des Allerbest'
In Süd und Nord, in Ost und West,
Es koste, was es wolle!'

Der Schiffherr flugs fuhr über Meer,
Kehrt bald mit guten Winden;
Vom schönsten Weizen bringet er,
So irgend nur zu finden.
‚Und, Meister, bist schon wieder da?
Ich dachte dich in Afrika,
Weihrauch und Gold zu holen.

Laß seh'n, was du geladen hast!' —
„Was?" spricht er, „ist als Weizen,
Was ist wohl edler? Eine Last
Bring' ich vom besten Weizen."
‚Was Weizen, solch gemeines Ding!' —
„Ach Fräulein, achtet nicht gering
Die edle Gottesgabe!

Schafft unser täglich Brod, wie wir
Im Vaterunser bitten!"
‚Schweig, Narr! und ich befehl' es dir
Flugs in die See zu schütten.' —
Dem Meister sträubet sich das Haar,
Er ruft zusammen eine Schaar
Von arm' und dürft'gen Leuten.

Und als die Frau am Strand erschien,
Ihr Machtwort zu vollenden,
Da liegt die Armuth auf den Knie'n:
„‚Frau, wollt das Korn uns spenden!'" —
‚In's Meer den Koth!' schreit sie mit Grimm,
Der Schiffer aber hub die Stimm':
„Habt Acht, daß Euch's nicht reue!

Solch böses Thun straft Gottes Zorn;
Euch wird sich's noch erfüllen,
Daß Ihr's gern aufläs't Korn für Korn,
Den Hunger Euch zu stillen." —
‚Du Narr, so wahr als das geschieht,
So wahr mein Auge wiedersieht
Hier diesen güldnen Reifen.'

Sie wirft den Ring in's Meer, und drauf
Muß man das Korn verschütten. —
Nicht lang, kommt ihr ein Fisch zu Kauf,
Und wie er aufgeschnitten,
Find't sich ein Ring — sie kennt ihn gleich,
Und wird für Schrecken todtenbleich;
O wehe, Gottes Finger!

Ein Bote kommt zur selben Stund':
„‚Frau, Eure ganze Flotte
Verschlang ein Theil des Meeres Schlund,
Theils fing sie Mohren-Rotte!'" —
Manch' Unstern noch bringt sie herab
In Jahr und Tag zum Bettelstab;
Hat müssen Hungers sterben.

Der Weizen aber, wo am Strand
Man ihn in's Wasser streute —
Es heißt die Stätte Frauensand
Von jener Frau noch heute —
Das Korn sproß nächstes Jahr zur Höh'
In dicken Halmen aus der See,
Doch trug es taube Aehren.

Keins aber nimmt des Zeichens wahr
Und läßt sich noch bedeuten,
Die Bosheit wuchs von Jahr zu Jahr
Bei reich' und armen Leuten;
Da trug sich zu das Wunderding,
Daß man im Stadtbrunn Hering fing
Und andern Seefisch schöpfte.

Bald drauf in einer Wetternacht
Die See schwoll brausend über,
Verschlingt die Stadt nach ihrer Pracht
Drei Viertheil' und darüber;
Noch immer sinken Hütten nach,
Und Armuth herrscht und Ungemach,
Der Segen wich von hinnen.

Auch wächst noch heute, wo die Stadt
Versunken und verschwunden,
Ein Gras, so keine Blüthe hat,
Und nirgend sonst gefunden.
Wenn hell die Sonn' auf's Wasser scheint,
Der Schiffer noch zu sehen meint
Im Grund der Thürme Spitzen.

248. Der Spielmann.

‚Es steht ein Spielmann vor der Thür.'
„Ruft ihn herein zum Feste!"
Er tritt wohl in den Saal herfür,
Und grüßt die muntern Gäste:
„‚Kennt ihr das Lied vom Rothbart nicht?'"
Spricht er mit ernstem Angesicht,
„‚Das Lied will ich euch singen.

Der Kaiser kam an einen Fluß
Im heil'gen Krieg gezogen,
Sein Heer wagt nicht hinein den Fuß,
Er stürzt sich in die Wogen,
Da sank er in der Rüstung schwer,
Es führt' ein Schiff den Leichnam her
Zum Land der Väter über.

Und wie der Sarg, darin er ruht,
Berührt den theuren Boden,
Da regt sich drinnen neue Gluth
Und frischer Lebensodem.
Der Träger Schaar erschrocken flieht,
Und als man nach dem Sarge sieht, —
Der Leichnam ist verschwunden.

Auf einem Berg, wie Sage geht,
In Thüring's güldnen Auen,
Da ist des Kaisers Majestät
In einer Kluft zu schauen;
Sein Bart durchwuchs den steinern' Tisch,
Sein Angesicht ist roth und frisch,
Das Aug' im Traum geschlossen.

Und nun vernehmt ein theures Wort,
Bewahrt's in Herzensgrunde!
Ein grauer Spielmann hört' es dort
Aus Kaisers eignem Munde:
Wenn siebenhundert Jahr' vorbei,
Dann lassen mich die Geister frei,
Mein Volk auf's Neu' zu grüßen.

Als Spielmann zieh' ich dann umher,
Mich soll kein Aug' entdecken,
Ich singe manche gute Mär,
Den alten Geist zu wecken;
Durch Liedes Kraft und Gottes Hand
Erbau' ich neu das Vaterland,
Eine Burg auf ew'ge Zeiten.

Und wenn das edle Werk vollbracht,
Nimm dann den Lebensmüden,
O Erd', in deine kühle Nacht,
Und gib ihm endlich Frieden;
Doch meinem Volk, dem gib mein Schwert,
Im heil'gen Kriege wohl bewährt,
Zu neuen heil'gen Kriegen!'"

Der Spielmann hebt den Römer auf
Und reicht ihn allen Gästen:
„,Nehmt hin, das ist mein Geist! Wohlauf,
Und denket mein im Besten!'"
Und Alle seh'n, indem er spricht,
Verwandelt leuchten sein Gesicht,
Und flugs war er von hinnen.

---

249. Die drei Telle. *)

(Gedichtet im Jahr 1812.)

Es schlafen die drei Telle
Im edlen Schweizerland,
In einer Felsenzelle,
Im Rütli an dem Strand,
Wo noch die Welle brausend
Vom Vierwaldstättersee;
Da schon ein halb Jahrtausend
Sie ruhn in stiller Höh'.

Die alten Landesretter,
Wer weckt sie aus der Nacht?
Es fahren böse Wetter
Wohl über's Land mit Macht;
Kaum stehn die Alpen wieder
Und halten noch sich frei,
Und Zwietracht reißt die Glieder
Der Bundeskett' entzwei.

Ein Sagen wird vernommen:
Wann nun die Zeit der Noth
Für's Vaterland gekommen,
Und es schier liegt am Tod,
Da gehn sie sonder Weilen
Hervor in ihrer Kraft,
Die Telle, die drei Säulen
Der Eidgenossenschaft.

Ein's Tags ein Hirtenknabe
Verirrt, ein frommes Kind,
Sich zu dem Felsengrabe,
Wo die drei Schläfer sind,
Da hat sich aufgerichtet
Der wahre alte Tell,
Das Angesicht gelichtet,
Die Augen frisch und hell.

„Und welch' Zeit ist's auf Erden?"
Hat er das Kind gefragt
Mit freundlichen Geberden;
Und als der Knabe sagt:
,Hoch Mittag' — spricht er wieder:
„So ist es noch nicht Zeit!"
Und legt sich schlafen nieder
Den andern zwei'n zur Seit'.

Das Kind läuft heim zur Hütte,
Erzählt die Mär' zur Stell',
Und was er sprach, der dritte,
Der eigentliche Tell.
Der Vater mit sein'n Gesellen
Fuhr aus um's Morgenroth,
Zu wecken die drei Tellen
Für's Vaterlandes Noth.

Doch wie sie manche Stunden
Auch suchten also sehr,
So haben sie gefunden
Die Höhle nimmermehr.
Es schlafen die drei Telle
Seitdem manch graues Jahr
In ihrer Felsenzelle
Noch immer — immerdar.

O schliefen solche Tellen
Für Deutschland irgendwo,
Ich sucht' mit mein'n Gesellen
Wohl Tag und Nacht also,
Bis ich die Höhle fände,
Und läg' sie unbekannt,
Weit ab an der Welt Ende,
Am allerletzten Strand.

Und wie Gewitter brausend
Erhöb' ich meine Stimm'
Im Jammer all' der Tausend,
Und all' der Tausend Grimm
Von meinen deutschen Brüdern,
Die Jahre lang schon schrei'n,
Und Niemand will's erwiedern
Und will ihr Helfer seyn!

*) In der alterthümlichen Volkssprache die drei Stifter der schweizerischen Eidgenossenschaft.

250. Bamberger Wage.

Zu Bamberg in dem Dome
Ruht Kaiser Heinrich wohl,
Der Zweite dieses Namens,
Den Jeder deutschen Samens
Mit Recht hochhalten soll.

Auf seinem Grab gehauen
Steht die Gerechtigkeit,
In ihrer Hand die Wage;
Davon geht eine Sage
Aus grauer Väterzeit.

Das Zünglein an der Wage
Nicht ganz die Mitte hält;
Wann's aber gleich wird stehen,
Wird man anbrechen sehen
Das Ende dieser Welt.

In Walserland bei Salzburg
Ein wilder Birnbaum ist,
Ganz ausgedorrt zu schauen,
Der, einmal umgehauen,
Frisch immer wieder sprießt.

Wenn er zum vierten Male
Ausschlägt und Früchte trägt,
Wird seyn in Walserfelden
Wohl eine Schlacht der Helden,
So all' die Bösen schlägt.

Dann herrschen die Gerechten
Auf Erden eine Zeit
Noch vor dem jüngsten Tage,
Bis ihnen steht die Wage
Ew'ger Gerechtigkeit.

---

251. Die Untrennbaren.

Das Reichsheer lag in selber Stadt;
Ein Kaufherr gar ein schön Töchterlein hat;
Da herbergt' ein Hauptmann gar schön und klug,
Der ein stilles Neigen zur Jungfrau trug.

Die Jungfrau gab ihm kein Gehör,
Deß wird er traurig mehr und mehr,
Bis er verfällt in stillen Wahn,
Daß man zu den Irren ihn hat gethan.

Die Reichsmacht ward geschlagen schwer,
Zur Stadt kommt König Friedrichs Heer;
Beim Kaufherrn mit dem schön' Töchterlein
Kehrt wieder ein junger Hauptmann ein.

Und wie es dem Ersten ergangen war,
Geschieht's dem Andern auf ein Haar,
Sie bringen ihn in dasselbe Gemach,
Darin sein Unglücksbruder lag.

Und wie sich auf die Thüre thut,
Springt dieser auf in frohem Muth:
„Sie bringen meinen Bruder dort!“
Es war seit Monden sein erstes Wort.

Von Stund' an scheidet sie nichs mehr;
Kaum lieben Brüder sich so sehr
Als eine Seele in Beider Leib;
Das thut das wundersüße Weib.

Genüber einander sitzen sie
Am Tisch und schreiben spät und früh
Lieb'sbriefe dem allerschönsten Kind
In Zeichen, die Niemand kenntlich find't.

Sie leben viel lange Jahre so
In stiller Liebe fromm und froh,
Sie sterben Beide zu Einer Stund',
Ruhn wohl beisammen im kühlen Grund.

Adolf Friedrich Karl Streckfuß,

geboren in Gera am 20. September 1779, war der Sohn eines Buchhalters in der Albrecht'schen Fabrik daselbst. Wissenschaftlich vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Leipzig und studirte die Rechte. Seine öffentliche Laufbahn begann er zu Dresden im Justizamte, ging jedoch 1801 als Hofmeister zu seinem Oheim nach Triest, verlegte sich hier eifrig auf italienische Sprache und Literatur, und kam 1803 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er mit Treitschke einen Musenalmanach auf d. J. 1805 herausgab, und dadurch, so wie durch sein idyllisch-episches Gedicht „Ruth“ und andere kleine Poesien sich besonders die Freundschaft v. Collin's und der Karoline Pichler erwarb. Im Jahre 1806, nachdem er sein Verhältniß als Hofmeister schon einige Zeit aufgegeben, kehrte er nach Sachsen zurück, wo er anfangs als Advokat, dann als Gerichtsaktuar und seit 1807 als Sekretär bei der Stiftsregierung in Zeitz wirkte. Fünf Jahre später als Geheimer Sekretär nach Dresden versetzt und 1813 zum Geheimen Referendar befördert, erhielt er bald nachher vom russischen Gouvernement einen Ruf zur Hülfsleistung bei der Finanzabtheilung. Die Beförderung zum Geheimen Finanzrath bei demselben Gouvernement ablehnend, zog er vor, in seiner früheren Stellung bei dem nachmals preußischen Gouvernement zu bleiben. Nach 1815 arbeitete er erst im Gouvernement zu Merseburg, wurde hierauf als erster Rath bei der dortigen Regierung angestellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er zuletzt zum Geheimen Oberregierungsrath im Ministerium des Innern und der Polizei befördert wurde. Nach vieljährigem Staatsdienste in Zeitz privatisirend, starb er auf einer Reise in Berlin am 26. Juli 1844.

* * *

Erfindungsreichthum, Kraft der Phantasie wie der Empfindung sind nicht eigentlich die Vorzüge, welche sich bei diesem Dichter geltend machen; doch hat er, bei einem durchaus gebildeten Geschmack und einer großen Herrschaft über Sprache und Verskunst, ein schönes lebendiges Darstellungstalent bewährt, wovon die mitgetheilten Proben zeugen. Weit größer übrigens sind seine Verdienste als metrischer Verdeutscher des Ariost und insonderheit des Dante

und Tasso, hinsichtlich der richtigen Auffassung sowohl, als der Angemessenheit des Ausdrucks in der von ihm streng gehandhabten Form der Originale. Als solcher nimmt er einen Ehrenplatz neben seinen Vorgängern Kannegießer, Gries u. A. ein.

Schriften:

Ruth, ein Gedicht in 4 Gesängen. Wien 1805.
Zwei Märchen nach Gozzi. Berlin 1805.
Marie Belmonte. Trauerspiel in 5 Akten. Zeitz 1807.
Altimor und Zomira. Ein Gedicht in 6 Gesängen. Leipzig 1808.
Julie von Lindau, oder Wille, Natur und Verhängniß. 2 Thle. Ebd. 1810. — 2. Ausg. das. 1815.
Clementine Wallner. Ein Roman. Ebd. 1811.
Gedichte. Ebd. 1811. — Neue verbesserte Ausg., 1823.
Erzählungen. Dresden 1813. — N. Aufl., 2 Bdchn. Berlin 1830.
Ariosto's rasender Roland, übersetzt. 6 Bde. Halle 1818—20.
Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt. 6 Bde. Leipzig 1822. — 2. Aufl. 1835.
Die Hölle des Dante Alighieri übersetzt und erläutert. Halle 1824.
Adelgis. Trauerspiel von Manzoni, übersetzt. Berlin 1827.
Neuere Dichtungen. Halle 1834.
Der italienischen Dichtkunst Meisterwerke, übersetzt. Zweite umgearbeitete Ausgabe letzter Hand. Ariost, Dante, Tasso. Halle 1839. 40.
Torquato Tasso's Leben, mit Proben aus den Gedichten: Rinaldo und Aminta, und dem Dialog: der Familienvater. Berlin 1840.

Gab heraus: Musenalmanach für d. J. 1805 mit G. F. Treitschke (Wien) und: Th. Körner's sämmtliche Werke in Einem Bande. Im Auftrag der Mutter des Dichters (Berlin 1837. 38).

---

252. Des Narzissus Verwandlung.

Narziß, der schönste Hirt der Flur,
Von reicher Anmuth Glanz umstrahlet,
Sucht überall der Schönheit Spur,
Die sich in seinem Innern malet.

Was formlos ihm im Herzen wallt,
Will zum Gedanken er erwecken,
Bestrebt, im Spiegel der Gestalt
Das Namenlose zu entdecken.

So irrt er über Berg und Thal,
Geäfft von irrer Hoffnung Schimmer,
Ermattet von der Sehnsucht Qual,
Und findet das Gesuchte nimmer.

Einst sieht er unter jungen Mai'n
Im Rasen eine Quelle spielen;
Sanft lispelnd ladet sie ihn ein,
Sein glühend Herz an ihr zu kühlen.

Narzissus folgt dem Ruf, und giebt
Dem Blumenbord die holden Glieder,
Da strahlet hell und ungetrübt
Ihm seiner Formen Zauber wieder.

Er sieht's und staunt, die Schönheit lacht
Aus stillen Wellen ihm entgegen,
Er fühlet ihre Göttermacht
Sein wonnetrunknes Herz bewegen,

Und er vergißt sich selbst, er sieht
Nur sie, die der Olymp geboren,
Der, wild von Ahnungen entglüht,
Er ew'ge Huldigung geschworen.

An seine Brust voll Liebesgluth
Will er das Heißersehnte reißen,
Doch wie er naht der stillen Fluth,
Zerrinnt es schnell in ihren Kreisen.

„O weile, weile, süßes Bild,
Nur Einmal ruh' an meinem Herzen,
Das du von Ewigkeit erfüllt,
Von Ewigkeit mit Lust und Schmerzen!"

Er ruft's, und aus dem Quell hervor
Scheint neu das Bild — und, o Entzücken!
Es streckt zu ihm die Arm' empor,
Und schaut ihn an mit Liebesblicken.

Und wie er lächelt, lächelt's ihm,
Und wie er weint, vergießt es Thränen,
Und wie er nahet, naht es ihm,
Und scheint entglüht von seinem Sehnen.

Da stürzt er mit der Liebe Wuth
Noch einmal zu der Quelle nieder,
Und schnell von der getrübten Fluth
Entweicht das holde Bildniß wieder. —

Narzissus sinkt an's Ufer hin,
Und fleht zum Zeus: „Laß mich vergehen,
Soll nicht mein Geist und jeder Sinn
Besitzen, was ich hier gesehen!"

Und Zeus erblickt von seinem Thron
Des reinen Jünglings heilig Beben,
Ihm will er Trost und schönen Lohn
Für die geweihten Flammen geben.

Denn wer sein Herz dem Schönen weiht,
Der weiht es ewig auch dem Guten,
Der läutert sich zur Göttlichkeit
Durch beider nie getrennte Gluthen.

Und Zeus gebeut: „„Was dich durchwallt,
Kann nicht die Erde dir gewähren,
Und langsam würde die Gestalt
Der wilden Sehnsucht dich verzehren.

Das Schöne stürbe beim Besitz,
Wollt' ich es deinen Wünschen geben,
Drum, hoher Jüngling, soll mein Blitz
Dich über Wunsch und Trieb erheben.

Doch eine Blume blühe da,
Wo einst, zur Quelle hingesunken,
Dein Blick das Tiefempfundne sah,
In wunderbarem Schauen trunken.

In voller Blüthe soll die Macht
Des Sturmes ihren Stengel knicken,
Sie soll, wenn neu der Lenz erwacht,
Auch neu erblüht der Quelle nicken.""

253. Der heilige Dominik.

Im rauhen härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und schön,
Wallt einsam Dominik am Strande,
Ins weite Meer hinauszusehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Bestrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenschaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und ihn ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich, wie des Meeres Raum,
In seinem Auge zittern Thränen,
Der volle Busen athmet kaum.
Ein süßes himmlisches Verlangen
Hat seine reiche Brust erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Das gränzenlos sich ihm enthüllt.

Er wirft sich hin in brünst'gem Flehen,
Zum Himmel Hand und Blick gekehrt:
„Laß Herr, mein Gott, o laß geschehen,
Daß leidend sich mein Herz bewährt;
In deiner Furcht, für meine Brüder,
Ertrag' ich Alles mit Geduld;
O sende mir Gewährung nieder
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!"

So betet er, und plötzlich schallet
Ein Klageton zu seinem Ohr —
Von tausend Ahnungen durchwallet,
Rafft sich der Jüngling schnell empor,
Und sieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Die starr, mit wehmuthsvollem Sehnen,
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit sanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
Und hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung ist nicht weit.
Was dich beschwert, ich will es theilen,
Will dir mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefste Wunden heilen,
Denn Gott der Herr hat mich gesandt."

Er spricht's mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich ist er anzuschauen,
Als wie ein überirdisch Bild.
Auch senkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Busen schweigt der Schmerz.

‚Mein Gatte,' spricht sie, ‚zog von hinnen,
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levante fernem Strand.
Was acht' ich, sprach er, die Gefahren,
Für die Geliebten zieh' ich aus,
Drum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück ins Haus!

Er zog. — Auf allen seinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch schifft er bald mit reichem Segen
Zum theuern Vaterland zurück;
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimat an des Himmels Saum,
Der Wind ist günstig — glatt wie Spiegel
Ist rings umher des Meeres Raum: —

Da segelt der Corsaren Horde
Herbei, ihr scharfer Säbel blinkt,
Beim Widerstand gezückt zum Morde, —
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenlosen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand,
Beschwert mit harten Sklavenketten
Gelangen sie zu Tunis' Strand.

Dort schmachtet er, — mit Qual und Harme
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und breite bang die leeren Arme
Nach seinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich fesselt hier der Mutter Pflicht —
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht.'

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben,
Der Jüngling aus — er ist dir hold.
Zwar dir den Gatten neu zu geben
Besitz' ich weder Gut noch Gold,
Doch brech' ich sicher seine Ketten,
Nicht Leiden schreckt mich, noch Gefahr,
Und den Gefangnen zu erretten
Biet' ich mich selber dem Corsar."

Er sprichts, und eilt von Hast ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis:
„Wer will mich hin nach Tunis schiffen?
Mein letztes Gut, es sei der Preis!"
Er rufts, und aus der Schiffer Kreise
Tritt einer vor, und spricht dies Wort:
Bereitet, Herr, Euch zu der Reise,
Denn morgen zeitig schiff' ich fort! — —

Und sieh! da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im stillen Hafen an,
Und aus dem schwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern emsig hin zum Strande,
Und fühlen nun, auf festem Grund,
Im heißersehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und gesund.

Doch als das Weib sie kaum erblicket,
Schreit sie empor mit Jubellaut,
Ein Blick der Wonne sie durchzücket —
Es ist ihr Gatte, den sie schaut.
Sie fliegt ihm in die offnen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Brust,
Sie ist entrückt dem langen Harme,
Und lacht und weint im Rausch der Lust.

Doch Dominik ersieht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick:
„O Herr, was sehnend ich erstrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet hast du gehört,
Hast ihres Herzens Angst gestillet,
Drum sei dein Name hoch geehrt!"

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Lust auf das entzückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch süße Liebe war.
Und als sie sich dem Rausch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm späh'n,
War in der Dämmrung er verschwunden,
Und nirgends mehr am Strand gesehn.

254. Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken seyn,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weih'n;
Zu Childerich sei er verstoßen!“

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist Er;
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall an's Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle.“

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weisen Gedanken.
„„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug;
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken!

Herbeigebracht den gewaltigen Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen!““
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen, stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balkon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Doch Der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen! —

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und Keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrei'n
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reih'n,
Laut gähnend, und strecket sich nieder.

Vom Balkon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den Ersten der Sieger.““

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise;
Bald, wie wenn, stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechste der frechen Kumpane:
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn;
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern,
Herab von dem sichern Altane!“

„„So sei's!““ spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balkon herab auf den sandigen Platz:
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!““

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu, wuthschauernd im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund'
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich, und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden, erstaunt und stumm;
Und der Hohe dreht stillverachtend sich um. —
Kein Murren ward weiter vernommen.

---

255. Das Riesenkind.

War einst ein Riesenkindlein,
Zwölf Jahr alt, ziemlich klein,
Vier Spannen lang das Mündlein,
Kaum drei die Aeugelein,
Sieben Spannen lang die Nase,
Sehr wohl proportionirt,
Von der Fee, ihrer alten Base,
Mit Schönheit hoch geziert.

Der Leib verhältnißmäßig;
Sehr artig war's dazu;
Auch war es nicht gefräßig,
Zwei Schaf' und eine Kuh,
Die gnügten zu einem Mahle;
Dazu ihr in's Becherlein
Goß aus dem großen Pokale
Ihr Vater ein'n Eimer Wein.

Das Mädchen war gütig und billig,
Wie stets die Großen sind,
Wenn auch ein wenig muthwillig,
War ja ein vornehm Kind;
Fuhr herum zu Wagen und Schlitten,
Ging auch mit schwebendem Gang
Durch's Feld spazieren, mit Schritten,
An fünfzehn Klaftern lang.

Einst ging die liebe Kleine
Weit fort mit lustigem Sinn,
Und fühlte müd' die Beine,
Und streckt' am Hügel sich hin;
Bedeckt' einen halben Morgen
Vom schönsten Weizenfeld,
Und ruht' ohn' alle Sorgen,
Hatt' alles wohl bestellt.

Und sieh, da kam ein Bauer
Herbei mit Pflug und Gaul,
Und sperrte vor Graus und Schauer
Weit auf Nase, Aug' und Maul,
Wie er das Kindlein erblickte,
Das unserm armen Zwerg
Das Weizenfeld zerdrückte,
Hoch, wie ein ziemlicher Berg.

Die Kleine horcht, was leise
Dort unten sich knisternd regt,
Meint erst, es wären Mäuse,
Lauscht still und unbewegt,
Erkennt dann die niedlichen Dinger,
Und faßt sich vor Freuden kaum,
Legt zurecht zum Haschen die Finger,
Stark, wie ein mäßiger Baum,

Und fährt mit dem zarten Händchen,
Etwa zwei Klaftern lang,
Hervor ein ziemliches Endchen,
Gleichwie zum Fliegenfang.
Den Gaul sammt seinem Herren,
Ob beid' auch wiehern und schrein,
Und zappeln, sich wehren und sperren,
Streicht's rasch in's Schürzchen ein.

Dann läuft sie, wie's Kinderchen machen,
Mit dem Fang frohlockend nach Haus,
Und schüttet mit Kichern und Lachen
Auf den Tisch die Dingerchen aus,
Daß beiden die Rippen knacken;
Da aber kneipt der Papa
Das Kind in die rosigen Backen,
Und spricht: „Was bringst du da?"

‚Ein Bäuerchen ist's und sein Pferdchen,'
Versetzt die Kleine darauf,
‚Die Gliederchen sieh, die Geberdchen!
Sieh nur, jetzt richtet sich's auf!
Jetzt hinkt's, jetzt schreit's, jetzt fällt es!
O du kleiner, possierlicher Zwerg!
Ach Väterchen, ach, mir gefällt es
Wie Spielzeug von Nürenberg.'

Für solcherlei Scherz empfänglich
Lacht erst der Vater dazu,
Doch schüttelt den Kopf dann bedenklich,
Und spricht: „Du Närrchen, du!
Die Bauern, vernimm es, gehören
Mit den Rossen zur Arbeit in's Feld;
Man muß sie dabei nicht stören,
Bevor sie alles bestellt.

Wir haben hungrige Magen
Und können beinah noch mehr
Als hundert Menschen vertragen:
Wo aber nimmt man's her?
Das müssen die Bauern schaffen
In unser großes Schloß;
Drum schone den armen Laffen
Und achte wie ihn sein Roß.

Drum bringe sie beide lebendig
Auf jenes Feld zurück!" —
Das Mädchen, sehr verständig,
Gehorcht' im Augenblick,
Nahm sorglich beid' in die Hände,
Wie man ein Vöglein hält,
Und setzte sie behende
Auf's zerdrückte Weizenfeld.

Der Bauer, etwas hinkend,
Faßt gern sich in Geduld,
Gar sehr geehrt sich dünkend
Von des Herrn erhabner Huld,
Und rühmt sich: „‚Ich kam zum Riesen
Durch die Güte seines Kind's!
Da ward mir viel Ehr' erwiesen, —
'S ist — gar ein gnädiger Prinz.'"

---

256. Der Heruler-König und der Sklav.

(Vgl. Volkssagen der Brüder Grimm Nr. 393.)

„Auf, Sklav, geschwind! — Dort wird die Schlacht geschlagen!
Zu dieser Buche Gipfel steig empor,
Und zögre nicht, den Sieg mir anzusagen!
Scharf lug' auf's Schlachtfeld hin — doch sieh dich vor:
Flugs fällt dein Haupt, verletzt mit einem Worte
Von Niederlag' und Flucht dein Mund mein Ohr."
Der König herrscht's, und sinkt am kühlen Orte
Behaglich auf den weichen Rasen hin,
Und schließt dem eignen Schau'n des Auges Pforte.
Aufklimmt der Sklav, und denkt in seinem Sinn:
‚Schlaf ruhig, Herr! hier wird mein Haupt nicht fallen!
Sei du so sicher, als ich sicher bin!'
Klar sieht er hier und dort die Banner wallen
Von Freund und Feind — sieht deutlich Schaar und Schaar
Und hört von fern des Krieges Brausen schallen,
Nimmt jegliche Bewegung sorglich wahr,
Und schwer gedrängt, schon nahe dem Erliegen,
Stellt sich des Königs Kriegesheer ihm dar.
Und wie heran des Feindes Reiter fliegen,
Da weicht's. Der König ruft: „Wie steht die Schlacht?"
Laut brüllt der Sklav vom Gipfel her: ‚Sie siegen!'
„Wer siegt?" so fragt der Herr. — Doch wohl bedacht
Schreit nur der Sklav: ‚Sie siegen! siegen!' wieder,
Je mehr befragt, mit desto stärkrer Macht.

Indessen sind gelöst des Heeres Glieder,
Der Widerstand ist nur noch Todeskrampf;
Schon sinkt in Staub das letzte Banner nieder.
Schon naht der Feind dem König ohne Kampf,
Und nah und näher an sein Ohr getragen
Ertönen Siegegeschrei und Roßgestampf.
„Mein Feldherr schickt, den Sieg mir anzusagen!"
Er ruft's, springt auf, eilt vor und sieht den Feind,
Und schreit entsetzt, erblaßt: „Wir sind geschlagen!"
‚Ihr sagt's, nicht ich!' so jauchzt der Sklav und scheint
Des Lebens froh und sonder Gram und Bangen,
Indem er sich im besten Rechte meint.
Der König, von ohnmächt'ger Wuth befangen,
Blickt noch zur Buch' empor mit eitlem Drohn
Und geht davon, vom Feind geführt gefangen.
‚Fällt fürder auch mein Haupt,' so ruft mit Hohn
Der Sklav ihm nach, ‚wenn ich Euch wahr berichte?'
Und schon gestürzt sind schmählig Reich und Thron. —
Wißt, wahr und alt und neu ist die Geschichte.

257. Die Christnacht.

Es scheint der Mond im hellen Schimmer
Der kalten, klaren Winternacht
Dem Küster in das niedre Zimmer,
Und der, vom Glanz gestört, erwacht;
Er glaubt es Zeit zur Weihnachtsmette,
Und springt erschrocken aus dem Bette.

Und läuft mit seinem Schlüsselbunde
Frisch nach der nahen Kirche hin,
Da tönt vom Thurm die zwölfte Stunde.
Der Küster denkt in seinem Sinn:
Ich Narr ließ mich vom Mond betrügen,
Kann noch drei Stunden ruhig liegen.

Doch war die Thür nun einmal offen,
In's Kirchlein blickt er noch hinein,
Und glaubt, er träumt, und steht betroffen,
Denn flimmernd sieht er Kerzenschein,
Und in den Stühlen sitzt hier Eine,
Und Einer dort aus der Gemeine,

Und scheinen brünstig still zu flehen,
Und reget Keines Hand noch Fuß,
Und starr sie vor sich niedersehen.
Wohl sagt er Manchen: Gott zum Gruß!
Doch zeiget Keines Spur von Leben —
Da fängt der Küster an zu beben,

Und glaubt vom Teufel sich geblendet,
Und stürzt zur Kirchenthür hinaus
Und, Raths sich zu erholen, wendet
Er sich zu seines Pfarrherrn Haus,
Und klingelt da aus allen Kräften,
Wie sonst bei Nacht in Amtsgeschäften.

Der Pfarrherr denkt: will Einer scheiden,
Und sehnt sich nach dem heil'gen Mahl,
So tröst' ihn Gott in seinem Leiden.
Doch das Gesicht vor Schrecken fahl
Kommt jener, meldet die Geschichte
Mit ängstlich stotterndem Berichte.

Erst hegt der Pfarrherr großen Zweifel;
Doch als der Küster eifrig schwört,
Spricht er: „Mein Freund, Ihn hat kein Teufel,
Ihn hat ein leerer Traum bethört;
Doch wer auf seinen Jesum bauet,
Dem selbst nicht vor dem Satan grauet.

So komm Er denn nun ohne Grauen
Mit mir zum Gotteshause hin,
Dem Spuk in's Angesicht zu schauen."
Zwar ist's nicht nach des Küsters Sinn,
Doch weil Hochwürden es befohlen,
So folgt er still und seufzt verstohlen.

Und in der Kirche sitzen Jene,
Die vorhin schon der Küster sah,
Bewegungslos und ohne Töne
Mit bleichem starren Antlitz da.
Der Pfarrherr bei der Kerzen Lichte
Sieht selber, wahr sei die Geschichte,

Und staunt; doch läßt sich nicht erschrecken
Und redet Den und Jenen an;
Doch war kein Leben zu entdecken,
Und starr sie vor sich niedersah'n,
Und Kein's mit Hand und Fuß sich reget,
Bis daß es Eins vom Thurme schläget.

Und wie der Hammer ausgehoben,
Da lischt der Schein der Kerzen aus,
Und Alles ist in Dunst zerstoben,
Und dunkel ist das Gotteshaus;
Der Mond nur blinket hier und dorten
Durch Fenster und die offnen Pforten.

Da geht der Pfarrherr still und düster,
Läßt den Gedanken freien Lauf,
Und spricht zu Hause zu dem Küster:
„Schreib Er mir doch die Namen auf
Von Allen, die wir dort gesehen,
Ob was mit ihnen mag geschehen?"

Und als nur kurze Zeit verflossen,
Stirbt Einer der Geseh'nen schon,
Bald folgen Andre der Genossen,
Und eh' das Jahr noch ganz entfloh'n,
War auch kein Einz'ger übrig blieben
Von Allen, die sie aufgeschrieben.

So oft nun Christnacht wiederkehret,
Gehn Beide hin um Mitternacht,
Und werden jedesmal belehret,
Wer künft'ges Jahr den Lauf vollbracht;
Denn immer ist's um die geschehen,
Die sie dann in der Kirche sehen.

Einst fanden sie zu ihrem Schrecken
Ganz angefüllt der Kirche Raum
Mit bleichem Volk in allen Ecken;
So voll ist's bei der Predigt kaum.
Da kam die Pest in diesem Jahre,
Und streckte Viele auf die Bahre.

Und endlich, als sie wieder gehen,
Zu seh'n, wer reif zum Tode sei,
Da sieht sich selbst der Küster stehen
Dort an der Thür der Sakristei,
Es steht in festlichem Talare
Sich stehn der Pfarrer am Altare.

Und dieser faltet seine Hände
Und spricht getrost: „Mein Herr und Gott!
Beschere mir ein sel'ges Ende,
Ich harre froh auf dein Gebot,
Sobald du rufst — in Jesu Namen."
Und gläubig sagt der Küster: Amen!

Und still gefügt in Gottes Willen
Weih'n seinem Dienst sie Seel' und Leib,
Bestellen noch ihr Haus im Stillen,
Sind ernst, doch sanft mit Kind und Weib,
Und eh' das Jahr noch ganz geschieden,
Da gehen Beide hin in Frieden.

Adam Oehlenschläger

wurde am 14. November 1779 auf Schloß Friedrichsburg bei Kopenhagen geboren, wo sein Vater, vormals Organist, als Verwalter fungirte. Hier brachte der künftige Dichter seine ersten Jugendjahre zu, kam darauf in die Stadt zum Schulbesuch, sah 1794 den großen Schloßbrand der Christiansburg, ging oft in's Theater und wurde so für die Bühne eingenommen, daß er mit siebenzehn Jahren selbst die Bretter betrat. Allein er machte weder Glück, noch lernte er das Schauspielerleben von einer Seite kennen, die ihn an dasselbe gefesselt hätte. Er studirte nun die Rechte und gab sich nebenbei seinen poetischen Träumen und der Lectüre großer Dichter hin. Darin war er denn auch so vertieft, daß ihn der Krieg mit England kaum daraus weckte. Auch er trat unter die Waffen, wie alle übrigen Studenten, um die Hauptstadt zu vertheidigen, aber er war immer sehr zerstreut unter der Fahne, die er trug. Es trieb ihn, von Goethe's „Wilhelm Meister" besonders angeregt, Gegenstände aus der vaterländischen Sage und Geschichte zu bearbeiten. Dann machte er die Bekanntschaft des berühmten Naturphilosophen Steffens, des Norwegers, der damals frisch begeistert von den deutschen Universitäten kam, und lernte durch ihn die jungen deutschen Romantiker kennen, namentlich Tieck und Novalis, von denen er sich unaussprechlich angezogen fühlte. Unterdeß machten seine eigenen ersten Gedichte Glück, unter andern auch beim dänischen Hofe, so daß er ein Reisestipendium erhielt, und die Sehnsucht, das poetische Deutschland zu sehen, befriedigen konnte. Zuerst zog ihn hauptsächlich Halle und das Reichardt'sche Haus in Giebichenstein an, wo er Steffens, Schleiermacher, Karl v. Raumer, Arnim u. A. fand. Er sah auch Berlin, Dresden zc. Doch immer war Goethe der große Magnet, der ihn vorzugsweise anzog und dem er sich in grenzenloser Verehrung hingab. Goethe war übrigens auf die neuen Romantiker nicht gut zu sprechen und am wenigsten auf Tieck, dessen damalige Schwärmerei für die alte Malerei und für den Katholizismus er unter dem Namen „Franzsternbaldisiren" proscribirte. Inzwischen ließ sich Oehlenschläger dadurch nicht irren, alles sich nützlich zu machen, was die deutsche Poesie Erhebliches produzirte, Romantisches von Tieck, Antikes von Voß, und Antik-Romantisches, Romantisch-Antikes von Goethe. Nach Dänemark zurückgekehrt (1809), sah er sich bald als Dichter geehrt, seine Dramen aufgeführt, seine öffentlichen Vorlesungen über poetische Literatur besucht, und ward als außerordentlicher Professor der Aesthetik und Mitglied der Theaterdirection angestellt. Im Jahre 1817 bereiste er abermals Deutschland, und 1829 Schweden, wo ihn die Universität Lund durch Ueberreichung des Doktordiploms ehrte. In demselben Jahre erhielt er auch eine wirkliche ordentliche Professur an der Kopenhagener Universität, der etwas später seine Ernennung zum Consistorial-Assessor folgte. In neuerer Zeit ward er zum Etatsrath befördert.

(Vgl. dessen Selbstbiographie und Literaturbl. z. Morgenblatt 1840, Nro. 18.)

* * *

Oehlenschläger, obwohl Däne nach Geburt und Nationalität, hat sich das Ehrenbürgerrecht auf dem deutschen Parnaß errungen. „Er gehört" (wie Dr. Menzel im bezeichneten Literaturblatte sich ausspricht) „mit seiner ganzen poetischen Sinnesweise dem Zeitalter Goethe's und der Romantiker, einer ausschließlich deutschen Dichterschule, an, mit der er alle Vorzüge und alle Schwächen theilt. Oehlenschläger ist eine gar interessante Erscheinung, gewissermaßen ein Reflex der deutschen Poesie seiner Zeit, weit weniger schöpferisch und original, als liebevoll empfänglich für Fremdes, das er mit sehr viel Talent reproduzirte. Als er zum erstenmal, ein zwanzigjähriger Jüngling, die deutsche Poesie kennen lernte, wurde er von dem großen Eindruck überwältigt und, zugleich hierhin und dorthin gezogen, gab er sich in einer süßen Trunkenheit und beinahe kindlichen Naivetät ihren verschiedenen Koryphäen zu eigen. Doch scheint es, diese Kunstbegeisterung habe bei ihm eine wohlthätige Gegenwirkung der angeborenen Natur geweckt. Um nicht in der Nachahmung sein Selbst zu verlieren, rief er die Erinnerungen der dänischen Vorzeit in sich hervor und brachte die mythischen Volkshelden auf die Bühne; allein auch bei diesem Bestreben überwältigte ihn der moderne Geschmack und er vergaß, daß es gerade zu den wesentlichen Eigenthümlichkeiten der nordischen Sage gehört, nicht zu den zahmen Jamben und zu der modernen Bühnengerechtigkeit zu passen. Indeß fand sich seine Natur zurecht und er wendete sich zuletzt solchen Gegenständen und Manieren zu, die ihr am besten zusagten, und dies waren heitere, freundliche, gemüthliche Darstellungen, wie seine meisterhafte Bearbeitung der Insel Felsenburg und seine anmuthigen Märchen. Hier ist er der liebevolle, herzliche und heitere Mensch, ganz in seinem Element. Für das Heroische und Hochtragische war er nicht geboren, wie selbst sein vorzüglichstes Trauerspiel, der berühmte Correggio, beweist, in welchem mehr die Idylle als das Trauerspiel Bewunderung erregt. — Seine Dichtungen sind überall befriedigend und gewinnen ihm die Herzen, wo er, ohne

nach höherer, tragischer Würde zu streben, sich seinen sanften Phantasien und Gefühlen überläßt und vollkommen natürlich ist. Dies ist der Fall in seinem schönsten Werk, den Inseln im Südmeer, in seinen Märchen, Lustspielen und kleinen Gedichten. Auch das patriotische Bestreben an seinen Bearbeitungen nordischer Sagen ist zu ehren" &c. — Seine Romanzen erheben sich kaum, weder in der Komposition noch in der Ausführung, über das Mittelmäßige.

Von ihm nennen wir:

Gedichte. 2 Thle. Kopenhagen. 1811. 13.

Schriften. Zum ersten Male gesammelt als Ausgabe letzter Hand. 18 Bdchn. Breslau 1829. 30.

Werke. Zum zweiten Male gesammelt, vermehrt und verbessert. 21 Bdchn. Breslau 1839.

Oerwarodd, das Heldenkind. Ein altnordisches Märchen. Stuttg. u. Tübingen 1844.

Gedichte (1817). Ebd. 2. verm. Aufl. 1844.

König Hroar in Leire. Eine altnordische Erzählung. Ebd. 1844.

Seine neueste dramatische Arbeit ist: Amleth, Trauersp. in 5 Aufzügen. (Zum erstenmale aufgeführt in Kopenhagen am 14. November 1846.)

258. Augustinus.

Wer wandelt dort im dunklen Wald,
Der Wölf' und Raben Aufenthalt?
Wer sitzt und liest mit voller Seele
Im großen Buch da in der Höhle?
Wer blättert mit so frommem Fleiß?
Es ist ein sehr ehrwürd'ger Greis.
Jetzt schweigt des Vogels helle Flöte,
Die Abendröthe glühet kaum;
Er kniet bei einem großen Baum,
Und schauet in die Abendröthe.

Und ungestört und ganz allein
Streckt er hinauf im Sternenschein,
Mit blassem, weinendem Gesichte,
Die Hände zu dem heil'gen Lichte,
Und seufzt, indem er leise spricht:
„Wie find' ich doch im Finstern Licht?
Herr, droben, in der ew'gen Klarheit!
Vertilge meiner Zweifel Qual,
Erläutre mich durch deinen Strahl,
Und zeige meinem Geist die Wahrheit!

In Jesu heil'ger Liebesthat,
Ja selbst, wo eitle Welt sich naht,
Wenn Sonne sinkt, wenn Sterne brennen,
Im Dunkeln — muß ich dich erkennen.
Doch — ist die Blume schön und groß,
Gleich nagt der Wurm in ihrem Schooß;
Und wo das Gute sich entfaltet,
Da ist der Böse mit sogleich,
Wie der Versucher auf dem Zweig,
Und schleicht sich, bis er oben waltet.

Zwar bricht wohl wieder Tag hervor
Durch's ewiglichte Himmelsthor,
Und schaut die Erde, freudetrunken,
Wenn Finsterniß dahin gesunken;
Zwar fühl' ich selbst des Guten Lust
Mit Wonne füllen meine Brust;
Das Laster kann mich nur erschrecken;
Und gegen dieses Schreckenbild
Muß mit der Tugend Demantschild
Ich kämpfend meine Brust bedecken;

Doch — ohne Schatten, was ist Licht?
Wir fühlen ohne Schmerzen nicht
Die wahre Freud' im Erdenleben.
Ward Bosheit nicht der Welt gegeben,
Damit sie immer, kampfbereit,
Die Tugend stärke durch den Streit?
Wenn Wolken uns den Mond verrathen,
Zeigt er sich schöner nicht der Welt?
Und was ist selbst der beste Held
Wohl ohne große Siegesthaten?

Also ist Laster Tugend auch,
Nothwendig zu des Lebens Brauch,
Und kann auch Liebe wohl verdienen;
Was Gutes mir zuvor erschienen,
War Täuschung nur und Leidenschaft,
Ein Stachel für die träge Kraft;
Bestimmt vorher muß alles werden,
Ein Spielzeug in des Ew'gen Hand;
Und ich, der ich mich frei genannt,
Bin nur ein armer Knecht auf Erden.

So rief Gott selbst die Schlang' hervor,
Wodurch die Unschuld gleich verlor
Das Elternpaar in Edens Haine?
Was Allmacht ist, das wirkt alleine.
Die Blume machte Gott so weich,
Um selbst sie zu vertilgen gleich?
So ist er selbst als Wurm erschienen?
Nein, nein! das ist er nicht. Und wer?
Ein andrer Gott, von unten her?
Zwei Götter! Welchem soll ich dienen?"

Mehr sprach der bleiche Klausner nicht,
Er sank und fiel auf sein Gesicht,
Und ohne Hoffnung, ohne Glaube,
Wand er sich, wie ein Wurm, im Staube.
So lag der kummervolle Greis,
Auf seiner Stirn des Todes Schweiß:
Da wacht er aus dem finstern Traume.
Die Sonne trat aus Osten's Hall',
Und eine kleine Nachtigall
Sang dort ihr Morgenlied vom Baume.

Und wie der Alte völlig wach,
Sah er bei dem kristall'nen Bach,
Wo sich in's Meer hinausbegaben
Die Wellen — einen schönen Knaben.
Er grub mit seiner kleinen Hand
Ein tiefes Loch sich in den Sand,
Damit die Fluth hinaus nicht liefe;
Und mit dem Löffel, glatt und fein,
Gar schön geformt von Elfenbein,
Schöpft er das Wasser aus der Tiefe.

Als dies der gute Klausner sah,
Ging er dem schönen Knaben nah;
Das holde Bild ihn sehr erfreute.
Er frug: „Mein Kind, was machst du heute?"
‚Ach!' rief es, ‚ich bin fleißig sehr,
Ich leere aus das große Meer;
Hier in mein Loch will ich es füllen.'
„Unmöglich, Kind!" der Alte spricht.
Das Kind sprach: ‚So unmöglich nicht,
Als zu ergründen Gottes Willen.'

Starr, wie gefesselt an dem Ort,
Stand Augustin beim Engelswort.
Der schöne Engel war verschwunden,
Der Greis hat seinen Trost gefunden;
Mit Thränen hebt er sein Gesicht,
Schaut in das junge Morgenlicht,
Begrüßt die Aehren und die Trauben,
Und ruft: „O Vater, weis' und hehr!
Vergib! ich grüble nimmermehr.
Du bist mein Gott, und ich will glauben."

---

259. Der Schatzgräber.

Es fliegt der Schnee im Sturme,
So glänzend und so weiß;
Der Windhahn kräht vom Thurme,
Es heult durch's trockne Reis;
Und hinter warmen Mauern,
Bei lichter Herde Gluth,
Versammeln sich die Bauern,
Und sind so wohlgemuth.

Und alter Hans beim Feuer
Erzählet Märchen fein,
Von Zwerg und Ungeheuer —
Was kann wohl besser seyn?
„Doch Alter, sagt, ich bitte,
Gibt's Schätze dann und wann
Tief in der Erde Mitte,
Die man endecken kann?"

„„Ja, Sohn, am dunkeln Orte
Gelingt wohl oft der Streich;
Doch, sprichst du ein'ge Worte,
Da sinkt der Kessel gleich.""
„Und gibt es auch Gespenster?" —
„„Viel Zeugen sind dafür!"" —
Da klopft es an das Fenster,
Es öffnet sich die Thür.

Da steht ein Junggeselle,
Mit Spaten in der Hand;
Die Augen sind ihm helle,
Die Wangen wie die Wand;
Wild schlingen sich die Locken,
Das hat der Sturm gethan.
Die Leute steh'n erschrocken —
Ist's Wahrheit oder Wahn?

Er stützt sich auf den Spaten,
Kein einz'ges Wort er spricht.
„Jetzt hat er sich verrathen!
Schatzgräber bist du! Nicht?"
Da lacht er, tief sich neigend,
Mit seltsam-wilder Lust,
Und legt die Hände schweigend
Auf seine wunde Brust,

Und zeigt mit stillem Trauern
Den Spaten, roth von Blut,
Und winkt den bangen Bauern, —
Da hat ein jeder Muth.
Und alle folgen wacker
Dem Jüngling, tiefbewegt,
Hin nach dem Gottesacker,
Wie's Zwölf vom Thurme schlägt.

Stark fällt der kalte Nebel,
Schwach brennt der Leuchte Licht;
Er steht mit einem Hebel,
Und in die Erde bricht,
Da seh'n sie bald entdecket,
Was sonst der Hügel barg,
Mit frischem Blut beflecket
Den schmalen, gelben Sarg.

„„Ich bin der Freudegeber"" —
Ruft er — „„an diesem Platz!
Seht ihr? Ich war der Gräber,
Und hier, hier ist der Schatz!
So hab' ich euch gegeben,
Was längst ich selbst verlor!
Hier liegt mein halbes Leben
Im langen Trauerflor!""

„O Gott! des armen Thoren!
Es ist der Wilhelm, schaut!
Der den Verstand verloren,
Weil schnell ihm starb die Braut.
Jetzt ist er ausgebrochen,
Der arme Mensch, o weh!
Da hat er sich erstochen,
Und blutet in dem Schnee.

O Himmel, zeig' Erbarmen!
Wie fröhlich und entzückt
Mit seinen nackten Armen
Den gelben Sarg er drückt!
Daß er gerettet werde,
Kommt, lindert seine Noth!"
Man nahm ihn von der Erde, —
Er war schon steif und todt.

---

260. Die Rosenbüsche.

Dort, wo des Arno Woge schallt,
Besucht', in unbelauschten Stunden,
Ein liebend Paar den Myrtenwald.
Sie hatten oft sich dort gefunden,
Wenn abends hinter Bergesrand
Der Sonne letzter Purpur schwand.

Die Lieb' entflammte Beider Lust:
Er männlich schön in Jünglingsjahren,
Und sie so reizend unbewußt;
Doch ihre Väter Feinde waren;
Der eine Guelf', der Ghibellin,
Und jeder zornig, stolz und kühn.

Die Häuser, in Florenz erbaut,
Wie Festungen in Straßen standen;
Dort jeder seiner Macht vertraut.
Stark die Geschlechter sich verbanden,
Und gingen oft zu Kampf und Wehr
Geharnischt aus, mit Schwert und Speer.

Und in den Mauern von Porphyr
Geklammert waren Eisenringe;
An diesen hing ihr Kriegspanier.
Daß keine Macht die Thore zwinge,
Deckt Eisen sie so schwer und dicht,
Daß Riesenmacht es kaum zerbricht.

Doch wo umsonst, voll wilder Kraft,
Der Kampf mit allen Waffen wüthet,
Da Liebe Eingang sich verschafft;
Dem Zorn, der Feindschaft sie gebietet.
Die Liebenden vereinet bald
Der Mondschein in dem Myrtenwald.

Einst, als sie wandeln Arm in Arm,
— Nur kurz war diese letzte Freude —
Tritt aus dem Busch ein roher Schwarm.
Ein feiger Knecht verräth sie Beide,
Ein Judas! — und das süße Glück
Bringt keine solche Nacht zurück.

Nach Grabesruh' sich Rollo sehnt;
Jetzt ist die ganze Welt ihm öde,
Wenn Nachtigallen-Klage tönt.
Er sucht den Tod in blut'ger Fehde,
Er trifft ihn in der Feinde Schaar, —
Sein letzter Seufzer Laura war.

Wie Blumen, die kein Strahl erfreut,
So welkten bald des Mädchens Wangen;
Sie klagt der Mitternacht ihr Leid.
Man hielt im Kerker sie gefangen,
Ihr bleiches Haupt sich niederbog;
Der schönen Hüll' ihr Geist entflog.

Der große Dom, voll Majestät,
Ein Werk aus grauem Alterthume,
Hoch auf des Marktes Mitte steht;
Ihn schmückt, zu edler Männer Ruhme,
Noch mancher Inschrift alter Zug:
Dahin man die Entseelten trug.

Doch darf selbst nicht die letzte Ruh
Ein unglücksel'ges Paar verbinden.
O Haß, wie grausam wüthest du!
Nichts kann die Väter überwinden;
Dem Auge zwar die Thrän' entquoll,
Doch stürmt im Herzen bittrer Groll.

Der Tod, das weiße Sterbekleid,
Versöhnte nicht, was sie verbrochen,
Sie waren halb nur Gott geweiht:
Drum ward die Kirchenwand durchbrochen;
Halb außen stand der weiße Sarg,
Der die entseelte Hülle barg.

Hier, wo den schwarzen Marmorstein
Noch Dante's Namenszug belebet,
Trug man des Ritters kalt Gebein;
Und dort, wo Giotto's Thurm sich hebet
Hoch zu des Himmels Herrlichkeit,
Ward Laura's Asch' ein Platz geweiht.

Jetzt, wenn der Sonne letzte Gluth,
Vom Berge strahlend auf die Felder,
Versilberte des Arno Fluth,
Dann riefen sie umsonst die Wälder,
Des Vogels Lied, der Blume Duft;
Sie ruhten in der öden Gruft.

Einst ging ein Freund an diesem Strand,
Am Lieblingsort der theuren Schatten,
Im stillen Blick die Thrän' ihm stand;
Da sah er auf den grünen Matten
Zwei Rosenbüsche blühen wild,
Der treuen Lieb' ein Ebenbild.

Sie wuchsen still im dunkeln Hain,
Und zeigten ihres Laubes Fülle,
Doch ohne Knosp' und Blüthenschein.
Er gräbt sie aus in ernster Stille,
— Ein Wink, den ihm der Himmel gab —
Und pflanzt sie an der Freunde Grab.

Sie standen Blatt an Blatt gereiht,
Im Abendroth und Abendschauer.
Jetzt trennet sie die Kirche weit;
Da ranken sie hoch an der Mauer,
Um treulich wieder Zweig in Zweig
Zu flechten, holder Liebe gleich.

Und als die Sonn' ist wieder wach,
Kaum ist mit Purpur überzogen
Des großen Tempels heil'ges Dach;
Als, über Brunelleschi's Bogen
Die Rosen wuchsen wunderbar,
Und reichten sich die Blumen dar:

Da ward gerührt das Vaterherz.
Als solches Wunder sie erfahren,
Da fühlten sie der Reue Schmerz;
Da sahen sie, wie klein sie waren,
Und gingen weinend Freundschaft ein
An ihrer Kinder Leichenstein.

Da rasselten die Ketten schwer
Am Taufhaus; — alter Thaten Werke,
Die zeigen: Pisa sei nicht mehr! —
Denn Eisen bricht des Zornes Stärke
Und schlägt ein Volk in Sklaverei;
Die Liebe nur bleibt ewig frei!

Wilhelm Gerhard

wurde am 29. November 1780 zu Weimar geboren, widmete sich dem Kaufmannsstande, und lebt als Inhaber einer Manufakturenhandlung zu Leipzig, mit dem Titel eines herzoglich-sachsen-meiningen'schen Legationsrathes, den er seit 1823 führt. —

Ein Dichter von Talent für die leichteren Gattungen der Poesie. Sprachgewandtheit bei musikalischer Bewegung, gesunde Natürlichkeit, Vielseitigkeit der Anschauung, lieblich-heitere Laune, freilich auch hin und wieder Tändelei und Refrainsspielerei, sind das Unterscheidende in seinen Gedichten, die theilweise Volkseigenthum geworden sind, wie z. B. „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet" 2c. In der romantisch-epischen Form dagegen vermißt man die gestaltende Kraft der Phantasie und die freie Haltung. — Auf dem Felde des Tragischen und Heroischen hat er sich nicht geltend machen können; sein Drama „Sophronia",

wozu er die bekannte schöne Episode im „befreiten Jerusalem", benützte, ist ein gewöhnliches, an Wirkung sehr schwaches Rettungsstück. — Seine Uebertragungen der serbischen Volkslieder und der Gedichte von Robert Burns, fließend wie selbst gedichtete und doch die nationale und individuelle Eigenthümlichkeit bewahrend, fanden und verdienen Auszeichnung.

Seine Schriften sind:

Sakontala, oder der verhängnißvolle Ring. Indisches Drama des Kalidas in 6 Aufzügen. Metrisch für die Bühne bearbeitet. Leipzig 1820.
Sophronia, oder die Eroberung des heiligen Grabes. Drama in 4 Aufzügen. Magdeburg 1822.
Spaziergang über die Alpen. Reisegeschenk für Freunde und Freundinnen schöner Natur. Mit 6 Ansichten. Gotha 1824.
Gedichte. 2 Bde. Leipzig 1826.
Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmährchen. 2 Abtheilungen. Ebd. 1828.
Wiegenweihe; lyrisches Festspiel in 1 Aufzug. Ebd. 1828.
Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen. Ebd. 1831.
Byron's Braut von Abydos; Mazeppa und Lebensklänge, deutsch. Ebd. 1840.
Robert Burns' Gedichte, deutsch. Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen. Ebd. 1840.
Napoleons Rückkehr. Ballade. Mit einer historischen Notiz nach offiziellen Berichten und Aktenstücken, und einer Abbildung des kaiserlichen Sarges. Ebd. 1841.

---

261. Margarethe von Thüringen.

„„Süße Wonne, froh Behagen,
Kunigunde, werde mein!""
‚Ei, was wird die Fürstin sagen?'
„„Laß die Fürstin Fürstin seyn!""
Und er küßt der schönen Schlange
Minneglühend Mund und Wange,
Drücket sie mit wilder Lust
An die pflichtvergess'ne Brust.

Margarethens Rosenwangen
Bleicht des Gatten schwere Schuld;
Kummer fühlt sie, Schmerz und Bangen,
Doch sie trägt es mit Geduld.
Lächelnd unter stillem Harme
Schlinget sie die keuschen Arme
Um den Mann, den sie noch liebt,
Ob er gleich ihr Herz betrübt.

„Hab' ich, Albert, dich verloren,
Mögen doch die Kindelein,
Die mit Schmerz ich dir geboren,
Deiner Huld empfohlen seyn!
Sieh, da sind sie! Sei nicht böse!
Friedrich, Diezmann und Agnese,
Sie gehören mir und dir,
Deines Hauses Stolz und Zier."

Aber nicht der Gattin Jammern,
Noch der Kinder stummer Schmerz,
Die des Vaters Knie' umklammern,
Rühren sein verstocktes Herz.
„„Nichts als Weinen, nichts als Wimmern,
Wo der Freude Strahlen schimmern?""
Und mit Haß und Wuth im Blick
Stößt er unsanft sie zurück.

Aber Mord und Herrschsucht blitzen
In der Dirne Seel' empor,
Und allein will sie besitzen,
Was die Dulderin verlor.
‚Albert! Eine von uns Beiden
Muß dein fürstlich Bette meiden;
Es verträgt mein hoher Sinn
Keine Nebenbuhlerin.'

Und der Biedermann und Ritter,
Der getreue Vargula,
Bebend vor dem Ungewitter,
Das der Herrin Haupt so nah,
Eilet voll gerechtem Jammer
Hin nach Margarethens Kammer:
„„Edle Frau, begebt Euch fort
Von dem unglücksel'gen Ort!

Dein Gemahl, ich sag's mit Beben,
Hat die Buhlerin umstrickt,
Und vielleicht nach Euerm Leben
Schon die Mörder ausgeschickt.""
Doch sie spricht mit sanfter Stimme:
„Immer fürchtet Ihr das Schlimme."
„„Laßt Euch warnen in der Zeit!""
„Euer Eifer geht zu weit."

Gott befehlend ihren Kummer,
Wieget, bei der Ampel Schein,
Die Ermüdete der Schlummer
Auf durchweintem Polster ein.
Horch! da knarrt des Zimmers Pforte,
Und dem stillen, keuschen Orte
Naht ein Mörder, scheu und wild,
In den Mantel eingehüllt;

Zückt den Dolch an Bettes Saume,
Schon vom Höllengeist umrankt:
Sieh! da lächelt sie im Traume,
Und der Mörder bebt und wankt.
„Wüthrich!" ruft er, „Margarethen,
Dein Fürstin, willst du tödten?
Welchen Lohn man auch verspricht,
Diese Heil'ge tödt' ich nicht."

Und der Dolch entsinkt den Händen,
Und die Schlummernde erwacht.
„Euer Leben sollt' ich enden,
Edle Frau, in dieser Nacht.
Lasset hier zu Euren Füßen
Solche Gräuelthat mich büßen;
Aber flieht, o Fürstin, flieht,
Eh' Euch Kunigunde sieht!

Wisset: als ich frische Kohlen
Heute zum Kamine trug,
Hat sie mir den Mord befohlen;
Boshaft ist die Schlang' und klug.
Wär' ein reicher Mann geworden;
Aber einen Engel morden
In der Unschuld süßem Schlaf —
Lieber bleib ich arm und brav."

Margarethe hebt erschrocken
Sich vom Lager auf, und hell
Wird ihr Alles, und die Locken
Netzt der Thränen heißer Quell.
„Nun, so lebet wohl, ihr Mauern,
Wo mich Haß und Mord umlauern!
Ruf' den Ritter Vargula,
Und bericht ihm, was geschah!"

Unter Seufzen, unter Weinen
Wankt sie jetzt zum letzten Mal
In das Schlafgemach der Kleinen,
Die sie Gottes Schutz empfahl.
„Wachet auf, ihr Theuern, Süßen,
Eure Mutter will euch küssen!"
Alle drückt im wilden Schmerz
Stumm und glühend sie an's Herz;

Küßt zuletzt so heiß und lange,
Von der Wehmuth Thau genetzt,
Ihres kleinen Friedrichs Wange,
Daß sie küssend ihn verletzt.
Rosenblut entquillt der Wunde,
Und sie saugt's mit warmem Munde,
Und der süße Knabe spricht:
Liebe Mutter, weine nicht!

„„Edle Frau, vergönnt in Züchten!
Rettung bietet nur die Nacht:
Trennet Euch, wir müssen flüchten,
Eh' man in der Burg erwacht.""
Und so trägt der treue Ritter
Vom durchfeilten Fenstergitter,
Auf der Leiter schwank und schmal,
Seine Herrin sanft in's Thal.

„„Ha, gottlob! wir sind geborgen,
Meine Rosse steh'n bereit.
Scheucht, o Fürstin, alle Sorgen,
Und vergesset Euer Leid!
Durch des Waldes dunkle Tannen
Folgen meine treuen Mannen:
Sitzet auf, und fürchtet nichts
Von der Wuth des Bösewichts!""

Einmal schaut sie nach der fernen
Wartburg scheidend noch zurück,
Und dann hebt zu Gottes Sternen
Sich vertrauensvoll ihr Blick;
Und im Kampfe der Gefühle
Flüchtet sie durch Nacht und Kühle,
Bis in stolzer Thürme Pracht
Frankfurt ihr entgegen lacht.

Unter Sang und Glockenklange
Tritt aus grünumlaubtem Thor,
Daß er würdig sie empfange,
Selbst der Erzbischof hervor;
Ehren, wie sich ziemet, mocht' er
Gern des Kaisers edle Tochter,
Doch die Demuthvolle spricht:
„Solchen Prunk begehr' ich nicht.

Gönnt mir eines Klosters Stille,
Meinem Heiland mich zu weih'n;
Daß ich sein Gebot erfülle,
Laßt mich dulden und verzeih'n!"
Aber ach! die Klostermauern
Hemmten nicht der Seele Trauern,
Und ein heitres Morgenroth
Fand die Schmerzenreiche todt.

262. Der Keuschheitsmantel. *)

Bei funkelndem Weine, Fasan und Fisch
Saß König Artus am runden Tisch,
Und um ihn her, gar prächtig zu schauen,
Viel tapfere Ritter und schöne Frauen.

Und Mancher schielte mit schelmischem Sinn
Wohl nach der reizenden Königin,
Indeß im weiten, geschmückten Saale
Die Harfen erklangen zum vollen Pokale.

Da plötzlich tritt in den edlen Kreis
Ein Jüngling, die Wange roth und weiß,
Die Locke blond, im lichten Kleide
Von Gold und himmelblauer Seide.

Er beugt vor dem König in Ehrfurcht das Knie
Und spricht: „Christ grüße dich, Artus! und sie,
Die reizende Ginower dir zur Seite,
Sie minnereich, du stark im Streite!

Und ihr, die hier ein edler Bund
Vereint, ihr Herr'n der Tafelrund!
Und ihr, holdselig süße Frauen:
Euch Alle grüß' ich mit Vertrauen.

Auch bring' ich ein Geschenk zum Gruß,
Verwahrt in dieser kleinen Nuß;
Es liegt gefaltet in ihrer Mitte
Ein kostbarer Mantel vom neusten Schnitte." —

Er öffnet die Nuß und licht wie Gold
Heraus die seidene Hülle rollt.
„Der Mantel," spricht er, „hat Wundergaben:
Die seiner werth ist, soll ihn haben.

Doch merkt es: nie gerecht noch saß
Er Einer, die die Pflicht vergaß;
Nur keusche Frauen will er schmücken,
Bei andern reißt er gleich in Stücken.

Wohl ist er würdig, daß ein Weib
Von reinstem Adel, ja selbst der Leib
Der schönen Königin bei Tage
Und Nacht als höchsten Schmuck ihn trage." —

Frau Ginower denkt: was weiß vom Lauf
Der Sitt' ein Mantel? — Keck steht sie auf
Und ruft mit herrischen Geberden:
Gib her! mein soll der Mantel werden! —

Sie warf ihn über die Schultern her:
Erst war er leicht, dann wurd' er schwer
Und schwerer, und drückte die zarten Glieder,
Und fiel zerrissen zur Erde nieder.

Der blonde Jüngling den Mantel nahm.
Die Wange der Königin glühte vor Scham,
Und Artus rief, vom Rausche gewecket:
Weib, traun! Du hast die Ehre beflecket! —

Sie seufzte, das Antlitz abgewandt:
O wär' ich am fernsten Meeresstrand
Statt hier, wie eine niedere Zofe
Geschändet ich steh' vor meinem Hofe! —

Sie fluchte des Mantels eitler Pracht,
Verwünschte den Schneider, der ihn gemacht,
Und — wie vor Zorn die Lippe bebet —
Sogar den Weber, der ihn gewebet.

*) Obiges Rittermärchen ist nach einem altenglischen Gedichte in Percy's „Reliques of ancient English Poetry", Vol III., p. 1. frei bearbeitet. A. d. H.

Dann floh sie weinend in ihr Kloset. —
Der Mantel ist wieder sauber und nett
Und unversehrt. „Wer will es wagen,
Ihr holden Schönen, ihn nun zu tragen?“

Stand auf Herr Kay von seinem Platz,
Der Kanzler des Königs: Nimm ihn, Schatz!
Beweis' es ohne Scheu, ich bitte,
Daß du ein Muster von Zucht und Sitte.

Kaum fühlt der Mantel die Schultern der Frau,
So färbt er sich grün und roth und grau
Und zeiget zum allergrößten Schrecken
Des Herrn Gemahles gar böse Flecken.

Bald scheint er eng, bald wieder weit,
Jetzt schmal und lang, dann kurz und breit,
Und endlich reißt er am schlanken Rücken
Der stolzen Frau in tausend Stücken.

Da scholl auf einmal am runden Tisch
Ein lautes Lachen und Hohngezisch;
Sie aber blickte starr und bange
Zur Erde mit schamübergoßner Wange.

Dann lief sie eilig in ihr Kloset. —
Der Mantel ist wieder licht und nett
Und unversehrt. „Wer will es wagen,
Ihr holden Frauen, ihn nun zu tragen?“

Herr Kradock, ein junger Rittersmann,
Sah seine blühende Gattin an:
Du bist ein Weib von reinem Wandel,
Versuche du einmal den Mantel!

Bliebst du mir, seit du mein bist, treu,
So reißt der Mantel nicht entzwei;
Ein unbeflecktes, treues Minnen
Mag ihn mit leichter Müh' gewinnen.

In Demuth schwieg die schöne Margot,
Stand auf nach ihres Herrn Gebot
Und ging erröthend und bescheiden,
Sich mit dem Mantel zu bekleiden.

Er flatterte vom Liliенschnee
Des Nackens nieder bis auf die Zeh,
Und schien mit innigem Vergnügen
Sich nach den schönen Formen zu fügen.

Nur blieb er zu eng um einige Zoll
Da, wo der Busen dem Mieder entquoll.
Sie zog und dehnte und zupfte wieder
Und rief: Nun, lieber Mantel, sei bieder!

Die Wahrheit will ich dir nur gestehn,
Denn wohl drückt schwer mich mein Vergehn —
Einst küßte mich Kradock auf grüner Matte,
Eh' uns der Priester vermählet hatte.

Sie sprach es kaum, und recht mit Lust
Schmiegt er sich jetzt an die schwellende Brust,
Und laut ertönte von Mund zu Munde
Der Keuschen Lob an der Tafelrunde.

Frau Ginower, die zurücke kam —
Oft sieget Neugier über Scham —
Rief spottend aus: Ihr Herr'n und Frauen!
Ihr werdet doch nicht dem Mantel trauen?

Die Falsche gewann ihn durch Zauberei;
Sie brüste sich nur! — ich sag' es frei:
Viel Ritter kenn' ich und Priester und Laien,
Die heimlich sich ihrer Gunst erfreuen. —

„Bestraf', o Herr der Tafelrund,
Dein freches Weib! es lügt ihr Mund!“
So rief der Jüngling im blauen Gewande,
Und drauf an Margot sich also wandte:

„Sei ruhig, Süße! Dein Herz ist rein,
Drum sei und bleibe der Mantel dein,
Und diene, ob man dich auch beneide,
Dir stets zum Schmuck und Ehrenkleide!“ —

Ein lautes Bravo erscholl im Saal,
Und Kradock küßte sein keusches Gemahl,
Froh, daß er solch einen Schatz gefunden —
Der Jüngling aber war verschwunden.

---

263. Die keusche Anahid.

(Persische Mythe.)

Aus des Himmels goldnen Räumen
Schwebt herab ein Engelpaar,
Mischt, gelockt von süßen Träumen,
Sich in froher Menschen Schaar.
Beut die Erde keine Wonnen,
Spricht ihr Mund ein Zauberwort,
Und sie schweben über Sonnen
Schnell zurück zum sel'gen Ort.
Doch ruft es die Lippe vor sterblichen Ohren,
Ist ihnen der Himmel auf ewig verloren,
Es hält sie die Erde und läßt sie nicht fort.

An des Ganges Blumenrande
Wandeln sie mit leichtem Fuß,
Knüpften manche süße Bande
Unter Reben, Spiel und Kuß;
Und den Freudenkelch zu leeren,
Suchen sie der Liebe Haus,
Ruh'n im Arm der Bajaderen
Von der Wonne Taumel aus.
Und weckt sie des Tages glühende Röthe,
So laden von Neuem sie Zimbel und Flöte
Zu Spielen und Tänzen und fröhlichem Schmaus.

Götterkräftig, kühn und heiter,
Angebetet von den Frau'n,
Zieh'n die Jünglinge dann weiter
Bis nach Persien's Rosenau'n.
Und gelockt von süßen Tönen
Treten sie zum nahen Wald,
Wo Gesang von einer Schönen
Durch die Myrtenzweige schallt.
Und lieblicher flötet's und sanfter, es rauschen
Die Saiten der Lyra darein, und sie lauschen
Und fühlen im Busen der Töne Gewalt.

Unter'm Schatten hoher Palmen
Sitzet Anahid allein
Vor der Hütt' und singet Psalmen
Auf zum goldnen Morgenschein.
„Wie des Busens Lilien prangen!
Der Rubinenmund, wie schön!
Küssen möcht' ich diese Wangen:
Komm und laß uns näher geh'n!“
Und gleich wie, dem gierigen Falken zum Raube,
Sich sträubt die erschrockene, schüchterne Taube:
So bebet das Mädchen, und athmet kaum.

„Kannst nicht fliehen, holde Schöne,
Bist in unserer Gewalt;
Hemme deine Klagetöne,
Süße, reizende Gestalt!
Bist geschaffen zum Genießen,
Folge willig, denn du mußt;
Hier, wo tausend Blumen sprießen,
Lächle dir und uns die Lust!“ —
„„Entweichet! noch weiß ich die Waffe zu führen,
Und wer es wagt, meinen Leib zu berühren,
Dem stoß' ich den spitzigen Dolch in die Brust!““

Schwacher Hand erzürnter Schönen
Raubt man solche Waffen leicht;
Ihrem Aug' entquellen Thränen,
Wehrlos steht sie nun, erbleicht,
Schluchzet laut und sinket nieder:
„„Todt nur kann ich euer seyn;
Doch im Leben soll die Glieder
Mir kein Erdensohn entweih'n!““ —
„Nicht Sterblichen hast du dich, Liebchen, ergeben,
Mit Engeln wirst du, ein Engel, entschweben,
Und droben dich himmlischer Wonnen erfreu'n.

Stille diese Thränengüsse!
Dich erwarten, süßes Kind,
Keines Staubgebornen Küsse;
Wisse, daß wir Engel sind!
Sprechen wir, des Lichts Genossen,
Ein geheimes Zauberwort,
Ist der Himmel aufgeschlossen,
Und ein Wölkchen hebt uns fort.“
Man zieht sie gewaltsam zum blumigen Bette,
Kein Vater erscheint, der das Töchterchen rette,
Es hält ihn ein Gastfreund an fernem Ort.

Und schon will die Brust verzagen,
Sieh, da gibt ein Gott ihr ein,
Nach dem Zauberwort zu fragen,
Dessen Engel sich erfreu'n.
„„Eure Wünsche zu erfüllen,““
Spricht sie, „„bin ich eure Braut,
Und in Allem euch zu Willen,
Wenn ihr mir das Wort vertraut.““
Wie hoch vor Freude das Herz ihnen hüpfet!
Vergessend der himmlischen Warnung, entschlüpfet
Den stammelnden Lippen der heilige Laut.

Und die keusche Jungfrau blicket
Hoffend auf zum Morgenstern,
Spricht das heil'ge Wort, und schicket
Fromme Seufzer zu dem Herrn.
Und, o Wunder! seht, es hebet
Sich ihr Fuß in Rosenduft,
Und auf leichter Wolke schwebet
Sie empor in blaue Luft!
Die Jünglinge starren beschämet zur Erde
Und büßen den Frevel, mit flammendem Schwerte
Geschieden vom Himmel durch ewige Kluft.

Auf dem Morgenstern erklinget
Preis und Lob dem keuschen Sinn,
Und der Chor der Peri singet:
‚Sei willkommen, Königin!‘
Tausend sel'ge Geister neigen
Sich vor ihrem goldnen Thron,
Und sie führt den Sternenreigen
Durch der Lyra Himmelston.
Die Saiten, womit sie glänzend bezogen,
Sind sieben Strahlen: im Farbenbogen
Erblickt sie des Staubes vergänglicher Sohn.

Ludwig Achim von Arnim,

geboren den 26. Januar 1781 zu **Berlin**, studirte in Göttingen Medizin und hauptsächlich Naturwissenschaften, und veröffentlichte schon mit 18 Jahren eine „Theorie der elektrischen Erscheinungen“. Nachdem er den Doktorgrad erhalten, bereiste er Deutschland, sammelte nach allen Richtungen die älteren Erzeugnisse der Volkspoesie, nahm dann einen längeren Aufenthalt in Heidelberg, lernte daselbst **Clemens Brentano** kennen und gab mit ihm die berühmte Volksliedersammlung „des Knaben Wunderhorn“ heraus. Die Schwester Brentano's, die geistreiche **Bettina**, wurde später Arnim's Gattin. In den letzten Jahren privatisirte er abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, wo am 21. Januar 1831 ein Nervenschlag sein Leben plötzlich endete.

* * *

„**Arnim** — lesen wir in **Heine's** vortrefflichem Buch: die romantische Schule, S. 231 f. — ist ein großer Dichter und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem andern deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den **Hoffmann** sowohl als den **Novalis**. Er wußte noch inniger, als dieser, in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur ein Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich sie ihm die unbedingteste Anerkennung zollten, haben sie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr gepriesen. Ja, einige Schriftsteller pflegten sogar wegwerfend von ihm sich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die seine Weise nachahmten 2c. Ich glaube, Arnim's Renommee konnte besonders deßhalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden der katholischen Partei noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem seine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? — Warum vernachlässigte nur das Volk einen Schriftsteller, dessen Phantasie von weltumfassender Weite, dessen Gemüth von schauerlichster Tiefe, und dessen Darstellungsgabe so unübertrefflich war? Etwas fehlte diesem Dichter, und dieses Etwas ist es eben, was das Volk in den Büchern sucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, daß sie die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen, oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung; die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen,

stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich, und flüstern uns leise in's Ohr: wir sind todt. Solches Schauspiel würde allzusehr grauenhaft und peinigend seyn, wäre nicht die Arnim'sche Grazie, die über jede dieser Dichtungen verbreitet ist, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe schildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber sogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir sehen schöne Leiber, wogende Busen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieses Alles. Manchmal ist Arnim witzig, und wir müssen sogar lachen; aber es ist doch, als wenn der Tod uns kitzle mit seiner Sense. Gewöhnlich jedoch ist er ernsthaft, und zwar wie ein todter Deutscher. Ein lebendiger Deutscher ist schon ein hinlänglich ernsthaftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind; da sind unsere Gesichter noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. Die Franzosen wähnen Wunder wie schrecklich ernsthaft der Hoffmann seyn könne; aber das ist Kinderspiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann seine Todten beschwört und sie aus den Gräbern hervorsteigen und ihn umtanzen: dann zittert er selber vor Entsetzen, und tanzt selbst in ihrer Mitte, und schneidet dabei die tollsten Affengrimassen. Wenn aber Arnim seine Todten beschwört, so ist es, als ob ein General Heerschau halte, und er sitzt so ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Schaaren vor sich vorbei defiliren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu. — Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück darunter, betitelt der Auerhahn. Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine Isabelle von Egypten". —

Die lyrischen Gedichte desselben, zumeist seinen größeren Werken eingewebt, zeugen zwar gleichfalls von seiner reichen Phantasie, Gefühlstiefe und Genialität, tragen aber, wie sich denn überhaupt bei unsern Romantikern die ganze Scala der Empfindungen auf wenige Haupttöne eingrenzt, eine durchgehends religiös- oder natur-mystische Grundfarbe, welche die mitunter lichteren und lebensfrischeren Tinten der poetischen Conception trübt. Die äußere Erscheinung als Symbol des innern Lebens darzustellen, ist vornemlich Zweck derselben. Seine sparsame lyrisch-epische Muse trifft, bei aller Eigenthümlichkeit der Auffassung und Gestaltung ihrer Stoffe, der Tadel mangelnder rein-objectiver Weltanschauung und realistischer Positivität.

Von ihm:

Hallin's Liebeleben. Göttingen 1803.
Ariels Offenbarungen. Ebd. 1804.
Kriegslieder. Ebd. 1806.
Des Knaben Wunderhorn (gemeinschaftlich herausgegeben mit Cl. Brentano). 3 Thle. Heidelberg 1806—8. — 2. Aufl. 1819. — N. Ausg. 1846.
Tröst-Einsamkeit, eine Zeitung für Einsiedler. Ebd. 1808.
Der Wintergarten. Novellen. Berlin 1809.
Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores (Roman). 2 Bde. Das. 1810.
Halle und Jerusalem; Studentenspiel und Pilgerabenteuer. Heidelberg 1811.
Vier Novellen. Berlin 1811.
Isabella von Egypten. (Roman.) Ebd. 1812.
Schaubühne. 1 Bd. Berlin 1813.
Die Kronenwächter, oder Berthold's erstes und zweites Leben. (Roman). Ebd. 1817.
Predigten des alten Magister Mathesius. Ebd. 1817.
Die Gleichen. Schausp. Ebd. 1819.
Sämmtliche Werke, herausgegeben von Wilh. Grimm. 12 Bde. Ebd. 1839—42.

264. Der Blinde.

Der Blinde schleicht am Wanderstabe,
Weiß nicht, daß schon die Sonn' im Meer;
Er trägt an seiner Last so schwer,
Die Last ist seine einz'ge Habe.

Den Knaben trägt er heut zu Grabe,
Der treu ihn durch die Welt geführt;
Ihn hat der Hungertod berührt,
Als er für ihn gefleht um Gabe.

Die Gabe, die geschenkt dem Kleinen,
Die er ihm sterbend dargereicht,
Das Brod, mit Thränen eingeweicht,
Kann er nicht sehn und nur beweinen.

Er sucht, geweihte Erd' zu finden,
Und scheut, zu missen seine Last;
Wenn er die kalte Hand nicht faßt,
Was soll ihn noch der Welt verbinden?

Dem Blinden kann sich auch verkünden,
Der ihn im hohen Himmel kennt;
Er hat ihn von der Welt getrennt,
Daß er soll ihn allein hier finden.

Der Müde sinkt, und an der Stelle
Fühlt er des Altars heil'gen Stein;
Er gräbt den ird'schen Führer ein,
Des Himmels Führer strahlt ihm helle.

Des Himmels Frühling ist erschienen
Bei seines Lieblings ird'schem Grab.
Es wurzelt ein der Wanderstab,
Das dürre Holz will wieder grünen;

Es wächst zum Blüthenkranz am Grabe.
Und, der im Himmel richtend liebt,
Hat ihn aus Liebe nur betrübt, —
Der Gott im Menschen war der Knabe.

265. Das Münster zu Straßburg.

Laß, o Herr! das Werk der Zeiten,
Das dein Hauch hat angereget,
Heut durch meinen Mund ausdeuten!
Großes Wort sich schwer beweget;
Schwer und langsam wie die Steine,
Die aus rauhem Fels gespalten,
Sich erheben zum Vereine
Und den hohen Thurm gestalten.

Gott erschuf am zweiten Tage,
Der vom Wasser schied die Erde,
Zeugen dieser heil'gen Sage,
Felsen, sich zum Opferherde.
Erwin sah die heil'gen Zeugen
Drüben harren an dem Rheine,
Und im Geiste ward ihm eigen,
Was ein Jeder sag' und meine.

Wie sie Alle ihm gebieten,
Daß er sie hinüberführe,
Daß sie heil'gen Dienst behüten,
Daß die heil'ge Kunst sie ziere;
Daß aus felsenfestem Kerne
Sich erbaue Gottes Kirche;
Darum treiben Gottes Sterne
Goldne Adern durch's Gebirge.

Seht! mit diesem Goldgewinne,
Den sie zu dem Rheine senden,
Regen sie der Menschen Sinne,
Wirken sie in fleiß'gen Händen,
Daß sie große Gaben schenken
Zu der großen Münsterkirche,
Die der Erwin will erdenken
Aus den Felsen im Gebirge.

Erwin reißt mit schnellem Bleie
Viele Pläne zu dem Baue,
Doch es fehlt die rechte Weihe,
Daß er auch das Rechte schaue.
Zu der Wildniß jener Berge
Dringt er in Verzweiflung weiter,
Klagt, daß Wahrheit sich verberge
Auf des Schönen Himmelsleiter.

Betend kommt er so zur Kirche,
Die der erste Christ erbaute,
In dem wildesten Gebirge,
Daß er seinen Herren schaute;
Sieht ein zierlich Bild des Stalles,
Wo der Herr einst war geboren,
Und das geht ihm über Alles
Und er hat es gleich erkoren.

Die Kapell' aus Stabgeflechten
Ist mit Blumen reich verzieret,
Und was Andre bilden möchten,
Diesem Plan der Preis gebühret!
Nein, kein Tempel aller Zeiten
Kann entzücken, wie die Hütte:
Soll sich Dauerndes bereiten,
Steigt es nur aus frommer Sitte.

Wo die Krippe einst gestanden,
Ist der Altar aufgerichtet:
Wo das Kind die Hirten fanden,
Hat der Morgen ihn umlichtet;
Und zwei Thürme, wo der Tauben
Keusch getrennte Liebe wohnet,
Sich erheben, wie der Glauben,
Der im Geist hoch oben thronet.

Unser guter Meister sinnet,
Daß der Bau in Stein sich gründet,
Bischof Konrad's Herz gewinnet,
Und der Bau wird weit verkündet.
Und Vergebung aller Sünden
Wird zu diesem Bau verliehen
Jedem, der sich da wird finden
Treu und muthig im Bemühen.

Bischof Konrad, wohl berathen,
Kommt mit heil'gem Oel und Weine,
Mit dem Stabe, mit dem Spaten,
Legt geschickt die Gründungssteine.
Ringsum stehn die Arbeitsleute,
Alle Geistlichen des Landes,
Alle Zünfte graben heute,
Selbst die Herren edlen Standes.

Als die Weihung ist vollendet,
Tritt der Bischof still zurücke;
Doch ein Streit hat bald geschändet
Dieser Sonne Gnadenblicke.
Wohl mit Recht ist lang verkündet,
Daß der Teufel sich bestelle,
Wo die Kirche wird gegründet,
Seinem Dienste die Kapelle.

Eh' der Bischof sie kann trennen,
Ist ein Streit da ausgebrochen.
Brüder wild im Kampf entbrennen,
Und der Eine ist erstochen.
„Wer hat diesen Streit entzündet?"
Ruft der Bischof mit Entsetzen;
„Neu sei dieser Bau begründet,
Nicht mit Blut dürft' ihr ihn netzen!"

Und es sprach der Mordgeselle:
„„Wo dein heil'ger Arm gegraben,
Von der lieben Gnadenstelle
Stieß er mich wie einen Knaben!
Weiß, ich hab' den Tod verdienet,
Daß ich Bruderblut vergossen,
Doch es sei die Welt gesühnet;
Ihr zum Heil sei es geflossen.

Wißt, es fließen hier im Grunde
Zwei versteckte böse Quellen:
Stopft ihr nicht die Doppelwunde,
Werdet ihr den Thurm nicht stellen.
Ganz umsonst sind hier die Pfähle,
Steine, Mörtel ganz vergebens,
Wenn ich's nicht zum Grab erwähle
In der Fülle meines Lebens.

Eine Quelle will ich haben
Mit des armen Bruders Leiche,
Und ein Grab mir selber graben,
Daß das Wasser schaudernd weiche;
Dann erst ist der Thurm gegründet
Und das Wasser ist bezwungen,
Und die Säulen, hoch verbündet,
Sind vom Sumpfe nicht verschlungen.

Eilet euch, ihr starken Hände,
Daß ihr euer Grab vollendet!
Weh, ihr glüht wie Feuerbrände!
Erde reinigt, was sie schändet.
Seid begrüßt, ihr Rein'gungsquellen!
Schaudert nicht vor mir zurücke;
Ich umspanne eure Wellen,
Bin des Heiles feste Brücke.""

Und der Bischof sieht zum Heile
Hier das Unheil ausgedeutet;
Viele Schuh' tief grub in Eile
Dieser Mörder, und erstreitet
Sich ein Grab in tiefen Quellen,
Die dem Meister sich verbargen:
Sicher kann er Mauern stellen
Auf den Leichnam dieses Argen.

---

266. Der Brunnen in Rheinsdorf.

Friedensruf durchtönt die Gassen
Hoch vom Thurme ausposaunt,
Reiter ziehn, belehnt entlassen,
Fort aus Halle frohgelaunt:
Jeder hat sich ausersonnen
Einen neuen Lebenslauf,
Hoffnung geht in Friedenswonnen
Ueber einer Wildniß auf.

Heimkehr sammelt Dorfgenossen
Nach dem dreißigjähr'gen Kampf,
Viere steigen von den Rossen,
Deren Athem heißer Dampf;
Rastlos sind sie heimgeritten,
Jeder sucht sein Vaterhaus,
Doch die Häuser und die Hütten
Brannte Kriegesfeuer aus.

Nicht die Stelle ist zu kennen,
Wo das Dorf am Flämingsrand
Lag, das sie als Heimat nennen,
Doch schon winkt die höhre Hand:
Alles sank in Kriegesjahren,
Nur die starke Kirchenwand
Konnte dachlos sich bewahren,
Zeigt im Wald, wo Rheinsdorf stand.

Heinrich will zur Kirche treten,
Vetter Gottlob hält ihn fest:
„Morgen ist noch Zeit zum Beten,
Jeder suche erst sein Nest!
Sieh, der Gärten Scheidefahren
Zeigen trotz der Wildniß bald,
Wo der Eltern Häuser waren,
In dem dichten Birkenwald.

Wo im Krieg die Eltern blieben,
Sagt kein Nachbar rings umher,
Ist hier an kein Kreuz geschrieben,
Da der Kirchhof wüst und leer:
Hier kein Kirchhof und kein Küster,
Um in's Kirchenbuch zu schaun;
Pest, Krieg, Hunger sind Geschwister,
In der Fremde sucht euch Frau'n!

Keiner sich in Gram versäume,
Folgt der Welt in ihrem Lauf,
Jetzt zur Arbeit, fället Bäume,
Räumt die alten Höfe auf;
Sucht die alten Grundsteinmauern;
Denn wer weiß, des Vaters Schatz
Leuchtet nächtlich unter Trauern,
Daß der Sohn nicht fand den Platz!"

Hart gewöhnt in harten Zeiten,
Leichten Sinns bei gutem Muth,
Wissen sie sich zu bereiten
Obdach gegen Regenfluth.
Doch nun schrecken sie zusammen;
Diese eine Sorge quält:
Gegen heiße Durstesflammen
Ihnen hier der Brunnen fehlt.

Nirgend ist der Born zu finden,
Der das ganze Dorf getränkt; —
Langsam war er aufzuwinden,
Er war hundert Fuß gesenkt;
Durch des Bergmanns Kunst getrieben
In den Berg zum Quellensand,
Ist er unerschöpft geblieben,
Wasser sich stets drinnen fand.

Wer kann jetzt den Bergmann finden,
Der zur Quelle niederdringt,
Der die Tiefe kann ergründen
Und den Bau zu Stande bringt!
Da entsinkt die Art den Händen,
Gottlob zäumet gleich sein Pferd,
Daß sie andre Landart fänden,
Wo das Wasser nah der Erd'.

Gottlob ruft: „Laßt mich nur sorgen!
Zieht in's Ländchen von der Höh'!
Quellen, die hier tief verborgen,
Finden wir da gleich am See."
Dreie woll'n zu Pferde steigen;
Heinrich weicht nicht so geschwind:
„„Erst zur Kirch'! Ich will euch zeigen,
Wo wir eingesegnet sind!""

Doch da hemmt sie ein Verkünden;
Aus der Kirche tönt es laut:
‚Einen Brunnen wird der finden,
Der auf Gott, den Herrn, vertraut!
Einen Brunnen voller Gnaden,
Einen Brunnen, der da kühlt,
Der da heilt des Feuers Schaden,
Das des Sünders Herz durchwühlt.

Bleibt und baut!' Die Geisterworte
Trieben schnelle sie zu Roß,
Jeder scheut die Todespforte,
Der das Leben gern genoß.
Doch der Schrecken lähmt die Glieder,
Als zur Kirchenthür heraus
Eine Jungfrau grüßt als Brüder,
Die ergriffen stehn vom Graus.

„„Aennchen hieß ich, kleine Anne;
Bruder Gottlob! kennst du mich?
Und in diesem ernsten Manne
Grüß' ich Vetter Heinrich dich!
Doch ihr wollet noch nicht hören,
Haltet mich für Höllentrug;
Euern Irrthum zu bekehren
Flattert her der Tauben Zug;

Seht, sie lassen sich hernieder,
Setzen sich auf's Haupt mir fest,
Setzen hier sich auf mein Mieder
Ruhig, sicher, wie auf's Nest!
Seht, ich biete ihnen Futter
Mit dem Mund beim Wiedersehn, —
Küssend nähr' ich sie als Mutter, —
Ihre Flügel mich umwehn.

Seht, die Ziege kommt gesprungen,
Auferzogen einst mit mir!
Kennt ihr sie? Seht her, die Jungen
Hüpfen auf das alte Thier!
Bleibt und sehet rings den Frieden,
Auch das Reh sich mir gesellt;
Seht, das Paradies hienieden,
Eh' die Sünde auf der Welt!""

Dieses Wunder lockt die Reiter,
Und sie schaun den Geist nun an;
Ihre Augen werden heiter,
Und sie nah'n sich Mann für Mann.
Tief in's Herz durch Lederkoller
Dringt des Blickes Thränenschmuck;
Aller Augen schimmern voller;
Heinrich bietet Händedruck.

„„Ja, das ist die kleine Anne, —
Wohl zehn Jahr' vergangen sind —
Ich war schon gereift zum Manne,
Sie war noch ein lieblich Kind;
Doch wir hielten stets zusammen,
Und das Kind war mir so gut;
Weil aus einem Haus wir stammen,
Lag es uns schon in dem Blut.

So beim letzten Erntefeste
Bringt sie mir zuerst den Krug,
Achtet nicht die alten Gäste; —
Ich ward aus dem Kind nicht klug,
Das, zur Jungfrau schnell verwandelt,
Durst verwandelt in den Kuß:
Bald ein Kuß ist eingehandelt,
Weil den Krug sie schützen muß.““

„„Ja, du nahmst mir, statt zu trinken,
Zweimal Küsse ab mit List,
Und im Tanz dein frohes Winken
Sich doch nimmermehr vergißt.
Heinrich, das ist nun vorüber;
Gegenwärtig ist die Noth;
Ach, kein Kuß löscht Durst im Fieber,
Thränen netzten hier mein Brot.

Mir der Taufstein sammelt Regen,
Dort der Pfuhl, der tränkt mein Vieh,
Doch euch gnügt nicht dieser Segen,
Selbst für Wen'ge reicht er nie. —
Hört, ich hoff' euch zu entdecken,
Wo der alte Brunnen stand,
Den der Schulze ließ verstecken,
Daß der Feind ihn nimmer fand;

Holz und Erde drauf ließ decken,
Und dann starb er an der Pest.
Feuer flog aus allen Ecken,
Als nun kamen fremde Gäst';
Denn sie merkten wohl die Tücke,
Daß der Brunnen zugedeckt;
Ich blieb einsam krank zurücke,
Denn die Andern floh'n erschreckt.

Nur ein Zeichen ist mir blieben, —
Heinrich, ach! das kennst du nicht,
Denn ganz heimlich war mein Lieben;
Nur die Noth heut' aus mir spricht.

Wenn ich Wasser sollte holen
Von dem Brunnen, unverwandt
Blickt' ich zu der Kirch' verstohlen,
Wenn die Thüre offen stand.

Heinrich saß da. Zwar verschwunden
Ist der Stuhl im Kirchenbrand,
Doch ich hab' ein Kreuz gebunden,
Dort gesetzt mit treuer Hand.
Denn wie konnt' ich wohl noch glauben,
Dich auf Erden je zu sehn;
Auf dem Kreuze sitzen Tauben —
Heinrich, sieh, da mußt du stehn.“'

Wie er zu dem Sitz sich stellet,
Geht sie mit den Andern fort;
Manches Bäumchen wird gefället,
Eh' sie schaut den rechten Ort.
Doch nun kniet sie plötzlich nieder,
Seufzt mit ausgestreckter Hand:
„„Ja, nun seh' ich Heinrich wieder!
Seht, wir stehn am Brunnenrand!

Spaten habt ihr auf dem Pferde
Mitgebracht zum Gartenbau,
Werfet ab die Rasenerde!
Hohl erklingt's, und Holz ich schau'!
Ihr seid stark; wer sollte meinen,
Daß ihr solche Balken hebt! —
Wonne, seht das Wasser scheinen!
Wie's zu uns im Blicke bebt!

Dankt dem Herrn, der ihn erhalten,
Diesen Brunnquell reich und voll!
Jeder muß die Hände falten;
Das Gebet vom Herzen quoll. —
In der Kirche liegen Ketten
Wohlbewahrt bei Heinrich's Stuhl,
Auch den Eimer thät ich retten,
Holt ihn her vom Wasserpfuhl!“'

Wie der erste Eimer steiget
Wohlgefüllet hoch empor,
Sich die Abendsonne neiget,
Und es singt der ganze Chor
Das ‚Allein Gott in der Höhe!‘
Und bei diesem ersten Trank,
Sich verlobend zu der Ehe,
Heinrich Annen fest umschlang.

Adelbert von Chamisso,

eigentlich Louis Charles Adelaide de Ch., ward den 27. Januar 1781 auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne geboren. Sein Vater war Louis Marie Comte de Chamisso, Vicomte d'Ormond und nach 1792 Lieutenant Colonel aide de Camp du Maréchal de Broglie. Seine Mutter hieß Marie Anna Gargam. Um 1790, etwa neun Jahre alt, kam Adelbert, in Folge der Auswanderung des französischen Adels nach Ausbruch der Revolution, mit seinen all ihrer Habe beraubten Eltern nach Deutschland, wurde 1796 zu Berlin unter die Zahl der Pagen der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelms II. aufgenommen und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienste bei einem Regiment der Besatzung Berlin's, während seine Familie unter der milderen Herrschaft des ersten Konsuls zu Anfang des Jahrhunderts nach Frankreich zurückkehrte. So stand er in den Jahren, wo der Jüngling zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung, da er nie eine Schule ernstlich besucht hatte. In französischer, später in deutscher Sprache sich im Dichten versuchend, schrieb er im J. 1803 ein Fragment „Faust“, das von ihm aus dankbarer Erinnerung in seine Gedichte aufgenommen wurde. Dieser fast knabenhafte metaphysisch-poetische Versuch brachte ihn zufällig einem andern Jünglinge nahe, damals von gleicher poetischer Strebsamkeit, K. A. Varnhagen von Ense. Sie verbrüderten sich, und so entstand unreifer Weise der „Musenalmanach auf 1804“, der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf Chamisso's Kosten herauskam. Diese Unbesonnenheit ward zu einem segensreichen

Wendepunkt seines Lebens. Obgleich sein damaliges Dichten meist nur in der Ausfüllung der poetischen Formen, welche die sogenannte neue Schule anempfahl, bestehen mochte, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen. Es brachte ihn einerseits in enge Verbrüderung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen; andererseits zog es auf ihn die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern wie Fichte u. A., die ihrer väterlichen Freundschaft ihn würdigten. Dem ersten Musenalmanach folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen er einen Verleger fand, und das Buch hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander sprengten. Er studirte indeß angestrengt, zuvörderst die griechische Sprache, später die lateinische, und gelegentlich die lebenden Sprachen Europa's. Der Entschluß reifte in ihm, den Kriegsdienst zu verlassen und sich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnißvollen Ereignisse vom J. 1806 traten hemmend und verzögernd zwischen ihn und seine Vorsätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin er den Freunden folgen sollte, bestand nicht mehr; sie selbst waren in die weite Welt verstreut. Der Tod hatte ihm die Eltern geraubt. Irr an sich selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte er in Berlin die düstere Zeit. Dieser trübseligen Situation ward er durch den Ruf als Professor am Lyceo zu Napoleonville entrissen, den unerwartet im Spätjahr 1809 ein alter Freund seiner Familie an ihn ergehen ließ. Er reiste nach Frankreich; trat aber seine Professur nicht an. Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über ihn; er ward nämlich in den Kreis der Frau von Staël gezogen, brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810—11 in Napoleonville bei dem Präfekten Prosper von Barante zu, folgte im Frühjahr 1811 der hohen Herrin nach Genf und Coppet, und war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. In diesem Spätjahr verließ er Coppet und seinen Freund August von Staël, um sich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat er jetzt erst handelnd und bestimmend in seine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat. Die Weltereignisse von 1813, an denen er nicht thätigen Antheil nehmen durfte, — er hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland — spalteten sein Wesen wiederholt vielfältig, ohne ihn von seiner Bahn abzulenken. Er schrieb in diesem Sommer, um sich zu zerstreuen und die Kinder seines Freundes Hitzig zu ergötzen, das weltberühmte Märchen „Peter Schlemihl". Kaum hatte der Boden sich wieder befestigt und wieder blau sich der Himmel darüber gewölbt, als im J. 1815 der Sturm sich wiederum erhob und auf's Neue zu den Waffen gerufen ward. Der Prinz Max von Neuwied schickte sich damals an, seine Reise nach Brasilien anzutreten. Chamisso faßte den Gedanken, sich ihm anzuschließen; er ward ihm zu einem Gehülfen vorgeschlagen: — aber jener konnte seine schon abgeschlossene Ausrüstung nicht erweitern. Da kam Chamisso zufällig einmal bei Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesicht, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungs-Expedition russischerseits nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. Hitzig verschaffte ihm nun wirklich einen Platz auf dem von Otto von Kotzebue, dem Sohn des Dramatikers, befehligten Rurik als freiwilliger Naturforscher. Diese von unserm Dichter beschriebene, sogenannte „Reise um die Welt", auf der er manche Widerwärtigkeit, besonders durch russische Brutalität, zu bestehen hatte, dauerte bis zum Jahr 1818, und war von wesentlichem Einfluß auf seine dichterische Anschauungsweise sowohl, als auf seine Welt- und Menschenkenntniß; sie bildet ein Hauptmoment seines Lebens. Bevor er das Festland wieder betrat, hielt er sich noch kurze Zeit in England auf, wo er mit den bedeutendsten Naturforschern in Berührung kam. Seitdem nun lebte er in Berlin, erhielt von der Universität das Doctordiplom, wurde Vorsteher der königlichen Herbarien und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, gab seit 1832—37 mit Gustav Schwab den „deutschen Musenalmanach" heraus, und starb, verehrt von Allen, die ihn kannten, als hochherziger Mensch und als einer unserer vorzüglichsten Dichter, an dem besonders das merkwürdig ist, daß er, als geborener Franzose, so durchaus heimisch in unserm Wesen und Geist war, den 21. August 1838. (Vgl. Litbl. z. Morgenbl. 1837 u. Ch.'s Selbstbiographie.)

* * *

Eine selbstständige Natur, von eigenthümlichem, unter den Widerwärtigkeiten seiner Jugend gestähltem Charakter, ging Chamisso auch als Dichter seinen eigenen Weg, der Tieck-Schlegel'schen Schule in seinen Jünglingsjahren zwar huldigend und in südlichen Versmaßen, namentlich im Bau der Terzine gern und mit besonderem Glück (Salas y Gomez u. a.) sich bewegend, ohne jedoch in romantisch-mystische Phantasterei, sentimentale Verschwommenheit und in das armselige Wortgeräusch und leere Formelwesen der Nachahmer zu verfallen. Die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit waren es, denen, von edler Begeisterung für Wahrheit, Recht und Freiheit durchglüht, oft mit tragischer Kraft seine Gesänge ertönten. Das ist der hehre Dreiklang seines zornfeurigen, oft wie Sturm wetternden, oft wehmüthig ernst, wie Aeolsharfenton hinschmelzenden Saitenspiels. Sein geistiges Naturell war vom Bewußtseyn der Zeitaufgabe durchdrungen und bewegt. Diesseits und jenseits des Ozeans hatte er die Schattenseiten des Lebens, der Geselligkeit im wilden und gesitteten Zustande, zu gut kennen gelernt, um nicht vermöge seiner eindringenden Beschaulichkeit manches Bestehende zum Wohle seiner Mitmenschen geändert zu wünschen; und der Gram, daß dies eben nur fromme Wünsche seien und vielleicht blieben, durchschauert deßhalb seine Lieder, oder ein Adagio tiefsinniger Trauer, das aber nirgends die Akkorde sarkastischen Hohns und der Verzweiflung anschlägt, springt plötzlich in das Allegro eines grotesken Humors über, dem unser Nationalzopf auftanzt. Das elegische Element war unserem, nichts weniger als frohsinnigen Dichter am naturgemäßesten. Der heitere „Champagner-Elfe" sprudelte längst nicht mehr in seinen Adern; ein geheimer Schmerz um das früh verlorene Vaterland, dessen anderer Barbier oder Béranger er vielleicht geworden wäre, eine tiefes Wehe um die frühe Vergänglichkeit alles Schönen, hatte sein hochwallendes französisches Blut längst gedämpft, und der Verlust einer theueren Gattin umflorte zuletzt vollends die Lyra des Brustleidenden, der nur noch dumpfe Klänge der Todesahnung entbebten.

Wenn man, mit Goethe, die wahre Poesie sich dadurch ankündigen läßt, daß sie durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken, so wird man allerdings Chamisso's tief-ernste, schauerlich-malerische Muse, die aber selbst da, wo sie an's Gräßliche streift, noch immer tragische Schönheit offenbart, nur vom negativen Pole der Kunstanschauung beurtheilen; ihr aber jedenfalls in Betracht gemüthlicher Tiefe, erfindender und gestaltender Kraft der Phantasie, der Stärke der Schilderung (besonders in Darstellung rascher, kühner Thaten, entscheidender Lebensmomente, seltsamer Schicksale) und der pla-

stischen Anschaulichkeit und psychologischen Bedeutsamkeit der Balladen, die nach Ton und Form gleich vortrefflich sind, dankende Anerkennung und Verehrung zollen.

Schriften:

Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. Herausgegeben von La Motte Fouqué. Nürnberg 1814. —3. Aufl., ebd. 1835. — Nach des Dichters Tode neu herausgegeben von Jul. Ed. Hitzig. Stereotypausgabe mit 16 Holzschnitten. Das. 1839. — 4. Aufl., das. 1842.

Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise 1815—18. Weimar 1821.

Vertraute Briefe aus verschiedenen Welttheilen (geschrieben in Kotzebue's Wochenblatt 1816—18).

De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaei. Berol. 1819.

Uebersicht der in Norddeutschland vorkommenden nützlichsten und schädlichsten Gewächse, nebst Ansichten über das Pflanzenreich und Pflanzenkunde. Ebd. 1827.

Gedichte. 2 Bde. Leipzig 1831. — 7. Aufl. 1843.

Reise um die Welt. 2 Bde. Ebd. 1836.

Werke. 4 Bde. Ebd. 1836—39. Derselben 5. u. 6. Band; nach seinem Tode herausgegeben von J. E. Hitzig. Auch u. d. Titel: Leben und Briefe. 2 Bde. Ebd. 1839. — 2. Aufl. 1842.

Ueber die hawaiische Sprache. Ebd. 1837.

Außer dem „deutschen Musenalmanach" gab er mit F. v. Gaudy eine Auswahl von „Béranger's Liedern" in freier Bearbeitung heraus.

---

267. Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt!

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle,
Und suche des Ahnherrn Grab:
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

---

268. Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand,
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
Mit Sturmesgewalt herauf,
Er stützte seine Rechte
Auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
Das goldne Zepter schon,
Hielt noch auf der finstern Stirne
Die schwere goldene Kron'.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
‚Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum?'

„Was Lieb' und Lust und Minne!
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.

Was Lieb' und Lust und Minne!
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

269. Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

‚Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir!
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!'

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

---

270. Die Jungfrau von Stubbenkammer.

(Volkssage.)

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Bei'm Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenroth.

Ich kam am frühen Tage
Nachsinnend einsam her,
Und lauscht' dem Wellenschlage,
Und schaute über's Meer.

Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sah'n,
Mit gold'ner Kron' und reichen
Gewändern angethan.

Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Fluth,
Und wusch, mit vielem Weinen,
Ein Tuch befleckt mit Blut.

Umsonst war ihr Beginnen,
Sie wusch und wusch mit Fleiß,
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

Da sah sie unter Thränen
Mich an, und bittend fast;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

„Gegrüßet mir, du blendend,
Du wundersames Bild! — —"
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild:

‚Ich weine trüb und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar Viele ziehn vorüber,
Und nicht ein Sonntagskind.

Nach langem, bangem Hoffen
Erreichst auch du den Ort —
O hättest du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

Hätt'st du Gott helf'! gesprochen,
Ich war erlöst und dein;
Die Hoffnung ist gebrochen,
Es muß geschieden seyn!' —

Da stand sie auf zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand,
Und, wo die Pfeiler stehen,
Versank sie und verschwand.

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Bei'm Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenroth.

---

270. Erscheinung.

Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finst're Nacht;
Ich hörte durch die Stille wiederhallen
Den eignen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich fest-erhellten Hallen
In Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
Ward ich von seltsam trübem Muth befallen.
Und meinem Hause nah, dem wohlbekannten,
Gewahrt' ich, und ich stand versteinert fast,
Daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.
Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast,
Und fragte: macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieser Stunde mir ein Gast?
Ich trat hinzu, und konnte bei dem Schein
Im wohlverschloßnen Schloß den Schlüssel drehen,
Und öffnete die Thür, und trat hinein.
Und, wie die Blicke nach dem Lichte spähen,
Da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich, —
Ich sah mich selbst an meinem Pulte stehen.
Ich rief: „wer bist du Spuk?" — Er rief zugleich:
„Wer stört mich auf in später Geisterstunde?"
Und sah mich an, und ward, wie ich, auch bleich.
Und unermeßlich wollte die Sekunde
Sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
Uns ansahn, sprachberaubt, mit offnem Munde.
Und aus beklomm'ner Brust zuerst befreit' ich
Das schnelle Wort: „Du grause Truggestalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!"
Und er, als Einer, über den Gewalt
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwiedernd: „Halt!
Ich bin's, du willst es seyn; — um dieses Kreises,
Des wahnsinnbroh'nden, Quadratur zu finden,
Bist du der Rechte, wie du sagst, beweis' es!
In's Wesenlose will ich dann verschwinden.
Du Spuk, wie du mich nennst, gehst du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?"
Drauf ich entrüstet: „Ja, so soll es seyn!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
Zu Nichts verfließen dessen leerer Schein!"
Und er: „So laß uns, wer du seist, erfahren!"
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren;
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet,
Und nie gefröhnt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch muthig beim Erwachen
Das Rechte nur verfocht: — bist du das auch?"
Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu seyn, der bin ich nicht;
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und Andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?
Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!"
Drauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib', und laß hinweg mich schleichen!" —
Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus.

271. Salas y Gomez. *)

I.

Salas y Gomez raget aus den Fluthen
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluthen,
Ein Steingestell' ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschooß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Schaaren
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu seyn mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unter'm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Vertheilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten,
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.
Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt Eines alles Andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger seyn.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildniß Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt;
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit über's Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,

*) S. Chamisso's „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise", Seite 141, oder „Schriften", Theil 2. Seite 291.

Enbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen brachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten,
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.
Und seht! noch reget sich, noch athmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch, zu sprechen mit erstorbnem Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift: mir ward zu Theile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Todten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle gibst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

II.

Die erste Schiefertafel.

Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesammten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier,
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen Ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen Jugend Gluth,
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.
Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken,
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht,
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Lauf's gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen,
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben,
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe,
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wuth die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.
Ich aber dachte: nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also — Mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein,
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben."

III.

Die andere Schiefertafel.

Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum,
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor:
Ich kniet' in Andacht und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde:
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.
Du öffnest mir das Grab, und führst auf's Neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.
Und oben, von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.
Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Loos!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,

Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', an's alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unter'm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärts strebend ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Noth.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewüthet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie Einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;
Und hab' am dritten Thränen erst gefunden,
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen.

IV.

Die letzte Schiefertafel.

Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt, bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand,
Und blickest starr in öde blaue Ferne,
Und lausch'st dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnengluth
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wuth
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Muth;
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher wilder Knabe,
Ich seh' dich an und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib! ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Gluth empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.
Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Todten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein, und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos inn're Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuathmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht versüßt.
Laß weltverlassen sterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen.

272. Mateo Falcone, der Corse.

Von wessen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Er siehet vor sich steh'n den Blut'gen, Bleichen. —
‚Du bist, ich kenne dich, Falcone's Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon!' —
„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen." — ‚Schnell denn und verschlagen,
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind!' —
„Was aber wird dazu der Vater sagen?" —
‚Der Vater sagt, du habest recht gethan;
Und du zum Dank sollst diese Münze tragen.'
Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen zerlumpten Mann.

Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
Es war der Vetter Gamba. — „‚Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hierher abgewonnen?‘“ —
„Ich schlief.“ — „‚Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt.‘“ —
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht.“ —
„‚Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
Und führst du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt.‘“ —
„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone.“ —
„‚Ich aber werde deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen dir die Lüge lohne.‘“ —
„Ob er es thut, das möchte noch sich fragen.“ —
„‚Wo ist dein Vater? sprich!‘“ — „Ich bin allein,
Im Buschwald wird er seyn, ein Wild zu jagen.“
Und Gamba zu den Untergeb'nen sein:
„‚Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden seyn.‘“
Ein Jäger drauf: „So Ihr es wollt, so thut es;
Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes.“
Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
Und stach in's Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie Einer, der das Rechte nicht erkannt.
Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr, und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.
Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„‚Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;
Die hatt' ich dir bestimmt zum Angebinde.‘“ —
„In meinem zwölften Jahr bekomm' ich eine.“ —
„‚Bist zehn erst alt, betrachte diese nur.‘“
Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
Gar argen Glanzes funkelte die Uhr;
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —
„‚Wo steckt Sampiero?‘“ — „Wird dein Wort auch wahr?“ —
Dem Knaben schwur er zu mit theuerm Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.
Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.
Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verrath'nen Loos.
Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen,
Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
‚Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her, ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
Ihr seid ein Schütz, man muß es euch gestehen;
'S ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
Doch hab Ihr auch, was ich vermag, gesehen.‘
Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für Einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.
Die Münze reicht ihm Fortunat; er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Thaler fallen ließ.
Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.
Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da,
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'.
Ihn kennend ging ihm Gamba schnell entgegen. —
„‚Verkennt den Freund nicht!‘“ — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —
„‚Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt,
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;
Ich meine den Sampiero.‘“ — „„Was Ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl, und scharf geplagt.““ —
„‚Er hat gefochten, wie es Keiner glaubt;
Wir haben ihn, und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt.‘“
Der Vater rief entrüstet: „„Fortunato?““
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen,
Und wiederholte schaurig: „‚Fortunato?‘“ —
„‚Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und euch wird hohes Lob gesprochen.‘“ —
Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
Ein Lachen, gar entsetzlich in der That.
Das Haus anspeiend schrie er: ‚Lug und Trug!
In diesen Mauern hauset der Verrath!‘ —
Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vor's Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.
Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.
Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „„Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!““ — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
Und zu der Frau gewandt: „„Ist der mein Blut?““ —
„‚Ich bin dein Weib‘“ — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wundersamer Gluth. —
„„Und ein Verräther!““ — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
„‚Von wem hast dieses Kleinod du empfangen?‘“ —
„Vom Vetter Gamba.“ Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der That verhaßte Spur.
Dann starrt er vor sich hin, und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand,
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:
„„Mir nach!““ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Haide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.
Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„‚Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten Beide!‘“
Und er: „„Ich bin sein Vater, drum, laß ab!““
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.
Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen, und zu beten und zu weinen.
Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es seyn.
„„Knie nieder, Fortunato, knie und bete!““
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich tödten?“ — Und der Vater: „„Bete!““
Und weinend, schluchzend stammelt er das Pater;
Mit fester Stimme spricht der Vater: „„Amen!““
Und weiter stammelt er das Ave Mater. —

„„Bist du nun fertig?““ — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei so eben.“ —
„„Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!““
Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O tödte mich noch nicht!“ — „„Bist du am Schluß?““ —
„Vergib mir —“ — „„Gott, der möge dir vergeben!““ —
Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fuß.
Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
Die Mutter stürzt bei'm Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun gethan?“ —
„„Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich laß' ihm Messen lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es seyn.
Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwog'ne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.““

---

273. Der Bettler und sein Hund.

„Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herr'n von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geschieden seyn;
Du bist, wie ich, nun alt und krank,
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja seyn.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es gethan.“

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge sogleich zurück,
Und warf sie schnell um sein eigen Genick;

Und that einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft,
Und stürzt' in die Fluth sich, die tönend stieg,
In Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her, —
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

---

274. Die versunkene Burg.

Es ragt umkrönt von Thürmen empor aus dunklem Forst
Ein steiler luft'ger Felsen, das ist der Raubherr'n Horst,
Und wie aus blauen Lüften der Aar auf seinen Fang,
So schießen sie auf Beute von dort das Thal entlang.

Drei Brüder sind's, auf Straßen zu Roß in blankem Stahl,
In Hermelin und Purpur daheim im Rittersaal,
In Blut und Lust und Sünden, in Stolz und Ueppigkeit,
So schwelgen sie und prassen gefürchtet weit und breit.

Und ihre freche Buhle weiß nicht, wie Hunger thut;
Sie prunkt in Gold und Seide und tritt aus Frevelmuth
Die heil'ge Gottesgabe verächtlich in den Koth,
Sie geht einher auf Schuhen von feinem Weizenbrot.

Der Wächter hat gerufen: auf, Ritter, auf! zu Roß!
Von Reisigen erscheinet ein staubumwölkter Troß,
Das sind die fremden Kaufherr'n, das ist der reiche Zug,
Die führen wenig Eisen, doch rothes Gold genug.

‚Vergeßt nicht eure Buhle,' ruft ihnen nach die Maid,
‚Schafft Gold und Edelsteine, schafft funkelndes Geschmeid,
Versorgt mit Singevögeln auf's neu' den Rosenhag,
Daß sich an ihrem Zwitschern mein Ohr erfreuen mag!'

Und bald mit Jubel ziehen sie wieder Burg hinan,
Vor ihnen die Gefangnen gebunden Mann für Mann. —
„Wir bringen dir die Vögel, die du begehret hast,
Im Rosenhag zu zwitschern, und Goldes manche Last."

Der Rosenhag: tief öffnet und eng sich eine Gruft,
Das Burgverließ, es steiget empor der Leichen Duft,
Tief unten gähnt der Abgrund, ein jäher Felsenspalt,
Kein andrer Ausgang führet aus diesem Aufenthalt.

Da galt es zu verhungern. Der Angstruf, welcher drang
Aus diesem Schreckensschlunde, das war der Vogelsang;
Und wenn hinab sich stürzte, am Felsen sich zerschlug
Verzweiflungsvoll ein Opfer, das war der Vogelflug.

Sie stießen nun die Armen hinab in diesen Graus,
Da rief ein Greis, ein Priester, noch händeringend aus:
„‚Weh' über euch, ihr Thoren! die ihr verblendet seid,
Einst werden solche Werke mehr euch, denn uns, noch leid!'"

Da rief ein Ritter grimmig: „Nun — Blutschuld, Sinnenlust?
Ich bin der eig'nen Werke vollkommen mir bewußt;
Ich will darüber brüten, bei meinem theuren Eid!
Bis zu dem Weltgerichte, sie werden mir nicht leid."

Da rief der Andre höhnend: „Du willst der Rabe seyn?
Die Sorg' um meine Werke, so wie die Lust, ist mein;
Ich selber will sie tragen, bei meinem theuren Eid!
Bis zu dem jüngsten Tage, sie werden mir nicht leid."

Da rief der Dritte lachend: „Hinunter in den Schlund!
Als Nachtigall zu singen, der hier gebellt als Hund;
Ich trage meine Werke, bei meinem theuren Eid!
Bis an den Tag der Tage, sie werden mir nicht leid."

Wie frevelnd ihren Lippen das schnelle Wort entfloh'n,
Entgegnet aus der Tiefe ein Wehgeschrei dem Hohn,
Und ‚Amen!' ruft die Buhle, die höllisch gellend lacht;
Da schallt und rollt der Donner, der Felsen wankt und kracht.

Und jene kreischt verwandelt, es rauscht der Flügelschlag,
Sie schwingt sich in die Lüfte, verfinstert wird der Tag,
Die Erde flammensprühend eröffnet ihren Mund,
Und wie die Burg versunken, so ebnet sich der Grund. —

Du forschest nach der Stätte, wo einst die stolze stand,
Du fragest nach den Namen, wie jene sonst benannt?
Vergebliches Beginnen, es waltet das Gericht;
Vergessen und verschollen, die Sage weiß es nicht.

---

275. Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt;
Als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter frommer Mann.

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen steh'n,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu seh'n.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsternes Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
Den warf in eh'rner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam,
Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wundersam,
Er klopfte noch zum andern, zum dritten Mal noch an,
Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgethan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehang'nem Saal,
Erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
Drei lange hag're Männer; betrübt und zitternd sah'n
Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er zögernd auf der Schwelle beschaute sie genau, —
Die Tracht so alterthümlich, das Haar so lang und grau, —
Er rief mit frommem Gruße: Vobiscum Christi pax!
Sie seufzten leise wimmernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor,
Er grüßte sie zum andern: Vobiscum Christi pax!
Sie lallten zähneklappernd: Hic nulla, nulla pax!

Er trat nun vor den Tisch hin, und grüßte wiederum:
Pax Christi sit vobiscum! sie aber blieben stumm,
Erzitterten, und legten das Pergament ihm dar:
„Hic liber obedientiae" darauf zu lesen war.

Da fragt' er: wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte: was sie machten? — Das endliche Gericht
Erharrten sie mit Schrecken, und jenen jüngsten Tag,
Wo Jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
Was ihre Werke waren? — Ein Vorhang wallte breit
Den Männern gegenüber und bildete die Wand,
Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet hob er den Vorhang schaudernd auf:
Geripp' und Schädel lagen gespeichert da zu Hauf;
Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
Drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er: ob zu den Werken sie sich bekennten? — Ja.
Ob solche gute waren, ob böse? — Böse, ja.
Ob leid sie ihnen wären? — Sie senkten das Gesicht,
Erschraken und verstummten: sie wüßten's selber nicht.

---

276. Der Geist der Mutter.

Die Muse führt euch in das Schloß des Grafen;
Sie hat den alten Wappenschild am Thor
Verhangen, und es soll sein Name schlafen.
Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht,
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmuth, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht.
Blickt ab von ihm; seht schweigsam, ahnungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jetzt der Mutter Erbe werden soll.
Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß;
Er wieget sich in zaubervollen Träumen,
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.
Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit rothen Dächern zu erscheinen;
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen . . . ! . !
Er hat den Baum gepflanzt, der jetzt mit seinen
Weitausgespannten Aesten schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen:
„Vernimm du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen;
Nicht wende jetzt die Augen von mir ab,
Der fremdgeword'nen Heimat werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch mir Träume sind;
Du sollst um mich die Geisterarme schlagen." —
Und nun zu Roß! zum Schloß hinan geschwind!
Der Bach, — die Felsenwand, — die alten Föhren,
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind;
Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwiedern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
Und hier, um diesen Felsen muß es seyn, —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen

Des Schlosses Zinnen roth im Abendschein;
Da rollen Thränen über seine Wangen;
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei ihn zu empfangen.
Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
Und liebedurst'gen Blickes: hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr nichts vernommen?
Dem Jäger folgt er durch die Halle nach,
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen,
Und führt ihn ein in's innere Gemach.
Da tritt vor ihn ein Mann mit starren, hohlen,
Entfernten Augen, dessen düst're Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.
Der spricht: „„Die Kunde hab' ich schon erhalten;
Ihr kommt der Mutter Erbe zu begehren,
Ich kann Euch nicht das Eure vorenthalten.““
Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
An dieses Herz doch schlagen muß der Arme,
Nicht dringt hinein die Stimme der Natur,
Da schweigt er überwältigt von dem Harme.
Er stammelt: „Schlaf!“ da winkt der Alte nur,
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
Da steht nun der Verwaiste wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bitt'rer Lust und Schmerzen übermannt.
Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
Sie segnend legte auf sein lockig Haupt;
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
Hier ward er seines Theuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt
Und seiner Kindheit üpp'ges Reis entlaubt.
Und jetzt! — So steht er eine lange Rast,
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
Der Schloßuhr eh'rne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauser Stille bluten seine Wunden.
Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
Und ringsher spähend sieht er einen blassen
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen;
Es reizt ihn, den in's Auge scharf zu fassen.
Er höret draußen leisen Schrittes gehen;
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten,
Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.
Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,
Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
Sie scheinet über ihn die Wacht zu halten.
Es rauscht, die Thür geht auf, — sie tritt davor, —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr;
Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
Der Gang von flücht'gen Schritten, es verklingt, —
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.
Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen bringt.
Er schaut umher; die Thür ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort;
Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort,
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen;
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

---

277. Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unablässig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

Thorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüthen prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Aeste schütteln,
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.“

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
‚Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen
Treff' ihn aller Orten Schmach!‘

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide, gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heischt Vernichtung;
Treibst als Wrak du doch hinab.“

Einen sah man da erschrocken
Bald erröthen, bald erblassen:
„„Wer hat ihn herein gelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt den Thoren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang!““

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Thurme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit.“

Johann Rudolf Wyß, d. J.*)

wurde am 4. März 1781 in Bern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung; war seit 1805 Oberbibliothekar und Professor in seiner Vaterstadt; gab seit 1811—29 mit G. Kuhn und F. Meißner den, von ihm begründeten, Schweizeralmanach „Alpenrosen" heraus, und starb zu Bern den 21. März 1830. —

Im idyllischen Gemälde des schweizerischen Landlebens, wo die handelnde Freiheit sich mit der Natur noch in keinem Widerspiel, noch in keinem Kampfe befindet, sowie in Behandlung der heimatlichen Sagen, worin er die Gesinnungen der alten Schweizer und die Art, wie sie das Uebernatürliche und Geisterhafte mit den Erscheinungen des Lebens verbanden, in einfacher, kräftiger, gediegener Sprache und mit lebendiger, naturgetreuer Farbengebung darzustellen, und das Interesse des Lokalkolorits auf ungekünstelte Weise zu erhöhen verstand, behauptet Wyß unter den Dichtern seiner Heimat einen ehrenvollen Platz. In seinen noch weniger beachteten Legenden, von festem Gottvertrauen, von Glaubenskraft und heiligem Ernst ertönend, frei von spielender Andacht oder unklarer Mystik, ist der schlichte, nichts weniger als kindische, Volkston sehr gut getroffen, und stehen dieselben manchen von Herder, Kosegarten u. A. nicht unwürdig zur Seite. Auch als Volksdichter im Idiom der Schweiz hat er sich geltend, und durch die Herausgabe alter Berner Chroniken noch besonders verdient gemacht.

Er veröffentlichte:

Burkhard von Unsunnen und Berchtold von Zähringen. Eine Romanze. Bern 1805.
Schönheit und Kunst (Gedicht), gewidmet der Schweizer Künstlerschaft. Zürich 1809.
Vorlesungen über das höchste Gut. 2 Thle. Tübingen 1811.
Der schweizerische Robinson, oder der schiffbrüchige Schweizerprediger und seine Familie. 2 Thle. Zürich 1812. — Neue illustrirte Ausgabe. Ebd. 1841. 42.
Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz. 2 Bde. Bern 1815. 22.
Skizze einer malerischen Reise durch die Schweiz. Ebd. 1816.
Schweizer-Kuhreihen und Volkslieder. Text von J. R. Wyß. Clavier- und Guitarrebegleitung von Ferd. Huber. 3. Ausg. Bern 1818.
Reise in das Berner Oberland. 2 Thle. Ebd. 1816. 17.
Konrad Justinger's Berner Chronik bis 1421 (gemeinschaftlich mit E. Rivolin). Ebd. 1818.
Benjamin Tschachtlam's Berner Chronik von 1421—1466. 2 Bde. Ebd. 1819.
Lyrische Halle. Ebd. 1819.
Vater Anselm Stud's Berner Chronik vom Anfange der Stadt bis 1526. 2 Bde. Ebd. 1825, 26.

*) Zum Unterschiede von seinem Stief-Oheim, dem auch als Dichter bekannten ehemaligen Pfarrer J. R. Wyß, geb. 1763, † 30. Jan. 1844 zu Bern, nannte er sich der Jüngere.

278. Das Marienbild.

Tutilo, von hohem Geist durchdrungen,
War begabt mit edler Kunst des Schönen
Und mit reichem Hort der Wissenschaft.
Seiner Hand Gebilde zierten erstlich
Ueber Alles hehr Sankt Gallen's Münster,
Holz und Marmor zwang er, Bein und Erz,
Und der Farben Lichter, treu zu dienen
Dem Gedanken, den er sinnig schuf.

Also ging sein Ruhm in weite Lande,
Ging im deutschen Reiche herrlich aus,
Daß er, oft berufen und ersehnet,
Nach gar mancher Kirch' in fernen Gau'n
Mit dem Meißel wallte, mit dem Pinsel,
Zur Verherrlichung des höchsten Gottes
Und der Heiligen bestrebt zu seyn.

Also saß er eines Tag's am Werke
Dort zu Metz in der berühmten Stadt,
Daß ein Bild der hochgebenedeiten
Mutter Jesu würdiglich er male,
Heißem Flehen, auf des Doms Altar,
Innig treuverehrtes Ziel zu werden.

Sinnreich vor der goldbezognen Tafel
Mischt er zarte Farben, und genügt
Zehnmal erst sich nicht in seinem Bilden,
Weil er Beßres stets und Beßres ahnt,
Bis, nach langem Unschick, plötzlich leise,
Wie geheimen Zugs, die Hand ihm gleitet,
Daß die Himmelskönigin verklärt
Immer geistiger beginnt zu strahlen.

Jetzo treten unverseh'ns zwei Pilger
Zu dem ganz vertieften Künstler ein,
Und durch Zeichen schüchtern still nur grüßend,
Stellen sie sich gleich zur Schattenseite,
Wo bei Tutilo der Priester stand,
Der gelehrte Priester, den zum Rathe
Tutilo bescheiden auserseh'n,
Daß sein Werk Zufriedenheit erzeuge.

Flüsternd aber wenden bald die Zwei
Von der lichten Tafel ab das Antlitz
Auf den Priester: ‚Sagt uns freundlich doch,
Wer ist diese himmlisch holde Jungfrau,
Die des Meisters Hand von Strich zu Strich
So gesichert führt, daß stets im Mittel
Zwischen Fehl und Gegenfehl sie spielt? —
Eine Schwester wohl des guten Mannes
Ist die Kunstbegabte, Herrliche?'

Seltsam aufgeregt ob solcher Frage
Schaut der Priester bang die Fremden an,
Gleich als hielt er sie verwirrten Sinnes. —
„Weilt' ich doch schon manche Stund' im Stübchen
Mit dem Maler ganz allein! Was träumt
Denn so plötzlich diesen Zwei zugleich?"

Und nun späht er neu mit Zweifelsblicken
Nach der Hand des edeln Tutilo. —
Sieh, da fiel's ihm ab vom Aug' als Schuppen,
Zu des Malers Rechten glanzvoll stand,
Engeln Gottes gleich, Maria selbst,
Ihm den Pinsel leitend sanften Zuges,
Ungeseh'n dem frommen Sohn der Kunst.
Da, des hohen Wunders inn', erhebt
Der entzückte Priester, Gott zu preisen,
Auf gen Himmel Herz und Hand und Blick:

„O dem Ewigen sei Dank gestammelt,
Daß ich Zeuge darf so Großem seyn! —
Gnaderfüllter Bruder, ja, so muß
Uebermenschlich dir der Segensmutter
Bild gedeih'n, da selber huldvoll sie
Dir das Werkzeug führt zum höchsten Preis!
Ach, und dieser Stadt auch Gunst verleihend,
Gibt sie ganz sich unserm Sehnen her!"

So der Priester. Doch noch nicht verstand
Tutilo in demuthsvollem Sinne
Des Erstaunten inhaltschweres Wort;
Und so spricht voll Einfalt er hinwieder:
„„Ja, mein Vater, auch in dieser Kunst,
Wenn Vollendetes erglänzen soll, —
O so muß von oben Licht zur Seele,
Himmelsgluth muß strömen in die Hand;
Denn das Ewigschöne quillt vom Geiste
Wundersam zum rohen Stoff hinüber,
Wie's von Anbeginn lebendig quoll
Aus des Weltenschöpfers heil'ger Kraft.
Was gelingt, das hat der Herr verliehen,
Was mißlingt, es that's der Mensch allein!""

Solches Tutilo. Doch unbeachtet
Sind derweil die fremden Pilger beide
Spurlos weggeschwunden im Gemach',
Und nicht länger kann der Priester auch
Des bewegten Geistes Drang bezähmen.
Freudvoll eilt er, allem Volk zu künden,
Welch ein Wunderzeichen er geschaut.

Ueber kurz in's Stübchen dringt die Menge,
Tutilo zu sehen und sein Bild.*)
Jubelnd rufen Alle: „„Schreibt darunter,
Dieses hat Maria selbst gemalet!""
Und der Priester ehrfurchtsvoll schon nahet,
Daß die Schrift mit Andacht hin er setze.
Doch beschämt erkannte Tutilo
Jetzt die Hand der Himmelskönigin,
Die so trefflich ihm sein Werk vollendet.

Und er floh des Ruhmes jauchzend Rauschen,
Nach der Heimat Frieden hingewandt;
Aber selig blieb er tief im Herzen,
Wie dem gottgeweihten Künstler ziemet,
Dem vom Himmel selt'ne Gnad' erschien.

*) Tutilo's Gemälde von der Jungfrau Maria soll mit der Ueberschrift aufbewahrt worden seyn: „Hoc panthema pia depinxerat ipsa Maria." (Vgl. Ildefons von Arx in den Geschichten des Kantons St. Gallen, Bd. I. St. Gallen 1810.)

279. Der Stein der Weisen.

Ritter Rubens saß und malte
Mit der Farben Zauberlicht,
Wie durch seinen Geist es strahlte
Groß, ein göttliches Gedicht.

Ueber Noth und Sorg' erhoben
Schafft vor seiner Tafel er;
Was die Besten ewig loben,
Bannt sein kühner Pinsel her.

Horch, da klopft's mit leisem Beben,
Kaum vernehmbar, an der Thür;
Forschend will er rasch sich heben,
Und er ruft: „Wer klopfet hier?"

Schüchtern blickt herein mit Grüßen
Meister Brendel, wohl bekannt;
Zitternd auf den alten Füßen
Tritt er vor und beut die Hand.

„„Gottes Segen Euch und Frieden,
Ritter Rubens,"" war sein Wort,
„„Goldner Fleiß ist Euch beschieden,
Und Ihr bildet fort und fort!

Ich zwar laß' es auch nicht fehlen,
Emsig mal' ich Tag um Tag,
Und ich könnte viel erzählen,
Was zu liefern ich vermag.

Aber, wie behend wir malen,
Kaum — gesteht mir! — langt es hin,
Daß des Hungers herbe Qualen
Und der Armuth wir entflieh'n.

Nachbar Rubens! im Vertrauen,
Andre Hülfe wüßt' ich nun: —
Mit Erstaunen sollt Ihr schauen,
Daß wir Fürsten gleich es thun.

Wagt ein Hundert Gold-Dukaten! —
Durch des Himmels seltne Gunst
Ward mir Herrliches verrathen,
Aller Künste Königskunst!

In geheimer Stille rüsten
Wir den Stein der Weisen zu, —
Und ein jegliches Gelüsten
Büßen wir in stolzer Ruh!

Was zu wünschen, was zu haben
Süß dem lieben Herzen thut,
Muß im Ueberschwang uns laben:
Ruhm und Gold und Göttermuth!""

Ritter Rubens sieht mit Lachen
Auf den grauen Brendel jetzt,
Der von all den schönen Sachen
Mit entzückter Weihe schwätzt.

„Stein der Weisen! — Eitelkeiten!"
Ruft er endlich frisch heraus,
„Sollt' ich jetzt ihn erst bereiten?
Und verbrauch' ihn längst im Haus!" —

Brendel lauscht mit offnem Munde,
Stutzt und spricht: „„Gerechter Gott!
Treibt Ihr wohl zu böser Stunde
Mit dem armen Brendel Spott?""

„Spott?" versetzt der Ritter wieder,
„Wahrlich, guter Brendel, nein!
Offen red' ich Euch und bieder, —
Selbst ja mögt Ihr Zeuge seyn!

Unverhüllt in freiem Saale
Sehet Euer Kleinod hier!
Dieser Pinsel, wenn ich male,
Wird zum Stein der Weisen mir."

280. Walther von Eschenbach.

Wer doch liegt so blaß und hager
Auf der Krankheit Schmerzenslager,
In des Schäferhüttleins Stroh?
Ach! er starrt mit düstrem Blicke
Nach dem letzten der Geschicke,
Lebenssatt, nicht todesfroh.

Schaut ihn an, den edlen Kranken!
Diese Stirn — sie schuf Gedanken,
Wie kein roher Hirt sie schafft;
Diese Locken, diese Züge
Deuten laut und zur Genüge:
Hier versieget Heldenkraft.

Und herein zur stillen Hütte
Von der Heerde reger Mitte
Tritt ein Schäfer leis und grüßt:
„Vater, will kein Heil Euch kommen?
Will nicht Schlaf, nicht Ruhe frommen?
Sagt, was Euch erquickend ist!"

Und der Greis erhebt die Scheitel:
„„Leibessorg' ist forthin eitel,
Guter Konrad, habe Dank!
Ach! mir wühlen scharf zum Herzen
Unaussprechlich bittre Schmerzen;
Muth und Seele sind mir krank.""

Konrad steht und sieht hernieder,
Steht, und staunt, und fraget wieder:
„Vater Jakob soll ich fort? —
Einen Tröster müßt Ihr haben,
Daß Euch Beicht' und Oelung laben;
Vater Jakob, sprecht ein Wort!" —

Schaurigbebend lüpft vom Pfühle
Mit zermalmendem Gefühle
Sich der Dulder sanft empor;
Und zum Himmel schaut er klagend,
Und die Hände ringt er zagend,
Bange Seufzer brechen vor.

Endlich stöhnt sein Mund: „„So gehe,
Mild're, Gott, mein herbes Wehe!"" —
Fliegend eilt der Hirt davon.
Dem Gefährten, den er liebet,
Seit der Schäflein Hut er übet,
Dient er freudig sonder Lohn.

Jetzt allein mit seinem Jammer
In der engen, stillen Kammer
Ruht der Greis nicht länger mehr;
Inn'res Hasten, inn'res Treiben
Läßt ihn nicht gelagert bleiben,
Und er hebt sich müd' und schwer.

Nach dem wohlverwahrten Sechranke
Strebt mit zitterndem Gewank
Seines Fußes schwacher Tritt.
Jetzo schließt er auf und weinet,
Als ein herrlich Kleid erscheinet,
Und ein Schwert sich zeiget mit.

Langsam, wie's die Kraft gestattet,
Die von Alterslast ermattet,
Und von Siegthum niederlag,
Zieht er aus die Hirtenfelle,
Und bekleidet sich zur Stelle
Festlich, als ein Fürst es mag.

Und er sitzt daheim mit Schweigen,
Läßt das Haupt sich vorwärts neigen,
Faltet betend Hand in Hand,
Strecket hin die nackten Füße,
Sinnt, wie seine Schuld er büße,
Netzt mit Thränen sein Gewand.

Horch! da klingt ein Glöcklein, klinget,
Daß der Ton zur Seele dringet,
Tief durch Mark und Bein hinein;
Denn der Leib des Herren nahet,
Den der Christ zum Heil empfahet
Und der Frevler sieht mit Pein.

Zögernd öffnet sich und leise,
Feierlich nach Tempels Weise,
Der geschloßnen Hütte Thür,
Und ein Priester kommt gegangen, —
Die Monstranz in goldnem Prangen
Festlich tragend: „„Friede dir!""

Aber plötzlich irr und bange
Schrickt er auf und stutzet lange,
Keinen Hirt erblickt er ja.
Gott! und auf der Brust das Zeichen
Kennt er, — kennt es mit Erbleichen:
Eschenbach, der Mörder, da — ?

Kindlich schaut empor und fragend,
Der, die Weihefackel tragend
Und das Glöcklein in der Hand,
Vor dem Priester hergeschritten
Nach den fernen Schäferhütten,
Und zur Seite dienend stand.

Doch mit des Entsetzens Blicken,
Ohne Wank und ohne Nicken
Starret Konrad auf den Greis.
Jakob das, den er verlassen? —
Nein! — er kann es nimmer fassen;
Jakob, den er sterbend weiß! —

Und der Kranke ruft entschlossen,
Als die Zähren satt geflossen,
Ruft in seiner Reue Kraft:
„„Frommer Vater, tragt Erbarmen!
Ach, zu des Erlösers Armen
Hab' ich bang mich aufgerafft!

Den Gesalbten Gottes schlugen,
Als noch Ritterwehr sie trugen,
Diese Hände bis zum Tod:
König Albrecht sank zur Stelle, —
Wo er sank, da stieg die Hölle
Mir zur Qual und Sterbensnoth.

Und ich floh nach diesem Lande,
Barg die höfischen Gewande,
Legte Schwert und Sporn von mir,
Duldete der Armuth Drängen
In des Schäferhüttleins Engen,
Hirt mit all den Hirten hier.

Ach, von steter Reue kündet,
Vater, daß Ihr so mich findet,
In dem Kleid der Missethat!
Flehend harr' ich, angstbeladen:
Mag mir Gott barmherzig gnaden,
Hat die Kirche Trost und Rath?""

Also sprach der Hochgeborne,
Wider seinen Fürst Verschworne,
Ritter einst und jetzo Knecht.
Lange steht der Priester schweigend,
Kummervoll sich niederbeugend,
Zweifelhaft um Pflicht und Recht.

Doch er denkt der Friedensworte,
Die der Herr zum Todesorte
Sanft am Kreuz dem Schächer sprach —
Und er segnet: „„Amen, Amen!
In des Menschenheilands Namen:
Jenem Schächer trittst du nach!““

Wie das Licht des Morgens wallet,
Also mild zur Seele hallet
Dieser Spruch dem matten Greis;
Und er schließt die Augenlider,
Lächelt endlich, — endlich wieder,
Sinkt und bleicht zu Todesschweiß.

Hin ist sein gequältes Leben,
Seinem Gott anheim gegeben,
Und dem gnadenreichen Christ,
Deß Verheißung sonder Wende,
Dessen Liebe sonder Ende,
Deß Erbarmen ewig ist.

Ignaz Friedrich Castelli,

der Sohn eines Rechnungsrathes, geboren am 6. März 1781 zu **Wien**, studirte die Rechte daselbst, erhielt 1805 eine Anstellung als Lieferungscommissar auf einer Etapenstation, ward 1821, in Folge der überaus günstigen Aufnahme seiner „Schweizerfamilie“, Hoftheaterdichter an der Kärnthnerthor-Bühne, und lebt gegenwärtig als niederösterreichischer Landschaftssekretär, und mit mehreren andern Functionen bekleidet, abwechselnd in seiner Vaterstadt und auf seiner Besitzung Hütteldorf.

* *
*

„**Castelli** (lesen wir in der Zeitschrift **Phönix** für 1836) ist eigentlich eine merkwürdige Erscheinung in der Literatur. Die romantische Schule, die Begeisterung des Freiheitskampfes, die Erschlaffung nach der Restauration, die Wiederbelebung der Kunst in der neueren Zeit, die Bewegungen der Gegenwart, sind an ihm spurlos und ohne Bedeutung vorübergegangen. Er blieb und ist derselbe: ein heiterer, gutlauniger Volksdichter, der auch der ernstesten Seite des Lebens einen Spaß abzugewinnen versteht. Er besitzt die vis comica in vollem Maße; auch das Gemüthliche liegt ihm nahe. Seine Poesie repräsentirt den österreichischen Volkscharakter, besonders wie dieser vor der Zeit der Entsagung und Enttäuschung war. Castelli läßt zwar seinen eigenen Vortheil nie aus dem Auge, er meint es aber auch mit den Andern redlich. Das Verdienstliche seiner Leistungen ist in ganz Deutschland gewürdigt worden, er kann sich nicht über Mangel an Anerkennung beklagen; aber man kann ihm auch nicht gram seyn. Es ist an ihm eher zu loben als zu tadeln, daß er es mit Niemanden verderben will, denn seine bonhomie stammt aus einem guten Naturell.“ —

Als Lyriker hat er das Vorzüglichere geleistet in den Gattungen der Fabel, des bei ihm niemals individuell verletzenden Epigramms, des naiv-witzigen, scherzhaften Liedes, und in solchen Poesien, denen eine gutmüthige Ironie beigemischt ist. Besonders werthvoll sind seine Genrebilder in niederösterreichischer Mundart; sie brauchen, zumal in Hinsicht der wohlgetroffenen Sprach-Eigenthümlichkeit, die Vergleichung mit den Dialektdichtungen eines **Voß**, **Hebel**, **Usteri** u. A. nicht zu scheuen. Wenig aber befriedigen seine Balladen und Romanzen, unter denen sich kaum einige von wahrem Kunstwerthe finden. Abgesehen von der schlotterigen Form und störenden Provinzialismen, entfaltet sich der Stoff bei ihm meistens zu subjectiv-einseitig, und vermißt man die inhaltsvolle Energie des Darzustellenden. Geglückt ist ihm der altdeutsche Balladenton in dem Gedicht: „**Wie der Herzog von Burgund ein Urtheil fällete**“. Wackere Gesinnung ist, wie hier, überall bemerkbar.

Von seinen Schriften nennen wir:

Dramatische Sträußchen. 20 Jahrgänge. Wien 1809 und 1817—35.
Poetische Kleinigkeiten. 5 Bdchn. Ebd. 1816—26.
Der Schicksalsstrumpf (Parodie der Müllner'schen „Schuld“), Tragödie in 4 Akten von den Brüdern Fatalis. Leipzig 1818.
Lebensklugheit in Haselnüssen. Eine Sammlung von 1000 Sprichwörtern, in ein neues Gewand gehüllt. Wien 1824.
Bären. Eine Sammlung von Wiener Anekdoten, aus dem Leben gegriffen und nacherzählt. 12 Hefte. Ebd. 1825—32.
Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Ebd. 1828. — Vollst. Ausg. letzter Hand. 1845.
Wiener Lebensbilder. Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieser Hauptstadt. 2 Bdchn. Ebd. 1828. — 2. Aufl. 1835.
Die Waise und der Mörder. Drama. Augsburg 1829.
Gedichte. Einzige vollst. Sammlung. 6 Bdchn. Mit dem Bildnisse des Dichters. Berlin 1835.
Erzählungen von allen Farben. 6 Bdchn. Wien 1839—40.
Sämmtliche Werke. 15 Bde. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. Ebd. 1845 f.

Noch gegenwärtig redigirt er das bereits in 25 Jahrgängen erschienene Taschenbuch „**Huldigung den Frauen**“.

281. Der Stotterer.

Thomas Hase mußt' erscheinen
Bei dem Amt der Konskribirten;
Als sie dort ihn visitirten,
Fing er an gar sehr zu weinen,
Sprechend: „He — Herr Offizier!
Ni — ni — nichts fe — fehlet mir,
Aber sto — sto — stottern thu' ich.“
Der versetzte: „„Sei nur ruhig,
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!““ —

„Aber,“ — sagte Thomas weiter, —
„Wenn vor einem Ze — Ze — Zelte
Man als Wa — Wa — Wacht mich stellte,
Und die Fei — Fei -- Feindesreiter
Sp — sp — sprengten auf mich ein,
Könnt' nicht We — We — Werda? schrei'n.“

Lächelnd sprach der Offizier:
„„Das thut auch nichts, glaube mir,
Wenn die Wach' nur schreien kann,
Auf das Wort kömmt's da nicht an!““ —

Immer stärker weinte Hase,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Nase:
„Ach! ich mu — muß noch erwähnen,“ —
Schrie er — „se — se — setzen wir,
Ein Fei — Feind hau — haut nach mir,
Oder sch — sch — schießt sogar,
O ich a — a — armer Narr!
Au — au — aus wär's mi — mit mir,
Denn nicht sch — sch — schnell, wie Ihr,
Könnt' Pa — Pa — Pardon! ich schrei'n.“

282. Heinrich II.

Den irdischen Schimmer floh Heinrichs Blick,
Er hob sich zu himmlischen Räumen,
Ihn kümmerte wenig sein Erdengeschick,
Er schwelgt' in ätherischen Träumen; —
Was sollten ihm Krone und Zepter und Macht!
Er nahm nur in Acht,
Den Gottesdienst nie zu versäumen.

Und fiel auch der Feind ihm in's Kaiserreich,
Er schritt nicht zum tödtenden Kriege,
Und nahm er ihm Burgen und Länder gleich,
So sprach er: „Ich gönn' ihm die Siege;
Mein Reich ist dort über dem Himmelsgezelt,
Nicht werth ist die Welt,
Daß man sich ein Härlein verbiege.“

Den Kaiser umgaben nur Pfaffen allein,
Die schmeichelnd den Sinn ihm umfingen;
Gefüllt war mit geistlichen Büchern sein Schrein,
Die Wände voll Heiligen hingen;
Drob ward er der Vater der Mönche genannt,
Die hatten verbannt
Von ihm alle irdischen Schlingen.

Der Kaiser besucht' einst das Kloster Sanct Vannes,
Vom Abte desselben begleitet:
Es war Riccardus ein wackerer Mann,
Zu jedem Guten bereitet,
Der seines Kaisers erschlaffenden Hang
Dem Reiche schon lang
Zum nahen Verderben gedeutet.

Und als sie kamen hinan zur Abtei,
Im Dickicht des Waldes gelegen,
Sprach Heinrich, ergriffen von Melancholei:
„Hier ruh' ich von stürmischen Schlägen,
Will bleiben, wo himmlische Nahrung mich labt;
Ehrwürdiger Abt,
O gebt Euer'm Sohne den Segen!“

Erstaunt blickt der Abt auf den Kaiser hin,
Der vor ihm im Staube gelegen,
Entblößet sein Haupt, legt die Hände auf ihn,
Und spricht voll Andacht den Segen:
„„Du starker Gott! schenke Kraft deinem Sohn,
Daß ihn auf dem Thron
Nie seine Begierden bewegen!““

Sie klopfen an's Pförtlein — sie treten hinein—
Der Kreuzgang so düster und stille,
Die Zellen so ruhig, so heimlich und klein,
Behagen dem Kaiser; sein Wille
Wird immer lebend'ger, er dringt mit Gewalt
In den Abt, daß er bald
Den sehnlichsten Wunsch ihm erfülle.

Und wie ihm auch dieser die Spaltung beschreibt,
Die dadurch dem Reiche entstünde,
Der Kaiser doch fest beim Entschlusse bleibt,
Und hört nicht die warnenden Gründe.
„Wem's immer gelüstet nach äußerem Schein,
Mag Kaiser seyn,
Beherrsche die Erde voll Sünde!“

Alsbald rief Riccardus die Klosterschaar
Zur heiligen Feier zusammen,
Er selbst trat in vollem Ornat zum Altar,
In Thränen die Augen ihm schwammen;
Doch plötzlich fühlt er vom himmlischen Sitz
Einen leuchtenden Blitz
Sein dunkles Gemüthe entflammen.

Er winkt, der Kaiser wird eingeführt,
Bedeckt mit dem härenen Kleide;
Die Regel verkündet der Oberhirt,
Der Prior die heiligen Eide:
Gehorsam und Keuschheit befehlen sie;
Gesunken auf's Knie,
Schwört Heinrich auf's Meßbuch sie beide.

Der Abt nach dem heiligen Abendmahl
Sein Wort an den Kaiser richtet:
„„Du bist nun ein Mönch aus eigener Wahl,
Und mir zum Gehorsam verpflichtet;
Jetzt höre, was ich dir befehlen will:
Von dir werde still
Das heilige Amt denn verrichtet:

Kehr' alsbald zu deinem Throne zurück!
Der Wahn, der dich faßte, wird schwinden;
Der Herr vertraute dir Völkerglück,
Nur Er kann davon dich entbinden.
Mit Kraft und Milde das Zepter regier',
Dann wirst du in dir
Den wahren Himmel bald finden.““

283. Wie der Herzog von Burgund ein Urtheil fällete.

(Ballade in altdeutscher Manier.)

Ich mach' jetzt ein Geschicht' euch kund
Von einem Herzog in Burgund,
Herzog Carlin genennet:
Zwen edel Grafen dienten ihm,
Groß Wunder ich davon vernimm,
Ein Rath hat mir's bekennet. —
Der Eine was arm an dem Gut,
Und hatt' ein schönes Weibe;
Der Ander' jung, reich, wohlgemuth,
Der stellt nach ihrem Leibe.
Er buhlt um sie bei Nacht und Tage,
Sie hört nicht seine Liebesklage,
Dran kehrt er sich gering.
Hört zu, wie es erging:

Er sprach: „Zartliches Frawelein!
Sollt ich von Euch geschieden seyn,
Und kunt Euch nit erwerben,
Das kränket mich zu jeder Stund,
Will seh'n, daß ich Euch haben kunt,
Und sollt' ich darumb sterben!" —
Mit dieser Red' schied er hintan;
Doch schied nicht sein Verlangen,
Kündt' Fehde dem Gesponsen an,
Der ward von ihm gefangen,
Und will er nicht deß Leben schonen,
Als um zehn tausend Silberkronen,
Sonst kostet's ihm den Leib!
Der Graf schreibt seinem Weib.

Ein Bothen er ihr schicken thät,
Zu dem er viel Vertrawen hätt',
Daheimb nach seiner Veste;
Der Both hin zu der Frawen kam,
Den Brief von ihm sie schnelle nahm,
Und ihn begierig leste. —
Zu Ende kommende hernach,
Fing stark sie an zu weinen,
Zu ihren Dienern also sprach:
‚Ich darf nicht länger säumen,
Mein Herr liegt um groß Gut gefangen,
Die Freiheit muß ich ihm erlangen,
Drob reiten wir von hier;
Wohlauf, allsammt mit mir!'

Und all's vergaß sie an dem Tag,
Nur nicht, daß er gefangen lag,
Drum reit' sie hin behende;
Deß ward der böse Graf gewahr,
Sprach: „Bringt Ihr nicht das Geld mir dar,
So ist's mit ihm zu Ende."
Die Fraw kehrt heimb mit trübem Muth,
Und ihre Lieb' thät siegen,
Sie thät verkaufen all' ihr Gut,
Doch wollt' es nicht begnügen; —
Der Böse sprach: „Müßt mehr noch geben,
Ist nicht genug noch für sein Leben."
Die Frawe weinte sehr,
Hätt Nichts zu geben mehr.

Dieß ward dem g'fangnen Grafen kund,
Vor Leid starb er dieselb'ge Stund;
Der Falsche hat's vernummen,
Da schickt' er um die Frawen zart:
„Will Euch nicht strafen gar zu hart,
Sollt Euern Mann bekummen,
Nur müßt Ihr thun, was ich begehr',
Dann sollt Ihr ihn erwerben;
Doch schenkt Ihr Lieb mir nimmermehr,
So muß er gählings sterben!" —
Die Fraw erwiedert: ‚Will mich geben,
Doch laß mein Eh'gemal mir leben!'
Der Graf sein Lust begeht,
Wobei sie Weinens hätt.

Und als die Nacht sich hat gekehrt,
Sie Morgens ihres Herrn begehrt,
Da bringt man ihr den Todten;
Vor Leid ihr schwanden alle Sinn,
Fiel leblos auf den Leichnamb hin.
Die Diener Hülf' ihr bothen,
Und als sie dannen zu ihr kam,
Wie was ihr Herze wund!
Von Grafens Haupt ein Locken nahm,
Die Zähr' in Aug' ihr stund,
Und schwöret laut an jenem Frechen
Alsbald das Höllenstück zu rächen;
Und reit' zur selben Stund
Zum Herzog von Burgund.

Dort klagt sie Anfang, Mittel, End',
Der Herzog nach dem Grafen sendt,
Der kunt nicht widerstehen,
Und durft dawider reden nicht;
Der edle Fürst saß selbst zu G'richt,
Das Strafamt zu begehen. —
Der Frawen Klag' die thät ihm weh',
Er sprach zu seinen Räthen:
„‚Er muß sie nehmen zu der Eh',
So wollen wir bestäten!'" —
Und als sie's ihme han verkündet,
Der Graf darin kein Straf nit findet,
Bedenkt sich drob noch bas,
Die Fraw in Kummer was.

Da nun dieselbig Nacht fürkam,
Herzog Carlin sie Beede nahm
Und führt sie zum Altare.
Dort stand der Pfaff beim Kerzenschein,
Der macht das Kreuz und segnet's ein,
Zur Seit' stund' eine Bahre. —
Und jetzt der Fürst das Urtheil gab,
Nach fürstenlichen Sitten: —
Sein Haupt ließ er ihm schlagen ab,
Darfür da half kein Bitten.
Die Fraw die erbet all sein Gute,
Der Herzog hält's in seiner Huthe;
Gott geb' an seinem Thron
Ihm dort dafür den Lohn. —

Ihr Edlen! merket die Geschicht,
All' die da sitzend zu Gericht,
Wie ihr sollt Urtheil sprechen,
Das Unrecht ungestraft nicht lan,
Für Waif' und Witwen Mitleid han,
Und jede Unbill rächen.
Schont nicht den Herrn von Schild und Gut,
Gott hat euch auserkoren,
Daß ihr das Recht sollt han in Hut,
Die edel seid geboren.
Dem Großen es vor allen ziemet,
Daß er in Schirm die Unschuld nimmet,
Handhabende das Recht,
Bei'n Ritter, wie bei'n Knecht.

Christian Schreiber,

geboren am 15. April 1781 zu Eisenach, widmete sich der Theologie, und lebt als Doktor der Philosophie, großherzogl. sachsen-weimarischer Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintendent der Diözesen Lengsfeld und Dornbach zu Lengsfeld. —

Unter allen Nachahmern Schiller's steht ihm dieser, was erhabene Betrachtungsweise anlangt, wohl am nächsten. Er besitzt beim Mangel belebender Phantasie insonderheit ein schönes oratorisches Talent; doch ist seine poetische Rede, die mehr ein Besingen als ein Dichten zu nennen, nicht trocken und kaltfeierlich, vielmehr größtentheils von dem ihm eigenthümlichen Schönheitsgefühle durchwärmt. Seinem rhetorisch-idealisirenden Reflexionspathos sagt das philosophische Lehrgedicht am meisten zu.

Schrieb:

Prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft. Eine Nachbildung der Offenbarung Johannis. Mit einer Vorrede von J. C. W. Augusti. Zeitz 1802.

Harmonia, oder das Reich der Töne. Ein musikalisches Gedicht. Ebd. 1803.

Gedichte. Berlin 1805.

Kleine Schriften. 1r Bd. Ebd. 1806.

Alexander in Indien. Eine Tragödie nach Racine. Ebd. 1808.

Die Religion. Ein oratorisches Gedicht in 2 Gesängen. Gotha 1812.

Christliches Liederbuch. Eisenach 1816.

Predigten, Homilien und geistliche Reden. Ebd. 1817.

Allgemeine Chronik der dritten Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche im J. 1817. (Gemeinschaftlich mit V. C. Veillodter und W. Hennings.) 2 Bde. Gotha 1819.

---

284. Die Musik.

(Allegorische Romanze.)

Sie saß auf hohem Felsengipfel,
Und tausend Stimmen wurden wach;
Sanft rauscht' es durch der Haine Wipfel,
Melodisch murmelte der Bach.

Sie stieg zum stillen Thal hernieder,
Entlockend süßer Weisen Schall,
Und rings erwachten frohe Lieder,
Antwortete der Wiederhall.

Sie schwebt' auf dunkeln Meereswogen;
Von ihrer Töne Wunderklang
Fühlt' selbst die Fluth sich angezogen;
Die Ufer brausten von Gesang.

Sie kam hernieder von den Sternen,
Umleuchtet von der Sonne Strahl,
Und über ihr in weiten Fernen
Erklang der hohe Weltchoral.

Und um sie her in dichten Kreisen
Versammelt sich der Hörer Schaar;
Gerührt von ihren Zauberweisen
Bringt Alles frohe Opfer dar.

Der Aether naht mit Blumendüften,
Mit seinen Gaben naht das Meer;
Es bringt die Erd' aus tiefen Klüften
All' ihrer Schätze Wunder her.

Bescheiden stand der Mensch von ferne,
Er brachte nur das stille Herz;
Der holden Göttin weiht' er gerne,
Was sie bewegt mit süßem Schmerz.

Und freundlich blickt auf ihn sie nieder,
Und zu dem Wohnsitz ew'ger Lust,
Zum hehren Tempel ihrer Lieder
Weiht sie des Menschen treue Brust.

---

285. Das Rosenblatt.

Der Morgen steigt aus gold'nen Wellen,
In grauer Ferne dämmert Land,
Und freudig läßt zum Heimatstrand
Das müde Schiff die Segel schwellen.

Zum Hafen drängt das Volk sich hin,
Und sucht und grüßt mit frohen Lippen
Die Kommenden, die Sturm und Klippen
Durchschifft um glänzenden Gewinn.

Nur Einer ist, den Niemand kennt,
Obwohl sein Ruhm auf allen Zungen,
Und seine Lieder, viel gesungen,
Die Welt mit süßem Lobe nennt.

Der Sänger ist's. Ein Sohn des Glücks,
Irrt' er umher durch Land und Meere
Nach Abenteuern, Lieb' und Ehre,
Und jeder Gunst des Augenblicks.

Die Freunde fand er hier und dort;
Doch überall ward Lust und Scherzen
Getrübt durch innrer Sehnsucht Schmerzen
Nach einer Heimat sicherm Port.

Und wo ihn finden? — Unbekannt
War ihm das Vaterhaus geblieben:
Vom Schicksal wild umher getrieben
Hatt' er nicht Freund noch Vaterland.

Da breitet sich vor seinen Blicken
Die stolze Stadt der Griechen aus:
Hier stand des Musengottes Haus,
Das aller Künste Blumen schmücken.

Zu wohnen hier, — welch ein Genuß!
Befriedigt schweiget all sein Sehnen.
Im stillen Anschau'n alles Schönen
Fühlt sich daheim der Genius.

Und zum Archonten sendet er,
Das Bürgerrecht sich zu erlangen.
Den edlen Sänger zu empfangen,
Zieht der im Pomp des Volks daher.

Doch kannt' er auch des Volkes Sinn:
Die Stadt war voll von Musensöhnen;
Es zog sie all' zum Sitz des Schönen,
Wie zum Magnet das Eisen, hin.

Schon fürchtete die rohe Menge
Für das gemeine Wohl Gefahr;
Denn selten führt der Dichter Schaar
Noch andern Reichthum als Gesänge.

Man naht mit ehrfurchtsvollen Grüßen;
Und einen Becher bis zum Rand
Füllt langsam des Archonten Hand —
Ein Tröpflein mehr würd' überfließen.

Man beut ihn dar. Und mit Verdruß
Fühlt es der Sänger, was man deutet;
Und dem Empfang unvorbereitet
Sinnt er auf gleichen Gegengruß.

Und sieh, es fällt von nahen Zweigen
Ein Rosenblatt ihm in die Hand;
Er nimmt's, und auf des Bechers Rand
Legt er es mit bescheid'nem Schweigen.

Und als es ruhig oben schwimmt,
Daß auch kein Tröpflein überströmet,
Und die Erwartung, froh beschämet,
Des Sängers Antwort so vernimmt:

Da tönt's Willkommen! rings im Kreise,
Und jubelnd zum bekränzten Thor
Trägt ihn das Volk. Ein lautes Chor
Erschallt zu seinem Ruhm und Preise.

Karl Borromäus Freiherr von Miltitz,

geboren den 9. November 1781 zu Dresden, erhielt eine feine Erziehung, welche seine Neigung zu Musik und Poesie frühzeitig weckte; trat 1798 in die sächsische Armee, kam 1803 zur Garde du Corps in Dresden, wurde später Hauptmann bei der Schweizergarde, nahm 1811 seinen Abschied und zog mit seiner Familie auf das Gut Scharfenberg bei Meißen. Den Befreiungskrieg machte er als Dragoner-Offizier in österreichischen Diensten mit, nach dessen Beendigung er in den Kreis der Seinigen nach Scharfenberg zurückkehrte. Im Jahr 1820 unternahm er, hauptsächlich aus Liebe zur Musik, eine längere Reise nach Italien; wurde 1824 als Oberhofmeister des Prinzen Johann in seine Vaterstadt berufen, später zum Geheimrath erhoben und starb daselbst am 19. Januar 1845.

* * *

Miltitz hat sich am meisten Geltung verschafft durch seine Erzählungen in Prosa, namentlich durch die „Orangenblüthen". Er beurkundet darin einen kräftig-natürlichen Sinn und eine tiefauffassende Darstellungskraft, befriedigt aber seltener hinsichtlich der poetischen Gestaltung seiner Stoffe. Auch als gefühlvollen und kenntnißreichen Tonkünstler hat er sich bewährt. In der Lyrik scheint er sich nur nebenbei versucht zu haben, doch fehlt es auch hier nicht an mancher guten Talentprobe.

Von ihm:

Amida's Thränen. Poetische Erzählung (Urania 1820).
Ausstellungen in vermischten Erzählungen. 2 Bdchn. Erfurt 1819. 20.
Orangenblüthen. 3 Thle. Leipzig 1822—25.
Gesammelte Erzählungen. 4 Bde. Ebd. 1825—28.

Von seinen Kompositionen sind zu nennen die Opern: Saul (Dresden 1833), und Georg Czerny (1839). Zu der von Wolfram komponirten Oper: der Berggeist hat er den Text geliefert.

286. Die beiden Boten.

(Volkssage.)

Ging einst ein Bote über Land
Bei nächt'ger Sterne Funkeln;
Es war sein Weg ihm wohlbekannt,
Er hat den sichern Stab zur Hand,
Und graut ihm nicht im Dunkeln.

Frisch naht er sich dem finstern Wald
Und schreitet rasch im Düstern,
Wo keines Sängers Weise schallt,
Wo einsam nur sein Fußtritt hallt
Und leis' die Wipfel flüstern.

Da glaubt er, nah' am schilf'gen Moor
'nen Wandrer zu erblicken.
Er steht — er horcht — er spitzt das Ohr —
Da tritt es hinter'm Baum hervor,
Winkt mit vertrautem Nicken.

„Grüß dich!" — so ruft's ihm freundlich zu —
„Laß dir vor mir nicht grauen!
Bin auch ein Bote, so wie du,
Früh auf, früh auf, spät erst zur Ruh,
Stets unterwegs zu schauen!"

„„Bist du ein Bote, so wie ich,
Und soll mir nun nicht grauen,
So sag' mir an, wer sendet dich?
Wie heißt dein Ort, dein Name? Sprich!
Dann will ich dir vertrauen.""

Der Fremde drauf: „Ich bin gesandt
Von dem, den Alle kennen;
Die Heimat mein heißt Ruheland,
Mein Name klingt: aus Gottes Hand!
So magst du auch mich nennen."

Der Bote denkt: „„Gar wundersam
Klang wohl, was ich vernommen;
Doch was von seinen Lippen kam,
War christlich, wie sein eigner Nam',
Mag wohl der Seele frommen."" —

Sie gehen schweigend ihren Gang,
Bis sich die Wege theilen.
Dem Boten wird so ahnungsbang,
Als jetzt der Fremde spricht: „Entlang
Des Bachs dort muß ich eilen.

Allein mein Werk ist bald verricht't,
Wo ich bin, gilt kein Säumen.
Auch du, mein Bote, zaudre nicht,
Vollbring' die aufgetragne Pflicht,
Dann darfst du ruhn und träumen!"

Und leise wandelnd, gleitend schier,
Wie West ob Blumenbeeten,
Sieht dort aus niedrer Hüttenthür
Und aus Palastes Pforten hier
Der Bot' ihn ruhlos treten.

Und als nun wieder kommt die Nacht,
Schon tief die Schatten sinken,
Der Bote all' sein Werk vollbracht
Und heimwärts schon sich aufgemacht,
Sieht er den Fremden winken.

„Da bist du ja, du treues Blut,
Nun darf ich mich entdecken;
Du thust dein Werk in frommem Muth,
Dafür erschein' ich mild und gut
Dir heut — darfst nicht erschrecken.

Sieh mir in's Auge! Kennst du mich?
Ich bin der Freund der Müden.
Nach Tageshitze kühl' ich dich
Mit leisem Fittig sänftiglich,
Weh' dich in Schlaf und Frieden!"

Da leuchtets' auf wie Morgenroth;
Der Bote, voll Verlangen,
Ruft laut: „„Du Erdenlust und Noth,
Leb' wohl!"" — sinkt nieder und ist todt!
Doch lächeln Mund und Wangen.

Wilhelmine Christiane von Chézy,

am bekanntesten unter dem Namen Helmina, eine Tochter des Barons v. Klencke aus Bremen, der berühmten Karschin Enkelin, wurde den 26. Januar 1783 zu Berlin geboren. Sie erhielt, obgleich in Dürftigkeit aufwachsend und von väterlicher Seite so gut wie verwaist, eine sorgfältige Erziehung, wurde bereits 1799 aus ökonomischen Rücksichten an einen Herrn v. Hastfer verheirathet, aber bald darauf geschieden; kam 1803, nach ihrer vortrefflichen Mutter Tode, auf Einladung der Frau v. Genlis nach Paris und lernte daselbst, im Hause Friedrich's v. Schlegel, den berühmten Orientalisten Anton Leonhard v. Chézy, nachmaligen Professor am Collége Royal de France, kennen, mit dem sie sich 1805 ehelich verband. Fünf Jahre später, im Herbst 1810, verließ Helmina, verzichtend auf Eheglück, das ihr die ultramontan-gesinnte Schwiegermutter untergraben, nachdem eine freiwillige Trennung von ihrem Manne stattgefunden, mit ihren zwei dieser Ehe entsprossenen Söhnen Frankreich. Sie verweilte nun abwechselnd in Heidelberg (wo ein liebenswürdiger und geistvoller Kreis, gebildet durch Schiller's Wittwe, ihre Schwester Frau v. Wolzogen, Amalie v. Helvig, die Brüder Boisserée u. A. Helminen in seine Mitte nahm), in Aschaffenburg und Amorbach (der hohen Gönnerschaft eines Karl von Dalberg und der fürstlich Leiningen'schen Familie sich erfreuend), und seit 1815 in Köln, wo sie, die Bemühungen der deutschen Frauenvereine unterstützend, indem sie sich der Pflege der verwundeten Vaterlandsvertheidiger unterzog, in unangenehmen Konflikt mit der Invaliden-Prüfungskommission kam. Durch ihre Aufrichtigkeit wurde nämlich bekannt, daß Goerres aus Briefen von ihr manche wenig erfreuliche Nachrichten über den Zustand der Lazarethe in Köln und andern Orten entnommen. Ihre nachmalige Zuschrift an den Grafen v. Gneisenau war nicht geeignet, den erregten Ingrimm der Behörden gegen sie zu besänftigen. Sie ward auf dieses Schreiben hin als Kalumniantin vor Gericht geladen, hatte aber später die Genugthuung, vom königlichen Kammergerichte zu Berlin, wohin sie sich zur Vertheidigung ihrer Sache begeben, laut Urtheil, wie solches in den „Zeiten" von Voß (3. Quartal 1817) abgedruckt steht, freigesprochen zu werden und ihre aufopfernden Bemühungen auf ehrenvolle Weise anerkannt zu sehen. Der Vorwurf des Brockhaus'schen Conversationslexikons (8. Auflage), Helminens Eifer für die Sache der Invaliden sei über die Schranken der Weiblichkeit hinausgegangen, beruht wohl auf Unkenntniß der authentischen Berichte.

Im October 1817 begab sich unsere Dichterin mit ihren Söhnen nach Dresden, wo sie in den Liederkreisen und einem kleinen Dichtervereine, zu welchem Graf Otto v. Loeben, Ernst Otto v. d. Malsburg, v. Nostiz, Therese v. Winkel, Luise Brachmann u. A. gehörten, Erholung und Aufmunterung fand, im Umgang mit Tieck ihre poetische Ausbildung erweiterte, und 1822 für Karl Maria v. Weber die Oper „Euryanthe" dichtete. Im folgenden Jahre befreundete sie sich zu Baden bei Wien mit Karoline Pichler und der genialen Josephine v. Gradstein, geb. v. Vogelsang; besuchte 1826 die Soolbäder im Lande ob der Enns, und wurde von der Kaiserin Auguste Charlotte mit Verwaltung sinnreich geordneter Wohlthaten beauftragt. Bis 1830 blieb sie in Wohlthätigkeits-Aufträgen im Salzkammergute, worauf sie sich zu ihrem ältesten Sohne nach München begab. Hier traf sie 1832 die Trauerbotschaft von dem Ableben ihres Gatten, den mit 59 Jahren die Cholera hinweggerafft. Zu Paris fand sie die Verhältnisse ungünstig, sowohl hinsichtlich ihrer Pension als der hinterlassenen Werke des Verblichenen. Seit der Zeit ist ihr Leben eine Kette von herben Erfahrungen und drückenden Familiensorgen. Eine der schmerzlichsten Wunden schlug ihr das Schicksal durch den im Dezember 1846 erfolgten Tod ihres Sohnes Max, eines herrlich begabten, liebenswürdigen Künstlers. Still zurückgezogen, frühere Entwürfe über zeitgemäße Gegenstände ausarbeitend, lebt sie in Heidelberg von ihrer kleinen Wittwenpension aus Frankreich.

* * *

Helmina ist eine der talentvollsten deutschen Dichterinnen, voll lebhafter Einbildungskraft und warmer Empfindung. Zarte Gefühle und eine herzliche, gebildete Sprache zeichnen ihre Leistungen, die meistens ein Ausdruck ächter Weiblichkeit sind, vor vielen vortheilhaft aus. Sie huldigt zwar dem romantischen Prinzip, hat sich aber von dem schädlichen Einfluß der Schule möglichst frei erhalten. Obgleich sie zu gestalten versteht, so reproduzirt sich doch in ihr die Naturanschauung mehr im Gefühl, als im Bilde; sie ist mehr subjectiv als objectiv, und dar-

um ganz vortrefflich in der lyrisch-musikalischen Dichtung, im Liede. Daß sie auch Urtheilskraft und Geist besitzt, hat sie durch ihre Prosa-Darstellungen bewiesen, worunter sich besonders der Roman „Emma's Prüfungen“ auszeichnet. Für eine reife und bedeutende Arbeit gilt auch ihre, „Erinnerungen aus meinem Leben“ überschriebene, Selbstbiographie in ihren „Aurikeln“, fortgesetzt in Gubitz's „Gesellschafter“ 1838, im „Morgenblatt“ 1840—41, in Mundt's „Freihafen“ und im „Piloten“. — Bemerkt zu werden verdient noch, daß eine rein-ethische und religiöse Richtung alle ihre Schriften bezeichnet, selbst ihre glühenden innigen Lieder der Liebe; daß ihre Poesie wie ihre Handlungen stets in voller Kraft sichtlich stets aus innerem Drang hervorgingen. Sie hat den Kampf des weichen, glühenden Dichterherzens mit des Lebens bedingendem Drang, wenn auch nicht immer siegreich, doch treuen Muthes durchgekämpft und ihr besseres Selbst unversehrt erhalten.

Schriften:

Französische Miscellen. 32 Hefte. Stuttg. u. Tübingen 1803—6.
Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin (verheirathete von Klencke), ein Denkmal kindlicher Liebe. Frankfurt a. M. 1804.
Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I. 2 Thle. Paris 1806. 8.
Paraphrasen aus dem Persischen (in Hammer's von Purgstall und Rzéwuszky's „Fundgruben des Orients“ 1809—11).
Gedichte. 2 Bdchn. Aschaffenburg 1812.
Blumen in die Lorbeern von Deutschland's Rettern. Darmstadt 1813.
Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin. 2 Bde. Heidelberg 1817.
Emma's Prüfungen. Eine Geschichte. Ebd. 1817.
Gemälde von Heidelberg u. s. w., ein Wegweiser für Reisende. Ebd. 1817.
Aurikeln; eine Blumengabe von deutschen Händen. Berlin 1817.
Altschottische Romanzen, deutsch mit den Volksweisen (gemeinschaftlich mit Wilhelm Müller). Ebd. 1817.
Iduna. Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausggb. gemeinschaftlich mit Fanny Tarnow. 2 Bde. Chemnitz 1820. 21.
Erzählungen und Novellen. 2 Bde. Leipzig 1820.
Die drei weißen Rosen. Rittergedicht (abgedruckt in „Urania“ für 1821).
Stundenblumen (Erzählungen und Novellen). 4 Bde. Wien 1824—26.
Euryanthe. Große romantische Oper in 3 Aufzügen; komponirt von K. M. v. Weber. Ebd. 1824.
Jugendschicksale, Leben und Ansichten eines papiernen Kragens, von ihm selbst erzählt. Zum Besten armer Spinnerinnen im oberösterreichischen Gebirge. Wien 1828.
Norika. Handbuch für Reisende und Alpenwanderer nach Oesterreich ob der Enns, dem Salzkammergut u. s. w. München 1833.
Herzenstöne auf Pilgerwegen (Gedichte). Sulzbach 1833.

Auch verfaßte sie die dramatischen Dichtungen: Rosamunde, Drama, mit Musik von Franz Schubert (gegeben in Wien 1823, München u. a. O.), der Wunderquell, Lustspiel (im Taschenbuch „Orphea“ für 1824), Emma und Eginhard, Spiel mit Gesang, Musik von Frhr. Hettersdorf (in „Urania“ für 1816), und lieferte kritische, ethische, polemische Aufsätze in fast alle besseren Zeitschriften seit 1802.

---

287. Die Jungfrau im Zaubergarten.

„Du schlanke Jungfrau, bleich und hold,
Was suchst im tiefen Wald?“
‚Zur weisen Zauberfrau ich wollt',
Wo ist ihr Aufenthalt?‘

„Wohl nimmer sucht die Zauberfrau,
Wer froh in Hütten lebt;
So sprich, du mit den Aeuglein blau,
Was dir das Herz so bebt?“

‚Ich trag' im Herzen tiefes Weh',
Und bring' es her zu dir.
Es ist so schwer; doch ach! ich fleh',
Nimm nicht mein Weh' von mir!‘

„Wohl stillen kann ich deine Pein,
Wohl lindern kann ich sie;
Im Garten mein stehn Blümlein fein,
Dir alle nenn' ich hie.

Der Blümlein eines such' dir aus!
Siehst du das grüne Laub?
Es steht so still und düster aus,
Dein Weh' wird bald sein Raub.“

‚Nicht will ich solch ein grünes Laub,
Nichts, was das Weh mir stillt;
Viel lieber werd' ich selbst ein Raub
Vom allersüß'sten Bild.‘

„So pflück' ich dir die Blume da,
Die falsches Hoffen heißt;
Doch trage sie nicht allzunah',
Ihr Dorn dein Herz zerreißt!“

‚Die falsche Blume nehm' ich nicht,
Mir bleibt sie immer fern,
Dort oben blüht mein's Blümleins Licht,
Dort schaut herab mein Stern.‘

„So nimm die bunte, frische hin,
Den heitern Wankelmuth —“
‚Nein, nicht nach dieser steht mein Sinn,
Im Tod ist Treu' noch gut.

Hast du nur falsche Blumen hie?
Wo blüht die rechte dann?
In deinem Garten sucht' ich sie,
Und keine steht mir an.‘

„So sprich nur, ob du jene willt,
Da blüht sie lilienweiß,
Wo hell der Bach in Perlen quillt;
Doch die ist kalt wie Eis!“

‚Nicht nenn' ich sie, doch kenn' ich sie,
Schon längst hegt sie mein Herz.‘
Das Mägdlein ging und pflückte die —
Süß war der letzte Schmerz.

---

288. St. Johannes und das Würmlein.

Johannes ging am hellen Bach
Und sah dem Lauf der Wellen nach,
Durch Gras und Blumen schritt er hin,
Und schaute drauf mit Liebessinn:
„Wie frisch das blüht um Thal und Höh'n,
O Gott, wie ist die Welt so schön!
Die Fluren lächeln allzumal,
Und Alles grünt und quillt im Thal;
Da ist kein Kraut, da ist kein Blatt,
Das nicht Gefühl vom Leben hat,
Ein jedes Thierchen freut sich dran,
Wär's noch so schlicht auch angethan;
Denn was nur Lebensfunken hegt,
Auch Gottes Liebe in sich trägt!"

Wie nun der Heil'ge liebend sinnt,
Ein Würmlein er am Boden find't,
Gar klein und schlicht, ohn' alle Zier,
Johannes hätt's zertreten schier, —
Da hebt er's auf vom Boden fein
Und setzt es auf ein Blümelein,
Und spricht: „O lebe, lebe nur,
Auch dir blüht ja die Frühlingsflur!"

Das Würmlein fühlt sich kaum berührt,
Als es die Segenshand verspürt:
Entbrannt von reiner Liebesgluth,
Es plötzlich lieblich leuchten thut,
Auch wachsen bald ihm Schwingen an,
Die tragen's durch der Lüfte Bahn.
Durch Wipfel zieht's bei stiller Nacht
Als wie ein funkelnder Smaragd,
Dann, einem lichten Sternlein gleich,
Liegt es auf einer Blume weich,
So ruht es friedlich süß im Grün,
In Liebe wird es still verglühn!

---

289. Jesus und das Moos.

In tiefer Schlucht, im Waldesschooß,
Entsproßt das falbe, zarte Moos,
Ein Teppich, sanft und weich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosengluth, zu Waldesgrün
Schaut es empor und seufzt: ‚Solch Blüh'n
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Doch nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn Alle lockt das Licht!'

Und sieh! da wallt im Abendschein
Der Gottmensch einsam durch den Hain
Mit blassem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er weiches Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr;
Nun stillt die Gluth das Moos.
Da sprach der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb' auf dich gewandt,
In Zartheit ernst und groß!

Welch Auge mag so blöde seyn,
Erkennt nicht in der Kleinheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Loos trag' mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sproßt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild!
Moosröslein wurd' es bald genannt;
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demuth süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Deß ward ihm solcher Lohn.
O Herz, bleib' immer treu und weich,
Bist du bedrückt, dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon!

---

290. Der Tannhäuser.

Es weht so schaurig, so dumpf und kalt,
Der Tannhäuser reitet im tiefsten Wald;
Wohl pfeifet der Nordwind, wohl rauschet der Fluß,
Vom Felsen stürzet der schäumende Guß.

„O wär' ich doch ferne, im sonnigen Land,
Auf grünem Anger im Purpurgewand,
Da funkeln die Blumen, da leuchtet der Klee,
Da lispeln die Quellen vom seligsten Weh!"

Und siehe, im Felsen, da strahlet ein Thor,
Da schwebet ein zartes Fräulein hervor,
Die funkelt wie Blumen im Silbergewand,
Die beut ihm mit Lächeln die schneeweiße Hand:

‚Willkommen, Tannhäuser, so jung und so fein,
O gehe mit mir in die Felsenburg ein,
Mich hat die mächtigste Fürstin gesandt,
Ich soll dich geleiten in's sonnige Land.

So laß ihn denn ferne den stürmischen Nord,
Und komm in die lieblichen Gauen mit fort,
Da küsset die Liebe, da leuchtet die Lust,
Da ist nur der Seele von Wonne bewußt!'

Der Tannhäuser höret den lockenden Mund,
Im Busen wird heimliches Sehnen ihm kund,
Er schaut in der Augen süßblitzenden Stern,
Läßt trinken sein Leben vom Strahle so gern.

Und hin durch den Felsen da geht er den Gang,
Da murmelt ein Bächlein die Blumen entlang,
Das rauschet dem Lauscher gar traurige Weis':
Kehr' um du, kehr' um du, der Ritter Preis!

Doch Tannhäuser hört nicht die Stimme so mild,
Vielahnendes Sehnen im Busen ihm quillt;
Und tief in der Felsschlucht da dämmert ein Glanz,
Da sucht er Frau Venus im funkelnden Kranz.

Die beut ihm zum Gruße den roſigen Mund,
Der Roſenmund lächelt zu jeder Stund'!
Und wie er geſogen ſein Düften im Kuß,
Das Herz ihm im Buſen ſtets lechzen muß.

Wohl ſchwinden die Monden, wohl Jahre vergehn,
Tannhäuſer iſt nirgend in Deuſchland zu ſeh'n;
Vergeſſen hat er den Kaiſer im Land,
Von Mutter und Freunden iſt ihm nichts bekannt.

Doch plötzlich, ſo ſtrahlt in der ſündigen Ruh
Des Gnadenlichts himmliſches Leuchten ihm zu,
Da iſt's ihm, wie Einem, der einſam zu Nacht
Im Kerker von lieblichen Träumen erwacht.

Er kommt zu ſich ſelber, er ſchaut um ſich her,
Er findet den Glanz und die Wonne nicht mehr,
Da ruft er: „O weh mir, was that ich allhie?
Die Ehr' iſt verſcherzet, Unſel'ger, entflieh!"

Da beut ihm Frau Venus den duftenden Mund:
‚Mein Roſenmund lächelt zu jeder Stund',
Mein Auge ſtrahlt hell, wie der Morgenſtern —
Was willſt du beginnen, biſt du mir fern?'

„O laß mich, wohl blitzt dein Auge ein Stern,
Doch blitzet aus ihm die Hölle von fern!
O laß mich, wohl lächelt dein Roſenmund,
Doch Flammen glüh'n roſig, und Schlangen ſind bunt!

O laß mich, denn hier wird mein Leben mir krank,
Mich dürſtet nach Buße, nach Pein iſt mir bang. —
Maria, du Reine, vom himmliſchen Thron,
Hilf mir aus der Hölle um deinen Sohn!"

Da ließ ihn Frau Venus, er fande den Steg,
Und nahm als ein Pilger nach Roma den Weg. —
„O heiliger Vater, dich neige mit Huld,
Den reuigen Sünder entbinde der Schuld!"

„‚Mein Sohn, iſt die Gnade wie Sand doch am Meer,
So ſprich nur, was bangſt du, was quält dich ſo ſehr?'"
„Ach, Vater, ich war in dem Berge manch Jahr,
Da waltet Frau Venus mit goldigem Haar!"

„‚Und warſt bei Frau Venus, der Hölle Genoß,
So kannſt du von Luzifers Banden nicht los;
Dich rettet kein Ablaß, kein Büßen, kein Mühn,
Noch eh' wird der dürre Stecken hier grün!'"

„Und hätt' ich gelebt nur ein Jahr auf der Welt,
Und hätt' ich den Sinn nur auf Buße geſtellt:
Mit blutigen Thränen den Marmor erweicht,
Zu Gottes Erbarmen die Wege erreicht!"

So geht der Tannhäuſer vom päpſtlichen Thron,
Da lockt ihn die Hölle mit lieblichem Ton:
‚Kehr' wieder, du Holder, zum blumigen Plan,
Genuß iſt das Leben, und Buße ein Wahn!'

„So nimm mich auf ewig, du roſiger Mund,
Thu Leben und Liebe und Wonne mir kund;
Von Himmel und Erde verſtoßen zumal
Bleibt mir nur die Hölle und ſonſt keine Wahl!"

Da öffnen die Felſen den gähnenden Schlund:
‚Von nun an wird dir nicht Rückkehr mehr kund!'
Doch oben der heilige Vater mit Schmerz
Ruft aus: „‚O wie war doch ſo herbe mein Herz!

Kann ihm nicht die himmliſche Gnade verzeihn,
So muß ich wohl ſelber ein Sünder ihr ſeyn.'"
Da ſchaut er den Stecken in ſeiner Hand,
Und ſiehe, der hat ſich zum Blühen gewandt!

Ein Oelzweig iſt's, grünend, mit Blättern ſo licht. —
„‚O weh' mir, Herr, geh' nicht mit mir in's Gericht
O könnt' ich ihn finden! und büßen die Schuld,
Die Wunder ihm künden von Gottes Huld!'"

Da ſendet der Papſt wohl in alle Land',
Vom Tannhäuſer wird ihm nirgends bekannt;
Der ſchmachtet ſo bange im Felſenſchooß,
Am Bächlein, das murmelt: Nun kannſt du nicht los.

Erſt haſt du zu kühnlich dir ſelber vertraut,
Dann haſt du nicht treu auf die Gnade gebaut;
So weile nun hie bis zum jüngſten Gericht!
Bei Gott iſt Erbarmen, bei Menſchen nicht!

Georg von Gaal

wurde am 21. April 1783 in Preßburg geboren, erhielt ſeine Schulbildung in Ofen und Waizen, ſtudirte Philoſophie und Rechtswiſſenſchaft zu Erlau, Preßburg, Peſth und zum Theil auch in Wien, und machte ſich, kaum 18 Jahre alt, durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe in Muſik und Sprachen, im Zeichnen und Malen, ſowie durch Ueberſetzungen in ungariſcher Sprache und eine 1801 zu Peſth herausgegebene humoriſtiſche Zeitſchrift ſo vortheilhaft bekannt, daß er die Aufmerkſamkeit des Fürſten Eſterhazy auf ſich zog, der ihn bei ſeiner Domänenregie zu Eiſenſtadt anſtellte. Seit 1808 Cuſtos der fürſtl. Eſterhazy'ſchen Bibliothek in Wien, ward er 1811 zum wirklichen Bibliothekar daſelbſt ernannt.

* * *

Gaal würde, vermöge ſeines imaginativ regſamen, geſtaltungsfähigen Talents, keinen gewöhnlichen Rang unter den epiſch-lyriſchen Dichtern behauptet haben, wenn er ſich der, mitunter vorzüglich geglückten, Nachahmung der Manier großer klaſſiſcher Meiſter mehr enthalten und es verſtanden hätte, ſeine Ideen durch energiſche Phantaſie zu ihrer Form auszubilden und zu wahrem Leben zu fördern. Die meiſten ſeiner Romanzen ſind durch intereſſanten Stoff, einige durch plaſtiſchen Effekt der Schilderung anziehend, ohne jedoch ein beſtimmt eigenthümliches Gepräge zu zeigen; in den vollendeteren verdirbt zuweilen der Witz das Spiel des gefühlvollen Ernſtes, wo er unberufen ſich einmiſcht, wie am Schluß des Gedichtes „Sängerlohn". Sein Hauptverdienſt iſt, durch treffliche Ueberſetzungen aus dem Ungariſchen, namentlich das „Theater der Magyaren", und durch ſeine „Märchen der Magyaren" unſere deutſche Literatur bereichert, und damit einen ſchätzbaren Beitrag zur näheren Kenntniß der Poetik der Urbewohner Ungarns geliefert zu haben.

Schrieb:

Erſtlinge (Gedichte). Dresden 1812.

Friedenshymne, den drei erhabenen Monarchen Franz I., Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. gewidmet. Wien 1814.
Die Farben. Eine symbolische Scene. Ebd. 1815.
Theater der Magyaren, nach dem Ungarischen des Kisfaludy übersetzt und herausgegeben. Brünn 1820.
Die nordischen Gäste, oder der neunte Januar des Jahres 1814. Ein Gedicht in 12 Gesängen. Ebd. 1819.
Polymnia. Eine Auswahl von mehr als 3000 Stellen aus den Werken der vorzügl. deutschen lyr. Dichter älterer und neuerer Zeit. 4 Thle. Brünn 1821.
Märchen der Magyaren, bearbeitet und herausgegeben. Wien 1822.
Gedichte. (Der „Erstlinge" zweite vermehrte Auflage.) Zerbst 1825.
Sprichwörterbuch in sechs Sprachen. Wien 1830.
Sagen und Novellen. Aus dem Magyarischen übersetzt. Wien 1834.

---

291. Sängerlohn.

Der Hunnenkönig saß beim Mahle,
Von edler Helden Kreis umringt: —
„„Wem gilt der Saiten Ruf im Saale,
Der durch die offne Pforte klingt?""
Der Knabe eilt,
Und unverweilt
Kehrt er, des Sängers Lied zu melden, —
Den Preis des Königs und des Helden.

Und näher ertönt der schmeichelnde Klang,
Und deutlicher hallen die Worte;
Es zeigt mit verschämtem, bedächtigen Gang
Der Sänger sich unter der Pforte.
Wie über umnachteter Wolken Rand
Die Sterne sich leuchtend erheben,
So läßt er durch's dämmernde Faltengewand
Sein golden Gesaite erbeben.

Die Becher klingen in die Runde,
Dem Kreise rückt der Fremdling nah,
Und freudig schallt's von Mund zu Munde:
Hoch lebe König Attila!
Erhaben winkt
Er rings, und trinkt;
Und ernst umhorcht vom Heldenkreise,
Beginnt des Hochgesanges Weise:

„Empor, wie der Aar in der Lüfte Meer
Durch sonnige Höhen und Fernen,
So schwinge durch aller Jahrtausende Heer
Dein Name sich auf zu den Sternen!
Und laut, wie der Sphären entzückender Klang
Von Welten zu Welten ertönet,
Erschall' er gefeiert im Brüdergesang
Der Götter, und weihegekrönet!"

Die Becher klingen in die Runde,
Und in der Saiten Jubel schallt
Des Königs Lob von Mund zu Munde
Laut, daß er dreimal wiederhallt.
Doch still verneigt
Er sich, und schweigt; —
Die Stirn' umdämmern ernste Falten,
Als träumt' er wüste Nachtgestalten. —

„Wohl preiset die Werke der Himmelsmacht
Der staunende Mensch mit Erbauen;
Doch, was du erstrebet, und was du vollbracht,
Welch Auge vermag's zu durchschauen!
Hoch über den Mächten der Herrscher gebeut,
Erhabner, dein göttliches Walten,
Hoch über den Schranken der Endlichkeit,
Und über der Erde Gewalten."

Die Becher klingen in die Runde,
Und in der Saiten Jubel schallt
Des Königs Lob von Mund zu Munde,
Daß Saal und Erker wiederhallt.
Doch jener schweigt,
Und unverneigt
Senkt er den Blick, von Ernst befangen,
Als fühlt' er arges, schweres Bangen.

„Bald bietet der Götter, der Seligen Chor
Zum Bundesverein dir die Hände,
Und hebet dich brüderlich gastlich empor,
Und reicht dir unsterbliche Spende.
Und strahlend umfängt dich ein goldener Thron,
An Jupiters Seite dein eigen,
Und jubelnd begrüßt er den Göttersohn,
Dem alle Geschlechter sich beugen." —

Und kaum entwallt es seinem Munde,
Rafft sich mit Hast und finsterm Groll
Der König aus der Helden Runde:
„„Ha, meines Zornes Maß ist voll!
Bin ich ein Gott:
Räch' ich den Spott
Der Brüder, die im Himmel thronen;
Drum laß ich dir nach Würden lohnen.

Wohl acht' ich des Liedes, wohl halt' ich es werth,
Mit Schönem das Schöne zu krönen;
Doch wehe dem Munde, der Heil'ges entehrt,
Der Sterblichen Solde zu fröhnen!
Du reiztest, ein frevelnder Schmeichler, mir kühn
Das Herz zu empörten Gefühlen,
Drum sollst du des Zornes verderblich Erglühn
Mit Thränen der Reue mir kühlen!""

Kein Becher klingt mehr in die Runde,
In Ernst verstummt der Helden Kreis;
Kein Jubelruf von Mund zu Munde
Schallt in des Königs Machtgeheiß.
Mit grausem Blick
Tritt er zurück:
„„Ihm werde gleich der Stoß geschichtet!
Führt ihn hinweg, er ist gerichtet!""

Den Tod verkündet das schreckliche Wort;
Dem Sänger entstürzet die Leier.
Die Diener der Rache führen ihn fort,
Und schüren und mehren das Feuer.
Und flehend und zagend mit grassem Blick
Sinkt jener zu Boden und weinet;
Doch huldvoll winket der Herrscher zurück. —
Der Leier nur war es gemeinet.

292. Die treue Magd.

Hell klang von Saragossa's Mauern
Des frühen Morgens erst Geläut',
Da hallt' es dumpf von Klag' und Trauern
An Ebro's Ufern nah' und weit;
Und murmelnd ging's von Mund zu Munde,
Wie ferner Wogen hohl Gebraus:
‚Ach! mit dem Schlag der nächsten Stunde
Führt man zum Holzstoß sie hinaus!'

Und Alles wandte sich mit Grauen
Hin nach dem finstern Kerkerhaus,
Worin die edelste der Frauen
Gefangen saß in Nacht und Graus:
Die unglückseligste der Mütter,
Urraka de Osorio,
Umklirrt von Fessel, Lanz' und Gitter,
Bei Wasser, Brod und faulem Stroh.

Entfloh'n war Pedro's, des Tyrannen,
Gewalt'gem Herrscherzorn ihr Sohn,
Kein Ruf vermochte ihn zu bannen,
Kein Drohen, noch ein goldner Lohn.
Der Wütherich war ungerochen,
Drum ward von blut'ger Richterhand
Der Mutter selbst der Stab gebrochen,
Daß sie verging' in Flammenbrand.

Und als die Stunde ihr gerufen,
Zu tilgen ihres Sohnes Schuld,
Da stand schon rings um Thor und Stufen
Das Volk mit banger Ungeduld,
Und Alles drängte sich, zu sehen
Die selt'ne Frau, die hochgemuth
Für ihres fernen Sohns Vergehen
Dem Tode weiht ihr eigen Blut.

Doch plötzlich drängt sich's durch die Menge,
Ein schwarzumflortes Mädchen naht;
Hinan zum Kerker durch's Gedränge
Bahnt sie mit ernster Hast sich Pfad;
Und traurig eilt sie in's Gefängniß
Zu ihrer Herrin Füßen hin,
Und Thränen weiht sie dem Verhängniß
Und ruft mit schmerzbefang'nem Sinn:

„O Edelste, die du hienieden
Des Guten mir so viel gewährt,
So manches Schöne mir beschieden,
Der Tugend Gluth in mir genährt:
Laß mir auch nun, mir selbst zu Ehren,
Da mehr kein Richter es verbeut,
Die Treu' der Magd an dir bewähren,
Die ich seit Jahren dir geweiht!" —

Und stille Thränen im Gesichte
Umfängt sie die Gebieterin,
Da ruft die Glocke zum Gerichte,
Zum letzten Dienst die Dienerin.
Gleich schlichtet sie die dunkeln Haare
Der edlen Herrin zum Geflecht;
Daß auch im Tod sich Adel wahre,
Legt sie auch Perlen ihr zurecht.

Mit weißem, schön gewölbtem Mieder
Bekleidet sie des Busens Bau,
Und weich, wie loses Schwangefieder,
Umrauscht sie Seide, schwarz und grau;
Mit zartgefügten, goldnen Spangen
Umschließt sie ihrer Arme Rund;
Der Aermel weiche Falten hangen
Herab mit leichter Schleifen Bund.

Und auf dem Knie in frommer Wehmuth
Beschuhet sie den zarten Fuß,
Und drückt das Siegel tiefer Demuth
Zuletzt ihm auf mit treuem Kuß.
Nun hüllet sie die edlen Glieder
Mit weicher, kunstgeübter Hand
Vom Haupte bis zur Erde nieder
In dunkle Seid' und Florgewand.

Doch als sie solches kaum beendet,
Erschallt das blut'ge Machtgebot;
Zur Pforte sich die Herrin wendet,
Und wandelt ruhig in den Tod.
Und schweigend folgt ihr Isabelle,
Die fromme, treue Dienerin,
Und wie im Meere Well' an Welle,
So drängt um sie das Volk sich hin.

Und weit vor Saragossa's Mauern
Begleitet sie der Zug hinaus,
Und lauter hallt's von Klag' und Trauern,
Wie naher Fluthen dumpf Gebraus,
Und Thränen jedem Aug' entfallen,
Von Schmerz ist jede Brust beengt;
Doch schweigend sieht man jene wallen,
Zu Boden Beider Blick gesenkt.

Und als sie kamen an die Stelle,
Wo hoch das Holzgerüste stand,
Da ward der Frauen Antlitz helle,
Und fromm erhob sie Aug' und Hand,
Und blickt' empor zu Himmelshöhen,
Das Herz von Andachtsgluth geschwellt:
„„O Herr, dein Wille mag geschehen,
Nimm mich hinauf in deine Welt!""

Sie ruft's, und drückt mit Liebesarmen
Die edle, treue Magd an's Herz:
„„Dein wird der Himmel sich erbarmen,
Mit Heil versüßen jeden Schmerz!""
Und muth'gen Angesichtes schreitet
Sie nun zum Hochgerüst' empor,
Und schnell um Haupt und Schulter breitet
Zur Hülle sich der dunkle Flor.

Und horch! schon hört man's dumpf erknistern,
Schon wächst und steigt der Flammenbrand:
Da schwellt der Wind mit wildem Flüstern
Das faltenreiche Florgewand
Vom Busen wallt die leichte Hülle
In zügelloser Lüfte Weh'n,
Und frei und höher strebt die Fülle
Der reichen Stoffe sich zu bläh'n.

Doch kaum gewahret Isabelle
Der theuern Herrin letzte Noth,
Eilt sie hinauf mit Windesschnelle,
Wie auch die Flamme sie umdroht;
Und eilig schlingt um Haupt und Mieder
Den Flor sie mit gewandter Hand,
Des Kleides Falten streift sie nieder,
Und hält es fest an Saumes Rand.

Und wie mit prasselndem Gedränge
Auch Flamm' und Gluth sich schrecklich mehrt,
Nicht störet sie der Schrei der Menge,
Bis Treue sie im Feu'r bewährt.
Mit Macht umschlingen sie die Flammen,
Und Magd und Herrin sinkt herab;
Zu Asche stürzt der Stoß zusammen,
Und Lieb' und Treu' ist Beider Grab.

Amadeus Wendt,

geboren zu Leipzig am 29. September 1783, von armen, aber wackern Eltern aus dem Handwerkerstande, bildete sich auf der Thomasschule und seit 1801 auf der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1804 zum Doktor der Philosophie promovirt, und trat 1808 an derselben Hochschule als akademischer Dozent auf. Seit 1810 außerordentlicher, und seit 1816 ordentlicher Professor der Philosophie, besorgte er zugleich neben seiner Amtsthätigkeit die Redaction des „Leipziger Kunstblattes" (1817 und 18), und des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (1821—25), und gab den „deutschen Musenalmanach" (für 1830, 31 und 32) heraus. Im Jahre 1829 nahm er den Ruf als Professor der Philosophie, mit Hofrathscharakter, an Bouterwek's Stelle nach Göttingen an, wurde 1833 zum Mitgliede der philosophisch-historischen Klasse der Göttinger Sozietät der Wissenschaften ernannt, und starb daselbst am 15. October 1836.

* * *

Wendt's literarische Thätigkeit, die sich, namentlich in früherer Zeit, zum großen Theil auf die Interessen der gebildeten Gesellschaft mitbezog, gehörte hauptsächlich der Geschichte der Philosophie, philosophischen Rechtslehre und der Kunstkritik an, und hat ihm einen allgemein geachteten Namen erworben. Aber auch seine geschmackvollen Poesien, besonders die kleineren epischen, gewannen verdienten Beifall, nicht sowohl durch hervorragende Genialität, als vielmehr durch sinnige Wahl des Stoffs, Wärme der Farbengebung und besonnene planmäßige Darstellung.

Seine Schriften sind:

Weihgeschenk der Universität zu Leipzig bei ihrer vierten Säcularfeier. Leipzig 1809.
Grundzüge der philosophischen Rechtslehre. Ebd. 1811.
Reden über die Religion. Sulzbach 1813.
Rossini's Leben und Arbeiten. Leipzig 1825.
Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei. (Reden.) Ebd. 1828.
Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3. Aufl. Ebd. 1829.
Ueber die Hauptperioden der schönen Künste, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte. Ebd. 1831.
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland. Göttingen 1836.
Populär-philosophische, ästhetische und historische Artikel im Brockhaus'schen Conversationslexikon u. s. w.

---

293. Demokrit.

Darius saß im Trauerkleide,
Der Herrscher auf Persepolis:
Denn seiner stolzen Augen Weide
Umhüllt des Todes Finsterniß.
Die schönste Blume, die von allen
In eines Königs Garten stand,
War in das dunkle Netz gefallen,
Dem sich kein Sterblicher entwand.

Umsonst erschienen weise Meister,
Zu üben die geheime Kunst;
Nichts weckte die entfloh'nen Geister,
Und alles Zauberwerk blieb Dunst.
Da tritt mit ruhig heiterm Sinne
Der weise Demokrit herein;
Das wird sogleich der König inne,
Ihm wiederkehrt der Hoffnung Schein.

„„Fürwahr, du kommst zur rechten Stunde,""
Ruft ihm der König freudig zu,
„„Oft nahm ich Trost aus deinem Munde,
Nun gib auch deiner Seele Ruh!
Doch kannst du die nicht auferwecken,
Die meines Lebens Sonne schien,
So möge Nacht mich selbst bedecken,
Und alle Lust von dannen ziehn.""

Drauf spricht der weise Mann bescheiden:
„Herr, dir sei meine Kraft geweiht,
Schwach ist fürwahr des Menschen Streiten,
Bekämpft er die Nothwendigkeit;
Doch willst du deine Macht mir leihen,
Die herrschend durch die Länder dringt,
Dann will ich wohl dem Orkus weihen,
Was dir dein Sehnen wiederbringt."

Der König spricht: „„Auf, ohne Weilen!
Nun richte schnell zum Werk dich ein,
Und kannst du meine Trauer heilen,
[illegible]llst du nach mir der Erste seyn.
Und wisse das: von meinen Schätzen
Sei keiner deinem Dienst versagt,
Was nur die Todten mag ergötzen,
Sei ohne Scheu daran gewagt.""

Darius sprach es, und von dannen
Ging ohne Zaudern Demokrit,
Und Stunden, Tage schon verrannen,
Sie brachten keine Hoffnung mit.
Die Leiche wird zur Gruft getragen,
Und noch erscheint der Weise nicht;
Da läßt der König zürnend fragen,
Wie er vollbracht gelobte Pflicht.

Drauf wandelt zu des Thrones Stufen
Gelassen Demokrit heran:
„Du hast mich, Herr, vor dich berufen,
Und fragst, was meine Kunst gethan.
Schon ist mit Fleiß das Werk begonnen,
Nur Eines, Eines fehlet mir;
Ist nur dies Eine erst gewonnen,
So schaff' ich das Ersehnte dir.

Allein ich zweifl' es zu erringen;
Doch du, der einer Welt befiehlt,
Du kannst vielleicht die Hülfe bringen,
Die meine Kraft umsonst erzielt."
„„So rede,"" spricht der Weltgebieter,
„„Wie heißt der selt'ne Talisman,
Was ist das köstlichste der Güter,
Das kaum der König schaffen kann?""

„Kannst du," versetzt der Mund des Weisen,
„Drei Seelen finden, treu und brav,
In deines Reiches weiten Kreisen,
Die nie der Pfeil des Leidens traf:
Dann schreibe auf die Grabespforte
Der Hochbeglückten Namen ein,
Und aus dem nachterfüllten Orte
Geht neu hervor der Liebe Schein."

„„Was?““ ruft der Herrscher fast betroffen,
„„Der Glücklichen verlangst du drei?
Wie darf ich die zu finden hoffen!““ —
Drauf spricht der Weise fest und frei:

„Doch klagst du thöricht und vermessen,
Als ob allein dich Unglück schlug;
Kein Wesen hat das Licht besessen,
Das nie des Leidens Bürde trug!“

---

294. Die vergrabenen Bergknappen.

Was rollt ein Donner durch die heitre Luft?
Der Berg erbebt in seinen Eingeweiden,
Ein grimm'ger Leu; gestürzte Felsen scheiden
Vom freien Tag die martervolle Gruft. —
Die sich gerettet aus dem schwarzen Schlunde,
Sie lallen todtenbleich die schwere Kunde.

Doch drunten schmachten noch im Todesschweiß
Sechs treue Knaben, die der Berg gefangen;
Zur Seite liegt, mit fast verblichnen Wangen,
Der Steiger, müde von der Arbeit Fleiß;
Vom stillen Grubenlichte matt beschienen,
Verkläret leuchten dort des Alten Mienen.

Die Stunde lastend weilt mit schwerer Pein,
Und viele schwanden schon in bangem Harren;
Wann endlich wird des Felsen Pforte knarren,
Dringt nie ein Strahl des goldnen Lichts herein?
Nein, — alles schweigt in freudenloser Höhle,
Und dürftig nährt die Flamme sich vom Oele.

Schon haben sie das schwarze Kummerbrod
Mit Thränen redlich unter sich vertheilet, —
Ihr Freunde droben rettet, rettet, eilet,
Denn immer näher rückt der bittre Tod! —
Schon fangen an die Glieder zu ermatten,
Die Schatten wanken zu dem Reich der Schatten.

Bald ist der letzte Vorrath aufgezehrt,
Das Hoffen schon in's finstre Grab gesunken;
Da flammet frisch empor des Glaubens Funken:
„Nach unserm Heiland sei der Blick gekehrt!
Zu ihm laßt uns erheben alle Stimmen,
Durch Angst und Weh zu seinem Thron zu klimmen!“

So rief ein Jüngling, den mit holder Zier
Die Braut ersehnt in qualenvoller Stunde;
Da hallt es laut und fest aus aller Munde:
„Aus tiefer Noth ruf' ich, o Herr, zu dir!“
Und betend kniet im blassen Lampenscheine
Zu Gott gekehrt inbrünstig die Gemeine.

Als nun das Lied durch finstre Wölbung scholl,
Da ist der alte Steiger auferstanden,
Als wie entlassen aus des Todes Banden,
Und blickt umher des heil'gen Dranges voll,
Und greift zurück und zieht aus seiner Tasche,
Die unter ihm gelegen, Brod und Flasche;

Und spricht: „„Mir träumt', ich war im Himmelshaus,
Und der Erlöser ließ mich vor sich rufen;
Da trat ich zu des lichten Thrones Stufen,
Jedoch mein Blick hielt solchen Glanz nicht aus;
Demüthig sank ich hin zu seinen Füßen,
Und fühlte seiner Wunderkraft Ergießen.

Er aber sprach: Wach' auf aus dunkler Nacht,
Ich habe dich zu heil'gem Werk erkoren,
Wach' auf, und stärk' im Glauben, die verloren
In Todesangst mir fleh'n aus dumpfem Schacht;
Reich' ihnen meinen Leib, mein Blut zu trinken,
Damit sie nicht verzweifelnd untersinken! —

Noch trinkt mein Ohr der süßen Labung Laut,
Noch athm' ich selig seines Athems Wehen,
Und Wunderkraft fühl' ich in mir erstehen,
Die Gottes Frieden auf Euch niederthaut.
Wohlan, so naht mit brünstigem Verlangen,
Ihr sollt des Herren Leib und Blut empfangen!““

Ein Bote Gottes steht im Silberhaar
Der Alte da, den längst verehrten Alle,
Zur Kirche wird die schauerliche Halle,
Des Felsen Tafel wird zum Weihaltar,
Und in des Grubenlichtes schwachem Scheine
Tritt um ihn her die gläubige Gemeine.

Drauf bricht er andachtsvoll das letzte Brot,
Und spricht: „„Nehmt hin den Leib, für euch gegeben,
Der stärk' im Glauben euch zum ew'gen Leben,
Und geb' euch Trost in bittrer Todesnoth!““
Und Alle ließen sich aus seinen Händen
Die Himmelskost, geweiht mit Thränen, spenden.

Und eine Lampe, die längst ausgebrannt,
Ergreift er dann in hoher Andacht Triebe,
Und weiht sie feierlich zum Kelch der Liebe,
Und gießt hinein den Wein mit frommer Hand,
Und spricht: „„Wie dieser Wein sich jetzt ergossen,
So ist für euch das theure Blut geflossen.

Nehmt hin den Kelch und trinket alle draus;
Das ist das Blut, das aus dem Himmel quillet,
Das jeden Durst der müden Seele stillet,
Euch, Arme, stärket in des Todes Graus!““
Und Alle trinken auf dem Todespfade
Sich Himmelsstärkung von dem Quell der Gnade.

Durchglüht von reiner Liebe Himmelslust,
Umarmen dann sich stumm der Noth Genossen,
Und als der Rührung Thränen g'nug geflossen,
Da spricht der Greis gefaßt aus voller Brust
Des Herrn Gebet; und als er ausgesprochen,
Ist ihm ein neues Leben angebrochen.

Er sinkt zurück; und wie er niedersinkt,
Da stirbt auch schnell der Lampe letzter Schimmer;
In Nacht versinkt der Wände matter Flimmer,
Nur sparsam Seufzen durch die Höhle dringt,
Und Mancher gräbt in harter Lagerstätte
Mit schwacher Hand sich schon sein Ruhebette.

Da horch, es rauscht der Arbeit muntrer Schall
Hoch über'm Haupt der sechs getreuen Knappen,
Die richten staunend sich empor, und tappen,
Und geben froh dem Rufen Wiederhall,
Und hören schon der Freunde Stimmen wieder;
Ein Liebesruf durchdringt des Berges Glieder.

Und endlich ist besiegt die letzte Pein,
Es weicht der Felsen, der sich vorgeschoben,
Und von der hehren Himmelsleuchte droben
Zuckt wonnevoll ein neuer Strahl herein.
Berauschet wanken von der Freude Drange
Jetzt die sechs Knappen aus dem düstern Gange.

Da feiert man ein frohes Wiederseh'n,
Und dankend wird des Vaters Huld gepriesen,
Der seinen Treuen gnädig sich erwiesen. —
Am Tage drauf die Knappen schweigend geh'n,
Tief in der Erde mütterlichen Schatten
Des wackern Steigers Hülle zu bestatten.

Wie oft der Tag der Schmerzen wiederkehrt,
So feiern sie mit Andacht sein Gedächtniß,
Empfangen dann das heilige Vermächtniß
In der Gemeinde, wie's der Herr gelehrt;
Und bauten fleißig an des Berges Stufen,
Bis sie der Meister endlich abgerufen.

Karl Förster,

geboren den 3. April 1784 zu Naumburg an der Saale, besuchte die dasige Domschule, studirte seit 1800 in Leipzig Philologie und Theologie, übernahm dann eine Hauslehrerstelle in Dresden, und wurde 1806 als Adjunct und 1807 als zweiter Professor am königlichen Cadettenhause angestellt. Hier war ihm namentlich das Fach der deutschen Sprache und Literatur zugewiesen, das er auch beibehielt, als er 1828 in die erste Professur einrückte. Er starb am 18. Dezember 1841.

* * *

Vorzugsweise als Verdeutscher von Petrarca's „sämmtlichen Canzonen, Sonetten, Balladen und Triumphen" ꝛc. und Tasso's „auserlesenen lyrischen Gedichten" geschätzt, hat sich derselbe auch durch eigene zahlreiche Poesien von gesangartigem Wohlklang und freundlicher Gemüthlichkeit (mehrere sind von K. M. v. Weber u. A. in Musik gesetzt), vortheilhaft bekannt gemacht. Auch die anschauliche Darstellung sagenhafter und romantisch-mittelalterlicher Stoffe ist ihm mitunter geglückt; im Allgemeinen aber vermißt man die urkräftige Unmittelbarkeit der Phantasie.

Von ihm:

Petrarca's Gedichte. Leipzig 1818—19. — 2te gänzlich überarbeitete Auflage. Das. 1833.

Tasso's auserlesene lyrische Gedichte. 2 Thle. Zwickau 1821. — 2. Aufl. Leipzig 1844.

Rafael; Kunst und Künstlerleben. Ein Cyklus von Gedichten über Rafaels Gemälde. Leipzig 1827.

Abriß der allgemeinen Literaturgeschichte. (Unvollendet. — Bd. 1—4, Abth. 1.) Dresden 1827—30.

Sammlung auserlesener Gedichte für Gedächtniß und Redeübungen und nach einer fünffachen Abstufung vom Leichten zum Schwerern. 3. verm. Aufl., Dresden 1829.

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, von Wilh. Müller. Fortgesetzt mit dem 10., und geschlossen mit dem 14. Bande. Leipzig 1838.

Dante's Vita nuova, übersetzt. Leipzig 1841.

Gedichte. Herausgegeben von Ludwig Tieck. 2 Bde. (Mit dem Bildniß und Facsimile des Dichters.) Ebd. 1843.

Literargeschichtliche und kritische Aufsätze in vielen Zeitschriften, besonders in den „Blättern für literarische Unterhaltung".

295. Der Graf von Mannsfeld.

„Gefochten und geschlagen
Hab' ich für Gottes Ehr',
Gelitten und getragen,
Und war es noch so schwer.

Dem Tod hab' ich geschauet
In's bleiche Angesicht,
Auf meinen Gott gebauet,
Und er verließ mich nicht.

Nun soll's zum Ende gehen,
Das letzte Stündlein naht;
Da muß der Mannsfeld stehen,
Wie in der Schlacht er's that.

Drum, Freunde, gebt behende
Mein Schwert mir, gut und blank,
Und haltet, bis ich ende,
Mich aufrecht sonder Wank!" —

Der Feldherr sprach's, da reichen
Sie ihm sein treues Schwert,
Und seh'n des Todes Zeichen,
Wie er empor sich kehrt.

Er aber hält umfangen
Den Knauf, und wie im Feld
Steht in der Rüstung Prangen
Zum Tode blaß der Held;

Und siehet unverwendet
In's Morgenlicht hinaus.
Er steht — und hat geendet,
Und Jammer füllt das Haus.

296. Graf Ulrich.*)

Graf Ulrich zog mit Helm und Schwert
Zum heißen Ungarstrauß.
Es kehrt des Kaisers Heer, doch kehrt
Graf Ulrich nicht nach Haus.

‚Ihn traf' — so ging's von Mund zu Mund,
‚Des wilden Feinds Geschoß;
Er sank und lag zum Tode wund,
Bis er sein Auge schloß.'

*) Nach alter geschichtlicher Sage. Graf Ulrich von Buchhorn zog im J. 925 mit Kaiser Otto I. gegen die Ungarn. Seine Gattin, Wendelgard, war Kaiser Otto's Schwestertochter.

Darob zerschlug den schönen Leib
Die fromme Wendelgard,
Des tapfern Ulrich junges Weib,
Nach Büßerinnen-Art.

So oft der Todestag erschien,
Sah man von Thal und Höh'n
Heran zu ihr die Armen zieh'n,
Und keinen ledig geh'n.

Und als nun schon zum vierten Mal
Der Tag gekommen war,
Stand sie zu Buchhorn, — ohne Zahl
Umher der Armen Schaar.

Und Einer ruft hervorgedrängt:
„„O Herrin, ein Gewand!""
Sie reicht ihm eins, und er umfängt
Sie hastig, liebentbrannt.

Und hält sie fest mit Ungestüm,
Und herzt und küsset sie.
Da ruft sie, weil sie ringt mit ihm:
„Ach! wär' mein Ulrich hie!

Denn nimmer litt er solche Schmach,
Wie mir der Pilger bot;
Daß mir's geschah, dran merk' ich, ach!
Daß er wahrhaftig todt!" —

Die Diener dräu'n; doch Jener reißt
Stracks auf sein Haargewand,
Und wie er ihr die Wunde weist,
Hat sie ihn gleich erkannt.

Denn Ulrich ist's! und wieder scheint
Die Sonn' auf Buchhorn-Au;
Und eine zweite Hochzeit eint
Für's Leben Herrn und Frau.

---

297. Der blinde Sänger und sein Hund.

1.

Auf Karlstein, seiner Veste,
Hält Kaiser Wenzel Haus,
Und viel erlauchte Gäste
Ziehn grüßend ein und aus.

Ein reiches Ingesinde
Drängt sich im Hof, im Saal,
Die Knechte unter der Linde,
Die Herren bei'm frohen Mahl.

Und Gaukler, Fiedler eilen
Die Gänge her und hin,
Mit Sang und Schwank zu heilen
Des Kaisers wirren Sinn.

Im Hof nur, fern dem Schwarme,
Steht, wie ein dürres Reis,
Die treue Laut' im Arme,
Einsam ein blinder Greis,

Von Niemand wahrgenommen,
Im heißen Sonnenlicht;
Und Alle, die geh'n und kommen,
Sie achten des Alten nicht.

Und neben ihm im Schatten
Streckt sich sein treuer Hund,
Und endlich vor Ermatten
Schließt sich des Sängers Mund.

Da naht nach Geckenweise,
Hochroth in Schellentracht,
Herr Ludger frech dem Greise
Und spricht zu ihm und lacht:

„Ei, alter Maulwurf, immer
Hier ohne Habedank?
Dem Kaiser in seinem Zimmer
Singt Euren Narrenschwank!" —

„„Das mögt Ihr baß verstehen,""
Ruft jener sonder Scheu;
„„Kann ich den Vogel nicht sehen,
Ich kenn' ihn am Geschrei!"" —

Und glühend zieht der Frager
Sein blankes Schwert hervor;
Doch plötzlich springt vom Lager
Das treue Thier empor,

Und fährt mit wildem Bellen
Ihm in's Gewand hinein:
Da springen und klingen die Schellen
Weithin von Stein zu Stein.

Und von dem Hohn der Knechte
Ertönt des Hofes Ring,
Zur Burg entflieht der schlechte,
Der feige Kämmerling.

2.

Das Hündlein hat gesieget,
Der Schuld ihr Recht gethan,
Und langsam kehrt's und schmieget
Dem Fuß des Herrn sich an.

Der aber weckt auf's Neue
Der Saiten leisen Klang
Und singt ein Lied der Treue
Aus frommem Herzensdrang:

Wie aus der Menschen Hütten
Vertrieben und verbannt,
Sie in der Thiere Mitten
Die zweite Heimat fand.

Und als das Lied geendet,
Ruft's ihn zur Seite schnell:
„„Hast süße Kost gespendet,
Dank für dein Lied, Gesell!

Schon hört' ich dich vom Söller, —
Bartolf, führ' ihn in's Haus
Und reich' aus Küch' und Keller
Ihm einen Labeschmaus!""

Es sprach aus Kaisers Munde;
Herr Wenzel war's, der rief,
Weil ihm zur guten Stunde
Des Herzens Unmuth schlief.

3.

Der Kaiser in seinem Saale,
Als ob er ein andrer wär',
Sitzt froh bei'm frohen Mahle,
Die Fürsten um ihn her.

Ihm glänzt, wie wenn durch's trübe
Gewölk die Sonne bricht,
Vom Aug' ein Strahl der Liebe,
Und plötzlich ruft er und spricht:

„„Daß sich mein Herz erfreue,
Schafft mir des Blinden Sang!
Sein Liedchen von der Treue
Hat wundersüßen Klang.““

Der Alte naht und grüßet
Und singt, wie er gesollt,
Und Wohllaut mild ergießet
Sich aus der Saiten Gold.

„„Du hast mein Herz erweichet,
Du sollst mein Sänger seyn!““
Der Kaiser sagt's und reichet
Ihm einen Becher Wein.

Da springt von seinem Sitze
Bernhard, der Herzog, jach,
Und ruft in Zorneshitze:
„„Herr Kaiser, Herr Kaiser, gemach!

Von Braunschweig, meinem Lande,
Kam ich um Ehr' und Recht,
Und ernte Schimpf und Schande
Durch diesen niedren Knecht,

Der mich gekränkt mit Hohne,
Vor meinen Knappen, kühn,
Und reich nun soll an Lohne
Mit Euch, Herr Kaiser, zieh'n!

Auf Ludger sonder Gleichen
Hat er sein Thier gehetzt,
Mich selbst mit Zungenstreichen
Und frechem Mund verletzt!

So schwur es mir in Treuen
Ludger, mein Kämmerling,
Und Schlecht're mag es freuen,
Wenn's Schlechten wohl erging.““ —

„„Der Ludger hat's gelogen,
Gelogen in seinen Bart!
Er selber spannte den Bogen,
Der zum Gericht ihm ward.

Mein Auge hat's gesehen,
Gesehen vom Söller dort, —
Den Greis soll Kein's mir schmähen,
Bei meinem Kaiserwort!

Du, Alter, aber bleibe
Und pflege, willst du, dein;
Ein Arzt sollst meinem Leibe
Und meiner Seele seyn!““

4.

Und wieder hält der Sänger,
Die treue Laut' im Arm;
Und eng' um ihn und enger
Drängt sich der Knappen Schwarm.

Und Ahnung, bang, wie immer,
Treibt aus dem Königshaus
Den Herzog von seinem Zimmer
Zum blinden Gast hinaus.

Weit anders strömt, als ehe,
Des Liedes ernster Lauf,
Und wie ein großes Wehe
Klagt's aus den Saiten auf.

Es faßt es nicht die Menge;
Doch rauscht es fort und fort,
Und durch die dumpfen Klänge
Tönt manch ein seltsam Wort.

Der Herzog hört's mit Grauen, —
Was will der blinde Greis?
Kann der die Nacht durchschauen,
Der nichts vom Tage weiß?

Wie Drohung will's ihn mahnen,
Und dann wie herber Schmerz,
Und immer bang'res Ahnen
Durchschauert kalt sein Herz.

Er reißt ihn schnell zur Seite,
Er zieht ihn rasch sich nach,
Daß er geheim ihm deute,
Was Lied und Laute sprach.

5.

„„Was willst du, das ich höre?
Sag' an, wir sind allein, —
Du, Knapp', daß Niemand störe,
Verschleuß das Kämmerlein!““ —

„Ich weiß wohl, was ich singe,
Herr Herzog seid gewarnt,
Eh' des Verrathes Schlinge
Euch mörderisch umgarnt!

Auf Wallmod sitzen und spinnen
Die Junker und weben's fein;
Bevor ich zieh' von hinnen,
Sollt ihr des Todes seyn!

Und was ich hier gesungen,
Vernahm ich dort im Rath:
Der Ludger ist gedungen
Zur allerfrechsten That.“ —

„„Hoffst du, daß ich dir lohne,
Weil du vom Freund mir lügst
Und zu dem alten Hohne
Verleumdung tückisch fügst?““ —

„Mit nichten, Herr; doch schauet
Mir recht in's Angesicht,
Daß Ihr dem Diener trauet,
Wollt Ihr's dem Lautner nicht!

Seht hier, gleich unter'm Herzen
Der alten Wunde Spalt;
Die hab' ich mir mit Schmerzen
Erstritten im Deisterwald.

Der Euch den Vater erschlagen,
Ihm gab mein Schwert den Tod;
Seit mußt' ich Leid ertragen
Und Schmach und bittre Noth.

Sie haben mich geblendet,
Getrieben aus dem Haus,
Und nackt und bloß gesendet
In alle Welt hinaus.

Der Mörder fiel nach Rechte;
Doch ließ er ein einzig Kind,
Das ist der Ludger, der schlechte,
Der Euch mit Trug umspinnt!" —

„„Hei, Benno, alter Degen!
Du bringst mir Lust und Leid!
Es grüße dich Gott mit Segen,
Und strafe der Bösen Neid!"" —

Der Herzog sprach's und schnelle
Drauf zu dem Pagen sein:
„„Den Kämmerling hole zur Stelle
Und einen Becher mit Wein!""

Es bückt der Hund sich nieder
Und schlürft des Tranks hinein,
Da plötzlich durch die Glieder
Zuckt's ihm wie grimme Pein.

Er sinkt und schmiegt im Sterben
Dem Fuß des Herrn sich an.
Den Herzog sollt' es verderben,
Und hat's dem Hündlein gethan.

„„Du ziehst mit mir von hinnen!""
Der gute Herzog spricht, —
Der Alte schweigt, weit innen
Sein Herz in Thränen bricht.

6.

Der Alte harrt der Spende,
Der Page bringt den Wein,
Und mit ihm schlüpft behende
Des Blinden Hund herein.

‚Der Kämmerling ist verschwunden,
Und Keiner sagt, wohin;
Den Trunk da hab' ich funden
Bei Euch, Herr Herzog, drin!'

Der Page spricht's. Es breitet
Der Greis die Hand und faßt
Den Becher; doch ihm gleitet
Zu Thal die goldne Last.

Und — Schrecken! — an der Erde
Der Wein mit Saus und Braus
Zischt, wie auf glühem Herde,
Und wühlt den Marmor aus.

7.

Zu Leutmeritz an der Elbe
Am Kirchhof steht ein Stein,
Daneben ein Grabgewölbe; —
Weß mag die Ruhstätt' seyn?

Zu Leutmeritz an der Elbe
Schläft unter Steinen süß
Ein blinder Greis, derselbe,
Den Kaiser Wenzel prieß.

Er hat geendet im Jammer
Um sein getreues Thier;
Nun ruht er in stiller Kammer
Von allem Mühsal hier.

Wen schleppen sie mit Getöse
Zur Richtstatt dort hinan?
Das ist der Ludger, der böse,
Der Uebels viel gethan.

Die Feinde liegen erschlagen
Bei Goslar am Bergesrand*).
Der Herzog mit seinen Magen
Steht frei im freien Land.

*) Schlacht bei Goslar den 14. Oktober 1393, in welcher die hildesheimischen Stiftsjunker, Kurt v. Schwiechelt und Hans v. Steinberge, von Herzog Bernhard von Braunschweig-Lüneburg und seinem Bruder Friedrich geschlagen wurden.

Ernst Benjamin Salomo Raupach,

der Sohn eines Predigers, geboren am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe unweit Liegnitz in Schlesien, erhielt seine Gymnasialbildung zu Liegnitz und studirte seit 1801 zu Halle Theologie. Im Jahre 1804 begab er sich zu seinem älteren Bruder nach St. Petersburg, und wurde 1816, nachdem er zehn Jahre in verschiedenen Gegenden des russischen Reiches als Erzieher in Familien gewirkt, und anderthalb Jahre in Petersburg privatisirt hatte, als Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie, wie auch der deutschen Literatur und Geschichte (seit 1817), an dasiger Universität angestellt. Aber in Folge einer 1821 über ihn und einige seiner Kollegen verhängten Untersuchung verließ er 1822 Rußland und erhielt später die geforderte Entlassung. Von nun an lebte er privatisirend an verschiedenen Orten Deutschlands, machte dann eine Reise nach Italien und wendete sich, von da zurückgekehrt, nach Berlin, wo er bisher ununterbrochen, mit einer erstaunlichen Fruchtbarkeit, — denn seit Kotzebue hat kein deutscher Bühnendichter so viel Stücke geschrieben, — für die königliche Bühne thätig ist.

* * *

Raupach hat, wie alle viel produzirenden Schriftsteller, seine Vorzüge und Mängel, doch dürften die ersteren überwiegen. Ein kräftiger und würdevoller Geist, verbunden mit einem nicht selten ächt dichterischen Aufschwunge in der Darstellung und einer lobenswerthen Korrektheit der Sprache und des Versbaues, ist in seinen meistens von einer Grundidee getragenen Dichtungen vorherrschend. Zur Schattenseite gehört dagegen die mitunter nicht ganz feste dramatische Haltung der aufgestellten Charaktere, der häufig in rhetorische Breite ausschweifende Dialog, und der daraus hin und wieder erwachsende Schwulst der Bilder; der gar zu fühlbare Mangel an Herzenswärme, und hauptsächlich die Sucht, Alles dem Bühnenzweck, dem theatralischen Effekt, aufzuopfern, abgesehen davon, daß er sich oft geradezu als Nachahmer der größten Tragiker, ja selbst als Plagiarius

bloßstellt. Als Lustspieldichter gehört Raupach der modernen anti-romantischen Richtung an, aber seine Persiflagen gewisser Verhältnisse des öffentlichen Lebens und politischer Zustände, seine Satyren auf den Luxus des Geistes, den Modesinn der Literatur, der belletristischen Koterien u. s. w. sind nicht einschneidend genug, sind oft zu zaghaft und versteckt, um die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen, obgleich hier die sogenannten Knalleffekte größtentheils gut angebracht und häufig von drastischer Wirkung sind. Als Erzähler hat er zwar auch ein anerkennenswerthes Talent erprobt, doch bei weitem nicht mit gleichem Erfolge. Als Lyriker endlich ist er von den Wenigsten gekannt. Die nachstehenden, dem „Morgenblatt" (November 1822) und dem Taschenbuch „Orphea" (für 1825) entlehnten Balladen bekunden auch auf diesem Felde seine ungewöhnliche Auffassungs- und Darstellungsgabe, sind aber zu phantastisch und tragen ein allzudüsteres Kolorit, um in ihrer gespenstischen Weise à la Höllen-Breughel und Callot einen selbst für den ernstesten Leser ganz befriedigenden Eindruck zu hinterlassen.

Von seinen Schriften nennen wir:

Napoleon der Tyrann, der Unterdrücker, der Verderber Deutschlands. Dresden 1813.
Erzählende Dichtungen. Leipzig 1820.
Die Fürsten Chawanski. (2. Aufl.) Liegnitz 1821.
Die Königinnen. Dramat. Gedicht in 5 Akten. Leipzig 1822.
Lebrecht Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters, Briefe aus und über Italien; herausgegeben. Ebd. 1823.
Die Leibeigenen, oder Isidor und Olga. Trauersp. in 5 Akten. Ebd. 1826.
Rafaele. Trauersp. in 5 Akten. Hamburg 1828.
Die Tochter der Luft. Eine mythische Tragödie in 5 Akten, nach der Idee des P. Calderon. Ebd. 1829.
Die Schleichhändler. Lustsp. in 4 Aufzügen. Ebd. 1830.
Dramatische Werke komischer Gattung. 4 Bde. Ebd. 1829–36.
Dramatische Werke ernster Gattung. 1–16r. Bd. Ebd. 1830–43.
Denk an Cäsar! Possensp. in 5 Aufz. Ebd. 1832.
Erzählungen. Leipzig 1833.
Schelle im Monde. Ein Märchen in 4 Aufz. und einem Vorspiel. Hamb. 1833.
Robert der Teufel. Romant. Schausp. in 5 Aufz. Ebd. 1834.
Der Nibelungenhort. Tragödie in 5 Aufz. mit einem Vorspiel. Ebd. 1834.
Genoveva. Trauersp. in 5 Aufz. Ebd. 1834.
Der Zeitgeist. Possenspiel in 4 Aufz. Ebd. 1835.
Tasso's Tod. Trauersp. in 5 Akten. Ebd. 1835.
Der Nasenstüber. Posse in 3 Aufz. Ebd. 1835.
Corona von Saluzzo. Schauspiel in 5 Aufz. Ebd. 1840.
Die Schule des Lebens. Schausp. in 5 Aufz. Ebd. 1841.
Cromwell. Eine Trilogie. 3 Thle. Ebd. 1841. 44.
Die Hohenstaufen. Ein Cyclus historischer Dramen (3–12. Bd. der dram. Werke ernster Gattung).

---

298. Die Nachtwandlerin.

‚Ach Mutter — Mutter! laß mich hinaus,
Schon schwirret lustig die Fledermaus;
Und sieh, wie des Mondes kindliches Licht
Zum Nebelkranze die Berge verflicht,
Wie fromm und gut
Das wilde, brausende Leben ruht!'

So sprach das Fräulein vom Bodenstein.
Sie sehnte sich stets in die Nacht hinein,
Und wie der Sphynx mit dämmernder Nacht
Zum Rundflug auf duftigen Blumen erwacht,
Erwachten auch
Des Fräuleins Geister beim Abendhauch.

Die Mutter wohl sprach: „Des Tages Gold,
Mein Töchterlein, ist dem Guten hold,
Des Mondes Silber ist todtenbleich,
Und die Nacht an Betrug und Tücke reich;
Drum bleib, mein Kind,
Daß nicht der Versucher dich einst umspinnt!"

Das Fräulein vergaß die Mahnung schnell;
Wie ahndend auch scholl der Hunde Gebell,
Wie warnend auch klang der Eulen Schrei'n,
Ging träumend sie doch in die Nacht hinein,
Ging sonder Graus
In's matt erleuchtete Todtenhaus.

Sie schmähte die Wahrheit am Tageslicht,
Die frostig zum frostigen Geiste spricht;
Und mit den Schatten, schwankend und bleich,
Dem Feuerwurme, der Unk' im Teich
Und dem Nebelgebild,
Mit allen kos'te sie liebend mild.

Sie schaut' auf das dunkelsaphirne Meer,
Und auf der silbernen Wölklein Heer,
Und dacht' und sehnte sich freventlich:
‚O trügen der Wolken Flügel mich,
Vom Himmelsrand
Zu schauen die Erd' im Nachtgewand!'

Vom Bodenstein hallte die eilfte Stund',
Da schwebte hervor aus dem düsteren Grund
Ein Wölklein, dunkel im innern Raum,
Ringsum verbrämt mit purpurnem Saum,
Und berührte den Fuß
Des staunenden Fräuleins mit purpurnem Kuß.

Es stand ein Jüngling im luftigen Kahn,
Wie ein riesiger Knabe fast angethan,
Aus Regenbogen war sein Gewand,
Das um die Hüften ein Mondstrahl band,
Auf dem goldenen Haar
Von buntem Gestein die Krone war.

„„O Fräulein, Fräulein! was sitzest du hier,
Die Armuth beschauend für und für?
Komm, steig in meinen flüchtigen Kahn;
Ich führe dich schnell auf der Stürme Bahn
Zu dem wonnigen Raum,
Wo Traum ist Leben, und Leben Traum.""

Es bot ihr der Jüngling die rosige Hand;
Das Fräulein dem Locken nicht widerstand;
Es trug sie ein Zephyr aus Blumenduft
Bald hin bald her durch die silberne Luft,
Bis an Bergeshöh'n
Das Wolkenschifflein blieb stille stehn.

Es legte der Wolke Saum sich rund
Um des Blocksbergs Felsen als Purpurbund,
Und des Jünglings Regenbogengewand
Flugs über die Kuppe war ausgespannt;
Und der Steuermann
Das Fräulein führte den Berg hinan.

Hier stellte dem schwärmenden Mägdlein sich dar
Der eigenen Träume verwirrende Schaar:
Was wachend und schlummernd die Seel' ihr je
Geschaffen hatte zu Lust und Weh,
Mit eignem Seyn
Erblickte sie's hier in bunten Reihn.

Auch sah sie der Frauen und Mägdlein viel,
Gleich ihr ergeben dem träum'rischen Spiel,
Und jede, gleich ihr, von der Träume Schaar,
Die sie selbst geboren, umgeben war;
Wie Waldgesang
Und Flöten die Rede der Schatten klang.

Nun reichten sich alle beim grünlichen Glanz
Der Feuerwürmchen zum schwebenden Tanz,
Dann aßen sie Brod von Blumenstaub,
Und tranken Thau vom Cypressenlaub,
Und sangen zum Mahl,
Vergessend des sonnigen Lebens Qual. —

Das Fräulein saß wieder beim Morgenschein
Wohl auf dem Berg am Bodenstein;
Doch war's dasselbe Fräulein nicht mehr,
Denn ach! der Busen war liebeleer:
Wie des Tages Licht,
So floh sie der Menschen Angesicht.

Den Geistern und Träumen lebte sie blos,
Sie sagte von Mutter und Schwestern sich los,
Sie sagte sich los von dem liebenden Mann,
Der werbend sie schon zur Braut gewann;
In der Höhle Nacht
Vergrub sie sich vor der Sonne Pracht.

Sie durchschweifte die Nacht mit thränendem Blick,
Und sehnte sich heiß nach der Höhe zurück;
Die Höhe blieb fern, das Herz war matt,
Im Strome fand sie die Ruhestatt.
Sanft ruh' ihr Gebein!
Der Seele wird Gott ja gnädig seyn.

---

299. Die Hostie.

Im Töpler Wald, von Tannen umringt,
An des Felsens Rücken gelehnt,
Wo kühl aus dem Stein die Quelle springt,
Das Förstergehöfte sich dehnt:
Da lebt' ein Förster bei altem Wein,
Bei Wild und Gold vollauf,
Das er, einst ziehend mit Wallenstein,
Gewonnen im Kriegeslauf.

Der Förster hatt' ein einziges Kind,
Die war Ludmila genannt,
War schlank gewachsen, wie Tannen sind,
Und die schönst' im Böhmerland;
Sie trug ein Herz gar unverzagt,
Das nimmer die Furcht ereilt,
Und hatte wohl oft die Gefahren der Jagd
Mit ihrem Vater getheilt.

Ludmila liebte den Jäger Horst;
Denn in der Jägerschaar,
Die fröhlich haust' im Töpler Forst,
Bei weitem der schönst' er war.
Sie schenkt' ihm manches freundliche Wort
Und manchen Liebesblick,
Begegnet' ihm oft am stillen Ort,
Und bot ihm schweigend sein Glück.

Der Jäger hegte gar wilden Sinn,
Blieb immer stumm und kalt;
Er achtete Liebe nicht für Gewinn,
Seine Heimat war der Wald.
Darüber grämte die Dirne sich sehr,
Und grämte sich bleich und krank,
Und liebte darum den Jäger nur mehr,
Denn Liebe lebt nicht von Dank.

Sie weinte bei Nacht auf ihr Kissen mild,
Auf den harten Felsen bei Tag,
Und vor der heiligen Jungfrau Bild
Oft Stunden sie betend lag;
Doch halfen nicht Thränen, nicht Gebet,
Nichts rührte des Jägers Sinn;
Und wie die Blumen im Jahre spät,
So welkte das Mägdlein hin.

‚Ach! ruht' ich nur einen Augenblick
An seiner männlichen Brust!
Des flüchtigsten Händedruckes Glück
Gewährte mir ewige Lust.
Ach! athmet' ich seines Hauches Wehn!
Ach! wäre sein Schatten nur mein,
Ich wollte nicht um den Himmel flehn,
Und wollte so selig seyn.'

So saß sie einst — die Augen roth,
Erloschen der Jugend Glanz —
Und wand sich, denkend an Grab und Tod,
Auf ihren Sarg den Kranz:
Da kam ein alt und häßlich Weib,
Gar schauerlich anzusehn,
Von gelber Farb' und hagrem Leib,
Blieb grinsend vor ihr stehn.

„O grüße dich Gott, mein Töchterlein!
Du windest den Todtenkranz;
Doch wolltest du muthig und folgsam seyn,
Er schmückte die Braut beim Tanz.
Vertraue mir, Kind! was dir gebricht,
Ich mache das Glück dir zahm;
Ich denke wohl recht und irre mich nicht,
Du krankest an Liebesgram."

Es widerte wohl der Jungfrau sehr
Zu reden von ihrer Pein;
Doch ewiger Schmerz ist bitter und schwer,
Und Hülfe könnte doch seyn.
Und sie vertraute der Alten an,
Wie sie den Jäger liebt,
Und wie der wilde, trotzige Mann
Sie durch Verachtung betrübt.

„Wohl steht die Hülf' in unsrer Macht:
Begehrst du den Hochzeitkranz,
So raube du selber um Mitternacht
Die Hostie aus der Monstranz!
Und bringst du sie mir, so bist du Braut
Noch vor dem ersten Schnee.
Gedenke des Lohnes, wenn dir graut;
Mich findest du dort auf der Höh'."

‚Am Heiligthume den Raub begehn?
O! nimmer und ewig nicht!
Ach! besser, den Tod von Gott erflehn,
Und schuldlos seyn vor Gericht.' —
Doch seit ihr die Rettung war bekannt,
War glühender auch ihr Schmerz;
Und Scheu' und Grauen allmälig schwand,
Und furchtlos war ihr Herz.

Im tiefen Forst die Kapelle lag,
Vom Maulwurf rings umwühlt,
Wo immer am hohen Festestag
Ein Priester das Hochamt hielt.
Der Schlüssel zu diesem Gotteshaus
War in des Försters Hut;
Den spähte Ludmila mühsam aus,
Als wär' es ein himmlisch Gut.

Es war im Herbste, die Nacht war kalt,
Der Sturm trieb wüthend und wild
Die Wolken in Löwen= und Drachengestalt
Jach durch des Himmels Gefild;
Dazwischen blickte gespenstisch bleich
Des Mondes Larvengesicht,
Und machte die Waldnacht schreckenreich
Mit seinem Grabeslicht.

Ludmila glitt durch das Tannengebüsch,
Den Jagdspieß in der Hand;
Sie achtete nicht der Otter Gezisch,
Die über den Pfad sich wand;
Sie achtete nicht auf des Raben Gekrächz,
Der oben sein Nachtlied sang,
Nicht auf der Unke klagend Geächz,
Das unten im Moor erklang.

Die Glock' auf des fernen Münsters Thurm
Rief dumpf die Mitternacht aus,
Und über die Wandrerin fuhr im Sturm
Des wilden Jägers Graus;
Und durch die Räume des Waldes scholl
Des Graurocks ängstliches Weh,
Und nächtlicher Wolken Schatten quoll,
Wie Geisterzug, über die Höh'.

Nun schien die Kapelle durchs Tannengeäst
Wie verwittert Todtengebein:
Da hielt ein Dorn die Eilende fest,
Als wollt' er ihr Warner seyn;
Er wickelte sich in ihr Linnengewand,
Als wollt' er nicht lassen sie ziehn;
Sie brach ihn zürnend, mit blutiger Hand,
Denn Lieb' ist mächtig und kühn.

Sie eilte nun schneller zum Ziele fort,
Und stand vor der eisernen Thür:
Da saß, als säß' er zur Warnung dort,
Ein fletschender Wolf vor ihr;
Der blitzt', als wollt' er ihr wehren den Gang,
Sie an mit dem Feuergesicht,
Bis sie mit Gewalt zur Flucht ihn zwang,
Denn Liebe hört Warnung nicht.

Als nun sie, gelangt zu dem innern Raum,
Sich näherte dem Altar,
Da stellte, wie ein gaukelnder Traum,
Ein kleines Männlein sich dar;
Es maß der Spannen drei oder vier,
Und blinkte wie Sternenschein,
Und stand vor des Tabernakels Thür,
Als müßt' es hüten den Schrein.

„‚Was? willst du rauben den Leib des Herrn?
O laß dich warnen, mein Kind!
Das Leben ist kurz, der Tod nicht fern,
Und Ewigkeit nie verrinnt.
Um zu gewinnen irdische Lust,
Setz' nicht den Himmel ein!
Was du so frevelnd erkaufen mußt,
Kann nur zu Jammer gedeihn.

Der Hostie Raub ist dir unverwehrt;
Doch wisse — dann wähle frei —
Du hast des Geliebten Schatten begehrt,
Er wohnet der Hochzeit bei.
Und willst du's wagen auf die Gefahr,
So öffn' ich diese Thür,
Die sonst wohl ewig und immerdar
Verschlossen bliebe vor dir."

Wild pocht ihr im Busen des Herzens Schlag
Vor Angst und Liebesgluth,
Und was schon Grausendes hinter ihr lag,
Erhöhte der Liebenden Muth.
‚Mag kommen die ganze Schattenwelt,
Wird nur der Geliebte mein!
In der Hölle viel lieber zu ihm gesellt,
Als selig im Himmel allein!'

Das Männlein verschwand, die Thüre sprang;
Die Hostie nahm sie heraus;
Es glühte die Hand; ein Ach durchklang
Tief stöhnend das Gotteshaus;
Und keuchend entfloh sie, der Schrecken voll,
Wie ein geängstigtes Reh,
Und hinter ihr saust' es, und zischt' es, und boll,
Und heult' ein grausendes Weh'.

Sie erwachte daheim wie aus gräßlichem Traum;
Die Reue machte sich Bahn;
Doch zeigt' ihr das Licht den Geliebten kaum,
So war's um die Reue gethan.
Und als im Westen der Tag verglomm,
Des Vaters Wohnung sie mied,
Und einsam die felsige Höh' erklomm,
Wohin sie die Alte beschied.

Die saß auf dem Felsen regungslos,
Wie ein Todter um Mitternacht,
Den um die Ruh' in des Grabes Schooß
Ein freveles Leben gebracht.
„O grüße dich Gott, mein Töchterlein!
Und hast du befolgt mein Wort,
So laß uns rüstig zum Werke seyn,
Hier ist ein gesegneter Ort."

Und als Ludmila das Kästlein erschloß,
Ihr zeigend den Leib des Herrn,
Ein Blitz der höllischen Freude schoß
Aus dem grünen Augenstern.
Die Flamme loderte prasselnd sogleich,
Der Kessel ward drüber gesetzt
Mit allem, womit der Finsterniß Reich
Das himmlische Licht verletzt.

Und Kauz und Maulwurf kamen herbei,
Gerufen durch kräftigen Schwur,
Und rührten mit Todtenknochen den Brei,
Daß wirbelnd der Dampf entfuhr;
Und als sie dazu die Hostie warf,
Die Mischung dem Kessel entsprüht';
Und die Köche rührten, und rührten scharf,
Und sangen kläffend ein Lied:

„Wir fördern finster der Finsterniß Macht,
Versagt ist uns das Licht;
Und wären wir nicht geboren zur Nacht,
Wir suchten die Finsterniß nicht.
Drum, blinder Bruder, drum rühre gut!
Dem Käufer geschieht sein Recht;
Könnt' herrschen ein König über das Blut,
Und ist des Blutes Knecht."

Als nun die Alte das Werk erfüllt
Durch höllischer Sprüche Kraft,
Und tröstend den Schauder des Mägdleins gestillt,
So gab sie der Dirne den Saft:
„Nun mische, mein Kind, zum perlenden Wein
Dem Trotzigen diesen Trank,
Und ist er beim nächsten Vollmond nicht dein,
So zahle mir Fluch für Dank."

Ludmila nahm, was die Hexe gebraut,
Doch hielt sie's lange zurück;
Denn was ihr Auge Grauses geschaut,
Es deutete nicht auf Glück.
Doch hüllte den Graus die webende Zeit
Bald in ihr Nebelgewand;
Die Liebe war Siegerin im Streit,
Und Furcht und Zweifel schwand.

Kaum hatte der Jäger genossen den Wein,
Gepaart mit des Saftes Macht,
So war verwandelt sein Wesen und Seyn,
Als ob er vom Schlaf erwacht;
Er faßt' es nun nicht, wie er nie gesehn
Der Dirne heimliche Gluth,
Und wie er verschmäht ein Mägdlein so schön,
Begabt mit so reichem Gut.

Er warb nun selbst um ihr freundliches Wort,
Um ihren Liebesblick,
Und suchte sie auf am stillsten Ort,
Von ihr zu erflehen sein Glück.
Wie reißend war nun der Stunden Fluß!
Wie so beseligend sie!
Bis Liebe durch Händedruck und Kuß
Zum süßen Bekenntniß gedieh.

Nun war gewechselt der Liebe Schwur,
Erbeten des Vaters Ja;
Der Wind durchflog die beraubte Flur,
Das Hochzeitfest war nah.
Da wuchs mit der Tage, der Stunden Flucht
Ludmila's Bangigkeit;
Denn Jeglicher soll doch ernten die Frucht,
Wozu er den Samen gestreut.

Des Bräutigams Schatten ward ihre Pein,
Erweckt' ihr heimliches Grau'n;
Er dünkt' ihr schwärzer denn Schatten zu seyn,
Sie konnte nicht lang ihn schau'n;
Und zwang sie das Auge, so schien es ihr gar,
Als sähe sie schlagen ein Herz,
Als brennte das Blut wie Feuer klar,
Und brächt' ihm unsäglichen Schmerz.

Es war jetzt nahe die heilige Zeit,
Gefallen schon längst das Laub,
Die Gipfel der Berge fast verschneit,
Die Blumen schon lange Staub:
Da zogen der Gäste viel zum Gelag
Hinauf in den Töpler Forst;
Es war Ludmila's Hochzeittag
Mit dem schönen Jäger Horst.

Die Gäste lachten und jubelten laut,
Wann Hörnerschall sie empfing,
Indessen verzweifelnd die Seele der Braut
In Angst und Jammer verging.
In glühenden Thränen ihr Auge schwamm;
Ach! beten konnte sie nicht;
Denn was sie gethan um den Bräutigam,
Verdammte sie zum Gericht.

Zum Sakramente rief die Stund' —
‚O Gott, erbarme dich mein!' —
Doch segnete sonder Störung den Bund
Der weihende Priester ein.

Sie kehrten zurück — da dampfte der Schmaus,
Mit des Weines Dufte gepaart;
Nun saß das voll geladene Haus
In bunter Reihe geschaart.

Zur Rechten Ludmila's der Bräutigam saß
In's Jägergeschmeide gehüllt,
Zur Linken — Entsetzen sonder Maß! —
Des Bräutigams Schattenbild,
Der, zu vollenden den tödtlichen Graus,
Obwohl ihr Auge war scharf,
Ob viel der Kerzen wohl brannten beim Schmaus,
Doch keinen Schatten warf.

Bleich saß und stumm und schreckentstellt,
Nichts hoffend von Menschen und Gott,
Die Braut, wie ein Wesen der Grabeswelt,
Geladen von frechem Spott;
Ihr perlte kein Wein, ihr dampfte kein Mahl,
Auch Grausen den Hunger stillt;
Sie wäre vergangen in ihrer Qual,
Wär' nicht verschwunden das Bild.

Der Schmaus war geendet, und Hörnerklang
Zum fröhlichen Reigen lud;
Und Horst, die Braut umschlingend, sprang
Zum Tanz in jubelndem Muth;
Da sah sie zur Seite den Schatten sich
In reißendem Wirbel drehn;
Erst, als sie verzagend dem Reigen entwich,
War er nicht mehr zu sehn.

‚O Tag des Jammers! o Tag der Angst!
Ach! Rächer im Sternensaal,
Wenn du mein schuldiges Leben verlangst,
So endige meine Qual!'
Sie schlich sich hinauf in das Brautgemach,
Das segnend der Priester geweiht;
Da, hoffte sie, folgt' ihr die Hölle nicht nach,
Die Kreuz und Segen scheut.

Sie lag verwirrt wie in schrecklichem Traum,
Den Busen voll Jammer und Weh,
Und prasselnd warf an den Fensterraum
Der Sturm den eisigen Schnee.
Da kam zu erringen der Bräutigam
Des glücklichen Tages Preis,
Und — o Vernichtung! — sein Schatten schwamm
In der Finsterniß dämmernd weiß.

Der Jüngling umschlang sie mit sanfter Gewalt,
Als er die Bebende fand;
Der Schatten die Arme leichenkalt
Um ihren Nacken wand:
Sie fühlte rechts den glühenden Kuß,
Dem Leben des Frühlings gleich,
Sie fühlte links den Todesgruß
Aus der Verwesung Reich.

Da schwanden die Sinn' auf immerdar;
Sie sprang vom Lager empor,
Und rast' und tobte, zerraufte das Haar,
Und der Schaum aus dem Mund ihr gohr;
Sie heulte gräßlich und heulte laut,
Und lachte dazwischen so wild,
Daß selbst den Jüngling die wüthende Braut
Mit Schrecken und Schauder erfüllt'.

Sie raste so, an Ketten gelegt,
Drei gräßliche Tage lang,
Verfluchte die Liebe, die sie gehegt,
Verfluchte den nächtlichen Gang;
Verfluchte den Vater, der sie gezeugt
Der Hölle zu Spiel und Spott,
Verfluchte die Mutter, die sie gesäugt,
Verfluchte Himmel und Gott.

Am dritten Tage des Geistes Licht
Des Wahnsinn's Nacht durchbrach,
Doch aus dem bleichen verstörten Gesicht
Die Kunde des Todes sprach.
Sie beichtete noch dem Priester treu
All' ihre unsägliche Schuld,
Und starb, das Herz voll bitterer Reu',
Doch bauend auf Gottes Huld.

Er sei ihr gnädig, wann sie erwacht,
Sie hat den Frevel gebüßt;
Und, wo sie verschläft die längste Nacht,
Man noch die Warnung liest:
„,Um zu gewinnen irdische Lust,
Setz' nicht den Himmel ein;
Was du mit Frevel erkaufen mußt,
Kann nur zu Jammer gedeih'n.'"

300. Das Ave-Maria.

Der Knabe verläßt der Mutter Haus
Und eilt in den schattigen Wald hinaus,
Da findet er, was er liebend sucht,
Des Vogels Nest und die duftige Frucht;
Da freut ihn der Wasser brausender Fall,
Das Gespräch mit Kuckuk und Wiederhall.

Der Schatten verkündigt die Mittagszeit,
Kein Knab' ist zu sehen weit und breit;
Der Mutter Herz wohl zu sorgen beginnt,
Doch wieder die Hoffnung den Sieg gewinnt:
Er hat es ihr ja schon öfter gethan,
Und kennt im Walde jegliche Bahn.

Der Schatten zerfließt schon an der Uhr,
Und immer vom Knaben noch keine Spur;
Da faßt sie die Angst so glühend wie kalt,
Und treibt sie hinaus in den dämmernden Wald,
Denn ach! sie liebet den Knaben sehr,
Und liebt auf Erden nichs weiter mehr.

Sie irret im Walde wohl hin und zurück,
Und sendet umher den spähenden Blick,
Und rufet den Namen des Knaben laut:
„Wo bist du? wo bist du, mein Söhnlein traut?
O komm zur Mutter! komm an ihr Herz,
Eh's noch gebrochen in Angst und Schmerz!"

Durch Nesseln und Dornen sie spähend bricht,
Und achtet manch brennender Wunde nicht;
Sie fühlt kein Ermatten, ihr schafft nicht Graus
Der dunkelnde Wald, das Gespensterhaus;
Die Angst der Mutter ist stark wie die Noth,
Sie kennet nicht Furcht, sie kennt kein Gebot.

Den Wald durchstreift schon des Mondes Licht,
Gefunden ist immer der Knabe noch nicht.
„O Jesu, mein Heiland, erbarme dich mein!
Auch dich hat geliebet die Mutter dein,
Auch du bist gewesen ihr einziges Glück:
O! gib mir mein liebliches Kind zurück!"

Der Wald ist durchsucht allüberall,
Sie kehret zurück zu dem Wasserfall;
Die Kraft ist erschöpft, verworren der Sinn,
Stumpf irren die Blicke daher dahin:
Da hängt, die Fluth berührend, am Ast
Des Knaben Hütlein von grauem Bast.

„Ertrunken! ertrunken! — o Heiland der Welt! —
Erstickt in den Wellen — am Felsen zerschellt! —
So mußt' ich ihn nähren mit meinem Blut,
Damit ihn verschlänge die rasende Fluth?
O Gott, was hab' ich je Frevles gewagt,
Daß so du handelst mit deiner Magd?

Den liebenden Mann, der mich nie gekränkt,
Ich hab' ihn in's dumpfige Grab gesenkt,
Das blühende Blümchen, mein Töchterlein,
Gebettet selbst in den finstern Schrein,
Und doch vertraut und gehalten an dir:
Erbarmungsloser, was hab' ich dafür?

Ich will nicht mehr klagen — will's nicht mehr —
Ich weiß ja nun, der Himmel ist leer;
Denn lebte dort ein lebendiger Gott,
Wie würde der Glaube zu Schand' und Spott?
Ich will nicht glauben, nicht leben mehr,
Das Leben ist wie der Himmel leer!"

Ja, hin ist für sie des Lebens Licht,
Und die Nacht des Lebens begehret sie nicht;
Sie rafft sich empor mit verzweifelnder Wuth,
Will suchen den Tod in der schäumenden Fluth:
Da eilet munter und sonder Harm
Der verlorene Knab' in der Mutter Arm.

Sie reißt ihn schreiend an ihre Brust,
Umschlingt ihn, als droht' aufs Neue Verlust;
Als folgten die Wellen mit Otterngezisch,
Als langten Gespenster aus dem Gebüsch,
Ihr wieder zu rauben ihr liebliches Kind, —
So eilt sie davon wie der flüchtige Wind.

Und als sie keuchend den Wald durcheilt,
Der Sturm in den Wipfeln der Buchen heult,
Drein krächzet der Rabe den heisern Gesang,
Und Irrwisch hüpfet die Straß' entlang:
Sie achtet nicht Rabe, nicht Irrwisch, nicht Wind,
Sie hält ja im Arm ihr geliebtes Kind.

Wohl schilt sie daheim den Knaben sehr,
Doch spricht sie der kosenden Worte noch mehr.
Es saust um die Hütte der wilde Sturm,
Und Käuzlein greinet im alten Thurm;
Doch wär' auch draußen die Hölle los,
Sie hält ja den Liebling auf ihrem Schooß.

Und als sie mit Speis' und Trank ihn gelebt,
Und noch auf dem Lager mit Thränen benetzt,
Ermahnet sie: „Falte die Händchen dein,
Und bete das Ave-Maria fein."
Der Knabe jedoch gar trotzig spricht:
„,Das Ave-Maria, das bet' ich nicht.'"

Die Mutter erstaunt: „Komm, Söhnlein, komm!
Du warest ja immer so gut und fromm;
Erhebe zur Mutter Gottes die Hand,
Die heut groß Unheil von dir gewandt!"
Doch finster und murrend der Knabe spricht:
„,Das Ave-Maria, das bet' ich nicht.'"

Die Mutter erschrickt: „Was ist geschehn?
Was hat er Unholdes im Walde gesehn?"
Sie bittet wieder, und schilt und droht
Mit ihrem Zorne, mit seinem Tod.
Doch wild und grinsend der Knabe spricht:
„,Das Ave-Maria, das bet' ich nicht.'"

Der Mutter nun zu grausen beginnt,
Vom Bösen besessen wähnt sie das Kind.
Die Hütte bebt im brüllenden Sturm,
Und gellender kreischt der Kauz im Thurm.
Es treibt sie die Angst, sie reißt von der Wand
Das Kruzifix mit zitternder Hand.

Kaum hält sie das Kreuz dem Knaben vor,
So hebt aus dem Bett er sich plötzlich empor,
Und schwebend das Haupt und der Leib sich füllt,
Wie giftig im Zorne die Kröte schwillt,
Die Zunge ragt aus dem klaffenden Mund,
Die Stern' erlöschen im Augenrund.

Und immer bleibt's des Knaben Gesicht,
Das grinset sie scheußlich an und spricht:
„„Leb' wohl, leb' wohl, meine Mutter schön,
Bis wir in der Höll' uns wiedersehn!''"
Und zerrinnt in Dunst und fähret hinaus,
Und Hohngelächter wiehert um's Haus.

Die Mutter gedenket des Sohnes nicht mehr,
Sie fällt auf die Knie' und weinet sehr,
Und betet inbrünstig die ganze Nacht,
Daß Gott sie erlös' aus der Hölle Macht,
Und weinet und betet, und betet und weint,
Bis wieder der Morgen die Hütte bescheint.

Und als sie öffnet der Hütte Thor,
Da stehet ein Wandersmann davor,
Der hält den Knaben an seiner Hand,
Den gestern verirrt im Wald er fand,
Den er bewahret vor Mißgeschick;
Er bringt ihn der Mutter nun zurück.

Die Mutter, als sie den Knaben sieht,
Mit Angstgeschrei in die Kammer entflieht, —
Die Mutterliebe verstummt in der Brust,
Und Grauen tritt an die Stelle der Lust;
Sie kann den Knaben nicht wiedersehn,
Soll nicht die Hölle vor Augen ihr stehn.

Sie sendet ihn sonder Thränen fort
Zum alten Oehm, an den fernen Ort;
Sie aber pilgert in's heilige Land,
Dann wählt sie das härene Klostergewand,
Und büßt in Gebet und freiwilliger Noth
Für ihren Frevel bis an den Tod.

Ferdinand Gottfried Max von Schenkendorf,

der Sohn eines preußischen Offiziers, wurde den 11. Dezember 1784 zu Tilsit (nach Pischon u. A. 1783 zu Königsberg) geboren. Zum Jüngling heranreifend, fand er Aufnahme in gebildeten, aber pietistischen Familienkreisen seiner vaterländischen Provinz, befreundete sich allmälig mit den Schriften Jakob Böhme's, Jung-Stilling's und anderen Erzeugnissen poetischer und philosophischer Mystik, studirte dann in Königsberg Kameralwissenschaften und trat, nachdem er 1805 im Amte Waldau die Landwirthschaft praktisch erlernt, als Referendar in die Regierung zu Königsberg ein. Seine große Vorliebe jedoch für jene Mystik führte ihn hier, keineswegs zum Frommen seiner Poesie, mit der Missionarin v. Krüdener zusammen, der er 1812 zu Jung-Stilling nach Karlsruhe folgte, um sich mit seiner in Begleitung derselben dahin vorangegangenen Braut zu vermählen. Ein Jahr später verließ er, in Folge des Aufrufs seines Königs zum Befreiungskampfe, den neubegründeten Herd, und theilte, obgleich ihm eine durch Zweikampf verursachte Lähmung der rechten Hand die Waffen zu tragen nicht gestattete, im Gefolge des Generals v. Röder alle Beschwerden des Felddienstes, seinen Freunden bei den Arbeiten des Generalstabs Hülfe leistend. Nach wiederhergestelltem Frieden erhielt er eine Anstellung als Regierungsrath zu Koblenz, starb aber bereits den 11. Dezember 1817.

* * *

„Höchst eigenthümlich (schreibt sehr bezeichnend Dr. Heinrich Kurtz im literarisch-ästhetischen Kommentar seines ‚Handbuchs der poetischen Nationalliteratur der Deutschen' rc. Zürich 1840—42) sind die Dichtungen Schenkendorfs, weil sich in ihnen der Patriotismus der Gegenwart mit dem romantischen Element zu verbinden strebt, das heißt, mit der politisch-religiösen Sehnsucht nach der Vergangenheit. Dadurch erhalten seine Gedichte eine ganz wunderbare Färbung. So sehr er auch von der Gegenwart und ihren Forderungen erfüllt seyn mag, sieht er sie doch nur mit getheilter Seele an; man sieht überall, daß seine innigste Liebe der Vergangenheit und ihren Zuständen gewidmet ist. Dadurch entsteht aber ein Zwiespalt in der Seele des Dichters, der sich als Wehmuth offenbart, und diese ist auch das charakteristische Kennzeichen seiner Lieder, welche dadurch nicht wenig an Lebenskraft verlieren, die in der Lieblichkeit und Zartheit der Gesinnung und der Sprache keinen hinreichenden Ersatz findet rc. Den meisten Kriegsliedern Schenkendorfs liegen religiöse Gefühle zu Grunde, doch in einer Weise, wie man sie kaum erwarten sollte. Es wird nämlich das Verhältniß der Deutschen zu ihren Feinden nicht als ein rein politisches Verhältniß dargestellt, der Kampf erscheint nicht als ein Kampf eines nach Unabhängigkeit strebenden Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker, sondern als ein Kampf der religiösen Ueberzeugung gegen den Unglauben. Solcher Art war aber die muthige Erhebung des deutschen Volkes keineswegs; somit beruht die Anschauung des Dichters auf einer, wenn auch unbewußten Täuschung, welche wohl eine Zeitlang, als alle Leidenschaften erregt waren, Glauben finden konnte, endlich aber verschwinden mußte. Die unausbleibliche Folge davon war aber die, daß die schönsten Gesänge des Dichters, eben weil sie nicht auf Wahrheit beruhten, nach und nach aus dem Gesichtskreise des Volks schwanden, während andere Lieder aus derselben Zeit noch der allgemeinen Theilnahme und Liebe sich erfreuen. — Diejenigen Gedichte, in welchen die ehemalige Herrlichkeit des deutschen Kaiserthums den Dichter zu dem Wunsche begeistert, dieselbe wieder aus ihrem Todesschlafe erwacht zu sehen, gehören unstreitig zu seinen besten, weil er in ihnen sein reiches, sehnsuchtvolles Gemüth ganz erschließen kann wie im Bild zu Gelnhausen" u. a. m. —

Daß bei seiner rein individuellen Anschauungsweise die objective Dichtung nicht sein Feld war, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Seine wenigen dieser Gattung sich annähernden Erzeugnisse, von welchen Andreas Hofer dem Tone nach am gelungensten, können nur als Romanzen-Anklänge angesehen werden, da es durchgehends an Handlung und überhaupt an objectivem Gehalte fehlt.

Von ihm:

Studien. Berlin 1808.
Christliche Gedichte. 1814.
Die deutschen Städte. Frankfurt 1814.

Gedichte. Stuttg. u. Tübingen 1815.
Auf den Tod der Kaiserin Maria Ludovika Beatrix. Frankf. 1816.
Poetischer Nachlaß. Berlin 1832.
Sämmtliche Gedichte. Erste vollst. Ausgabe. Ebd. 1837.

301. Das Bild in Gelnhausen.*)

Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt
Einsam in dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu sprechen:
Starb die ganze deutsche Welt?
Will kein Mann die Unbill rächen,
Bis der Erde Bau zerfällt?

Und das Haupt, es scheint zu grüßen
Fragend uns halb streng, halb mild.
Laßt es uns in Demuth küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.

Herrlich hat sein Schloß gestanden
Hier vor langer, ferner Zeit,
Als er nach den Morgenlanden
Zog in Gottes heil'gem Streit.

Rothbart, wie so fest gebunden
Hält ein Zauber dich gebannt?
Fließt hier Blut aus offnen Wunden,
Sind das Thränen an der Wand?

Alter Herr, ich kann dir melden
Reiches, schönes Freudenwort:
Schau', dort zieh'n viel tausend Helden
In die Schlachten Gottes fort.

Und die Welschen sind geschlagen,
Und es siegt das heil'ge Kreuz,
Wieder kehrt aus deinen Tagen
Lebensfülle, Lebensreiz.

Magst nun dich zur Ruhe legen,
Altes, stolzes Kaiserhaupt,
Deine Kraft, dein Waffensegen
Wird uns nimmermehr geraubt! —

*) Der alte Kaiserpalast bei Gelnhausen wurde vom Kaiser Friedrich I. erbaut. Ruinen desselben, nebst dem alten Steinbilde Friedrich Barbarossa's, sind noch vorhanden.

302. Auf Scharnhorst's Tod.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General;
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder,
Dien' euch blutend, werthe Brüder,
Führt in Eile mich nach Prag;
Will mit Blut um Oestreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag!“

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Brücken sanken,
Reissest alle Blüthen ab,
Nennen dich mit leisen Schauern; —
Heil'ge Stadt, nach deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im ritterlichen Staate,
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß' euch Gott, ihr theuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden,
Unser Volk ist aufgewacht;
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“

Solches hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei.
Heer, aus seinem Geist geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

303. Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Passeier
Inspruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen;
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu seiner Ehre
Seine Heldenthaten singen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernst: „Legt hin die Geigen!
Ernst ist Gottes Kriegeswille;
Wir sind all' dem Tode eigen!
Ich ließ nicht um lust'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'schen Feind besiegen.

Kniet bei euren Rosenkränzen!
Dies sind meine froh'sten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird sich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leise für mich Armen,
Betet laut für unsern Kaiser;
Dies ist mir das liebste Karmen:
Gott schütz' edle Fürstenhäuser!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe:
Wie viel Leichen wir hier sä'ten
In dem Thal und auf der Höhe;
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen;
Gott allein kann uns beschützen!"

Leopold Schefer,

Sohn eines Arztes, geboren am 30. Juli 1784 zu **Muskau** in der Niederlausitz, besuchte das Gymnasium in Bautzen und förderte, beim Tode seiner Mutter in die Heimat zurückgerufen, durch ernstes Privatstudium seine wissenschaftliche Ausbildung. Zugleich der Kunst in Musik und Poesie eifrig zugewandt, brachte ihn bald sein reiches Talent mit dem Grafen (jetzigen Fürsten) **Pückler-Muskau**, der 1811 dessen „Gedichte mit Compositionen" herausgab und eine Zeit lang für den Verfasser galt, in mehrfache Berührung. Im Jahre 1813 ernannte ihn Graf Pückler zu seinem Generalbevollmächtigten, und gewährte ihm später die Mittel zu einem längeren Reiseleben in England, Italien und im Orient, auf dem er, den verschiedensten Studien sich hingebend, den Grund seiner literarischen Eigenthümlichkeit gelegt hat. Seit 1820 zurückgekehrt, lebt derselbe, in enger Verbindung mit seinem als Schriftsteller gleichfalls berühmten Beschützer (ohne jedoch dessen literarische Farbe zu theilen), und beglückt durch ein schönes häusliches Verhältniß, in seiner Vaterstadt den Musen.

* * *

Leopold Schefer, eigenthümlich, neu und großartig als Novellendichter, gehört auch als Lyriker zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer Literatur. Sein eigenthümlichster Charakter ist ein tiefes, beschauliches Gemüth, die stillsinnende Contemplation eines reichen, durch innere und äußere Erfahrungen vielfach gereiften Herzens, und der Mittelpunkt seiner Gedichte ist eine glühende Begeisterung für die Natur, „in welcher ihm (mit A. **Wendt's** Worten in den „Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik," Octbr. 1830) die Götter der alten Welt wieder aufleben. Die Natur ist seine Göttin, die er vor allen preist. In der Natur erblickt unser Dichter das ewige Gesetz, dem der Einzelne sich unterordnen muß; ihre unvergängliche Schöne tröstet ihn über die Vergänglichkeit der Dinge und mit Rührung empfängt er die Freuden des kurzen Daseyns und die Frühlinge, Sommer- und Mondnächte aus ihrer Hand. Sie verwandelt sich ihm in seine Geliebte, und die Geliebte in die Natur, und die Liebe selbst spricht er mehr in der naiven heitern Weise der antiken Welt aus, von welcher sein Geist angeweht ist, und die ihm in dem eigenen Anschaun Griechenlands und Italiens lebendig gegenwärtig geworden!" — Nähert er sich in dieser Auffassung und in der begeisterten Art, wie er der Natur Gegenbild, die Kunst, betrachtet, Goethe, so bekundet seine wesentlich comparative, didaktische und gnomische Dichtungsweise ihre Wahlverwandtschaft mit Rückert's Poesie (vom Standpunkt einer allgemein humanen, aber dabei doch rein subjectiven Weltbetrachtung, welche, als Quelle sittlich poetischer Aeußerung erscheinend, bei Schefer hauptsächlich auf einen poetischen Optimismus gebaut ist), und hinsichtlich der Sympathieen in der Anschauung mit Jean Paul. Die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete didaktischer, oder wenn man will, philosophirender Lyrik, ist sein **Laienbrevier**, „in welchem er, ohne Nachtheil der poetischen Interessen, und mit aller Freiheit seiner Begeisterung (**Th. Mundt** in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik," Juli 1834) einen neuen Ton des Lehrgedichts angeschlagen und verstanden, den Lehrton der Lebensweisheit mit der Poesie zu einer Einheit zu verschmelzen, oder vielmehr aus der didaktischen Poesielosigkeit eine wahre Poesie der Lebensweisheit zu schaffen." —

Großartig in Erfindung und Darstellung, in die freilich sein vorzugsweise reflektirendes Naturell gerne die eigene Anschauung des Lebens verflicht; gestaltenkräftig, überraschend durch feine psychologische Züge in der Charakterzeichnung; frisch, oft malerisch reizend in der Situationenschilderung, treten uns seine, sämmtlich von einer tiefen Grundidee beherrschten Balladen und Romanzen entgegen, in denen sich Alterthum und Romantik verweben. Hin und wieder erinnern dieselben an Schiller's pathetisch-sentimentale Weise, wie z. B. „Sappho und Phaon". Auch in der märchenartigen Legende, z. B. „die vermißte Braut", ist Schefer ausgezeichnet (nicht minder sonst auf dem Gebiete der Humor-Phantastik); doch läßt er sich in den Rhythmen manche Verstöße zu Schulden kommen und versteht es nur selten, die Sprache zu musikalischem Wohlklang zu erheben.

Von seinen Schriften nennen wir:

Gedichte mit Compositionen. Berlin 1811. — Zweite Sammlung 1813.
Novellen. 5 Bde. Leipzig 1825—29.
Kleine lyrische Werke. 2. Ausg., Frankf. 1828.
Neue Novellen. 4 Bde. 1831—35.
Lavabecher. (Novellen.) 2 Bde. Stuttg. 1833.
Die Gräfin Ulfeld. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin 1834.
Laienbrevier. Erstes Halbjahr. Berlin 1834. Zweites Halbjahr. 1835. — 5. Aufl., Berlin 1846.
Kleine Romane. 5 Bde. Bunzlau 1837—39.
Mahomets türkische Himmelsbriefe. Berlin 1840.
Graf Promnitz, der Letzte des Hauses. Ein Familienstück. Cottbus 1842.
Göttliche Komödie in Rom. Novelle. — 2. Aufl. Ebend. 1843.
Genevion von Toulouse. Leipzig 1846.
Der Weltpriester. Nürnberg 1846.
Gedichte. 3. Aufl. Berlin 1847.
Ausgewählte Werke. 12 Bde. Berlin 1845—46.

304. Die vermißte Braut.

„O dürft' ich nur den Schleier nehmen,
Der Krone Erbthum sei doch hin;
Ich kann mich keinem Mann bequemen,
Obschon des Hauses Letzt' ich bin,

Ich kann des Herzens Macht nicht zähmen,
Mich hält ein unverletzlich Schämen —
Mein Bräutigam ist keusch und rein,
Tod und lebendig bin ich sein!"

„„Mein Kind, dein Wunsch ist nicht zu stillen,
Dein Weinen macht der Mutter Schmerz;
Der Vater gab den strengen Willen,
O Tochter, gib nun auch dein Herz!
Wie mächtig ist er, den er wählte,
Dem Jede sich mit Lust vermählte,
Beharre nicht so sonderbar,
Sieh, selbst die Heilige gebar!

Auch ich, als Kind fromm auferzogen,
Sah oft die Himmlischen im Traum;
Nur Sternen war mein Aug' gewogen,
Doch gab ich Irdischem dann Raum.
Du darfst dich wohl dem Manne schicken:
Die frühe fand an Gott Entzücken,
Die wird die Gattin keusch und rein,
Wird einst die fromme Mutter seyn.““ —

Sie weinte fort die Nächt' und Tage,
Sie schloß sich in ihr Zimmer ein,
Ergoß sich in Gebet und Klage,
Ihr Rabe war bei ihr allein.
Wie ihr Begräbniß bang vom weiten
Sah sie das Hochzeitfest bereiten;
Und als das Fest auf Morgen steht,
Da tritt der Bräut'gam zu ihr spät.

„‚Nun bist du mein, bist mein! umschließen
Darf ich dich an die treue Brust!
Was mein ist, sollst du mit genießen,
Froh mit mir alle Lebenslust —
Du weinst? — du weinst in meinen Armen,
Entwindest dich mir ohn' Erbarmen —
Von deiner Schönheit Ueberfluß
Nicht eine Hand, nicht einen Kuß!'“ —

„Die Deine kann ich doch nicht werden,
So schön du, holder Jüngling, bist;
Mein Glück ist nicht von dieser Erden,
Seit früh mein Herz des Andern ist.
Mir ist ein Andrer einst erschienen
Mit Dornenkron' und sanften Mienen;
Zur Braut versprach ich dem mich ganz,
Ihm trag' ich meinen Jungfraunkranz.“ —

Er sinkt zu ihren Füßen nieder
Gequält von düstrer Liebeswuth,
Umschlinget, küßt die schönen Glieder —
Doch ihre Brust fühlt andre Gluth.
Sie reißt sich los; mit raschen Schritten,
Ihr ganzes Herz recht auszuschütten,
Eilt sie zum Garten, kniet dort hin,
Wo einst der Heiland ihr erschien.

„Hilf, Jesu, du der Hülfbereite,
Errette mich, ich trau' auf dich!
Maria, du Gebenedeite,
Fleh' du bei deinem Sohn für mich!
Erhör' mein Aug'! ich kann nicht beten,
Die höchste Noth ist eingetreten;
O Vater, sieh herab auf mich!
Erhör', errett', errette mich!“

Da kam ein Jüngling dargegangen,
Unsäglich schön und wunderbar;
Ein weiß Gewand hielt ihn umfangen,
Sein Antlitz war wie Licht so klar;
Der Mond beglänzte hell die Matten —
Der Jüngling hatte keinen Schatten.
Wie den die Jungfrau nun erblickt,
Zuerst sie wohl vor ihm erschrickt.

‚Komm mit in meines Vaters Garten
Hinweg aus deinem Vaterland;
Dort magst du all dein Leid verwarten,
Komm, Jungfrau, gib mir deine Hand!' —

„Holdsel'ger Jüngling, wer dich höret,
Dem ist ein jeder Wunsch verwehret;
Hat dich Maria mir gesandt?
Welch Mal hast du in deiner Hand?“ —

‚Laß seyn das Mal! Komm ohne Zaudern,
Und nichts entsetze dich zu gehn;
Vor Trennung darf ja dem nicht schaudern,
Dem in der Welt zu bang geschehn;
Die jetzt der Erde du verlassen,
Sie sollst du wieder einst umfassen;
Wir ziehen in des Friedens Land
In ew'gen Lenz und Stillestand.' —

Drauf tagt der Morgen zu dem Feste,
Das Schloß wird reg, die Stadt wird laut,
Hell prangt der Dom, es harr'n die Gäste,
Das Beste fehlt, es fehlt die Braut.
Man sucht im Nahen, forscht im Weiten,
Das ganze Land durchhallt ein Läuten —
Ein Armband fand sich nur am Ort,
Wo sie gekniet — die Braut blieb fort.

„‚Fahrt wohl, ihr Freuden dieses Lebens,
Weh, ohne dich, geliebte Braut!
Nun hab' ich Kron' und Land vergebens,
Wenn dich mein Auge nimmer schaut;
Zu deiner Väter goldnen Särgen
Will ich mich in die Gruft verbergen,
Vor deines Bildes Angesicht
Verlösche meiner Augen Licht!'“ —

Nach langem Sehnen, bangem Leiden
Lag einst er vor dem Bilde todt.
Seit ihrer theuern Tochter Scheiden
Verging die Mutter still in Noth.
Einst mit dem Vater, stumm in Klage,
Verschieden sie an Einem Tage,
Und wurden beigesetzt zur Gruft,
Zu ruhn, bis die Posaune ruft.

Es blieb die Welt im alten Gleise,
Ein neuer Herrscher stieg empor,
Und dies Geschlecht ward still zum Greise,
Gemach sich's aus der Welt verlor;
Die alten Träum' und alten Schmerzen
Verloschen mit dem alten Herzen,
Und Andre wohnten neu nun da,
Wo Altes viel zuvor geschah.

Und dreimal ward das Kind zum Greise,
Und dreimal sich der Greis verlor.
Die Sonne schien so fort, so leise,
Sie ging und kam, und ging wie vor;
Viel Rosen blühten und verblichen,
Viel Wasser rauschten und entschlichen,
Viel Wolken zogen ein und aus,
Und vielmal ging's zur Ernt' hinaus.

Da saß ein Fürst mit Weib und Knaben
Nun in dem Schloß, im Reichsgenuß,
Die pflegten treu den alten Raben,
Den noch die Braut gelehrt den Gruß.
Ihr goldnes Armband, dort gefunden,
Trug nun der Rab' um Hals gebunden;
Hier hing auch, manchmal noch beschaut,
Das Bild von der vermißten Braut.

Da sprach der Jüngling dort im Garten
Zu Einem: ‚Nun ist's an der Zeit!
Führ' heim die Braut in ihren Garten,
Gib in ihr Land ihr dein Geleit;
Sie liegt da unter Palmen träumen,
Nimm, führ' sie schlafend ohne Säumen;
Wer gehn will in den Himmel ein,
Der muß zuvor gestorben seyn.'

Da schied Der Mitternachts von hinnen
Und trug sie schlafend zu dem Baum.
Spät ward es wach vor ihren Sinnen:
„O sel'ger Traum! — ach, nur ein Traum!
Da glänzt die Sonn' am Himmelsbogen!
Die Wolken ziehn, wie je sie zogen!
Noch fließt der Strom, wie je er floß —
Und dort steht meines Vaters Schloß!"

Drauf Gott befahl sie ihre Sache,
Und ging zum Thor ein, sinnend-sacht;
Da rief sie an die ernste Wache:
Wer seid Ihr in der alten Tracht? —
„Kennst du denn nicht des Fürsten Tochter?"
Ihr lügt! der Fürst hat keine Tochter! —
Sie sah ihn an, sie schritt hinein,
Der Mann blieb stehn, als wär' er Stein.

Und durch die sonnerhellten Straßen
Ging sie nach ihres Vaters Haus.
Wie die Begegnenden sie maßen,
Doch Jung' und Alte wichen aus.
Wohl Mancher sprach da zu dem Andern:
Die kommt wohl auch von langem Wandern,
Und kommt zu spät um hundert Jahr;
Das Mädchen war doch wunderbar!

Sie stieg nun in des Vaters Schlosse
Die Marmorstufen leicht hinan. —
„Wie leer ist's heut von all' dem Trosse!
Mein Bild — wer hat's hieher gethan?
Wie wird die Mutter um mich zagen,
Was wird der strenge Vater sagen,
Der Bräut'gam ist er drinnen hier?" —
So thut sie auf des Saales Thür.

Die Knaben, die sich drin vergnügen,
Erheben sich voll Furcht und schrein:
Die Braut ist aus dem Bild gestiegen!
Sie kommt herein! sie kommt herein! —
Sie laufen, in der Mutter Röcken
Sich vor dem Geiste zu verstecken, —
Die Braut! die Braut! — die Fürstin schaut,
Sie starrt — es schaut der Fürst, ihm graut.

Auf ihre Schulter fliegt der Rabe
Und grüßt: ‚Gelobt sei Jesus Christ!'
Und sieh, das Armband trägt der Rabe,
Das an der Braut der Fürst vermißt;
Und mit Verwundern und mit Grauen
Will keines seinen Augen trauen,
Und todtenbleich und kalt entsetzt
Lang steht sie da, und fragt zuletzt:

„Wo ist die Mutter, wenn ihr's wisset,
Die gestern hier den Saal erneut,
Wo ist die Fürstin, die mich misset —
Wer du auch seist — wo ist sie heut?" —
„„Die schläft in ihrer Gruft schon lange!"" —
„O täusch' mich nicht, mach' mir nicht bange!" —
„„Ja, die ist lange todt und hin;
Viel Wasser rann seitdem dahin."" —

„O wehe, weh! wo ist mein Vater?
Der über dieses Land gebeut —
So wär sie todt! — wo ist mein Vater?
Wer du auch bist, wo ist er heut?" —
„„Den hat die Zeit auch weggenommen"" —
„Weh, weh! wo bin ich hingekommen?" —
„„Ja, der ist lange todt und hin,
Viel Wolken zogen über ihn!"" —

„So sind sie alle todt, die Lieben!
Zerrissen ist das heil'ge Band.
Was todt war, das nur ist geblieben,
Und was da lebte, das verschwand! —
Und wo warst du, in welchen Landen?
Bist du uns aus dem Grab' erstanden?
Denn jung ist sich dein Sinn bewußt,
Und frisch der Strauß an deiner Brust!" —

„„Laß mich von dem Geheimniß schweigen!
Und ahn' ich's auch, so sag' ich's nicht.""
„Doch sollst du mir die Särge zeigen,
— Verweigre mir die Bitte nicht —
Was ich nicht schaute, daß ich's schaue,
Daß ich den todten Häuptern traue,
Und dort empfah' das Sakrament,
Nach welchem meine Seele brennt."

Und unterdeß, wie sonst vorhinnen,
Trat sie hinaus auf den Altan,
Und sahe mit verklärten Sinnen
Nun bald hinab, nun bald hinan.
Ein thränenlösend Lied im Munde,
Umschaute sinnend sie die Runde
Und staunte tief der Welten Pracht
Und lobte Gottes Rath und Macht.

Zur Messe rief nun hell das Läuten,
Da trat sie wieder in den Saal:
„In Gottes Namen laßt uns schreiten!" —
Es folgt' ein langer Zug zumal.
Und vor des Domes Hochaltare
Empfing sie ernst das Wunderbare;
Nun stieg sie erst zur Gruft hinein
Bei Rauchwerk und bei Fackelschein.

„Hier liegt ihr offen in den Särgen?
Noch fromm gefaltet eure Hand!
Seid mir gegrüßt in euren Särgen,
Die ich auf Erden nicht mehr fand!
Und auch der Bräutigam? — verschonet,
Daß ich mit Jammer euch gelohnet!" —
Voll Thränen sank sie dumpfbewußt
Hin an der Mutter todte Brust.

Und ‚heilig! heilig! heilig!' tönte
Die Stimme vor dem Hochaltar —
‚Ist Gott, Gott Zebaoth!' so dröhnte
Das Chor; und weiter sang die Schaar:
Einst stehn wir bei Posaunenschalle
Auf aus den Gräbern, gehn wir Alle
Vor Gottes Richterstuhl hinan,
Wie Jeder that, wird er empfahn.

Nun schwieg das Chor; und Todtenstille
Ward um die Särge dumpf und feucht,
Noch über ihrer Mutter Hülle
Lag still die Jungfrau hingebeugt;
Und wie sie lang' und lang' gelegen,
Wie sie sich nicht will aufbewegen,
Und wie der Fürst die Händ' ihr bot,
Da war sie starr, da war sie todt.

---

305. Das Todtengericht.

Durch Memphis hallt es: ‚Der König ist todt!
Doch bleibt er auch todt uns verpflichtet;
Nach Trismegistus' uraltem Gebot
Wird heut er am See gerichtet,
Und wie er lebte, wie er war,
Wird allem Volke offenbar,
Heut wird der Mantel gehoben!'

Und auf thut sich des Palastes Thor,
Drin Aegyptens Könige thronen,
Und feierlich schwebet ein Zug hervor:
Jünglinge mit Sistern und Kronen,
Geweihte Weiber folgen dann,
Sie blicken schweigend himmelan
Und falten die Hände zur Sonne.

Doch über des Königs Mumie liegt
Sein purpurner Mantel gebreitet,
Den goldenen Scepter darauf gefügt,
Der wundersam funkelt und deutet!
Vier schwarze Stiere ziehn ihn fort
Zum furchtbar schauerlichen Ort,
Sein Urtheil dort zu empfangen.

Und um den vergoldeten Wagen gehn
Die Priester mit Stäben, in Schleiern,
Die Gebete summend zur Erde sehn,
Sobald die Posaunen feiern;
Herolde schreiten weit voraus
Und rufen ernst durch Memphis aus:
‚Kommt, Euern König zu richten!‘

Fort! eilet zum See Acherusia!
So murmelt es dumpf in der Menge,
Durchs Mumienfeld sind wir eher da,
Und meiden der Wachen Gedränge;
Der Hierophant im Sarg' und Flor,
Der stellet ihn den Richtern vor.
So ziehn sie hinauf in Schaaren.

Da sitzen die vierzig Richter bereit,
Geschmückt mit der Wahrheit Bilde,
Und hoch auf des Seees Gestad' und weit
Umher auf dem Felsengefilde
Harrt todtenstill schon Jung und Alt,
In heil'ger Frühe hergewallt,
Und schwebt mit den Blicken im Fernen.

Da lagern die Männer aus Sais geschaart,
Aus Theben mit hundert Thoren,
Dort, die Heliopolis' Mauer bewahrt,
Da, welche Tentyra geboren;
Und jede Stadt im ganzen Land
Hat Einen doch zur Schau gesandt,
Ihr göttliches Recht zu bekunden.

Und schimmernd ruhen über dem See
Die elysäischen Felder,
Dort schrecket der Tempel der Hekate,
Da wehn ihre schaurigen Wälder,
Das Labyrinth droht ernst und schwer,
Und still vom stillen Lethe her
Schifft Charon näher und nahe.

Und kaum hat die Menge den Fährmann beschaut,
Der gelandet im traurigen Nachen,
Da wird es vom Nil her lauter und laut,
Wie die Wogen des Meeres erwachen;
Doch schnell verstummet, wer es sah,
Wie groß und nichtig ihm geschah,
Vom Glanze der Bahre getroffen.

Es treten die Weiber, die Priester herein
Mit ernstem, gehaltenem Schritte,
Und räuchern und sprengen, und beten und weihn,
Und stellen die Bahr' in die Mitte;
Die Jünglinge, für jedes Land,
Des Gottes Sinnbild in der Hand,
Stehn rosig umher um den Todten.

„Wen bringt ihr uns“ — fraget der Richter Chor —
„Zu der Isis Tempelstufen?“ —
Da hebet der Priester den Mantel empor,
Da ertönt ein bewunderndes Rufen;
Des Todten bleiches Angesicht
Beschaut der ew'gen Sonne Licht,
Und die Sphinx mit göttlichem Lächeln.

„„Wir bringen den stillen König euch her,
Wo Jeder gleich ist — zum Seee,
Er braucht nur noch Eins, ein Grab — nichts mehr,
Doch wie ihr ihn richtet, geschehe!
Zu seiner Strafe, seinem Lohn,
Zur Scheu' und Ehrfurcht vor dem Thron,
Dem Volke zur Freud' oder Rache.

Vollendet empfanget ihr ihn, wie er war,
Erlegt von Osiris' Geschossen;
Sein Himmel ist aus, seine Erde, sein Jahr,
Sein mächtiges Walten geschlossen!
Kein Gott schenkt' Eine That ihm jetzt,
Ich nähm' ihm Eine! unverletzt
Ehrt Isis so ihre Todten.““ —

Da ersteht aus den Richtern ein Silbergreis
Und mahnt die Versammlung mit Ernste:
„Wer Gutes und Böses vom Könige weiß,
Und sei's der Geringste, der Fernste,
Der trete vor, und rühr' ihn an!
Das Todtenamt ist aufgethan,
Und jegliche Zunge gelöset.

In Linnen gewickelt ruhet er arm,
Gefordert von Thron und von Ehren!
Die Kraft der Sonne macht ihn nicht warm,
Er kann sich die Fliege nicht wehren!
Todt ist er, schaut! — in Isis Schoos
Kehrt nun der Mensch, allein und bloß,
Und die Götter nur können ihm helfen.

Das Urtheil über die Todten ist frei,
Und sei auch der Todte ein König;
Nur vor den Unsterblichen traget Scheu,
Wer vor Menschen sich scheut, den verhöhn' ich!
Weh dem, der falsches Zeugniß zeugt!
Weh dem, der Wahrheit arg verschweigt!
Er tödtet im Grabe den Todten.“

Und stockend hört es die wogende Menge,
Schaut auf den Richtling, und schauet sich um;
Und heimlich fragt es sich dumpf im Gedränge,
Doch Jeglicher schweigt, und bleibet stumm. —
Und wieder fragt er Weib und Mann:
„Klagt Niemand seinen König an?“ —
Da schweigt es nur tiefer umhinnen.

Und fordert dringender: „Herr oder Knecht,
Wer mußte vom Könige dulden?
Wem hielt er nicht Wort? Wem verhielt er sein Recht?
Wem blieb er verpfändet mit Schulden?
Wem that er wohl? Der schweige nicht!
Den König richten ist uns Pflicht,
Wir richten zum Heile des Volkes!“ —

„„Sie wissen““, spricht endlich der Hierophant,
„„Nichts Böses, noch Gutes zu sagen!
Hier stehn die Feldherr'n, Allen bekannt,
Die seine Schlachten geschlagen;
Die Freiheit gilt der Völker Blut,
Ihn zwang zum Bau nur Wasserfluth,
Er konnte kaum Altes erhalten.

Was ist's, wenn Alltägliches täglich gelingt,
Mit des Reichs unermeßlichen Schätzen?
Wer Großes und Herrliches viel vollbringt,
Muß Manchen erfreun und verletzen —
Doch zuckt kein Mund, kein Aug' wird naß!
Und gilt's sein Grab, so lob' ich das:
Er war beglückt von den Göttern!““

Da hält das Volk den Athem verkürzt
Vor dem Richterspruche mit Bangen:
Wird er in die Felsengruben gestürzt?
Wird er zum Grabe gelangen?
Denn unbestochen richten sie
Und unerbittlich Jeden hie,
Und der Gute nur wandelt hinüber.

„Zu herrschen ist unverdientes Loos“ —
Erhebet der Richter sich wieder —
„Vom Himmel fällt in der Könige Schooß
Die funkelnde Krone hernieder;
Selbst Weisheit und Gerechtigkeit
Bezahlen nicht das Purpurkleid,
Noch nicht das Vertrauen der Götter!

Die Sonne ist der Könige Bild!
Nicht prangt sie so hoch zum Spiele:
Sie erleuchtet, und lenkt, allmächtig und mild,
Die Kräfte der Erde zum Ziele;
Sie zwingt sie, Blumen vorzuthun
Und kann im Grabe noch nicht ruhn,
Ihr den Himmel mit Glanze zu schmücken.

Zwar was der Mensch auch Gutes geübt,
Das können nur Götter ihm lohnen —
Doch wer nicht geschaffen, nicht thätig geliebt,
Deß können wir Richter nicht schonen!
Und Er war König! büß' er schwer
Der Krone Loos mit Grabesehr!
Wie die Pflicht groß, ist das Gewicht groß." —

Da berühret den Todten ein dienender Greis,
Und spricht: „„Nun Ihr schon ihn gerichtet,
Erlaubt es mein Herz, ach, es machte mir heiß,
Doch zur Wahrheit sind wir verpflichtet.
Ich bin ein Sklav' aus Babylon,
Treu dient' ich seinen Aeltern schon,
Ihn rettet' ich einst aus dem Nile.

Da verhieß er mir dankbar über ein Jahr
Den Tag der Freiheit zu sehen!
Doch ist's, da er mein so gewohnet war,
Aus Liebe — bis heut nicht geschehen.'" —
Das Volk bezeugt, daß dem so sei.
Der Richter ruft: „Geh, du bist frei!
Vollstreckt, was die Urne gesprochen!" —

Da werden die Priester zu Schergen, da wird
Sein purpurner Mantel zerrissen,
Sein Scepter zerbrochen, der splitternd klirrt,
Sie werfen die Kronen zu Füßen.
Und Jeder steht, als ob er schlief',
Und schämt sich statt des Königs tief,
Und preiset das Loos der Kleinen.

Und siehe! da regt sich die Mumie sacht,
Und zuckt, und dehnt die Gewänder,
Wie im Lenze die Chrysalide erwacht,
Still drängt sie und sprenget die Bänder;
Und wie die braune Hülle springt,
In goldnem Unterkleid sie blinkt,
Und richtet sich auf in der Bahre.

Die Priester fasset Entsetzen und Graus,
Bleich stürzen die Nächsten zur Erde,
Die Nahen drängen die Fernen hinaus
Mit wehrender Schreckensgeberde;
Die Weiber hüllen fest sich ein,
Der Kühnste starrt ihn an, wie Stein,
Dumpfmurmelnd: Wer hat ihn erwecket?

Da rufet die Stimme: „O fliehet nicht!
Ich bin euer König, und lebe!
Ein wacher Zeuge von meinem Gericht,
O sehet, ich weine, ich bebe!
Doch besser jetzt in Schmach vor euch,
Als ewig einst im Todtenreich
Mein Bild mit Schande beladen!"

Da fassen sie Muth: O seht ihn, er weint, —
So lebt er! — ihr flohet vergebens —
Denn wenn ein Kind auf Erden erscheint,
So weint es zum Zeichen des Lebens!
Drum nahet, helft ihm! ach, er weint,
Ein König hat ja keinen Freund,
Dann hören wir, wie es geschehen.

„Ja", spricht er, „ein König hat keinen Freund!
Doch hatt' ich eine Geliebte,
Die groß und unsterblich mit mir es gemeint,
Wenn begnügt ich an Kleinem mich übte!
Und war ich fröhlich — weinte sie,
Und deutete mir spät und früh
Nach dem See und den Pyramiden!

Denn ein edles Weib ist göttlicher Art,
Sie ist Feuer der Helden und Leben!
In ihr ist das Schönste der Erde bewahrt,
Wen sie lieben soll, muß es erstreben!
Aus Furcht für mich sann sie die List:
Stirb! überzeug' dich, wie du bist,
Und höre die Stimme des Gottes.

Denn Alle wissen, wie Einer ist,
Klar steht er da, wenn sie es sagen!
Drum hört' ich euch, was ihr vom Könige wißt,
Dem Lebenden frommt noch dies Wagen;
Was Rechtes, Wahres, Großes lebt,
Wohin der Gott mit Menschen strebt,
Beim Volke kannst du's erfragen."

Und ein heller, ein tosender Jubel wird kund,
Hoch sieht man die Hände sich heben!
Froh schallt aus der Todtenrichter Mund:
„O König, es sei dir vergeben!
Das Gute schaff' auf deiner Bahn!
Dem Herrscher künd' ich Großes an,
Der Wahrheit hört und ihr opfert."

Da winkt er Rhodope, die schöne, heran
Mit ihren und seinen Knaben,
Und nimmt sie zu Memphis' Königin an,
Und der Isis weihet er Gaben.
Im Triumphe begleitet das Volk ihn zurück,
Und wünschet sich laut zu dem Könige Glück,
Der Weisheit kaufte für Wahrheit.

---

306. Sappho und Phaon.

„Darf noch Sappho dir sich nahen?
Zürnst du? — ich bin wieder da!
Phöbus, deine Augen sahen
Was ich that, was mir geschah!
Abgefallen, abgefallen,
Himmlischer, von dir, von dir,
Lebet' er nur, er von allen,
Nur der Götterschatten mir!

Die ich wie die Schwalbe fröhlich
Unter jedem Dache sang,
Wie die Frühlingslerche selig
Mich durch deinen Himmel schwang,
Wenig Speis' in grünen Saaten
Lieblich da verborgen las,
Wie die Nachtigall, verrathen
Durch ihr Lied, in Büschen saß.

Leicht, in unverdeckter Schlinge,
Fing er lockend mich, wie sie!
Daß ich in der Hand ihm singe,
Mit dem Flüchtling flüchtig zieh'!
Ihn bestach der Ruhm des Weibes,
Ihn der Preis der Dichterin;
Hielt der Reiz des jungen Leibes,
Nicht Apollon's Priesterin!

Und auch süß, doch kurz, bestrickte
Mich des Weibes Eitelkeit,
Die sich dem, den sie entzückte,
Sinnlos sich vergeudend, weiht'!
Weiblich hat das Weib gefehlet,
Schönheit-stolz wie Helena;
Schwer es büßend, schamgequälet
Knie' ich dir auf immer da!

Einem, Einem zu gehören,
Sei's der Schönst', ein halber Gott!
Einen lieben, Einem schwören,
Thorheit, Wahnsinn, trunkner Spott!
Eros' Binde um die Stirne,
Zeus' urschöne Welt nicht sehn!
Einen Traum nur im Gehirne,
Blind und rasend untergehn!

Nicht des reichen Geistes Blitze
Sah er, nur den schönen Leib!
Und ermüdet vom Besitze
Floh er — nur das Erdenweib!
Da, da zeigte dein Erbarmen
Mir die kleine Leidenschaft!
Denn sein stürmisches Umarmen
Band auch meiner Flügel Kraft!

Ausgedürstet, ausgewüthet,
Nach der Liebe süßer Lust,
Was der Jugend Jugend bietet,
Hat die schönheitstrunkne Brust;
Wie den Flammendurst der Becher
Stillt, der Blitz sich selbst verzehrt,
Nüchtern wieder sich der Zecher
Zecht, der Most sich helle gährt!

Welche Last ist mir entnommen! —
Einmal war ich nur ein Kind,
Das, in Iris' Thor zu kommen,
Athemlos sich lief im Wind!
Das, vom Anschaun ungerühret,
Stets die schönsten Blumen brach;
Bitter sie zum Munde führet',
Oder pflanzt' im Beetvermach.

Das die volle Frühlingserde,
Baum und Häuschen, Thal und Berg
Mit dem Hirten sammt der Heerde,
Wie ein zartgeschnitztes Werk,
Kindisch wünschte heimzutragen,
Wie's auf goldner Schüssel stand!
Mitzuziehn im Sonnenwagen,
Auf nach ihm die Händchen wand!

War ich denn dem Schönen näher,
Nahe, als wir fest umarmt,
Lipp' an Lippe weh und weher,
Brust an Brust wie Schwän' erwarmt?
Und genoß ich da noch, trunken,
Seinen himmlischen Gesang?
Da in Nebelgluth versunken,
Seinen Wuchs und Göttergang?

Schönem nahst du mit dem Fuße
Nicht, dein Arm es nicht erwirbt!
Nie besessen im Genusse,
Schmähst du's frech, es flieht, es stirbt!
Mit dem Danaiden-Siebe
Schöpfest du der Sonne Bild!
Doch ein Andres ist die Liebe,
Und ein Andres, was sie stillt!

Heil'ge Schönheit, bleibe immer
Reizend fern mir! Du, Natur,
Oeffne prangend mir im Schimmer
Deine Thäler, deine Flur,
Und dahinter ziehe luftig
Deiner blauen Berge Macht,
Und zu meinen Füßen duftig
Sprosse deiner Blumen Pracht!

Nun in würdigem und reinem
Anschaun, steh' ich in dem Glanz
Alles Schönen, dein' und meinem!
Meiner Lieb' ist's gleich und ganz.

Hier, o hier in meinem Busen
Ruht sein Spiegel, strömt sein Quell,
Selig durch die Gunst der Musen
Schöpf' ich ihn mir frisch und hell.

Heil mir, daß ich Etwas habe,
Mit dem Liebe dauernd lebt!
Dem auch Liebe nicht zum Grabe
Wird, es nicht mit mir begräbt.
Goldne Flügel kann ich schwingen,
Göttern darf ich nahe seyn!
Und wenn alle Musen singen,
Schweiget Sappho nicht allein.

Meiner Liebe Göttersiegel
Drückt' ich ihm auf seine Brust;
Nur ein todter erzner Spiegel
War er meiner Seel' und Lust;
Ich war seiner Schönheit Sonne,
Ich war seines Herzens Herz,
Mein war seines Lächelns Wonne
Und sein Blick mein Schönheitsschmerz.

Meine Strahlen saug' ich wieder,
Meine Gluthen in mich ein!
Wie der Altmond geht er nieder
In der Wüste ohne Schein.
Ich — ich bleibe zu beglücken,
Glücklich selbst noch überreich,
Und Begeistrung und Entzücken
Flammen in mir ewig gleich.

Nieder rausch' ich in die Wasser
Wie ein sprühend-glüh'nder Stahl,
Und ich kehre wieder — blasser,
Aber rein von meiner Qual!
Denn das Gift aus Eros' Pfeilen
Weg spült Amphitrite's Schooß;
Wer von Liebe sich will heilen,
Ist schon halb der Liebe los!

Neugeweiht durch diese Stunde
Wählst du mich, im Herzen dein,
Wieder keusch zu deinem Munde
Und zur Schwester mich die Neun!
Allen edlen Seelen theuer
Kennt das Volk mich, was ich bin,
Stolz an meiner Lieder Feuer
Wieder Deine Priesterin!

Tausend Sonnen voller Glanze
Schau'n mich aus der Zukunft an,
Lockend mit dem Lorbeerkranze
Eines neuen Lebens Bahn!
Kundig werden meine Schwächen —
Und mein Sieg, der Phaon reut!
Denn gerechte Götter rächen
Schuld auch, die der Mensch verzeiht!" —

Ruhig tritt sie aus den Hallen,
Lächelnd auf den Felsenhang,
Blumen streut sie, und sie fallen
Schwebend, augermüdend lang;
Denn in schwindelnd schroffer Tiefe
Ruhet Amphitrite's Schooß,
Und ihr däucht, als ob sie riefe,
Und sie schlingt die Haare los.

„Phöbus sinkt; aus Rosengluthen
Wölbt er leuchtend sich ein Grab,
Wölbt's hinunter in die Fluthen,
Ründend, tief wie hoch hinab;
Selbst die Schwalbe stürzt getrogen
In den Himmel drunten sich,
Doch aus den kristallnen Wogen,
Triefend, schwirrt sie wunderlich.

Lieblich schmückt er ihr, zum Muthe,
Selbst das Schrecken, stillbewußt. —
— Freudig zähle stets der Gute
Auf den Einklang jeder Brust!
Jeder Gott kommt ihm entgegen,
Beut ihm freundlich Hand und Macht;
Gutes ist auf allen Wegen
Vorbereitet, vorbedacht."

Also spricht sie, und mit Thränen
Sieht sie Phöbus untergehn;
Seinen Hauch nun, wie ein Sehnen,
Fühlt sie leis ihr Haar umwehn;
Und da hört sie ‚Sappho!' tönen —
Phaon ist es, der sie ruft —
Und enteilend dem Versöhnen
Springt sie in die dunkle Gruft.

Und er naht, von Schreck gebunden —
Reue trieb ihn zu ihr her —
Er erbleicht, sie ist verschwunden!
Und er eilt hinab zum Meer.
Da, vom Schiffer aufgefangen,
Ruht sie auf smaragdnem Gras,
Anadyomene! — Wangen,
Stirn und Lippe blüthenblaß.

Schöner hat er nichts gesehen,
Als ihr Antlitz, ernst und klar,
Schöner nichts, muß er gestehen,
Als den Arm, ihr feuchtes Haar.
Seinetwegen ist's geschehen,
Ihn begrub sie in Gefahr!
Und vor Schmerz will er vergehen,
Daß sie einst die Seine war.

Ihre Mädchen, froh geschäftig
Stößt er — selbst Melitta — fort!
Diese zeiht er, laut und kräftig,
Schuldig an dem Liebe-Mord!
Reuig sinkt er ihr zu Füßen,
Er umfaßt den schlanken Leib,
Ihre Lippen will er küssen —
Da erwacht das Götterweib.

Leuchtend kehrt ihr Geist zurücke —
Das ist seine Sappho nicht!
Und er lies't in ihrem Blicke,
Die erröthet, sein Gericht.
Himmlisch über ihn erhoben
Liegt sie vor ihm, sichtbar, nah,
Milden Glanz um sie gewoben —
Doch ihm unerreichlich da.

Nun erst hat er sie verloren,
Nun erst schaut er, wer sie ist,
Und verwünscht sich laut, den Thoren,
Der sie um ein Kind gemißt!
Von Anteros' Pfeil verwundet
Stürzt er sich ins Meer hinab,
Und wo Sappho leicht gesundet,
Findet er ein schweres Grab.

307. Die Ladung vor Gottes Gericht.

„Zu Hülfe! — Mörder! — Verschont mein Leben!
Ich bin des Königs vertrauter Freund:
Don Benavides!" — „„Den suchen wir eben!
Dich, welchen das Volk der Mauren meint!
Uns auszurotten hast du ihm gerathen,
Da nimm den Lohn für deine Thaten,
Dein eigenes Schwert, das uns gedroht,
Geb' ewiges Schweigen dir, ewigen Tod!"" —

Und mit dem entrissenen Schwert durchstochen
Schreit Benavides gräßlich laut.
Die Mauren spotten: „„Gethan, wie versprochen!""
Und flieh'n, in der Sturmnacht ungeschaut,
Vom nahen Palast des Königs entrinnend,
Durch Martos Straßen das Feld gewinnend,
Durchschleichend mit klopfendem Herzen das Thor,
Sich rettend, zum Drachenfelsen empor.

Auf den Mordschrei kehren die edlen Brüder,
Juan und Pedro Carvajal
Vom Heimweg aus dem Palaste wieder,
Zur Hülfe bereit mit der Klinge Strahl —
Da sehn sie schon Benavides erblassen,
Den sie bei'm König so eben verlassen;
Beschienen von des Palastes Licht
Erkennen sie ihres Feindes Gesicht!

Sie ziehn ihm, erbarmend, den Stahl aus dem Herzen
Und stehn von dem raschem Tode gebannt;
Da kommen die Diener mit Fackeln und Kerzen,
Da kommt der König, das Schwert in der Hand;
Und liebend an seinen Arm gehangen,
Von Furcht für ihn und von Zagen befangen,
Naht seine Tochter zugleich dem Kreis,
Drin fleht sie wie die Lilie leis.

„Was nutzt dem Todten das leere Beklagen!"
Spricht endlich der König. „Hört es all':
Ihr habt mir meinen Freund erschlagen,
Ihr stolzen Brüder Carvajal!
Ihr wart ihm Feind'! Ihr seid ergriffen
Auf warmer That! Seht scharfgeschliffen
Das Richtschwert auch! — Bei meiner Macht,
Ich räche den Freund, noch diese Nacht!"

Und tiefer redet er sich in die Rache
Und heischt: „Greift, bindet sie, unverschont!
Und zum Felsen empor, wo einst hauste der Drache,
Die grausende Spitze bescheint noch der Mond;
Ich mache Gesetze, Ich bin die Gerichte,
Und keine Gnade vor meinem Gesichte!
Dort sitz' ich zu Recht: — dort stürzt sie hinab!
Dort finden die Freunde der Feinde ihr Grab!"

Da wirft sich die Tochter, bestürzt, ihm zu Füßen
Und fleht: ‚Mein Vater, der Kläger bist du?
Ach, sollen die Ungehörten büßen?
Die du beschuldigt, die strafest du?
Unüberzeugt und unvertheidigt,
Die nimmer das ärmste Kind beleidigt!
Mein Vater, mich fasset ein Grausen um dich,
Erhöre dein Kind — dein Kind bin ich!'

Doch der Vater stößt das Gefäß des Degens
Ihr laut vor die Stirn, daß sie blutet und schweigt,
Und er spricht, nicht achtend des besseren Regens,
„Sie stehen verstummt — ich bin überzeugt!" —
‚Sie stehen sprachlos' — so flüstert sie leise —
‚Vor solcher Beschuldigung, solcher Weise!
Sie fürchten nur mir noch weher zu thun,
Drum siehst du sie schwer auf sich beruhn.'

Der König lächelt mit Grimm und höhnet:
„Ich kenne die Menschen; du siehst sie — blind;
Damit dich der Schuldigen Tod versöhnet,
So kommst du mit mir auf die Felsen, du Kind!" —
Da rufen die Brüder: „„Du sollst uns nicht beugen!
Wir sind unschuldig, Gott wird es bezeugen!
Gesetz von nur Einem ist Tyrannei,
Auch ob es der menschlichste König sei!""

Der König winkt nur zum Gang auf die Zinnen —
Und alle das schmachgewohnte Gesind'
Vollstreckt des frechen Willens Beginnen,
Von dumpfem uraltem Gehorsam blind.
Und vom Markt weg versetzt des Einen Wille
Die Menge hinauf in die Bergesstille
Wie Geister; und wie durch Zauberschlag
Wird hoch auf dem Felsen greller Tag.

Und nah hier ziehen die Wolken droben,
Rings funkelt der Sterndom feierlich;
Irr flattern die Adler, hinweggestoben,
Irr bergen die Eulen im Finstern sich;
Und an des geflohenen Wolfes Stelle
Sitzt stumm der König in Fackelhelle,
Und höher noch, hoch auf dem Drachenhaus
Schau'n, liebend umarmt, die Brüder hinaus.

Da ergreift sie allmächtig das schöne Leben,
Und plötzlich ist Alles ausgethan;
Die freundliche Erde dahin zu geben
Wird Ernst und Wahrheit auf kurzen Wahn: —
„„Dort ruht die Mutter in süßem Schlummer,
Die morgen weint in bitterem Kummer!““
„Dort schläft mein Weib und mein rosiges Kind!
Die morgen Wittwe und Waise sind.“

„„O siehe: ein Mondregenbogen
Steht über unserem Jugendthal
Auf Donnergewölk sanft hingezogen —
Ach, alle Lust vergeht in Qual!““ —
Und Gott anflehend vor Menschengrimme
Ruft Juan mit feierlicher Stimme,
Und die Steine rufen's im Todesgrund —
Zum Könige laut mit begeistertem Mund:

„„Ich lade dich vor Gottes Gerichte,
O König, der hier nur König heißt,
Ich lade dich aus dem Traumgesichte
Vor Gottes allesdurchdringenden Geist!
Am dreißigsten Tage sollst du erscheinen
Vor seinem Richterstuhl, dem reinen,
Vor Ihm, der jeden Gedanken kennt,
Und jeden Frevel bei Namen nennt!

Und die da, menschlicher Macht enthoben,
Gebaren, wie ohne Menschen und Gott,
Die haben einen Richter droben,
Der haucht ihr Wesen zu Schand' und Spott!
Du, der da sinnlos ein Volk vernichtest,
Sieh zu, wohin du vor Gott dich flüchtest!
Wir bestehn vor Gottes Richterstuhl,
Du aber stürzest zum Höllenpfuhl““. —

Und eh' sie der Henker gestürzt in die Klüfte,
Schon sind sie verschwunden. Und Jeglicher lauscht: —
Ihr Mantel durchsaust die Nebellüfte,
Wie ein Adler, aus Wolken sich stürzend, rauscht:
Und in das athemlose Schweigen
Und in das scheue Hinunterbeugen
Dumpf aus dem Abgrund dröhnt es empor,
Und der Schall zerreißt jed' menschliches Ohr.

Da spricht der König, geheim erglühend:
„Am Ende der Welt ist das Weltgericht!
Mit Einzelnen, ihn voraus bemühend,
Befaßt sich der Vater des Lebens nicht —
Sein Sohn nur richtet dereinst uns alle,
Der einst auch ein Mensch war, wie wir alle —
Ich spreche der nichtigen Ladung Hohn!
Was wäre ein König sonst auf dem Thron!“

Da donnert es leis, tief murrend und mahnend
„Die Ladung drang zu dem Richter empor!“
Und alle beben. — Da treten ahnend
Die beiden Mauren zum König hervor:
„„Wir haben den Benavides erschlagen;
Du sollst dich nicht an die Unschuld wagen!
Denn über die Freunde — träumten wir nicht —
Hier sitzest du rasch zu falschem Gericht!““

Kein Mund antwortet den Mauren erschüttert,
Kein Ritter bewundert den Edelmuth!
Laut donnert es nah, der Fels erzittert,
Dem König stockt sein schuldiges Blut;
Laut schreit sein Kind, um den Vater geschlungen,
Und wieder die Hände zum Himmel gerungen;
Die Fackeln verlöschen im Regenguß
Und die Eulen krächzen den höllischen Gruß.

Nichts sagt der König, als: „Geht sie begraben!“
Dann sitzt er im Finstern fühllos durchnäßt
Bis endlich zum Morgen; umschwärmt von den Raben
Weint bei ihm die Tochter im sausenden West;
Sie fühlt um des Vaters Mord die Schmerzen,
Sie trägt die Furcht um den Vater im Herzen,
Denn alles, was ihren Lieben geschieht,
Das fällt auf der Frauen göttlich Gemüth.

Stumm bricht der Geladene auf von der Stelle
Nach Alcandete, der Mauren Hort;
Um Gott zu gefallen, droht er die Hölle
Nicht-christlichem Volke, Brand und Mord —
Doch über der Stadt wehrt, strahlenversenkend,
Das Sonnenschild Gottes ihm, heilig-blendend,
Da erschrickt er vor Gott, der ihn schaut, und flieht
Zurück nach Jaen, todtkrank im Gemüth.

Und dreißig Sonnenblumen erwählet
Die Tochter im Garten; und jeden Tag
Bang köpft sie Eine. Die Bleibenden zählet
Sie ängstlicher jeden Glockenschlag;
Sie führt ihm den Becher bittend zum Munde,
Preist Gottes Gnade zu aller Stunde;
Sie trocknet dem Träumenden sanft die Stirn
Und weint, wenn er stöhnt aus brennendem Hirn.

Und als nur noch drei Blumen stehen,
Versagt ihr zum Blumenmorde die Hand;
Da ist es der liebenden Seele geschehen,
Da wird zu Wahn ihr Sinn und Verstand;
Sie verjagt von des Vaters Lager die Pfaffen,
Die, verstummt vor Gott, ihm nicht Rettung schaffen,
Zertrümmert das Tabernakel, und spricht:
‚Gott fürchtet vor Licht und Juwelen sich nicht!

Sie fürchten sich alle vor Gottes Größe,
Wer wagt ein Gebet zu ihm — für dich?
Sie fühlen sich nichtig in ihrer Blöße,
An Heilige keck nur wagen sie sich!
Und bist du nun todt — von Gott gerichtet,
Dann scheu'n dich die Priester. Ein jeglicher flüchtet
Vor dir, und bei Einem Licht in der Nacht
Wirst du mit Grauen zur Gruft gebracht!'

Und als nur die letzte Blume geblieben,
Da rauscht es von fern, da blitzt es sie an,
Rings sieht sie den Himmel sich wölken und trüben,
Schwer rollet der Donner grausend heran —
Da hält sie der Vater sich fest in den Armen,
Doch fleht er zu ihr: „Hab' mit mir Erbarmen!
Bei Gott nur ist Gnade — er ruft mich, so lind!
Drum laß mich! — Ich komme! — Komm mit! — Geschwind!“

Und sinnlos starrt sie hinauf in die Blitze
Und schaut des Gottes blendenden Thron,
Und schaut die Kläger auf goldenem Sitze,
Und schaut den Vater — erwartend den Lohn —
Jetzt strengt sie sich an voll glühendem Schämen,
Des Gottes Richterspruch zu vernehmen —
Da stürzt sie todt auf des Vaters Leiche *)
Mit bleichem Antlitz auf das bleiche.

---

*) Der Geschichtschreiber Ferreras, der diese Begebenheit uns überliefert, sagt zugleich, daß der König von Kastilien, Ferdinand der Geladene, genau am Termintage, dem dreißigsten nach der Ladung vor Gottes Gericht (am 17. September 1312), gestorben.

Georg Friedrich Treitschke,

geboren 1785 (oder 1776) in Leipzig, betrat frühzeitig die Bretter, welche die Welt bedeuten, folgte dann einem Rufe als Hofoperndichter und Regisseur nach Wien, gab hier 1805 mit K. Streckfuß, und 1808 mit A. Kuhn einen „Musenalmanach“ heraus, war (seit 1811) Vicedirektor und Direktor des Theaters an der Wien, wurde später Konsulent und Oekonom der k. k. Theater, und starb daselbst 1842.

* * *

Treitschke hat sich durch Uebersetzungen und Verfertigung mehrerer, zumeist komischer Operntexte in der dramatischen Literatur einen Namen gemacht. Unter andern gehört ihm an die gern gesehene Bearbeitung des Holberg'schen „Zinngießers“, und der Text zu dem von Beethoven komponirten „Fidelio“. Rühmlicher machte er sich jedoch bekannt durch die Fortsetzung des, von dem bekannten Hofschauspieler Ochsenheimer in Wien begonnenen, Werkes: „Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge“. — Seine lyrische Muse anlangend, so zeugen manche ihrer phantasiebelebten Gebilde, insbesondere die hier mitgetheilten, von geläutertem Geschmack, warmer Natursympathie, sinnigem Auffassungs- und kräftigem Gestaltungsvermögen.

Seine Schriften sind:

Singspiele; nach dem Französischen. 5 Bde. Wien 1808.

Gedichte. Das. 1817. — Desgleichen, mit Bildniß und Facsimile. Ebd. 1841.

Mariana. Schauspiel in 5 Akten; frei nach dem Englischen des James Sheridan Knowles. Ebd. 1838.

Des Stranders Tochter. Schausp. in 5 Aufzügen; frei nach Knowles. Ebd. 1840.

Naturhistorischer Bildersaal des Thierreichs. 2 Bde. Pesth 1840.

Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge. 2 Thle. Ebd. 1841.

308. Polychloros.*)

1.

Heute, wo der Spätherbst scheidet,
Spärlich nur die Sonne lacht,
Bricht in's Leben Polychloros
Aus der Chrysalide Nacht,

Fliegt hinab, hinan durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur;
Aber reizlos, gelblich trauernd
Starret ringsum die Natur.

Matt vom irren, langen Wandern
Weilt er auf entlaubtem Baum,
Putzt die Aeuglein mit den Füßen,
Möcht' erwecken dunklen Traum;

Denn ihm ist: als andres Wesen,
Einst in einer andern Welt,
War ihm, was er jetzt vermisset,
Reich und herrlich beigesellt.

Damals sah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr sind,
Und die Sonne schien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine Flügel,
Doch auch keiner Wünsche Qual;
Wenige verschlungne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm Brüder
In geschloßnen, engen Reih'n;
Jetzt auf ungemeßner Weite
Ist er einsam und allein.

Also blickt die Sehnsucht düster
Nach vergangner Tage Zier.
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
‚Polychloros, flieh von hier!

Nicht verschwende Zeit und Kräfte,
Kämpfend gegen dein Geschick;
Was du schlummernd einst verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!‘

Dort der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf.
Ungestörte stille Ruhe
Folget freudeleerem Lauf.

2.

Winter ist vorübergangen,
Frühling nahet schmuckbekränzt:
Knospen schwellen voll Verlangen,
Primeln stehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder:
Käfer, Bienen summen schon,
Fische schwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neu die Lieder,
Die mit ihnen weit entfloh'n.

Auch zu Polychloros' Zelle
Dringt des Zaubers starke Macht;
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle
Küßt ihn eines Zephyrs Welle,
Und er regt sich, — dehnt sich, — wacht!

Schlüpfet taumelnd vor in's Freie,
Sieht die theure Kinderwelt:
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles festlich aufgestellt.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur,
Schaut, und kann nicht satt sich schauen,
Mag sich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehl' ihm nur!

*) Papilio Polychloros (Rüsternfalter), ein bekannter Tagschmetterling, der zuweilen noch spät im Herbste die Puppe verläßt, schlafend überwintert und erst im folgenden Frühjahre den Zweck der letzten Verwandlung erfüllt.

„Wem gehört die dunkle Hülle,
Die sich ungeduldig rührt?
Lauschen will ich leis und stille,
Welchen Zweck sie wohl erfülle,
Ob sie auch den Frühling spürt?“

Jetzt, o jetzt! die Schale spaltet, —
Polychloros sieht sein Bild,
Das sich regsam, rasch entfaltet,
Mit den Schwingen wogt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechselworte schnell entbrennen:
„Liebchen, sprich, wie kenn' ich dich?“
„„Dich auch, Lieber, soll ich kennen!““
„Immer möcht' ich mein dich nennen.“ —
„„Immer dein, so nenne mich!““

Und noch vor dem Mittagsstrahle
Hat er sich die Braut errafft,
Tanzt mit ihr im goldnen Saale,
Ißt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerstaub und Honigsaft.

Wie sie küssen, flattern, ringen, —
Nehmen, was Natur gebot!
Höher kann nicht Wonne dringen! —
Abends, wenn Cicaden singen,
Sind die Engverbundnen todt.

---

309. Sophokles.

Zum Markt, wie Ueberschwemmungswellen,
Wogt hin die Menge von Athen.
Die Väter nehmen ihre Stellen
Auf Stufen hoch und allgesehn.
Dumpf murmelnd tönt von Mund zu Munde
Prophetisch Urtheil den Partei'n; —
Und forderst du des Streites Kunde,
So mußt du wohl ein Fremdling seyn.

Hör' staunend: Sophokles, den Dichter,
Ruft heut sein angestammtes Blut,
Ruft Jophas schamlos vor die Richter
Um eitlen Goldes wilde Wuth.
Er klagt: „Ein hundertjährig Leben
Hat bis zum Kind den Greis geschwächt;
Dem Enkel sinnet er zu geben
Das Erbtheil, seines Sohnes Recht.

Und das Gesetz, es möge walten,
Das dem Gekränkten Hülfe beut,
Und unter sicherm Schirme halten,
Was sonst der Irrende verstreut.“
So Jophas. — Der Beklagte weilet, —
Verwehrt ihm Schuldgefühl zu nah'n?
Da zeigt die Menge, weit getheilet,
Des Allverehrten Kommen an.

Sein Haupt umlocken Silberhaare,
Nach innen flieht sein ernster Blick;
Den Körper beugen nicht die Jahre,
Nur heute beugt ihn das Geschick.
Der Enkel wandelt ihm zur Linken,
An Jophas streifen sie vorbei,
Und wie die Väter Stille winken,
Tritt vor der Greis, und redet frei:

„„Oft stand ich schon in deiner Nähe,
Hellprüfender Areopag!
Vergönne, daß zurück ich sehe,
Mich stärkend für den heut'gen Tag.
Hier lächelte mir deine Gnade,
Als ich, der Jüngling, Reigen sang,
Da, unsern Salamis' Gestade,
Themistokles den Perser zwang.

Als Feldherr sah des Mannes Stärke
Hier tapfrer Thaten Ernte steh'n;
Hier las der Dichter seine Werke,
Die preisgekrönt zur Nachwelt geh'n.

Und ob ein hundertjährig Leben
Mich wirklich hat zum Kind geschwächt —
Deß will ich jetzt die Antwort geben.
Hör' Volk! Dann, Väter, wählt das Recht!““

Und spricht's, und eine Rolle rauschet,
Die Sophokles' Gewand umschloß,
Und jeder Bürger steht und lauschet
Dem Oedipus auf Kolonos.
Das Schicksal treibt den blinden Armen
Hinan zum Eumenidenhain;
Die Töchter haben mild Erbarmen,
Der Söhne Herz ist kalter Stein.

Und Theseus, vom Gefolg verkündet,
Des Aegeus edler Sproß, tritt auf,
Und sorgt, daß Schutz die Schwäche findet,
Und sicher ruht des Wandrers Lauf.
Er ladet Oedipus, zu wohnen
Im Lande, das er selbst erkor,
Im Land, da alle Reize wohnen,
Das wechselredend malt der Chor:

‚Lob sei Athen's beglückten Auen,
Um die ein ew'ger Frühling weht,
Wo Garben sich auf Garben bauen,
Und Wein in reichen Ranken steht;
Wo Nachtigallen flötend singen
Am kühlen Bach im dunkeln Thal,
Dahin nicht Mittagsgluthen dringen,
Wo Fische spielen sonder Zahl.

Wo die Narzisse Balsam streuet,
Des Krokos goldne Flamme glüht,
Aus Quellen sich der Strom erneuet,
Der Lorbeer und die Myrte blüht;
Dort, wo des Oelblatts Silberrauschen,
Minervens dankbar eingedenk,
Wo flüchtig scheu die Rosse lauschen,
Poseidons gastliches Geschenk.‘

Noch ist der Päan nicht geendet,
Der Heimat Schmuck nicht ganz enthüllt,
Als sich das Volk zum Greise wendet,
Und Jubel rings den Markt erfüllt.
Der liebend sang von Lust und Leben,
Der heiß empfindet Schöpfungspracht,
Ob Schnee den Scheitel längst umgeben,
Dem blieb die männlich starke Macht.

Mit nie erschollner lauter Stimme
Fährt Sophokles im Lesen fort.
Von Oedipus' gerechtem Grimme
Spricht donnernd das gemeßne Wort.
Das Volk, das näher vorgedrungen,
Zieht sich zurück, von Schrecken bleich.
Hier Jophas, — flüstern alle Zungen, —
Ist jenem Polynikes gleich.

„Weh dir! die bittre Wahrheit höre,
Die tief dein Herz verwunden soll:
Zum Spott ward dir des Vaters Ehre,
Du bist am Ziel, das Maß ist voll!
Wenn Dyke Zeus zur Seite thronet,
So treffe dich ihr Blutgericht;
Wenn Milde selbst im Orkus wohnet,
So finde du nur Milde nicht!

Nie sei das Glück mit deinen Wegen,
Die frech durchkreuzen meine Saat;
Dein Zweig entbehre jeden Segen,
Den ich für meinen Stamm erbat!
Blind wüthend löste dein Beginnen
Des Blutes Band für immer auf.
Verfluchter Sohn! Entfleuch von hinnen,
Und ende schmachvoll fern den Lauf!'

Nicht weiter liest der Greis; — er winket —
Drei Sklaven treten schnell herein
Mit Körben, deren jeder blinket
In Gold und Silber und Gestein.
Vor Jophas bleibt das Erbtheil stehen,
Der keinen Blick vergönnt der Last;
Er heult und wüthet, — Alle sehen,
Wie der Erynnen Hand ihn faßt.

Kein Spruch ist Noth! Des Volks Gedränge
Jauchzt dem gewalt'gen Sänger Heil.
Die Kunst der gottgesandten Klänge
Wird bald des Enkels schönres Theil.
Doch Jophas stürmet hin und wieder,
Nach Kolonos, dem Abgrund zu,
Und selbst zerschmetternd seine Glieder
Gewährt ihm Tod allein die Ruh.

Otto Heinrich Graf von Loeben,

geboren den 18. August 1786 zu Dresden, war der Sohn des in den Reichsgrafenstand erhobenen kurfürstl. sächsischen Kabinetsministers und Staatssekretärs der innern Angelegenheiten, Otto Ferdinand v. L., der 1804 starb. Im Hause seiner Eltern erzogen und unterrichtet, bezog er im letztgenannten Jahre die Universität Wittenberg, um sich den juristischen Studien zu widmen, die ihm jedoch wenig zusagten. Reichere Nahrung fand seine Neigung für die schönen Wissenschaften in Heidelberg, wohin er sich nach Vollendung seines Kursus in Wittenberg begab. Arnim, Clemens Brentano und Goerres gehörten hier zu seinen Freunden. In der Folge lebte er theils in Wien, theils in Berlin, wo besonders der vertraute Umgang mit La Motte Fouqué, auf dessen Schlosse zu Nennhausen er mehrere Monate rastete, seinen zur Romantik des Ritterthums schon früher gestimmten Geist zu manchen Schöpfungen und Entwürfen anregte, die dem damaligen Modegeschmack jenes beliebten Schriftstellers huldigten. Als Sachsen die Waffen gegen den französischen Usurpator kehrte, trat er begeistert in die Reihen des Banners und machte den Feldzug von 1813 und 1814 als Unterlieutenant unter den Fußjägern dieses Corps. So kam er nach Paris, wo er sich einige Zeit aufhielt, und kehrte nach Auflösung des Banners in die friedliche Musenstille zurück, die er theils in Dresden, im Kreise weniger Freunde, unter denen der treffliche Ernst Otto v. d. Malsburg zu nennen ist, theils bei seiner Mutter im Stifte Joachimstein bei Görlitz genoß, wo diese als Stiftshofmeisterin lebte. Im J. 1807 vermählte sich Loeben mit Johanna Viktoria Gottliebe, gebornen Gräfin v. Breßler, und ließ sich häuslich in Dresden nieder. Im Winter 1822 ward er plötzlich von einem schlagartigen Zufall getroffen, dessen Folgen bald nachher zwar beseitigt schienen, später aber sich als bleibend und um sich greifend zu erkennen gaben und seine ohnedies schwächliche Gesundheit gänzlich zerrütteten. Nach langen Leiden, und nachdem er noch ein Jahr bei seinem geliebten Justinus Kerner in Weinsberg eine magnetische Kur versucht hatte, starb er zu Dresden am 3. April 1825.

* * *

Graf v. Loeben, unter dem Dichternamen Isidorus Orientalis bekannt, gehört zu den späteren aber eifrigsten Anhängern der romantischen Schule. „Auf seine ersten literarischen Arbeiten (bemerkt sein Biograph Wilhelm Müller im ‚Neuen Nekrolog der Deutschen', III. Jahrg. 1825, Ilmenau 1827) haben die Gebrüder Schlegel und nachher Fouqué einen nicht zu verkennenden Einfluß geübt, und daher mag in denselben manches Unklare und Widersprechende zu erklären seyn. Jedoch war Loebens poetische Natur, in welcher das Herz die Phantasie nährte und erwärmte, auch ohne diesen Einfluß der Romantik des in Andacht und Minne wunderbar glühenden Ritterthums verwandt, und auch die südliche Ader in seiner Poesie ist nicht blos als eine abgeleitete aus Spanien und Italien zu betrachten. Loeben war wohl nur zu einem lyrischen Dichter geboren und als solcher hat er Ausgezeichnetes geliefert. In seinen Erzählungen ist er zu subjektiv, daher mangelt ihnen Haltung der Charaktere, der Handlung, ja selbst des Styls und man kann überhaupt, mit Ausnahme seiner Lieder, nur von schönen Stellen in seinen Werken reden, und diese schönen Stellen sprechen eben durch ihre lyrische oder subjektive Innigkeit und Gluth an. In seinen Liedern finden wir ihn ganz und rein wieder, Tiefe, Wahrheit und Wärme des Herzens, kindliche Unbefangenheit und das beseligende Gefühl des Aussprechens dessen, was das Innerste als einen theuern Schatz bewahrt hat. Seine Lyra ist nicht eintönig; sie umfaßt das leichte Spiel muthwilliger Tändelei, der jedoch nie die kindliche Arglosigkeit abgeht, bis zu den höchsten und tiefsten Akkorden der Ahnung und Anschauung des Unsichtbaren in uns und über uns." —

Unser Dichter — fügen wir bei — hatte unzweifelhaft manche Geistesverwandtschaft mit Novalis,

den er in früher Jugend zum Muster nahm. Doch weder er, noch andere Nacheiferer desselben, hatten eine Ahnung davon, daß dieser überschwengliche Geist, wie er der Erste war, auch der Letzte in seiner Sphäre seyn würde, die er nicht allein geschaffen, sondern auch ausgefüllt und geschlossen hatte. Loeben's blühendem Jugenderzeugniß „Guido" gelang es so wenig, wie den vorausgegangenen Dichtungen des Bundes jener befreundeten Geister: Ludwig Tieck, Friedrich Schlegel, Wackenroder u. A., die Welt poetisch zu machen. ‚Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen,' sagt Goethe. Ergriffen vom schaudervollen Ernst der Begebenheiten, vom Alpdruck der Zeit halb erstickt, verließ Loeben das Gebiet süßer Jugendfrühlingsträume und wendete sich mehr zur Wirklichkeit. Aber die mystisch-romantischen Lenztöne klangen noch immer geisterhaft durch seine neuen Lieder, wie abgeflatterte Blüthen, die sich im Sturme wiegen, weit weg vom Wipfel, dem sie entsproßen. — Zu den vortrefflichsten und feurigsten ihrer Art gehören die „Griechenlieder" desselben. Innig und reizend ist seine erzählende Dichtung „der Pilger und die Pfalzgräfin", ziemlich frei von den Fehlern der Schule; auch mehrere seiner Romanzen und Legenden empfehlen sich durch Zartheit, Anmuth und Wohllaut.

Seine Schriften sind:

Guido. (Ein Roman.) Mannheim 1808. — Neue Titelaufl. 1817.
Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. Ebd. 1808.
Gedichte. Berlin 1810.
Arkadion. Ein Schäfer- und Ritterroman. 2 Bde. Ebd. 1811. 12.
Deutsche Worte über die Ansichten der Frau v. Staël von unserer poetischen Literatur. Heidelb. 1814.
Die Hesperiden. Blüthen und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüths. Lpz. 1816.
Der Schwan. Poesieen aus dichterischer Jugend. Ebd. 1816.
Lotosblätter; Fragmente. 2 Bde. Bamberg 1817.
Rosengarten; Dichtungen. Leipz. 1818. (Daraus ist besonders abgedruckt: Cephalus und Prokris, ein romantisch-musikalisches Drama.)
Rittersehre und Minnedienst. Alte romantische Geschichten. Berlin 1819.
Die Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda. Eine romantische Geschichte. Altenburg 1821.
Der Pilger und die Pfalzgräfin. Ein Ritterlied. Heidelberg 1825.

---

310. Romanze von der weißen Rose.

Vor der zarten Donna Pura,
Still gewärtig ihrer Rede,
Lag der Page auf den Knieen,
Den ihr Gatte hergesendet.
Und sie hob die schönen Augen,
Ließ daraus zwei schwere Perlen
Thauen auf die weiße Rose,
Die um ihren Busen wehte:
„Nenne seiner Pura Namen,
Don Ramiro, deinem Herrn!
Diese weiße Rose bring ihm,
Die der Abenthau benetzte,
Sag' ihm, diese weiße Rose
Sei mein einz'ger Schmuck gewesen;
Weiter hab' ich nichts zu sagen,
Laß für mich die Rose sprechen;
Rothe Rosen, frische Rosen
Solle mir der Ferne senden." —

Und der Page ging von dannen,
Brachte dieses vor den Herzog,
Der, entfernt von seiner Pura,
Saß im Jagdschloß Leonella's.
Als der Herzog das vernommen,
Ließ er sich die Rose geben,
Füllte sie mit Edelsteinen,
Schickte sie ihr durch denselben.
„Macht mir Hoffnung Don Ramiro?"
Rief ihm Pura weit entgegen;
Doch der Page reicht ihr traurig
Das Geschenk statt aller Rede.
Halb entblättert war die Rose,
Halb versengt die zarten Aeste,
Ob sie gleich im hohen Glase
Von dem Herzog hergesendet.
Pura nahm die bleiche Rose,
Nahm die strahlenden Geschenke,
Und die Lichter ihrer Augen
Loschen aus in heft'ger Wehmuth.
Auf die Rose tief gebeuget,
Wollte sie die Qual verbergen.
„Nannt'st du seiner Pura Namen,
Don Ramiro, deinem Herren?
Will er niemals wiederkommen,
Kennt er nicht mein quälend Sehnen?"
Wohl auf Antwort sann der Knabe,
Sah dann schmerzlich auf die Erde.
„Kennst du," fragt' ihn Donna Pura,
„Kennst du schon der Liebe Wehen?
O, so nimm die schönen Steine,
Gib sie dem geliebten Wesen!
Nur die Perlen sind für Pura,
Alle andern magst du nehmen!
Meine Perlen waren Thränen,
Nur der Tod löst diese Perlen." —

Wie der Herzog das vernommen,
Fühlt er eine neue Sehnsucht,
Liebe kam, ihn heiß zu quälen,
Und er schied von Leonella,
Eilte bang nach seinem Schlosse,
Dort zu ruh'n an Pura's Herzen,
Rothe Rosen ihr zu bringen,
Sich Vergebung zu erflehen.
Ihn empfing mit offnen Armen
Pura, da er wiederkehrte;
Eine Rose war ihr Antlitz,
Eine weiße Ros' im Sterben.
„Rothe Rosen, Liebesrosen
Bringst du deiner Pura selber;
Nun dein Auge mir geschienen,
Deine Lippe mich erlechzte,
O, so laß in deinen Armen,
Laß die weiße Rose sterben!"
Da entsanken ihr die Rosen
Und im dunkeln Haar die Perlen.
Ach! die Perlen, ach! die Rosen,
Wollten sie nicht überleben.

---

311. Lorelei.

Da wo der Mondschein blitzet
Um's höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf;
Die Schifflein zieh'n vorüber,
Schau', Schiffer, schau' nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Das ist die Jungfrau Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir;
Glaub' nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch' nicht nach ihr!

So blickt sie wohl nach Allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum scheu' die Wassertücke,
Denn Fluth bleibt falsch und kühl.

---

312. Der Bergknapp.

Der König saß unter dem Purpurthron,
Den Wein kredenzt' ihm der eigene Sohn,
Der schaute hinauf und sahe nieder;
Ein brauner Mantel floß um ihn her,
Der Lipp' entströmte geheime Mähr,
Die Gäst' ergötzten die Lieder.

Da hob der König den Scepterstab:
„Laß von den gespenstischen Liedern ab!
Ich, der Vater, der König, will es haben.
Was gehst du wie mein geringster Knecht,
Der um Sold sich wagt zu dem Gnomengeschlecht,
Und mit Kränzen gleich Liederknaben?"

Still ließ der Sänger sich auf ein Knie,
Und sprach zu schmelzender Melodie:
„„Was wehret der König meinem Liede?
O laß mich, Vater, in meiner Natur!
Dort unten vergeht der Aengste Spur,
In der Nacht wohnt ewiger Friede!

Nicht mich belaste mit Gold und Gestein;
Meinen Schmuck laß den Kranz, die Blende mir seyn!
Verstoße mich tief, wo Geister rauschen,
Sprich meinem Bruder die Krone zu!
Ich bin schon mächtig, bin König, wie du,
Und möchte mit dir nicht tauschen!""

Da warf der König sein Scepter hin:
„Sohn! ändre deinen verkehrten Sinn,
Ich, der Vater, der König, will es haben.
Den Sänger laß spielen, dein Kleid wirf ab;
Der Knapp nur steig' in die Grube hinab,
Nicht ziemt das fürstlichen Knaben."

Den Sohn bedrückte des Wortes Last,
Er hielt den Talar des Vaters umfaßt,
Er blickte so demuthsvoll zum König:
„„O Vater, deine Gebote sind schwer!
Doch ich will's; ein einzig Verlangen gewähr',
Ich flehe zum Vater, zum König.

Noch einmal verlang' ich zum tiefsten Schacht
Hinab in die stille, die heilige Nacht,
Und bin ich daraus empor gestiegen,
Dann nimm mich hin, als wär' ich dein Knecht;
Der Lock' entsinke des Kranzes Geflecht,
Mich soll der Purpur umfliegen.

Laß folgen drei Ritter mit Lampengluth,
Denn im Finstern schlummert unheimliche Brut.
Ich führe sie wohl in meine Schächte;
Denn ich bin mit jeglichem Gange vertraut,
Wo ich wunderbarliche Frucht gebaut,
Wo ich sprach zum Geistergeschlechte.""

Drauf senkte der König den goldenen Stab,
Den Sohn entließ er sammt Ritter und Knapp.
Der führte sie wohl in seine Schächte,
Denn er war mit jeglichem Gange vertraut,
Wo er wunderbarliche Frucht erbaut
Und gesprochen zum Geistergeschlechte.

Wohl ging er mit klingender Laute voran,
Ihm schwoll der Busen von Sehnsucht an,
Ihn lockten die dunkeln, die reichen Klüfte.
Schon saust' ein geheimes Rauschen her,
Wie ein unterirdisch ertosendes Meer;
Es redeten heimlich die Lüfte.

Und er schwand hinab in den tiefen Schacht,
In die ewig stille, die heimliche Nacht.
Was flüstert von fern, gleich Sturms Gewimmer?
Wohl folgen Ritter mit Lampengluth;
Doch im Finstern lauert die Gnomenbrut,
Es verlischt des Grubenlichts Schimmer.

Nur der Sänger sieht in schauriger Nacht,
Ihm leuchtet's ringsher, wie Rubin und Smaragd,
Und Knaben erscheinen, mit Kristallkronen
Auf zarten Locken aus reinstem Gold,
Sie nah'n und lächeln, sie winken hold:
Wo mag der König auch wohnen?

Und wie den Sänger ihr Glanz umwebt,
Und das Herz herunter, herunter strebt,
Daß er dort beim Feste der Nacht erscheine,
Da hörten die Ritter gar leisen Klang,
Als tönte zur Laute Geistergesang, —
Fern schimmert's wie Edelgesteine.

„Mein Herr! mein König! wo bist du hin?"
Aus der Tief' antwortet's: Dahin! dahin!
Wohl hörte das Ohr die Wasser brausen,
Wohl tönt's tief unten, wie leise Musik,
Doch der Herr, der König, kehrt nicht zurück, —
Sie verließen den Ort mit Grausen.

---

313. Das Schwanenlied.

Ein holder Sänger, alt und krank,
Saß vor des Königs Haus,
Er fordert einen Labetrank
Und leert die Becher aus.

Der König trat heraus zur Thür
Und sagte: „Sing dein Lied!
Von Lieb' und Leben singe mir,
Eh' beides von mir flieht.“ —

„„Herr König!““ sprach der Alt', „„ich sang
Vom Lied der Liebe viel,
Nun bin ich aber lebenskrank,
Zu schwach zum Saitenspiel.

Doch kennst du wohl vom heil'gen Schwan
Die Sage wunderbar?
Die Harfe sage sie dir an,
Ihr rauscht's im goldnen Haar.““

Die Harfe stellt mit matter Hand
Er vor den König hin,
Und rührte dran mit keiner Hand,
Doch klang es durch sie hin.

Und immer reger ward der Klang,
Wie Luft in Blättern spielt,
Um alle Saiten schwebt' Gesang,
Daß man's für Geister hielt.

Der König horcht verwundert drauf,
Die Ritter um ihn her;
Der Sänger sieht der Sonne Lauf,
Ihm wird das Haupt so schwer.

„„O König, das ist Schwanensang!““
Er ruft's, der König hält
Den Sinkenden im Arme lang,
Als wär's ein todter Held.

Und auf die Harfe legt man ihn,
So trug man ihn zur Ruh.
Bald klang es heimlich unter'm Grün,
Die Blumen horchten zu.

Noch lange klang es in der Luft
Wie Harfenflügelschlag.
Der König baut' ihm eine Gruft
Und saß dort manchen Tag.

Deutschlands

Balladen- und Romanzen-Dichter.

Zweite Abtheilung.

Von L. Uhland bis auf die neueste Zeit.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glückes; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet; einen Frühling, der nicht abblüht; wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt, und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt.

L. Börne.

Laß dich Poesie begleiten
Auf des Lebens rauhem Weg!
Ueber alle Schwierigkeiten
Hebet sie dich leicht hinweg.
Allem läßt sich abgewinnen
Eine Seite, wo es glänzt;
Und was kein Verstand aussinnen
Kann, hat Phantasie ergänzt.

Fr. Rückert.

Johann Ludwig Uhland

ist zu Tübingen am 26. April 1787 geboren, wo sein Großvater (Ludw. Jos. U., geb. 1722, gest. 1803) ein rühmlich bekannter Theologe seiner Zeit war. In der gelehrten Schule seiner Vaterstadt erhielt er eine klassische Bildung, so daß er schon 1802 auf der Universität inscribiren und als fünfzehnjähriger Jüngling die vorbereitenden Kollegien hören konnte, die ihn in's Studium der Rechtswissenschaft einführen sollten, das er 1805 zu betreiben anfing. Die ersten seiner bekannt gewordenen Gedichte fallen in das Jahr 1804. Bereits 1808 hatte er seine Rechtsstudien vollendet, ward unter die Zahl der königlichen Advokaten aufgenommen und erhielt im Februar 1810, in Folge der Vertheidigung einer von ihm geschriebenen juristischen Dissertation, die Würde eines Doktors beider Rechte. Im Frühjahr 1811 advocirte Uhland, von einer literarischen Reise nach Paris zurückgekommen, wo er vorzüglich die Manuscripte des Mittelalters auf der königl. Bibliothek studirte, zuerst in Tübingen, dann seit dem Herbste 1812 in Stuttgart, zugleich, wiewohl nur für kurze Dauer, auf dem Bureau des Justizministeriums arbeitend. Als Dichter war er schon in Leo v. Seckendorf's „Musenalmanachen" (1806 und 1807) aufgetreten; im Jahre 1811 gab er in Verbindung mit Justinus Kerner und andern gleichzeitigen und jüngeren Freunden und Dichtern den „poetischen Almanach" auf 1812 (Heidelberg) und 1813 mit eben diesen den „deutschen Dichterwald" (Tübingen) heraus. Erst im Jahre 1814 erschien zur Herbstmesse bei Cotta eine vollständige Sammlung seiner „Gedichte," die 1820 neu aufgelegt ward, bedeutend vermehrt theils durch das 1814 entstandene Fragment „Fortunat und seine Söhne", theils durch patriotische Gedichte, seit 1815 der verewigte König Friedrich von Würtemberg die Stände zusammenberief, um das verfassungslos gewordene Land mit einer neuen Konstitution zu beschenken. Die Verfassung kam zu Stande und der Muse unseres Dichters war die Freude vergönnt, die öffentliche Verkündigerin des Dankes zu seyn, der vom Volke zum Thron emporstieg. Seit diesem Zeitpunkt war Uhland's literarische Thätigkeit häufig durch die Erfüllung vaterländischer Pflichten unterbrochen worden, da er seitdem nicht nur als Mitglied der Ständeversammlung, sondern auch durch die Wahl derselben als Beisitzer des größern Ausschusses in Thätigkeit gesetzt wurde. — Seit 1829 Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, legte derselbe 1833, um desto ungestörter seinen ständischen Verpflichtungen nachzukommen, sein Amt nieder, als ihm die Regierung den Urlaub zum Eintritt in die Kammer der Abgeordneten versagte. Seitdem privatisirt er, mit Sagenforschungen und literatur-geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, in seiner Vaterstadt. (Vgl. „Moosrosen", Taschenbuch, herausggb. von W. Menzel. Stuttg. 1826.)

* * *

Mit Uhland, der mit dem Abblühen der Romantiker in einer großen, für Freiheit und Vaterland begeisterten Zeit in die Literatur trat und, das romantische Element in der Poesie verjüngend, ihm neue Lebenskraft einhauchend, eine idealische wirkliche Welt schuf, hebt für unsere Lyrik eine neue Epoche an, vorzugsweise hinsichtlich der von ihm eingeschlagenen vaterländischen Richtung und der eigenthümlichen Behandlung der Romanze, Ballade und zuerst mit Glück bearbeiteten Rhapsodie (das vollendetste Muster einer solchen haben wir im „Grafen Eberhard der Rauschebart"), vermöge einer überall sich kund gebenden Kraft der Ueberschauung seiner Zeit und der Vergangenheit.

„Eine schöne deutsche Nationalität" (lesen wir in den „Heidelberger Jahrbüchern der Literatur," 1831. S. 199 f.) „bildet den lebendigen Kern der Gedichte Uhland's. In ihm ist es klar geworden, in welchem Verhältnisse Dichter und Nation bei uns stehen; es ist ihm aber klar, weil dieses Verhältniß in in ihm selbst sich in unmittelbarer Lebendigkeit ausspricht. Ihm ist nicht die Poesie Eigenthum Einzelner, sondern inneres Leben der Nation selbst. Zeigt sich in seinen Gedichten auch nicht die großartige Weltpoesie eines Goethe oder Schiller, so zeigt sich doch in ihnen eine Innerlichkeit des Gemüthes, die, bei einer liebenden, unbefangenen Hingebung an die Gestalten des Lebens, sich einerseits mit ungemeiner Zartheit an diese Gestalten anschmiegt, andererseits aber auch wieder zu einer ernsten Begeisterung aufflammt, und mit feurigen Strahlen die Gruppen des Lebens beleuchtet. So rein und zart, und mit der köstlichsten Gesundheit des Gemüthes, wie er die menschlichen Verhältnisse und das des Dichters zur Nation anschaut, eben so spricht sich in ihm das Verhältniß aus, welches das innige Leben des Dichters mit der nicht menschlichen Natur ist. Liebende Vertrautheit mit der reinen Natur ist einer der ersten Vorzüge Uhland's; dumpfige Entfremdung vom Leben spricht sich nirgends in seinen Gedichten aus." Moralische Befangenheit eben so wenig, trotz den scharfen Worten Goethe's im Briefwechsel mit Zelter, die selbst enthusiastische Verehrer des Dichterkönigs, wie Dr. Joseph Hillebrand, nicht theilen wollen. In dieser Beziehung entgegnet der gediegene Fr. Th. Vischer in seinen „kritischen Gängen" (2 Bde., Tübingen 1844) zunächst auf die, Uhland widerfahrenen, Angriffe von einem Theil des sogenannten jungen Deutschlands: „Es hieß von Uhland und seinen Freunden, sie wendeten, wie W. Menzel, an poetische Produkte unmittelbar moralische Maßstäbe an. Wer Uhland für eine moralisirende Natur halten kann, hat ihn nicht gelesen; er ist eine jener substantiellen, objectiven, in der guten Sitte der Väter fest und ohne Wanken verharrenden Naturen, er ist ein Charakter. Daß die Tendenzen des jungen Deutschland's, und was dahin einschlägt, einer solchen Individualität nicht zusagen können, daß sie das Richtige in jenen Ansichten sammt der großen Summe des damit verknüpften Falschen ganz abweisen wird, leuchtet ein, aber daraus folgt noch kein Puritaner,

noch kein Tugendbräsonneur. Kann denn ein unfreies Gemüth solche Balladen, solche ewig jungen Lieder, so gesund und voll vom ächten Volkstone bilden? Bei Uhland wüßte ich von moralischer Befangenheit nichts zu finden; sein Gemüth erscheint, nachdem man die sentimental elegischen Gedichte des Anfangs hinter sich hat, harmlos heiter und einem weltlichen Behagen, freilich mit Beschränkung auf alterthümliche einfache Verhältnisse, keineswegs verschlossen." Auch den über ihn, in Folge jenes Goethe'schen Votums, zunächst von Heine aufgenommenen Witzton und sonst mehrfach wiederholten Vorwurf der Eintönigkeit der Uhland'schen Lyra schlägt Vischer's kritische Waffe nieder: „Du schimpfst auf Uhland; mach' einmal ein ächtes Volkslied, wie sein unvergleichliches: Ich hatt' einen Kameraden rc.; mach' einmal ein patriotisches, wie sein: Wenn heut' ein Geist rc.; mach' eine Ballade, wie der „Waller." Du sagst, er sei eintönig, in einem armen Ideenkreise drehe er sich herum; es ist wahr, Uhland ist nicht so beweglich, vielseitig, tausendfältig, wie Rückert, seine Leier hat weniger Saiten, aber diese geben einen vollen, runden, urkräftigen Metallklang, oder ich möchte seine Poesie dem Glockentone vergleichen, und Rückert's dem vieltastigen Klavier. Ich begreife nicht, wie G. Pfizer in seiner Schrift über Uhland und Rückert unentschieden lassen konnte, welcher von Beiden der größere Dichter sei. Entweder man gibt zu, daß das Specifische der Poesie in einer durch die Phantasie erzeugten unmittelbaren Einheit von Bild und Gedanken liegt, und dann ist Uhland's Poesie intensiv die ächtere, unvermischtere, obwohl im Umfange die ärmere, wozu man Rückert noch hundert weitere Vorzüge zugestehen kann; oder man gibt es nicht zu, und stellt Rückert, dessen Dichten nachweisbar vom Gedanken ausgeht, um diesem erst nachträglich durch die Phantasie als Dienerin köstliche orientalische Gewänder überzuwerfen, neben oder über Uhland, aber dann ist auch der specifische Unterschied der Poesie und Prosa verwischt. Uhland's Muse lebt im Mittelalter, er ist Romantiker; aber interessant ist es, wie er und Schwab von der romantischen Schule sich wieder wesentlich unterscheiden. Sie nahmen das phantastisch Mystische, die brennende Farbengluth der Sinnlichkeit und die Ironie nicht auf, welche sonst die romantische Schule bezeichnen, sondern holten sich nur das markig Feste, menschlich Wahre und Biedere aus dem Mittelalter heraus. (Uhland's Muse beschränkte sich nicht auf die nordische Nebelwelt, sondern schwang sich, wenn sie auch ihre Gegenstände aus dem Mittelalter zu nehmen immer liebte, doch durch den Geist ihrer Auffassung und Darstellung in hellere Zonen, wo vom klaren Himmel edle rein menschliche Gestalten in gediegener Rundung und scharfen Umrissen sich abheben.) Dies charakterisirt sie als Schwaben, wiewohl ich das Glänzende und Berauschende jener andern Ingredienzien der Romantik auch nicht hergeben möchte. Nun — wir sind freilich der Madonnen, Ritter, Edelfräulein, Burgen etwas müde; andere Zeiten, andere Weisen; die Poesie muß, wie Alles, ihre Phasen ändern, aber die neue Phase ist noch nicht da, und die Jugend soll nicht die Pietät gegen edle Vertreter eines ältern Princips abwerfen." —

Erfreulich, besonders im Hinblick auf jene jungdeutschen Witzkritiken, ist die Aeußerung des scharfblickenden Börne („Gesammelte Schriften," Bd. 8, S. 118) über unsern Meister:

„Uhland's Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, so laß ich mir es gefallen! Das ist auch alte Zeit; aber sie ist kindlich, nicht kindisch; sie ist heiter, keift nicht mit der Jugend, sondern spielt mit ihr. Das ist auch süße Minne; aber süß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das sind auch treue Bürger; aber demüthig sind sie nicht. Das sind auch muthige Ritter; aber hochmüthig sind sie nicht. Das ist auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er strahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigste Hütte. Golden und warm ist Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand." —

Die Eigenthümlichkeit der Uhland'schen, die Herrlichkeit der Vorzeit im ideal allgemeinen Sinne feiernden Romanzen-Poesie, ist von allen Seiten anerkannt. So schreibt unter andern Götzinger (in seinem Buche „Deutsche Dichter"): „In Uhland vereinigt sich das klassische und das romantische Element. Seinem Wesen nach steht er unter den Balladendichtern Bürger'n und Goethe'n am nächsten, ist aber durchaus Gegensatz von Schiller, bei dem Alles auf innerer Fassung und tiefsinniger Einsicht in seinem Stoff beruht; der seinem Gegenstande an und für sich wenig Theilnahme schenkt, wie Bürger, desto mehr aber für die Idee glüht, die er darin ausprägen will. In der Ballade ist Uhland ganz eigenthümlich, und wenn seine Poesie überhaupt der von Goethe sehr verwandt ist, so steht er als Balladendichter Goethe'n geradezu entgegen, sobald wir auf das sehen, was er darstellt. Bei Goethe tritt die Scene mit ihren Umgebungen in den Vordergrund, der Mensch als Charakter verschwindet von derselben, und nur sein Schicksal ist vorhanden; umgekehrt tritt bei Uhland der Mensch ganz in den Vordergrund und zwar als Charakter, so daß die Umgebung verschwindet und selbst das Schicksal des Helden als Nebensache erscheint. Daß in seinen Balladen auch Handlung seyn muß, versteht sich von selbst, da der Charakter sich nur im Handeln entwickeln und zeigen kann; aber diese Handlung steht im Hintergrunde, die Hauptsache bleibt immer der einzelne Held, der Mensch." —

Gervinus, den mittelaltrigen Sympathieen der Romantiker sonst keineswegs hold und nichts weniger als freigebig mit seiner Anerkennung, urtheilt in seinem bekannten Werke:

„Von dem trefflichen Ludw. Uhland hatte nichts so entschiedene Wirkung auf unsere Poesie, als seine Romanzen im alterthümlichen Ton; sie überrankten unsere ganze Lyrik bis in das nordöstliche Preußen hin, wo Form und Maß des Nibelungenlieds und die scandinavischen Anklänge eine ganz besondere Aufnahme fanden, die bis in die neueste Zeit eine entschiedene Reaction gegen alles Antike in der Poesie aussprechen. Wirklich steht Uhland's Dichtung gegen die ganze südliche und orientalische Lyrik der Romantiker in einer eigenthümlichen Festigkeit durch seine mehr ausschließlich vaterländische Richtung, auch in seinen Dramen, vergleichbar dem Verhältnisse, in dem jener gehaltvollere Kern der deutschen Dichtung des Mittelalters den formellen und glatten, der Fremde entlehnten Erzählungen gegenüber liegt. Neben jene Farbenpracht und schimmernde Glätte unserer hispanisirenden Dichter gehalten, vergleicht sich sogar die verhältnißmäßig strengere, in den Dramen sogar trockene Zeichnung, in die nur Einmal (in „Ludwig dem Baier") etwas von dem romantischen Modegeist eingeht, und die sonst nichts von dem ungesunden, ausschweifenden Wesen an sich trägt. Unter den vielen zerstreuten Liedern, die jene schöne Zeit des Vaterlandsgefühls und des Freiheitssinnes in unserm Gedächtniß erhalten, stehen Uhland's Gedichte, weil ein geordneter Sinn die vielerlei Ecken des Zeitgeistes abschliff und uns seine reinere Gestalt abbildete, wie eine Phalanx fest; sie sind neben den einzelnen gesungenen Gedichten dieser Periode ein Gegenstand der Lectüre geblieben; und so ist auch seine dichterische Landsmannschaft in einer festeren

Gemeinschaft um ihn versammelt, die ein wohlthätiges Gegenbild gegen die Zerrissenheit der übrigen Sekten macht." —

Vergl. über ihn, zunächst als Romanzendichter, W. Müller's kritische Abhandlung in „Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur." Leipzig 1827. Bd. XXVIII. Heft 1. S. 94 ff.

Schriften:

Gedichte. Stuttgart u. Tüb. 1814. 12. Auflage 1839. — Neueste Auflage 1845.

Vaterländische Gedichte. Tübingen 1817.

Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Heidelb. 1818. Neue Aufl. 1839.

Ludwig der Baier. Schauspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1819.

Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert. Stuttg. 1822.

Zur Geschichte der Freischießen. Einleitender Beitrag zu Hallig's Ausgabe von Fischart's „glückhaftem Schiff." Tübingen 1828.

Sagenforschungen I, der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen. Stuttg. u. Augsb. 1836. (Der nächste Band wird den Mythus von Odin behandeln.)

Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen herausgegeben. Bd. I. in zwei Abtheilungen. Stuttg. u. Tüb. 1845. (Zwei noch zu erwartende kleinere Bände sollen eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder, sodann diejenigen besonderen Anmerkungen umfassen, welche zur Kritik, Erläuterung und Geschichte einzelner Lieder noch dienlich scheinen.)

---

314. Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß über'm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gib, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um Sie?""

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm!""

„O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch Keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen über's Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Wiederhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut." —
‚Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!'

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht." —
‚Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnehellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.'

„Willkommen! — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
Nun wird mein Alter wonnig seyn
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

---

315. Das Schloß am Meere.

‚Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.'

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

‚Der Wind und des Meeres Wallen,
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus den Hallen
Saiten und Festgesang?'

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

‚Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen,
Der gold'nen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Ein schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?'

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

316. Der schwarze Ritter.

Pfingsten war, das Fest der Freude,
Das da feiern Wald und Haide.
Hub der König an zu sprechen:
„Auch aus den Hallen
Der alten Hofburg allen
Soll ein reicher Frühling brechen!"

Trommeln und Trompeten schallen,
Rothe Fahnen festlich wallen.
Sah der König vom Balkone;
In Lanzenspielen!
Die Ritter alle fielen
Vor des Königs starkem Sohne.

Aber vor des Kampfes Gitter
Ritt zuletzt ein schwarzer Ritter.
„„Herr! wie ist Eu'r Nam' und Zeichen?"" —
„„Würd' ich es sagen,
Ihr möchtet zittern und zagen,
Bin ein Fürst von großen Reichen.""

Als er in die Bahn gezogen,
Dunkel ward des Himmels Bogen,
Und das Schloß begann zu beben.
Bei'm ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse,
Konnte kaum sich wieder heben.

Pfeif' und Geige ruft zu Tänzen,
Fackeln durch die Säle glänzen;
Wankt ein großer Schatten drinnen.
Er thät mit Sitten
Des Königs Tochter bitten,
Thät den Tanz mit ihr beginnen.

Tanzt im schwarzen Kleid von Eisen,
Tanzet schauerliche Weisen,
Schlingt sich kalt um ihre Glieder.
Von Brust und Haaren
Entfallen ihr die klaren
Blümlein welk zur Erde nieder.

Und zur reichen Tafel kamen
Alle Ritter, alle Damen.
Zwischen Sohn und Tochter innen
Mit bangem Muthe
Der alte König ruhte,
Sah sie an mit stillem Sinnen.

Bleich die Kinder beide schienen,
Bot der Gast den Becher ihnen:
„„Goldner Wein macht euch genesen.""
Die Kinder tranken,
Sie thäten höflich danken:
‚Kühl ist dieser Trank gewesen.'

An des Vaters Brust sich schlangen
Sohn und Tochter; ihre Wangen
Thäten völlig sich entfärben.
Wohin der graue,
Erschrockne Vater schaue,
Sieht er eins der Kinder sterben.

„Weh! die holden Kinder beide
Nahmst du hin in Jugendfreude:
Nimm auch mich, den Freudelosen!"
Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
„„Greis! im Frühling brech' ich Rosen.""

317. Des Goldschmieds Töchterlein.

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
„Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist du doch, Helene,
Mein theures Töchterlein!"

Ein schmucker Ritter trat herein:
„Willkommen, Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldschmied mein!
Mach' mir ein köstlich Kränzchen
Für meine süße Braut!"

Und als das Kränzlein war bereit
Und spielt' in reichem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

‚Ach! wunderselig ist die Braut,
Die's Krönlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Rosen,
Wie wär' ich freudenvoll!'

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beschaut':
„O fasse, lieber Goldschmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine süße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantstein,
Da steckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als sie war alleine,
Es halb an's Fingerlein.

‚Ach! wunderselig ist die Braut,
Die's Ringlein tragen soll.
Ach, schenkte mir der Ritter traut
Nur seines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!‘

Nicht lang, der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beschaut':
„Du hast, o lieber Goldschmied mein!
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine süße Braut.

Doch daß ich wisse, wie ihr's steh',
Tritt, schöne Maid, herzu!
Daß ich an dir zur Probe seh'
Den Brautschmuck meiner Liebsten,
Sie ist so schön, wie du.“

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hatt' die schöne Maid
Heut angethan mit sond'rer Müh',
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbestes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz,
Sie vor dem Ritter stand.
Er setzt' ihr auf den goldnen Kranz,
Er steckt' ihr an das Ringlein,
Dann faßt' er ihre Hand:

„Helene süß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ist's goldne Kränzlein,
Für die der Ring bestimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist du erwachsen hier,
Das sollte dir ein Zeichen seyn,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir.“

---

318. Der Kastellan von Couci.*)

Wie der Kastellan von Couci
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erstenmal erblickte!

Seit demselben Augenblicke
Drang durch alle seine Lieder,
Unter allen Weisen, stets
Jener erste Herzschlag wieder.

Aber wenig mocht' ihm frommen
All die süße Liederklage,
Nimmer darf er dieses hoffen,
Daß sein Herz an ihrem schlage.

Wenn sie auch mit zartem Sinn
Eines schönen Lieds sich freute,
Streng und stille ging sie immer
An des stolzen Gatten Seite.

Da beschließt der Kastellan
Seine Brust in Stahl zu hüllen,
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu stillen.

Als er schon im heil'gen Land
Manchen heißen Tag gestritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörst du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollt du es hinübertragen!“

In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.

Schon in einer goldnen Urne
Liegt es, wohl einbalsamiret,
Und zu Schiffe steigt der Diener,
Der es sorgsam mit sich führet.

Stürme brausen, Wogen schlagen,
Blitze zucken, Maste splittern,
Aengstlich klopfen alle Herzen,
Eines nur ist ohne Zittern.

Golden strahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küste glänzet drüben,
Freudig schlagen alle Herzen,
Eines nur ist still geblieben.

Schon im Walde von Fayel
Schreitet rasch der Urne Träger,
Plötzlich schallt ein lustig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.

Aus den Büschen rauscht ein Hirsch,
Dem ein Pfeil im Herzen stecket,
Bäumt sich auf und stürzt und liegt
Vor dem Knappen hingestrecket.

Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild in's Herz geschossen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' ist rings umschlossen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Tasten gleich des Ritters Knechte,
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:

„„Dies ist eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kastellans von Couci,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!

---

*) Aus dem Cyklus „Sängerliebe.“

Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinüber tragen.‟‟

„„Jene Dame kenn' ich wohl!‟‟
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Hastig dem erschrocknen Träger;

Nimmt sie unter seinen Mantel,
Reitet fort in finstrem Grolle,
Hält so eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf sein Schloß gekommen,
Müssen sich die Köche schürzen,
Müssen gleich den Hirsch bereiten
Und ein seltnes Herze würzen.

Dann, mit Blumen reich bestecket,
Bringt man es auf goldner Schale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame sitzt am Mahle.

Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.‟‟

Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.

Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß sie melancholisch machen:

Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe,
Herz des Kastellans von Couci,
Der so zärtlich Lieder girrte.‟‟

Als der Ritter dies gesprochen,
Dieses und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame sich,
Spricht mit feierlicher Stimme:

„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber solch ein Herz genießen,
Wendet leichtlich die Gedanken.

Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängst die Lieder sangen;
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl ist mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speise,
Seit mich dieses Herz genähret.

Aber Euch wünsch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.‟ —
Dieses alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

---

319. Bertran de Born.

Droben auf dem schroffen Steine
Raucht in Trümmern Autafort,
Und der Burgherr steht gefesselt
Vor des Königs Zelte dort:
„Kamst du, der mit Schwert und Liedern
Aufruhr trug von Ort zu Ort,
Und die Kinder aufgewiegelt
Gegen ihres Vaters Wort?

Steht vor mir, der sich gerühmet
In vermeßner Prahlerei:
Daß ihm nie mehr als die Hälfte
Seines Geistes nöthig sei?
Nun der halbe dich nicht rettet,
Ruf den ganzen doch herbei,
Daß er neu dein Schloß dir baue,
Deine Ketten brech' entzwei!‟

„„Wie du sagst, mein Herr und König!
Steht vor dir Bertran de Born,
Der mit einem Lied entflammte
Perigord und Ventadorn;
Der dem mächtigen Gebieter
Stets im Auge war ein Dorn,
Dem zu Liebe Königskinder
Trugen ihres Vaters Zorn.

Deine Tochter saß im Saale,
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut;
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Aus des Oelbaums Schlummerschatten
Fuhr dein bester Sohn empor,
Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen ließ sein Ohr.
Schnell war ihm das Roß gegürtet
Und ich trug das Banner vor,
Jenem Todespfeil entgegen,
Der ihn traf vor Montforts Thor.

Blutend lag er mir im Arme;
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal;
Als er deine nicht erreichet,
Drückt' er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er noch sich aufgerafft.‟‟ —

Und der König senkt die Stirne:
„Meinen Sohn hast du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.‟

320. Der Waller.

Auf Gallíziens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Gepriesnen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart,
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade glimmen
Waller, festlich angethan:
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre barfuß und bestaubt,
Angethan mit härnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;
Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;

Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Herde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen,
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Gluth ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur;
Blieb der gold'ne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

---

321. Von den sieben Zechbrüdern.

Ich kenne sieben lust'ge Brüder,
Sie sind die durstigsten im Ort,
Die schwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewisses Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

Es ist das gute Wörtlein: Wasser,
Darin doch sonst kein Arges steckt.
Wie kömmt's nun, daß die wilden Prasser
Dies schlichte Wort so mächtig schreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeschichte.

Einst hörten jene durst'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es sei am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirthshaus aufgethan,
Da fließen so reine,
So würzige Weine.

Um einer guten Predigt willen
Hätt' Keiner sich vom Platz bewegt,
Doch gilt es, Gläser gut zu füllen,
Dann sind die Bursche gleich erregt.
„Auf, lasset uns wandern!“
Ruft Einer dem Andern.

Sie wandern rüstig mit dem Frühen,
Bald steigt die Sonne drückend heiß;
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen
Und von der Stirne rinnt der Schweiß:
Da rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

Wie trinken sie in vollen Zügen!
Doch als sie kaum den Durst gestillt,
Bezeigen sie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Wasser, quillt:
„O fades Getränke!
O ärmliche Schwenke!"

In seine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da stehn sie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, sie suchen,
Sie zanken und fluchen.

Derweil hat sich in finstre Wetter
Die schwüle Sonne tief verhüllt,
Schon rauscht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kömmt es geflossen,
Unendlich ergossen.

Bald wird der Forst zu tausend Inseln,
Zahllose Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winseln,
Er muß hindurch, der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köstliche Traufe!

Vor Alters wurden Menschenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unsre sieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterschluß.
Sie triefen, sie schwellen,
Als würden sie Quellen.

So, mehr geschwommen, als gegangen,
Gelangen sie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke sehn sie prangen,
Sie sind auf gradem Weg nach Haus;
Schon rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

Da ist's, als ob sie rauschend spreche:
„Willkommen, saubre Brüderschaar!
Ihr habt geschmähet, thöricht Freche!
Mein Wasser, das euch labend war,
Nun seid ihr getränket,
Daß ihr daran denket."

So kam es, daß die sieben Brüder
Das Wasser fürchteten hinfort,
Und daß sie schwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünschte Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

---

322. Die Geisterkelter.

Zu Weinsberg, der geprief'nen Stadt,
Die von dem Wein den Namen hat,
Wo Lieder klingen, schön und neu,
Und wo die Burg heißt Weibertreu':
Bei Wein und Weib und bei Gesang
Wär' Luthern dort die Zeit nicht lang,
Auch fänd' er Herberg und Gelaß
Für Teufel und für Dintenfaß,
Denn alle Geister wandeln da;
Hört, was zu Weinsberg jüngst geschah.

Der Wächter, der die Stadt bewacht,
Ging seinen Gang in jener Nacht,
In der ein Jahr zu Grabe geht
Und gleich ein andres aufersteht.
Schon warnt die Uhr zur Geisterzeit,
Der Wächter steht zum Ruf bereit:
Da, zwischen Warnen, zwischen Schlag,
Am Scheideweg von Jahr und Tag,
Hört er ein Knarren, ein Gebraus,
Genüber öffnet sich das Haus,
Es sinkt die Wand, im hohlen Raum
Erhebt sich stolz ein Kelterbaum,
Und um ihn dreht in vollem Schwung
Sich jauchzend, glühend Alt und Jung,
Und aus den Röhren, purpurhell,
Vollblütig, springt des Mostes Quell;
Ein sausend Mühlrad, tobt der Reih'n,
Die Schaufeln treibt der wilde Wein.
Der Wächter weiß nicht, wie er thu',
Er kehrt sich ab den Bergen zu:
Doch ob der dunkeln Stadt herein
Erglänzen die im Mittagsschein,
Des Herbstes goldner Sonnenstaub
Umwebt der Reben üppig Laub,
Und aus dem Laube blinkt hervor
Der Winzerinnen bunter Chor;
Den Trägern in den Furchen all
Wächst über's Haupt der Trauben Schwall,
Die Treterknaben sieht man kaum,
So spritzt um sie der edle Schaum.
Gelächter und Gesang erschallt,
Die Pritsche klatscht, der Puffer knallt.
Wohl senkt die Sonne jetzt den Lauf,
Doch rauschen Feuergarben auf
Und werfen Sterne, groß und licht,
Dem Abendhimmel in's Gesicht.
Da dröhnt der Hammer, dumpf und schwer,
Zwölfmal vom grauen Kirchthurm her.
Der Jubel schweigt, der Glanz erlischt,
Die Kelter ist hinweggewischt,
Und aus der stillen Kammer nur
Glimmt eines Lämpchens letzte Spur.
Der Wächter aber singet schon
Das neue Jahr im alten Ton,
Doch fließet ihm, wie Honigseim,
Zum alten Spruch manch neuer Reim.
Er kündet froh und preiset laut,
Was ihm die Wundernacht vertraut,
Denn wann die Geisterkelter schafft,
Ist guter Herbst unzweifelhaft.

Da klopft's ihm auf die Schulter sacht,
Es ist kein Geist der Mitternacht;
Ein Zechgesell, der keinen glaubt,
Begrüßt ihn, schüttelnd mit dem Haupt:
„Der Most in deiner Kelter war
Vom alten, nicht vom neuen Jahr."

323. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück,
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken,
Einen halben Türken herunter sinken.
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und Jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurück geblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen,
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!""

---

324. König Karls Meerfahrt.

Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen;
Zum heil'gen Lande steuert' er,
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altekläre.*)"

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen."

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, liebster Heiland, über das Meer
Und führ' uns gnädig weiter!"

Graf Richard ohne Furcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst gethan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimis diesen Ausspruch that:
„Schon Vielen rieth ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rath
Sind oft zu Schiffe theuer."

Da sprach der graue Herr Riol:
„Ich bin ein alter Degen,
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst in's Trockne legen."

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
„Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt' mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
„Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den rothen Wein,
Als Wasser in dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen,
Aeß' lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen,
Er lenkt das Schiff mit festem Maß!
Bis sich der Sturm gebrochen.

---

*) Alteklare, der Name seines Schwertes (d. i. haut claire, hohe Klarheit), wie das von Roland dúrandal, das von Holger kurstein, das von Siegfried balmung hieß.

325. Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses dräut der Sterne Schein,
Drum schaff du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!“

‚Mein Vater! willst du Schlachtgewand
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal.‘

„Ja! spinne, Kind, in heil'ger Nacht,
Den Faden weih' der höllischen Macht,
Draus web' ein Hemde, lang und weit,
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heil'ger Nacht, im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
‚In der Hölle Namen!‘ spricht sie leis,
Die Spindel rollt in feurigem Kreis.

Dann tritt sie an den Webestuhl
Und wirft mit zagender Hand die Spul':
Es rauscht und saust in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog sondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geist,
Wer böt' es ihm, wer stellt' ihn dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt!

Ein Jüngling sprengt ihm vor's Gesicht:
„‚Halt, Würger, halt! mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst,
Dein Werk ist todt, dein Zauber Dunst.‘“

Sie treffen sich, und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft von Blut;
Sie haun und haun sich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter steigt hinab in's Feld:
‚Wo liegt der herzogliche Held?‘
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid!
Wie spannest du das falsche Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

‚Die Hölle hab' ich wohl genannt,
Doch nicht jungfräulich war die Hand;
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd,
So spann ich, weh! dein Todtenhemd.‘

---

326. Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!“

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
Schenk Rothen ein aus Portugall!“
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kristall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein schrieb sie: ‚Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!‘

Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall;
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!“

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Kristall;
Es dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall.“

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all
Mit dem brechenden Glück von Edenhall.

Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fiel der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kristall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„‚Die Steinwand‘“ — spricht er — „‚springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.‘“

---

327. Graf Eberhard der Rauschebart.

Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang,
Wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang?
Und wenn er nicht verschollen, warum vergißt er ganz
Der tapfern Väter Thaten, der alten Waffen Glanz?

Man lispelt leichte Liedchen, man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht;
Wo rüstig Heldenleben längst auf Beschwörung lauscht,
Da trippelt man vorüber und schauert, wenn es rauscht.

Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor! *)
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerterklang!

1.

Der Ueberfall in Wildbad.

In schönen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend stehn,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er in's Land hinaus,
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß,
In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein,
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus,
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast,
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht,
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Fluth;
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch,
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einsmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf! es zieht ein Haufe das ob're Thal herab,
Sie tragen schwere Kolben, der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein roth von Golde und einen Eber wild."

„„Mein Sohn! das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein, —
Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein.
Ich kenne wohl den Eber, er hat so grimmen Zorn,
Ich kenne wohl die Rose, sie führt so scharfen Dorn.""

Da kommt ein armer Hirte in athemlosen Lauf:
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile, sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's, wie Wetterleuchten, noch in den Augen beißt."

---

*) Graf Eberhard von Würtemberg, genannt der Greiner, auch der Rauschebart († 1392), und dessen Sohn Ulrich († 1388), sind im Chor der Stiftskirche in Stuttgart beigesetzt.

„„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt, —
Gib mir den Mantel, Knabe! — der Glanz ist mir bekannt,
Er bringt mir wenig Wonne, die Beile hauen gut, —
Bind mir das Schwert zur Seite! — der Wolf, der lechzt nach Blut.

Ein Mägdlein mag man schrecken, das sich im Bade schmiegt,
Das ist ein lustig Necken, das Niemand Schaden fügt;
Wird aber überfallen ein alter Kriegesheld,
Dann gilt's, wenn nicht sein Leben, doch schweres Lösegeld.““

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch werden Rath,
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat,
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort,
Wollt Ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort.“

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan,
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn,
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hatt' er's nie vermerkt,
Viel lieber möcht' er fechten, das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf!
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn,
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern.“

Da denkt der alte Greiner: „„Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich seyn getragen von einem treuen Blut;
In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.““

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen als ein Gedächtnißmaal,
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon,
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer in's Wildbad alsofort,
Sie sollen Mauern führen rings um den offnen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

2.

Die drei Könige zu Heimsen.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!
Mit Rittern und mit Rossen, in Herrlichkeit und Pracht!
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft,
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rath,
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffenthat:
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt
Und, besser als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt.

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.
Dann fahre wohl, Landfriede! dann, Lehndienst, gute Nacht!
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

Schon sank die Nacht hernieder, die Kön'ge sind zur Ruh,
Schon krähen jetzt die Hähne dem nahen Morgen zu,
Da schallt mit scharfem Stoße das Wächterhorn vom Thurm,
Wohlauf, wohlauf, ihr Schläfer! das Horn verkündet Sturm.

In Nacht und Nebel draußen, da wogt es wie ein Meer,
Und zieht von allen Seiten sich um das Städtlein her;
Verhaltne Männerstimmen, verworrner Gang und Drang,
Hufschlag und Rossesschnauben und dumpfer Waffenklang!

Und als das Frühroth leuchtet, und als der Nebel sinkt,
Hei! wie es da von Speeren, von Morgensternen blinkt!
Des ganzen Gaues Bauern stehn um den Ort geschaart,
Und mitten hält zu Rosse der alte Rauschebart.

Die Schlegler möchten schirmen das Städtlein und das Schloß,
Sie werfen von den Thürmen mit Steinen und Geschoß.
„„Nur sachte!““ — ruft der Greiner — „„euch wird das Bad geheizt,
Aufdampfen soll's und qualmen, daß euch's die Augen beizt!““

Rings um die alten Mauern ist Holz und Stroh gehäuft,
In dunkler Nacht geschichtet und wohl mit Theer beträuft,
Drein schießt man glüh'nde Pfeile, wie rasselt's da im Stroh!
Drein wirft man feur'ge Kränze, wie flackert's lichterloh!

Und noch von allen Enden wird Vorrath zugeführt,
Von all den rüst'gen Bauern wird emsig nachgeschürt,
Bis höher, immer höher die Flamme leckt und schweift,
Und schon mit lust'gem Prasseln der Thürme Dach ergreift.

Ein Thor ist freigelassen, so hat's der Graf beliebt,
Dort hört man, wie der Riegel sich leise, lose schiebt.
Dort stürzten wohl, verzweifelnd, die Schlegler jetzt heraus?
Nein! friedlich zieht's herüber, als wie in's Gotteshaus.

Voran die Schlegelkön'ge, zu Fuß, demüthiglich,
Mit unbedecktem Haupte, die Augen unter sich;
Dann viele Herr'n und Knechte, gemachsam, Mann für Mann,
Daß man sie alle zählen und wohl betrachten kann.

„„Willkomm!““ — so ruft der Greiner, — „„willkomm in meiner Haft!
Ich traf euch gut beisammen, geehrte Brüderschaft!
So konnt' ich wieder dienen für den Besuch im Bad;
Nur Einen miss' ich, Freunde! den Wunnenstein, 's ist Schad'.““

Ein Bäuerlein, das treulich am Feuer mitgefacht,
Lehnt dort an seinem Spieße, nimmt Alles wohl in Acht:
„Drei Könige zu Heimsen“, — so schmollt es — „das ist viel!
Erwischt man noch den vierten, so ist's ein Kartenspiel.“

3.

Die Schlacht bei Reutlingen.

Zu Achalm auf dem Felsen, da haust manch kühner Aar,
Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritterschaar;
Wild rauschen ihre Flügel um Reutlingen, die Stadt,
Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Doch plötzlich einst erheben die Städter sich zu Nacht,
In's Urachthal hinüber sind sie mit großer Macht,
Bald steigt von Dorf und Mühle die Flamme blutig roth,
Die Heerden weggetrieben, die Hirten liegen todt.

Herr Ulrich hat's vernommen, er ruft im grimmen Zorn:
„In eure Stadt soll kommen kein Huf und auch kein Horn!“
Da sputen sich die Ritter, sie wappnen sich in Stahl,
Sie heischen ihre Rosse, sie reiten stracks zuthal.

Ein Kirchlein stehet drunten, Sankt Leonhard geweiht,
Dabei ein grüner Anger, der scheint bequem zum Streit,
Sie springen von den Pferden, sie ziehen stolze Reih'n,
Die langen Spieße starren, wohlauf! wer wagt sich drein?

Schon zieh'n vom Urachthale die Städter fern herbei,
Man hört der Männer Jauchzen, der Heerden wild Geschrei,
Man sieht sie fürder schreiten, ein wohlgerüstet Heer;
Wie flattern stolz die Banner! wie blitzen Schwert und Speer!

Nun schließ dich fest zusammen, du ritterliche Schaar!
Wohl hast du nicht geahnet so dräuende Gefahr.
Die übermächt'gen Rotten, sie stürmen an mit Schwall,
Die Ritter stehn und starren wie Fels und Mauerwall.

Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Epheu sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf'.

Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.
Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!

Heut nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Heut sprißt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
Stets drängender umschlossen und wüthender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschaar umthürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis in's Mark.
Da haschen sie nach Rossen und schwingen sich darauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

‚Ach Allm —' stöhnt' einst ein Ritter, ihn traf des Mörders Stoß —
Allmächt'ger! wollt er rufen — man hieß davon das Schloß.*)
Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut und Qualm,
Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß' es jetzt: Achalm.

Wohl kommt am andern Morgen zu Reutlingen an's Thor
Manch trauervoller Knappe, der seinen Herrn verlor.
Dort auf dem Rathhaus liegen die Todten all gereiht,
Man führt dahin die Knechte mit sicherem Geleit.

Dort liegen mehr denn sechzig, so blutig und so bleich,
Nicht jeder Knapp' erkennet den todten Herrn sogleich.
Dann wird ein jeder Leichnam von treuen Dieners Hand
Gewaschen und gekleidet in weißes Grabgewand.

Auf Bahren und auf Wagen getragen und geführt,
Mit Eichenlaub bekränzet, wie's Helden wohl gebührt,
So geht es nach dem Thore, die alte Stadt entlang,
Dumpf tönet von den Thürmen der Todtenglocken Klang.

Götz Weissenheim eröffnet den langen Leichenzug,
Er war es, der im Streite des Grafen Banner trug,
Er hatt' es nicht gelassen, bis er erschlagen war,
Drum mag er würdig führen auch noch die todte Schaar.

Drei edle Grafen folgen, bewährt im Schildesamt,
Von Tübingen, von Zollern, von Schwarzenberg entstammt.
O Zollern! deine Leiche umschwebt ein lichter Kranz:
Sahst du vielleicht noch sterbend dein Haus im künft'gen Glanz?

Von Sachsenheim zween Ritter, der Vater und der Sohn,
Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn,
Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

Einst war ein Herr von Lustnau vom Scheintod auferwacht,
Er kehrt' im Leichentuche zu seiner Frau bei Nacht,
Davon man sein Geschlechte die Todten hieß im Scherz, —
Hier bringt man ihrer Einen: den traf der Tod in's Herz.

Das Lied, es folgt nicht weiter, des Jammers ist genug,
Will Jemand Alle wissen, die man von dannen trug:
Dort auf den Rathhausfenstern, in Farben bunt und klar,
Stellt jeden Ritters Name und Wappenschild sich dar.

Als nun von seinen Wunden Graf Ulrich ausgeheilt,
Da reitet er nach Stuttgart, er hat nicht sehr geeilt;
Er trifft den alten Vater allein am Mittagsmahl;
Ein frostiger Willkommen, kein Wort ertönt im Saal.

Dem Vater gegenüber sitzt Ulrich an den Tisch,
Er schlägt die Augen nieder, man bringt ihm Wein und Fisch;
Da faßt der Greis ein Messer, und spricht kein Wort dabei,
Und schneidet zwischen Beiden das Tafeltuch entzwei.

---

*) Zu den Zeiten Kaiser Konrad's, 1006, lebten die Brüder Egino und Rudolf, die Wiedererbauer der Burg Achalm. Von diesen soll sie den Namen haben. Denn als Rudolf seinen sterbenden Bruder fragte, wie die Burg heißen solle, rief dieser aus: Ach Allm — Er wollte sagen: Ach Allmächtiger! aber er starb plötzlich, und Rudolf nannte nun zum Andenken an den letzten Laut seines Bruders die Burg Achalm.

4.

Die Döffinger Schlacht.

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu seyn,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wider von Kampfruf, Stoß und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer Hut;
Mit Spieß und Karst und Sense treibt er den Angriff ab,
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit in's Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen Noth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot,
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herr'n.

Da kommt ein reis'ger Bote vom Wolf von Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu Dienste seyn."
Der stolze Graf entgegnet: „„Ich hab' sein nicht begehrt,
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt.""

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter Schaaren stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die Banner wehn,
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte Groll:
„Ich weiß, ihr Uebermüth'gen, wovon der Kamm euch schwoll."

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut zahl' ich alte Schuld,
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit dir speisen auf einem Tuch, du Held!
Doch darf ich mit dir schlagen auf einem blut'gen Feld."

Sie steigen von den Gaulen, die Herr'n vom Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmig tobt und würgt!
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, dich hat das Schwert gefällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern kann:
„„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer Mann.
Schlagt drein! die Feinde fliehen!"" — er ruft's mit Donnerlaut;
Wie rauscht sein Bart im Winde! hei, wie der Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge Wort.
„Wer flieht?" so fragen Alle, schon wankt es hier und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrechen Glied auf Glied.

Was gleißt und glänzt da droben, und zuckt wie Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wunnenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer Tag!
Was da der edlen Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelfest.

Noch lange traf der Bauer, der hinter'm Pfluge ging,
Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerring,
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp versteckt.

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg geblasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte dar:
„„Hab' Dank, du tapfrer Degen, und reit' mit mir nach Haus!
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten Strauß!""

„„Hei!““ — spricht der Wolf mit Lachen — „„gefiel Euch dieser Schwank?
Ich stritt aus Haß der Städte, und nicht um Euren Dank.
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten Recht.““
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und mit Knecht.

Zu Döffingen im Dorfe, da hat der Graf die Nacht
Bei seines Ulrich's Leiche, des einz'gen Sohn's, verbracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Des Morgens mit dem Frühsten steigt Eberhard zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reis'gen Troß,
Da kommt des Wegs gelaufen der Zuffenhauser Hirt';
„„Dem Mann ist's trüb zu Muthe, was der uns bringen wird?““

„Ich bring' Euch böse Kunde; nächt ist in unsern Trieb
Der gleißend' Wolf gefallen, er nahm so viel ihm lieb.“
Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„„Das Wölflein holt sich Kochfleisch, das ist des Wölfleins Art.““

Sie reiten rüstig fürder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glänzt im Morgenstrahl,
Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht;
„„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes brächt'.““

„Ich bring' Euch frohe Märe: Glück zum Urenkelein!
Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!““

328. Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veste,*)
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet ihm den Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder:
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
Mit dem er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus.
Der zog mit hellen Haufen
Einstmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf,
Da rauscht' es in den Hägen
Und stand vor ihm der Graf.

Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie:
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still.“

Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß ist mir verfangen,
Deß ich so lang begehrt!
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann.“

*) Nächst der Stadt Schwäbisch Hall am Kocher.

„„Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer,
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank.““

„Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.
Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu' mir das, Gesell,
Und gib mir Eins zu bürsten
Aus diesem Wasserquell!“

Der Graf hat sich erhoben,
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und fülltest ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk!
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk!“

---

329. Ver Sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten Stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligthum,
Dem Speer des Mavors, flehend, Blick und Hand.

Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich, statt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt.“

„„Ihm sei der Frühling heilig!““ rief das Heer —
„„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!““
Da rauschten Fittige, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

Und Jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wie sie jauchzten, war die Gegend grün,
Feldblumen sproßten unter jedem Huf,
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimat Thoren am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfrau'n helle Schaar,
Bekränzt mit Blüthe, welche heut' entsprang.

Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
In's Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dieß:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus,
Und weihe diesen vollen Frühling dir.

Was jene Trift, die heerdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein, flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das muth'ge Pferd!

Und was in jenen Blüthengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift:
Dir sei es Alles, Alles dir geweiht!“

Schon lag die Menge schweigend auf den Knien,
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet ahnungsschwer.

Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

Der Blüthen Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?

Mehr, als die Lämmer, sind dem Gotte werth
Die Jungfrau'n in der Jugend erstem Kranz,
Mehr, als der Füllen, auch hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

O nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gotteskraft durchglüht!
O nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch so wundervoll erblüht!

Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars!
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein,
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs;
Nimm sie! sie ist dir heilig, sie ist dein.“

Und wieder warf das Volk sich auf den Grund,
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf Allen schwer.

Noch lag die Menge, schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor,
Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Priester hob dahin sein Angesicht,
Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar;
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht,
Verkündigt' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling, welk und taub,
Nein! einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus diesem Lenz, innkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut,
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
Die Jungfrau folge Dem, dem sie vertraut;
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in der Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

Denn Schlacht und Sieg ist euch vorausgezeigt,
Da ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

In eurem Tempel haften wird sein Speer,
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt,
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt;
Das ist der Weihefrühling, den er will."

---

332. Der junge König und die Schäferin.

1.

In dieser Maienwonne
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu singen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl schmucke Reiter reiten
Das Wiesenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen stehen
Umher im Thalesgrün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor seinem stolzen Zug,
Einen rothen Mantel seiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da sprang vom Roß geschwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein frischer Bronne
Dort in den Büschen kühl;
Da sangen die Vöglein mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum sie sangen so helle?
Warum sie glänzten so baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die schönste Schäferin saß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauschet durch das Grün;
Die Lämmer drob erschrecken,
Zur Schäferin sie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderschöne Maid!
Wärst du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es herzlich leid."

‚Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir schwören mag;
Ich meint', es hab' durchstrichen
Ein loser Vogel den Hag.'

„Ach! wolltest du mich erquicken
Aus deiner Flasche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir."

‚Meine Flasche magst du haben,
Noch Keinem macht' ich's schwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.'

Zu schöpfen sie sich bücket,
Aus der Flasch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er sie anblicket,
Doch hält sie die Flasche fest.

Er spricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie bist du so holder Art!
Als wärest du erst entsprungen
Mit den andern Blumen zart.

Und bist doch mit Würd' umfangen,
Und strahlest doch Adel aus,
Als wärest hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

‚Frag meinen Vater, den Schäfer:
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäfrin:
Ob sie auf dem Throne saß?'

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er setzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar stolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
‚Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all!'

Und als den Schmuck sie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederschaue
Nach manchem harten Stand.

Ein König liegt gebunden
Schon sechzehn lange Jahr',
Sein Land ist überwunden
Von böser Feinde Schaar.

Ich will sein Land erretten,
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling schaut.

Ich ziehe zum ersten Kriege,
Mir werden die Tage schwül.
Sprich! labst du mich nach dem Siege
Hier aus dem Brunnen kühl?"

‚Ich will dir schöpfen und langen
Soviel der Bronnen vermag,
Auch sollst du die Kron' empfangen,
So blank, wie an diesem Tag.'

Der erste Sang ist gesungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat sich geschwungen,
Laßt sehen, wo er sich setzt!

2.

Nun soll ich sagen und singen
Von Trommeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schalmeien klingen,
Und höre der Lerchen Gesang.

Nun soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod,
Und seh' doch die Bäum' ausschlagen
Und sprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erste der Helden,
Wie bei Frauen, so in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf sein Siegspanier;
Da stieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür:

„‚O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!'"

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfest begann;
Doch wer nicht saß in der Halle,
Das nicht beschreiben kann.

Und wär' ich auch gesessen
Dort in der Gäste Reih'n,
Doch hätt' ich das Andre vergessen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar sprechen
Der königliche Greis:
„‚Ich geb' ein Lanzenbrechen,
Was setz' ich euch zum Preis?'"

„Herr König, hochgeboren,
So setzet uns zum Preis,
Statt goldner Helm' und Sporen,
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!"

Um was sonst Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum sah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis;
Er empfing bei Trommetenschalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu sprechen
Der königliche Greis:
„‚Ich geb' ein neues Stechen
Und setz' einen höhern Preis.

Wohl setz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich setz' euch meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.'"

Wie glühten da die Gäste
Beim hohen Trommetenschall,
Wollt' Jeder thun das Beste,
Herr Goldmar warf sie all.

Der König stand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern:

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferstab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite,
An rosenrothem Band.

Der König sprach: „‚Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.'"

Er sprach's und schlug zurücke
Den Schleier der Königin.
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' sehen nach ihr hin.

„Keine Königin soll mich gewinnen
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' Euch Gott behüten!
Ich zieh' ins Thal hinab."

Da rief eine Stimme so helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als sängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm stand,
Mit reichem Geschmeid umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

‚Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willst du ziehn noch immer
Ins grüne Thal hinaus?

So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließest zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrscht nun über zwei Land'.'

Nicht länger blieben sie stehen
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem thät' ich es plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfah'n und küssen
Auf den rosenrothen Mund.

---

330. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott.
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?""
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört;
Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand;
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

331. Die verlorene Kirche.

Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn Keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Vernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klang es nieder.

Mein Geist war so in sich gekehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr',
Daß ich so hingeträumet hätte:
Als über Nebeln, sonnenklar,
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.
Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wonnevoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt von heil'gem Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!

Andreas Justinus Kerner

wurde am 18. September 1786 zu Ludwigsburg geboren, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war. Den vorbereitenden Unterricht für die Wissenschaften erhielt er in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt und im Kloster Maulbronn, wurde aber, nach seines Vaters Tod, zur Erlernung der kaufmännischen Geschäfte angehalten, bis ihn der Dichter Conz, welcher damals noch das Diakonat in Ludwigsburg versah, aus dieser seiner Neigung widerstrebenden Lebensrichtung befreite. Den Studien zurückgegeben, bezog nun Kerner im Jahre 1804 die Universität zu Tübingen, an der jetzt sein Beschützer Conz als Professor der klassischen Literatur docirte, und widmete sich der Medizin. Hier schloß er den innigsten Freundschaftsbund mit Uhland; ging 1809 auf Reisen; praktizirte dann an mehreren Orten seines Vaterlandes als Arzt, und ist seit 1818 als Oberamtsarzt zu Weinsberg angestellt, wo „sein freundliches Haus unter üppig rankenden Reben an der altberühmten Burg ‚Weibertreu' in schrankenloser Gastfreundschaft den Todten wie den Lebendigen offen steht." — Der fast gänzliche Verlust seines Augenlichtes trübt leider die älteren Tage des liebenswürdigen Dichters.

* * *

Kerner repräsentirt unter den schwäbischen Dichtern, zu deren Koryphäen er gehört, vorzugsweise die phantastische Mystik der norddeutschen Romantiker, mit welchen er frühzeitig zu Heidelberg in Verbindung kam. Das Wunderbare und Geisterhafte

bildet das Grundelement seiner Poesie, die sich besonders durch eine oft zu tiefer Trauer gesteigerte Wehmuth charakterisirt, „die das Herz ihm bis zum Tod durchdrungen“, und welcher selbst der eigenthümlich-phantastische Humor in seinen „Reiseschatten“ — die Scherze und Possen, wie er sagt — entsprungen ist. Die epische Behandlung des Volksliedes ist ihm, was den kindlich gläubigen und treuherzigen Ton, zumal der legendenartigen Märchen (z. B. „Der Geiger zu Gmünd,“ — „Die heilige Regiswind“ u. a.) angeht, ausnehmend geglückt; aber es fehlt seinen Gestalten meistens (eine ehrenvolle Ausnahme macht u. a. sein „Sowinsky“) der feste Boden der Wirklichkeit; sie treten nicht lebenskräftig und menschlich wahr vor uns hin, wie bei Uhland, sondern ungeheuerlich und schattenhaft unheimlich, wie Gespenster. „Seine Romanzen tönen (mit Dr. Hillebrand's Worten) wie Geisterstimmen; die Schauer der Dämmerung wehen aus ihnen. Sie harmoniren gewissermaßen mit der ‚Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur‘, einer Schrift, worin Kerner das Hereinragen dunkler Lebensmächte in den Tag der Gegenwart unheimlich genug darstellt.“ –

Wilh. Müller („Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik,“ 1827, Nr. 129) zeichnet vortrefflich die poetische Physiognomie Kerner's: „Sehnsucht ist der Grundton der Kerner'schen Lieder, und diese Sehnsucht trägt den Charakter der Kindheit; sie schwankt und schwebt zwischen Himmel und Erde ohne Ziel hin und her; sie weiß nicht recht zu sagen, was sie verloren und was sie suche, und doch fühlt sie, daß ihr etwas fehle, dessen Bild ihr in den Blüthen der Erde und den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird. Auf diese Weise ist die Natur für sie eine Hieroglyphenschrift von Blumen und Sternen, aus welcher sie sich und ihre Sehnsucht herauslesen möchte, und die Stimmen des Waldes und der Lüfte sind ihr Vorklänge oder Nachhalle dessen, was in ihrem eigenen Innern nach Tönen ringt. Ueberhaupt ist Kerner's Muse nie in der Stube; in Lust und Leid hat sie die freie Natur um sich und nimmt sie so in sich auf, daß sie dieselbe zur Trägerin ihrer Gedanken und Gefühle macht. Die Natur als Landschaftsmalerin darstellen zu wollen, kann ihr daher gar nicht einfallen; sie müßte diese ja dann von sich selbst gleichsam abstrahiren, um sie objectiv anzuschauen, die sie jetzt subjectiv in sich empfindet. Aber wohl kleidet die gestaltlose Sehnsucht sich und ihren Gegenstand gern in die Bilder der Natur und bleibt der Ruheplatz, auf welchen die Sehnsucht des Dichters immer zurückkehrt, mag sie nun von ihr selbst angeregt und fortgetragen, mit den Vögeln und Bächen hinausgezogen seyn in das unbekannte schöne Land, oder mit den Blumen sich in die alte Mutter-Erde eingesenkt haben, um einem ewigen Frühlinge entgegen zu keimen, oder sich auf Morgenroth und Sternenlicht in den Himmel aufgeschwungen haben. Ihre Liebe, ihre Hoffnung und ihr Glaube wurzeln in der Natur und blühen aus derselben heraus.

Es liegt in dem Wesen jener Gemüthsrichtung, daß sie ohne weite Absprünge von der Höhe in die Tiefe, von wilder Freudigkeit zu brütender Schwermuth, sich vielmehr in dem dämmernden Helldunkel zwischen Freude und Leid hin und herwiegen läßt. In dieser Sphäre hält sich Kerner's Muse; jedoch können wir einige Gedichte, besonders die Wander- und Trinklieder, und mehrere patriotische Gesänge von männlich starkem Tone, so wie die biederen Klänge aus Haus und Hof, als Abweichungen aus derselben bezeichnen.

Auch in den Balladen und Romanzen verleugnet Kerner seinen provinzialen Patriotismus nicht. Ein großer Theil derselben behandelt schwäbische Sagen und Legenden, und selten ohne jenen sehnsüchtigen Rückblick auf die alte gute Zeit und Sitte, welcher die Darstellung des fremden Stoffs einen Ueberzug aus der gemüthlichen Theilnahme des Erzählers gibt. Aus der Sehnsucht nach dem Alten ist dann die alterthümliche Sprechweise in diesen Balladen und Romanzen zu erklären, welche von der natürlichen Einfachheit der Sprache in den Liedern auffallend abweicht. Zwar scheint es, als ob das Alterthümliche der Form in den bezeichneten Gedichten weniger unnatürlich und gezwungen klänge, da der Geist derselben ebenfalls in dieser Alterthümlichkeit schwebt, aber nichts desto weniger bleibt das Nachsprechen einer todten Sprache stets etwas Gemachtes, und schließt mehr oder minder den Ton der Natur und des Lebens aus. Wir erkennen daher in den Kerner'schen Balladen und Romanzen nur da die reine und volle Eigenthümlichkeit seiner Muse wieder, wo ihre lyrische Form die alterthümliche Manier nicht aufkommen läßt, ohne jedoch auch in den übrigen Stücken, die dem obigen Vorwurfe unterliegen, die tiefe Bedeutung und die ergreifende Gewalt einzelner romantischer Momente zu überhören.“

Seine Schriften sind:

Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux. Heidelberg 1811.

Poetischer Almanach für 1812, herausgegeben. (Später u. d. T.: Romantische Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab u. A. Karlsruhe 1817.)

Deutscher Dichterwald, herausgegeben. Tübingen 1813.

Das Wildbad im Königreich Würtemberg. Nebst Nachrichten über die Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirschau. Ebend. 1813; 4. Aufl. 1839.

Geschichte zweier Somnambulen. Karlsruhe 1824.

Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1826. — Dichtungen. 3. Aufl., 2 Bde. Ebend. 1841.

Die Seherin von Prevorst. 2 Bde. Ebd. 1829. — 4. Aufl. 1846.

Blätter aus Prevorst, herausgegeben (gemeinschaftlich mit Eschenmayer). 5 Samml., Karlsruhe 1831—34.

Geschichte Besessener neuerer Zeit, Beobachtungen aus dem Gebiete kako-dämonisch-magnetischer Erscheinungen. Karlsr. 1834. — 2. Aufl. 1835.

Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns &c. Stuttgart 1836.

Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur. Ebend. 1836.

Der Bärenhäuter im Salzbade, ein Schattenspiel. Stuttg. 1837 (zuerst in Lenau's „Frühlingsalmanach,“ 1835.)

Magikon. 3 Bde. Ebend. 1840—42.

---

333. Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh',
Und sah dem Räderspiele
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

‚Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh'.‘

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

334. Zwei Särge.

Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Hut,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut,
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

Blüthen und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Gesang.

335. Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Gold'ne Rosen den Altar.

Schuh' aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid,
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungeseh'n woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Noth —
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brot!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
„Wo so Viele musiziren,
Musizir' ich Geiger mit!“

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des off'nen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: ‚Das arme Geigerlein!'
„Eins noch bitt' ich," — singt er, — „lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen sieht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan bei'm lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet seyn.

Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

---

336. Die heilige Regiswind von Laufen.

Herr Ritter Ernst, der war ergrimmt zu einer bösen Stund',
Er schlug die falsche Dienerin mit seinen Fäusten wund;

Er schlug die falsche Dienerin, er stieß sie mit dem Fuß.
„Herr Ritter Ernst! und wißt fürwahr daß Euch dies reuen muß!"

Es war die falsche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab in's grüne Thal.

Da saß Herrn Ernst's sein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es spielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falsche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieses stille Kind zum wilden Strom hinan:

„Komm, liebes Kind! komm, süßes Kind! da blühen Röslein rund!"
Sie faßt es an dem goldnen Haar, sie schleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben schwamm,
Auflacht die falsche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.

Sie flieht von dem unsel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt so viele hundert Jahr', kann ruh'n kein einzigmal.

Es sah Herr Ernst von hoher Burg, sah in den grünen Grund,
Sie brachten todt sein süßes Kind, auf Rosen man es fund.

Es blüht wie eine Rose roth, wie eine Lilie weiß;
Er legt's in einen goldnen Sarg, bestattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernst, der Vater kam, entstieg ihr Rosenduft.

Seitdem erscheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.

Auch liegt seitdem manch frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

---

337. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürst von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan' in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr seid der reichste,
Euer Land trägt Edelstein!

---

338. Graf Olbertus von Calw.

Bei hellem Vogellied
Was sollen Saitenklänge?
Was Sagen und Gesänge,
Wann bunt die Blume blüht?

Nur wann die Aue leer
Und stumm in Wintertagen,
Da kann man füglich sagen
Und singen bunte Mär'. —

Bei Calw, in jenen Gau'n,
Die Würtemberg man nennet,
Wo man viel Sagen kennet
Von Rittern und von Frau'n,

Da liegt in Waldes Schooß
Ein alter Bau verstecket,
Jahrhunderte bedecket
Von Epheu und von Moos.

Der Wind durchrauscht den Saal,
Gleich klagendem Gewimmer,
Wo einst in goldnem Schimmer
Klang Laute und Pokal;

Wo einst in üpp'ger Pracht
Olbertus' Frau gelebet,
Nach Weltlust nur gestrebet,
Niemals an Gott gedacht;

Olbertus aber trüb
Und still gelebt in Schmerzen;
Dem gottgeweihten Herzen
Stets fremd die Uepp'ge blieb.

„Ich scheide," sprach er, „Weib!
Leb' wohl, und sei mein Erbe!
Ich scheid', eh' ich verderbe
Allhier an Seel' und Leib!

Will seh'n, wie Armuth thut;
Reichthum hab' ich genossen.
Leb' wohl! Dir zum Genossen
Verbleibt der leichte Muth!"

Und fröhlich legt vom Leib
Er sein Gewand von Seide,
Und zieht im Linnenkleide,
Ein Bettler, von dem Weib.

Ihr Ring nur hält ihm fest
Am Finger, eng gespannet,
Bleibt, wie in's Fleisch gebannet,
So sehr er zieht und preßt.

„Es brennt, wie Höllengluth,
Das eitle Pfand der Bösen;
O! möcht's vom Finger lösen
Mir bald ein Engel gut!"

Er wallt in's Schweizerland,
Treibt dort als Hirt die Heerde,
Und schläft auf harter Erde,
Und trinkt aus hohler Hand,

Und kniet auf blum'ger Au
Am Kreuze manche Stunden.
Sein Fleisch, das ist geschwunden,
Sein Bart ist lang und grau.

Im späten Abendroth,
Die Sage singt's, bei Schafen,
Da find't den frommen Grafen
Ein irrer Ritter todt.

Ein Glanz sein Haupt umfließt,
Licht liegt er, wie verkläret,
Vom Finger, abgezehret,
Der Ring gefallen ist.

Es ist dieselbe Nacht,
Da in dem hellen Saale
Beim zweiten Hochzeitmahle
Die Gräfin scherzt und lacht.

Hoch hebt sie den Pokal,
Es glüh'n ihr Wang' und Lippe,
Da tritt, ein bleich Gerippe,
Der Tod, dumpf durch den Saal.

Der läßt, zu ihr gewandt,
Hoch vor den Gästen allen
Den Ring in's Glas ihr fallen,
Sie hat ihn wohl erkannt.

Die Saiten springen laut
Von Harfe und von Leier,
Und an das Herz dem Freier
Sinkt todt die üpp'ge Braut.

---

339. Der Wassermann.

Es war in des Maien mildem Glanz,
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.

Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.

Ein fremder Jüngling, in stolzem Kleid,
Sich wandte bald zu der schönsten Maid;

Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
Er setzt ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.

‚O Jüngling! warum ist so kalt dein Arm?'
„In Neckars Tiefen da ist's nicht warm."

‚O Jüngling! warum ist so bleich deine Hand?'
„In's Wasser dringt nicht der Sonne Brand!"

Er tanzt mit ihr von der Linde weit; —
‚Laß, Jüngling! horch, die Mutter mir schreit!'

Er tanzt mit ihr den Neckar entlang; —
‚Laß, Jüngling! weh! mir wird so bang!'

Er faßt sie fest um den schlanken Leib:
„Schön' Maid! du bist des Wassermanns Weib!"

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein, —
‚O Vater und du, o Mutter mein!'

Er führt sie in einen kristallenen Saal.
‚Ade, ihr Schwestern im grünen Thal!'

---

340. Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Beim Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
„Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Und er sprach's und war verschieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden,
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah' der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr';
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mär' ist Gott und Teufel.

Einst als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd sie vom Schmaus;
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
„‚Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!'"
Schreien sie aus Satans Munde,

Stürzen, die verruchten Wichte,
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat sie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen;
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die Vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus;
Sitzen starr sich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

---

341. Das treue Roß.

Graf Turneck kam nach hartem Strauß
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus lag in dem Walde tief,
In seiner Gruft ein König schlief.

Hier auszuruh'n gedenkt der Graf,
Er weiß nicht, daß ein Pfeil ihn traf.

Der Graf steigt ab vom weißen Roß:
„Graf', bis ich wieder komm', im Moos!"

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann schweigt es in der weiten Hall!

Der Graf tappt hin an kalter Wand,
Bald einen alten Sarg er fand.

„Der müde Leib soll rasten hier!
Versteinert Holz, brichst nicht mit mir."

Der Graf sich legt 'so lang er war,
Wohl auf dieselbe Todtenbahr.

Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.

Seitdem verstrich manch hundert Jahr,
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Vom Gotteshaus steht noch ein Stein,
Dran grast das Roß im Mondenschein.

---

342. Graf Asper.

In Waldes Dunkel steht ein Bronn
Bei'm Kloster der weißen Frauen,
Der Bronn viel hundert Klafter tief
In Felsen gut gehauen.

Saß auf dem Baum Waldvögelein,
Sank auf den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was sich begab
Da bei demselben Bronne.

Graf Asper von der Heerfahrt kam,
Wollt' kühlen Trank sich langen,
Er trieb wohl um das eiserne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt es in dem Grunde,
Kein kühles Wasser in ihm war,
Ein Zwerglein darin stunde.

‚Steig ein, steig ein, du Recke kühn!
Dein begehrt mein Herr zur Stunde!'
Graf Asper kehrt nicht mehr zur Burg. —
Dumpf tönt es in dem Grunde.

Flog von dem Baum Waldvögelein,
Stieg über den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was sich begab
Da bei demselben Bronne.

Eine Klosterjungfrau trat heraus,
Wollt' kühlen Trank sich langen,
Sie trieb wohl um das eiserne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt es in dem Grunde,
Kein kühles Wasser in ihm war,
Graf Asper's Geripp' drin stunde.

---

343. Anna Vögtly.

Wo dem Spalt geborst'ner Felsen
In endloser Wildniß Grausen,
Recht wie aus der Hölle Grund,
Heiße Wasser wild entbrausen,

Aus dem alten Born zu Pfeffers
Hob sich oft des Abgrunds Meister,
Warb zu seiner Hölle Dienst
Listig sünd'ger Menschen Geister.

Anna Vögtly! Anna Vögtly!
Wahre fest dein sünd'ges Herze!
Geh nicht, Zauberkräuter suchend,
Mitternachts mit mag'scher Kerze!

Ja, bei solchem Höllenspiel
Ist er keck vor dich getreten;
Anna Vögtly! Anna Vögtly!
Lehrte Mutter dich nicht beten?

Durch den Graus der Mitternacht
Bist du leuchtend vorgeschritten,
Raubtest, weh! den heil'gen Leib
Aus der Waldkapelle Mitten;

Wild Gelächter man vernommen,
Ries'ge Felsen widerhallten,
Höllenmasken, scheußlich grinsend,
Funkelten aus ihren Spalten.

Bäume schwankten auf und nieder,
Aechzend wie von Sturmes Zorne,
Und die Hostie wirfst du zitternd
In der grausen Wildniß Dorne.

Eine Rose silberhelle
Ist sogleich emporgesprossen,
Hält mit sieben Strahlenblättern
Fest das Heiligthum umschlossen.

Als der Nächte Graus verschwunden,
Goldne Tagesstrahlen siegten,
Vögel sich auf schlankem Zweige
Singend über'm Abgrund wiegten.

Eine Schäf'rin fährt zu Thal,
Schaut der Silberrose Funkel,
Und sie spricht: „Fürwahr, ein Stern
Blieb in dieses Waldes Dunkel!"

Ihre treuen Schäflein zögern
An den nahen Born zu gehen,
Neigen alle sich zur Erde,
Als so sel'gen Glanz sie sehen.

Aufgewacht vom Felsenlager
Kommt ein gier'ger Wolf geschritten,
Sieht der Gottesblume Licht,
Legt sich in der Schäflein Mitten.

Und die Hirtin thut es kund,
Volk und Priester eilt zur Stelle,
Pflanzen diese Gottesblume
Auf den Altar der Kapelle.

Helle Glocken, Preisgesänge,
Hallen durch die Waldesstille,
Ueber Land und Meere zieh'n
Fromme Pilgrime die Fülle.

Ettiswyl nennt sich die Stätte,
Wo in dunkler Waldkapelle
Jene Gottesblume blüht
Silbern mit des Mondes Helle.

Wer sie einmal nur ersah,
Den verläßt ihr Mondlicht nimmer,
Sicher geht er durch die Nacht,
Um das Haupt den heil'gen Schimmer.

344. Sankt Alban.

Es steht dem Land zu Gruße
Ein Kreuz auf Berges Höh',
Leis' wallt zu seinem Fuße
Ein himmelblauer See.
Viel duft'ge Kräuter blühen
An dieses Wassers Rand,
Viel fromme Pilger ziehen
Dahin aus fernem Land.

Wohl vor zwölfhundert Jahren,
Da lag das Land gar wild,
Der Wald mit Thiereschaaren,
Der See mit Gift erfüllt:
Denn an des Kreuzes Stelle
Ein schlimmer Felsen war,
Der stellt', zur Lust der Hölle,
Des Satans Bildniß dar.

Kalt, wie des Mondes Strahlen,
Blickt' es in's Land hinein,
Zum Fluch den Höh'n und Thalen;
Statt Blumen wuchsen Stein',
Statt Menschen wurden Drachen,
Statt Fischlein Schlangen im See,
Die Hölle sah's mit Lachen,
Und pries das Bild der Höh'.

Da kam vom fernen Strande
Sankt Alban, stark und kühn,
Zu diesem wilden Lande,
Zu diesem Felsen hin.
Ihn faßt des Landes Jammer,
Er sprang zum Felsenwall,
Zerschlug mit starkem Hammer
Das Bild, — es fiel mit Schall.

Dankvoll, daß ihm's gelungen,
Kniet' er dort auf den Höh'n,
Der Fels, der war zersprungen,
Ein Kreuz daraus blieb steh'n.
Und wie dasselbe blickte
Weit in das Land hinein,
Man Ros' und Lilie pflückte
In lindem Maienschein.

Da lagen in den Klüften
Erdrückt die Drachen all,
Da sang in Blumendüften
So manche Nachtigall,
Viel Fischlein, silberhelle,
Waren im See zu schau'n;
Und an Sankt Alban's Stelle
Da knieten zarte Frau'n.

345. Sowinsky.

(Polnisch.)

Als zweihundert Feuerschlünde
Donnernd: ‚Auf zum Kampfe!' riefen
Und der Moskowiten Schaaren
Stürmend gegen Warschau liefen,

Sieht ein Häuflein Polensöhne
Man vor Wola's Kirche streiten,
Einen Wall von Russenleibern
Sich zur Schanze kühn bereiten.

Ihren Führer schaut, den Alten!
Wohl auf einem Stelzfuß steht er,
Schnee sein Haupt deckt, doch, ein Jüngling,
Sklaven mit dem Schwerte mäht er.

Vaterland und Freiheit brachten
Dem die Gluth der Jugend wieder,
Haut zu Wola's Kirche Bahn sich
Durch der Feinde fels'ge Glieder.

Vor dem Altar mit dem Häuflein
Steht er bald, ruft: „Brüder! Treue!
Laßt uns sterben! aber sterben
Nur als Polen, nur als Freie!"

Wild ertönen Feindes Stimmen:
„„Thor! ergib dich! wirst zum Spotte!""
Er doch aus der Kirche Fenstern
Gibt mit Tod Antwort der Rotte.

Jetzt gleich aufgereizten Uren
Stürmen die an Thor und Gittern,
Dringen durch geborstne Mauern;
Steine, nicht die Polen, zittern.

Säulenfest die steh'n am Altar;
Doch unzählbar wächst der stolze
Feind, sie fallen, nur Sowinsky
Steht noch auf dem Fuß von Holze.

Da voll Achtung tritt der Feinde
Führer vor und spricht zum Greise:
„„Auf Pardon! todt sind die Deinen!
Längern Kampf ich Wahnsinn heiße!""

Doch der auf dem Fuß von Holze
Sendet Tod ihm aus Pistolen,
Ruft, daß rings erdröhnt die Halle:
„Das ist der Pardon der Polen!"

Und als dies er hat gerufen,
Sinkt auch er im Tode nieder.
Also stirbt der Sohn der Freiheit! —
Still wird's in der Kirche wieder.

Der Barbaren Horden stehen
Mit gesenkten Schwertern bleiche,
Blicken stumm und staunend erdwärts
Auf des Helden blut'ge Leiche.

Ludwig I., König von Bayern.

Ludwig Karl August, ältester Sohn des Königs Maximilian Joseph und Wilhelminen Augustens von Hessen-Darmstadt, wurde den 25. Aug. 1786 zu Straßburg geboren, unter seines Vaters Aufsicht erzogen und auf den Universitäten Landshut und Göttingen wissenschaftlich ausgebildet. Im Jahr 1807 befehligte Ludwig eine Division Bayern, welche mit der großen Armee nach Polen zog, bei Sierock den Angriff der Russen auf den Brückenkopf abschlug und bei Pultusk ihren Ruhm bewährte; wohnte 1808 mit seinem Vater, als erstem der Könige des Rheinbundes, dem Erfurter Kongresse bei; führte 1809 im Kampfe gegen Oesterreich, nebst Wrede und Deroi, eine der drei Heeresabtheilungen unter Lefèbre's Oberbefehl, und eroberte zwölf Kanonen; kämpfte dann gegen Tyrol unter dem, Lefèbre beigegebenen, Marschall Drouet, und kehrte, nachdem das große Trauerspiel auf den Bergen beendet, im November desselben Jahres nach München zurück. Der edle Kronerbe wurde noch im Jahr 1810, nach vollzogener Vermählung (12. October) mit der Prinzessin Theresia von Sachsen-Hildburghausen, Generalgouverneur im Inn- und Salzachkreise, und nahm zu Innsbruck seine Residenz. Den Befreiungskampf gegen Frankreich 1813 und 14 mitzukämpfen, als sich Max. Joseph vom Rheinbunde und dessen Protektor losgesagt und seine Armee mit den Verbündeten vereinigt, „sah er sich zwar vom Schicksal entfernt gehalten", doch beurkundete sich seine stets bewährte ächt deutsche Gesinnung auf das kräftigste als Heerführer bei jeder Nationalbewaffnung in gerechter Sache; auch erschien er 1815, nach Napoleons Rückkehr von Elba, kampfmuthig bei seinen am Rhein aufgestellten Bayern; aber die Hauptschläge des Krieges fielen an der niederländischen Grenze. Seitdem abwechselnd zu Innsbruck, Salzburg, Würzburg und Aschaffenburg residirend, lag er mit Eifer den Wissenschaften ob und besonders hatte die Kunst der Alten an ihm, der in den Geist des klassischen Alterthums tief eingedrungen, einen seltenen Verehrer und Pfleger. Den griechischen Musen innig vertraut, soll Ludwig auch — wie Professor K. B. Böttiger, der Biograph Max. Joseph's von Bayern, in dem biographischen Magazin „Zeitgenossen" bemerkt — an der zu Wien unter Kapodistrias gegründeten Hetairie der Musenfreunde mehr als blos mitgliedschaftlichen Antheil gehabt haben. Am 18. October 1825 bestieg er den Thron und beschwor die Verfassung.

Als König nun, „des Guten Saat streuend, fördernd, leitend, in Wort und That gleich wirksam kräftig, die Erfüllung der Berufspflichten mit der Künste freudiger Pflege wechselnd", setzte Ludwig die Ausführung seiner Entwürfe, den bildenden Künsten insgesammt ein reiches Feld zur Uebung ihrer Thätigkeit zu gewähren, in dem Maße fort, daß er als der eigentliche Kunstförderer der neueren Zeit mit Recht gepriesen wird. Er reorganisirte die Akademie der Künste, sammelte einen Kreis ausgezeichneter Künstler, denen er zum Theil schon als Kronprinz in Rom als ermunternder Freund und Mäzenas erschienen war, um sich und beschäftigte dieselben mit ihren zahlreichen Schülern nach seinen Zwecken. Die im rein jonischen Baustyle ausgeführte prachtvolle Glyptothek, die großartige Pinakothek, die majestätische Walhalla, nach den äußern Verhältnissen im ächt griechischen, und die Allerheiligenkirche im byzantinischen Style, das Odeon, der neue imposante Königs- und der Festsaalbau, der Ludwigskanal, die Ludwigskirche, die Bibliothek und so viele andere Bauten edler Gediegenheit, durch Klenze, Ohlmüller, Gärtner, Ziebland u. A. entworfen und vollendet; die antik-religiös- und romantisch-epischen Darstellungen in der Malerei durch Cornelius, Heinrich Heß, Schnorr, Kaulbach, Zimmermann u. A.; die Fülle schöner Schöpfungen im Gebiete der Plastik durch Schwanthaler, Konrad Eberhard, Leeb, Mayer, Schöpf, Lossow u. A.; die Gußwerke der in ganz Deutschland als Musteranstalt geltenden Erzgießerei unter Stiglmaier; die wieder in's Leben gerufene Glasmalerei unter Frank, Max. Ainmüller u. A., — das sind beiläufig die großen Kunstthaten Königs Ludwig, welche seinen Ruhm durch die spätesten Jahrhunderte tragen werden.

* * *

Als Dichter ist König Ludwig, mitten im wuchernden poetischen Blüthenwalde der Gegenwart, gleich einer kräftigen, reichbelaubten Eiche auf starrem Felsthrone hervorragend, eine um so merkwürdigere und wohlthuendere Erscheinung, als seit den grauen Zeiten der Minnesänger, wo an den fürstlichen Hoflagern und auf zahlreichen Ritterburgen die „heitere Kunst" geübt und gepflegt wurde; wo die ruhmgekrönten Häupter des Hohenstaufen'schen Hauses ihr mit begeisterter Liebe huldigten, außer ihm wohl kein König mehr, dilettantische Versuche vielleicht ausgenommen, als Hoherpriester am Altare der Musen geopfert hat. In seinen theils in antiker, theils in romantischer Form und Gesinnung gehaltenen Gedichten weht uns bald der Krafthauch eines ächt deutschen, ritterlich aller Fremdherrschaft abwehrenden Gemüthes, bald der Frühlingsathem zärtlicher Liebe zu Gattin, Kindern und edlen Freundinnen, bald der reine götterselige Aetherduft der hellenischen Vorwelt und der Siegesjubel der befreiten Neugriechen entgegen. Einer der größten Vorzüge des königlichen Dichters liegt wohl auch in seiner als solcher sich scharf und klar aussprechenden, zuweilen naiv dargestellten, reinmenschlichen Individualität, namentlich in seiner Stellung auf dem Throne zwischen höfischen Formen und zwanglosen Natur- und Kunstgenüssen, im Wechselverhältnisse streng realer Staatsgeschäfte und idealer Weltbezüge. Viele dieser Dichtungen, wie z. B. „Der Könige Loos", — „An mich als König", — „Königsklage," — „Leben des Königs," — „Meines Innern Drang," — „An meine Frau" u. s. w., möchten wir als eine Reihe Selbstgeständnisse, gleichsam als eine „Geschichte seines Herzens" bezeichnen.

Das philosophirend lyrische Princip, die ideale Betrachtung herrschen im Allgemeinen darin vor; hin und wieder klingt der Ton Schiller's, seines Lieblings, und des griechisch schön fühlenden Hölderlin durch, unbeschadet jedoch der Eigenthümlichkeit des Gehalts, der sich besonders in den ernstsinnigen Elegieen, reflektirenden Chören und Spruchgedichten (gnomischen Epigrammen) im antiken Geschmack, in witzigen Xenien, geist- und gemüthvollen Künstlerfestliedern, Dithyramben und Sonetten geltend macht. Weniger scheint seinem reichen Gefühle die gehaltene, plastische, eng sich begrenzende Form der Ballade und Romanze zu entsprechen, und wir müssen bedauern, nur auf eine kleine Auswahl beschränkt zu seyn.

Er veröffentlichte:

Gedichte. 2 Thle. Erste und zweite Auflage. München 1829. Derselben 3. Theil, 1839. — Dritte Auflage. 3 Thle. Ebd. 1842. — Ders. 4. Theil befindet sich unter der Presse.

(In's Französische übersetzt von Madame de Montigny. Lüttich 1830; in's Englische von Charles Hodges. München 1835; in's Lateinische und in beiden Sprachen gleich metrisch gegen einander gestellt von Frz. M. Schumm. Bamberg 1830; und theilweise von Fiedler. Wesel 1831 und 38; in's Griechische (carmina ad Graecos) von J. Franz. Stuttg. 1830.)

Walhalla's Genossen, geschildert durch den Gründer Walhalla's. München 1842.

(In's Englische übersetzt. München 1845.)

Der Seele Sprache lebt in den Gesängen,
Die, wie sie wollen, das Gemüth gestalten,
Die Scheidewand des Standes schnell zersprengen.

König Ludwig.

*) 346. Die Nonne in Himmelspforten.

Ach! die Zelle
Wird zur Hölle,
Wenn das Herz erglüht,
Wer in Mauern
Muß vertrauern,
Wenn die Liebe blüht.

Wie ihr fließet,
Euch ergießet,
Wogen, in das Meer,
Ach! so rinnen
Auch von hinnen
Meine Tage, leer.

Dürft' ich fliehen,
Mit euch ziehen,
Wellen! sanft und mild;
Bin gefangen,
Mein Verlangen
Nimmer wird gestillt.

Kraft entweichet,
Wang' erbleichet,
Kummer lastet schwer;
Kann nur sehnen,
Keine Thränen
Hat das Auge mehr.

Ja! ich fühle
Mich am Ziele,
Alterte schon jung.
Hülle sinket,
Jenseits winket
Die Vereinigung.

---

347. Der Mönch in Oberzell. *)

Meiner Schwelle
Naht die Welle
Läßt mich ungestillt;
Jede weichet,
Keine zeiget
Der Geliebten Bild.

Nehmt die Thränen
Mit, das Sehnen
Nimmt der Tod allein;
Werth dem Herzen
Sind die Schmerzen,
Werth der Liebe Pein.

Bin nicht ferne
Meinem Sterne,
Der verdeckt doch mir,
Bleibt es immer;
Nimmer! nimmer!
Seh' ich mehr ihn hier.

Woge! trage
Meine Tage
Schnelle, schnelle fort;
Möchten rinnen
Bald von hinnen
Sie zum Friedensport!

Wellen treiben,
Ich muß bleiben,
Schon im Leben todt.
Nacht auf Erden!
Jenseits werden
Seh' ich Morgenroth.

Sterbgeläute
Ruf zur Freude,
Ruf zum Hochzeitsfest.
Mir gegeben
Wird das Leben,
Wenn es mich verläßt.

---

*) **Nr. 346—351 mitgetheilt in Gemäßheit allergnädigster Genehmigung Seiner Königl. Majestät.**

**) Oberzell liegt nicht weit von Himmelspforten, das in der Nähe von Würzburg steht.

348. Der weinende Fels bei Fontainebleau.

(Le rôcher qui pleure.)

„Willst du nun mein Herz verstoßen,
Treulos an mir seyn?
Bald verblühn des Lenzes Rosen,
Und du bist allein.

Treue Lieb' willst du verschmähen,
Ziehst den Wechsel vor;
Schnelle flieht, wie Westes Wehen,
Der Anbeter Chor."

Doch sie achtet nicht des Treuen,
Und er stürzet fort,
Nichts kann mehr den Jüngling freuen,
Spricht nicht mehr ein Wort.

Läßt sich zwischen Felsen nieder,
Fels Sophiens Herz,
Frohsinn kam zu ihm nicht wieder,
Nie aus ihm der Schmerz.

Fern der Sterblichen Gewimmel
In der Einsamkeit,
Sah er dumpfen Harms zum Himmel,
Nie vom Gram befreit.

Und da litt er viele Jahre,
Thränenvoll sein Blick;
Daß er ganz die Qual erfahre,
Denkt er stets zurück

An die bald geflohn'nen Stunden
Sel'ger Wonnezeit,
Als er Gegenlieb' gefunden
In Vergangenheit.

Doch es hat ein Gott Erbarmen,
Nahm des Lebens Last,
Nahm es endlich von dem Armen,
Dem es nur verhaßt.

Er verwandelt ihn zum Steine;
Seiner Thränen Lauf
Hält doch nicht Verwandlung, keine
Felsenrinde auf.

Schon Jahrtausende verflossen,
Werden noch vergeh'n,
Immer von dem Fels vergossen
Thränen sind zu seh'n.

---

349. Sappho.

An dem Meere ragt noch immer
Auf Leukade's stillem Strand
In des Mondes bleichem Schimmer
Geisterhaft die Felsenwand,

Die als Denkmal sich erheben
Ewig wird, der Lieb' geweiht,
Welcher Sappho hat gegeben
Ihres Ruhm's Unsterblichkeit.

Die aus Lesbos' heitern Auen,
Aus der schönen Insel war,
Sappho, herrlich anzuschauen,
Lorbeerkrone in dem Haar.

Ihrer Lyra Zauberklängen
Horchet Griechenland entzückt,
In den blühenden Gesängen
Ist nur Liebe ausgedrückt.

Das bewundernde Gedränge
Und des Lobs endloses Meer
Nicht befried'gen in die Länge,
Sind für Sappho öd' und leer.

Ach! die Welt mit ihrem Schmucke
Blos den Sterblichen beschwert,
Liebe nur entschwingt dem Drucke,
Liebe nur ihr Herz begehrt.

Und gestillet ward ihr Sehnen;
Für der Liebe sel'ges Glück,
Für die wonnevollen Thränen
Jeden Kranz gab sie zurück.

Jahre so vorüberziehen
Ihr, die liebend und geliebt;
Doch das Sel'ge muß entfliehen,
Nichts, was bliebe, hier es giebt.

Liebe ist nicht zu ergründen,
Nicht ihr End', nicht ihr Entsteh'n;
Wie die Wolken kommen, schwinden,
Wird's der Leidenschaft ergeh'n.

Gegenliebe find't sie nimmer.
Phaon, von ihr weggewandt,
Fühlt für jugendlichen Schimmer,
Was er sonst für sie empfand.

Doch sie kann ihm nicht entsagen,
Unterlieget dem Gefühl,
Kann die Qualen nicht ertragen,
Dieses gräßliche Gewühl.

Und mit fliegendem Gewande,
Voll der namenlosen Gluth,
Von dem hohen Felsenrande
Stürzet sie sich in die Fluth.

---

350. Johann von Procida.

Dem Meere seht ihr Procida entragen,
In feuchten Flor des Morgendufts gehüllt,
Die Wellen sanft an diese Insel schlagen,
Gering der Raum zwar, welchen solche füllt;
Durch einen Mann doch, der gelegt den Samen
Zu der Befreiung, ward berühmt ihr Namen.

Das große Herrscherhaus, es war gefallen,
Und Hohenstaufen gab es keine mehr,
Ein Wüthrich waltet in den Königshallen,
Sein Schwert, es lastet auf Sicilien schwer;
Das Blut des jungen Konrad's war geflossen,
Das Beil des Henkers hatte es vergossen.

Und zügellos, mit frechem Uebermuthe,
In schnöder Willkür lebt der Fremden Schaar,
Sie schwimmt in Wollust, so wie der im Blute,
Auf dessen Mörderhaupt die Krone war;
Wie Karl'n von Anjou auf dem blut'gen Throne,
So den Franzosen dient das Volk zum Hohne.

Und fröhnen ihren gränzenlosen Lüsten
Soll Alles gleich; kein Stand, kein Alter nützt;
Mit ihren Schändlichkeiten sie sich brüsten,
Da gibt es keine Tugend, welche schützt;
Nach Sätt'gung der Begierden geht ihr Trachten,
Sie wollen neue Opfer stets ihr schlachten.

Johann von Procida empfind't die Leiden
Des Volks, die Schmach, die jetzt Sicilien fühlt,
Den Haß bemühet er sich zu verbreiten,
Vom glüh'nden Durst nach Rache durchgewühlt;
Die Feinde will derselbe nicht vertreiben,
Es soll kein Einziger am Leben bleiben.

Bevor der Schlund des Aetna sich entzündet,
In Lavaströmen gräßlich sich ergießt,
Scheinbare Ruh' des Ausbruchs Näh' verkündet;
Was es beschloß, das Volk in sich verschließt;
Die grauenvolle Stille und das Schweigen
Den bald'gen allgemeinen Aufstand zeigen.

Mit einem Schlage jeden Gräul zu rächen,
Und was dem Lande Böses widerfuhr,
Bestraft das Volk Verbrechen mit Verbrechen,
Vertilgung heißt der allgemeine Schwur.
Es schallet zu der Vesper das Geläute,
Und die Franzosen sind des Todes Beute.

---

351. Der Untersberg.

Sehet die ganz eigenen Gestalten,
Die des Unterberges Umriß zeigt,
Und ihr fühlet ein unheimlich Walten
Bei dem Anblick, dem kein and'rer gleicht.

Seid ihr hingestiegen, um zu lauschen
An des wunderbaren Berges Mund,
Höret ihr es furchtbar unten rauschen
In dem finstern unermess'nen Schlund.

Diese hohen Marmorfelsenwände,
Schimmernd in des Farbenglanzes Pracht,
Brachten Manchem schon sein frühes Ende,
Stürzend in den Schooß der ew'gen Nacht.

Mannichfaltig sind die vielen Sagen
Seiner innern, seiner äußern Welt,
Die aus tiefer Vorzeit zu uns ragen,
Uns ein Grauen immerhin befällt.

Schätze sind in dieses Berges Klüften;
Oefters haben Wand'rer sie geseh'n,
Nicht zu holen sind sie aus den Grüften,
Selbst die Hoffnung muß darnach vergeh'n.

Züge kleiner Männer nächtlich ziehen
Nach dem Kirchlein hin von Unterstein;
Wehe denen, die nicht eilig fliehen!
Denn sie müssen mit in ihre Reih'n,

Müssen mit, und niemals losgelassen
Werden sie, noch Keiner wiederkam;
Unverzüglich müssen sie erblassen,
Die der Untersberger Zug entnahm.

Kaiser Karl der Große muß verweilen
In des zaubervollen Berges Schloß,
Wie vorbei Jahrhunderte auch eilen,
Bleibt Erstarrung doch sein altes Loos.

Bis einst um die große Tafelrunde
Dreimal sich gewunden hat sein Bart,
Dann erst schlägt ihm die Erlösungsstunde,
Wie dem Heere, das um ihn geschaart.

Und es öffnen sich die Marmorwände,
Mit dem Heere auf das Walserfeld
Zieht der Kaiser, und dann ist das Ende
Auch zugleich gekommen dieser Welt.

David Assur Assing,

der Sohn wohlhabender israelitischer Eltern, wurde im Jahre 1787 zu Königsberg geboren, studirte seit 1809 auf den Universitäten Göttingen, Halle und Tübingen Medizin, und wandte sich zuletzt, zur größern Ausbildung seiner Kunst am Krankenbette, nach Wien, wo er sich mit Justinus Kerner befreundete. Beim Ausbruch des Befreiungskrieges folgte er von Berlin aus erst dem russischen, dann dem preußischen Heere als Militärarzt, siedelte sich nach dem Frieden dauernd in Hamburg an und ehelichte Varnhagen's Schwester, bekannt als anmuthige und gemüthliche Liederdichterin unter dem Namen Rosa Maria. Als geachteter Arzt starb er daselbst kurz vor dem Brande 1842, wenige Jahre nach dem Hinscheiden seiner Gattin, mit deren Daseyn das seinige unzertrennlich verwachsen war.

* * *

Assing, ein nicht in allen Kreisen genannter Dichter, trat zuerst als solcher im Uhland-Kerner'schen „Dichterwald", später hin und wieder im „Morgenblatt" und in letzterer Zeit im Chamisso-Schwab'schen „Musenalmanach" auf. „Seine letzten Gedichte waren heißgefühlte ‚Nänien' auf den Tod seiner Rosa Maria. Er war, wie der „Pilot" (1842) bemerkt, ein ächt deutsches, durch und durch edles und wahrhaft poetisches Gemüth, dessen ausnehmend feine Besaitung ihm etwas Weibliches verlieh.

K. Gutzkow (in Lewald's „Neuem Europa", 1845, 1. Bd., 2. Lieferung) porträtirt den Schwager Varnhagen's, dessen „menschlicher Werth größer war, als die flüchtigen Erzeugnisse seiner Muse," wie folgt: „Der Gatte Rosa Maria's war eine kleine Figur, von einem auffallenden Gesichtsausdrucke. Der obere Theil des von Falten durchfurchten Antlitzes hatte etwas Adlerartiges, das eine Auge war in Folge einer Verletzung beim Experimentiren fast ohne Augenlid, das gab dem Blick etwas Scheues, etwas Vogelartiges. Das Haupt war stets von allmälig grau werdenden Haaren umwallt. Wenn aus Rosa Maria's wohlwollendem Antlitz immer Sonnenschein leuchtete, so glaubte man bei ihrem Gatten immer in die Nacht zu sehen. Viele fürchteten diese düsteren Mienen und nahmen sie für menschenfeindlich, und doch, hätte man länger den Blick auf ihnen verweilen lassen, würde man gefunden haben, daß ein schmerzlicher Hauch auf ihnen lag, ein leidendes Etwas auf den Mundwinkeln, ja fast ein bittender Ausdruck ꝛc." Besonders interessant und bedeutsam tritt uns das Bild des als „eigenthümlich wunderlich" geschilderten Mannes entgegen in Betracht der folgenden Aeußerung Gutzkows: „Wie ich ihn zum Erstenmale sah, kam ich ganz erhitzt, ganz bestäubt, ja ich möchte fast sagen, verwildert aus einem Ideenfeldzuge, den ich Jahre hindurch hartnäckig geführt hatte. Mißgeschick hatte verbittert, Kummer war Galle geworden. Der Kampf war von den Gedanken auf die Personen übergegangen und fremde Rücksichtslosigkeit hatte die eigne erzeugt. Da lernt' ich diese Sinnpflanze Assing kennen. Ich erschrack, daß es Naturen gab, die in geistigen Dingen so zart angefaßt seyn wollten. Seine Schonung gegen Andersdenkende, seine Geneigtheit, bei doppelsinnigen Gerüchten über die Menschen immer erst das Gute zu glauben, sein Aufschrecken bei jedem kränkenden, im Gegner die Persönlichkeit verletzenden Worte, alle diese Ausströmungen eines edlen und reinen Wesens zogen mich um so inniger zu ihm, als ich wohl fühlte, daß ihn die Wildheit der damaligen und noch jetzt üblichen Polemik und oft meine eigne Rücksichtslosigkeit beklemmen mußten. Ich schrieb damals den Telegraphen. Man weiß, was für Späne fielen. Ein glückliches Geschick führte mich aber in Assing's Nähe. Er wurde unwissentlich der Probirstein meines Styls, meiner Darstellung. Ich dachte immer, wie wird dies auf ihn wirken, kann ich jenes ihm unter die Augen treten lassen? Gern hätt' ich ihm jede Nummer unterschlagen, in der ich gezwungen gewesen war, in einen groben Klotz einen groben Keil zu treiben. Ja, ich schrieb mich in ihn hinein, wie in mein eignes Gewissen." —

Von seiner poetischen Begabung und Richtung sagt Gutzkow: „Assing besaß keine vulkanische Dichternatur, die in gewaltigen Feuerströmen etwa sich entladen hätte. Seine Inspiration glich dem sinnigen Lustwandeln seiner Gattin, die im Felde immer den Blick zur Erde heftete und da und dort an einer Hecke, an einem Baume oder mitten auf dem grünen Rasen stille stand, um die Freunde auf eine Blume, eine Blüthe oder Frucht aufmerksam zu machen. Lektüre und Erfahrung lieferten ihm die Stoffe, die er freilich nur dann bearbeitete, wenn sie ihm in der Seele wiederklangen und eine rein lyrische Stimmung geweckt hatten. Hamburg's Hafen rückte ihm See- und Matrosenleben nahe. Was er besang, mußte ihm zur gemüthlichen Thatsache geworden seyn, und mit dem Abschluß des Gedichtes hörte auch der Drang nach Außen auf. Rosa Maria und seine Kinder mußten ihn dann oft zwingen, seine Gedichte drucken zu lassen ꝛc. — Der Grund zu Assing's Bildung war in den Zeiten der romantischen Schule gelegt worden. Damals hatten persönliche Berührungen mit den Tonangebern der Romantik seinen Geschmack bestimmt. Vor allen andern war er Justinus Kerner nahe getreten, den er in Wien kennen gelernt hatte. Die wunderlichen Gegensätze Kerner's zogen ihn an, die Mischung von gläubiger Poesie und verneinendem Humor, die Geisterseherei, möchte man sagen, am hellen lichten Tage. Bis zur Anerkennung dieser letzten Kerner'schen Richtung der Dämonologie hat Assing nicht ausgehalten, aber jene wunderlichen Gegensätze zwischen Dämmerungsliebe und gesunder Erkenntniß des Tages besaß er in reichem Maaße ꝛc." (Vergl. über ihn „Gutzkow's gesammelte Werke", Bd. VI., und dessen „Vermischte Schriften", Bd. 3. Leipzig 1842.)

Von ihm:

Nänien auf den Tod Rosa Maria's. (Als Manuscript in zwei Auflagen gedruckt.) Hamburg 1840.

Rosa Maria's poetischer Nachlaß, herausgegeben. Altona 1841.

Die Herausgabe seiner zerstreuten Gedichte durch seine Töchter Ottilie und Ludmilla ist in Aussicht gestellt.

---

332. Die Helgolanderin.

Es mindert stets sich unser Strand,
Ihn spület fort das Meer;
So wie das Leben, schwind't das Land
Mit jedem Jahre mehr.

Nicht Schatten such' in Baumes Grün,
Nicht Blumen auf der Höh',
Sieh, unsre schwanken Gärten blühn
Dort unten in der See.

Am Wagen ziehet nicht das Roß,
Am Pfluge nicht der Stier,
Der Erde keine Saat entsproß,
Das Meer nur pflügt man hier.

Der Kirchhof braucht nicht groß zu seyn,
War klein nur von jeher;
Die Meisten nicht in's Grab hinein,
Sie sinken in das Meer. —

Du, Fremdling, blickst auf meinen Ring,
Mir in die Augen tief. —
Ein Lootse war's, der mich umfing,
An meinem Busen schlief.

Still flammt' der Brautnacht Abendroth,
Doch stürmt' es in der Früh,
Da sprang mein Treuer in das Boot,
Ihn wieder sah ich nie!

353. Die Freistadt.

(Morgenländische Sage.)

In fern entleg'nen Landen,
Gen Süden weit hinab,
Die Stadt einst Schiffer fanden,
Die frei von Tod und Grab.

Da jauchzten Jung' und Alte,
Durch solchen Fund erbaut;
Der Freudenruf erschallte
Selbst über Gräbern laut.

Hin schifften viele Tausend',
So selig wie im Traum,
Daß bald für die, dort hausend,
In jener Stadt kein Raum.

Wohl durft' dort nicht erkalten
Im Tod der Menschen Herz,
Doch blieb es sonst beim Alten,
In Sorgen und in Schmerz.

Allmälig zogen, stöhnend,
Drum Alle wieder ab,
Sich nach der Heimat sehnend,
Nach einem stillen Grab. —

Nun steht die Stadt verlassen,
Vom ersten Pflanzvolk leer; —
Wer möcht' mit neuen Sassen
Sie stellen wieder her?

354. Tod Kaisers Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg.

„Es fällt in's Schloß des Frühroths Schein
Auf dich, o deutsche Krone!
Das Gold so wie mein Herze rein,
Beglückend auf dem Throne!

O stille, du geliebtes Weib,
Der trüben Ahnung Bangen!
Nicht lange ich in Wälschland bleib',
Dort Huld'gung zu empfangen."

Der Kaiser Heinrich sprach das Wort,
Von Wehmuth selbst bezwungen;
Zum Krönungszug nach Wälschland fort
Er sich auf's Roß geschwungen.

Er reitet hin durch deutsche Mark,
Im milden Frühlingsscheine:
„O Land so hold, o Volk so stark!
Wohl dir, daß ich der Deine!"

Und als sein Roß die Gränze trat,
Wo wälsches Land beginnet,
Noch einmal auf die deutsche Saat
Des Kaisers Thräne rinnet.

Im stillen Zuge ungestört
Sie Siena nun erlangen;
Vom Thurme man ein Läuten hört',
Und Priester Messe sangen.

Ein Mönch ihm bot das heil'ge Brot,
Den heil'gen Wein zu trinken;
Da ward der Kaiser blaß und roth,
Und seine Knie' ihm sinken.

Der Arzt da rief, vor Schrecken bleich:
„„Der Wein trägt Giftes Zeichen!
O Kaiser, treib es aus sogleich,
Es macht dich sonst zur Leichen!""

Doch Heinrich drückt die Hand auf's Herz,
Gebot ein tiefes Schweigen:
„Gibt Christi Blut gleich solchen Schmerz,
Doch bleib' es mein, mir eigen!"

Und trotz dem Gifte, trotz der Qual,
Ist selig er gestorben;
Die Seele heiligte das Mahl,
Das Sünde schnöd' verdorben.

355. Die Geburt Aeskulaps.

(Mythe.)

Für Koronis, die in Schöne
Königlichem Stamm entblüht,
War Apoll, der Gott der Töne,
Bis in's tiefste Herz erglüht;
Und wie dicht auch Wand und Schleier
Um sein Kind der König zog,
Doch Apollo's goldne Leier
Schmeichelnd ihr das Herz betrog.
Er spielte die schmelzendsten Töne,
Erschien ihr als Traumbild in Schöne,
Bis Lippe an Lippe sich sog.

Trotz Thessaliens muth'ger Krieger,
Die die Königsstadt bewacht,
Bald entführt der Gott als Sieger
Die Geliebte in der Nacht;
Drauf die Sonne, aufgegangen
Ueber Berg und Hain, bethaut,
Sah mit wonnig glüh'nden Wangen
Die entzückte Götterbraut.
Vor Delphi schalmeiten die Hirten,
Sie kränzten mit Rosen und Myrten;
Die Vögel da sangen so laut.

Schnell entfloh die Zeit in Wonnen,
Wie sie kennt mehr keine Brust;
Da in lautrer Liebe Bronnen
Fiel das Gift gemeiner Lust.
Sie, die menschlich und verderblich,
Sehnte sich nach gleichem Blut,
Und für Ischys, schön und sterblich,
Ihr das Herz entbrannt' in Gluth.
Da klagte der spähende Rabe:
Apollo! es schändet ein Knabe
Den Busen, an dem du geruht!

Was der Rabe ihm verkündet,
Sah der Gott mit dem Geschoß,
Und von jähem Zorn entzündet,
So er ihren Tod beschloß:
„Schnell des Scheiterhaufens Feuer
Flamm' um sie, die buhlend lag!
Die nicht rührte meine Leier,
Meine Liebe nicht, mein Tag!" —
Schon lodert's im Zuge des Windes,
Noch ruft sie: ‚O schon' deines Kindes,
Das in mir mit mahnendem Schlag!'

Nicht mehr kann der Flamme wehren,
Die den holden Leib ergreift,
Da Apoll sie läßt gebären
In der Gluth das Kind, gereift.
„Stirb denn, Weib, in Gluth entbunden!
Doch, Asklepios, du mein Sohn!
Heile Krankheit einst und Wunden,
Da genug der Leiden schon!"
Empor hat das Kind sich geschwungen,
Asklepios, aus flammenden Zungen,
Dem lauernden Tode zu drohn.

Joseph Freiherr von Eichendorff

wurde am 10. März 1788 auf dem Schlosse Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren; besuchte, durch Hauslehrer vorbereitet, das katholische Gymnasium in Breslau; studirte in den Jahren 1805—8 die Rechtswissenschaften in Halle und Heidelberg, wo er zuerst unter dem Namen Florens Liederproben in der von Fr. Ast herausgegebenen „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" (Landshut 1808) mittheilte, und begab sich nach vollendetem akademischen Cursus zunächst nach Paris und von da nach Wien, wo er einige Jahre verweilte. Im Jahre 1813 nahm er als Freiwilliger preußische Militärdienste, rückte zum Offizier auf, machte die Feldzüge bis zum Frühjahr 1816 mit, und trat, aus Frankreich zurückgekehrt, bei der königl. Regierung in Breslau seine juridische Laufbahn als Referendar an. Bereits 1821 sah sich Eichendorff zum Regierungsrath in Danzig ernannt, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg und später nach Berlin versetzt, wo er 1841 zum Geh. Regierungsrath befördert wurde.

* * *

F. G. Kühne („Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik," März 1838) charakterisirt unsern Dichter von seiner lyrischen Seite also: — — „Von den zwei großen Strömen des deutschen Lebens, welche die Schiller'sche und die Goethe'sche Lyrik bildete, theilte sich noch ein eigenthümlicher Arm. Man nannte diesen Zweig des deutschen Geistes Romantik, denn diese Richtung überlieferte das Individuum nicht an die Gedanken des Jahrhunderts oder wob diese in jene ein, wie jenes bei Schiller, dieses bei Goethe sich geltend gemacht, diese Richtung übergab die Persönlichkeit zum Theil an Schwärmereien der Zeit, zum Theil an weniger zerbrechliche Elemente, an die Elemente der Musik, an die Sphäre des Naturlebens. Aus den Sympathieen dieser Romantik mit den Sangesweisen der südlichen Völker erwuchs der deutschen Literatur wenig Gewinn, weit mehr aus der Goethe'schen Hinneigung zum Hellenismus; allein was noch an Mittelalterigkeit im modernen Deutschland aufzubringen war, und was von Musik und Naturlauten in der deutschen Brust als ewige Potenz sich ergibt, das gewann auf diesem Boden Sprache. Mit Novalis' und Tieck's Lyrik bezeichnete sich diese Erscheinung am bestimmtesten; aber sie ist nicht mit diesen Persönlichkeiten erloschen, noch immer wandelt sie in vielfachen Gestaltungen als lebendig umher, in Lenau hat sie ganz vorzüglich ihr jüngstes Organ, mit Justinus Kerner knüpft sie ihre Fäden bis an die mystische Traumwelt des Somnambulismus. Aus dieser Sphäre erwuchs Eichendorff, und er ist eine außerordentlich liebenswürdige Offenbarung dieser deutschen Geisteswelt, gesund und tüchtig, frisch und innig, bis zur Musik weich und träumerisch, und bis zum Humor fröhlich und frei. So was man ein gutes Herz nennt, das bezeichnet Eichendorff's Stimmung, ein gutes Herz, das, weniger um die Strömungen des Geistes bekümmert, sich der Natur in die Arme wirft und aus ihr den Geist herauszufühlen meint, den Geist, die Liebe, die Religion und alle hellen Freuden und alle dunklen Gefühle des Lebens. Und diese Muse mit dem guten Herzen hat ein sehr feines Ohr für die Naturtöne, es erlauscht sich die Magie der Sprache, in der sich die Elemente unterhalten, so daß das Reich der äußern Welt ein allbelebtes wird, ein Instrument mit tausend Saiten, auf welchem die Seele des Menschen spielt rc.

Die Seele des Dichters weiß sich zu allen Tages- und Jahreszeiten mit den Stimmen der Natur in Rapport zu setzen. Seine geistlichen Lieder, wo sich das Gemüth des Sängers mitten aus der Natur zur Religion erhebt, gehören in der That zu seinen lieblichsten. Am zahlreichsten sind die Wanderlieder; der Dichter vagabundirt durch die Welt, so einsiedlerisch auch seine Gemüthlichkeit bleibt. Seine Zeitlieder gehen auf die Jahre 1809 bis 1815; sein Begriff ‚Freiheit' geht, als ein rüstiger, gottfreudiger Patriotismus, nicht über den Kreis der vaterländischen Ereignisse hinaus, welche diese Geschichtsperiode bezeichnen. Seine Romanzen geben Bilder aus all den angedeuteten Stimmungen des Dichters; der mehr dramatische oder epigrammatische Styl der Ballade, wie er sich in Chamisso und Mosen ausgebildet hat, fehlt in Eichendorff's Tonweisen; die weiche Musik seiner Gefühle eignet mehr der Romanze." — (Volksthümlich ward: Das zerbrochene Ringlein. — Unter den Sagen zeichnet sich besonders aus: Der Götter Irrfahrt.) — „Sein Humor ist die gesunde Fröhlichkeit seiner Seele, oder ein ironisches Intermezzo, indem die Werkelthätigkeit des Berufs sich mitten in dieser Romantik der Geschichtswelt verlauten läßt. Denn natürlich ist weder die moderne Wirklichkeit, noch die Gedankenwelt unserer Gegenwart in die Poesie dieses Sängers aufgegangen. Die Kreise seiner innern Anschauungen sind nicht allzu reich und weit, immer aber ist Inhalt und Form gleich schön und voll seelenvoller Wärme."

Schriften:

Ahnung und Gegenwart. Ein Roman. Mit einem Vorwort herausgegeben von Fouqué. Nürnberg 1815.

Krieg den Philistern. Dramatisches Märchen in 4 Abenteuern. Berlin 1824.

Aus dem Leben eines Taugenichts, und: Das Marmorbild. Zwei Novellen, nebst einem Anhange von Liedern und Romanzen. Ebd. 1824.

Meierbeth's Glück und Ende. Tragödie. Ebd. 1828.
Ezelin von Romano. Trauerspiel. Königsb. 1828.
Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel. Ebend. 1830.
Die Freier. Lustspiel. Stuttgart 1833.
Viel Lärmen um Nichts. Novelle. (Zusammen mit Brentano's: „Die mehreren Wehmüller“.) Berlin 1833.
Dichter und ihre Gesellen. Novelle. Ebd. 1834.
Gedichte. Berlin 1837; 2. Aufl. 1843.
Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel, übersetzt. Berlin 1840; 2. Aufl. 1843.
Werke. 4 Bde. Ebd. 1841–43.
Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1848.

---

356. Der stille Grund.

Der Mondenschein verwirret
Die Thäler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,
Gehn durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh',
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein Kahn wohl sah ich ragen,
Doch Niemand, der es lenkt,
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schifflein halb versenkt.

Eine Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint', sie wär' alleine,
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht
Und flüsterte wie in Träumen
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Klangen die Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt' ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund':
Wär' nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund.

---

357. Das zerbrochene Ringlein.

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

---

358. Der Gefangene.

In goldner Morgenstunde,
Weil Alles freudig stand,
Da ritt im heitern Grunde
Ein Ritter über Land.

Rings sangen auf das Beste
Die Vöglein mannigfalt,
Es schüttelte die Aeste
Vor Lust der grüne Wald.

Den Nacken, stolz gebogen,
Klopft er dem Rösselein —
So ist er hingezogen
Tief in den Wald hinein.

Sein Roß hat er getrieben,
Ihn trieb der frische Muth:
„Ist Alles fern geblieben,
So ist mir wohl und gut!“

Mit Freuden mußt' er sehen
Im Wald ein' grüne Au,
Wo Brünnlein kühle gehen,
Von Blumen roth und blau.

Vom Roß ist er gesprungen,
Legt' sich zum kühlen Bach,
Die Wellen lieblich klungen,
Das ganze Herz zog nach.

So grüne war der Rasen,
Es rauschte Bach und Baum,
Sein Roß thät stille grasen,
Und Alles wie ein Traum.

Die Wolken sah er gehen,
Die schifften immerzu,
Er konnt' nicht widerstehen, —
Die Augen sanken ihm zu.

Nun hört' er Stimmen rinnen,
Als wie der Liebsten Gruß,
Er konnt' sich nicht besinnen —
Bis ihn erweckt' ein Kuß.

Wie prächtig glänzt' die Aue!
Wie Gold der Quell nun floß,
Und einer süßen Fraue
Lag er im weichen Schooß.

‚Herr Ritter! wollt Ihr wohnen
Bei mir im grünen Haus:
Aus allen Blumenkronen
Wind' ich Euch einen Strauß!

Der Wald ringsum wird wachen,
Wie wir beisammen seyn,
Der Kuckuk schelmisch lachen,
Und Alles fröhlich seyn.'

Es bog ihr Angesichte
Auf ihn den süßen Leib,
Schaut mit den Augen lichte
Das wunderschöne Weib.

Sie nahm sein'n Helm herunter,
Löst' Krause ihm und Bund,
Spielt' mit den Locken munter,
Küßt' ihm den rothen Mund,

Und spielt' viel süße Spiele
Wohl in geheimer Lust,
Es flog so kühl und schwüle
Ihm um die offne Brust.

Um ihn nun thät sie schlagen
Die Arme weich und bloß,
Er konnte Nichts mehr sagen,
Sie ließ ihn nicht mehr los.

Und diese Au zur Stunde
Ward ein kristall'nes Schloß,
Der Bach ein Strom, gewunden
Ringsum, gewaltig floß.

Auf diesem Strome gingen
Viel Schiffe wohl vorbei,
Es konnt' ihn keines bringen
Aus böser Zauberei.

359. Die späte Hochzeit.

Der Mond ging unter — jetzt ist's Zeit. —
Der Bräut'gam steigt vom Roß,
Er hat so lange schon gefreit —
Da thut sich auf das Schloß,
Und in der Halle sitzt die Braut
Auf diamantnem Sitz,
Von ihrem Schmuck thut's durch den Bau
Ein'n langen rothen Blitz. —

Blass' Knaben warten schweigend auf,
Still' Gäste steh'n herum,
Da richt't die Braut sich langsam auf,
So hoch und bleich und stumm.
Sie schlägt zurück ihr Goldgewand,
Da schauert ihn vor Lust,
Sie langt mit kalter, weißer Hand
Das Herz ihm aus der Brust.

360. Die stille Gemeinde.

Von Bretagne's Hügeln, die das Meer
Blühend hell umsäumen,
Schaute ein Kirchlein trostreich her
Zwischen uralten Bäumen.

Das Kornfeld und die Wälder weit
Rauschten im Sonntagsglanze,
Doch keine Glocken klangen heut
Vom grünen Felsenkranze.

Denn auf des Kirchhof's schatt'gem Grund
Die Jakobiner saßen,
Ihre Pferde alle Blumen bunt
Von den Grabeshügeln fraßen.

Sie hatten am Kreuz auf stiller Höh'
Feldflasch' und Säbel hangen,
Derweil sie, statt des Kyrie,
Die Marseillaise sangen.

Ihr Hauptmann aber lehnt' am Baum
Todtmüde von schweren Wunden,
Und schaute wie im Fiebertraum
Nach dem tiefschwülen Grunde.

Er sprach verwirrt: „Da drüben stand
Des Vaters Schloß am Weiher,
Ich selbst steckt's an; das war ein Brand,
Der Freiheit Freudenfeuer!

Ich seh' ihn noch: wie durch den Sturm
Zwischen den feur'gen Zungen
Mein stolzer Vater da vom Thurm
Sein Banner hat geschwungen.

Und als es war entlaubt vom Brand,
Die Fahn' im Wind zerflogen:
Den Schaft als Kreuz nun in der Hand
Theilt' er die Flammenwogen.

Er sah so wunderbar auf mich,
Ich konnt' ihn nicht ermorden —
Da sank die Burg, er wandte sich
Und ist ein Pfaff geworden.

Seitdem hör' ich in Träumen schwer
Von ferne Glocken gehen,
Und seh' in rothem Feuermeer
Ein Kreuz allnächtlich stehen.

Es sollen keine Glocken gehn,
Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden stehn,
Um Narren zu bethören!

Und dieses Kirchlein hier bewacht!
Sie sollen nicht Messe singen,
Wir reißen's nieder über Nacht,
Licht sei, wohin wir dringen!" —

Und als die Nacht schritt leis daher,
Der Hauptmann stand am Strande,
So still im Wald, so still das Meer,
Nur die Wachen riefen im Lande.

Im Wind die Glock' von selbst anschlug,
Da wollt' ein Hauch sich heben,
Wie unsichtbarer Engel Flug,
Die über's Wasser schweben.

Nun sieht er auch im Meere fern
Ein Lichtlein hell entglommen;
Er dacht', wie ist der schöne Stern
Dort in die Fluth gekommen?

Am Ufer aber durch die Nacht
In allen Felsenspalten
Regt sich's und schlüpft es leis und sacht,
Viel dunkle, schwanke Gestalten.

Nur manchmal von den Buchten her
Schallt Ruderschlag von Weitem,
Auf Barken lautlos in das Meer
Sie nach dem Stern hin gleiten.

Der wächst und breitet sich im Nahn
Und streift mit Glanz die Wellen,
Es ist ein kleiner Fischerkahn,
Den Fackeln mild erhellen.

Und einsam auf des Schiffleins Rand
Ein Greis kommt hergezogen
In wunderbarem Meßgewand,
Als wie der Hirt der Wogen.

Die Barken eine weite Rund'
Dort um den Hirten machen,
Der laut nun über'm Meeresgrund
Den Segen spricht im Nachen.

Da schwieg der Wind und rauscht' das Meer
So wunderbare Weise,
Und auf den Knieen lag ringsher
Die stille Gemeinde im Kreise.

Und als er das Kreuz hob in die Luft,
Hoch zwischen die Fackeln trat er —
Den Hauptmann schauert im Herzensgrund,
Es war sein alter Vater.

Da taumelt' er und sank in's Gras,
Betend im stillen Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus allen Wunden.

Und als die Gesellen kommen zum Strand,
Einen todten Mann sie finden —
Voll Grau'n sie sprengen fort durch's Land,
Als jagt' sie der Tod in den Winden.

Die stürzten sich in den Krieg so weit,
Sie sind verweht und zerstoben,
Das Kirchlein aber steht noch heut
Unter den Linden droben.

---

361. Die deutsche Jungfrau.

Es stand ein Fräulein auf dem Schloß,
Erschlagen war im Streit ihr Roß,
Schnob wie ein See die finstre Nacht,
Wollt' überschrei'n die wilde Schlacht.

Im Thal die Brüder lagen todt,
Es brannt' die Burg so blutigroth,
In Lohen stand sie auf der Wand,
Hielt hoch die Fahne in der Hand.

Da kam ein röm'scher Rittersmann,
Der ritt keck an die Burg hinan,
Es blitzt sein Helm gar mannigfach,
Der schöne Ritter also sprach:

„Jungfrau, komm in die Arme mein!
Sollst deines Siegers Herrin seyn!
Will bau'n dir einen Palast schön,
In prächt'gen Kleidern sollst du geh'n.

Es thun dein' Augen mir Gewalt,
Kann nicht mehr fort aus diesem Wald,
Aus wilder Flammen Spiel und Graus
Trag' ich mir meine Braut nach Haus!"

Der Ritter ließ sein weißes Roß,
Stieg durch den Brand hinauf in's Schloß,
Viel Knecht' ihm waren da zur Hand,
Zu holen das Fräulein von der Wand.

Das Fräulein stieß die Knecht' hinab,
Den Liebsten auch in's heiße Grab,
Sie selber dann in die Flamme sprang,
Ueber ihnen die Burg zusammen sank.

---

362. Der zauberische Spielmann.

Nächtlich in dem stillen Grunde,
Wann das Abendroth versank,
Um das Waldschloß in die Runde
Ging ein lieblicher Gesang.

Fremde waren diese Weisen
Und der Sänger unbekannt,
Aber wie in Zauberkreisen
Hielt er jede Brust gebannt.

Hinter blüh'nden Mandelbäumen
Auf dem Schloß das Fräulein lauscht —
Drunten alle Blumen träumen,
Wollüstig der Garten rauscht.

Und die Wellen buhlend klingen,
Ringend in geheimer Lust
Kommt das wunderbare Singen
An die süß verträumte Brust.

„Warum weckst du das Verlangen,
Das ich kaum zur Ruh' gebracht?
Siehst du hoch die Lilien prangen?
Böser Sänger, gute Nacht!

Sieh, die Blumen stehn voll Thränen,
Einsam die Viole wacht,
Als wollt' sie sich schmachtend dehnen
In die warme Sommernacht.

Wohl von süßem, rothem Munde
Kommt so holden Sanges Macht —
Bleibst du ewig dort im Grunde,
Unerkannt in stiller Nacht?

Ach, im Wind verfliegt mein Grüßen!
Einmal, eh' der Tag erwacht,
Möcht' ich deinen Mund nur küssen,
Sterbend so in süßer Nacht!

Nachtigall, verliebte, klage
Nicht so schmeichelnd durch die Nacht! —
Ach! ich weiß nicht, was ich sage,
Krank bin ich und überwacht.“

Also sprach sie, und die Lieder
Lockten stärker aus dem Thal,
Rings durch's ganze Thal hallt's wieder
Von der Liebe Lust und Qual.

Und sie konnt' nicht widerstehen,
Enge ward ihr das Gemach,
Aus dem Schlosse mußt' sie gehen
Diesem Zauberstrome nach.

Einsam steigt sie von den Stufen,
Ach! so schwüle weht der Wind:
Draußen süß die Stimmen rufen
Immerfort das schöne Kind.

Alle Blumen trunken lauschen,
Von den Klängen hold durchirrt,
Lieblicher die Brunnen rauschen,
Und sie eilet süß verwirrt. —

Wohl am Himmel auf und nieder
Trieb der Hirt die goldne Schaar,
Die Verliebte kehrt nicht wieder,
Leer nun Schloß und Garten war.

Und der Sänger seit der Stunde
Nicht mehr weiter singen will,
Rings im heimlich kühlen Grunde
War's vor Liebe selig still.

---

363. Die Hochzeitnacht.

Nachts durch die stille Runde
Rauschte des Rheines Lauf,
Ein Schifflein zog im Grunde,
Ein Ritter stand darauf.

Die Blicke irre schweifen
Von seines Schiffes Rand,
Ein blutigrother Streifen
Sich um das Haupt ihm wand.

Der sprach: „Da oben stehet
Ein Schlößlein über'm Rhein,
Die an dem Fenster stehet:
Das ist die Liebste mein.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Bis ich gekommen sei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Und Alles ist vorbei.“

Viel Hochzeitleute drehen
Sich oben laut und bunt,
Sie bleibet einsam stehen,
Und lauschet in den Grund.

Und wie sie tanzen munter,
Und Schiff und Schiffer schwand,
Stieg sie vom Schloß herunter,
Bis sie im Garten stand.

Die Spielleut' musizirten,
Sie sann gar mancherlei,
Die Töne sie so rührten,
Als müßt' das Herz entzwei.

Da trat ihr Bräut'gam süße
Zu ihr aus stiller Nacht,
So freundlich er sie grüßte,
Daß ihr das Herze lacht.

Er sprach: „Was willst du weinen,
Weil Alle fröhlich seyn?
Die Stern' so helle scheinen,
So lustig geht der Rhein.

Das Kränzlein in den Haaren
Steht dir so wunderfein,
Wir wollen etwas fahren
Hinunter auf dem Rhein.“

Zum Kahn folgt' sie behende,
Setzt sich ganz vorne hin,
Er setzt' sich an das Ende
Und ließ das Schifflein ziehn.

Sie sprach: ‚Die Töne kommen
Verworren durch den Wind,
Die Fenster sind verglommen,
Wir fahren so geschwind.

Was sind das für so lange
Gebirge weit und breit?
Mir wird auf einmal bange
In dieser Einsamkeit!

Und fremde Leute stehen
Auf mancher Felsenwand,
Und stehen still und sehen
So schwindlig über'n Rand.‘ —

Der Bräut'gam schien so traurig
Und sprach kein einzig Wort,
Schaut in die Wellen schaurig
Und rudert immerfort.

Sie sprach: ‚Schon seh' ich Streifen
So roth im Morgen stehn,
Und Stimmen hör' ich schweifen,
Vom Ufer Hähne krähn.

Du siehst so still und wilde,
So bleich wird dein Gesicht,
Mir graut vor deinem Bilde —
Du bist mein Bräut'gam nicht!' —

Da stand er auf — das Sausen
Hielt an in Fluth und Wald —
Es rührt mit Lust und Grausen
Das Herz ihr die Gestalt.

Und wie mit steinern'n Armen
Hob er sie auf voll Lust,
Drückt ihren schönen, warmen
Leib an die eis'ge Brust. —

Licht wurden Wald und Höhen,
Der Morgen schien blutroth,
Das Schifflein sah man gehen,
Die schöne Braut drin todt.

364. Der Götter Irrfahrt.

(Nach einer Volkssage der Tonga-Inseln.)

1.

Unten endlos nichts als Wasser,
Droben Himmel still und weit,
Nur das Götterland, das blasse,
Lag in Meereseinsamkeit,
Wo auf farbenlosen Matten
Gipfel wie in Träumen stehn,
Und Gestalten ohne Schatten
Ewig lautlos sich ergehn.

Zwischen grauen Wolken-Schweifen,
Die verschlafen Berg und Fluth
Mit den langen Schleiern streifen,
Hoch der Göttervater ruht.
Heut zu fischen ihn gelüstet,
Und vom zack'gen Felsenhang
In des Meeres grüne Wüste
Senket er die Schnur zum Fang.

Sinnend sitzt er, und es flattern
Bart und Haar im Sturme weit,
Und die Zeit wird ihm so lange
In der stillen Ewigkeit.
Da fühlt er die Angel zucken:
„Ei, das ist ein schwerer Fisch!"
Freudig fängt er an zu rucken,
Stemmt sich, zieht und windet frisch.

Sieh, da hebt er Felsenspitzen
Langsam aus der Wasser Grund,
Und erschrocken aus den Ritzen
Schießen schupp'ge Schlangen bunt;
Ringelnd Ungethüm der Tiefen,
Die im öden Wogen-Haus
In der grünen Dämm'rung schliefen,
Stürzen sich in's Meer hinaus.

Doch der Vater hebt auf's Neue,
Und Gebirge, Thal und Strand
Taucht allmälig auf in's Freie;
Und es grünt das junge Land,
Irrend farb'ge Lichter schweifen
Und von Blumen glänzt die Flur,
Wo des Vaters Blick' sie streifen —
Da zerreißt die Angelschnur.

Wie 'ne liebliche Sirene
Halb nun über'm Wellenglanz,
Staunend ob der eignen Schöne,
Schwebt es mit dem Blüthenkranz,
Bei der Lüfte lindem Fächeln
Sich im Meer, das rosig brennt,
Spiegelnd mit verschämtem Lächeln —
Erde sie der Vater nennt.

2.

Staunend auf den Göttersitzen
Die Unsterblichen nun stehn,
Seh'n den Morgen drüben blitzen,
Fühlen Duft herüberwehn,
Und so süßes Weh sie spüren,
Lösen leis ihr Schiff vom Strand,
Und die Lüfte sie verführen
Fern durch's Meer zum jungen Land.

O wie da die Quellen sprangen
In die tiefe Blüthenpracht
Und Lianen dort sich schlangen
Glühend durch die Waldesnacht!
Und die Wandrer trunken lauschen,
Wo die Wasserfälle gehn,
Bis sie in dem Frühlings-Rauschen
Plötzlich all' erschrocken stehn:

Denn sie seh'n zum ersten Male
Nun die Sonne niedergehn
Und verwundert Berg' und Thale
Tief im Abendrothe stehn,
Und der schönste Gott von allen
Sank erbleichend in den Duft,
Denn dem Tode ist verfallen,
Wer geathmet ird'sche Luft.

Die Genossen faßt ein Grauen,
Und sie fahren weit in's Meer,
Nach des Vaters Haus sie schauen,
Doch sie finden's nimmermehr.
Mußten aus den Wogenwüsten
Ihrer Schiffe Schnäbel drehn
Wieder nach des Eilands Küsten,
Ach, das war so falsch und schön!

Und für immer da verschlagen
Blieben sie im fremden Land,
Hörten Nachts des Vaters Klagen
Oft noch fern vom Götterstrand. —
Und nun Kindeskinder müssen
Nach der Heimat seh'n in's Meer,
Und es kommt im Wind ein Grüßen,
Und sie wissen nicht woher.

Eduard von Schenk,

geboren den 10. October 1788 zu Düsseldorf, studirte zu Landshut seit 1806 die Rechtswissenschaften; promovirte; trat 1817 von der protestantischen zur katholischen Kirche über; wurde 1823 Generalsekretär im baierischen Justizministerium, 1825 Ministerialrath und Vorstand der Schul- und Kirchensektion, und 1828 Staatsrath und Minister des Innern, nachdem er einige Jahre vorher in den Adelstand war erhoben worden. Im Jahre 1831, bekannter politischer Vorgänge wegen, seines Ministeriums enthoben, ward er sofort zum Präsidenten der Provinzialregierung in Regensburg, nachher zum Reichsrath ernannt und 1838 in den ordentlichen Dienst des Staatsraths nach München berufen, wo er plötzlich am 26. April 1841 starb.

* * *

Ohne gerade zu den hochbegabten Dichtern zu zählen, da er sich zu einer bestimmten Eigenthümlichkeit nicht durchgerungen, hat sich v. Schenk gleichwohl durch seine romantischen Tragödien, besonders durch die großartige Conception seines, den vollen Reiz der spanischen Rhythmen athmenden „Belisar", einen bedeutenden Ruf erworben. Daß sein Name bereits von unsern Bühnen-Repertorien verschwindet, dürfte den von Seiten der Kritik mehrfach ausgesprochenen Tadel rechtfertigen, daß es seinen dramatischen Produktionen, deren vortrefflich gelungene Einzelheiten nicht zu leugnen sind, an dramatischem Geist, daß es seinen Bühnengestalten an innerer Gluth und Wahrheit gebricht. Im Allgemeinen erkennt man in Schenk's Dichtungen zu viel bewußtes, absichtliches Schaffen auf Kosten der Begeisterung und poetischen Intuition. Sie charakterisiren sich mehr durch Farbe als Duft, mehr durch die zierlich-elegante Form, den musikalischen Klang der Verse und schimmernden Bilderschmuck, als durch Gediegenheit des Gehaltes. Bei größerer innerer Freiheit würde sich der Dichter, dessen lyrische Leistungen in der Mehrzahl von religiöser Gemüthlichkeit, freilich auch von römisch-kirchlicher Befangenheit zeugen, zweifelsohne auf eine höhere Rangstufe erhoben haben.

Von ihm:

Canova's Tod. Ein Gedicht. Zweite Auflage. München 1823.

Kaiser Ludwig's Traum. Festspiel. Ebend. 1826.

Todtenfeier für Clara Vespermann. Cantate. (In Musik gesetzt von H. Stunz.) Ebd. 1827.

Albrecht Dürer. Lustspiel in 1 Aufz. Ebd. 1828.

Ahnen und Enkel. Festspiel. Regensburg 1833.

Charitas. Taschenbuch, herausgegeben. Daselbst 1834—41. (Wird seitdem fortgesetzt unter der Redaktion von C. Fernau — Ministerialrath Dr. Darenberger — in München.)

Schauspiele. 3 Bde. Stuttgart 1829—35. (Enth. Bd. I: Belisar. Ludwig's Traum. Bd. II.: Henriette in England. Albrecht Dürer. Der Untersberg. Bd. III.: Krone von Cypern. Alte und neue Kunst. Ahnen und Enkel. Die Griechen in Nürnberg.)

Auch gab er „sämmtliche Schriften von Michael Beer" (Leipzig 1835) mit einer Biographie und Charakteristik desselben heraus.

---

365. Die Zikade.

Delphos tönet von Gesängen,
Weisen Sprüchen, Flötenklängen,
Wagenrollen, Fechtgeschrei,
Von des Volkes frohen Rufen,
Das auf rings erhöhten Stufen
Dich gedrängt sitzt, Reih' an Reih'.

Es entströmt dem Hippodromus
Hin zur Bühne, wo Eunomus
Jetzt mit Agathon erscheint;
Beide junge Zitherspieler,
Einzeln schon die Wonne Vieler,
Heut zuerst im Kampf vereint.

Keinen Gott als Dionysen
Hat Eunomus je gepriesen,
Ihn, der Sinn' und Sorge raubt;
Seine schwarzen Augen funkeln
Unter Locken, die mit dunkeln
Epheuranken sich umlaubt.

Nur Apollen, dessen Gaben
Innig Ohr und Seele laben,
Hat sich Agathon geweiht.
Wie von blauem Himmelsglanze
Strahlt sein Aug'; von keinem Kranze
Ist sein goldnes Haar umreiht.

Dieser steht noch ruhig sinnend,
Als Eunomus schon beginnend
Mächtig in die Saiten greift.
Seine Töne sind Mänaden,
Deren Zug auf Bergespfaden
Wild in trunkner Freude schweift.

Jetzt im frohen Taumel lärmend,
Leiser nun, verloren schwärmend,
Steigt und fällt des Liedes Schwung.
Alle rufen: ‚Der wird siegen!'
Selbst die Richter unterliegen
Bacchischer Begeisterung.

Agathon nur horchet schweigend,
Weder Neid noch Freude zeigend,
Und beginnt sein ernstes Lied,
Das, entlockend süße Thränen,
Wie ein Zug von heil'gen Schwänen,
Ruhig durch die Leier zieht.

Holde Sehnsucht, sanfte Trauer,
Letzter, milder Todesschauer,
Haucht aus seinem Lied, durchdringt
Aller Herzen, die mit Beben
Schon den Kranz ihm wollen geben,
Ach! als eine Saite springt.

Also hast du den gewissen
Lorbeer, Bacchus, ihm entrissen,
Daß auch er dir huld'gen muß? —
Doch mit kindlichem Vertrauen
Blickt er in die Himmelsauen,
Ohne Zagen und Verdruß.

Sieh! als ob ein Wink sie lade,
Eine flüchtige Zikade
Schwebt herab zu Agathon,
Läßt sich auf die Zither nieder,
Schwingt die Flügel, gibt ihr wieder
Schwirrend den verlornen Ton.

Da ergreift ihn heil'ge Feier;
Höher, voller klingt die Leier,
Und zum Adler wird der Schwan.
Prächtig, wie der Sterne Reigen,
Schweben, rauschen, jubeln, steigen
Seine Töne himmelan.

Da erschallt von allen Stufen
Ein begeistert Freuderufen,
Das den Spieler unterbricht:
‚Sieg und Ruhm sei dir beschieden,
Denn Apoll hat selbst entschieden!' —
Und er nimmt den Kranz und spricht:

„Theilen wollt' ich, dir zum Lohne,
Gern mit dir die Lorbeerkrone,
Doch, Zikade, du entschwebst.
Kann mein Dank dein Loos verschönen?
Unter Halmen, unter Tönen
Willst du sterben, wie du lebst.

Aber du, so lang getragen,
Heut zum letzten Mal geschlagen,
Zither, werd' ein Heiligthum!
Schmücke meines Gottes Seite,
Künde mit gebrochner Saite
Seine Huld und seinen Ruhm!"

---

366. Der kalte Baum.

Schloß Leuchtenberg genüber,
Da steht ein alter Baum
Auf einem hohen Berge,
Der heißt der kalte Baum.

Ich ging am Baum vorüber,
Ein Hirt im Schatten saß,
Indeß die Heerde suchte
Nach spärlich dorrem Gras.

Die Sonne glüht im Scheitel,
Die Luft war still und klar,
Doch weht es in den Zweigen
Und in des Hirten Haar.

Und als ich in den Schatten
Des alten Baumes trat,
Da packt's mich kalt und schaurig,
Wie wenn der Winter naht.

Es rauscht in seinen Aesten
Wie rauhen Nordwinds Sturm,
Und unter ihm war's frostig,
Dumpf, wie im Kerkerthurm.

Es heulet durch die Blätter
Wie wilder Wahnsinnslaut,
Und unten scheint die Erde
Von Thränen feucht bethaut.

‚Warum' — frug ich den Hirten, —
Tobt hier des Sturmes Wuth,
Da rings auf Wald und Hügeln
Die tiefste Stille ruht?' —

„Seht Ihr das Schloß, das drüben
Auf steilem Felsen hangt?
Jetzt steh'n nur öde Trümmer,
Wo Leben einst geprangt.

Es haben dort die Grafen
Von Leuchtenberg gehaust,
Von dort aus oft wie Adler
Die Gauen rings durchsaust.

Und eines Grafen Tochter
Liebt' einen Edelknecht,
Der Liebe folgte Sünde,
Die Sünde ward gerächt.

Der Vater riß den Knappen
Aus süßem Liebestraum,
Ließ tödten ihn, begraben
Hier unter diesem Baum.

Der Vater warf die Tochter
In jenen finstern Thurm,
Allein mit ihrem Jammer,
Bei kalter Nacht und Sturm.

Und als der nächste Morgen
Roth angebrochen kaum,
Schwang sie sich auf zum Fenster
Und sah nach diesem Baum,

Und rief: Verflucht auf ewig
Sei, Baum, dein Blätterdach,
Weil unter dir mein Vater
Den Liebsten mir erstach!

Wenn all' die andern Bäume
In Sonnenwärme ruhn,
Kalt sollst du ewig bleiben,
Wie mein Geliebter nun!

In dir soll immer schauern
Das Grauen einer Gruft,
Kalt sollst du ewig bleiben
Wie meines Kerkers Luft!

In dir soll's immer sausen
So stürmisch, wie mein Schmerz,
Kalt sollst du ewig bleiben,
Wie meines Vaters Herz!

So fluchte diesem Baume
Das Fräulein Tag für Tag,
Bis endlich sie des Kerkers,
Des Herzens Qual erlag.

Und seitdem weht's hier frostig,
Wenn heiß das ganze Land,
Und wird der Baum für immer
Der kalte Baum genannt." —

Als nun der Hirt geendet,
Rauscht's auf mit neuem Sturm,
Ich aber blickt' hinüber
Zum Leuchtenberger Thurm.

Mir war's, als säh' am Fenster
Das Fräulein ich noch steh'n,
Als hört' ich ihre Flüche,
Als säh' ich sie vergeh'n.

Schnell trat ich weg vom Baume
In warmen Sonnenstrahl,
Und stieg, das Herz entlastet,
Hinab in's stille Thal.

---

367. Albertus Magnus.*)

Das vierzehnte Jahrhundert war gekommen
Seit Jesu Tod und meiner Wanderschaft;
Da fand ich ganz Europa neu entglommen
Von hohem Streben und gewalt'ger Kraft.
Es war, als regte sich in allen Bäumen
Des Wissens und der Kunst ein frischer Saft,
Der Tief' entquillend und den Himmelsräumen.

Was einst Athen und Rom im Alterthum
Erschaffen unter des Olympus Göttern,
Vergraben lag's; es lebte kaum sein Ruhm
Noch fort im Staub von unverstand'nen Lettern.
Der hohe Geist, der jene Werke schuf,
War von der Zeiten mitternächt'gen Wettern
Verscheucht und harrte lang auf neuen Ruf.

Es kam der Ruf; da hob zuerst die hehre
Philosophie ihr sinnend Haupt empor.
Die Tiefe wie der Scharfsinn ihrer Lehre
Ergriff, begeisterte der Hörer Chor.
Oft klang ihr Wort, als hätten gleiche Thesen
In Hellas schon geschlagen an mein Ohr,
Doch anders war der Geist hier und das Wesen.

Die Himmelsweisheit, kaum geahnet nur
Vom Weisesten der Griechen, lag der Schule,
Dem Volk wohl offen da; doch die Natur
Saß noch verhüllt auf ihrem alten Stuhle.
Sie zu entschleiern ward vom Pfad des Lichts
Hinabgestiegen oft zum Höllenpfuhle,
Um dort zu schöpfen ein verderblich Nichts. —

Dann aber taucht, der Rose gleich im Lenze,
Die Poesie herauf aus langer Nacht;
Ihr Haupt umduften frische Blüthenkränze,
Es schimmert ihr Gewand in neuer Pracht.
Ihr Auge strahlt wie klarer Sternenhimmel;
Von ew'ger Lieb' und Sehnsucht angefacht,
Entschwingt sie sich dem irdischen Gewimmel.

Doch war's nicht Hellas, Roma nicht allein,
Wohin die neue Kunst sich lernend wandte.
Sibyllen gleich, ging mit ihr im Verein
Noch eine andre Muse, die ich kannte.
Ich sah Isaias und Ezechiel
Noch größer auferstehn im großen Dante,
Florenz zu strafen, wie einst Israel.

Und durch die Weisen holder Minnelieder,
Wie Morgenluft durch Blumenkelche, klang
Der süße Hauch des hohen Liedes wieder,
Das Salomon einst unter Zedern sang.
Durch alle Tempel wogten Davids Psalmen,
Und ringsum aus Europa's Boden drang
Apollo's Lorbeer neben Sions Palmen. —

Fortglimmend theils im Dunkel von Byzanz,
Begraben theils im Schooß des Erdengrundes,
Erglüht' auch Bildnerkunst zu frischem Glanz
Vom Oden angeweht desselben Mundes.
Ich sah in Farben, Marmor, Holz und Erz
All' die Gestalten alt' und neuen Bundes
Erstehen und erheben jedes Herz.

Von allen Künsten aber ward die größte
Am größten auch gepflegt: Architektur.
Der Geist, der jedes Strebens Bande lös'te,
Wetteifert' hier mit bauender Natur,
Schuf aus gehau'nen Felsen neue Berge,
Worin sich wölbt des Kreuzes Signatur,
Woneben die Paläste stehen wie Zwerge.

Was sag' ich Berge? Nein! dem todten Reich
Der Steine hat sich hier die Kunst enthoben.
Der Bau wird einer Pflanzenlaube gleich,
Stark wie die Zeder strebt der Thurm nach oben,
Das Inn're wird ein lichter Säulenwald,
Wie Palmen, deren Wipfel sich durchwoben
Und die ein heiliger Gesang durchhallt.

So sah ich ringsum wundervolle Dome
Der Erd' entsteigen wie aus einem Stamm;
Sie werden feststehn in der Zeiten Strome,
In dem so manch Gebäude wird zu Schlamm;
Erhab'ner, als Egyptens Pyramiden,
Sind sie Altäre für das Gotteslamm
Und athmen Gottesmacht und Gottesfrieden.

Doch hehrer nirgends als am schönen Rhein,
Als an der Donau waldbedeckten Hügeln,
Sah jene Riesenlauben ich von Stein
Sich grünlich in den grünen Fluthen spiegeln.
Den tiefen Sinn des Bildwerks, das sie schmückt,
Vermag allein die Weisheit zu entsiegeln,
Die sich symbolisch in ihm abgedrückt.

Doch auch Denkmale sind sie ernster Trauer,
Daß alles Menschenwerk nur Stückwerk ist.
Die Kunst ist lang, kurz ist des Lebens Dauer
Und in der kleinen Spanne, die es mißt,
Will bauen doch der Mensch bis zu der Sonnen.
Er stirbt, das kommende Geschlecht vergißt,
Verwirft, was seine Väter kühn ersonnen.

Ach! diese Väter dachten nicht daran,
Daß niederwärts die Söhne würden schauen,
Begannen muthvoll eines Tempels Plan,
An dem Jahrhunderte nur konnten bauen,
Doch ward zu Tand der Enkel Sinn verlockt,
Die Liebe floh, mit ihr das Gottvertrauen;
Der Glaube wanket und das Bauwerk stockt. —

So, als ein Bruchstück, trat das Domgebäu
In einer alten Reichsstadt mir entgegen.
Als ich es ansah, schien sich mir auf's neu
Ein Bild aus meiner Jugend aufzuregen.
Mir war's, als stieg' nach vieler Zeiten Lauf
Der Tempel Salem's, lang im Schutt gelegen,
Vor meinen Augen herrlich wieder auf.

Es leuchtete des Mondes Antlitz g'rade
Vom Firmament, als ich vorüberging;
Bewundernd schien er aus dem Himmelsbade,
Das ihn, vermischt mit Wölkchen, sanft umfing,
Auf jenen Wunderbau herabzuschauen,
Und ließ sein Licht, rein, wie er es empfing,
Um seine Kanten alle spielend thauen.

---

*) Bruchstück aus einem Epos: „Der ewige Jude." Ahasverus erzählt, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, in einer Benediktinerabtei des südlichen Deutschlands ausruhend, die bedeutsamsten Erscheinungen, die er auf seinen Irrfahrten gesehen, und in denen sich die innere und äußere Geschichte von 16 Jahrhunderten spiegelt. Unter diesen Erzählungen bildet die Geschichte Alberts des Großen einen eigenen Gesang. [Aus Chamisso's und Schwab's „Deutsch. Musenalmanach für 1836", S. 389 fg.].

Still war die klare Nacht und es durchgellt
Kein Menschentritt die Einsamkeit der Straßen.
Nur ich, das nächtlichste Geschöpf der Welt,
Steh' immer wachend da, ach! und verlassen.
Nie fühlt' ich mich so sündig, so allein.
Die Bilder an dem Dom wollt' ich umfassen
Und Mitleid fordern von dem kalten Stein.

Nachdem ich still, ein rastloser Verweiler,
Beschritt die Stufen um der Kirche Wand,
Im Schatten dann, bei einem Strebepfeiler,
Umwölbt von spitzen Bogen, sinnend stand,
Seh' ich von ferne zwei Gestalten schleichen
Mit flimmernden Laternen in der Hand,
Die vor dem Licht des Mondes ganz erbleichen.

Sie nah'n dem Dom. Ich trete rasch zurück,
Mich tiefer bergend in der Wölbung Bugen.
Doch scharf belauscht mein Ohr sie wie mein Blick,
Nicht ahnen konnt' ich, was im Sinn sie trugen.
Mit schwarzen Mänteln waren sie bedeckt,
Die faltenreich sich um die Schultern schlugen,
In schwarzen Kappen war ihr Haupt versteckt.

Aufsteigen Beide zu des Domes Pforte
Und klopfen sacht mit einem Stäbchen d'ran.
Beim ersten Zeichen schnell wird ohne Worte
Die klein're Thür von innen aufgethan.
Sie schlüpfen ein. Ich aber, wie beflügelt
Von seltner Neugier, dränge mich hinan
Und bin im Dom, eh' man das Thor verriegelt.

Da steh' ich nun im Innersten des Bau's,
Von seiner hohen Majestät ergriffen.
Gleich Ulmenreihen dehnt das heil'ge Haus
Sich bis zum Chor hinab in dreien Schiffen,
Vielkantig wie ein Bergkristall und schlank
Ist jede Säule kunstvoll zugeschliffen,
Und trägt die Wölbung fest und ohne Wank.

Und durch des Tempels buntbemalte Fenster
Fällt voll des Mondes mildes Licht herein,
Daß ihre Bilder farbige Gespenster
Am Boden hin sich zieh'n im Wiederschein.
Vor allem aber strahlt des Chores Haube,
Wo Gläser funkelnd sich an Gläser reih'n,
Im Mond wie eine lichte Blumenhaube.

Nachdem ich also meinen Blick gelabt
An dieser Pracht und dieser Dunkelhelle,
Bemerk' ich, daß die Zwei indeß getrabt
Zu einer abgelegenen Kapelle.
Ganz leise geh' ich nach, wohin sie geh'n
Und bleibe dann, ohnfern von ihrer Stelle,
Und unbemerkt in einer Nische steh'n.

Ein Dritter war derweil hinzugetreten;
Der Meßner schien's, der in den Dom sie ließ.
Sie fragten ihn, indeß sie ringsum spähten,
Angstvoll, gewichtig: Bist du auch gewiß,
Daß nirgends uns ein Horcher kann belauschen
Bei unserm Werk, das noch in Finsterniß
Sich hüllt, um bald mit Glanz sie zu vertauschen?

Der Meßner d'rauf versetzt: Wie ihr gewollt,
Steht diese Nacht die Kathedral' euch offen.
Verführt hat euer Wort mich, euer Gold.
Wohl habt ihr keinen Horcher hier getroffen;
Doch steht ihr jezt in **meiner** Hand und macht
Mir kund — das darf ich von euch fordern, hoffen, —
Was euch hieher geführt um Mitternacht.

Die beiden tief Vermummten nun enthüllen
Ihr Antlitz, eines alt, das andre jung.
Der Aelt're spricht: Wir werden gleich erfüllen,
Was du begehrt. Doch bist du klug genung,
Zu wissen, was du gestern uns geschworen
Hier am Altar, in ernster Dämmerung.
Brichst du den Schwur, bist du mit uns verloren!

Wie dir bekannt, ruht unter diesem Stein
Seit fünfzig Jahren schon dort eingeschlossen,
Albert's des Bischofs moderndes Gebein.
Mitwelt und Nachwelt nennen ihn den Großen,
Weil er des Himmels heil'ge Wissenschaft
Mit allen Künsten, die der Tief' entsprossen,
In sich vereint durch einz'ge Glaubenskraft.

Skolaren sind wir und dem Meister ringen
Wir lang schon nach mit unermüdbar'm Müh'n;
Doch nimmer können wir das Ziel erschwingen,
Der letzte Silberblick will nicht erglüh'n.
Ein Werkzeug fehlt, zu brechen alle Schranken
Der äußeren Natur, und riesenkühn
In reiche That zu wandeln den Gedanken.

Nun hörten wir, daß nach gewohnter Art
Dem Todten hier sein Siegelring im Grabe
Ward mitgegeben, und dort aufbewahrt
Nebst seiner Inful, seinem Hirtenstabe.
Der Ring, obwohl an äußerm Werth gering,
War doch des weisen Bischofs höchste Habe,
Denn es war Salomo's geweihter Ring.

Mit diesem mächt'gen Talisman gerüstet,
Hat er vollbracht, was Keiner noch vermocht:
Die Zeit beherrscht, die sich mit ihm gebrüstet,
Und ihm wetteifernd Ruhmeskränze flocht,
Den Geistern jedes Elements geboten,
Unsichtbar sich gemacht, des Lebens Docht
Verlängt nach Willkür und zitirt die Todten.

Jezt ist er selber todt. Was nützet nun
Der kalten Hand der glüh'nde Lebensbronnen?
Was kann damit der morsche Leichnam thun?
Verlieren wird er nichts, wenn wir gewonnen.
Aufbrechen hilf uns, Meßner, seinen Sarg,
Damit auf's neue funkl' am Licht der Sonnen
Ein Kleinod, das die Nacht zu lange barg.

Die Wort' und Zeichen haben wir gefunden,
Wodurch man erst des Ringes Macht benützt;
Wem's nicht gelang, die Formeln zu erkunden,
Dem frommt es nichts, wenn er ihn auch besitzt.
Drum laß für dich am Golde dir genügen,
Das dir schon jetzt als erste Gabe blitzt,
Zu dem wir bald noch and're Schätze fügen. —

Obwohl mein Herz sich — ruft der Meßner — sträubt,
Das Grab des heil'gen Bischofs aufzuwühlen,
Seh' ich doch wohl, daß keine Wahl mir bleibt
Und daß der Teufel hohnlacht den Gefühlen.
Nur endet alles, eh' der Morgen graut
Und eh' die Chorherr'n geh'n zu ihren Stühlen,
Damit man nicht die Gruft noch offen schaut.

Er spricht's und nimmt das Gold, und Jene heben
Ihr gräßlich Werk an in geschäft'ger Eil'.
Aus meinem Winkel seh' ich mit Erbeben,
Wie um des Grabes Deckel sie das Beil
Einstemmen, ihn mit Eisenklob' und Klammer
Mühsam aufheben und mit straffem Seil,
Und an den Sarg dann setzen Hack' und Hammer.

Oh! — dacht' ich mir und blickte schaudernd ab, —
Wenn mir des Himmels Huld dereinst vergönnte,
Daß ich Unsel'ger im ersehnten Grab
Nach langer, langer Irrfahrt ruhen könnte,
Und käm' ein räuberisch Hyänenpaar,
Das meine Ruhstatt auseinander trennte,
Zu schändlich wär's doch und zu grausenbar! —

Der Sarg war offen jetzt und in ihm schlummert
Des frommen Mann's ehrwürdige Gestalt,
Das Angesicht durchfriedet und entkummert
Und unversehrt, als wäre der Gewalt
Des Zauberrings gewichen die Verwesung.
Nur um die zugekniff'nen Lippen wallt
Noch eine Sorge still und harrt auf Lösung.

So wie die Drei, schon des Gelingens froh,
Den Leichnam jetzt beleuchten mit dem Lichte,
Ergreift's den Jüngern und den Meßner so,
Daß ihre Keckheit plötzlich wird zunichte.
Doch irre machen läßt durch solches Schau'n
Der Aelteste sich nicht der Bösewichte,
Raublüstern bleibt er ohne Scham und Grau'n.

Er beugt sich tief hinab, um zu ergreifen
Die starre Hand des Bischofs und in Hast
Vom Finger ihr den kleinen Ring zu streifen,
Der ihm aufwiegen soll die Sündenlast.
Doch als er wähnet schon ihn zu besitzen,
Da fühlt er drunten seine Hand gefaßt
Und es durchzuckt ihn wie mit tausend Blitzen.

Und es erhebt — o grauses Wunder! — bleich
Und langsam sich der Leichnam aus dem Grabe,
Umhüllt vom Bischofsmantel faltenreich;
Die Rechte stützt auf einem Hirtenstabe,
Die Linke hält des Sünders Hand noch fest,
Die ihm entreißen will die Wundergabe
Und die er, aufrecht stehend, erst entläßt.

Bei diesem Schrecknis stürzen sie zu Boden,
Als käme strafend Gott herabgethront.
Auch ich war alles, aber nicht die Todten
Dem Grab entsteigen, schon zu seh'n gewohnt.
Die Ampeln zittern, die am Altar schweben,
Sich zu verhüllen scheint der bange Mond
Und selbst des Domes Wölbung zu erbeben.

Doch thut sich noch ein größ'res Wunder kund.
Des Leichnams Aug', als ob nichts in ihm glimme,
Bleibt tief geschlossen stets, allein der Mund
Eröffnet sich und hält mit fester Stimme
Den Frevlern eine Predigt aus der Gruft,
Die mehr vom Schmerz zeugt als gerechtem Grimme
Und die sich stets mir in's Gedächtniß ruft. —

Ihr Elenden, — so spricht er, — die den düstern,
Ersehnten Frieden ihr der Todten stört,
Nach einem Höllengift nur seid ihr lüstern
Und nur Verderben suchet ihr bethört.
Verflucht ist euer Wollen, doch gesegnet
Ist eure That mir. Knieet hin und hört,
Wie Frevel hier und Schickung sich begegnet.

In Zucht und Einfalt war ich aufgeblüht,
Als Knabe schon bestimmt dem Pred'ger-Orden.
Rein Gottes Wort zu künden nur bemüht,
War Bibel mir mein All und Eins geworden.
Die andern Bücher warf ich weit hinweg,
Sie schienen mir die Lauterkeit zu morden,
Unnütze Bürden auf des Heiles Weg.

Bald aber rief's in mir: Hast du erhalten
Das Evangelium aus Gottes Hand?
Die Kirche hat dir's sorglich aufbehalten,
Ihr Spruch ist seiner Aechtheit Unterpfand.
Drum höre, was sie spricht, und lies die Väter
Der Kirche, die der heil'ge Geist gesandt,
Des Wortes Lehrer und des Wortes Thäter.

Ich that's. Doch als ich meinen Geist genährt
Aus ihrer Weisheit unversiegbar'm Borne,
Auf Kanzeln und Kathedern lang gelehrt,
Was ich geschöpft aus diesem Wunderhorne:
Da trieb's mich weiter, von der stillen Flur
Der Wissenschaft des Heils mit mächt'gem Sporne
In's dunkle Reich der äußeren Natur.

Und kennen lernt' ich die geheimen Kräfte,
Die sie in ihrem alten Schooße hegt,
Die Wirkung und die Strömung ihrer Säfte,
Den geist'gen Kern, den sie im Zentrum trägt,
Die Triebe, die da tödten und gebären
Und das Gesetz, das festhält und bewegt,
Ja selbst die Harmonie der Himmelssphären.

Mein eitler Ruhm erfüllte rasch die Welt
Und schenkt' als Frucht mir tausend Ehrenkronen.
Ein Strom von Schülern hielt mich stets umschwellt,
Wohin ich zog, aus allen Nationen.
Es sah zu Regensburg der Donau Fluth
Mich auf dem Bischofsstuhl Sankt Wolfgangs thronen
Und fernher winkte mir der Purpurhut.

Doch lechzend, immer ungestillt noch brannte
Der Durst nach tieferm Wissen in mir fort.
Obwohl ich gründlich das Geheimniß kannte
Des Todes hier so wie des Lebens dort,
Konnt' ich, wie ihr, das letzte Ziel nicht finden,
Selbst Lebendes zu bilden, durch mein Wort
Dem Tode seine Beuten zu entwinden.

Da endlich kommt ein Mann vom Orient
Und bringt mit Worten, die ich kaum verstehe,
Mir einen Ring, der wie Karfunkel brennt.
Unheimlich wird mir's in des Fremden Nähe,
Doch ist mein Sinn von Stolz und Lust berückt
Und froh nehm' ich den Ring an, denn ich sehe
Das Zeichen Salomo's ihm aufgedrückt.

Verschwunden war der Mann, der Ring gewonnen,
Ich brauch' ihn gleich. Ein menschenähnlich Bild
War meiner kunstgeübten Hand entronnen,
Das Fleisch und Blut scheint und für lebend gilt.
Doch fehlt, trotz meinem Müh'n, ihm Lebensregung.
Ein Strahl, der auf mein Wort dem Ring entquillt,
Gibt rasch ihm Pulsschlag, Leben und Bewegung.

So hatt' ich denn errungen, — ich bereu's, —
Was uns die Fabel Griechenlands erzählte.
Ich nannte mich Prometheus, der dem Zeus
Das Feuer stahl und sein Geschöpf beseelte;
Bald dünkt' ich mir Pygmalion zu seyn,
Den lang, gleich mir, ein sehnend Streben quälte,
Bis endlich athmete die Braut von Stein.

Nur Eines fehlt noch: der Beweis und Stempel,
Daß die Gestalt mehr sei als ein Phantom,
Daß auch der Geist bewohne diesen Tempel;
Die Sprache mangelte, der Rede Strom.
Sie schwieg, und wie ich auch in mancher Stunde
Den Ring stark blitzen ließ auf den Autom,
Kein Wort, kein Laut selbst klang aus seinem Munde.

Das wurmte mich, ich achtete für nichts,
Was mir bisher am großen Werk gelungen;
Vom Anfang bis zum Untergang des Lichts
Hab' ich mich abgequält und müd' gerungen.
Zuletzt, als die Gestalt noch immer schwieg,
Ward ich von Ungeduld, von Angst bezwungen,
Die zur Verzweiflung, fast zum Wahnsinn stieg.

Wenn du nicht mir, nicht Salomonis Siegel,
Gehorchen willst, Geschöpf des Menschen nur,
Wenn nichts kann brechen deines Mundes Riegel,
Nichts in der ganzen irdischen Natur:
So muß ich Gottes Allmacht selbst gebrauchen,
Um dir des Lebens lebenvollste Spur,
Der Sprache Kraft und Wohllaut, einzuhauchen.

Ich rief's und hielt das heil'ge Sakrament
Ihm vor, das ich entrissen dem Altare. —
Wenn diesen deine Lippe nicht bekennt,
Dann bist du nichts, als eitle Puppenwaare,
Dann, wie sie dich geschaffen, dann zerreißt,
Zerschlägt dich meine Hand. Jetzt offenbare,
Ob du ein Schein nur oder Wesen seist! —

Da plötzlich sinkt, vom Heiligthum getroffen,
Der Automat anbetend auf die Knie';
Sein Auge leuchtet und sein Mund wird offen
Und er beginnt zu reden: Hör' und sieh!
Zum erst- und letzten Mal brech' ich mein Schweigen,
Zeugniß zu geben der Eucharistie
Und deiner Ohnmacht Gottes Macht zu zeigen.

Nicht dir gehorch' ich, nur dem höchsten Gott,
Der mich gemacht hat, wie er dich erschaffen.
Du triebst mit seiner Allmacht frevelnd Spott,
Du wirst bestraft dafür mit eig'nen Waffen.
Der Ring, aus welchem Leben in mich quoll,
Soll noch dem Grab zum Leben dich entraffen,
Dein Todesschlaf sei lang, doch unruhvoll.

Nur dann erst gehst du ein zur ew'gen Ruhe,
Wenn jene Gierde, die dich selber nicht
Im Leben ruh'n ließ, deine Todtentruhe,
Um dir den Ring zu rauben, frech erbricht.
Es war der Ring das Werkzeug deiner Fehle,
Er sei auch deine Strafe, dein Gericht,
Dein Heil durch Buße. Rette deine Seele! —

So sprach das Bild und schwieg und sank in Staub.
Ich aber schwieg auch, nahm die Zauberbücher
Und gab den Flammen reuig sie zum Raub
Und kehrte wieder heim zum Buch der Bücher,
Verließ den unverdienten Hirtenstab
Und hüllte meinen Leib in här'ne Tücher
Und büßt' in einem Kloster bis an's Grab.

Und auch im Grab noch büßt' ich lang und bitter,
Bis eure Gier, unwissend, willenlos,
Aufsprengte meiner Seele schweres Gitter.
Frei senk' ich jetzt mich in der Gnade Schooß.
Mein Dank für euch sei diese grause Warnung,
Fruchtbarer Schrecken euch mein furchtbar Loos,
Erlösend euch von teuflischer Umgarnung.

Doch nah' ist euch ein andres Wunder noch
Von grauenvoll'rer Buße, als die meine.
Ein Mann, der schon Jahrhunderte das Joch
Des Lebens trägt, steht hinter jenem Steine.
Als ew'ger Zeuge ist er herbestimmt,
Wie ich gefehlt, wie ich den Fehl beweine,
Und wie der Ring des Salomo verglimmt. —

So spricht Albertus und auf's Marmorpflaster
Wirft er den Ring hinab, daß er zerschellt.
Da bebt der Dom, es wanken die Pilaster,
Aus dem zerbrochnen Ring keimt eine Welt
Von Lichtern auf mit nie geseh'nen Farben,
Erlischt dann und auf mich Unsel'gen fällt
Der letzte Strahl aus diesen Feuergarben.

Und wie vom Geist ergriffen tret' ich vor
Bis an das Grab, das heut' des Zaubers Klippe.
Da richtet sich der Bischof hoch empor
Und murmelt: Friede dir! und schließt die Lippe.
Sein Kleid zerfällt wie Moder in der Luft,
Sein Fleisch zerstiebt, hinab sinkt das Gerippe
Und über ihm schließt schweigend sich die Gruft.

Die Beiden aber, die sich aufgekauert
Vom Boden, stehn wie Bilder da von Erz.
Entsetzen hat und Reue sie durchschauert,
Dann schlagen sie zerknirscht sich an das Herz
Und schau'n mich an als sähen sie den Rächer,
Der mich verdammt zu einz'ger Buße Schmerz,
Schon hinter mir als ihren Urtheilssprecher. —

Aus dieser Nacht, so reich an Sünd' und Schuld, —
Ruft jammernd aus der Aelt're der Skolaren, —
Aus dieser Nacht, so reich an Straf' und Huld,
An Schrecken, Wundern, Gottesoffenbaren,
Bleibt nur ein Weg uns übrig: bis zum Tod
Als Mönche zu beschau'n, was wir erfahren,
Und dem zu leben, was allein uns noth! —

Er sprach es und fort eilten sie zusammen.
Auch ich verließ darauf den heil'gen Bau
Und sah die Nacht schon in den Rosenflammen
Des Morgens sterben und in zartem Blau.
Des Domes Zinnen fingen an zu leuchten,
Durch frische Lüfte perlte mild der Thau,
Die Welt mit lichten Thränen zu befeuchten.

Ein Bild von dem, was ich im Dom erschaut!
Ich sah ja dort auch, wie durch mächt'ge Thore
Des Grabs, vor dessen Moder Jedem graut,
Wie aus uralten Zaubers dunkelm Flore,
Durch schwarze Frevelthaten auf einmal
Hervorbrach der Erbarmungen Aurore,
Der Reue Thau und ew'ger Liebe Strahl.

Friedrich Rückert,

der berühmte Lyriker und Orientalist, wurde am 16. Mai 1789 zu Schweinfurt in Unterfranken geboren. Nach beendigtem Gymnasialkursus in seiner Vaterstadt ging er nach Jena, widmete sich philologischen und belletristischen Studien und trat daselbst 1811 als Dozent auf. Aber schon 1814, in welchem Jahre er unter dem Namen Freimund Reimar seine Dichterbahn begann, verließ er diese Universität, privatisirte da und dort, nahm 1815—17 in Stuttgart Theil an der Redaction des „Morgenblattes", bereiste dann Italien und brachte den größten Theil des Jahres 1818 in Rom zu. Von da zurückgekehrt, wählte Rückert zu seinem Aufenthaltsorte Koburg, wo er, seit 1821 verheirathet, eifrigst dem Studium der orientalischen Sprachen oblag, bis ihm 1826 die Professur derselben in Erlangen übertragen ward. Seit 1841 lebt er, in Folge eines ehrenvollen Rufes von Seiten des jetzt regierenden Königs von Preußen, mit dem Rang eines Geheimen Regierungsrathes zu Berlin, von wo er sich während der Sommermonate gern auf seine „Freudenfrohburg", einem anmuthigen bei Koburg gelegenen Landsitze zu Neuseß, zurückzieht.

* * *

Fr. Rückert, „der Romantik gegenüber (nebst Platen) die freie nebellose Einschau in Natur und Leben von der Höhe der Dichtung suchend, während er auf der andern Seite die Erbschaft romantischer Sprach- und Formenschätze für eine neue Zukunft so geschickt als betriebsam verarbeitet und im Dienste der Kunst verwendet", gehört nicht nur ohne Frage zu den reichhaltigsten und vorzüglichsten Dichtern unserer Zeit, sondern er schließt sich würdig den ersten Lyrikern aller Zeiten an. Weder die deutsche noch irgend eine andere Literatur hat einen Dichter aufzuweisen, bei welchem die ganze Wirklichkeit so vollkommen in der Dichtung aufgeht, als bei ihm. Was die Romantiker bezweckten — lesen wir in Dr. Joseph Hillebrand's „deutscher Nationalliteratur" (III. S. 494 ff.) — hat er mehr denn Einer aus den Ihrigen vollzogen. Leben und Natur, Geschichte und Politik, Religion und Wissenschaft, Alles findet seinen poetischen Ausdruck, mag es nun in Deutschland oder sonst in Europa, mag es in Indien oder Arabien gewachsen seyn. In der Poesie will er die ganze Welt versöhnen. Was unsern Dichter dabei ganz eigenthümlich auszeichnet, ist die kindlich-spielende Art, womit er das große Versöhnungswerk versucht, ist der Liebesarm, womit er die ganze Welt als ein Elternhaus umschlingt. Jeden Baum des Lebens will sein Hauch beblättern, den Himmel auf der Erde will er bauen und das Gift entgiften. Er will nur Liebe singen und durch den Liebessang sich mit der Welt vereinen. Mit dieser seelenschönen Liebeseinfalt bildet er nun Heine gegenüber ein höchst wohlthätiges Erscheinen. Wenn dieser in selbstgefälliger Verstandeseitelkeit die Blumen des Herzens, indem er sie sprießen läßt, mit frostigem Reife verkümmert, gönnt Rückert ihnen freudiges, heiteres Wachsthum, allen, wie es ihnen nach Boden, Klima und Jahreszeiten gefällt.

Im Allgemeinen zu sprechen, hat Rückert im Reiche der Lyrik schönste Melodien gesungen, welche fortleben werden, so lange es Menschen gibt, sie zu empfinden. Auf seiner Leier tönen die Gedanken und Weisheitssprüche wunderbar leicht und frei zusammen mit den zartesten, innigsten Gefühlen, verschlingen sich Lust und Schmerz, Zweifel und Vertrauen, Glaube und Hoffnung, Naturempfindungen und Geistestriebe zu einem schönen Akkorde in einander. Niemand hat nächst Göthe die Betrachtung ungezwungener in den Mittelpunkt des Gesanges hingestellt, Niemand den Gedanken sinnreicher mit der Anschauung, die Idee freundlicher mit dem Bilde vermählt, die Natur reiner und gefälliger in das Menschenleben eingeführt, als er, und das idyllische Heimweh hat sich kaum sonst wo so mildlächelnd um die große weite Welt gelegt als in seinen Liedern &c. So wie er nun in diesem Punkte Göthe näher steht als Einer sonst, so ist er auch in seiner Weltanschauung höchst eng mit ihm verbunden. Diese Weltanschauung ist der christliche Pantheismus, das Gefühl eines Unendlich-Einen, der mit liebevoller Macht die Welt zu seiner und der Menschen Lust erschaffen. Es ist die Religion des freien Gemüths, in welcher Geist und Natur sich zu einem Liebesbunde vereinen, welcher das Göttliche selber ist, das wiederum allein das Ganze &c. Am entschiedensten sprechen seine Ghaselen die Vergöttlichung der Natur und Welt in der Begeisterung der Liebe aus. Doch bleibt Rückert besonnen inmitten dieser orientalischen Begeisterung; die Mystik kann seinen heitern Blick nicht trüben.

Müssen wir nun in Rückert nach der einen Seite hin den Meister ächt klassischer Nationallyrik, einen rein deutschen Sänger anerkennen, der unsere Sprache in ihren mannichfaltigsten Tönen musterhaft gebraucht, ihre Wendungen frei entwickelt, ihren Reichthum aus all ihren Quellen hervorgezaubert, das Geheimniß derselben, poetische Weltsprache zu seyn, auf's Glücklichste errathen hat, dabei ihre Musik in Rhythmus und Reim mit wunderbarer Virtuosität zu entfalten versteht, und gerade hiermit der folgenden Generation die poetischen Wege vornehmlich geebnet und bereitet hat; so kann sich unser Blick doch nicht verschließen vor so mancher Schwäche, welche er mit zu sorgloser Hand in das Reich seines „stillen Volks von Träumen" einführt, vor so vielem Flitter, womit er seine Muse kindisch putzt und oft ganz unkenntlich macht. Vor Allem ist hier die reflexive Spielerei zu bezeichnen, welche in Rückert's Dichtungen eine fast obligate Stimme hat und in ihrer Art die reine lyrische Aussprache mitunter eben so verdirbt, als es bei Heine ironische Frivolität und Spottlust meistens thut. Mit trivialer Dialektik werden alle Kleinigkeiten, die der Dichter zufällig genug aufsammelt, uns vorgereimt. Nicht blos die „Ritornelle" und „Vierzeilen" bieten solcher unpoetischen Gedankenspiele und ziellosen Witzeleien eine unabsehbare Menge; sie ziehen durch einen großen, wo nicht den größten Theil sämmtlicher Gedichte hin. Ueberhaupt neigt Rückert der Didaxis zu, die ihm auch in vielen Fällen eben durch die Kunst, den Gedanken im Gefühle aufgehen zu lassen, meisterhaft gelingt. Am widerwärtigsten tritt indeß jene Manier in den Liedern heran, welche als geistliche oder eigentlich religiöse gelten sollen. Neben dieser leeren Verselei und Reimklingelei (worin freilich auch Göthe in seinen alten Tagen sich oft mehr als billig gefiel), die nicht selten an den Bänkelsängerton erinnert, ist es dann noch eine unleidliche Redseligkeit, wodurch die reine Wirkung des Gesanges vielfach behindert wird. Die schönsten Klänge verschwimmen nicht selten in der Fluth gesuchter Phrasen, von denen selbst der in vielen Bezügen fast unvergleichliche „Liebesfrühling" nicht überall frei geblieben. Im Ganzen aber fehlt, wie aller Rückert'schen Dichtung, so auch der Lyrik etwas zu sehr der objektive Gehalt, die substanzielle Gediegenheit, die freie Erhebung der in-

dividuell-subjektiven Stimmung und Empfindung in die Sphäre der Allgemeinheit; und wenn wir ihn wegen anderer Vorzüge vorhin mit Göthe zusammengestellt, so tritt er in diesem Punkte, worin Jener vor Allem musterhaft erscheint, hinter jeden weiteren Vergleich zurück. Immer aber werden unter der großen und übergroßen Zahl lyrischer Poesien Rückert's einzelne Lieder unsterblichen Werth behaupten.

Mit den „Deutschen Gedichten", welche die „Geharnischten Sonette" enthalten, so wie mit den ähnlichen im „Kranz der Zeit" reihet sich Rückert den patriotischen Romantikern auf rühmliche Weise an. Seine Verdienste um die Uebersiedelung orientalischer Dichtungen in unsere Nationalliteratur sind bekannt und hinlänglich anerkannt. Daß sich Rückert in der dramatischen Poesie versuchen mochte, ist ein bedauernswerther Beweis von Mangel an poetischer Selbsterkenntniß" rc. rc. —

Auch in den objektiven Dichtungen, der Ballade, Romanze, Rhapsodie u. s. w., deren erstere die Anfänge der dramatischen Kunst gleichsam in sich schließen, sehen wir Rückert weniger glücklich, zumal im Hinblick auf Göthe und Uhland. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er, vermöge des ihm eigenthümlichen Grades von Reflexion und Bewußtheit, mit Witz gepaart, welche seine Poesien an der Stirne tragen, nicht nur des Ersteren vollendete Objektivität lange nicht erreicht hat, sondern auch hinter Uhland, abgesehen von dessen volksthümlicher Naivetät, bezüglich der bildenden Kraft der Anschauung und der Gabe plastischer Charakterzeichnung zurücksteht. Freilich sind die klein-epischen Dichtungen dieser Meister, mit dem Charakter volksthümlicher Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, weniger von fremdartigen Elementen, auch den des höheren philosophischen Bewußtseyns der Neuzeit berührt, es sind Nach- und Fortklänge altdeutscher Volkspoesie, während Rückert's Kunstlyrik als das Gegentheil jener volksthümlichen Unmittelbarkeit und Natürlichkeit sich darstellt, indem sie weniger dem bewußtlosen Naturprinzipe (vergl. C. H. Weisse's Abhandlung über ihn in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Nr. 51 ff. März 1835), sondern dem Prinzipe künstlerischen Selbstbewußtseyns folgt und sich durch dasselbe gestalten läßt. Wenn Göthe durch den Zauber seiner Kunst die Tiefen der alten Volkspoesie wieder aufschloß und die Kunst in das einfachste Gewand, in die frischeste Unmittelbarkeit der Natur zu kleiden wußte; wenn aus Uhland's liebenswürdiger Individualität sich der Strom jener Volkspoesie mit fast gleichem Reichthum und ungleich größerer Reinheit, wie ehemals unmittelbar aus dem Volke selbst ergießt und sich „das Spezifische seiner Poesie in einer durch die Phantasie erzeugten Unmittelbarkeit von Bild und Gedanken zeigt"; so sehen wir Rückert's Poesie „unmittelbar vom Gedanken ausgehen, um diesem erst nachträglich durch die Phantasie als Dienerin köstliche Gewänder überzuwerfen"; wir sehen in seiner Poesie, obgleich darnach ringend, von der Höhe selbstbewußter Kunst herab die volle Innigkeit der Natur wieder zu erzeugen durch Vermählung beider Prinzipien, nicht das Leben selbst, sondern nur den Wiederschein des Lebens in seinem individuellen Seelenspiegel.

Rückert's Balladen und Romanzen zeigen das Eigenthümliche mehr in einer moralischen als epischen Objektivität. Nur wenige, mehr im Sinne und Geiste des Volksliedes, sind ihm vollkommen gelungen, wie z. B. „Barbarossa"; — „die drei Gesellen" rc. rc.; weit glücklicher ist er in der legendenartigen und mythischen Erzählung. Im „Kind Horn" entfaltet Rückert ein besonders schönes, lebensvolles Gemälde. „Hier tritt uns (bemerkt Dr. H. Kurtz im „Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", Zürich, 1840—42) das altnordische Heldenleben entgegen, welches der Dichter in seinen mannichfaltigsten Beziehungen darstellt, so daß das Gedicht, obgleich ziemlich bedeutend an Umfang, bei der Fülle der Begebenheiten, die es nach und nach vorüberführt, verhältnißmäßig klein erscheinen muß. Es ist auch keine Seite jenes Heldenlebens, wie sie uns die alten Gedichte überliefern, unberührt geblieben, und in dem beinahe engen Rahmen drängt sich That an That, so daß das Ganze eine seltene Beweglichkeit darbietet. Aus dem hier gegebenen Stoffe hätten die Ritterdichter des vorigen Jahrhunderts die weitschichtigsten Epopöen gebildet, ohne das ritterliche Heldenleben so sicher und wahr darzustellen, als es Rückert gelungen ist. Die Composition ist durchaus großartig; der Dichter übergeht alles Unbedeutende und Zufällige, um sich nur bei dem Wichtigen und Einflußreichen aufzuhalten, und auch dieses weiß er in wenigen kräftigen Zügen so meisterhaft darzustellen, daß uns immer ein festes, anschauliches Bild entgegen tritt. Freilich hat gerade durch diesen schnellen Gang das ganze Gedicht etwas Episodenartiges, aber der Dichter wollte auch nichts Anderes geben, wie die einleitenden und abschließenden Strophen zur Genüge darthun. In der einfachen Darstellung hat Rückert gezeigt, wie ein ächter Dichtergeist die schöne, naive und doch so heldenkühne Sprache der Nibelungen wieder erwecken könne, ohne in bloße Nachahmung zu verfallen."

Schriften:

(Die unter dem Namen Freimund Reimar erschienenen Bücher sind mit * bezeichnet.)

*Deutsche Gedichte. (Enthaltend die „Geharnischten Sonette.") Heidelberg 1814.

*Kranz der Zeit. Stuttgart 1817.

*Napoleon, eine politische Komödie in drei Stükken. (St. I. Napoleon und der Drache). Daselbst 1816—18.

*Oestliche Rosen (Nachbildungen morgenländischer Dichtung). Leipzig 1822.

*Amaryllis, ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812. (Eine in Sonetten fortklingende Liebesklage.) Frankfurt a. M. 1825.

Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri in freier Nachbildung. (Durch die verschiedenartigsten Gestaltungen des arabischen Privatlebens mit anschaulicher Lebendigkeit führend, in gereimter Prosa, mit untermischten Gedichten.) 2 Bde. Stuttgart 1826; 3. Aufl. 1844.

Nal und Damajanti. Eine indische Geschichte, bearbeitet. (Eine Episode aus dem großen indischen Heldengedichte des Mahâ-bhârata). Frankfurt a. M. 1828; 3. Aufl. 1845.

Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Konfuzius, dem Deutschen angeeignet. Altona 1833.

Gesammelte Gedichte. Th. 1. Erlangen 1834, 5. Aufl. 1840. Th. 2. 1836, 3. Aufl. 1839. Th. 3. 1837, 2. Aufl. 1839. Th. 4—6. 1837, 38. (Die beiden letzten Bände auch unter dem Titel: „Haus- und Jahreslieder.")

Gedichte (Auswahl des Verfassers). Frankfurt 1841, 3. Aufl. 1843.

Erbauliches u. Beschauliches aus dem Morgenlande. Berlin 1836. 38. 2 Bdchn. (1. Bdchn. 2. Aufl. 1839.)

Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 6 Bde. Leipzig 1836—40. (Bd. 1—4. 2. Aufl. 1838—41.) Neue Auflage in Einem Bande 1843.

Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. 2 Bde. Stuttgart 1837.

Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in 12 Büchern. (Eine Episode aus dem Heldenbuche von Iran, aus dem Persischen, in Alexandrinern.) Erlangen, 1838; 2. Aufl., Stuttg. 1846.
Brahmanische Erzählungen. Leipzig 1839.
Leben Jesu, Evangelien-Harmonie in gebundener Rede. Stuttgart 1839.
Amrilkais, der Dichter und König; sein Leben dargestellt in seinen Liedern, aus dem Arabischen übertragen. Stuttgart 1843.
Saul und David, ein Drama der heiligen Geschichte Erlangen 1843.
Herodes der Große. (I. Herodes und Marianne. II. Herodes und seine Söhne.) Stuttgart 1844.
Liebesfrühling (Gedichte). Frankfurt 1844.
Kaiser Heinrich IV. (I. Des Kaisers Krönung. II. Des Kaisers Begräbniß.) Das. 1844–45.
Cristofero Colombo. Geschichtsdrama. 2 Bde. Das. 1845.
König Arsak von Armenien. Trauerspiel in 2 Theilen. (Proben daraus im „Morgenblatt“ 1842.)

Seit 1815–30 redigirte Rückert gemeinschaftlich mit Fouqué das Frauentaschenbuch; auch gab er den Erlanger Musenalmanach für 1838 und den Deutschen Musenalmanach (Lpz. 1840) heraus.

368. Das Irrglöcklein.*)

(Ortssage von Seßlach.)

Der Tag verlischt, es senket grausend
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,
Und Nebelwinde streichen sausend
Durch Waldesgründe schauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen.

Sie schreckt das Rauschen jedes Blattes,
Sie schreckt des eignen Fußes Tritt;
Es leuchtet aus der Luft kein mattes,
Kein bleiches Sternlein ihrem Schritt;
Sie irrt mit jedem neuen Schritte
Nur tiefer nach des Waldes Mitte.

Da drehet sich vor ihren Blicken,
Im leichten Tanz am schwarzen Moor,
Sie mit Verderben zu bestricken,
Der Waldesgeister reges Chor;
Sie lassen düstre Flammen glühen,
Um täuschend sie hinab zu ziehen.

Sie scheinen Lichter niedrer Hütten,
Sie scheinen fern, und sind ihr nah;
Sie treibt sich an mit schnellern Schritten,
Sie fliegt hinzu, schon ist sie da;
Schon ist sie da! und freudig sehen
Die Argen sie am Abgrund stehen.

Schon will sie in die Tiefe gleiten,
Da ruft sie's an aus tiefem Wald;
Ihr ist, als wenn ein fernes Läuten
Ihr rückwärts in die Ohren schallt;
Sie wendet sich halb froh halb bange,
Und horcht dem wunderbaren Klange.

Und vor dem Klang in Luft zerflogen
Sind alle Flämmlein fort im Nu;
Sie wandelt mächtig angezogen
Dem wunderbaren Klange zu;
Er führt sie weit auf Weg und Stegen,
Und endlich aus des Walds Gehegen.

Und dämmern siehet sie die Häuser
Des Weilers aus der Ferne schon;
Da klingt es leis' und immer leiser,
Und gar verklungen ist der Ton;
Schnell mit andächtiger Geberde
Senkt betend sie das Knie zur Erde.

Sie weinet frommen Dankes Thränen,
Ihr Haupt verhüllend ins Gewand,
Den Rettern, die mit leisen Tönen
Sie riefen von des Todes Rand;
Dann will sie freudig aufwärts schauen,
Und sieht den Tag in Osten grauen.

Und sieht mit rothbestrahlten Zinnen
Auf fernem Berg ihr hohes Schloß;
Sie rafft sich auf, und eilt von hinnen
In ihres bangen Vaters Schoß.
Mit Staunen aus der Tochter Munde
Hört er die wundervolle Kunde.

Dann baut er auf derselben Stelle,
Allwo sein Kind sich wiederfand,
Ein kleines Thürmlein und Kapelle,
Mit Schieferdach und Mörtelwand;
Und in des Thurmes höchstem Stocke
Hängt hellen Klanges eine Glocke.

Und bei des Abends ersten Sternen
Schlägt hoch im Thurm das Glöcklein an,
Durchhallt des Waldes weite Fernen,
Und ruft den irren Wandersmann;
Er folgt getrost mit sichern Schritten
Dem Rufe zu des Weilers Hütten.

Das Glöcklein hängt in der Kapelle
Dreihundert Jahr und drüber schon,
Und immer klingt es klar und helle,
Und immer heller wird sein Ton.
Es heißt, zu seiner Stiftung Kunde,
Irrglöcklein bis auf diese Stunde.

369. Des Mohrenkönigs Günstling.

Der Mohrenkönig saß und zechte,
Um ihn stand seiner Mohren Schaar;
Er schwang den Becher in die Rechte,
Und reicht' ihn seinem Kämmrer dar:

„Trink aus auf deines Königs Leben,
Und rufe laut dem König Heil!
Hat das der Himmel ihm gegeben,
So wird's dem Sklaven auch zu Theil.“

Der hebt ihn hoch: Der König lebe!
Und neigt beim Trinken sich so tief,
Daß der bewegte Saft der Rebe
Vom Rand des Bechers zitternd lief.

Der König schaut mit halben Blicken,
Und spricht dazu in trunknem Muth:
„Du mußt dich nicht so gar sehr bücken;
Vergoßner Wein bedeutet Blut.“

*) Nr. 368–373 aus des Dichters Jugendliedern. 1809–1812.

Dann kehrt er sich von ihm, der zitternd
Vor seines Herren Gnade steht,
Und ruft zur Seite, daß es schütternd
Durch alle Vorgemächer geht:

„Führt mir die Sängrin her zum Saale
Aus ihres Schlosses festem Wall!
Sie wecke Lust bei unserm Mahle
Mit ihrer Silberstimme Schall.

Dort hinterm seidnen Teppichhange
Steh sie, und grüß' uns sanft und laut,
Daß jeder sich erfreu' am Klange
Der Nachtigall, die keiner schaut."

Schon ziehen durch den Saal die Lieder,
Wie Abendlüft' aus Wolkenflor,
Sie steigen schwellend auf und nieder,
Und heben jede Brust empor.

Zum seidnen Vorhang schaun die Zecher,
Als wollten sie die Töne sehn,
Und leiser klingen alle Becher
Mit sanft antwortendem Getön.

Der König schlürft des Wohllauts Fluthen,
Und leert die Becher fort und fort;
Der Kämmrer trinkt und hört sich Gluthen,
Und doppelt zitternd steht er dort.

Gezogen wie von Zauberhänden,
Geht er und steht, und steht und geht,
Zum Teppich muß er hin sich wenden,
Der winkend ihm entgegen weht.

Den Teppich hat er aufgehoben,
Und schaut mit einem trunknen Blick;
Da springt der König auf mit Toben,
Der Kämmrer starrend sinkt zurück.

„Und kannst du nicht die Lust bezwingen,
Zu schaun, was ich allein darf schaun?
Man soll sie dir vor's Auge bringen,
Gib Acht, und sieh sie ohne Graun!"

Da winket er dem Henker draußen,
Der stets im Vorgemache steht;
Der Henker hört mit stillem Grausen
Den heimlichen Befehl, und geht.

Und schon ist er zurück im Saale,
Eh man ihn weggegangen glaubt,
Und bringt auf einer goldnen Schaale
Der Sängrin goldgelocktes Haupt.

Da steht es zu des Königs Füßen,
Vor denen stumm der Kämmrer liegt:
„Nun sollst du diesen Mund mir küssen,
Weil sein Gesang dir nicht genügt.

Nimm hin, und küß mir recht mit Weile,
Und keine Lippe zittre dir!
Sonst steht mit dem schon blut'gen Beile
Mein ungeduld'ger Diener hier."

Er hält das Haupt mit krampfen Händen,
Und küßt das blasse Angesicht,
Fest küßt er's, um im Kuß zu enden,
Und braucht des Königs Henker nicht.

Der Mohrenkönig sieht mit Schweigen
Im weiten Saal sich forschend um;
Die edlen Mohren stehn und neigen
Sich dem Gebieter ernst und stumm.

Der spricht: „Die Leichen tragt von dannen,
Und scharrt sie bei einander ein;
Wir fahren fort wie wir begannen,
Wer will mein neuer Kämmrer seyn?

---

370. Die goldne Hochzeit.

„Brechet auf den Felsenschacht,
Der geruht hat lang;
Zieht hervor aus seiner Nacht
Goldnen Ueberschwang!
Sprenget auf den Grubengang,
Daß die Wunderpracht,
Die er längst in sich verschlang,
Sei ans Licht gebracht!"

Höret ihr, wie auf den Höhn
Zitterspielt der Geist,
Wie uns lockend sein Getön
Hier zur Bergwand weist?
Rühret Arm' und Waffen dreist,
Wühlet mit Gedröhn,
Bis der Fund, den er verheißt,
Daliegt goldenschön! —

Und die Schaar der Knappen bringt,
Sonder Zeitverlust,
Schaufel, Karst und Hack', und schwingt
Sie mit Macht und Lust,
Bis ihr Fleiß den tauben Wust
Des Gesteins bezwingt,
Und entgegen Erzgekrust
Ihren Streichen springt.

Aber aus dem offnen Spalt,
Was man sich verspricht,
Zieht man itzt den Reichgehalt
Schweren Goldes nicht;
Staunend aus der Nacht ans Licht
Zieht man die Gestalt
Eines Jünglings, von Gesicht
Schön, doch todeskalt.

Und da liegt er jung und zart,
Wie ein Lilienreis;
Ihn bewundernd steht geschaart
Rings ein weiter Kreis.
Recht als ob zu Gottes Preis
Er sei aufbewahrt,
Liegt er da, geschmückt mit Fleiß,
Wie nach Bräut'gams Art.

Gold ist seiner Schuhe Rand,
Goldstoff wunderklar
Wirkt sein schlichtes Leibgewand
Ihm zum Festtalar;
Golden schlingt der Ringe Paar
Sich um jede Hand,
Und um sein schon goldnes Haar
Spielt ein goldnes Band

Kann die Erd' im stillen Raum,
Wo sie Wunder thut,
Wandeln so in goldnen Traum
Staub, Gebein und Blut?
Selbst der Strauß, der ihm geruht
An des Busens Saum,
Blüht verwandelt wohlbehut
Dort als goldner Baum.

Wer sagt an, wie lang es mag
Seyn, daß er verscholl?
Schlaget eure Chronik nach,
Die es wissen soll!
Seht, da steht: Im Berggeroll
Heut ein Knapp' erlag.
Heut? ja fünfzig Jahre voll
Zählts bis heut zum Tag.

Niemand mehr, der ihn gekannt,
Der befreundt ihm war?
Dem er Bruder war genannt,
Oder Liebster gar?
Hätt' umsonst ihn wunderbar
Uns der Geist gesandt?
Halt! hier stellt sich eines dar,
Dem er ist verwandt.

Durch den Strom der Menge bricht,
Die mit Staunen weicht,
Eine Greisin; stört sie nicht,
Wie sie näher schleicht!
Die, wie sie den Platz erreicht,
Thränend ihr Gesicht
Zu dem Jüngling niederneigt,
Dann es hebt, und spricht:

Nein! ob schweigen auch der Mund
Eurer Bücher mag,
Eine treue Todeskund'
Ist ihm blieben nach;
Treu, wie er bewahret lag
In des Felsen Schlund,
Lag er auch bis diesen Tag
Mir in Herzens Grund.

Die ihr mich von Haupt und Haar
Zitternd und ergraut
Sehet, heut vor fünfzig Jahr
War ich eine Braut.
Er hier, den ihr vor mir schaut
Liegen goldenklar,
Sollt' als Bräut'gam mir vertraut
Werden am Altar.

Wartend stand das Brautgemach
Auf den Bräutigam,
Als mit ihm die Bergschlucht brach,
Ihn hinunter nahm.
Nicht einmal zu Ohren kam
Mir sein letztes Ach,
Statt des Bräut'gams kam der Gram
Zu mir tausendfach.

Fünfundzwanzig Jahr ist viel,
Wer sie zählt wie ich;
Langsam zählt' ich, bis zum Ziel
Fünfundzwanzig schlich.
Als das Haar schon silberlich
Um die Stirne fiel,
Fand die Silberhochzeit mich
Ohne Tanz und Spiel.

Fünfundzwanzig noch einmal
Gingen mir vorbei,
Daß ich heut, gebückt und kahl,
Goldhochzeitrin sei.
Welche Wunderzauberei
Bringt an Tages Strahl
Mir zur Goldhochzeit herbei
Golden den Gemahl?

Aber, weh, darf ich mich nahn
Dir mit Liebkosung?
Du bist schimmernd angethan,
Golden, schön und jung.
Barg dich Grabes Dämmerung
Vor der Zeiten Zahn?
Doch mich traf Verwitterung
Auf des Lebens Bahn.

Himmelsmächte, deren Schluß
Aus des Todes Reich
Ihn zu hochzeitlichem Gruß
Sendet schimmerreich;
Ach was hilft's, wenn todesbleich
Ich ihm bleiben muß,
Braut dem Bräutigam nicht gleich
Wird im Liebeskuß!

Also ruft sie, schweigt und bückt
Sich dem Jüngling nah,
Auf die frische Lippe drückt
Sie die welke, ha!
Eh sie weiß, wie ihr geschah,
Hat es sie durchzückt,
Schön verwandelt steht sie da,
Jugendlich geschmückt.

Leuchtend, wie ihr Junggesell,
Selbst ein Jungfraunbild,
Steht sie da, ihr Aug' ein Quell,
Der von Feuer quillt.
Ihrer Wange Rose schwillt;
Und der Locken Well',
Weils der goldnen Hochzeit gilt,
Wallet golden hell.

Also steht sie dort, und hebt
Sanft den Blick auf ihn,
Und ein täuschend Lächeln webt
Flüchtig über ihn;
Wie sie so sieht lächeln ihn,
Schrickt sie auf und bebt,
Ihre Leiche sinkt auf ihn,
Ihre Seel' entschwebt.

Die bewegte Meng' umkreist
Still das ruh'nde Paar,
Das, an Jahren hochergreist,
Jung gestorben war.
Fern herüber hell und klar
Zitterspielt der Geist
Ueber der erstaunten Schaar,
Die sein Wunder preist.

---

371. Die Nixen.

Die Nixen han im Fluß viel Fisch,
Doch wollen ſ' Fleiſch für ihren Tiſch.

Ein Nixlein hätt' auch Fleiſch gewollt,
Doch fand's in ſeinem Fluß kein Gold.

Da nahm's vom Karpfen Schuppen blank,
Trug ſie ins Dorf zu Metzgers Bank.

Er ſtrich für baare Münz' es ein,
Und fand die Schuppen hinterdrein.

Und als es ihm dreimal war geſchehn,
Da mußt' er's ſeiner Frau geſtehn.

Da ſprach das Weib zum Metzger ſchlau:
Das thut gewiß die Waſſerfrau.

Drauf als das Nixlein wieder kam,
Der Metzger ſcharf ins Aug' es nahm.

Da war ſie rings am ganzen Leib
Gethan alswie ein andres Weib;

Nur hinten ihres Rockes Saum
War wie getaucht in Waſſerſchaum.

„Nun, fremdes Weiblein, tritt heran,
Daß ich dein Fleiſch dir hauen kann.“

Sie wirft die Schuppen auf den Tiſch,
Und greift nach ihrem Fleiſche friſch.

Doch eh ſie recht es angepackt,
Iſt ihr der Finger abgehackt.

Ihr Blut beſpritzt die Metzgerei,
Und ſie erhebt ihr Wehgeſchrei.

Und aus der Flur und aus dem Wald
Erklingt es wieder tauſendfalt.

Die Nixen kommen all herbei,
Und fragen, was geſchehen ſei.

Und als ſie's ihnen kund gethan,
Da heben ſie ihr Weſen an.

Da wird dem Metzger ſchlimm zu Muth
Vor dem vergoßnen Nixenblut.

Sie ziehn einher aus Fluß und Bach
Mit ihren Wogen tauſendfach.

Sie wollen all mit ihrer Fluth
Aufwaſchen ihrer Schweſter Blut.

Da waſchen ſie ſo lang ums Haus,
Bis es zerfällt in Schutt und Graus.

Sie waſchen ums ganze Dorf ſo lang,
Bis das Waſſer es gar verſchlang.

---

372. Nixenliebe.

Die Nixe kämmt ihr langes Haar
Des Nachts im Mondenſcheine:
‚Hier ſitz' ich nun viel hundert Jahr
Alleine!
Viel hundert Jahr, und bin noch jung,
Und ſchön genung,
Und hab' in all den Stunden
Kein'n Buhlen gefunden.‘

Da kommt nachdenklich durch den Wald
Ein Bäuerlein gegangen;
Sie ſieht die Glieder wohlgeſtalt,
Die Wangen.
‚Haſt, Bäuerlein, ſchon eine Frau?‘
Nein! ſpricht er ſchlau.
‚So komm, ich bin alleine,
Will werden die deine.‘ —

„Was ſchleichſt du denn nun jede Nacht
Zum Wald auf heimlichen Wegen?“
„„Ich hab' im Walde der heimlichen Jagd
Zu pflegen!““
Das Bäuerlein geht wieder hin,
Die Bäuerin
Kommt auch mit leiſen Tritten
Ihm nachgeſchritten.

Das Bäuerlein ſitzt tief im Wald
Wohl bei der Nixe wieder;
Sie umfaßt ihm mit ſüßer Gewalt
Die Glieder.
‚Wo biſt du mir geblieben ſo lang?
Es war mir bang!‘ —
Die Bäu'rin kommt gegangen,
Sieht ſtill ihr Umfangen.

Tritt hinter ſie, legt ſchweigend ſtumm
Zurecht die langen Locken
Der Geiſterfrau, die wendt ſich um
Erſchrocken.
‚Haſt mir geſagt, du hättſt kein Weib;
O weh mein Leib!
Ich war dir wahrlich gewogen,
Du haſt mich betrogen.

Hab' ich ſo lang gekämmt mein Haar
Im wilden Wald alleine;
So kämm' ich's nun wohl immerdar,
Und weine.‘
Sie rauft ein Haar aus, reicht es hin:
‚Da, Bäuerin,
Geh heim, und ſpinn dir Seide
Aus meinem Leide.‘

373. Johanna Stegen.*)

In den Lüneburger Thoren
Ward ein seltner Kampf gesehn;
Daß der Kampf nicht ging verloren,
Ist durch Mädchendienst geschehn.

Bürger griffen zu den Waffen,
Der Franzosen arge Brut
Aus der Stadt hinauszuschaffen,
Weil sie drin gehaust nicht gut.

Wie sie gegenüber standen,
Schossen sie nun hin und her,
Bis die städt'schen Schützen fanden
Ihre Taschen pulverleer.

Aber seht, es ist ein Engel
Unterwegs mit schnellem Fuß,
Zu ersetzen eure Mängel
Von des Feindes Ueberfluß.

Ein französcher Pulverwagen
Lag gestürzt an fernem Ort,
Und verstreut am Boden lagen
Haufen von Patronen dort.

Dieses ward ein Mädchen inne,
Die Johanna Stegen hieß,
Die es mit entschloßnem Sinne
Nicht zu nutzen unterließ.

In die aufgefaßte Schürze
Raffte sie behendlich ein,
Trug die köstlich theure Würze
Ihnen in das Glied hinein.

Schnell geleeret ward die Schürze,
Und verschossen auf den Feind,
Dem die eigne gute Würze
Uebel zu bekommen scheint.

Schnell geleeret war die Schürze,
Und Johanna schnell zu Fuß
Wieder fort, und in der Kürze
Wieder da mit Ueberfluß.

Ob auch mancher Schütze stürze
In der Nähe dort und da,
Immer mit der vollen Schürze
Ist Johanna Stegen nah.

Wie auch dichter Kugelregen
Von dem Feinde rings geschah,
Immer ist Johanna Stegen
Mit der vollen Schürze nah.

Und so ist zuletzt geschehen,
Was da zu vermuthen war,
Daß der Feind nicht länger stehen
Konnte vor der Bürgerschaar.

Denn sie sagen, jeder Jäger
War im Laden so geschwind,
Wie natürlich, wo die Träger
Der Patronen Mädchen sind.

Und ein Schuß so gut geladen
Mußte treffen so an's Ziel,
Daß von jedem ohne Gnaden
Immer ein Franzose fiel.

*) Nr. 373—376 aus den Zeitgedichten. 1814—1817.

In K. A. Varnhagen's von Ense „vermischten Gedichten“ (Frankfurt a. M. 1816) findet sich nachstehendes, denselben Stoff behandelnde Gedicht. Der Leser mag entscheiden, welchem von beiden der Vorzug gebührt.

Johanna Stegen in Lüneburg.

Von wildem Feindestoben,
Von Gluth erfüllt und Dampf,
Sieht rings die Stadt erhoben
Der eignen Freiheit Kampf.

Zum Himmel sehn mit Trauern
Die Bürger schwer empor,
Den Feind in ihren Mauern,
Die Retter vor dem Thor!

Da springt aus grünen Hecken
Hervor ein Mädchen fein,
Sich bange zu verstecken
Hüllt sie ihr Antlitz ein.

Und wie die Augenlieder
In frommen Thränen stehn,
Ruft sie: ‚Ach, soll ich wieder
Der Feinde Gräuel sehn?

Doch was zu meinen Füßen
Liegt auf dem Boden hier?
Ha! Feind, du sollst es büßen,
Verderben bring' ich dir!‘

Aus höhern Regionen
Entflammt sie Heldenkraft,
Vom Boden die Patronen
Sie in die Schürze rafft;

Den Jägern, die verschossen
Ihr Pulver und ihr Blei,
Bringt sie nun unverdrossen
Stets neuen Stoff herbei.

Im dichten Kugelregen
Manch tapfrer Jäger fällt,
Doch stets Johanna Stegen
Die volle Schürze hält.

Frisch auf, ihr Kameraden!
Es gilt den besten Schuß!
Von solcher Hand zu laden,
Das Herz ja treffen muß!

374. Barbarossa.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinab genommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersgluth,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

---

375. Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der dritte, ruhig sterbend,
Was rief der dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die zwei,
Wie rechts nnd links daneben
Sie sanken nah' dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

---

376. Die Begrüßung auf dem Kynast. *)

Sie sprach: „Ich will nicht sitzen im stillen Kämmerlein,
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Ich will zur Jagd ausreiten, zu Rosse sitzt sich's fein.
Das Fräulein Kunigunde!

Sie sprach: Wer mich will freien, der soll ein Ritter seyn,
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Der um den Kynast reitet, und bricht nicht Hals und Bein.

Es ritt ein edler Ritter wohl um den Mauerrand;
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Das Fräulein sah ihn stürzen, und zuckte nicht die Hand.

Und wieder ritt ein Ritter wohl um die Zinnen her;
Das Fräulein Kunigunde,
Das Fräulein sah ihn stürzen, ihr Herz ward ihr nicht schwer.

---

*) Nr. 376 und 377 aus den Volkssagen, gedichtet 1817.

Und aber ritt ein Ritter, und noch ein Ritter ritt;
Das Fräulein Kunigunde,
Sie sah es ohne Grausen, wie er zum Abgrund glitt.

Das währte lange Zeiten, es kam kein Ritter mehr;
Das Fräulein Kunigunde,
Man wollt' um sie nicht reiten, der Brautritt war zu schwer.

Sie stand auf hohen Zinnen, und sah in's Land hinaus,
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Will Niemand mich gewinnen? ich bin allein zu Haus.

Ist Niemand, der will reiten, erreiten seine Braut?
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
O weh der feigen Ritter, die vor dem Brautritt graut!

Es sprach von Thüringlande der Landgraf Adelbert:
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Es ist das stolze Fräulein wohl eines Rittes werth.

Sein Rößlein lehrt' er gehen auf schmalem Felsgestein:
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Das Fräulein soll nicht sehen uns brechen Hals und Bein.

Sieh her, o edles Fräulein, ich bin's, der reiten will!
Das Fräulein Kunigunde,
Sie sah zu Roß ihn halten, und ward so ernst und still.

Sie sah ihn sich bereiten zum Ritt, und bebte sehr,
Das Fräulein Kunigunde:
O weh, daß ich den Brautritt gemacht hab' also schwer!

Da ritt er um den Kynast, den Blick sie wendet' ab,
Das Fräulein Kunigunde!
O weh mir um den Ritter, er reitet in sein Grab!

Da ritt er um den Kynast, wohl um den Mauerrand;
Das Fräulein Kunigunde!
Sie wagte nicht zu zucken mit ihrer weißen Hand.

Da ritt er um den Kynast, rings um die Zinnen gar;
Das Fräulein Kunigunde!
Sie wagte nicht zu athmen, als brächt' es ihm Gefahr.

Da ritt er um den Kynast, und ritt zu ihr herab.
Das Fräulein Kunigunde von Kynast:
Gelobt sei Gott vom Himmel, der dir das Leben gab!

Gelobt sei Gott vom Himmel, daß du nicht rittst in's Grab!
Das Fräulein Kunigunde:
Nun steig vom Roß, o Ritter, zu deiner Braut herab!

Da sprach der edle Ritter, er grüßt' herab vom Pferd,
Das Fräulein Kunigunde!
Daß reiten kann ein Ritter, das hab' ich dich gelehrt.

Nun warte, bis ein andrer kommt wieder, der es kann!
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Ich habe schon Weib und Kinder, und werde nicht dein Mann.

Der Ritter ritt von dannen, dem Roß gab er die Sporn;
Das Fräulein Kunigunde!
Das Fräulein sah ihn reiten, verging vor Scham und Zorn.

Jungfräulein ist sie blieben zur Buße für ihren Stolz,
Das Fräulein Kunigunde!
Zuletzt hat sie verwandelt sich in ein Bild von Holz.

Ein Bild, anstatt der Haare, bedeckt mit Igelhaut,
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Das muß ein Fremder küssen, wenn er den Kynast schaut.

Wir bringen's ihm zum Küssen; und wenn davor ihm graut,
Das Fräulein Kunigunde von Kynast!
Muß er mit Geld sich lösen, wenn er nicht küßt die Braut,
Das Fräulein Kunigunde!

377. Kind Horn.

Eine altenglische Erzählung.

Laßt Blondel, meinen Sänger, rief Richard Löwenherz,
Herzu, daß er mit Tönen mir nehme meinen Schmerz.
Ich war oft ärger am Herzen, als jetzt am Leibe, wund;
Da schuf von allen Schmerzen mich immer sein Gesang gesund.

Da hieß man von dem Bette zurück die Aerzte stehn,
Und an dieselbe Stätte den edeln Sänger gehn.
Hintrat der gute Sänger, mit seinem Saitenspiel;
Es zauderte da nicht länger, guter Kunden wußt' er so viel.

„Ich habe viel gefunden Gesänge weit und breit,
Seit ich in meinen Tagen durchzog die Christenheit;
So habe ich doch so viele gefunden in keinem Land,
Als ich deren beisammen im schönen Engelande fand.

Sie stehen dort beisammen so dicht im engen Raum,
Als ob an's Land gesprudelt sie hätte des Meeres Schaum.
Das macht: es drängten sich immer dort Völker mancherlei;
Sie brachten ihre Mären, jedes die seinen, mit herbei.

Es sangen alte Galen Gesänge dämmerndschön,
In ihren nebligen Thalen, auf ihren wolkigen Höh'n:
In König Fingals Halle, zu Römerzeiten schon,
Sang sie mit lieblichem Schalle Held Ossian, sein Sohn.

Der Sachse samt dem Angel, der über's Meer herschritt,
Er brachte keinen Mangel an guten Sagen mit;
So brachten dann herüber auch die aus Dänemark,
Auf ungestümen Schiffen, ihre Sagen kühn und stark.

So kam mit den Normannen, in der Erob'rung Lauf,
Von Sagen noch ein andrer herzerobernder Hauf;
Andere sind gekommen, man weiß nicht, wann und wie,
Von wannen an das Ufer die Welle getrieben hat sie.

Aus diesem Sangesbronnen, der sich so reich ergießt,
Und mit vielfachen Armen das Inselland umschließt,
Wie zieh' ich aus dem Meere gleich eine Perl' hervor,
Schmerzstillend sie zu hängen in meines Königes Ohr?

Aus alter Jugend Tagen klingt in mir an ein Lied,
Wie ein schwebender Schatten über spielendes Wasser zieht:
Meinem kranken Könige, damit sein Schmerz sei gestillt,
Will ich die Märe künden von Hornkind und Maid Rimenild."

Er sprach es und hielte inne, als gäb' er ihm die Wahl;
Hin sah er nach dem Könige mit seines Blickes Strahl.
Der lächelte still mit Mienen, und sagte nicht ein Wort;
Da hub der gute Sänger seine Märe an sofort:

„In Sündland wohnt' ein König, gewaltig, reich und mild;
Allof war er geheißen, die Königin hieß Gothild.
Da wuchs bei ihnen Beiden ein Sohn, der hieß Horn:
Schöneres Kind als dieses war nicht zur Welt gebor'n.

Beregnen mochte Regen schöneres Kindlein nicht,
Schöneres nicht bescheinen mochte der Sonne Licht:
Weiß wie Lilienblume, und roth wie Rosen blühn,
Wie ein Glas so leuchtend: er war schön und auch kühn.

Alt war er fünfzehn Winter, da mochte man seines gleichen
Nicht finden auf und nieder in allen Königreichen.
Es dienten ihm Gesellen, zwölf Edelkinder all,
Die pflogen mit ihm Spielens; so hoch schlug er den Ball!

Zweien von den Zwölfen war er am meisten hold;
Der eine der hieß Atholf, der andere Figold.
Der eine der war der beste, der andere von der Schaar
War der allerschlimmste: das ward man künftig gewahr.

An einem Sommermorgen geschah's, Euch sei's bekannt:
Allof, der gute König, ritt aus an Meeres Strand;
Er wollte sich erreiten, daß es eine Lust ihm sei:
Es ritten ihm zur Seiten seiner Mannen nicht mehr wan zwei.

Fünfzehn Heidenschiffe lagen dort am Strand,
Die waren hergefahren auf Raub in's Christenland.
Wie die Heidenwölfe reiten sahen die Drei,
Aus ihren Schiffeshöhlen wie stürmten sie schnell herbei!

Die Waffen an den Händen, mit grimmem Streitesmuth,
Liefen die Wohlbehenden die Ritter an mit Wuth;
Eh diese sich versannen der Wehr in ihrer Noth,
Der König und die zwei Mannen lagen von den Heiden todt.

Da wurden Herr'n im Lande die Heiden nah und fern.
Sehr weinte Frau Gothilde um ihren Eheherrn;
Sie weinte noch viel sehrer um Hornkind, ihren Sohn:
Er sollte nach seinem Vater nicht sitzen auf dessen Thron.

Kleider, die allerschlechtesten, anlegte sie, die sie fand;
Hinging sie aus der Halle unter eine Steineswand.
Dort wohnte sie in Trauern, und dienete täglich Gott:
Sie bat ihn, zu bewahren Hornkind vor der Heiden Spott.

Nun lasset euch bescheiden von Horn, dem jungen schnellen:
In der Hand der Heiden war er samt den Gesellen.
Man wollt' erschla'n sie haben, wäre nicht Horn gewesen,
Keiner von den Knaben wäre vor den Heiden genesen.

Da sprach ein Schiffshauptmann, mitleidig sprach er da,
Als er die Schönheit Hornkinds so hell leuchten sah:
‚Horn, ein schöner Knabe bist du, kühn dazu.
Wenn ihr kämet zu Jahren, deine Gesellen und du,

Ihr möchtet uns leicht erschlagen, und uns Schaden thun!
Drum in die See gesetzet werden sollt ihr nun;
Mög' euch Gott erretten, oder lassen verderben:
Denn bliebest du am Lande, so müßten wir alle sterben.‘

Horn und die Gesellen, man nahm sie bei der Hand,
Man führte die zwölf Kinder hinunter an den Strand,
Man setzte s'in ein Schiffel, und stieß es auf die See:
Die Kindlein rangen die Hände, noch nie war es Hornen so weh.

Die See ging fluthend, das Schiff trieb schnelle,
Einen Tag und Nacht lang, hin durch Wog' und Welle.
Es wußten nicht die Kinder, wo sie mochten schweben:
In den weiten Wassern gaben sie verloren das Leben.

Als Licht wieder anbrach, rief der junge Horn,
Zwischen seinen Gesellen im Schifflein saß er vorn:
Ausrief Horn der junge, und sprang auf, wo er saß:
„Ich höre die Vögel singen, und sehe wachsen das Gras.

Seid fröhlich ihr Gesellen, unser Schiff ist zu Land!“
Da sprangen sie aus den Wellen, und setzten den Fuß an Strand.
Fort begann zu schwimmen das Schifflein, da rief Horn,
Horn, der junge König, im Südlande gebor'n:

„Habe guten Tag, du Schifflein! dich hetze nicht der Wind,
Dich netze nicht das Wasser! Habe sanfte Fahrt geschwind!
Wenn du kommst nach Südland, grüß' alle, die mir bekannt!
Grüß' eine gute Königin, Frau Gothild' ist sie genannt.

Dieselb' ist meine Mutter; die grüße von ihrem Kind!
Und dem Heidenkönige sage du dort geschwind,
Dem Widersacher Christi, sag' ihm, ich sei zu Land:
Sag' ihm, er solle finden den Tod von meiner Hand!"

Das Schifflein floß von dannen, die Kinder gingen fort;
Sie kamen, wo sie fanden vor einer Stadt einen Ort:
Da saß der König Eilmer von Westland, auf dem Plan.
Gott lohn' ihm seine Milde, die er an den Kindern gethan!

Er fragte, da er sie sahe, mit sanften Worten sie,
Woher sie kommen wären? „„Fürwahr, ich habe noch nie
Gesehn so schöne Gesellenschaft!"" Horn sprach in hohem Muth:
„Wir kommen daher aus Südland, lauter gutes Christenblut.

Heiden haben gelandet, Christen erschlagen viel,
Jn Schifflein uns gesetzet, der wilden See zum Spiel.
Ein Tag ist vergangen, und ein anderer kommen:
Ohne Segel und Ruder ist unser Schiff hingeschwommen.

Nun sind wir gekommen her in dieses Land.
Du magst nun uns binden, oder schlagen mit deiner Hand!
Aber, wenn es dein Will' ist, so zeige dich uns gelind."
Da sprach der gute König: „„Wie ist dein Name, Kind?""

„Horn bin ich geheißen, Herr König, zu Befehl,
Begehrst du mein zu Diener, dir dien' ich ohne Fehl."
„„Hornkind,"" sprach der König, „„du bist so zart und jung;
Du trägst für deine Jugend einen Namen hell genung.

Ueber Berg' und Thale ist des Hornes Gang,
Jn des Königes Saale ist des Hornes Klang.
Horn, es soll dein Name von Land zu Lande dringen,
Und deine wundersame Schönheit die Westwelt bezwingen.""

Hornkind war dem Könige über die Maßen werth;
Weß das Kind bedurfte, des wurd' es alles gewährt.
Einem guten Meister gab es der Herr in die Zucht,
Daß er es lehrete Sitten und aller edlen Künste Frucht.

Athelbrus, der Hausmeister, hieß derselbige Mann,
Der an Königes Hofe Hornkind zu zieh'n begann.
Er sparte ganzen Fleißes an seinem Zöglinge nie,
Davon an Seel' und Leibe dieser auch so herrlich gedieh.

Da wurden die zwölf Kinder mit ihm gezogen auch,
Sie lerneten nicht minder Hofsitt' und rechten Brauch.
Da ging den andern allen doch so voran Kind Horn:
Sie mußten ihm nur nachwallen, er ging an der Spitze vorn.

So gethan war Hornkind, daß, die da nicht wußten,
Daß er Königes Kind sei, fast doch es denken mußten.
Eine Hand breit über die andern aufragt' er von der Erde;
Was er über sie ragte an Zucht und edler Geberde,

War nach Händebreiten gar zu messen nicht.
Wie strahlt' am Hof des Königes seiner Schönheit Licht!
Da liebte ihn auch am Hofe, wer ihn mochte schaun,
Von der niederen Zofe bis zu den hohen Fraun.

Jn jeder Pracht des Hofes das allerschönste Bild
War des Königes Tochter, mit Namen Rimenild.
Gestorben war die Mutter, sie war das einig Kind:
Sie war so lieb dem Vater, wie es einzige Kinder sind.

Rimenild, die junge, sie wagte nicht ein Wort
Zu reden mit Hornkind in den Hallen dort,
Unter Königes Rittern, bei Hoffestes Pracht:
Schweigend in ihrem Herzen trug sie ihn Tag und Nacht.

Da träumete der guten zuletzt des Nachts ein Traum,
Wie sie schlafend ruhte in ihrer Kammer Raum;
Horn sah sie da, den zarten, daß sie es Wunder nahm,
Wie er ihr aufzuwarten so frei in ihre Kammer kam.

An dem andern Morgen sandte sie sofort
Dem Hausmeister Athelbrus, und entbot ihm das Wort:
Daß er seinen Zögling, Horn den jungen, nähme,
Und mit ihm zur Kammer der königlichen Jungfrau käme.

Nun laßt euch von den beiden Gesellen aber sagen,
Die Hornkind am meisten an seinem Herzen lagen;
Davon das Lamm der eine, der andre war der Wolf.
Athelbrus, der Hausmeister, sprach zu Hornkinds Gesell Atholf:

„Du sollst mit mir zur Kammer an Hornkinds Stelle gehn."
Er nahm ihn mit von dannen, er mußt' es lassen geschehn.
Hinein zu der Jungfrau führt' er ihn bei der Hand,
In die dunkle Kammer, wo sie minneverzaubert stand.

Da schlug die Sinnesarme, in ihrem trunknen Wahn,
Um ihn die beiden Arme, den Liebsten zu empfahn.
Sie wähnte Horn zu halten in ihrem süßen Schmerz:
Vor minniglichen Gewalten wuchs ihr gegen ihn das Herz.

In ihren weißen Händen ihn haltend, sprach sie da:
„Lange genug geliebet, o Horn, hab' ich dich ja.
Sage nun deine Treue mir zu in meine Hand;
Ich setze dir dagegen meiner Lieb' allerhöchstes Pfand."

So still, als er nur mochte, sprach da mit leisem Wort
Atholf in ihre Ohren: „Sprich nicht weiter fort!
Halte deine Rede! Horn ist nicht hierin.
Ich bin sein Geselle, Atholf, wie ungleich ihm ich bin.

Horn, der junge, ist schöner an einem Fingerglied,
Als ich am ganzen Leibe, wer uns beisammen sieht.
Wär' Horn unter der Erde, oder tausend Meilen von hier,
Er sollte, ohne Gefärde, unbetrogen seyn von mir."

Sich wendete Rimnilde, da sie das Wort vernahm,
Von heißer Zorneswilde entflammt und von Scham.
So sprach sie zu Athelbrus: „Athelbrus, du böser Dieb,
Geh aus meiner Kammer, und werde mir nimmer lieb!

Böse Scham befalle und schmähliche Röthe dich,
Willst du nicht reden lassen mit Hornkinde mich."
„Gnade, Frau und Königin," sprach Athelbrus mit Bedacht:
Höret, warum ich Hornkind nicht habe hergebracht.

Hornkind ist schön, man findet seines gleichen nicht im Land;
Ihn gab der gute König in meine Hut und Hand:
Ich sorgt', er würd' uns strafen. Erlaß mir deinen Zorn:
Ich will, o Frau und Königin, herbei holen den Horn."

Hinging Meister Athelbrus, und an Hornkindes Stelle
Nahm er den Knaben Figold, und führt' ihn zu der Schwelle.
„Du sollst an Hornkinds Stelle eingehn zur Königsmaid;
Du darfst dich nicht verrathen, es würde uns Beiden leid."

Das ließ der Ungetreue gesagt sich seyn, und ging
Hinein gar ohne Scheue. Hört, wie ihn die Maid empfing!
Es schlug die Sinnesarme in ihrem trunknen Wahn
Nicht um ihn her die Arme, den Liebsten zu empfahn.

Sie konnte wohl erkennen, daß es der Falsche war;
Sie stieß mit Zorns Entbrennen ihn von sich ganz und gar.
Sie stieß ihn aus der Kammer zum Meister Athelbrus;
Der führte den Beschämten von dannen mit Verdruß.

Er fürchtete das Zürnen der jungen Königin;
Ihrem Blick entweichend, schweigend ging er hin,
Und sprach zu sich im Herzen: „Zu stillen ihren Zorn,
Muß ich nun in Wahrheit herbei holen den Horn.“

Hin ging Meister Athelbrus, und fand Horn in der Halle
Wein vor dem Könige schenken mit Schalle.
Zu ihm sprach er leise: „Geh, junger Horn, geh hin!
Du sollst eingehn zur Kammer der jungen Königin.“

Horn, wie er das hörte, hielt er in der Hand
Den vollen Becher zitternd, der Wein lief über'n Rand.
Hin vor die junge Königin trat der junge Horn;
Da ward der Maid im Herzen gar wenig rege der Zorn.

Er ließ vor ihr zu knieen sich nieder auf den Plan,
Die Kammer fing zu leuchten von seiner Schönheit an.
„Wohlergeh' dir's Königin, dir samt deinen Jungfrauen!
Mich schickt unser Hausmeister, nach deinem Willen zu schauen.“

Aufstand Maid Rimenilde, wo sie gesessen war;
Die Farb' auf ihren Wangen entzündete sich so klar,
Wie am Himmel brennet das feuchte Morgenroth,
Da Hornkinde, dem jungen, ihren ersten Gruß sie bot.

In ihren weißen Armen hielt sie ihn minniglich:
„Lange genug geliebet, o Horn, hab' ich dich.
So sage nun deine Treue mir zu in meine Hand;
Ich setze dir dagegen meiner Lieb' allerhöchstes Pfand.“

Mit ihren rothen Lippen sie küßt' ihn an den Mund.
„Willkommen!“ sprach die Jungfrau, „willkommen von Herzensgrund!
Am Abend und am Morgen, das wisse sicherlich,
Trag' ich tausend Sorgen und tausend Noth um dich.

Um dich, hab' ich, Hornkind, Schlaf nicht noch Ruh:
Meine langen Sorgen büße mir du!
Pflichte mir deine Treue, und schließe mit mir den Bund.“
Da hub sie an auf's Neue ihm zu küssen den Mund.

Horn gedacht' im Herzen, was er ihr sollt' antworten.
„Gebe Christ vom Himmel dir Freuden aller Orten
An deinem Ehgemahle, in welchem Land er sei!
Ich bin des Königes Fündling, und sein Diener dabei.

Wie könnt' er mich vermählen dir nach Fug und Recht?
Es wäre nicht schöne Heirath zwischen König und Knecht.“
Weh ward Rimenilden, da sie das Wort vernahm;
Sie begann zu siechen, ihre Arme sanken hin vor Gram.

Sie fiel ohnmächtig nieder; Horn hub sie auf,
Er nahm sie in die Arme, und küßte sie darauf:
„Hilf mir, Theure, Süße! holdes Frauenbild,
Daß ich werde zum Ritter geschlagen, o Rimenild!

Kehret meine Knechtheit sich in Ritterschaft,
Dann will ich mich aufschwingen zu dir mit aller Kraft.“
Rimenild, die junge, aus ihrer Ohnmacht kam,
Als sie von ihrem Trauten den schönen Gruß vernahm.

„Trage mir auf dieses die Schal' hier und den Ring
Zum Hausmeister Athelbrus, und sag' ihm den Beding:
Ich bitt' ihn, daß er'm Könige falle für dich zu Fuß,
Und ihn um Schwertschlag bitte, der dich zum Ritter machen muß.“

Hornkind nahm Urlaub, der Abend war nah,
Hinging er zu Athelbrus, alles sagt' er ihm da,
Wie es war ergangen, seine und ihre Noth:
„Das ist, worauf dir, Meister, ihren Lohn die Maid entbot.“

Alsogleich trat Athelbrus, der Meister, in die Halle:
„Hör' eine gute Rede, die, König, dir gefalle!
Morgen ist dein Festtag, laß dir's nicht werden Zorn:
Ich rathe dir, o König, daß du zu Ritter machest den Horn.“

Da sprach der gute König: „Wohl zu thun ist das!
Horn gefällt mir, Ritter ziemt zu seyn ihm baß.
Den Schwertschlag will ich ihm geben, und es so bestellen:
Selbst soll er mir zu Rittern schlagen seine zwölf Gesellen.“

Lang däucht' es König Eilmern, bis der lichte Tag aufging.
Der Tag kam aufgegangen, da Horn den Schwertschlag empfing.
Hornkind ging, der Ritter, zu Rimnilds Kammer ein.
Hei, wie da seine Schönheit erst jetzt gab rechten Schein!

„Ritter, nun denke, was du gelobet hast!
Nimm von meinem Herzen der sehnenden Sorgen Last!
Du hast nun deinen Willen, so nimm zu Weibe mich,
Denn zu Manne begehr' ich keinen auf der Welt als dich.“

„Rimenild, sei stille, minnigliche Maid!
Allen deinen Willen zu thun bin ich bereit.
Doch eh das mag geschehen, muß ich mit Speer ausreiten,
Und prüfen meine Ritterschaft mit ritterlichem Streiten.

Wir sind junge Ritter heut geschlagen worden;
Für eine Maid zu streiten ziemt wohl Ritterorden,
Eh sie sich zu Weibe nehm' ein junger Held:
Noch heute mit meinen Waffen will ich mich zeigen zu Feld.“

Sie sprach: „Ich will dir glauben. Habe diesen Goldring dir!
Eingegraben stehet auf dem Reifen hier:
Rimnild, dein Lieb', die junge! der Ring hat solche Kraft,
Daß Böses desto minder an dir kann finden Haft.

Nirgends geschlagen werden kannst du mit Verrath,
So du meiner denkest beim Ringe früh und spat.“
Er nahm den Ring mit Freuden, und ihren Kuß dazu;
Die Jungfrau schloß mit Thränen die Kammer hinter ihm zu.

Die Ritter an dem Hofe, unter lautem Schall,
Gingen zu Königes Tische; Horn ging zu Stall.
Horn ging gerüstet vom Kopfe bis zum Fuß;
Heraus zog er sein Schwarzroß, und bot ihm einen Gruß.

Er streichelt' es mit Händen. Wie bald er drauf sich schwang!
Die Rüstung um die Lenden gab einen freudigen Klang.
Das Roß begann zu springen, es sprang wie ein Pfeil;
Horn begann zu singen, er ritt mehr denn eine Meil.

„Nun gebe Gott vom Himmel, und mein gutes Glück,
Daß mir bald begegne mein erstes Ritterstück!“
Da sah er ein Schiff mit Heiden stehn an des Meeres Buchten,
Und fragte sie bescheiden, was sie da zu Lande suchten?

Ein Hund sprach kühne Worte: „Wir wollen dies Land gewinnen,
Und erschlagen zu Tode alles, was lebt darinnen,
Wie wir einst es haben gethan dem König Allof;
Sein Sohn ist Knecht geworden an fremden Königes Hof.“

Horn griff zum Schwerte, das Wort ihm zu büßen:
In seines Vaters Namen legt' er's Haupt ihm zu Füßen.
Er dacht' an seinen Vater, und ging auf die Heiden ein;
Er gedacht' an seine Mutter, wie sie wohnte im hohlen Stein.

An seinen Goldring sah er, und dacht' an Rimenild;
Da sah man erst ihn mannlich sich halten unter'm Schild.
Er schlug auf all' die Heiden mit gutem Schwertes-Hieb;
Ich kann es euch bescheiden, daß da wenig über blieb.

Als die Heiden alle er liegen sah im Feld,
Rief mit lautem Schalle der siegreiche Held:
„Vorkost sei dieses eines reichen Mahles,
Das ich will anrichten zur Lust meines Stahles,

Wann ich werde fahren heim einst in mein Land,
Und es werde denen vergelten mit meiner Hand,
Die auf die See mich setzten, und den Vater mir schlugen."
Da rüttelt' er sich zurechte seiner Panzerringe Fugen.

Somit fuhr er zu Lande heim zu des Königs Haus:
„Heil dir samt allen Rittern, Herr König, ich ritt heut aus,
Und fand ausländischer Männer ein Schiff voll, die waren Heiden,
Die wollten dich, o Herr König, von deinem Reiche scheiden.

„Ich habe sie erschlagen, mein Schwert hat nicht gefehlt,
Die Todten liegen draußen, ich habe sie nicht gezählt.
Das Haupt von ihrem Meister, König, bring' ich dir hier;
Das nimm zu einer Gelte des Ritterschlages von mir."

Früh am andern Morgen der König wollt' ausreiten,
Mit Roß und Jagdgesellen, in den Wald, den weiten.
Der König ritt vor'm Zuge, an seiner Seite ritt
Figold voll falschem Truge, Horn ritt nicht mit.

Da redete zum Könige Figold aus Neid, und sprach:
„Ich warne dich, König Eilmer! Horn sinnt auf deine Schmach.
Er liegt bei deiner Tochter in ihrer Kammer jetzt;
Du hüte dich, bevor er an Ehren noch mehr dich verletzt!

Er will zu deiner Tochter dir nehmen auch das Reich."
Der König, da er's hörte, ritt heim im Zorn sogleich,
Und trat in Rimnilds Kammer. Sein Zorn war groß:
Horn's Haupt fand er liegen in Maid Rimenilden's Schoß.

„Horn, du fauler Fündling, geh aus von meiner Flur,
Von Rimnild, deiner Buhle, und laß mich deine Spur
Nicht hier im Lande finden! Du hast hier nichts zu thun:
Du sollst nicht mehr im Schoße der jungen Königin ruhn."

Horn, da er vernommen Königes Eilmers Wort,
Ohn' ein Wort zu sagen, zum Stalle ging er fort;
Aufnahm er den Sattel, und legt' ihn auf das Pferd,
Aufband er sich die Brünne, und gürtete sich um das Schwerd.

Aus dem Hof ging Hornkind ein durch Thor und Saal,
In Rimenilden's Kammer zu stehn zum letztenmal.
„Frau! Ich muß nun fahren in fremde Länder fort;
Volle sieben Jahre will ich wohnen am fremden Ort.

Ist Jahr um, das siebente, und komm' ich weder dann,
Noch sende dir einen Boten, so nimm einen Mann,
Und harre mein nicht länger! Jetzt fah in deine Arme
Mich, und küsse mich lange!" sprach der junge Freudenarme.

„Hornkind," sprach Rimnilde, „dir bleib' ich treu und hold:
Nimm an deinen Finger noch diesen Ring von Gold,
Trag ihn zu dem andern, den du schon von mir hast,
Oder wirf weg die beiden, wenn sie dir werden zur Last.

Dieses Ringes Steine haben solche Kraft:
Wenn an der Farben Scheine sie werden wandelhaft:
Der ein' hier, wenn er blasset, wisse, dann bin ich todt;
Untreu bin ich geworden, wenn der andre da wird roth."

„Rimenild," sprach da Hornkind, „dein bleib' ich immerdar:
Es steht ein Baum im Garten, drunter ein Brunnen klar.
Zu dem klaren Brunnen geh mir zu Liebe hin
Täglich, und sieh in's Wasser nach meinem Schatten drin.

Wenn du keinen Schatten siehst in der Wasserfluth,
So wisse, daß ich geändert nicht habe meinen Muth;
Aber wenn du im Wasser siehst meinen Schatten nahn,
So denke, daß ich der Liebe für dich mich abgethan."

Hornkind und Maid Rimnilde halsten und küßten sich,
Und weinten aus ihren Augen zusammen schmerzentlich.
Da schied Horn, der junge, von Rimenilden fort:
Ohnmächtig hingesunken blieb Maid Rimenilde dort.

Horn kam auf seinem Rosse geritten an den Strand;
Ein Schiff sucht' er zu Miethe, und fuhr aus Westenland.
Der Wind trug ihn an Küsten, den Fuß setzt' er an Land,
Wo er zwei Königssöhne an dem Wege stehen fand.

Sie führten ihn zur Halle; Horn neigte sich zu Fuß
Dem guten Könige Thurston, und bot ihm seinen Gruß.
Sie sprachen da zum Könige: „Wir haben draußen am Strand
Gefunden diesen Helden, dem vertraue du dein Land!"

Thurston hieß ihn willkommen, er sah ihn an und pries
Die Schönheit seines Gastes, und fragt' ihn, wie er hieß?
„Gutmuth bin ich geheißen," sprach Hornkind so frei.
Der König mußte bekennen, daß es ein guter Name sei.

Auf Christmeß war es eben, der König hielt ein Fest;
Da kam gerennt ein Bote: „König, ich melde dir Gäst'!
Heidenkönige fünfe sind kommen in dein Land;
Ihrer einer will fechten gegen dreier Ritter Hand.

Und Morgen sei das Fechten, früh, wann die Sonn' aufgeht."
Da sprach der König Thurston: „Das ist schlimmes Christgebet.
Es fordern die übeln Heiden von mir einen Zoll;
Wer kann mir's recht bescheiden, wie ich den ihnen entrichten soll?"

Horn saß hinter'm Tische, und sprach ein Wort so frei:
„Wollen die Heiden sich stellen einer gegen drei,
Was ziemt da einem Christen! Ich stelle mich ihnen allen:
Sie sollen vor meinem Schwerte mit einander zu Tode sich fallen."

Früh wachte König Thurston, und hatte schweren Muth;
Horn Gutmuth ging vom Bette, und wappnete sich gut.
Er kam zum König Thurston: „Nun König, komm zu Feld,
Und sieh zu, wie die Heiden wir bezahlen mit christlichem Geld."

Sie ritten aus im Zwielicht auf eine Wiese grün;
Sie fanden darauf halten einen Riesen kühn.
Er stand bei seinen Gesellen, und wartet' auf den Tag.
Horn bot ihm guten Morgen mit einem gewaltigen Schlag.

Zu Boden fiel der Riese von eines Streiches Wucht;
Da wollten seine Gesellen sich wenden schon zur Flucht,
Wie sie ihren Meister so fast erschlagen sahn.
Der Riese sprach am Boden: „Du hast mir wehe gethan!"

Er schlug mit seinem Schwerte noch einen Riesen durch's Herz,
Da erst floh'n nach den Schiffen die Heiden allerwärts.
Sie wollten von ihren Schiffen Horn, Held Gutmuth, scheiden;
Da wurden des Königs Söhne dabei erschlagen von den Heiden.

Ungemuth ward Gutmuth, da er sie fallen sah:
Da schlug er so auf die Heiden, daß alle fern und nah
Lagen in kurzer Stunde: sein Arm nahm gute Rache
Für König Thurston's Söhne und für seine eigene Sache.

Sehr trauerte König Thurston, da man die Söhn' ihm trug
Auf Bahren her zur Halle; man klagte um sie genug.
Darauf mit reichen Ehren in eine Gruft hinein
Begrub man sie zusammen, unter eine Kirche von Stein.

Da rief der König Thurston seine Ritter zu sich her:
„Gutmuth, wo du nicht wärest, — also redet' er,
Lägen todt wir alle! du bist so kühngemuth:
Ich mache dich zum Erben von allem meinem Gut.

Mir sind die Söhn' erschlagen, die ich liebte sehr;
So hab' ich eine Tochter, so schön gibt's keine mehr,
Maid Swanild die schöne, leuchtend wie Sonnenschein;
Die geb' ich dir einst zum Weibe, und du sollst hier König seyn."

Horn, sich nennend Gutmuth, wohnt' im Lande dar
Volle sechs der Jahre, es kam das siebente Jahr;
Er sandte keinen Boten zu Rimenilden hin:
Es mochte Niemand wissen, wie ihm da wäre zu Sinn.

In Westland Maid Rimnilde in großen Sorgen saß;
Sie wußte nicht, ob Hornkind in der Fremde sie vergaß.
Da gehrte ihrer zu Weibe ein fremder König zuletzt;
Ihr Vater wollt' es nicht hindern, kurz war die Frist gesetzt.

Früh an einem Morgen Horn ritt aus zu Wald,
Da sah er an dem Wege einen Boten stehn alsbald.
„Sag an, guter Geselle," sprach Horn, „was suchst du hier?"
Das will ich in kurzen Worten, Herr, euch berichten schier.

Ich komme daher aus Westland, ich suche den Ritter Herr Horn;
Maid Rimenilden, die junge, nagt scharfen Schmerzes Dorn.
Sie quält sich Tag und Nächte, gar siech ist ihr der Leib:
Bis Sonntag soll sie werden eines Herrn Königes Weib.

Horn, da die Kund' er hörte, wie traf sie sehr sein Herz!
So groß war da sein eigner, als Rimenildens Schmerz,
Die Augen mußten ihm weinen; er sah auf seinen Ring,
Mit den zwiefarbigen Steinen, den er dort zuletzt empfing.

Er sahe, daß der eine da nicht erröthet sei;
Und, daß sie treu ihn meine, erkannt' er wohl dabei.
Er sahe durch die Thränen den andern an, und fast
Wollte dabei ihm wähnen, als ob dieser sei erblaßt.

Er sprach gerührt im Herzen: „Das hab' ich wohl gewußt,
Daß du die Treue würdest bewahren in deiner Brust,
Rimnild, und drum nie würde der Stein da werden roth;
Der hier, daß blaß er würde, das hat mir aber gedroht."

Da dacht' er auch des Brunnens, zu dem sie sollte gehn,
Die Maid, und nach dem Schatten des Liebsten drinnen sehn,
„Du bist wohl oft gegangen, und hast dort in dem Born
Geschaut nicht ohne Bangen, den Schatten zu seh'n von Horn;

Und hast darin nur immer gesehn dein eignes Bild.
Der Schatten soll auch nimmer, süß Lieb, o Rimenild,
Dir kommen anzumelden die Untreu seines Herrn:
Kommen will ich dir selber und alle Schatten seien fern."

Er brach sein leises Sinnen, zum Boten sprach er schnell:
„Heil dir und deiner Botschaft! du bist am Ziel, Gesell!
Den du durch Well' und Wasser, den du durch Busch und Dorn
Gesucht, zu See und Lande, vor dir stehet Horn.

Kehr' um, getreuer Bote zu Rimenild, der Maid,
Die am nächsten Sonntag, so nah ist ihr das Leid,
Freien will ein Herr König, sie stell' ihr Trauern ein!
Sonntag vor Kirchenläuten, sag' ihr, will ich bei ihr seyn."

Weit aus an Meeresufer schaute Maid Rimenild,
Ob Horn sie säh' herkommen unter Helm und Schild;
Da sah sie ertrunken hertreiben an den Strand
Ihren ausgesandten Boten; o wie sie die Hände wand!

Hinein vor König Thurston ging Horn, und Gruß ihm bot,
Er sagt' ihm seinen Namen, und sagt' ihm seine Noth:
„Jetzo vergilt, o König, meine Dienste mir,
Und hilf mir Maid Rimnilden gewinnen, ich dank' es dir.

Swanilden, deiner Tochter, geb' ich andern Mann,
Den besten und den treusten, der Ritternamen gewann."
Da sprach der König Thurston: „Horn, thu' nach deinem Fug."
Aussandt' er nach seinen Rittern; ihrer kamen da genug.

Horn hub auf die Fahrt sich mit tausend oder mehr.
Der Wind hub an zu blasen, das Schiff ging über's Meer.
Das Schiff in kurzen Stunden trug sie nach Westenland;
Sie strickten am Mast die Segel, und warfen die Anker am Strand.

Im Wald hieß er sie warten, Horn ging fort alleine.
Er kannt' in's Land die Wege. Wie sprang er über die Steine!
Des Weges kam ein Pilger, zu dem er grüßend trat:
„Pilger, du sollst mir sagen: wo kommst du daher aus der Stadt?"

‚Von einem Brautgelage komm' ich, es ist mir leid;
Ihr Lieb sei außer Landes, sprach eine betrübte Maid.
Ich konnt' es nicht ertragen, es anzusehen mehr;
Das ist eine traurige Hochzeit, die Braut weinet so sehr!'

Horn rief: „Daß Gott mir helfe! die Kunde mühet mich;
Laß uns die Kleider tauschen, Pilger, nimm meins an dich!
Ich nehme deinen Kittel. Ich muß noch heut eins schenken
Drinnen zum Brautgelage, daß sie sollen des Horn's gedenken!"

Horn schwärzte sich um die Augen, und nahm sich Kapp' und Stab.
Als er kam untern Thorweg, der Thorwächter wies ihn ab.
Also nahm ihn Hornkind, und warf ihn unter die Brücke,
Daß ihm die Rippen krachten; daß sie nicht brachen, war ein Glücke.

Horn ging in die Halle, und setzte, wo man trank,
Sich hin zu allerhinterst, auf die Bettlerbank.
Mit seiner schwarzen Nase schaut' er im Saal sich um;
Rimnilden sah er sitzen, sie saß, als wäre sie stumm.

Vom Sitz auf stand Rimnilde, zu schenken Meth und Wein;
Einen Becher trug sie in Händen, und goß den Trank darein.
Rittern und den Knappen schenkte sie edlen Trank;
Horn saß tief im Grunde, so hart däucht' ihm die Bank.

„Wende, schöne Königin, wenn du Gottes Huld begehrst,
Hieher dich, und schenke! die Bettler kommen zuerst."
Den Becher setzte sie nieder, und schenkt' ihm braunes Bier
In einen Krug, sie wähnte, ein Säufer sei es schier.

„„Da nimm den Krug, und trinke auf einen Zug ihn aus!
Noch nie so kühnen Bettelmann sah ich in meinem Haus.""
Horn gab den Krug den Bettlern, seinen Gesellen, hin:
„Kein Bier will ich aus Krügen trinken, schöne Königin!

Sondern aus dem Becher will ich trinken Wein.
Du denkst, ich sei ein Bettler; doch muß ich ein Fischer seyn.
Meinen Fang zu holen, komm' ich nach Westenland;
Mein Netz liegt hier gar zierlich in einer schönen Hand.

Ich hab' es liegen lassen, es geht in's siebente Jahr;
Was es mir hat gefangen, will ich nun nehmen wahr.
Ich will hier mit dem Netze thun einen guten Zug;
Zu fischen bin ich gekommen, ich trink' aus keinem Krug."

Maid Rimenilde begann ihn anzusehn;
Ihr Herz erschrack mächtig, sie konnt' es nicht verstehn.
Sie reicht' ihm dar den Becher, und sprach mit holder List:
„„Nun trinke Wein, mein Fischer, und sage, wer du bist!""

Horn trank aus dem Becher, süß ward ihm der Mund;
Seinen Ring von Golde ließ er auf den Grund
Des Bechers niederfallen. „Besieh, o Königin,
Was du im Becher findest, und frage nicht, wer ich bin.“

Da ging in ihre Kammer die Königin zur Hand,
Mit ihren vier Jungfrauen, den Ring von Gold sie fand,
Den Hornkind von ihr hatte, ihr Schreck war nicht gering:
„„Hornkind ist gestorben; denn das ist sein Ring.““

Eine Jungfrau sandte sie nach dem Pilger hin.
Horn, der unerkannte, trat vor die Königin.
„„Sage mir, treuer Pilger, den Ring, den du hast
In den Trank geworfen, wo nahmst du ihn, fremder Gast?““

„Von eines Mannes Finger hab' ich den Ring genommen;
Sein Schmerz war kein geringer, was mochte das ihm frommen?
Er klagt' aus traurigem Herzen, als durch den Wald ich ging;
Er lag in Todesschmerzen, da nahm ich ihm vom Finger den Ring.

Ich hörte laut ihn klagen, er dauerte mich sehr:
An seinem Finger tragen dürf' er den Ring nicht mehr.
Maid Rimnild sei geheißen, die er sich hab' erwählt;
Von ihr trag' er den Reifen; nun solle sie seyn vermählt.“

Hornkind sprach's, und drückte in seine Kappe tief
Die Augen, die ihm weinten. Maid Rimenilde rief:
„„Birst, Herz, in meinem Leibe! Hornkind ist nicht mehr,
Der zu allen Zeiten dich hat gepeinigt so sehr.““

Damit fiel sie auf's Bette; ihr Peiniger der stand hier.
Sie rang in ihren Schmerzen; ihm war so weh, als ihr.
Sie verlangte nach einem Messer, nach einem Messer das schnitt,
Zu erstechen den Bräutigam und sich selber damit.

Sie setzt' an's Herz das Messer, so groß war ihr Harm,
Aufschrien alle Jungfrauen, Horn fiel ihr in den Arm;
Horn drückte sie an sein Herze, hinwarf er Kutt' und Stab,
Und wischte sich die Schwärze von seinem Antlitz ab.

Er stand vor seiner Lieben mit hellem Angesicht:
„Theure Lieb, Maid Rimnild, erkennst du mich nicht?
Wende deine Trauer, küsse mich: ich bin Horn!
Horn, dein Getreuer, zu deinem Dienste geborn.“

Sie sah ihm in die Augen, ihr Herz durchfuhr ein Schein;
Sie sah's, und konnt' es nicht glauben, daß er es mußte seyn.
Da durfte sie doch nicht zweifeln, und auch nicht zaudern gar:
Sie nahm ihn an ihr Herze, und erkannte, daß Horn es war.

Sie halsten sich und küßten, Freude ward ihnen kund;
So lang sie's mochte lüsten, küßten sie Mund an Mund.
Da wich ein langer Jammer aus zweier Herzen Grund:
Von Küssen und süßen Grüßen wurden da zwei Kranke gesund.

„„Horn, o du viel böser, wie thatest du das an mir?““
„Sei still, süß Lieb, Maid Rimnild, alles das büß' ich dir.
Nicht sollst du hier mit Messern mir fechten, süße Maid:
Sollt' ich dazu nicht bessern Stahl haben, es wäre mir leid.

Jetzund laß mich gehen, und die Arbeit thun:
Wenn es ist geschehen, will ich bei dir ausruhn.“
Er wand sich ihr aus den Armen, und ging dahin so beherzt;
Ausging er durch Thor und Wachen, unbekuttet und ungeschwärzt.

Horn ging zu Walde; aus ihrer Kammer ging
Maid Rimnild auf zur Warte, wo Atholf sie empfing.
Er empfing sie so traurig. „„Atholf, nun freu' dich mir!
Horn ist gekommen! Ich sage dir: Horn ist hier!““

„Ich wollte, daß er's wäre! so kann er's leider nicht seyn.
Du sagst mir fremde Märe. Wer hätt' ihn gebracht herein?
Vom Morgen bis zum Abend steh' ich auf dieser Stell',
Und spähe zu Land und Wasser," sprach Atholf, der treue Gesell.

„Und nichts kann ich erspähen bei Tag und in der Nacht.
Ich fürchte, Horn der gute, ist längst in's Grab gebracht."
„„Ich sage dir, Horn ist lebendig, lebendiger ist er als je!
Geh, eile zu jenem Walde, und frage mich hier nicht meh!

Dort liegt Horn im Walde mit guten Gesellen genug.""
Athulf, wie er alsbalde da rannte fort im Flug!
Sein Herz schien ihm zu brennen; er glaubte nicht das Wort,
Und mußte doch fortrennen; da blieb Maid Rimenilde dort.

Wie zittert' ihr's im Herzen! Herreiten sah sie den Horn,
Gewappnet in hellen Erzen, an seinem Geschwader vorn.
Atholf ritt ihm zur Seite, gut tummelt' er fremdes Roß.
Sie kamen zu offnem Streite alle daher geritten auf's Schloß.

Horn von seinem Gaule sah zur Zinn' hinan;
Rimnild, seine Traute, sah er stehn daran.
So zag sah sie hernieder, so keck rief er und laut:
„Nun Ritter, helfet mir werben! dort oben steht die Braut."

Da ward an Thor' und Thüren gethan ein harter Sturm;
Das Schüttern konnte spüren die Braut auf ihrem Thurm.
Da drangen ein die Helden mitten in's Königshaus,
Und sandten, sich anzumelden, nicht erst Boten voraus.

Da hub im Hochzeitsaale ein wilder Brauttanz sich:
Horn in blankem Stahle tanzte meisterlich.
Die Braut, um die man tanzte, war da gar nicht im Haus:
Sie hörte den Schall der Tanzenden bis auf ihre Wart' hinaus.

Als sie das Klirren hörte, nicht leicht war's ihr zu Sinn;
Nicht schwerer wär's ihr gewësen, und wäre sie mitten drinn.
„„O das ist wilde Weise, die da wird angestimmt:
Gott hüte meinen Tänzer, daß er keinen Schaden nimmt.""

Der Tänzer, ohne Schaden zu nehmen, tanzte gut;
Das kam von seiner Minne, und auch von Gottes Hut:
Der Tänzer, ohne Schaden zu nehmen, tanzte schnell;
Ihm konnt' es gleichthun keiner, als Atholf, sein Gesell.

Horn nach zweien Königen spähte nun im Reigen,
Ob sie im lauttönigen Tanz ihm sich wollten zeigen.
Brautvater war der eine, nach dem er umgeschaut,
Der andre war der Bräutigam, dem er streitig machte die Braut.

Ihm kam der König Eilmer, den schob er sacht beiseit;
Ihm kam der andre König, mit dem trat er an Streit.
Da hub der junge Herr König, der Bräutigam, an zu fragen,
Was jener von ihm wollte? das sollt' er ihm doch sagen.

Ihm sagt es Horn mit Worten: „Ich will deine Braut;
Und willst du sie nicht lassen, so laß mir deine Haut."
Er sprach: „„Die ließ' ich wirklich unlieber noch, als die Braut;
Doch will ich auch die nicht lassen, eh' man in Stücke mich haut.""

„Nun wohl, junger Herr König, so mußt du an den Tanz:
Es tanzt sich um einer Königin hochzeitlichen Kranz.
Ich fürchte, du bist zur Brautschau zu schlimmer Stunde gekommen:
Wenn heut du diese verlierest, wirst du nie von keiner genommen."

Da wehrt' er sich doch besser, als man es hätte geglaubt;
Nichts mochte das ihm helfen: Horn schlug ihm ab das Haupt.
Abschlug er's, daß es tanzte hin durch das Königshaus.
Horn rief zu den Gästen: „Der Tanz ist nun aus."

Da ward mit allen Andern ein Friede bald gemacht;
Wer todt lag in der Halle, ward hinaus gebracht.
Auf einen Sessel nieder ließ sich Ritter Horn,
Und bat zuzuhören seinen Worten ohne Zorn:

„Vernimm, o König Eilmer, jetzt meine Rede recht!
In Südland bin ich geboren, königlich ist mein Geschlecht.
König Allof, mein Vater, ward von den Heiden erschlagen;
Da ward ich samt den Zwölfen im Schifflein hergetragen.

Du machtest mich zum Ritter, du seist dafür gelobt:
Ich habe meine Ritterheit durch Ritterthat erprobt.
Du triebst mich aus dem Lande, Verräther schaltest du mich:
Du wähntest, ich wollte verderben an deiner Tochter dich.

Du fürchtetest ich sänne, woran ich nie gedacht;
Fast hättest du in Schaden mich und dein Kind gebracht.
Wenn ich nicht hätte bestanden den üblen Bräutigam:
Ich fürcht', es hätte mich selber samt ihr getödtet der Gram.

So nimm mich denn, o König, zu deinem Eidam an,
Doch eh nicht, bis als König ich selbst mich kund gethan:
Ich verrede zu liegen bei meiner Königin,
Eh ich mein Reich gewonnen, und Südlands König bin.

Das soll nicht anstehn lange: sogleich sollst du mich sehn
Von dannen in mein Erbe mit diesen Rittern gehn.
Willst du dazu noch einige mir leihn, so dank' ich's dir;
Indeß hab' in Verwahrung die Perle meiner Kron' allhier.

Das Land will ich erst haben, den Vater rächen auch,
König seyn, und üben königlichen Brauch;
Dann soll Rimenilde, das ist mein Bescheid,
Liegen bei Horn, dem Könige, die königliche Maid.

Aber, derweil wir sprechen, wo bleibt sie denn, die Braut?"
Da ward sie in die Halle hergehend angeschaut,
Wie am geklärten Himmel nach blutigem Morgenroth
Hergeht die lichte Sonne. Wie da ihren Gruß sie bot,

Todt konnte da Niemand liegen, wär's nicht zuvor geschehn;
Ihr sah man Horn, den jungen, freudig entgegen gehn.
Er führte vor ihren Vater sie selbst an seiner Hand.
Wie da vor'm alten Könige das Paar, das jugendliche, stand!

Man mochte sie wohl erkennen recht für ein Königspaar.
Da sprach der König Eilmer, scherzend sprach er's: „„Fürwahr,
Ich hab' einst einen Ritter gescholten hier im Zorn;
Aber ich hab' in Wahrheit nie gescholten den König Horn.

Wie könnt' ich Horn, den König, gescholten haben je,
Den ich zum erstenmale mit Augen heute seh'?
Den König Horn zu schelten, kam nie mir in den Sinn,
Noch ihm sein Freien zu wehren um eine Königinn.""

Da kamen nach der Reihe die Ritter und die Herr'n,
Und brachten Glückwunsch alle dem schönen Paare gern.
Da kam auch der alte Hausmeister Athelbrus,
Und wollte seinem Zöglinge Horne sich neigen zu Fuß.

Der junge Reck', es wehrend, umarmte da den Greis;
Er dankt' ihm ganz besonders für allen seinen Fleiß,
Den er mit großen Mühen stets hatt' an ihn gelegt,
Und ihn so manche Tage gelehret und auch gepflegt.

„Und daß von dieser Stelle, mein Meister Athelbrus,
Einst zu Maid Rimnild's Schwelle Ihr lenktet meinen Fuß,
Das dank' ich Euch noch höher, als was Ihr mir sonst gethan:
Denn nur von diesem Schritte hebt all mein Glück sich an."

Da bat ihn doch der Meister, zu sprechen nicht zu laut:
„Was nützt' es, wenn es hörte der Vater der Braut?“
Da kamen auch die Zwölfe, und ließen sich auf's Knie
Vor Horn, ihrem Könige. Wie gerne sah er alle sie!

Atholfen doch am meisten, den er so treu befand,
Und der ihm beigestanden mit seiner tapfern Hand
Hatte vorhin im Kampfe. „Atholf, treuer Gesell,
Du halfest mir gewinnen die Braut an dieser Stell.

Nun warte nur ein wenig, bis wir in Südenland
Erst erobert haben mit unserer Beider Hand
Für mich ein Hochzeitbette, dann sollst du dir zum Lohn
Eine Braut auch haben, die hat das ihrige schon.

Sie ist geheißen Swanild; du sollst, o Freund, gestehn,
Daß sie der Königin Rimnild wohl darf zur Seite gehn.“
Wie freute sich der Treue, da er den Gruß vernahm!
Figold, der ungetreue, wollte vergehn vor Neid und Scham.

Da ging der Horn zu Schiffe: er fahre dahin mit Glück!
Er nahm mit sich Atholfen, Figolden ließ er zurück.
Mit einem Ungetreuen ist man allweg übel gestellt,
Man mag zu Haus ihn lassen, oder ihn mitnehmen zu Feld.

Das Schiff strengte die Segel, mit Macht blies der Wind,
Ueber des Meeres Spiegel tanzten sie hin geschwind.
Vor dem fünften Tage war die Fahrt vollbracht;
Aus an Südlands Küste stieg Horn um Mitternacht.

Atholf, seinen Gesellen, nahm er bei der Hand;
Sie gingen von den Wellen hineinwärts in das Land.
Da fanden sie einen Ritter schlafen unter'm Schild;
Er hatt' ein Kreuz am Schilde, er schien ein edles Bild.

Horn mit lauter Stimme rief dem Schlafenden zu:
„Wach' auf, guter Ritter, sag' an, was hütest du
Hier zu Feld, und schläfest? du scheinst ein Christ mir, traun;
Oder wo nicht, so wisse, daß mein Schwert dich soll zerhaun.“

Aufsprang der gute Ritter, und sprach erschrocken schier:
„„Wider meinen Willen dien' ich den Heiden hier.
Die Stelle soll ich hüten gegen den jungen Horn,
Den theuersten der Helden, der ward zur Welt geborn.

Längst schon nimmt mich's Wunder, daß Horn nicht auf sich macht,
Und kommt hieher zu fechten. Gott leih' ihm seine Macht!
Es tragen ihn die Wellen, es treiben ihn die Winde,
Daß er bald alle des Lebens abthue, die er hier finde!

Sie setzten Horn, den jungen, hier mit zwölf Kindern aus:
Ich sage euch, darunter war eins aus meinem Haus.
Atholf schied, der gute, mein einziger Sohn mit ihm.
Wohl ergeh' es Hornen, so geht's Atholfen nicht schlimm!

So sehr liebt' er Hornen, und ward geliebt von Horn;
Sollt' ich die zwei noch sehen, so stürb' ich ohn' Zorn.““
„So freue dich, viel Guter, Atholf und Horn sind hier!
Wir sind Horn und Atholf, und stehn allbeide vor dir.“

Der Alte bot den Jungen seinen freudigsten Gruß;
Den Sohn umfing er mit Armen, dem Herrn neigt' er zu Fuß.
Sehr freuten sich die dreie über des Glückes Macht,
Das sie da so herrlich hatte zusammen gebracht.

Atholfs, des treuen, Vater, der Ritter, sprach geschwind:
„„Nun sagt mir, junge Männer, wo euere Leute sind?
Denn ihr wollt mit Streite dies Land gewinnen doch?
Hornkind, süß Hornkind, deine Mutter lebet noch.

Wüßte sie dich am Leben, sie hielte vor Lust sich nicht.""
Horn sprach: „Gesegnet sei der Stunde Licht,
Da mit meinen Mannen ich nach Südland kam!
Wir wollen die Hunde fangen, wir wollen sie machen zahm.

Wir wollen eins mit ihnen sprechen in unsrer Sprach'."
Horn begann zu blasen, daß der Tag anbrach.
In's Horn blies Horn, das hörte sein Volk auf dem Verdeck:
Sie kamen herab so gerne, sie gingen zum Streit so keck.

Wie der junge Vogel, wenn der Tag anbricht,
Und er spürt das Thauen, verlanget nach dem Licht;
Nach dem Kampf verlangte Hornkind so, sein Land
Jetzt sich zu erstreiten von aller seiner Feinde Hand.

Von dem frühen Morgen, hin den ganzen Tag,
Würde bis zum Abend geschlagen Schlag auf Schlag.
Sie schlugen alle Heiden beide jung und alt;
Da schlug den Heidenkönig der junge König Horn alsbald.

Hornkind ging zur Kirche unter Volkes Drang,
Wo man Gott zu Ehren eine Messe sang.
Laut dankte Horn, der König, daß ihn Gott in sein Reich
Hatt' eingesetzt; laut dankte mit dem König alles Volk zugleich.

Hornkind ging zur Höhle unter die Steineswand:
Wie weinte sein Herz vor Freuden, da er die Mutter fand!
Er küßte sie, und setzte ihr eine Krone auf,
Und führte in reichen Kleidern zu der Hofburg sie hinauf.

Da sah man selbst den Fürsten auch unter Krone gehn,
Und vor seinen Rittern beim Hoffeste stehn.
Er sprach zu seiner Mutter aus freudereichem Muth:
„Ihr habt ein Kind nun wieder, das mag Euch dünken gut.

So will ich Euch ein andres dazu verheißen gleich:
Ich muß Euch eine Tochter noch führen her in's Reich,
Die wird Euch auch gefallen." Er dachte so geheim
Da an sein Lieb Rimnilden, der war jetzt so wehe daheim.

Der ungetreue Figold, als Horn vom Lande war,
Warb er sich von Leuten eine große Schaar.
Steine ließ er legen, Mörtel macht' er gut:
Einen Thurm erbaut' er mitten in die Wasserfluth.

Einen Thurm, da Niemand kommen mocht' hinein,
Als mit seinen Flügeln ein Vogel nur allein,
Hoch oben mit seinen Flügeln ein Vogel, und unten tief
Ein Mann mit seinen Füßen, nur wann die Fluth ablief.

In der Nacht hatt' Hornkind einen schweren Traum:
Maid Rimnild sah er sitzen in eines Schiffleins Raum.
Umschlug das Schifflein, und, wie sie an's Land
Schwimmen wollte, rudernd mit ihrer schneeweißen Hand,

Stemmte ihr entgegen Figold, sein Gesell.'
Seines Schwertes Spitze. Horn wacht' auf zur Stell'
In seinem Bett: wie war es um seine Frau ihm weh!
„Atholf, treuer Geselle, wir müssen auf die See.

Figold hat Böses gegen Rimenild im Sinn;
Wenn wir sehr nicht eilen, trifft uns Ungewinn."
Horn saß zu Schiffe, wie fuhr er dahin im Sturm!
Hin vor König Eilmer trat Figold aus seinem Thurm.

Der Falsche sprach mit Listen aus ungetreuem Muth:
(Des Leben soll Gott nicht fristen, wer ihm gleiches thut!)
„König Eilmer, Hornkind hat Botschaft mir gesandt,
Daß du sein Lieb Rimnilden übergebest in meine Hand."

So sprach der Ungetreue: „Er hat sich Kron' und Land
Gewonnen auf's neue aus seiner Feinde Hand.
Er ladet dein Kind Rimnilden als Königin heim zu sich;
Dazu sie zu geleiten bin hergekommen ich."

Da sprach der König Eilmer, und dachte nicht daran,
Daß den Verrath, den ersten, an Hornkind der gethan,
Der nun auch den zweiten und größeren führt' im Schild:
„„Wohlan, dir übergeben sei die Königin Rimenild.""

Rimnilde, da sie's hörte, wie schwer war ihr der Muth!
Daß sie geleiten sollte — das däucht' ihr gar nicht gut —
Figold, der in der Seelen ihr recht zuwider war.
„„Warum ist Horn, mein Bräutigam, nicht selbst gekommen dar,

Von hier mich heimzuholen? Ich kenne zu Wasser und Land
Die Wege nicht."" „Die sind mir, sprach Figold, wohl bekannt.
Ich will Euch schon geleiten, viel schöne Königin!"
Vor seinem heimlichen Lachen ward ihr so angst zu Sinn.

„„Und wenn er selber kommen nicht kann noch will zur Stell,
Warum ist nicht Atholf gekommen, sein treuer Gesell?""
Das war dem Ungetreuen so in der Seel' unlieb,
Daß er auf ihre Frage die Antwort schuldig blieb.

Da mocht' ihr doch nichts helfen, wie weh ihr um's Herz und bang
Es war, und wie beim Abschied sie weiße Hände rang.
Es ward von Keines Augen der Thränen da gespart.
Dem Kind gab seinen Segen der Vater auf die Fahrt.

Horn, von Süden kommend, im Sturm fuhr er daher:
Er sah mit einem Male den Thurm stehn im Meer.
„Wer hat da in die Wasser den üblen Thurm gebracht?"
Nicht wußt' er, wie zu Schaden dieser Thurm ihm sei gemacht.

Es kam herab vom Thurme, da er vorüber fuhr,
Als wie verweht vom Sturme, ein leises Girren nur.
Seltsam däucht' ihm das Girren; nicht wußt' er, was es sei:
Er ließ es sich nicht irren, so schnell fuhr er vorbei.

Er sah die Königszinnen auftauchen aus dem Meer,
Wo Rimnild seyn sollt' innen; sie dünkten ihm so leer,
Da er sie sah von ferne, als fehlte was daran;
Wie wenn seine Sterne hätte verloren des Himmels Plan.

Da ward die schlimme Botschaft vor'm Thor ihm angesagt:
‚Es hat geholt Herr Figold die Braut, nach der ihr fragt.'
Da hatt' er beim Brautvater gar Lust nicht einzukehren.
„Nun, Atholf, treuer Geselle, hilf mir suchen auf allen Meeren."

Sie suchten Tag und Nächte, sie suchten hin und her;
Sie suchten eine Perle, die gefallen war in's Meer.
„Ist sie zergangen im Wasser? Ruht sie versteinert im Grund?
Oder hat sie verschlungen ein gieriger Meereshund?

Ich denk' an eine Mauer, die jüngst ich sah im Meer;
Mir ward von seltner Trauer bei ihrem Anblick schwer.
Mir dünkt' in meinen Sinnen so graus und so hold der Thurm,
Als möchte darinnen wohnen zusammen Perl' und Wurm."

Da ließ des Schiffes Steuer Horn, als er sprach das Wort,
Nach jenem Thurmgemäuer hinrichten alsofort.
Hinkamen sie zum Thurme, wo in der schlimmen Hut
Figold hielt Maid Rimnilden mitten in der Wasserfluth.

„Jetzt, all ihr eilf Genossen, und, mein Atholf, du
Auch mit eingeschlossen, bleibet hier in Ruh!"
Horn mit seinem Horne geht jetzt allein hinan:
„Wie ich den Kampf bestehn soll, hat Gott mir kundgethan."

Sein Schwert ließ er im Schiffe, und eine Angelschnur
Mit einem langen Haken führt' er in Händen nur,
Die Angel in der einen, in der andern das Horn, —
Halb Fischer und halb Jäger, so fuhr der Held im Zorn.

Er fuhr in seinem Nachen all um und um den Thurm,
Er blies aus seinem Horne laut in den wilden Sturm.
Wie Horn aus dem Horne lockte süßen Schall,
Begannen Wind und Wasser zu ruhn und zu rasten all.

Er blies aus seinem Horne ein starkes Lied empor,
Daß hell es drang im Thurme zu Rimenildens Ohr,
Und in das Herz ihr dringend, daraus ein Seufzen zwang,
Das leis' hernieder klingend, hinwieder zu Horne drang.

Horn aus seinem Horne blies einen hellen Schall:
Sich hob zu schnellem Tanze der Wasser Wogenschwall.
Es regte sich in Fluthen ein wimmelndes Gemische:
Zum Horne Horns, des Guten, tanzten alle Fische.

Da streckte aus der Mauer, aus einem Loch am Thurm,
Den Kopf heraus ein schlauer, Schalk, Fisch oder Wurm?
Horn warf dem Unholden die Angel an den Kopf:
Da erangelt' er Figolden, den übel zappelnden Tropf.

Umwirbelt' er an den Häften den gefangnen Meereswolf,
Und schwang aus Leibeskräften ihn schleudernd hin über den Golf,
Daß er zu Atholfen flog, wo er stand im Schiff:
Weh war's dem Ungetreuen, da ihn der Getreue ergriff.

In sein Horn blies Hornkind noch einmal hoch und tief,
Daß vom Wasserthurme rings die Fluth ablief.
Da konnte beim ersten Blasen er schon die Pforte sehn;
Da konnt' er drein beim zweiten trocknen Fußes gehn.

Da hörte man zum dritten ihn blasen, wie er ging
Heraus mit Rimenilden. Wie schnell er sie umfing,
Und schwang sie in den Nachen, und fuhr dem Schiffe zu!
Da blies er zum letzten Male, da zersprang das Horn im Nu.

Er schwang es in die Lüfte, und warf es in das Meer;
Hinter seinem Nachen schlugen die Wasser her:
Hoch schlugen sie zusammen, den Thurm begruben sie gar;
Horn trat in's Schiff mit Rimnild, und sprach zu seiner Schaar:

„Wohlauf nun, ihr Gesellen, ihr treuen Eilfe all!
Hier ist die Fahrt geendet, wir kehren heim mit Schall.
Es ist kein Abenteuer nun weiter zu bestehn;
Atholf, erwählter Treuer, du sollst deinen Lohn nun sehn.

Ich bringe dich noch heute zu deiner Braut Swanild,
Und, daß es recht sich bräute, will ich mich mit Rimnild
Zusammengeben in deinem, oder willst du's in meinem Haus?
So richten wir's doch mit einem und demselbigen Hochzeitschmaus.

Rimnilde, reine Perle, die ich aus dem Schooß
Des Abgrunds wieder habe! es müht mich nicht so groß
Alles, was ich gelitten um dich, als der Verrath,
Den der Ungetreue meinem liebenden Herzen that.

Durch ihn ist zerrissen hier die schöne Zahl,
Daß, wenn sich die Zwölfe nun setzen hin zum Mahl,
Ein Sitz leer muß bleiben. Ist's wahr denn, daß da sei
Kein Dutzend aufzutreiben, ohne einen Schalk dabei?

Nehmt vom Schiff den Nachen, den es entbehren kann:
Laßt drauf in's Weite fahren den ungetreuen Mann,
Wie man vor diesen Zeiten uns armen Kindlein that:
Wie die Unschuld damals, trage jetzt das Meer den Verrath!

Leichter dahin wird unser nachenloses Schiff
Fahren, und um so minder sich stoßen an ein Riff.
Er fahr' auf seinem Nachen, wohin es der Fluth beliebt;
Er fahre zu einem Lande, wo es noch keine Verräther gibt!" —

So sang der gute Sänger, und schwieg nun auf einmal;
Hinsah er zum Könige mit seines Blickes Strahl.
Der lächelte still mit Mienen und sagte nicht ein Wort;
Unter den letzten Tönen war er sanft entschlafen dort.

Der gute Sänger Blondel, still legt' er ohne Verdruß
Sein Saitenspiel aus Händen, sein Haupt legt' er zu Fuß
Seinem schlafenden Könige, dem edlen Löwenherz,
Dem er mit seinen Tönen so benommen hatte den Schmerz.

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz

ist im Jahr 1790 auf dem Schlosse Johannesberg bei Jauernik im österreichischen Antheile Schlesien's geboren. Auf dem Gymnasium zu Breslau vorgebildet, trat er 1806 in ein österreichisches Husarenregiment, wurde 1809 zum Lieutenant, zwei Monate später zum Oberlieutenant befördert und nahm als Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern an den Schlachten von Regensburg, Aspern und Wagram Theil; verließ aber später, aus Familienrücksichten, den Militärdienst. Seit 1810 lebt er als k. k. Kammerherr und seit 1846 als Geschäftsträger des Herzogs von Nassau zu Wien.

* * *

v. Zedlitz gehört zu den besten neueren Lyrikern. Frische der Phantasie, edles für Menschenwürde reges Gefühl, das oft in überraschend kräftigen Tönen sich Luft macht, hoher Ernst und nicht selten Neuheit der Gedanken und eine meisterhafte Rundung und Glätte der Form sind das Charakteristische seiner Dichtungen. Das Leben offenbart sich in ihnen von idealischer Seite, nach seinen ewigen Verhältnissen, in großartiger Bedeutung; welthistorische Momente erscheinen im Zauberspiegel der Poesie als Reflexe tiefer Anschauungen, die des Dichters Auge in's Buch der Zeiten gethan. (Vergl. Jenaische Literaturzeitung, 1832.) Nichtsdestoweniger hat ihm die ernstere Kritik vorgeworfen, daß er sich nicht immer vor der Allgemeinheit und Oberflächlichkeit der poetischen Gedanken und Ausdrücke gehütet und sich nicht zu einer bestimmten Eigenthümlichkeit durchgerungen habe, was ihm bei seiner würdigen Denkart und seiner schönen Gefühlsweise, welche in der Sentimentalität nicht in's Läppische und Affektirte ausarte, wohl hätte gelingen können. — Verhältnißmäßig hat er eine nur geringe Anzahl Romanzen und Balladen gedichtet, von denen „Die nächtliche Heerschau", im Geiste des Volksliedes empfangen und durch ächte Phantasie belebt, besondere Gunst sich gewann. — Eine vorzügliche Berühmtheit verschafften ihm die auf Originalität Anspruch habenden „Todtenkränze", elegische Hochgesänge, deren Gegenstand gefallene Größe. Diese Kanzone, deren ursprüngliche Schranken er erweitert und zuerst in dieser umfangreicheren Dichtung angewendet hat, ist nicht nur den prosodischen Meisterstücken Platen's an die Seite zu setzen, sondern zeichnet sich auch durch ihren tiefsinnigen Inhalt aus. Sein fünfzehn Jahre später erschienenes Märchen „Waldfräulein" hat trotz der anmuthigen Leichtigkeit in Form und Sprache und schönster Einzelheiten in Schilderung und Darstellung seinem Dichterruhm keinen neuen Glanz zu verleihen vermocht. — In seinen dramatischen Erzeugnissen, von welchen sich „Kerker und Krone", eine Behandlung der Schicksale Tasso's, und „Herr und Sklave" bis heut auf der Bühne erhalten haben, adoptirte er vorzugsweise den Styl des spanischen Dramas, während das Trauerspiel „Turturell" der Gattung der Schicksalstragödien angehört. — Auch als vortrefflicher Uebersetzer von Byron's „Childe Harold" ist Zedlitz geachtet.

Von ihm:

Turturell. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien 1821.
Zwei Nächte zu Valladolid. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Das. 1825.
Liebe findet ihre Wege. Lustspiel in 4 Aufzügen. Das. 1827.
Todtenkränze. Kanzone. Das. 1828. 31. — Der zweiten Originalausgabe zweiter Abdruck mit 34 Polytypen und 2 Holzschnitten. 1841. (Auch in den gesammelten „Gedichten.")
Gedichte. Stuttgart und Tübingen, 1832. 39. — Dritte Aufl. mit Bildniß und Facsimile. Ebd. 1844.
Der Stern von Sevilla. Trauerspiel. Stuttgart 1830. 34.
Dramatische Werke. 4 Bde. Stuttgart und Tübingen 1834—36.
Ritter Harold's Pilgerfahrt. Aus dem Engl. des Byron. Im Versmaße des Originals. Daselbst 1836.
Waldfräulein. Ein Märchen in 18 Abenteuern. Ebd. 1843. Zweite unveränderte Aufl. 1844.

378. Die Dorfkirche.

In einem Dorf, am frühen Morgen,
Sah ich ein Kirchlein offen steh'n,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz, hinein zu geh'n.

Nur wenig Beter fand ich knieen,
Denn Werktag war's und Erntezeit;
Ein greiser Priester sprach den Segen
Und hielt das heil'ge Mahl bereit.

Da naht' ein Weib sich dem Altare,
Den zarten Säugling an der Brust:
Ihr Antlitz schwamm in Doppelgluthen
Der Andacht und der Mutterlust.

Und als ihr Mund das Brod des Lebens
Empfangen aus des Priesters Hand,
Sie's kaum berührt mit ihren Lippen
Und mit verklärtem Blicke stand:

Da drückte schnell in hoher Wonne
Sie an den Mund den Säugling zart,
Reicht' ihm den Theil der Himmelsspeise,
Den sie ihm liebend aufbewahrt. —

O süße Macht der Mutterliebe,
Die Gottesblume dieser Welt,
Die Alles theilt; den Leib des Herren
Selbst nicht für sich allein behält!

Zieh, junge Frau, mit frommem Troste,
Und reicher Segen sei dein Theil!
Wie du vertraut, so sei erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil! —

Und weinend trat ich aus der Kirche
Und dacht' an ein entferntes Grab:
Dort ruht schon längst, bedeckt von Rasen,
Die beste Mutter, die es gab!

Die hätte wohl, wie Pelikane
Die Brust sich öffnen für die Brut,
Auch ihre Kinder gern genähret
Mit ihrem besten Herzensblut!

---

379. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Wälschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!" —

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

---

380. Das Geisterschiff.

Es rauschen die Winde, die Nebel zieh'n,
Der Himmel ist sternenleer;
Hoch über den schäumenden Wogen hin
Durschwebt ein Segel das Meer:
Das Schiff ist, gesteuert von Geisterhand,
In unaufhaltsamem Lauf,
Ihm schadet kein Sturm, kein Klippenstrand,
Kein Lebender weilet darauf. —

Weit über der See, wo die Welle schweigt,
Ein Eiland verborgen liegt:
Ein einsamer Fels zum Himmel steigt,
Die Wolke sein Haupt umfliegt.
Dort blühet kein Halm, dort grünet kein Baum,
Kein Vogel sein Nest dort baut;
Nur der Adler allein aus der Lüfte Raum
Die starrende Oede beschaut.

Dort ist des Königs einsames Grab,
In der Wüste, uneingehägt;
Nur sein Degen, sein Hut, sein goldener Stab
Sind über den Sarg gelegt.
Kein Wesen lebt rings, und die Woge der Welt
Schlägt nicht an sein müdes Ohr,
Kein Blick auf die traurige Ruhstatt fällt, —
Und doch war er König zuvor! —

Und es wechselt der Mond und das Jahr verrinnt,
Und der Todte liegt unbewegt;
Wenn die fünfte Nacht des Maien beginnt,
Nur dann sich der Leichnam regt:
Dies ist die Nacht, wo der Welt entschwebt
Sein ruhebedürftiger Geist,
Dies ist die Nacht, wo die Leiche belebt
Ersteht, und auf Erden kreist.

Dann harret ein Schiff am einsamen Strand,
Vom Winde die Segel geschwellt,
Hoch wehet vom Mast der Flagge Band,
Goldne Bienen im weißen Feld!
Und der König besteigt's, es flieget dahin,
Wie ein Vogel in stürmender Hast;
Kein Ruder bewegt sich, kein Schiffer ist drin,
Der lenkend das Steuer gefaßt! —

Des Königs Schemen allein nur steht
Und spähet hinaus in die Nacht,
Und sein Busen fliegt, und sein Athem weht,
Und das Feuer des Blicks ist erwacht.
Das Schiff legt an am bekannten Strand,
Und er streckt seine Arme entzückt,
Es jauchzt seine Seele: es ist sein Land,
Sein Land ist's, das er erblickt!

Und er steigt aus dem Schiff; auf der Erd' er steht,
Die einst seinen Fußtritt gekannt,
Und es bebt ihr Schooß, wo er wandeln geht,
Der Stern, der nun ausgebrannt. —
Er sucht seine Städte und findet sie nicht;
Er suchet die Völker umher,
Die, als er gewandelt im Sonnenlicht,
Ihn umwogt wie ein fluthendes Meer!

Und er sucht seinen Thron, und er ist zerschellt,
Den er hoch in die Wolken gebaut,
Von dem er zu seinen Füßen die Welt,
Eine dienstbare Scholle, geschaut!
Er sucht das Kind, seinem Herzen so lieb,
Dem das Reich er zum Erbe verhieß; —
Das Erb' ist verschwunden, dem Kinde blieb
Selbst der Name nicht, den er ihm ließ! —

„Wo bist du", — so ruft er: — „o Kind, das schon
In der Wiege mit Kronen gespielt?
Die Tage des Glücks, sie sind entfloh'n,
Als im Vaterarm ich dich hielt!
Meiner Liebe Weib, meines Herzens Sohn! —
Dahin mein ganzes Geschlecht!
Der Knecht war, sitzt auf des Königs Thron,
Und der König ist wieder Knecht!" —

---

381. Mariechen.

Mariechen saß am Rocken,
Im Grase schlummert' ihr Kind;
Durch ihre schwarzen Locken
Weht' kühl der Abendwind.

Sie saß so sinnend, so traurig,
So ernst und geisterbleich;
Dunkle Wolken zogen schaurig,
Und Wellen schlug der Teich.

Der Reiher kreist' über dem Rohre,
Die Möve streift' wild umher,
Der Staub fegt' wirbelnd am Wege,
Schon fielen die Tropfen schwer.

Und schwer von Mariechen's Wangen
Die heiße Thräne rinnt,
Und weinend in ihre Arme
Schließt sie ihr schlummernd Kind.

„Wie schläfst du so ruhig und träumest,
Du armer, verlaß'ner Wurm!
Es donnert, die Tropfen fallen,
Die Bäume schüttelt der Sturm!

Dein Vater hat dich vergessen,
Dich und die Mutter dein;
Du bist, du armer Waise,
Auf der weiten Erde allein!

Dein Vater lebt lustig in Freuden;
Gott laß' es ihm wohl ergeh'n;
Er weiß nichts von uns Beiden,
Will dich und mich nicht seh'n!

Und stürz' ich, während du schlummerst,
Mit dir in den tiefen See,
Dann sind wir Beide geborgen,
Vorüber ist Gram und Weh!" —

Da öffnet das Kind die Augen,
Blickt freundlich auf und lacht;
Die Mutter schluchzt und preßt es
An ihre Brust mit Macht.

„Nein, nein! wir wollen leben,
Wir Beide, du und ich!
Deinem Vater sey vergeben, —
Wie selig macht' er mich!"

---

382. Das Weib des Räubers.

Die Sonne geht nieder so blutigroth,
Als wäre mein Liebster gefangen und todt:
Sie sind hinunter den Felsensteg,
Sie lauern im Thal, sie lauschen am Weg.

Sie liegen in Graben und Hecken versteckt,
Hinter Klippen und alte Mauern gestreckt;
Und die Schlucht ist besetzt, und die Straß' ist umstellt
Und Einer dort Wacht auf der Höhe hält.

O schlafe mein Kindlein, schlaf' ruhig fort,
In der Grotte kühl, an der Quelle dort;
Ich will dir singen ein Liedlein fein
Von der Elfen nächtlichen Ringelreih'n! —

„Ihr Elfen webet" — Ha, horch! ein Schuß! —
Das war der rüst'gen Gesellen Gruß!
Und wen er getroffen, den traf er gut,
Der aufgehoben und sicher ruht! —

„Ihr Elfen webet den Schleier lind" —
Horch, wieder! — und Blitz auf Blitz geschwind!
Im Thale wölkt sich der Pulverdampf;
Warum ist heute so heiß der Kampf?

„Ihr Elfen webet den Schleier lind,
Den Schleier für mein herzliebes Kind!" —
Das war seine Büchs', ich kenn' ihren Knall,
Keine andere dröhnt so donnernden Hall!

Und Schuß auf Schuß — ha — Reisende nicht,
Das sind die Häscher vom Blutgericht!
Das gilt nicht Beute, nein, wagend jetzt
Wird Leben um Leben zum Kampf gesetzt.

Weh' mir, — wie wird mir die Stirne so kalt!
Die Schüsse des Liebsten, sie sind verhallt: —
Ich hör' ihn nicht mehr — seine Büchse schweigt!
O, wie mir das Blut so zum Herzen steigt! —

Mir wanken die Knie', o weh, mein Kind!
O, fort von hinnen, geschwind, geschwind! —
Die Sonne geht nieder so blutigroth,
Als läg' mein Liebster erschlagen und todt!

---

383. Wilhelm Tell.

„Sprich, Vater, warum wir die dunkle Nacht
Im Walde, tief in den Tannen durchwacht?"
„„Mein Kind, wer sich rüstet zu guter Jagd,
Muß zu Holze ziehn, bevor es tagt.""

„Dort, Vater, ein Reh aus dem Busche bricht!
Du siehst es, und du erlegst es nicht?"
„„Ein Reh ist eine geringe Beut';
Wohl edler Wild erjag' ich heut'!""

„Dort stürzt aus dem Dickicht der Hirsch in Hast; —
Nun, Vater, frisch deinen Pfeil gefaßt!"
„„Laß ziehen den Hirsch, ihm geschieht kein Leid;
Wohl edler Wild erjag' ich heut'!""

„Mein Vater, ob unserm Haupte, schwer,
Zieht drohend ein Gewitter her! —
Mir wird so bang, — laß heim uns geh'n!"
„„Mein Sohn, lern' im Gewitter stehn!""

„Sieh dort, herjagend auf stolzem Roß,
Den Landvogt reiten, noch fern sein Troß!"
„„Still, Knab'! so Gott dir helfen mag! —
Landvogt, dies war dein letzter Tag!"" —

„Um Gott, mein Vater! was hast du gethan?
Du hast erschlagen den vornehmen Mann!"
„„Wer ein Mann ist, vertheidigt sein gutes Recht,
Der Feige nur ist der Tyrannen Knecht!""

Karl Weichselbaumer

wurde am 8. August 1791 zu München geboren. Im J. 1809, wenige Monate, nachdem die Schlacht daselbst geliefert worden war, bezog er die Universität zu Landshut; 1812 erhielt er die philosophische Doktorwürde. Befreundet mit mehreren Lehrern der damals sehr blühenden hohen Schule, aufgemuntert durch die Lösung einer Preisfrage („Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Poesie", München 1813) ging er mit dem Wunsche, sich vorzugsweise den Wissenschaften widmen zu können, im Herbste 1813 in seine Vaterstadt zurück. Die Umstände begünstigten jedoch die ursprüngliche Wahl seines Berufes keineswegs, und die Anstellung bei einem Verwaltungszweige entsprach nur in soweit seinen Neigungen, daß ihm einige Muße zu literarischen Bestrebungen verblieb. Gleich nach der Thronbesteigung des Königs Ludwig berief ihn dieser Monarch in sein Kabinet; er wurde expedirender Geheimsekretär

im Staatsministerium des k. Hauses und des Aeußern und erhielt 1837 die Stelle eines Rathes und Hofkultusadministrators beim Oberhofmeisterstab.

Weichselbaumer hat sich besonders durch seine Dramen, wozu er sich wirksame Stoffe zumeist aus dem klassischen Alterthum wählte, als geschmackvollen und gesinnungsedlen Dichter bekannt gemacht. Seine lyrischen Erzeugnisse, mit etwas loser, unbesorgter Form, nicht immer frei von süßlicher Sentimentalität, athmen Wärme, Gefühl, Ernst und sittliche Würde, ohne auf eigenthümliche Neuheit Anspruch zu machen. — Das von ihm 1844 veröffentlichte „Deutsche Lied“ sollte die deutsche Nationalität zum Bewußtseyn bringen und den Eintrachtssinn deutscher Völkerschaften beleben.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Menökeus, Trauerspiel. Bamberg 1821.
Oenone, Trauersp. Ebd. 1821.
Dido, Trauersp. Ebd. 1822.
Niobe, Trauersp. Ebd. 1822.
Abendbilder, romantische Erzählungen. Ebd. 1822.
Dramatische Dichtungen, 2 Bde. Ulm 1828 und 32. (Enth. die Trauerspiele: Das Fürstenwort — Dion — Virginia — Die Barden; ferner die Lustspiele: Die Konstellation — Die Täuschenden.)
Tassilo, ein historisches Trauerspiel in 5 Akten und einem Vorspiel. München 1835.
Wladimir's Söhne, Trauerspiel. Das. 1843.

Auch gab er eine Zeitschrift Orpheus in 4 Heften (Nürnberg 1824—25) heraus.

---

384. Das Tuch.

Sagt an, warum flammen so helle
Die bunten Fenster der Schloßkapelle?
Was bedeuten die muthigen Pferde,
Welche, voll stolzer Wechselgeberde,
Mit blanken Buckeln und Büschen geziert,
Die Schaar der Knechte im Hofraum führt?

Man spricht: Es sind die Fenster so helle,
Es drängen die Leute zur Burgkapelle
Und ihr höret aus Erkern und Hallen
Die Pauken und die Trompeten erschallen,
Weil der Ritter mit Gold und Gestein verziert
Die Dame zum Traualtare führt.

Da dränget der Fremdling behende
Hinein in die heiligen Wände,
Und die er verborgen geehrt und geliebet,
Sie tauschet die funkelnden Ringe betrübet,
Er sieht, wie im Auge die Thräne blinkt
Und zitternd zum Boden niedersinkt.

Und als sich dann aus Schiff und Zelle
Verloren hat des Volkes Welle,
Da stürzet mit Aechzen und Jammergeberden
Der edle Jüngling nieder zur Erden
Und faßt mit dem Tuche die Perle an,
Die noch blitzt wie ein Stern auf dem Marmorplan.

Drauf eilt er fort aus dem Gotteshause,
Besteiget sein Roß; wie Sturmgebrause
Trägt's ihn dahin durch hundert Gauen,
Bis er die weißen Gezelte kann schauen,
Welche das tapfre bekreuzte Heer
Aufgebaut hat am beweglichen Meer.

Bald tobet des Kampfes grimmige Welle,
Der Ritter vermehret die rothe Quelle,
Die durch Waffensplitter und Eisengewande
Abwärts schleicht zum erblassenden Strande.
Auch er fällt endlich von Lanzen durchbohrt
Und wird von den Schatten des Grabes umflort.

Doch ehe sein Geist, der vielgeprüfte,
Noch reif wird für des Himmels Lüfte,
Reicht er das Tuch mit der Thräne
Dem Knappen und spricht: „Die Schöne
Kennst du, die still ich geliebt
Und selbst nicht durch inniges Werben betrübt.

So ziehe denn fort von den Leichenhügeln,
Bevor uns die Heiden umflügeln.
Gib der Dame dies Tuch von Linnen,
Meld' ihr, ich hätte die Thräne drinnen,
Am Altare gepflückt mit treuem Sinn,
Gefasset in meines Herzens Rubin.“

Der Diener trug nach des Herrn Befehle
Das Tuch zur heißgeliebten Seele.
Es weinte in ihrem geheimen Grame
Viel neue Thränen hinein die Dame,
Bis des Ritters Herzensrubin
Endlich anfing zu verglüh'n.

Und als des Lebens Feuer wieder
Lieblich erwärmte des Ritters Glieder,
Und des Ruhmes gewaltiger Klang,
Wie des Liedes erquickender Sang
Von seiner Heimkehr brachte Bericht
Und von herrlicher Thaten Gewicht:

Da schickte die Dame an seine Pforten
Das Tuch zurück mit den Worten:
„Ich habe so viel hinein geweint,
Daß das Blutmal nun gleich Rosen erscheint,
Jetzt dämmert heraus das Morgenroth,
Das die Liebenden finden in ihrem Tod.“

Karl Theodor Körner,

der Sohn von Schiller's bewährtem Freunde, dem Appellationsrath, nachherigem Staatsrathe Christ. Gottf. K., geboren am 23. September 1791 zu Dresden, studirte Mineralogie auf der Bergakademie zu Freiberg und bezog, nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst, im Jahre 1810, kurz nach Erscheinung der ersten Sammlung seiner dichterischen Versuche unter dem Titel „Knospen", die Universität zu Leipzig. Seiner akademischen Verbindungen halber genöthigt, die Hochschule zu verlassen, begab er sich, nach kurzem Verweilen in Berlin, nach der Kaiserstadt, lenkte da durch mehrere dramatische Arbeiten, die er schnell hinter einander auf die Bühne brachte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und erhielt den Titel eines k. k. Theaterdichters. Seine flammende Begeisterung aber für die Befreiung des Vaterlandes spornte ihn zu Waffenthaten. Er verließ 1813 seine glücklichen Verhältnisse und zog zur deutschen Freischaar, die sich unter Lützow's Anführung in Breslau sammelte. Nach der Schlacht von Lützen trat er von der Infanterie zur Kavallerie, machte als Lieutenant und Adjutant Lützow's den kühnen Streifzug in den Rücken des Feindes mit und kämpfte später, nachdem er bei Kitzen, stark verwundet, nur mit Mühe der Gefangenschaft entgangen war, gegen die Franzosen unter Davoust mit kühnem Muthe in mehreren Gefechten. In einem solchen fiel er, kurz nachdem er sein berühmtes „Schwertlied" geschrieben, am 26. August 1813, unweit Rosenberg bei Gadebusch im Mecklenburgischen, durch die tödtliche Kugel des noch jetzt lebenden Musketiers Franz. Sein Leichnam wurde unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin feierlich bestattet. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz, schenkte Körner's Vater einen Raum von 45 Quadratruthen um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt.

* * *

Körner steht, nächst Arndt, an der Spitze unserer Vaterlandsdichter; er war es, der der Vaterlandsbegeisterung nicht nur zuerst die Leier, sondern auch das Schwert gewidmet und so das Wort der Dichtung zur That gemacht hat. Unendlich rührend sind seine Gesänge, nicht allein durch ihren inneren Gehalt, sondern auch durch den rühmlichen Heldentod des unsterblichen Jünglings. Eine reiche Phantasie beseelt sie keineswegs, aber ein tiefes, reges, oft stürmisches Gefühl, eine muntere Kampfeslust, ein freudiges Harren und Ringen nach der Zeit wieder errungener Freiheit, hin und wieder auch eine feierliche, todahnende Stimmung. Allen seinen Liedern sieht und fühlt man's an, daß sie unter freiem Himmel, in Wäldern und auf dem Felde des Ruhmes gedichtet sind. Sie erscheinen wie unmittelbare Gefühle eines edlen Gemüthes, die sich leicht und frei verkörpert haben. — Im Schiller'schen Balladenton hat er sich einige Mal nicht ohne Glück versucht. — Seine dramatischen Erzeugnisse, unter welchen „Zrini" das bedeutendste, mit großartigem historischen Hintergrund, verrathen noch deutlicher die Schule Schiller's, sind aber nichts weniger als mißrathene Kopien. Die Lustspiele dagegen können zum größten Theile nur als jugendliche Studien des talentvollen Dichters gelten.

Schriften:

Lyrische Gedichte, Knospen. Leipzig 1810.
Leier und Schwert. Berlin 1814; 7. Aufl. mit einer Zugabe von andern Dichtern. Das. 1834.
Zwölf freie deutsche Lieder. Nebst einem Anhang. Zweite verbesserte Aufl., Lpz. (1813) 1814.
Dramatische Beiträge. 2 Bde. Berlin (1815) 1821.
Poetischer Nachlaß. 2 Bde. Mit K.'s Bildniß. Lpz. 1814—15. — 7. Aufl. 1829.
Sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von Karl Streckfuß. Gesammt-Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Bildniß des Dichters. [Mit der Zugabe: Gedichte deutscher und englischer Dichter auf Theodor und Emma Körner, so wie interessanter Urtheile über ihn von Deutschen (auch Göthe), Briten und Franzosen.] Berlin 1834. 3. Aufl. 1838.
Sämmtliche Werke, Gesammt-Ausgabe in vier Bänden. Berlin 1838. 2. Ausg. Ebd. 1842.

---

385. Der Teufel in Salamanka.

Es gibt eine alte wahre Lehre,
Und gute Christen glauben dran:
Der Teufel, wenn er noch so mächtig wäre,
Hat doch dem Klugen nie was an.
Wer muthig ist und fein dabei,
Bleibt aller Satanskünste frei.
Das hat wohl Mancher schon erfahren,
Doch will ich zu Gunsten ungläubiger Seelen
Als Beispiel euch noch ein Märlein erzählen.
Als einst vor vielen langen Jahren
Zu Salamanka im Kellergewölbe
Der Teufel auf dem Katheder saß,
Wie andre Doktoren, und derselbe
Schwarze Kunst nach eignen Heften las,
Da hatt' er viel Zulauf, das läßt sich denken,
Es wimmelte alles auf Tischen und Bänken,
Denn er verstand sich herrlich darauf.
Und ward die Magie ihm gar zu trocken,
So gab er weislich lustige Brocken
Und spaßhafte Schwänke die Menge in Kauf.
Das war so ganz für der Herren Magen,
Kein andres Kollegium mocht' ihnen behagen,
Und sie sahen das erste Mal mit Gram,
Daß auch das Halbjahr zu Ende kam.
Das freute den Argen, und er rief schließlich:
„Gewiß ist euch meine Weisheit ersprießlich,
Das ist euch allen sicher schon klar,
Drum ersuch' ich um's billige Honorar,
Und bitte mir, ich sag's grad heraus,
Eine von euren Seelen aus.
Wer zuletzt wird aus der Kellerthür geh'n,
Dem will ich und soll ich den Hals umdreh'n.
Wenn's euch gefällt, so mögt ihr losen."
Da fingen die Herren an zu tosen,
Schimpften den Doktor einen argen Wicht,
Schwuren insgesammt unverholen,
Der Teufel solle den Teufel holen;
Aber all ihr Sträuben half da nicht,
Sie mußten sich endlich doch bequemen,
Die fatalen Würfel zur Hand zu nehmen.

Zur Hölle verdammt war ein junger Graf,
Da er die niedrigsten Zahlen traf;
Doch behielt er den Kopf auf der rechten Stelle,
Und meinte: noch gehör' ich nicht der Hölle,
Noch hat der Teufel mich nicht in den Klauen,
Drum will ich noch menschlicher List vertrauen!
Drauf stellt' sich der Teufel zur Kellerthüren,
Und ließ Einen nach dem Andern passiren,
Und als nun der Graf als der Letzte kam,
Der Teufel ihn bei der Kehle nahm.
Der aber schrie: „Hast keinen Theil an mir!
Das Loos traf meinen Hintermann hier!"
Und wies auf den Schatten an der Wand,
Denn die Sonne dem Keller schief über stand.
Da hielt ihn der Teufel länger nicht,
Denn er war geblendet vom Sonnenlicht,
Und packte wüthend im argen Wahn
Mit seinen Klauen den Schatten an.
Der Graf schlüpfte behend hinaus
Und lachte den armen Teufel aus.
Doch noch was Wunderbares sich fand,
Denn als er in lichter Sonne stand,
Erschracken Alle und staunten sehr: —
Der Graf warf keinen Schatten mehr!

---

386. Graf Hoyer von Mansfeld,

oder

die Schlacht am Welfesholze *).

Der Graf hält stolz
Am Welfesholz,
Und vor ihm in blinkenden Reihen
Die Schaaren seiner Getreuen.
Es pocht das Männerherz an die Brust,
Zum Kampf und Streit
Und zum Sterben bereit;
In Aller Augen sprühte die Lust,
Der Todesschlacht sich zu weihen.

Da sprach der Graf:
„Als der Feind uns traf
Im letzten Kampfgewühle,
Da sanken der Wackeren viele,
Und mancher verspritzte sein edles Blut.
Doch floh uns das Glück,
Wir wichen zurück
Aus dem Schwertergedräng', aus des Streites Gluth,
Wir verloren im eisernen Spiele.

Doch, Brüder, heut —
Nun erwacht der Streit!
Heut müßt ihr in Kampf und Verderben
Den alten Ruhm euch erwerben!
Und so wahr ich jetzt mit gewappneter Hand
In diesen Stein
Greife tief hinein,
So ist uns das Glück heute zugewandt
Zum Sieg und zum ruhmvollen Sterben."

Und er fühlt in der Faust,
Daß Gott drin braust,
Da blickt er siegend hinunter,
Und reicht zum Steine herunter,
Und greift, als ob es nur Erde wär',
Tief hinein
Mit der Hand in den Stein —
Und jauchzend stürzt sich zum Kampfe das Heer;
Es ergreift sie das göttliche Wunder.

Und weit und breit
Wühlt der Streit,
Die Schwerter im Blute sich baden,
Es geschehen herrliche Thaten.
Da weicht der Feind der begeisterten Macht,
Doch es fällt der Graf,
Die Lanze traf,
Und er wird vom Herrn aus der blutigen Schlacht
Zum ewigen Frieden geladen.

So ging der Held
Aus dem Kampf der Welt,
Des streitenden Lebens müde! —
Und wenn jene Zeit auch verblühte,
Zeigt man doch heut noch am Welfesholz
Des Grafen Hand
In der Felsenwand;
Und der Deutsche nennt seinen Namen mit Stolz;
Es lebt seine That noch im Liede.

---

387. Harras, der kühne Springer.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen.
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen;
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr:
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht,
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen.
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen.
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt,
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpfdonnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achten's nicht in des Kampfes Gluth,
Und Keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben.

*) Am 11. Februar 1115.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Uebermacht muß es erliegen,
Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Tschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöhn
Sieht er seine schimmernde Veste stehn.
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüber rief,
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klaftern tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab,
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle,
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
Und es setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt;
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten.
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand,
Und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Muthigen nimmer.

---

388. Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen darein,
Und springt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackeren Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd, und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Gustav Benjamin Schwab,

geboren zu Stuttgart den 19. Juni 1792, Sohn des Joh. Christ. Schwab, weiland würtembergischen Geheimen Hofraths daselbst, durchlief das Stuttgarter Gymnasium von 1797—1809, studirte Philologie und Theologie am Seminar zu Tübingen 1809 bis 1814; machte eine wissenschaftliche Reise nach Norddeutschland und lebte in Berlin im Umgange Fouqué's, Franz Horn's, Chamisso's, Schleiermacher's, Marheinecke's, Böckh's u. A. im Sommer 1815; Repetent am theol. Seminar zu Tübingen 1815—1817; Professor der klassischen Literatur und der Antiquitäten zu Stuttgart 1817—1837; Pfarrer zu Gomaringen bei Tübingen 1837—1841; Stadtpfarrer zu Stuttgart bei St. Leonhard und Amtsdekan 1841—1845; zugleich Arbeiter im K. Studienrath 1844; Oberkonsistorial- und Oberstudienrath

1845; Doktor der Theologie seit Oktober 1845. — Reise nach Paris Ostern 1827; nach Stockholm und Kopenhagen 1841.

* * *

G. Schwab, der älteste Schüler Uhland's, wie er sich selbst nennt, „ist im Liede und der Romanze gleich ausgezeichnet (s. K. Gödeke's Buch: Deutschlands Dichter von 1813—1843. Hannover 1844) und er kommt in beiden seinem Freunde Uhland von allen Dichtern am nächsten, ohne darum im mindesten Nachahmer desselben zu seyn. Schwab's Gesichtskreis ist weiter und umfassender; die Heimat, an der er mit innig-treuer Liebe hängt, ist ihm doch zu eng, sein Blick wendet sich in die Ferne. Er hat Herz und Mitgefühl für fremder Völker Kämpfe und Hoffnungen. Die Griechenlieder aus früherer, die Polengedichte aus mittlerer und die allgemeineren Gedichte aus neuerer Zeit (‚Gesicht des Chiliasten') beweisen das. Auch in den Romanzen greift er den Stoff aus weiter gezogenen Kreisen als Uhland. Dennoch kehrte er immer mit Liebe zu den heimatlichen Stoffen zurück. Von Uhland unterscheidet ihn noch eine bestimmt ausgesprochene christliche Frömmigkeit. — Schwab hat sich durch freundliche Theilnahme an der Entwickelung jüngerer Talente dankbar anerkannte Verdienste erworben. Als Redakteur des poetischen Theils des Morgenblattes und als Mitherausgeber des deutschen Musenalmanachs führte er manchen jungen Dichter zuerst in's Publikum, der in der Folge Liebling des letztern wurde." Er hat die Verbindungen Platen's, Waiblinger's, G. Pfizer's, Lenau's, Sternberg's, Mörike's, Freiligrath's, Nikl. Müller's u. A., als Freund dieser Dichter, mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eingeleitet.

Im Allgemeinen ist Schwab's Poesie (vgl. Jenaische Literaturzeitung Nr. 90, 1833) eine stillinnige, bescheiden in Form und Ausdruck, mehr reich an Gedanken einer heiteren, gesunden und thatkräftigen Lebensphilosophie, als an tiefen Reflexionen und schwermüthigen Zweifeln. Er ist das Gegentheil eines Schwärmers; alles ist klar und durchsichtig bei ihm; das ethische Element herrscht in seinen Ideen, wie das epische in seiner Formgebung vor. Seine Lyrik ist weder trübe, noch überhaupt tief geschöpft; äußere Anregungen heiterer, beinahe historischer Art sind es, die praktisch bei ihm anklingen. Eigenthümlicher zeigt er sich schon in den Zeitgedichten. Seine nach außen hin wirksame, lebenskräftige poetische Begeisterung erfaßt und formt hier den Stoff, wie es scheint, mit größerer innerer Befriedigung. Erhabene Begeisterung ist vielleicht die schwächste unter seinen dichterischen Eigenschaften, aber sein unbestechlicher, geübter Sinn bewahrte ihn auch davor, den Odenschwung zu nehmen. Sein Beruf ist am meisten entschieden für das Gebiet der Romanze, Ballade, Legende und des kleinen romantischen Epos („Robert der Teufel" — „der Appenzeller Krieg" — „Griseldis" — „Walter von Aquitanien" u. a.). Wenige verstehen es, wie Schwab, einen alten Stoff, eine Sage, ein Märchen, geschmackvoll und poetisch auszustatten, in der Form abzurunden und selbst durch diejenigen künstlerischen Freiheiten und Nachlässigkeiten zu zieren, die der Ballade wohlstehen. Den treuherzig naiven, altväterlichen Ton trifft er unvergleichlich, eins mit der Sache, darum verirrt er sich nie in Manier, verfrazte Alterthümelei und Gemeinheit. Auch wo es gilt, das Rohe darzustellen, ist die sittliche Grazie ihm die treue Gefährtin. Einzelne seiner Balladen können den schönsten schottischen und altenglischen dreist an die Seite treten. Nicht ganz mit Unrecht trifft ihn jedoch auf der andern Seite der Tadel, daß er zum öfteren nach dem Ton des Volksliedes hascht, durch verkehrte Wortstellungen, gezwungene Wendungen, Abweichungen vom Rhythmus u. dgl.; daß er nicht immer zwischen Form und Wesen unterscheidet, wenn er dadurch seinen Balladen einen Reiz mehr zu verleihen gedenkt; es trifft ihn der nicht unbegründete Tadel, den poetischen Grundgedanken hin und wieder vermissen, oder wenn er da ist, wie z. B. in **Der Reiter und der Bodensee** u. a., denselben nicht würdig und poetisch genug erscheinen zu lassen. Höchst befriedigend tritt dieser jedoch hervor in mehreren seiner schwäbischen Sagendichtungen, in den geschichtlichen und besonders in den freien Romanzen, worin sich eine klare und reine Dichterseele spiegelt. Wir zählen dahin unter andern: **Die Böhmenkönigin in Schwaben** — **Hans Hemmling** — **Die Engelskirche auf Anatolikon**, höchst eigenthümlich, von tiefer Begeisterung zeugend — **Der Hirte von Teinach**, **Herzog Alba** u. a.; ferner unter den freien vorzugsweise: **Des Fremden Königreich**, in meisterhafter Vollendung — **Das Opfer**, nach einer bekannten von Snorro erzählten nordischen Sage — **Das Gewitter**, voll ergreifender Wirkung u. a. Auch in der poetischen Erzählung, z. B. **Johannes Kant**, hat sich unser Dichter als Meister bewährt.

Schriften:

- **Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Würtemberg**, mit geschichtlichen Belegen. Stuttgart 1819.
- **Die Legende von den heiligen drei Königen** (in der Ausgabe von J. v. Hildesheim). Stuttgart 1821.
- **Uebersetzung Uhlandischer Gedichte.** (*De constituenda republica carmina.* Latinitate et metris Horatianis vestita venusinae Musae amatoribus offert adj. textu vernaculo.) Stuttgart 1823.
- **Die Neckarseite der schwäbischen Alb**, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen u. s. w. Das. 1823.
- **Lamartine's poetische Gedanken** (meditations poétiques), metrisch übersetzt. Das. 1826.
- **Der Bodensee nebst dem Rheinthal** ꝛc. Handbuch für Reisende. Das. 1826; 2. Aufl. 1840.
- **Gedichte.** 2 Bde., Stuttgart 1827—28; 2. Aufl. in 1 Band 1838; 3. Aufl. 1846.
- **Griechische und römische Prosaiker in neuen Uebersetzungen** (mit G. L. F. Tafel und C. N. Osiander). Das. 1827 bis jetzt.
- **Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern.** 3 Bde. Chur und Leipz 1828. 2. Aufl. 1839.
- **Barthélemy's und Méry's Napoleon in Egypten.** Gedicht in 8 Gesängen; **metrisch übersetzt.** Das. 1829.
- **Griseldis.** Volkssage in 10 Romanzen, in der „Urania" 1830.
- **Alphonse de Lamartine's Reise in den Orient** ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt (mit Demmler). 4 Bde. Das. 1835.
- **Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte** von Haller bis auf die neueste Zeit; eine Mustersammlung. Leipz. 1835. 3. Aufl 1848.
- **Buch der schönsten Geschichten und Sagen**; für Jung und Alt wieder erzählt. (Die beste Verjüngung der deutschen Volksbücher.) 2 Bde. Stuttgart 1835. 3. Aufl. 1846.
- **Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums**, nach seinen Dichtern und Erzählern. 3 Thle. Das. 1835. 2. Aufl. 1844.
- **Schiller's Leben in 3 Büchern.** Das. 1840. Zweiter durchgesehener Druck 1841.
- **Urkunden über Schiller und seine Familie,**

mit einem Anhange von 5 neuen Briefen &c., gesammelt und herausgegeben. Das. 1840.
Der Kultus des Genius (mit C. Ullmann). Hamburg 1840.
Die deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage; eine Mustersammlung. 2 Bde. Das. 1842.
Wegweiser durch die Literatur der Deutschen (mit K. Klüpfel). Lpz. 1846. 2. Aufl. 1847.
Ueberdies war G. Schwab Mitherausgeber des Poetischen Almanachs auf 1811, des Dichterwalds 1813; redigirte den poetischen Theil des Morgenblattes 1827—1837 und den Deutschen Musenalmanach (mit Chamisso) 1833—36. 38. Gab heraus:
Paul Fleming's auserlesene Gedichte und Leben. Stuttgart 1820.
W. Hauff's sämmtliche Schriften mit des Dichters Leben. 36 Bdchn. Stuttg. 1830—31.
W. Müller's vermischte Schriften, mit biographisch-literarischer Einleitung. 5 Bdchn. Leipzig 1837.

---

389. Der Todesklang.

Es steht an Finnlands Gränzen
Ein festes Schloß erbaut,
Das in des Mondes Glänzen
Weit über die Lande schaut.

Zu Füßen ihm in Eile
Schießt bodenlos ein Fluß,
Man hört auf eine Meile
Fernher den rauschenden Gruß.

Dort ist seit alten Tagen
Oft schon in stiller Nacht
Ein Klingen, ein süßes Klagen
Hellmahnend aufgewacht.

Wem gilt es wieder heute?
Es ist ein mächtiger Troß,
Der Hauptmann und seine Leute,
Gekommen als Wach' auf's Schloß.

Der Hauptmann in dem Saale
Liegt schon im halben Schlaf,
Geküßt vom Mondesstrahle,
Ein schöner, schwedischer Graf.

„Wer drunten musiziret,
Und spielt so schöne Stück'?
Wer mir zu Ehren rühret
So holde Feldmusik?"

Die Tön', ach! die dich laden,
Spielt einer, den du nicht kennst:
Ich seh's wohl tauchen und baden
Im Flusse, das Gespenst.

„Es tragen mich die Laute
Auf Flügeln in's Schwedenland,
Dort sitzt die Liebe, die Traute,
Was stützt sie sich auf die Hand?"

Sie möchte wohl sitzen in Thränen,
Wär' ihr dein Loos bekannt;
Du fliegest auf diesen Tönen
In ein gar ander Land.

Im Schlafe schon spricht der Knabe:
„Nun, glaub' ich, schlummr' ich ein!
Mir träumt', ich läg' im Grabe,
Ich zög' in Himmel ein!"

Ach, Träumen ist es nimmer,
Du junger Schwedengraf!
Dein Haupt im Mondenschimmer
Neigt sich zum ewigen Schlaf.

Der Geist taucht unter in Schweigen,
Er hat sein Werk vollbracht;
Die Wellen fallen und steigen,
Der Fluß rauscht durch die Nacht.

---

390. Der Hirte von Teinach.

Bei Teinach lag ein Hirte
Und schlief im tiefen Gras,
Derweil sein Heerdlein irrte
Und frische Kräuter las;
Den führt' um ein Jahrhundert
Ein selt'ner Traum zurück,
Er stand und warf verwundert
In's Dörflein seinen Blick.

Die Häuser, die er wachend
Als alt und grau gekannt,
Sie standen jung und lachend
Mit rother Ziegelwand.
Und wo jetzt ist zu schauen
Das schöne Gotteshaus,
Fing man erst an zu bauen,
Und hieb den Grundstein aus.

Die Maurer waren fertig,
Sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Befehls gewärtig
Noch standen sie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen
In feierlicher Pracht,
Mit Federn, Mänteln, Spangen,
Nach jener Zeiten Tracht.

Und ohne lang zu fragen,
Ward's ihm im Traume klar,
Daß der im gold'gen Kragen
Der Herzog selber war.
Das Neu'ste drein zu stiften,
Tritt der zum hohlen Stein,
Mit blanken Münzen, Schriften,
Und neuem, edlem Wein.

Da wird erst von der Gabe
Ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu süßer Labe
Der Herr den Durst sich stillt.
Und sieh! da fällt dem Fürsten
Der Hirt in das Gesicht,
Er sieht ihm an sein Dürsten,
Reicht ihm das Glas und spricht:

„Trink, Freund! es ist der beste
Aus meinem Neckarthal,
Du kommst zu solchem Feste
Doch wohl nicht noch einmal.“
Schon fühlet an den Lippen
Der Hirte sich das Glas,
Und eben wollt' er nippen, —
Da wacht er auf im Gras.

Er blickt um sich erschrocken,
Er fühlt die Hand sich leer,
Er fühlt den Mund sich trocken,
Und ach! es fehlt noch mehr!
Wein läßt sich wieder kaufen,
Doch wie er träumet hier,
Ist ihm davon gelaufen
Der Heerde schönster Stier.

Er richtet sich mit Fluchen
Vom leeren Boden auf,
Den Flüchtigen zu suchen
Beginnt er seinen Lauf;
Bis wo in Büschen stille
Sich birgt ein alt Gestein,
Von dort hört er Gebrülle,
Und mählig dringt er ein.

Ihm ist, als träumt' er wieder:
Er steht in einem Hohl,
Die Steine hangen nieder,
Das war ein Keller wohl!
Und hinten in der Ecken
Da liegt und schlürft der Stier,
Was mag sich dort verstecken?
Springt eine Quell' herfür?

Fürwahr, es ist die Quelle,
Von der du träumtest, Hirt!
Ein Wein ist's klar und helle,
Der das Gestein durchirrt.
Das Faß ist lang zerstoben,
Er selbst ward rings zu Stein,
Drinn' er sich aufgehoben
Als hundertjähr'gen Wein.

Von diesem selben Weine,
Wie dir geträumet hat,
Liegt in dem hohlen Steine
Des Kirchengrunds der Stadt.
Laß dich nur nicht gereuen,
Daß du erwacht so bald;
Du hättst getrunken **Neuen**:
Jetzt ist er **wunderalt**!

---

391. Das Opfer.

In einem Reich gen Morgen,
Da glühte der Sonne Brand,
Da schaut' in schweren Sorgen
Der König auf sein Land:
„Es lechzen alle Felder,
Versiegen geht der Fluß,
Es dorren ab die Wälder,
Weh, daß ich es schauen muß!

Was hilft mir Sceptertragen?
Kann ich zum Strome: fleuß!
Kann ich zur Wolke sagen:
Die kühle Fluth ergeuß! — ?“
So hat er lang in Kummer
Von Tag' zu Tage gedacht,
So seufzt' er ohne Schlummer
Von Nacht zu heißer Nacht.

Und als nun ohne Wolke
Sechs Monden glänzte die Luft,
Tritt er hinaus zum Volke,
Das zu den Göttern ruft.
Es schallten Trauerpsalme,
Davon kein Strauch genas,
Und welk stand jede Palme,
Als wäre sie junges Gras.

Die fetten Aecker darben,
Kein Dampf steigt aus dem Kraut,
Verblüht steh'n, ohne Farben,
Die Blumen, wohin er schaut.
Nicht weht ein Strom von Düften
Aus den Gewürzen mehr,
Nicht singt mehr in den Lüften
Der bunten Vögel Heer.

Und unter den Zelten lagen
Die Menschen krank und matt,
Von glüh'nder Pest geschlagen
Auf schwüler Lagerstatt,

Und war die Sonne gesunken
Nach langem, heißem Lauf,
So sprühten die trüben Funken
Der Scheiterhaufen auf.

Da deckte mit beiden Händen
Der König sein Gesicht:
„Ihr Götter, kann ich wenden
Vom Volke den Jammer nicht?
Gebt mir ein gnädig Zeichen!
Vor keiner Last will ich,
Vor keiner Schmach erbleichen,
Nur, eh'rner Himmel, sprich!“

Da sprachen zu ihm die Götter
Durch seiner Priester Mund:
„„Du wirst des Landes Retter
Und schleußst mit uns den Bund,
Wenn zu des Volkes Heile
Das Opfer du gestellt,
Das unter des Priesters Beile
Uns recht willkommen fällt!““

Er läßt Altäre zieren,
Der Hundert führt man drei
Von Schafen und von Stieren,
Die stattlichsten, herbei.
Kein Hauch vom Berge wehet,
Keine Wolk' am Himmel stand,
Mit lautem Schalle flehet
Der König und sein Land,

Doch als die Priester hoben
Den blanken Opferstahl,
Die Thiere begannen zu toben
Und starben in Wuth und Qual.
Es schaut auf das Gewimmel
Und auf das Blut, das floß,
Mit blauem Auge der Himmel
Hernieder erbarmungslos.

Der König in tiefer Trauer
Ging wieder in sein Haus,
Durchwachte die Nacht in Schauer
Und trat früh Morgens heraus.
„Ich weiß," sprach er mit Stöhnen,
„Nicht anders kommt uns Heil,
Eh' von des Landes Söhnen
Zween fallen von dem Beil!"

Zween Knaben, widerstrebend,
Bringt man, der Jugend Licht: —
„Weh!" ruft der König bebend,
„Der Himmel will sie nicht!
Die Opferflamme dunkelt,
Der Rauch verhüllt sie ganz!
Da droben aber funkelt
Die Sonn' in hellerem Glanz!"

Den König faßt ein Grauen,
Doch spricht er aus das Wort:
„So bringt mir drei Jungfrauen,
Die Knaben führet fort!"
Drei Mägdlein, jung, unschuldig,
Führt man herbei bekränzt,
Sie neigen sich geduldig,
Nur ihre Thräne glänzt.

„Laßt ab, laßt ab!" ruft wieder
Der König zagend aus:
„Die Flamme sinket nieder,
Erlischt in Dampf und Graus!"
Und gräßlich tönt die Klage
Des Volkes in die Luft,
Der König schließt drei Tage
Sich in der Väter Gruft.

Und an dem vierten Morgen
Tritt er an's Tageslicht,
Gewichen sind die Sorgen
Von seinem Angesicht.
Dem Purpur und der Krone
Hat er den Glanz erlaubt,
Er sitzt auf seinem Throne
Mit hohem, frohem Haupt.

Er spricht: „Ich hab' ein Zeichen,
Ich weiß, was ich soll thun;
Mir sagten's der Väter Leichen,
Die in der Halle ruhn.
Es liegt in Balsamdüften
Jung, fröhlich von Gestalt,
Dort Mancher in den Grüften,
Und ich bin grau und alt!"

Er stieg von seinem Throne,
Zu Boden warf er sich,
Bleich wurde da die Krone, —
Der Sonne Schimmer wich;
Und wie er vor dem Volke
Inbrünstig betend fleht,
Da flog empor als Wolke
Sein heiliges Gebet.

Er sprach: „Ihr Götter! funden
Hab' ich das Opfer gut:
Man heilt des Volkes Wunden
Nicht mit des Volkes Blut.
Empfangt, empfangt mein Leben,
Und laßt von eurem Sitz
Die Wolken segnend beben,
Mir aber schickt den Blitz!"

Und als er aufstand, fertig,
Den Tod erfleh'nd als Gunst,
Umarmt' allgegenwärtig
Den Himmel dunkler Dunst.
Kein Blitz zuckt ihm entgegen,
Es legt sich nur der Staub,
Es säuselt nur der Regen
Still durch der Bäume Laub.

Die Menge staunt und lauschet,
Der Wind kühlt ab die Gluth,
Der Regen strömt und rauschet,
Er wird zu Guß und Fluth;
Durch Bart und graue Locken
Der Strom dem König quillt,
Sein Auge bleibt nicht trocken,
Von sel'ger Thrän' es schwillt.

Die Vögel fangen zu singen,
Die Kräuter zu duften an,
Der Fluß, sich zu schwellen, zu schlingen
In seiner alten Bahn.
Es tönen der Priester Lieder,
Der Dichter Harfe klingt;
Das Volk, es wirft sich nieder, —
Den Scepter der König schwingt.

---

392. Des Fremden Königreich.

Der König feiert am Meer das Spiel,
Es nahen Ritter und Fürsten viel,
Die Fluth sie rufet und rauschet,
Die Sonne lächelt und lauschet.

Der König sprach: „‚Einst rang ich so gut,
Einst fühlt' ich mein junges Königsblut
Von Kraft und von Liebe schäumen,
Heut möcht' ich von Jugend träumen!

O säh' ich Einen kämpfen, wie mich!
Wallt' Einem das Blut so königlich!
Auf setzt' ich ihm wohl die Krone,
Wie einem leiblichen Sohne!

Schaut her, wie strahlt mein Purpurgewand,
Wie leuchtet das Kind an meiner Hand! —
Ich gäb' ihm den Mantel vom Leibe,
Dazu die Tochter zum Weibe.'"

Da huben sich alle vom Fürstengeschlecht,
Sie warfen den Speer, sie kämpften gerecht,
Doch so ist's Keinem gelungen,
Wie einst der Alte gerungen.

Der Jungfrau Blick irrt auf der Fluth,
Der Greis erschaut sich nicht Jugendmuth,
Da kommt auf den wallenden Wogen
Ein Schifflein herangeflogen.

Drin rudert mächtig ein einz'ger Mann,
Als hätt' er die Wellen in seinem Bann,
Den Kahn hat an's Land er geschwungen,
Ist rüstig herausgesprungen.

Ein Jüngling ist's im leichten Rock,
Mit barem Haupt und gelbem Gelock,
Er trägt kein ritterlich Waffen,
Ist doch zum Kampfe geschaffen.

Die Ritter standen im Harnisch blank,
Da war doch keiner so stark und schlank,
Die Augen waren, die blauen,
So blitzend an keinem zu schauen,

Und kecklich tritt er in den Kreis,
Das Haupt er neigt vor dem König leis,
Doch vor der Maid, der süßen,
Da beugt er es, tief zu grüßen.

Dem König er gefiel so sehr,
Er ließ ihm reichen Schild und Speer:
„‚Du bist ein herrlicher Knabe,
In kühnem Kampfe dich labe.‘“

Da warf er den Speer mit leichtem Schwung,
Da rang er mit Fürstensöhnen jung,
Mit seinen Armen, wie Schlangen,
Hielt er die Gegner umfangen.

Wohl hat er getroffen das ferne Ziel,
Hat niedergerungen der Ritter viel,
Vor seiner Stärk' und Schöne
Verbleichten die Heldensöhne.

Und rosigroth die Jungfrau ward,
Und dem König däucht' er von rechter Art,
Er zog von Schulter und Rücken
Den Mantel ab, ihn zu schmücken.

Er hieß ihn treten zum hohen Thron:
„‚So sprich, von wannen du bist, o Sohn!
Dein Arm und dein Blick und die Thaten,
Die haben dich mir verrathen.‘“

Der Knab schaut an sein Purpurkleid,
Anschaut er die rosige, lächelnde Maid,
Nichts hat er auf weiter Erden —
Denkt doch ein König zu werden.

Er sprach: „Mein Reich liegt fern so sehr,
Weit drüben im tiefen, dunkeln Meer,
Dort steigt es aus dem Schaume.“
Der Jüngling sprach wie im Traume.

Doch ragt sein Haupt aus dem Purpur hehr,
Als ob er darin geboren wär',
Es steht dem lockigen Sohne,
Als fehlt' ihm schon lang' die Krone.

Da rief der König: „‚Dein Blut ist echt,
Fürwahr, du bist von Fürstengeschlecht,
Ich geb' dir den Purpur vom Leibe,
Nimm hin die Tochter zum Weibe!

Ja, setze sie nur in deinen Kahn,
Du ruderst mächtig, so rudre voran!
Beginnt der Morgen zu grauen,
So folg' ich, dein Reich zu schauen.‘“

Sie springen in's Schiff wohl Hand in Hand,
Der Kahn, er flieget hinaus vom Strand,
Es rudert durch Tag' und Nächte
Des Knaben gewalt'ge Rechte.

Die Jungfrau liegt ihm am Herzen weich,
Sie forscht und forscht nach des Buhlen Reich:
Sein Blick, der sinket zu Grunde,
Als sucht' er es tief im Sunde.

Was hebet sich dort im Abendlicht?
Ein Fels ist's, d'ran sich die Woge bricht!
Was schaut herab in die Welle?
Eine Burg mit öder Schwelle.

‚O schiffe vorüber am Eiland grau,
Vorüber schnell am verfallenen Bau,
Wo, beid' einander zum Grausen,
Nur Räuber und Geister hausen!‘

Da spricht er: „Lieb, was wirst du bleich?
O Lieb, das ist mein Königreich!
Hier mußt du Königin werden,
Kein andres hab' ich auf Erden!

Mein Vater war wohl stolz und reich,
Jetzt liegt er unter dem Hügel bleich,
Erschlagen, nicht sanft gestorben,
Sein Hab' und Gut verdorben.“

Und sicher lenkt der Buhle den Kahn
Durch brandende Wogen die wilde Bahn,
Durch der Felsen ragende Zinken,
Wo moosige Thürme winken.

‚O Knabe, wo ist das Brautgemach?‘ —
„Dort zwischen den Mauern ohne Dach!“
‚Wo harren die Edelknaben?‘ —
„Dort fliegen und krächzen die Raben!“

Da schaut er sie an, der Knabe spricht:
„O Maid, es kann dir gefallen nicht,
Nicht kann dich mein Reich ergetzen,
Du siehst es an mit Entsetzen!

Und eh' du verfluchest das Leben dein,
Eh' laß uns zusammen begraben seyn,
Eh' laß zu den Felsenriffen
In den Strudel nieder uns schiffen!“

Er hält sie im Arme bleich und stumm,
Er dreht das Schiff in den Wellen um
Tief zwischen den steinernen Rippen;
Dann schleudert er's an die Klippen. —

Mit Segeln voll, mit Masten lang,
Mit froher Flagge, mit Freudengesang
Heranzieht ohne Sorgen
Des Königs Schiff am Morgen.

Der Greis sucht seiner Tochter Reich,
Er sieht nicht an das Eiland bleich,
Er schifft im Hauch des Windes
Wohl über das Grab des Kindes.

---

393. Der Reiter und der Bodensee.

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee:

Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will drüben landen vor Nacht noch an.

Auf schlimmem Weg über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand.

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil', und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein:
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, wie weit mag's seyn?"

Die Maid sie staunet den Reiter an:
‚Der See liegt hinter dir und der Kahn.

Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich spräch', aus dem Nachen stiegest du.'

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!"

Da recket die Magd die Arm' in die Höh',
‚Herr Gott! so rittest du über den See:

An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?

Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?'

Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär',
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!"

Der Reiter erstarrt auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die Gefahr.

Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab.

---

394. Die Böhmenkönigin in Schwaben.

Nach der Weise: Mag ich Unglück nicht widerstahn ꝛc.*)

O Böhmenland mit Bergen stolz,
Mit dunklem Holz,
Mit süßen frischen Quellen!
Was hörest du für frommen Schall
Im Widerhall
Aus deinen Thälern schwellen?
Wer singt so schlicht
Vom Glaubenslicht?
Wer wiegt so fein
Den Kummer ein
Auf sanften Liedeswellen?

Maria, deine Königin,
Erneut im Sinn,
Die hat so hell gesungen;
Durch Ungarn und durch Böhmen ist
Von Jesus Christ
Ihr heilig Lied gedrungen;
Wohl durch das Schloß,
Wohl durch den Troß,
Bis in den Saal
Zum Ehgemahl
Hat es sich frei geschwungen.

Herr Ludwig steht im Eisenkleid,
Macht sich bereit,
Will mit den Türken ringen.
Er spricht ergrimmt: „Wer darf so frei
Von Ketzerei
An meinem Hofe singen?
Auf Riesen wag'
Ich jetzt den Schlag;
Da kommt der Zwerg
Von Wittenberg,
Legt meinem Weibe Schlingen!

Drum wandre, Frau, aus meinem Haus
Zur Fern' hinaus,
Laß dich nicht Fürstin nennen!
Leg' ab dein würdig Königskleid,
Laß das Geschmeid
Von deinem Halse trennen!
Fleuch meinen Grimm,
Die Harfe nimm,
Ja sing dich fort
Von Ort zu Ort,
Ich mag dich nicht mehr kennen!"

Sie schaut ihn an voll Lieb' und Treu',
Doch ohne Reu',
Sie thät, wie er befohlen.
Durch Berg und Thal, ihr wohlbekannt
Im Böhmerland,
Sie wandelt fort verstohlen;
Ein Schloß bald lauscht,
Ein Quell bald rauscht;
In's Saitenspiel
Sie endlich fiel,
Da sang sie unverhohlen:

*) Dies Lied, aus welchem der sechste Vers der Romanze entlehnt ist, schreibt die Sage der Königin Maria von Ungarn zu.

‚Richt', wie ich woll', itzund mein' Sach',
Weil ich bin schwach,
Und Gott mich Furcht läßt finden:
So weiß ich, daß kein' G'walt bleib' vest;
Ist's Allerbest', —
Das Zeitlich' muß verschwinden.
Das ewig' Gut
Macht rechten Muth;
Dabei ich bleib',
Wag' Gut und Leib:
Gott helf' mir überwinden.'

Und wo die Elb' im Grunde tost,
Trat sie getrost
Hervor in fremde Lande;
Die fromme, schöne Harfnerin,
Sie ziehet hin
Im ärmlichen Gewande;
Hoch ist ihr Muth,
Grüßt Sachsen gut,
Wo schon das Licht
Durch Wolken bricht;
Da wird ihr leicht die Schande.

Doch sehnt sie sich in's Ferne weit,
Zur Einsamkeit
In tiefen Thalgewinden.
Wann birgt sie wieder Felsenwand?
O Böhmenland,
Wo wird sie neu dich finden?
O Brunn, o Wald,
Vom Lied durchhallt!
O Berges Schutz,
Du Menschentrutz!
Sie sah euch all' verschwinden!

So wallet sie durch's eb'ne Land
Im flachen Sand,
Bis sie zur Stätt' ist kommen,
Wo schöne Hügel rund und grün,
Drauf Reben blühn,
Sie wieder aufgenommen.
Doch weilt sie nicht;
Im Abendlicht
Steigt wie ein Traum
Ein Bergessaum,
Dort ruft das Ziel der Frommen.

Das ist die theure Schwabenalb,
Die allenthalb
Blau nach der Eb'ne winket,
Wo man auf Haiden hoch und kühl,
Fern vom Gewühl,
Die reinen Lüfte trinket,
Wo Blüthenduft
Zu Thale ruft;
Man wandert schnell,
Bis man am Quell
In Waldesschatten sinket.

Und als sie durch der Thäler Pfad
In Wälder trat,
Aus denen Felsen stiegen,
Und als sie auf den Spitzen rings
Sah rechts und links
Die alten Burgen liegen:
Da sang sie hell
An einem Quell,
Da flog der Hall
Vom Bergeswall,
Wie Engelsstimmen fliegen.

‚Ich habe dich, mein Böhmenland,
Von Gott gesandt,
Willst du mich hier umschließen;
Es steigt dein Berg, es schießt in's Thal
Dein Wasserstrahl,
Und deine Wälder sprießen!
Auch Gottes Licht
Ist ferne nicht!
Es rauscht, es muß
Des Heiles Fluß
Bald durch dies Land sich gießen!'

Vom Berge grüßet alt und grau
Ein Schloß *) die Frau,
Zerrissen, ausgestorben.
Dort zieht die fremde Herrin ein,
Ein Kämmerlein
Hat sie sich bald erworben;
Sie singt voll Ruh
Den Trümmern zu:
‚Kein G'walt bleibt vest,
Sei's Allerbest',
Das Zeitlich' ist verdorben!'

Sie wallt an jedem Tag den Weg,
Den Felsensteg,
In's tiefe Dorf hernieder;
Ein Heilbrunn, wie im Vaterland,
Quillt aus dem Sand,
Und labt die müden Glieder;
Im Kirchlein steht
Sie oft und fleht
Für den Gemahl
Um Gottes Strahl;
Sie singt viel Sehnsuchtslieder.

So lebet sie von Jahr zu Jahr;
Selbst arm, sie war
Der Armen Trost und Segen.
Da tönt im Dorf ihr einst von Krieg,
Von Türkensieg
Verworrne Klag' entgegen.
„‚O Frau, so fromm!
Komm, bete, komm!
In Ungarn ist
Der Widerchrist!
Ein König ist erlegen!

Es liegt des Königs Ludwig Rumpf
Versenkt im Sumpf,
Sein Haupt ist abgeschlagen!'"
Die Fürstin starrt, es bricht in Schmerz
Das treue Herz,
Sie kann nicht weiter fragen.
Die Harfe schweigt,
Ihr Haupt sich neigt,
Sie sinket um
Verbleicht und stumm,
Wird todt hinweggetragen.

Ihr eignes Lied, das sangen leis,
Zu Gottes Preis,
Viel Mägdlein fromm und Knaben;
Da ward sie, wie im Vaterland,
Am Bergesrand
Beim kühlen Quell begraben.
Ihr Lob erschallt
Durch Thal und Wald;
Sie harrt des Herrn,
Sie ruhet gern,
Die fremde Frau, in Schwaben.

*) Beim Bade Ueberkingen.

395. Die Engelskirche auf Anatolikon. *)

◡ ⏓ ◡ ⏒́ ◡   ◡ ⏓ ◡ ⏒́ ◡

Es lacht ein Eiland Mit Feigenbäumen,
Mit Rosenlauben, Mit Rebenranken,
Wie sonst es schaffen Nur die Gedanken,
Wie man's nur schauet In Morgenträumen.

Es regt ein Volk sich Auf seinen Hügeln,
Das spricht die Sprache, Die alte, traute,
Die zu uns redet Mit Geisterlaute;
Und Freiheit deckt es Mit jungen Flügeln.

Es wohnt im Schutze Der heil'gen Engel,
Den Cherubimen Ist es vertrauet,
Von Marmor stehet Ihr Haus gebauet,
Im weißen Kleide, Rein, ohne Mängel.

Wohnt auch die Trauer In solchem Lande?
Warum verödet Die Rosenlauben?
Warum kein Liedchen Beim Saft der Trauben?
Kein Tausch der Waaren Am regen Strande?

Das macht, es wimmelt Dort auf den Wassern,
Und birgt sich hinter Den Felsenriffen:
Ein Heer von Masten, Von fremden Schiffen,
Ein grimmig Heer ist's Von Christenhassern!

Du Griechenvölkchen, Willst du verzagen?
Das Schwert der Väter, Hast's nicht geschwungen?
Hast mit der Freiheit Nicht Muth errungen? —
„Muth g'nug und Schwerter, Sie zu erschlagen!

Doch sind's zu viele!“ — Hast du nicht Mauern?
Hast du nicht Schanzen, Dich klug zu decken? —
„Ja, Thürm' und Wände, Der Feinde Schrecken,
Die zehn Geschlechter Wohl überdauern!“ —

Und blüh'n nicht Früchte Dir g'nug dahinter?
Kornähren, Feigen, Und Oel die Menge? —
„Mir naht kein Hunger, Der mich bedränge:
Mich nährt der Sommer, Nie folgt ein Winter.

Nur eins vergaß mir Natur zu spenden:
Kein Quell mir sprudelt Aus ihren Brüsten;
Sonst kauft' ich Wasser An fernen Küsten,
Jetzt wehrt der Feind mir An allen Enden!

Umsonst des Blutes Hab' ich vergossen,
In's Herz des Feindes Das Blei gesendet!
Die Kraft versieget, Das Leben endet!
Er schickt den Durst mir, Den Bundsgenossen!

Da will das Auge Sich traurig senken.“ —
Doch sieh! die Menge, Die gläub'ge wallet
Zum Haus der Engel, Und Flehen schallet:
„O Gott im Himmel, Du kannst uns tränken!

Machst deinen Engel Zu Wind und Wolke,
Machst deine Diener Zu Feuerflammen:
Da krachen Schiffe Zermalmt zusammen,
Da stürzt der Dränger Vor deinem Volke!

Heut nach der Erde Geheimster Ader
Laß deine Geister, Die treuen, spüren;
Wenn erst die Quellen Sich um uns rühren,
So zwingt uns nimmer Des Feinds Geschwader!

Erhör' uns, Retter!“ So tönt's von Allen.
Hat er vernommen Die fleh'nde Stimme?
Warum nicht wehrt er Des Feindes Grimme?
Die Schlünde donnern, Die Kugeln fallen.

Und eine flieget Mit Sturms Gefieder,
Reißt durch des Tempels Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen Verstummt in Schrecken,
In seine Mitte Fährt sie hernieder,

Schlägt in den Boden, Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt so gierig In seinen Ritzen;
Da hört ihr's sprudeln, Da seht ihr's spritzen: —
Da quillt ein Brunnen Tief aus dem Schlunde.

Erzengel Gottes, Sei hochwillkommen!
Du fährst als Donner Aus glüh'nden Blechen;
Springst aus den Tiefen In Wasserbächen,
Wenn's gilt zu retten Das Volk der Frommen!

Da schöpfet Jeder Vom heil'gen Quelle,
Durch alle Glieder Dringt Engelsstärke,
Sie schreiten fürder Zum großen Werke,
Fort aus dem Tempel, Hin auf die Wälle.

Dreitausend Kugeln Schickt aus den Schlünden
Zur heil'gen Insel Der Feind vergebens,
Sie all' erlöschen Im Strom des Lebens:
So muß die Freiheit Sich ewig gründen.

---

396. Hans Hemmling.

1.

Aus Brügge reitet im Niederland
Ein königlicher Held,
Er ist der kühne Karl genannt,
Ihm steht kein Feind im Feld.

Sein Auge schwarz und schlummerlos
Schießt in die Ferne weit,
Es sucht in der Alpen Riesenschooß
Des freisten Volkes Streit.

Es glänzt sein Leibrock purpurroth
Von Edelstein und Gold,
Zög' ihm den Einer ab im Tod,
Der hätte reichen Sold!

Doch legt darum sein Panzer sich
Mit undurchdrungner Wehr,
Zehntausend Lanzen fürchterlich,
Sie starren um ihn her.

---

*) Anatolikon, kleine Inselstadt am Eingange des lepantischen Meerbusens, an Reiz der Lage Venedigs vergleichbar. Die Begebenheit berichtete die Allgemeine Zeitung vom 25. Februar 1824.

Der Fürsten und der Grafen Schaar
Umringt ihn hoch zu Pferd,
Und eines Jeden Haupt fürwahr
Ist einer Krone werth.

Nicht seines Gleichen hat das Heer
An Zahl und Herrlichkeit,
Es wogt an Glanz und Trotz ein Meer,
Strömt über weit und breit.

Und wie des Herzogs Roß sich bäumt,
Alle Rosse steigen in Luft,
Und wie sein Herz von Siegen träumt,
Glüht aller Ritter Brust.

Der prüft sein Schwert, der schwingt mit Macht
Das Banner im Morgenwind,
Mit seines stählernen Kleides Pracht
Blitzt der die Augen blind.

So wallt vorüber mit leichtem Flug
In Gold und Stahl das Heer,
Noch Einer reitet im letzten Zug,
Den drückt kein Panzer schwer.

Und in der Hand kein Schwert ihm blitzt,
Der Waffen ist er baar,
Und statt des Helms die Mütze sitzt
In seinem schlichten Haar.

Doch schweift sein Blick so frei und hell
Wohl über den ganzen Schwarm,
Es wohnt in seinem Aug' ein Quell
Von farbigem Leben warm.

Er sieht sich die Gestalten an,
Als wären sie sein zumeist.
Was er geschaut, in hellem Wahn
Lebt's fort in seinem Geist.

Und hättest du gefragt den Herrn,
Den Herzog von Burgund:
Wer reitet dir dort im Heere fern?
Gesprochen hätte sein Mund:

„Ein kunstbegabter Meister ist's,
Er tauget nicht zur Schlacht,
Doch hab' ich gesiegt mit Hülfe Christ's,
So dient er meiner Pracht;

So dient er mir zu Ruhm und Ehr',
So glänzt an meiner Wand
Der Feinde Tod, ein mähend Heer,
Mein Sieg, von seiner Hand." —

Und hättest du dann geschaut hinein
Tief in des Meisters Brust:
O was für wonniger Farben Schein
Aufstrahlte dort in Lust!

Doch ist es nicht der wilde Krieg,
Der kümmert wenig ihn!
Doch ist es nicht des Herzogs Sieg,
Den sein Geist läßt erblühn.

Ein andres Leben entfaltet sich
Aus dieses Heeres Glanz,
Ein ander Bild strahlt königlich
Geziert mit andrem Kranz.

Er trägt in seiner Brust die Welt,
Die Keiner noch geschaut,
Der als ein niedrer Erdenheld
Der Erdengröße vertraut.

Hans Hemmling ist's, der Maler gut,
An sel'gen Bildern reich;
Die Andern schauen im Geiste Blut
Und hören des Schwertes Streich.

Sie treiben die Pferde mit wildem Sporn,
Sie jagen durch Saat und Flur,
Der kühne Herzog reitet voran,
Sie folgen Alle der Spur.

2.

Zu Brügg' um Thor und Mauer
Da schweigt der Tag wie die stille Nacht,
Da hat so finstre Trauer
Der lange, blutige Krieg gebracht.

Viel Ritter sind gesunken
In der Berge Schlucht, in dem kalten Schnee,
Viel Rosse haben getrunken
Von der kühlen Fluth im tiefsten See.

Es ritt durch Tag und Nächte
Der Herzog auf seiner ersten Flucht,
Dann hub er die wunde Rechte
Und prüft' auf's Neue des Schwertes Wucht;

Und ist auf's Neue gezogen
Hinaus, zu rächen des Heeres Schmach.
Und kommt kein Bote geflogen?
Und sagt das Volk nicht die Kunde nach?

Und kehrt sich nicht die Trauer
In Siegesruf und Freudengelag?
Der Wächter von der Mauer
Er spähet hinaus den langen Tag.

Da pocht zur Abendstunde
Zuletzt an's Thor ein kranker Knecht;
Es schleicht sein Fuß, von der Wunde,
Von der Flucht in's ferne Land geschwächt.

Die Lumpen, die ihn decken,
Verkünden Jammer und eitel Noth,
Die Glieder lähmt der Schrecken,
Im Antlitz wohnt der blasse Tod.

„O Bote, voll des Leides!"
Der Wächter von der Zinne schallt,
„Das Heer vergaß des Eides,
Fluch über deine Jammergestalt!"

„„Mein Amt war nicht zu schlagen,""
Sprach drauf der Mann mit Herzeleid,
„„Doch kann ich zeugen und sagen,
Sie liegen Alle, getreu dem Eid.""

„So sprich, die vierzig Tausend?
Sie mähet' alle der wilde Sturm?"
„„Ja, nieder warf er sie brausend,
Vor des Schweizers Speer und vor Nancy's Thurm.""

„Weh mir! so mußt' erbleichen
Der Purpurrock des kühnsten Herrn?"
„„Der hängt als Siegeszeichen
Schon lang im hohen Münster zu Bern.""

„Den Herzog — hat ihn gerettet
Sein rabenschwarzes schnelles Pferd?"
„„Das liegt im Eise gebettet,
Das stolze Haupt zur Tiefe gekehrt.""

„Wo ward der Herr gefunden?
O Knecht, so sprich! hast du kein Ohr?“
„„Mich schmerzen meine Wunden,
Mach' auf, mach' auf, du Wächter, das Thor!““

3.

Es lag der arme kranke Knecht
Im milden Haus geborgen,
Lang sprach er irre von Mordgefecht,
Vom letzten, blut'gen Morgen.

Er sah im wachen Traum die Noth,
Den Schwarm der Feinde, der Raben,
Die Banner gesunken, die Edlen todt,
Den Herrn im Eis begraben;

Bis daß ein Schlummer lang und tief
Sich seiner Qual erbarmte,
Und was in ihm von Leben schlief,
In Ruhe lind erwarmte.

Jetzt hebt sein Auge leuchtend sich,
Auf springt er von dem Bette,
Es fragt der Fremdling freudiglich
Nach Pinsel und Palette.

Die Diener sprechen: „Krankheitswahn
Hat ihm den Sinn verstöret!“
Sie sehn einander fragend an,
Sie bringen, was er begehret.

„„Nein, Freunde,““ spricht er, „„es ist kein Traum!
Gönnt mir das muthige Streben!
Was ich erlebt, das war nur Schaum,
Jetzt naht das wahre Leben!““

Und auf das öde Tuch mit Macht,
Mit kühnen Pinselstrichen,
Verbreitet er der Farben Pracht,
Die heut noch nicht verblichen.

Hans Hemmling! tönt's im Hospital,
Hans Hemmling! auf den Gassen;
Mit Bürgern füllet sich der Saal,
Sie können das Glück nicht fassen.

„Das Heil will wieder mit uns seyn,
Nicht alles ist verloren!
Die Ehre stellet sich wieder ein
In unsern schwarzen Thoren.“

Der Meister lächelt selig, still,
Fährt fort und fort zu malen,
Und immer größre Wonne will
Aus seinem Bilde strahlen.

Von fernen Burgen führt er her
Die Kön'ge mit Geleite,
Doch nicht mit wildem Kriegesheer
Zu unheilvollem Streite.

Sie alle treibt ein frommer Muth,
Nicht Feindschaft, die sich brüstet,
Der Kleider hohe Farbengluth
Hat nicht der Stolz gerüstet.

Die Demuth wölbt den grauen Bau,
Legt in die Krippe den Knaben,
Und setzt zu ihm die sel'ge Frau,
Und reicht ihm dar die Gaben.

Und Gottes Friede schwebet mild
Um die geweihte Stätte,
Der Meister steht vor seinem Bild
Mit dankendem Gebete.

Das ist der Herr, das ist der Held,
In dessen Dienst er lebet,
Das ist die heilige Wunderwelt,
Die stets sein Aug' umschwebet.

Es zückt die Kraft ihm durch die Hand,
Er wird in vielen Bildern
Das überird'sche Vaterland,
Das höchste Leben schildern.

Und Meer und Ström' und Berg und Thal,
Was Herrlich's er gesehen,
Verklärt von seines Pinsels Strahl
Wird alles auferstehen.

In tausend Zügen wird er licht
Der Menschheit Bild uns malen,
Und in Ein göttlich Angesicht
Vereinen alle Strahlen.

So schafft der Meister zu Gottes Ehr',
Es leuchten seine Werke.
Wo blieb der Herzog und sein Heer?
Der Stolz, der Glanz, die Stärke?

Hinunter muß der Erde Pracht
In düstern Grabeshügel,
Das Aechte rettet aus der Nacht
Die Kunst auf ew'gem Flügel.

397. Der Burgbau.

„Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus;
Nicht braucht's zu seyn des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Vom trüben Bach umrauscht:

Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor,
Und Keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück' und Thüre schmal.

Und Thürme hoch und Mauern dicht,
Und Scheun' und Keller weit.
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

Und weh des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan,
Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald; —
Sprich, willst du bau'n ein Haus so stolz,
So gräßlich von Gestalt?"

Mit Schweigen hört der Meister zu,
Und spricht: „„Ich führ's hinaus.
Ich bau' es fest, habt gute Ruh',
Doch sagt: wie heißt das Haus?""

Da lacht der Ritter grimm und reckt
Die Hand aus über's Land:
„Mein Haus, das Alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sei genannt!"

Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „„Daß Gott erbarm'!""
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„„Geleget ist der erste Stein,
Jetzt schadet, mordet, raubt!"" —

Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland;
Seit half ihm Gott aus aller Noth
Durch seiner Männer Hand.

398. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Wie will ich spielen im grünen Hag,
Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Da halten wir Alle fröhlich Gelag,
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag,
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Am liebsten morgen ich sterben mag,
Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

399. Kaiser Heinrichs Waffenweihe.

Der junge König Heinrich schlief
Zu Goßlar in der Kammer tief,
Verschlossen waren alle Thüren,
Es durfte sich kein Leben rühren.
Kein Hall den langen Gang durchlief,
Der junge König Heinrich schlief.

Doch wenn der Herr im Himmel spricht,
Hilft ein Gebot zu schweigen nicht;
Die Winde durch die Hallen pfeifen,
Die Tropfen an das Fenster streifen,
In manchem rauhen Donnerschlag
Entlastet sich der heiße Tag.

Die Diener schleichen auf den Zeh'n,
Sie wagen nicht herein zu sehn:
Will Er das Wetter überhören —
Nicht wollen sie den König stören;
Bis daß ein Knall das Haus durchdringt,
Und mit Geklirr die Kammer klingt.

Da flieget bei des Herrn Gefahr
Herbei der bleichen Knechte Schaar,
Man hört nicht mehr den Regen fallen,
Man hört nicht mehr den Donner hallen,
Man höret nur der Füße Tritt
Und schwerer Männer Eisenschritt.

Sie öffnen scheu das Flügelthor —
Verschlossen ist des Königs Ohr;
Sein Auge schläft noch schlummertrunken,
Und wie es auf den Pfühl gesunken,
So liegt sein junges Haupt in Ruh',
Die gelben Locken decken's zu.

Doch über'm Bette Schwert und Schild —
Sie hängen, der Zerstörung Bild,
Der Stahl geschmelzt wie in der Esse,
Der Schild zerdrückt wie von der Presse,
Durch Leder und durch Eisen fuhr
Der Blitz und ließ die heiße Spur.

Die Diener starren; jetzt erwacht
Ihr König aus des Schlafes Nacht,
Es fliegt sein Blick nach seinen Waffen
Und sieht sie staunend umgeschaffen;
Gar bald erräth er, was geschah,
Spricht: „Großer Meister, warst du da?

Mir däucht, ich hörte doch dein Lied,
Ich hörte hämmern dich, o Schmied!
Sah deine Loh' das Leder gerben,
Sah deine Gluth das Eisen färben,
Zu stehen meint' in kühnem Traum
Ich hoch in deiner Werkstatt Raum!"

Der König von dem Lager sprang,
Bald in der Hand den Hammer schwang,
Er läßt ihn auf dem Schwerte klingen,
Will selbst, was Gott begann, vollbringen.
Das Eisen, warm noch, schmiedet er,
Und stellt den Schild aus Falten her.

Und auf der langen Herrscherbahn
Hat er manch Kleid sich umgethan,
Mit mancher Brünne, schön gedrechselt,
Mit manchem Helm hat er gewechselt,
Doch Schild und Schwert vertauscht' er nie,
Die Gott im Wetter ihm verlieh.

Es fuhr der Blitz aus seinem Stahl
Im Streite zwei und sechzig Mal,
In zwei und sechzig Kämpfen deckte
Der Schild ihn, der vom Strahl beleckte;
Stets flammte Schwert und Schild wie neu,
Stets blieb ihm Schwert und Schild getreu.

Der Donner war sein Ritterschlag;
Und als im Sarg er endlich lag,
Da schien die Kron' auf seiner Bahre
Verbleicht, wie seine greisen Haare;
Doch sonnig glänzte Schwert und Schild,
Der Königsjugend strahlend Bild.

---

400. Herzog Alba.

Der Henker mit dem Beile
Vor Herzog Alba tritt:
„Du liebest, Herr, die Eile,
Mein Beil war scharf, es schnitt.

Es schnitt dem starren Alten
Durch's knöcherne Genick;
Der Junge wollt' nicht halten,
Ihn zwang der Knechte Strick.

Die Frau — den kleinen Knaben
Läßt von der Brust sie nicht.
Sie kommt, sie will es haben,
Jetzt gleich vor dein Gesicht." —

Und vor des Herzogs Augen
Trug sie die Mutterbrust,
Sie ließ das Kindlein saugen,
Sie blickt' es an mit Lust.

Das Weib sprach ohne Beben:
‚Mein Kind ist noch nicht satt,
Laß mich so lange leben,
Bis es getrunken hat.

Es liegt auf weichen Pfühlen
An einem süßen Born.
Ja, könntest du das fühlen,
So legte sich dein Zorn!'

Der Herzog sprach mit Hohne:
„Werd' ich ein Säugling, — gut!
Dann hoffet, daß ich schone;
Für jetzt will ich dein Blut!"

Als drauf der Diener faßte
Das Kind mit rauher Hand,
Die Mutter erst erblaßte,
Die Mutter erst entbrannt'.

Es hob in wilden Wellen
Sich ihre bloße Brust,
Es ward zu Feuerquellen
Der Augen stille Lust.

Sie rief: ‚O süß ist Sterben,
Wenn Eins vom Hiebe stirbt!
Du, Herzog, sollst verderben,
Wie welkend man verdirbt!

Nach Leben sollst du trachten
Und sollst, wie unentwöhnt
Mein Kindlein dort, verschmachten,
Das nach der Mutter stöhnt!'

Der Herzog hat's vernommen,
Er hört ihr schweigend zu;
Den Henker läßt er kommen
Und schaffet bald sich Ruh'.

Er läßt im Tod sie trotzen,
Er sitzt im Purpurglanz,
Sein Leben fühlt er strotzen
Vom Mark des Niederlands.

* * *

Still in des Herzogs Hause
Ward's, mitten in Madrid,
Es hallt in seiner Klause
Nicht mehr des Henkers Tritt.

Vom Baume seines Lebens
Fiel Frucht und Blatt schon ab,
Hin ist der Muth des Strebens,
Zerknickt sein Feldherrnstab.

Der Leib ist morsch, die Schmerzen
Verzehrten seine Kraft;
In dem verwelkten Herzen
Dorrt selbst die Leidenschaft.

Sein Haupt liegt auf dem Kissen,
Er lechzt nicht mehr nach Blut,
Das nagende Gewissen
Ist all' sein Hab' und Gut.

Drum klammert er sich zagend
An's kahle Leben an,
Mit Blicken ängstlich fragend,
Ob Niemand fristen kann.

Doch nichts erquickt den Armen,
Stumpf ist der Aerzte Witz,
Nur Einen will's erbarmen,
Den mahnt es wie ein Blitz.

„Den Tod ihm fern zu halten,
Ist Eins mir noch bewußt:
Legt den erschöpften Alten
An eines Weibes Brust!"

Der Arzt sprach sorgsam, leise,
Der Diener es vernahm;
Bald stehet vor dem Greise
Ein säugend Weib, voll Scham.

Die Mutteraugen lenken
Mitleidig sich auf ihn,
Den dürren Mund zu tränken
Reicht sie die Brust ihm hin.

Mit innigem Vergnügen —
Er weiß nicht, was er thut —
Trinkt er in vollen Zügen,
Doch ihm wird Milch zu Blut.

Bald graust ihm vor dem Tranke,
Er kehrt sich weg entsetzt, —
Aufblickt der Schwache, Kranke,
Und todtbläß ruft er jetzt:

„O, ich will nicht mehr morden,
Ich hab's versprochen, Weib!
Ich bin dein Säugling worden,
Verschone meinen Leib!"

Die Aerzte stehn und staunen,
Der Wahnsinn bricht hervor,
Die alten Diener raunen
Erinnrung sich in's Ohr.

Es beut die Brust vergebens
Das junge Weib dem Greis,
Am warmen Quell des Lebens
Liegt er wie Stein und Eis.

Die Lippen regt er zitternd;
Im Auge das Gericht,
Verlischt, die Hölle witternd,
Sein bleiches Angesicht.

401. Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und Wenige wissens, wie die Sache bewandt.
Derselb' ein Doktor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt sein Haus,
Den Seckel nahm er, und zog in die Fern' hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen Tracht
Der Doktor durch der polnischen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter Schein,
Die goldnen Sprüche zogen aus und ein,
In's Herz schoß Strahlen ihm das göttliche Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finstrer Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß und Fuß,
Da flucht in's Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heil'gen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Mondenschein.
Er weiß nicht wie ihm geschieht, er steigt vom Roß,
Und eh' sie's fordern, theilt er sein Gut dem Troß;
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin beim Groschen manch blanker Thaler war,
Vom Halse löst er ab die güldne Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger und aus der Tasche zieht
Das Meßbuch er mit Silberbeschläg und Niet;
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
Er, wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärt'ge Hauptmann faßt ihn an der Brust
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch Alles?" brüllt's um ihn und murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doktor: „Nein!"
Und aber „Nein!" Es zittert ihm Fleisch und Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt als wär' er zu Roß noch ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Sparpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft und leicht,
Mit all dem Gold er die Heimat wohl erreicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich thun.
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heil'ge Imp'rativ:
„Leug nicht! leug nicht! du hast gelogen, Kant!"
Das einz'ge Wort ihm auf der Seele brannt',
Vergessen war der Heimat fröhliche Lust,
Er war allein der Lüge sich bewußt.
Und schneller, als ihn getrieben der Freiheit Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglücksel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen sie sich das Allerlei,
Die Pferde weiden zwischen den Büschen frei.
Und wie sie lagern im Gras und tauschen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit heftigem Schritt.
Er stellt demüthig sich vor die Räuber hin,
Er sprach: „O wisset, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum verzeiht!"
Mit diesen Worten riß er den Saum vom Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondscheins blinkende Welle rollt;
Weil Keiner zugreift, bittet er ganz beschämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet, nehmt!"
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und spotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, starres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er schlief,
Regt sich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: „Du sollt —
Du sollt nicht stehlen!" und vor der Hand voll Gold
Aufspringen sie, dann werfen sie sich all' auf's Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet, denn Gott ist hie.
Jetzt aber regt sich emsig die ganze Schaar:
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein dritter bringt das Pferd gesattelt, gerüst't,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's geküßt,
Dann helfen sie ihm zu Roß mit willigem Dienst,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnst;
Ja, mußte Herr Kant nur seyn auf seiner Hut,
Daß sie ihm nicht auch schenkten gestohlen Gut.
Er scheidet, er theilt den Segen aus vom Pferd,
Wünscht ihnen gründliche Reu', die sie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr stehlet — und ich log!"
Doch als er kam zum finstern Walde hinaus,
Da war verschwunden der Sünde ganzer Graus,
Da stand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wandrer froh zu Muth.
„Dein Wille gescheh' im Himmel und auf der Erd'!"
So betet der Kant, und gibt die Sporen dem Pferd.

August Adolf Ludwig Follen,

eigentlich Follenius, geboren den 21. Januar 1794 zu Gießen, wo sein Vater als Landrichter und Hofrath angestellt war, durchlief das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte daselbst zwei Jahre lang Theologie und wurde hierauf Hauslehrer in einer adeligen Familie zu Steinfurt in der Wetterau. Im Jahr 1814 zog er im großherzogl. hess. freiwilligen Jägerkorps gegen Frankreich, widmete sich, nach beendigtem Freiheitskampfe, zu Heidelberg der Rechtswissenschaft, und redigirte später zu Elberfeld die dortige „Allgemeine Zeitung.“ — In die ersten burschenschaftlichen Untersuchungen verwickelt, saß er zwei Jahre lang zu Berlin in strenger Haft. Nach seiner Freilassung im J. 1821 begab er sich in die Schweiz, fand in Aarau eine Anstellung als Lehrer an der Kantonsschule, privatisirte dann als Bürger des Kantons Zürich zu Altikon, war eine Zeitlang Mitglied des Großen Raths, und lebt jetzt in Zürich.

[Sein jüngerer Bruder, Karl Follen, gleichfalls in Folge demagogischer Untersuchungen Deutschland zu verlassen genöthigt, Verfasser begeisterter Lieder mit burschenschaftlicher Färbung („Brause du Freiheitssang“ ꝛc., — auch des berüchtigten „großen Liedes“, das Wit von Döring im dritten Bande der ‚Memoiren des Satans‘ veröffentlicht hat), fand am 13. Januar 1840, nachdem er sich zur Einweihung einer neuen unitarischen Kirche in Lexington eingeschifft, den Tod mit 175 seiner Gefährten auf dem Dampfer, der bei Long-Island im Erie-See in Flammen gerieth und rettungslos unterging. Karl F. war Prediger und Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Cambridge in Nordamerika.]

* * *

Follen hat sich hauptsächlich als patriotischer Lyriker durch die mit seinem Bruder gemeinschaftlich verfaßten Freie Stimmen frischer Jugend, worin das treffliche Lied „Vaterlandssöhne“ ꝛc., und durch die Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz Geltung verschafft. Schöpferischer Geist, Frische und Kraft der Gedanken und Bilder, oft übermäßig gesteigert durch Kraftüberfülle, wodurch er in Schwulst verfällt, Stärke der Empfindung, eine kernige, in einzelnen Partien großartige Sprache, die freilich durch seine Vorliebe für mittelalterthümliche Ausdrücke und Sprachwendungen nicht ganz frei von Verkünstelung und Ungelenkigkeit geblieben, treten uns als Merkmale seiner dichterischen Persönlichkeit entgegen. In seinen epischen Dichtungen, Romanzen, Rhapsodien, wozu er sich markige Gestalten der Geschichte ausersehen, bekundet er in hohem Grade das Talent plastischer und kraftgetragener Darstellung, vorzugsweise in seinem Arnold von Winkelried und mehreren seiner epischen Bilder aus der Schweiz. Meisterhaft behandelt sind auch die schönen Sagen von Kaiser Karl's Zauberring im Edelstein von Zürich und vom Salzburger Untersberg, unter dem Titel Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Schriften:

Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819.

Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Aus dem Lateinischen; nebst einem Anhange. Elberfeld 1819.

Harfengrüße aus Deutschland u. d. Schweiz. Mit Vignetten und Musik von Kreuzer und Nägeli. Zürich 1822.

Bildersaal deutscher Dichtung. Zunächst für Uebung im mündlichen oder schriftlichen Erzählen, im Deklamiren und in ästhetischer Kritik. 2 Bde. Winterthur 1827—28.

Schiller's Geisterseher. Aus den Papieren des Grafen von O**. Zweiter und dritter Theil. Von X** Y** Z** (Follen). 4. Aufl. (Supplement zu Schiller's sämmtlichen Werken.) Lpz. 1840.

Das Nibelungenlied im Ton unserer Volkslieder. 1. Theil. Siegfriedes Tod. Zürich und Winterthur 1842.

Im Erscheinen begriffen:

Malegys und Vivian. Ritter- und Zauberroman.

Tristan und Isolde; metrisch bearbeitet.

Auch besitzen wir von ihm sehr vollendete Uebersetzungen aus dem Griechischen (Homer), Lateinischen (Kirchengesänge) und Italienischen (Tasso).

---

402. Aus der Schlacht am Morgarten.

Nunmehr der fröhliche Fürste des Finstern*) Grimm erlag:
Entsatzten sich die Urner, es war ein Donnerschlag.
„Sieg!“ schrien die Oesterreicher; „Mord!“ schrien die Urimann;
Da stürmten sie auf einander; jetzt erst die Schlacht begann!

Hei, Händ' und Herzen schlagen! hei! wie die Hörner blasen!
Hei, wie die Stürmer fliegen wohl über den knarrenden Rasen**)!
Da hub nach deutschen Sitten sich an der mordliche Kampf;
Hauende Männer schritten hochherrlich in rothem Dampf.

Sie prallen an und rückwärts recht auf den alten Stand;
Es mühen sich die Helden in rauchen Zornes Brand;
Wie Nord sich ergeht in Forsten und die Aeste rührt im Brausen:
So schwingen die Helden sich im Kampf, so widerhallt das Sausen.

Da flog manch theuer Kleinod, manch ledig Rößlein irrte,
Manch rothe Lanze schwirrte, manch harte Mordart klirrte;
Hell über Ruodi Fürste wie funkelten die Klingen!
Horch, wie die Hallebarten zu Grab den Knaben singen!

---

*) Landenberg, der aus Unterwalden verjagt, hier gegen seine Urfehde focht. Der dort gefallene Rudolf Fürst war des bekannten Walter Fürsten Sohn.

**) Am 15. Wintermonat.

Da lauft von Glied zu Gliedern der Ruf von Berg zu Berg:
„Weh, Waffen! Ruodi Fürste gedolcht vom Landenberg!"
Da war kein Herz so schlachtfroh, das frei vom Schmerz verblieb;
Sprach Arnold an-der-Halden: „Herr Gott! den hatt' ich lieb!

O Ruodi, treuster Knabe! brachst unser Herzensband?
Du gingst, wie milder Maimond, einher im Schweizerland:
Da kam der Frost geschlichen, feig, wie der Dieb bei Nacht,
Und hat den Herbst im Lenzmond heimtückisch umgebracht.

Auf, auf, herzliebste Gesellen! zur Blutrach laßt uns fahren!"
Da sah man sich im Fluge das herrlichst Fähnlein schaaren,
Die zweimal zehn Biderben, die Sarnen einst gebrochen;
Hei, finstrer Vogt, ein Stündlein, da wird das Recht errochen!

Vier traten hinter Viere, das waren fünfmal vier,
Die machten ihre Spitze mit rechter Heldenzier;
Hallbarten sind erhoben, der Melchthal tritt darunter,
Voran, die Mordart in der Faust: so fliegt der Sturm bergunter.

Eine Gasse machten die Urner: hindurch der Melchthal flog,
All' seines Lebens Sehnen auf Landenberg ihn zog!
Der sieht von fern das Wetter näher und näher ziehn:
Vorn Melchthal, hinten Speerwald, kein Vorwärts mehr, kein Fliehn.

Nunmehro mit der Mordart vor dem Vogt der Melchthal stand:
Verließen den die Geister, sanken Speer und Hand.
Bohrender, immer tiefer blitzen die Arnoldsblicke,
Als ob in ihnen der Rachegott all' seine Pfeile schicke.

Doch was vom Blick des Freien der Sünde Knecht empfand,
Davon hat keine Seele, die beten kann, Verstand;
Blicke zerschneiden ihm die Brust, als ob sie der heiligen Vehme
Erbarmungslose Jungfrau in die Eisenarme nehme.

Klar ist, wie Schnee, der Melchthal, ein jugendreicher Mann;
Kraus, wie die Melch vom Felsen, sein Haar vom Scheitel rann;
Erz lebt in seinen Händen, Fuß und Arm ist Sturm,
Er steht auf starken Lenden, schlank wie der Münsterthurm.

Doch scheint er mißgestaltig dem wirren Landenberg;
Das preßt ihm aus den Angstschrei: „Du weiche, finstrer Zwerg!"
Das ist der Fluch des Bösen, daß Nacht ihm dünkt der Tag,
Weil er das holde Lichte nicht schauen darf und mag.

Mit des Verdammten Blicke kreucht er in sich und gafft,
Er reißt zurück die Zügel mit aller Leibeskraft,
Und treibt zugleich die Stachelsporn bis an die Fersen beide
— Ihn jagt Verzweiflungs-Wahnwitz — dem Roß in's Eingeweide!

Da wird der Zelter wüthend, schnellt ihn im Todeskrampf
Rücküber in den Speerwald, hochab in's Hufgestampf!
Klirrend durch die Lüfte fleugt die eh'rne Last,
Als ob ihn Rachegeister am rauchen Haar gefaßt.

Als nun durchbohrt, zerschmettert, von eignem Blut umwogt,
Unter dem eh'rnen Roßhuf hinlag der finstre Vogt:
Da borst aus seiner Kehle ein gräßlich Heulen aus,
Füllt Freund- und Feindes-Seele, füllt Berg und Thal mit Graus.

Das ist kein menschlich Schreien, das ist ein fremder Klang;
So heult, wer Gottes Ebenbild einst unter die Füße zwang.
Hohler er heult und grauser: bis ein Roß ihn tritt in Staub.
So sterben soll ein Wüthrich, das ist der Rache Raub. —

Derweil mit Freundesarmen aus wildstem Schlachtgewühl
Trägt Arnold seinen Rudolf hinan zum Horsenbühl:
Denn auf des Hügels Kuppe ragt still ein heilig Vier,
Es weht ob ihren Häupten der Freiheit Siegspanier;

Hier sitzt auf grauem Felsblock, deß Auge nimmer schaut,
Wie vor des Sohnes Auge verworfnen Seelen graut:
Ihm aber scheint im Busen des Glaubens Kerze klar;
Nun weilt des Dulders Segen auf seines Volkes Schaar.

Hier steht, mit seiner Armbrust, deß Auge nie geirrt,
 Der da schoß den freien Bolzen, der bis an's Ende schwirrt;
 Wer, der zu Gott und Heimat, zum Ehrenbanner schwört,
 Hat nicht in Weihestunden der Sehne Klang gehört?

Hier steht der Freiheit heißer Blitz, Herlobigs keusche Lust,
 Der Best' im feurigkühnen Schwyz, mit seiner Adlerbrust;
 Er schaut, wie ein alter Adler aus hehrem Himmelblau,
 Der da sieht die Goldfasanen spielen auf grüner Au.

Hier steht der Freiheit Heerberg, der Bedrängten räumig Haus,
 Treu', Lieb' und Glaube wandeln mit Blicken ein und aus;
 Das ist ein Fürst für Urner, freier Seelen ein Walter,
 Das ist der Landesvater, ein milder, riesiger Alter.

Von hier mit tiefen Augen und herrlicher Gestalt
 Geboten sie der Feldschlacht mit heimlicher Gewalt;
 Wer kann, mag auch am Ohre des Todes Sense schwirrn,
 Dem Feind den Rücken zeigen und diesem Vier *) die Stirn? —

Dort legt den Todewundten der Melchthal in das Moos,
 Und gibt das Haupt des Knaben dem blinden Greis in Schoos;
 Er löst ihm Band und Spange: da strömt in heißer Fluth
 Aus schwanenweißem Busen das kühnste Heldenblut.

Sprach der alte Fürste mit feierlichem Ton:
 „Du fähreſt schön zu Berge! nun ist dir wohl, mein Sohn!“
 Da bog auf seiner Armbrust der Tell sich über ihn,
 Und seine große Thräne rollt über den Knaben hin.

Worauf dem hohen Staufach die Seele überfloß:
 „Du weinest, Wilhelm Tello, der durch den Apfel schoß?“
 Der aber spricht, und Thränen brechen hervor mit Macht:
 „Wohl Manches weint auf Erden, was doch im Himmel lacht.“

Wieder spricht der alte Fürste: „Wohl schmücken wundermild
 Gebrochne Rosenknospen ein steinern Gnadenbild.“
 Worauf sein Ruodi fröhlich den Heldenweg betrat,
 Wie Lenz in Blumen scheidet, wenn heißer Sommer naht.

---

403. Arnold von Winkelried.

Im Harst von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind;
Schön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gält' ihm nicht der Streit;
Er schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Ruggußer, nie Schlachtdrommete scholl,
Gar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
Wo, in dem Kreis der Kleinen, sein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken sinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allen minnt.

Er schaut wohl durch der Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst;
Nun waren seine Blicke mit Düsterniß erfüllt,
Wie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
Das ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
Denn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried.

Das war sein Ahn, der Struthan, der, laut gepries'nen Sagen,
Des Landes Angst und Plage, den Lindwurm, hat erschlagen:
Er that, was Keiner mochte, im ächten Rittermuth,
Das ist dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

*) Der geblendete alte Melchthal, Tell (alt Tello), Staufach und Walter Fürst.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
Dort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur
Im Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz. —

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
Er stund vom Haupt zur Sohle in lichtem Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne *) klirrend in's Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrengen und biderben, lieben Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gasse machen!"
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Armvoll Tod — o Lieb' in Todeslust! —
Drückt all' die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein ries'ger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Haide;
Doch wilder bebt dir, Oesterreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtendonner schwieg;
Dann schrei'n aus Einem Munde die Schweizerharste: ‚Sieg!'
Und ab den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
‚Auf! an die Arnoldsbrücke! Auf! durch die Struthansgasse!'

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst, **)
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

*) Brünne, althochdeutsch prunnja, glänzender Panzer oder Brustharnisch.
**) Harst, Kriegsschaar, Schlachthaufe; daher die Harsthörner.

404. Der Edelstein von Zürich.

Karl hielt, der große Kaiser, wie alte Sage spricht,
Am blauen Limmatstrome, in Zürich, Pfalzgericht.
Recht wägt er scharf und heilig; es wog ihm nicht ein Haar,
Ob Einer hochgewaltig, ob arm und niedrig war.

Lind goß dies Hochgewitter die Fluth in's durst'ge Thal,
Indeß die starren Felsen zerschlug sein Wetterstrahl —
Nein, Sage soll's erzählen, die baß zu singen weiß,
Als Vögel, die man brütet, im eignen Lorbeerreis.

Daß ohne Waibelgnaden, Trinkgeld und Bücklingzoll
Den Weg zum Born des Rechtes Jedweder finden soll,
Hatt' an der Pfalz 'ne Säule mit einem Glockenzug
Der Kaiser dort errichtet. „‚Schau', was die Glocke schlug?'"

Der Kaiser ruft's, der Waibel eilt hin und schaut hinaus,
Der Waibel kommt und meldet: „Kein Mensch ist vor dem Haus."
Das dünkt den Herren seltsam; doch sitzt er grad' beim Mahl,
Nach seiner heitren Weise, mit Freunden beim Pokal.

Da ruft die Glocke wieder. An's Fenster fliegt der Knecht,
Und — wieder nichts gewahrt er von menschlichem Geschlecht.
Der Kaiser stutzt, den Becher, der schon am Barte rauscht,
Nachdenklich setzt er nieder, und lauscht, und lauscht, und lauscht.

Zum dritten ruft die Glocke! Da springt der Herr in Hast
Die Treppe selbst hinunter und sieh: ein seltner Gast!
Die Säul' hinan sich windend, des Stranges Knopf im Mund,
Als Läuter und als Kläger ein Schlänglein thut sich kund.

Es scheint der gift'gen keines, vom Strange schwingt es sich,
Sitzt nieder vor dem Kaiser, neigt dreimal züchtiglich;
Dann winkt's und schlüpft dem Strom zu, beim alten Grafenthurm.
Der Herrscher spricht: „,Wir folgen, sein Recht hat auch der Wurm."'

Es führet ihn die Schlange zu ihrem Neste jetzt,
Dort hatt' auf ihre Eier 'ne Kröte sich gesetzt;
Und wie die Schlangenmutter sich naht, erhebt sie Kampf,
Und speit aus dickem Halse Gall' aus und gift'gen Dampf.

Verwundert sieht der Kaiser die streitenden Partei'n,
Und meint, es mög' im Thierreich fast wie bei Menschen seyn.
Er gibt den Spruch: „,Der Kröte gebührt der Feuertod!"'
Und ungesäumt vollzogen wird dieses Rechtsgebot.

Vergnügten Muthes eilte zu Tisch der Kaiser heim;
Tulpin, der Bischof, würzte mit salbungsvollem Seim.
Die Räthe waren uneins: Der lobt des Richters Wort,
Der tadelt mit den Achseln. Doch sieh, was naht sich dort?

Das Schlänglein kommt, es öffnet des Kaisers Deckelglas
Und läßt aus seinem Munde was gleiten in das Naß;
Dann wieder vor dem Herrscher verneigt es züchtiglich
Und wieder aus dem Saale die Trepp' hinunter schlich.

Mit raschem Finger langet der Kaiser in den Wein,
Und in die Augen blitzt ihm der reinste Edelstein.
In Karles tiefste Seele der Strahl des Steines dringt,
Daß in des Auges Thräne der Regenbogen springt.

Gebeugten Hauptes sitzt er, wie tief versenkt in Traum;
Mit Adlerfittig trägt's ihn dahin zu fernem Raum,
Zu seinem Edelsteine, zu seines Herzens Hort:
Wie sturmgejagt ein Schifflein hinfliegt zum Rettungsport.

Wo aus der Erde Brüsten manch Kranker Heilung sog:
Nach Aachens warmem Heilquell das Herz den Kaiser zog;
Wohl war ja selbst im Herzen von Sehnsucht todeswund,
Der, wie gefeit, vor Schwertern in hundert Schlachten stund.

Es ist ein zartes Blümchen, das tief verborgen blüht,
Für das die ganze Seele des Weltgebieters glüht;
Es ist ein armes Fräulein. Doch hätt' es leicht gekonnt
Die Kron' um's Haupt sich winden, an der die Welt sich sonnt.

Er bot ihr oft zu Füßen die Kron' ob all dem Land:
Sie wollte Karles Seele, und nicht des Kaisers Hand.
Sie nahm aus seinen Händen ein einzig Fingerlein:
Das war vom Limmatstrome der reine Edelstein.

Und wie der Bracke folget rastlos des Rehes Spur:
Zog Karlen all sein Leben der Reiz des Steines nur.
Und als im Meer des Todes sein Leitstern auch erblich,
Der Kaiser Tag und Nächte nie von der Stelle wich.

Vergessend Trank und Speise, ganz schlaflos fort und fort,
Im Anblick ganz verschmachtend, saß Karl zur Leiche dort.
Er spricht mit ihr im Wahnsinn, als wäre sie gesund;
Er saugt mit glüh'nden Lippen den längst verblühten Mund.

Zum Schatten schwand zusammen die herrschende Gestalt,
Er ward in wenig Nächten wohl noch einmal so alt;
Schneeweiß ist Bart und Haupthaar, sein Aug' ein sterbend Licht:
Wie wenn ein düstrer Nordschein durch Islands Winter bricht.

Das Volk zu Stadt und Lande empfand des Hauptes Prast,
Die Freund' und weisen Räthe bezwang des Jammers Last;
Sie standen, rath- und thatlos, schon unerkannt, um ihn:
Da ward der Geist erleuchtet dem Erzbischof Tulpin.

Als Karles Haupt in Schlummer der Schmerzen Wucht gedrückt,
Hat rasch und leis der Bischof zur Leiche sich gebückt;
Er sucht' und fand den Zauber: er lag in ihrem Mund,
Sie barg ihn unterm Zünglein in ihrer Todesstund'.

Das war vom Limmatstrome der reine Edelstein!
Er lag im Mund der Holden, wie einst in Kaisers Wein.
Und als des Schlummers Fessel der Kaiser sich entwandt:
Fühlt' er sein Herz alleine zum Bischof hingebannt.

Sobald der Weise merkte, welch' Kleinod ihm zu Theil,
Bedacht' er Karles Seele und all' des Landes Heil;
Er senkt' es, fromm bedächtig, in Aachens See sogleich:
Und stets blieb Karl gefesselt an Aachen und das Reich.

An dieses Seees Fluthen hat Karl die Mondennacht,
Die sommerlangen Tage zum Ende sein verbracht.
Ihm war das klare Wasser wie Eine Thrän' um Sie,
Der Sonn' und Sternenabglanz des Himmels Licht verlieh.

Hub dann, voll Blüthenduftes, der Morgenwind die Fluth,
Dann fühlt' er Ihren Odem und Ihrer Wangen Gluth;
Und wenn im Mondenschimmer die Welle voller schwoll,
Wogt' ihm Ihr reiner Busen entgegen liebevoll.

In Weisheit und in Minne gebot dem deutschen Reich
Vom goldnen Stuhl zu Aachen der Herrscher, stark und weich.
Dort huld'gen all' die Völker. Doch hatt' er keine Rast,
Bis, wo die Theure schlummert, sich hub sein Wohnpalast.

Den stolzen Dom zu Aachen schuf Kaiser Karl sofort
Und ordnete, daß künftig all' deutsche Kaiser dort
Zuerst sich sollten salben und weihen lassen gern:
Weil Minne deutschen Wesens allinniglichster Kern.

Wo einst auf's Nest der Schlange die Kröte sich gesetzt,
Hebt sich mit ihrer Wölbung die Wasserkirche jetzt;
Und als man von den Eiern die Decken sacht gelüpft,
Ist draus die reichste, schönste Stadtbücherei geschlüpft.

Von Schlangen sieht man wenig, von Kröten minder noch,
Nur daß die Neue Brücke, auf schwarzem Marmorjoch,
Die Zunft zur Meise drüben, das zierliche Gebäud',
In hohem Schlangensprunge gleich zu verschlingen dräut.

Mit wunderlichen Blicken sieht Kaiser Karl daher,
— Zum Glück, in Stein gehauen, — auf dies und andres mehr,
Vom Denkmal seiner Milde, vom hohen Zürcher Dom;
Doch durch die neuen Joche geht auch der alte Strom.

---

405. Der Birnbaum

auf dem

Walserfeld bei Salzburg.

Dort auf der Walserhaide,
Dort auf dem Walserfeld,
Da wird mit rother Schneide
Die letzte Mahd bestellt;
Da wird der oft gehaune,
In's Mark erdorrte Baum
Im Sturm der Heerposaune
Getränkt mit rothem Schaum.

Wohl auf der Walserhaide
Der dürre Birnbaum steht;
Schon dreimal hat die Schneide
Zur Wurzel ihn gemäht,
Dreimal ist er erstanden
Aus tiefster Wurzel stark,
Dreimal hinwieder schwanden
Die Säfte bis in's Mark.

Es dehnt sich ihm zur Seiten
Das bodenlose Moos:
Die Helfenburg vor Zeiten,
Jetzt tief im Erdenschoos.
Als Marke von drei Ländern
Steigt ob demselben Moor
In Fels- und Waldgewändern
Der Unterberg empor.

Nun höret Wunder sagen
Vom tiefen Unterberg:
Ihn hat in Heidentagen
Gehöhlt ein wild Gezwerg;
Der Wölbung Breit' und Länge
Ist mächtig ausgespannt,
Und gehn zwölf Geistergänge
Hinauf in's deutsche Land.

Auf unterird'scher Matten
Dort athmet fremde Luft,
Wo nie getrübt sich gatten
Der Blumen Licht und Duft;
Dort stehn zwei reiche Bronnen
In Marmel wohlgethan,
Die treiben recht mit Wonnen
Thausprudel himmelan.

Zur Rechten draus und Linken
Im tiefen Wiesengrün
Die Blumen sieht man trinken
Und mannichfach erblühn:
Bis beide Flüss' im Strome
Zum Marmelbecken gehn,
Und vor dem goldnen Dome
Als Silberspiegel stehn.

Dem Dom genüber spiegelt
Vier Riesen diese Fluth,
Die Arme sind versiegelt,
Ihr Stolz gelähmte Wuth;
Es ruht ihr demantsteinern
Arm-, Brust- und Nackenband
In eines viermal kleinern
Gekrönten Helden Hand.

Dringt unsre Sonne nimmer
In's unterird'sche Haus,
Doch geht ein Heil'genschimmer
Von Domes Kuppel aus;
Empor zwei Thürme schießen
Von buntem Edelstein,
Und ihre Blumen sprießen
Und sonnen sich im Schein.

Zwei Säulenbündel tragen
Die Heil'gen ob dem Thor,
Und stehn in's Kreuz geschlagen
Zwei Kreuzesschwerter vor;
Das Ein' ist diamanten,
Das Ander' ist Rubin,
Smaragd- und Saphirkanten
Die Griff' und Knäuf' umziehn.

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut' erschallt,
Und schafft lebendig plötzlich
Den Palm- und Eichenwald;
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart gespreitet
Auf goldnes Brustgewand,
Voran mit Krone schreitet
Ein Held, den Stab in Hand:

Das sind die Streiter Christes
Und die vom deutschen Reich,
Und Karl der Kaiser ist es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht,
Geht Karl mit einem scharfen,
Tiefsinnigen Gesicht;
In all' dem Volk wie einsam:
Ein heilig Herrscherbild,
Und doch so treu gemeinsam,
Mit Allen traut und mild. —

Wie lang' die deutschen Helden
Dort unten halten Wacht:
Das muß die Zukunft melden
Und steht bei Gottes Macht;
Imgleichen was sie singen,
Und segnen leis und laut,
Ist von verborgnen Dingen
Und Gottes Herz vertraut.

Auch dämmert in der Nische
Dort Kaiser Friederich.
An einem Marmeltische
Verzaubert hält er sich;
Doch wann den Tisch zum dritten
Sein Funkelbart umreicht,
Dann kommt er vorgeschritten
Und Bann und Zauber weicht.

Dann fängt im Walserfelde
Der Baum zu grünen an, —
Und das ist sichre Melde:
„Bald wird die Schlacht gethan!"
Und wird er Früchte tragen
Am strotzenden Geäst:
„Dann wird die Schlacht geschlagen,
Dann kommt das Erntefest."

Dann hebt es an zu raunen
Im Volk von Land zu Land,
Dann blasen Heerposaunen
Die Welt in Waffenbrand;
Drängt Alles zum erdorrten,
Ergrünten Baume schon:
Aus Unterberges Pforten
Steigt Karl zum hohen Thron.

Dann soll'n die Guten richten
Die Bösen allzumal,
Zerschlagen und zernichten
Bei Wals im Rachethal.
Dann strahlt in hehrem Feiern
Vom Baum der Welfenschild.
— Und Keiner kann entschleiern
Den Geist von diesem Bild.

Philipp Heinrich Welcker,

geboren 1794 zu **Gotha**, wurde 1820 Kollaborator am dasigen Gymnasium illustre, und ist seit 1843 Sekretär, mit dem Titel Professor, an der herzoglichen Bibliothek seiner Vaterstadt.

* * *

Geschichte, Sage und Natur sind die in Welcker's „**Thüringer Liedern**" ausgesprochenen Richtungen. Im Allgemeinen charakterisirt seine Poesie eine zur Moral neigende, elegische Grundstimmung. Zur Behandlung historischer Stoffe mangelt es ihm an epischer Darstellung, es fehlt ihm die Gabe, ein historisches Ereigniß poetisch zu gestalten, das Auffassen, Hervorheben und Wirkenlassen der Motive. Wo er episch werden will, verliert er sich gewöhnlich in De-

klamationen, was eben daher kommt, daß die Motive nicht mit ursprünglicher poetischer Energie in seiner Phantasie vorhanden sind. Dagegen weiß er die Sage, ob auch in der Auffassung seine Subjektivität vorwaltet, mit seltener Gewandtheit anziehend zu machen, besonders wo es sich um das Verhältniß des Menschen zur Natur, zu seinem Schöpfer handelt. Ein edler Dichtergeist spricht aus allen seinen Erzeugnissen, die sich überdies nicht selten durch Neuheit der Bilder, treffende Gedanken, seltene Korrektheit und große Gewalt über Sprache und Rhythmus auszeichnen. (Vgl. Heidelb. Jahrb. der Literatur, Jahrg. XXV., Novemberheft 1832.)

Von ihm:
Thüringer Lieder. Gotha 1831.
Die tönenden Bilder. Eine Reihe von 43 Holzschnitten. Das. 1835.
Hauser. Ein lyrisches Gedicht, mit einem Anhang der richtigsten, bis jetzt bekannt gewordenen Nachrichten über den unglücklichen Findling. Das. 1835.
Worte zu Prume's Violintönen. Ebd. 1839.
Schilleri carmina selecta, latine reddidit etc. Gothae 1840.
Der Ahnherr und sein Haus. Romanzencyklus. Ebd. 1843.

406. Fürstenhilfe.

Auf dem Markt zu Eisenach,
Durch den Strom der Menschenschaaren
Ging der heil'ge Landgraf, achtend
Der Verkäufer und der Waaren.

„Nährt dich so geringer Handel?“
Frägt er hier der Krämer einen,
Der noch keinen Kaufeslust'gen
Sah vor seinem Brett erscheinen.

„„Ach, Herr Fürst, zur harten Arbeit
Mangeln diesem Leib die Kräfte,
Und da Scham mir wehrt, zu betteln,
Lehrt die Noth mich dies Geschäfte.““

„Nun so sprich: Wie hoch am Werthe
Ist dein kleiner Waarenhaufen?“ —
„„Herr, zufrieden mit neun Schilling,
Möcht' ich wohl ihn flugs verkaufen.

Doch mir lohnte bald mein Handel,
Daß ich mich des Lebens freute,
Könnt' ich wandern, wo mich's lockte,
Unter sicherem Geleite.““

„Nun wohlan, mein Unterthan,
Geld und Schutzbrief sollst du haben;
Doch wir theilen auch, wie Brüder,
Des Gewinns erworb'ne Gaben!“

Der Beschenkte zog von dannen,
Kam und ging mit seiner Waare,
Legte treu dem Handelsfreunde
Rechnung ab von Jahr zu Jahre.

Und der Fürst erkürt so Manches
Von des Mannes kleinem Gute,
Und erhebt mit Gunst und Gaben
Stets sein Herz zu größerm Muthe.

Und der Krämer sieht die Städte
Bald nicht mehr auf nahen Wegen,
Regt sich immer unverdrossen,
Und die Mühe krönt der Segen.

Schon bedarf er eines Lastthiers
Zum Begleiter auf der Reise;
Und er tritt zum Gönner fragend,
Und der billigt seine Weise.

Und mit seinem grauen Träger,
Um das Köstlichste zu tauschen.
Zieht er zu Venedigs Golfe,
Wo die tausend Barken rauschen.

Was er hat an bunten Zierden,
Edelstein und Ring und Spangen,
Läßt er dann, auf seinem Rückweg,
Auf dem Markt zu Würzburg prangen.

Und der Schmuck für Weib und Kinder
Reizt hier manche kecke Franken,
Die wohl zahlten, statt des Goldes,
Gern mit lüsternen Gedanken.

Und sie lauern an der Straße
Und berauben ihn der Habe,
Daß er muß zur Heimat flüchten
An dem nackten Wanderstabe.

Ach, er thürmte goldne Schlösser,
Und nun sieht er tief bekümmert
Auch die Hoffnung weggewendet
Und sein ganzes Glück zertrümmert!

Als ein Bettler kehrt er wieder;
Zögernd, schüchtern, mit Erröthen
Wagt er nicht in's Thor der Veste,
Vor den Fürsten hinzutreten.

Oft umging er wohl den Schloßhof,
Seufzte nach dem Fenster oben:
„„Ach, wie kann ich dort bestehen,
Wäre gern des Gangs enthoben!““

Aber unvermerkt am Hügel
Tritt der Landgraf ihm entgegen:
„Nun, mein Handelsfreund, willkommen!
Meinst du, Rechnung abzulegen?“

„„Zürnt mir nicht in meinen Aengsten!
Herr, ein Bettler komm' ich heute:
Meinen Träger samt der Waare
Stahlen fränk'sche Edelleute.““

„Und dir banget?“ lächelt Jener;
„Hab' ich Hülfe nicht versprochen?
Hat noch einem seiner Bürger
Ludwig je sein Wort gebrochen?“

Und das Horn ertönt im Lande;
Ritter sammeln sich und Knappen,
Und es funkeln Helm und Fahnen
Mit der Wartburg goldnem Wappen.

Von der Wartburg bis nach Franken,
Seinem Bürger Recht zu schaffen,
Sprengten Ludwigs edle Ritter,
Blitzten Ludwigs Fürstenwaffen.

Aber der Verwüstung Kunde
Schreckte bald des Bischofs Ohren;
Mit dem Bürger hält der Landgraf
Stürmend schon vor Würzburgs Thoren.

Und betroffen naht ein Herold:
‚Herr, Ihr mögt dem Bischof sagen,
Was Euch treibe, mit dem Schwert
Ihm sein Land so hart zu schlagen?‘

„Meines Bürgers Esel such' ich,
Hier von Räubern weggenommen;
Darum bin ich mit dem Eigner
Ungemeldet angekommen!“

Und er blieb, des Rechts Vertheid'ger,
Drohend stehn vor Würzburgs Thoren,
Bis die Räuber wieder brachten
Thier und Waaren, unverloren. —

Hört es an, ihr deutschen Lande,
Und verherrlicht's, deutsche Lieder,
Von dem Belte bis zum Rheine
Sagt die That des Mannes wieder!

Schreibt es an die Felsenwände:
Seinem Bürger Recht zu schaffen,
Von der Wartburg bis nach Franken
Blitzten Ludwigs Fürstenwaffen!

407. Kindesliebe.

Dort auf dem Hochgebirge, auf todeskaltem Steg,
Weh' jedem Wandrer, wehe! verirrt zum Unglücksweg!
Ein Mädchen kommt gegangen, ein Mädchen, hold und jung,
Mit dem geliebten Vater, bei Winterdämmerung.

Es brennt ihr Fuß und Wangen der Frost im tiefen Schnee,
Sie blickt nur auf den Vater, und birgt das lange Weh;
Da sinkt der Vater nieder; sie stürzt sich jammernd hin:
„O, hilf mir, Gott im Himmel, wenn ich es würdig bin!“

Sie schlingt um ihn die Arme, sie küßt ihm Mund und Hand,
Und reißt von sich die Kleider, hüllt ihn in ihr Gewand:
„Gott, laß mir, Gott, erbarm' dich, laß mir den lieben Greis!“
Ach, der war eingeschlafen; sein Herz war längst zu Eis!

Sie ruft den Vaternamen ihm weinend in das Ohr,
Sie faßt ihn fest und fester, bis sie die Kraft verlor;
Sie hat sich ganz entblößet, den Vater warm gedeckt. —
Ach, aber seinen Schlummer hat nicht ihr Tod erweckt!

So fand man Beide droben, dort unter jenem Baum,
Auf hochbeschneitem Forste, im starren Todestraum:
Wie noch der Tochter Lippe am Mund des Vaters hing,
Wie noch ihr Arm, entkleidet, des Vaters Brust umfing.

Du schöne Kindesliebe, die sich zu Gott erhob,
Wer singt dein heil'ges Opfer, wer singt dein reines Lob? —
Singt, Wälder, dort am Morgen, singt bei dem Abendroth
Die schöne Kindesliebe, den frommen Opfertod.

408. Madagit, die Sorbin.

Heimlich flieht zum Christenpriester
Madagit, das schöne Kind.
„Unsre Götter sind so düster,
Zernebog ist arg gesinnt.
Weh, wenn nicht sein Altar lodert! —
Auch ist nicht ein Gott der Frohen
Swantowitz, der nur mit Drohen
Blut'ge Menschenopfer fodert.

Ach! auch Flinns ist kein Erfreuer,
Der uns in die Gräber schickt,
Dem ein grimmes Ungeheuer
Von den Schultern niederblickt.
Brauchet ihr auch Opfermesser?
Und wann sterben Christ und Heiden,
Sag' mir, Priester, wer von Beiden
Stirbt dann und erwacht auch besser?“

„„Madagit, es bleicht die Lippe
Allen in der Sterbenoth;
Mit der Sichel, ein Gerippe,
Naht den Christen sich der Tod.
Flinns auch bringt euch kein Entzücken;
Flinns, ein Flämmchen auf dem Stabe,
Führt die Sorben all' zu Grabe,
Einen Löwen auf dem Rücken.

Flinns ist abgelebt und hager;
Nur von einem Tuch umwallt,
Drängt er euch in's Sterbelager:
Auch der Christen Tod ist kalt.
Aber, Madagit! erwachen
Werden wir dereinst verschieden:
Weckt uns unser Gott in Frieden,
Brüllt euch wach ein Löwenrachen.

Denn der Leu, den Flinns getragen,
Weckt dann, wo der Sorbe ruht;
Mit den Pranken wird er schlagen
Rollen seines Auges Gluth;
In die stille Gruft, in jede,
Drängt sich donnerndes Gedröhn,
Daß sich's regt in weiter Oede,
Daß die Sorben auferstehn.

Eine Fackel nur im Dunkel
Ist als Leuchte dann entbrannt,
Und euch weist ihr matt Gefunkel
In ein freudenloses Land.
Wird vom Schiffer Heil erworben,
Der nicht finden kann den Hafen? —
Madagit, nur arme Sklaven
Ihrer Götter sind die Sorben!

Doch wann wir erwachen sollen,
Weckt ein Engel, schön, wie du,
Weckt und führt die Freudevollen
Einem lichten Himmel zu.
Und wir zieh'n bekränzt und schweben
In ein strahlend Haus voll Wonnen,
Lobend unter tausend Sonnen
Unsern Gott und jenes Leben.

Unten aber, wo der Erde
Christus bracht' ein großes Licht,
Brauchen wir der Opferheerde
Und der blut'gen Messer nicht.

Lieb' und Sanftmuth, freie Gaben
Und Gebete frommer Herzen,
Aber nicht der Menschen Schmerzen
Will der Gott der Christen haben.

Wo die Sternlein Abends blitzen,
Strahlt des ew'gen Gottes Thron;
Und da wird auch Christus sitzen,
Welcher ist Maria's Sohn.
Schöner dann, als eure Sybe *),
Unter frommen Engelchören
Steht Maria, und wir hören
Nur Gesänge frommer Liebe."" —

„Christenpriester! nimmer kehren
Will ich zu der Sorben Schaar.
Lehr' mich deinen Gott verehren,
Deinen Gott, so wunderbar.
Nein! mich soll nicht Flinns berühren,
Noch des Löwen Ruf mich schrecken:
Nur ein Engel soll mich wecken
Und zum Christenhimmel führen."

409. Die Sage von der zurückgebliebenen Nachtigall.

Sie sehnt sich nicht in Rosenhaine
Des Ostens, an die Perlensee:
Nur eines Dörfchens arme Zäune
Liebt sie, die fromme Liederfee.
Sie war nicht Asien zugezogen,
Wie sonst, dem ewiggrünen Land;
Ihr Eden blieb ein Gartenbogen,
Wo sie der milde Herbst noch fand.

Ihr bangt nicht vor des Sturmes Flügel,
Wenn er die Blätter niederschlägt,
Nicht vor dem blassen Bild der Hügel,
Da sie den Lenz im Herzen trägt.
Im Fichtenwäldchen hier, im Garten
Vor eines armen Mannes Haus,
Da will die Sängerin erwarten
Des nahen Winters öden Graus.

Und mancher Strauch im Garten sagte:
„All' meine Beerlein spar' ich dir!"
Von Bäumen der und jener fragte:
„Willst du noch Mücken? — Komm zu mir!"
Und freundlich hat dann auch gesprochen
Ein warmer Quell und voll von Dank:
„Durchsungen hast du schöne Wochen;
Ich biete Würmlein dir und Trank."

Ob auch die Silberflocken schütte
Der Winter nieder auf den Hag,
Der Mann in seiner kleinen Hütte,
Er bringt ihr Speise jeden Tag.
Die laue Quelle bleibt ihr offen,
Auch Beeren sind noch ihr Gewinn.
So lebt, im Herzen Frühlingshoffen,
Die sanfte Liederkönigin.

Doch einst bei goldner Tagesfrühe
War's ihr, als sei kein Licht genaht,
Als ob die Dämmrung noch umziehe,
Wohin sie flattre, jeden Pfad.

Sie findet weder Trank, noch Speise,
Und scharf und tödtlich weht der Ost.
Geblendet halb, bei starrem Eise,
Hat sie des Nachts der Winterfrost.

Ist Niemand da, mit Wonne labend
Die Liederkönigin im Leid?
Sie fliegt — und heut ist Weihnachtabend —
Bang bis zur heil'gen Sternenzeit.
In ihre Augen, in die dunkeln,
Fällt Schimmer jetzt, doch nur wie Traum;
Den Kindern dort im Hause funkeln
Die Lichter an dem Weihnachtsbaum.

Die Bange flattert an die Scheibe
Und pikt hier ängstlich an das Glas,
Wo auf der Bank mit seinem Weibe
Der Mann vor frohen Kindern saß.
Kaum ist das Fenster aufgeschoben,
Da schwebt die Sängerin herein,
Und setzt sich, voll Verlangens, oben
Auf einen Zweig, im hellen Schein.

Und sie begann so rühr'nde Klage
Und ein so zaubervolles Lied,
Daß noch davon die Wundersage
Von einem Dorf zum andern zieht.
Es lief mit heiligen Akkorden
Durch Christi Nacht der Klänge Fluth;
Es war der Frühling wach geworden
Und um ihn spielte Sonnengluth.

Und inniger und sel'ger schollen
Die Melodie'n der Liederfee;
Dem Christbaum klang, dem lichtervollen,
Die letzte Lust, ihr letztes Weh.
Sie fiel dann stumm zur Erde nieder;
Gebrochen war ihr Herz, so weich,
Gezogen waren ihre Lieder
In des Gesanges ew'ges Reich.

*) Die Liebesgöttin der Sorben und Wenden.

Wilhelm Müller,

der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, geboren zu Dessau den 7. Oktober 1795, machte schon als Knabe mit einem Hausfreunde der Eltern mehrere Reisen, welche zur freieren Ausbildung seiner Anlagen dienten und in ihm zugleich jene Wanderlust weckten, die ihn späterhin nie verließ und ein Hauptelement seiner Poesie wurde. Im Jahr 1812 bezog er nach einer sehr sorgfältigen, aber von jeglichem Zwange freien Bildung und Vorbereitung die Universität zu Berlin und widmete sich philologischen und geschichtlichen Studien. 1813 rief auch ihn der Befreiungskampf als Freiwilligen unter die preußischen Fahnen, unter denen er den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm beiwohnte. Später folgte unser Dichter dem preußischen Heer nach den Niederlanden und kehrte, nachdem er einige Zeit in dem Kommandantenbureau zu Brüssel thätig gewesen, 1814 über Dessau nach Berlin zurück, wo er bald Mitglied der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache wurde und mit Eifer das Studium der altdeutschen Literatur vornahm. Nach dem Schlusse seiner wissenschaftlichen Bildungszeit begleitete er 1817 den Grafen v. Sack nach Italien, um von da nach Griechenland und Egypten zu reisen, trennte sich aber in Rom von seinem Gönner, reiste nach Neapel und verweilte, von da zurückgekommen, den ganzen Sommer 1818 in Albano. Bald nach seiner Wiederankunft in Berlin, zu Anfang 1819, ward er als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an die neu organisirte Gelehrtenschule in Dessau berufen, und später zum Hofrath und Bibliothekar an der von ihm miteingerichteten herzoglichen Bibliothek ernannt. 1821 vermählte sich Müller mit Adelheid Basedow, einer Enkelin des berühmten Pädagogen, starb aber schon 1827, in der Nacht zum 1. Oktober, kaum 32 Jahre alt, an einer plötzlichen Ausdehnung des Herzens, wenige Tage nach seiner Rückkehr von einer Ferienreise an den Rhein und nach Schwaben.

* * *

W. Müller, der Sänger der „Griechenlieder“, die seinem Namen wohl am meisten Ehre erworben haben, so wie der „Gedichte eines reisenden Waldhornisten“, die, von glücklichen Melodien begleitet, wenn nicht in den Mund des Volkes, doch in den des gebildeten Theils der Nation übergegangen sind, ist besonders ausgezeichnet in der romantischen Landschaftsmalerei, in Schilderungen kleiner Naturscenen und Darstellungen aus dem einfachen Leben, das er oft wahrhaft dichterisch von ganz eigenen Seiten aufzufassen, mit angenehmen, häufig neuen Bildern und Ansichten auszustatten und in reinen, wohlklingenden Versen zu schildern verstand. „Zu den Vorzügen Müller's“ — heißt es im Literaturblatt zum Morgenblatt 1827 — „gehört nicht blos die Lebendigkeit und Frische, oder die Natürlichkeit des Gefühls, sondern auch die seltene Gabe, in die natürliche Empfindungsweise der verschiedenartigsten Individuen sich zu versetzen, ihren Charakter und Ton nicht nur im Allgemeinen, sondern bis auf's Einzelste und Kleinste aufzufassen und wiederzugeben. Was er vor den meisten Lyrikern voraus hat, ist das wahre, reine, unmittelbare, nicht erfundene, gemachte, erzwungene Gefühl, die Innigkeit und Lebendigkeit aller Situationen, worin seine Muse sich bewegt, das Ungefärbte, lebendig Frische und Klare seines Worts, aus welchem Gedanke und Empfindung mit gleicher Anspruchlosigkeit und doch innerer Nothwendigkeit leuchtend und erwärmend hervorbrechen und das Gemüth des Lesers bald wohlthuend heiter ansprechen, bald rührend ergreifen. Seine kleinen Lieder sind gleich den Schmetterlingen Kinder der Natur, mit ihren lieblichsten Farben geschmückt“ u. s. w.

„So wenig sich — sagt von ihm G. Schwab in der biographisch-literarischen Einleitung zu dessen ‚vermischten Schriften‘ — entschiedene Vorbilder, wie Göthe und Uhland, in seinen lyrischen Dichtungen verkennen lassen, so bestimmt prägte sich in ihnen doch auch zugleich die eigenthümliche Individualität des Dichters aus: jenes zarte, rasche, flackernde Gefühl und eine vom Witz leicht aufgeregte, schnell entflammte Einbildungskraft. Beide brannten in stärkerem Feuer in seinen Griechenliedern. Die ächt lyrische Sprache seiner Gedichte und ihr meist natürlicher Volkston machte sie der musikalischen Bearbeitung werth, und diese ist ihnen auch von ausgezeichneten Tonsetzern geworden“ u. s. w.

Von seinen Dichtungen epischen Inhalts haben sich, neben einigen der Griechenlieder, die den Stempel psychologischer Wahrheit und moralischer Schönheit an sich tragen, besonders „Der Glockenguß zu Breslau“ im ernsten Balladentone, und die Trinkromanzen „Est, Est!“ — „Der Musikus“ u. a. voll heiterer Fröhlichkeit und gemüthlicher Lebenslust, Anerkennung und Beifall erworben. Ihre Gestaltung ist jedoch im Allgemeinen eine mehr lyrische. — Einen Schatz poetischen Goldes hat Müller uns eröffnet in seinen vortrefflichen Nachbildungen neugriechischer Volkspoesie. — Unter seinen prosaischen Arbeiten ist besonders die Schrift „Rom, Römer und Römerinnen“ hervorzuheben wegen der leichten und lebendigen Darstellungen, die auf unmittelbarer Selbstanschauung des Verfassers gründen. Auch im Gebiete der Kritik und Literaturgeschichte war Müller vielfach und mit gutem Erfolg thätig.

Schriften:

Bundesblüthen. Berlin 1816.
Blumenlese aus den Minnesängern. (Im Original und der Uebersetzung.) Ebd. 1816.
Doktor Faustus; Tragödie. Aus dem Englischen des Marlowe übersetzt. Mit einer Vorrede von Achim v. Arnim. Ebd. 1818.
Askania. Zeitschrift für Leben, Literatur und Kunst. Jahrg. 1820. Januar bis Juni, 6 Hefte. Dessau.
Rom, Römer und Römerinnen. 2 Bde., Berlin 1820.
Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. 2 Bdchn. Dessau 1821. 26; zweites Bändchen 1824.
Homerische Vorschule. Leipzig 1824.
Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. 10 Theile, Leipzig 1822—27; Band 11—14 das. 1828—38 von K. Förster.
Lieder der Griechen. 2 Hefte (erstes 2. Aufl.) Dessau 1822. 25.
Neue Lieder der Griechen. 2 Hefte. Lpz. 1823.
Neueste Lieder der Griechen. Ebd. 1824.
Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. Ebd. 1844.
Missolunghi. Ein Gedicht zum Besten der Griechen. Dresden 1826.
Neugriechische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel; übersetzt. 2 Thle. Lpz. 1825.
Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Das. 1827.

Egeria. Sammlung italienischer Volkslieder, aus mündlicher Ueberlieferung und fliegenden Blättern, begonnen von W. Müller; vollendet, nach dessen Tode herausgegeben 2c., von Dr. O. L. B. Wolff. Das. 1829.
Vermischte Schriften, herausgegeben und mit einer Biographie begleitet von G. Schwab. Fünf Bändchen. (Mit Müller's Bildniß.) Daselbst 1830.

Mitarbeiter an der Encyklopädie von Ersch und Gruber, an deren Direktion er zuletzt Antheil hatte, u. a. m.

410. Der Musikus.

Es war einmal ein Musikus,
Im Trinken wohl erfahren,
Der hielt sich einen Famulus
In seinen besten Jahren,
Zum Dienste nicht bei Spiel und Sang,
Zum Dienste nur beim Becher.
Er schenkt' ihm keinen schlechten Trank,
Dem ehrenwerthen Zecher.

Zwei Becher standen Tag und Nacht
Vor ihm gefüllt mit Weine.
Die Zeit ist schnell: hat er gedacht,
Darum vergeud' ich keine
Und schenkt' ich einen Becher voll,
So lang' könnt' ich nicht trinken.
Hab' Acht, mein Kind, der zweite soll
Gefüllt daneben blinken.

Und wenn der Herr entschlafen war,
Der Zecher sonder Gleichen,
Der Knabe durft' ihm um kein Haar
Von seinem Dienste weichen.
Mit vollen Bechern stand er da
Vor seines Schläfers Bette,
Hielt sie dem Mund, der Nase nah,
Frug, ob er Durst nicht hätte.

Ei, ei, du guter Musikus,
Im Schlafe selbst zu dürsten!
Laß schlafen deinen Famulus —
Du schläfst ja wie zehn Fürsten. —
O nimmermehr, o nimmermehr!
Der Schlaf hat seine Plagen.
Ich träume stets, mein Glas sei leer,
Mein Faß entzwei geschlagen.

Und wacht' ich auf aus meinem Traum,
Und röche meine Nase
Nicht gleich des Weines süßen Schaum
Aus einem vollen Glase:
Was würd' aus mir in solcher Noth,
In solchen Finsternissen?
Todt fände mich das Morgenroth
Auf meines Lagers Kissen.

Das war einmal ein Musikus,
Im Trinken wohl erfahren!
O daß er nicht mehr leben muß
In unsern lieben Jahren!
Wir haben Lieder, haben Wein,
Und manche schöne Weise;
Er sollte Becherkönig seyn
In unserm Tafelkreise.

411. Est Est!

Hart an dem Bolsener See,*)
Auf des Flaschenberges**) Höh'
Steht ein kleiner Leichenstein
Mit der kurzen Inschrift drein:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Unter diesem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutschem Blut,
Deutschem Schlund und deutschem Muth,
Der hier starb den schönsten Tod —
Seine Schuld vergeb' ihm Gott!

Als er reist' im welschen Land,
Vielen schlechten Wein er fand,
Welcher leicht, wie Wasser, wog
Und die Lippen schief ihm zog;
Und er rief: „Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe, reit' voraus!

Sprich in jedem Wirthshaus ein
Und probire jeden Wein;
Wo er dir zum besten schmeckt,
Sei für mich der Tisch gedeckt,
Und damit ich find' das Nest,
Schreib an's Thor mir an ein Est."

Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein;
War der gut, so kehrt' er ein,
War der schlecht, so sprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.

Also kam er nach der Stadt,
Die den Muskateller hat,
Der im ganzen welschen Land
Für den besten wird genannt;
Als von diesem trank der Knecht,
Dünkt' ein Est ihm gar zu schlecht.

Und mit feuerrothem Stift,
Und mit riesengroßer Schrift
Malt' er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt' die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, sah, trank,
Bis er todt zu Boden sank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein schönes Grab
Hart an dem Bolsener See,
Auf des Flaschenberges Höh'.

*) Lago di Bolsena.
**) Montefiascone.

Und sein Knapp, der Kostewein,
Setzt' ihm einen Leichenstein,
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inschrift kurz und gut:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flasch' ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutsche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward besiegt.

Selig preis' ich deine Ruh,
Alter, guter Freiherr du,
Der du hier gefallen bist,
Von dem Trank, der doppelt ist;
Doppelt ist in Kraft und Gluth,
Goldnes Muskatellerblut!

Jahr für Jahr an einem Tag,
Wo dein Leib dem Geist erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus,
Und begießt mit deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.

Aber jeder deutsche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug,
Und sobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edlen Herrn,
Was er selbst noch tränke gern.

Also hab' ich's auch gemacht,
Und dazu dies Lied erdacht.
Lieber singen eins beim Wein,
Als im Grab besungen seyn.
Propter nimium Est Est
Liegt manch einer schon im Nest.

412. Die Sage vom Frankenberger See
bei Aachen.

1.

Zu Aachen in der Kaiserburg
Da sitzt der Frankenheld:
Die Kron' er trägt auf seinem Haupt,
Sein Lieb im Arm er hält.

Er legt die Kron' ihr in den Schooß,
Er gürtet ab sein Schwert:
„Mein liebes Lieb, du bist mir mehr
Als Macht und Reichthum werth!"

Das Fräulein spricht; ‚Ich glaubt' es wohl,
Gäbt Ihr mir deß ein Pfand,
Am liebsten aber wäre mir
Der Ring von Eurer Hand.'

Flugs steckt der Karl den Ring ihr an
Von Steinen schwarz und roth:
„Dein geb' ich mich, du liebes Lieb,
Im Leben und im Tod."

2.

Zu Aachen in der Kaiserburg
Da weint der Frankenheld;
Die allerliebste Buhle sein
Ist gangen aus der Welt.

Er setzet seine goldne Kron'
Ihr auf das starre Haupt:
„Begrabt nur auch die Krone gleich!
Mein Reich ist ja geraubt."

Da naht ein schwarzer Männerzug
Mit Fackeln und Gesang;
Sie wollen mit dem Fräulein geh'n
Den allerletzten Gang.

Und wie der Karl die Schaar erblickt,
Da rafft er sich empor
Und stellt sich mit gezücktem Schwert
Der Todtenbahre vor.

Die Linke schlägt er um den Leib
Des kalten Magedein,
Und ruft hinaus in wildem Zorn:
„Wer will der Erste seyn?"

Und herzt und küßt das bleiche Bild,
Als wär's noch rosenroth:
„Dein geb' ich mich, du liebes Lieb,
Im Leben und im Tod!

Doch mein schwarzrothes Ringelein
Ist nicht an deiner Hand!
Es wird doch nicht verloren seyn,
Das heil'ge Liebespfand?"

3.

Zu Köllen in dem Dome
Da kniet ein Gottesmann:
„‚Herr, löſ' uns unsern Kaiser
Aus seinem Liebesbann!'"

Der Bischof hat gebetet,
Da ist sein Sinn erhellt,
Und flugs wird seine Reise
Zur Kaiserburg bestellt.

Dort sitzt der Karl noch immer
Am Sarg der lieben Maid
Und nährt von ihren Lippen
Sein süßes Herzeleid.

Da tritt zur Todtenhalle
Der fromme Bischof ein:
„‚Mein Herr, du sollst geheilet
Von deiner Liebe seyn.

Hast einst der Maid gegeben
Ein Ringlein, schwarz und roth,
Dran hält sie dich gebunden
Im Leben und im Tod.

Und als sie kam zu sterben,
Wohl in der letzten Stund',
Da hat sie still verborgen
Den Ring in ihrem Mund.

Und soll dir Ruhe werden
Im Leben und im Tod,
Muß jetzt ich von ihr nehmen
Das Ringlein schwarz und roth.

Und will es gleich versenken
Hier in den tiefsten See,
Daß dir von seinem Zauber
Kein Unheil mehr gescheh'!'"

Schnell ist das Wort gesprochen,
Schnell ist die That vollbracht,
Da winkt der alte Kaiser:
„Begrabt mir nun die Magd!"

4.

Bei Aachen an der Kaiserstadt
Da liegt ein grüner See.
Wer ist es, den ich früh und spat
Dort einsam wandern seh'?

Deß geb' ich dir die Kunde gern:
Das ist der Frankenheld;
Der hat am See ein Schloß erbaut
Und sich zum Haus bestellt,

Und nun ist an dem grünen See
Sein allerliebster Gang;
Oft schaut er da mit nassem Blick
Hinein wohl Tage lang.

Auch soll in seinem Testament
Also geschrieben seyn:
„Versenket in den grünen See
Dereinst die Hülle mein!"

Doch von dem Grund zu solchem Thun
Ist mir nur dies bekannt:
Den Kaiser bannt' an diesen See
Ein mächtig Liebespfand.

---

413. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar:

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Bei'm Kessel dich allein;

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an,
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Gluth hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt seyn,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht,
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät:

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie' umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann; —
Doch sieh! der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
'Ach Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!'

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn Keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und werth,
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herr'n gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude seyn.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht,
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

---

414. Der Phanariot.*)

Meinen Vater, meine Mutter haben sie in's Meer ersäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeschleift;
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Markte sie verkauft als eine Magd.
Hör' ich eine Woge rauschen, ist es mir, als ob's mich ruft;
Ja, mich rufen meine Eltern aus der tiefen, weiten Gruft,
Rufen Rache — und ich schleudre Türkenköpfe in die Fluth,
Bis gesättigt ist die Rache, bis die wilde Woge ruht.
Aber wenn die Abendlüfte kühl um meine Schläfe wehn,
Ach, sie seufzen in die Ohren mir wie leises, banges Flehn;
Ach! es sind der Schwester Seufzer in der Schmach der Sklaverei:
Bruder, mache deine Schwester aus den schnöden Banden frei!
Ach, daß ich ein Adler wäre, könnte schweben in den Höhn,
Und mit schnellen, scharfen Blicken durch die Städt' und Lande spähn,
Bis ich meine Schwester fände, und sie aus der Feinde Hand
Frei in meinem Schnabel trüge nach dem freien Griechenland!

---

415. Die Mainottin.

Ich habe sieben Söhne aus meiner Brust gesäugt,
Ich habe sieben Söhnen das heil'ge Schwert gereicht,
Das Schwert für unsern Glauben, für Freiheit, Ehr' und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen ist Keiner mehr ein Knecht!
Sie sind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch spartanisch Blut!
Und als sie von mir schieden, das Herz ward mir nicht schwer,
Ich sprach: Frei kehrt ihr wieder, frei oder nimmermehr!
Ihr Mütter der Mainotten, kommt, laßt uns suchen gehn,
Ob nicht von Sparta's Trümmern wir eine Spur erspähn;
Da woll'n wir Steine sammeln, für unsre Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den ersten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde besiegt nach Hause kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für seiner Mutter Herd!

---

416. Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs' hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm,

*) Nr. 414—17 incl. aus den Griechenliedern.

Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach, daß ich gefangen bin!"
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir Keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter?" — Und die Wimper ward ihm schwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht, sein Antlitz wird so helle; träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an;
„„Alexander Ypsilanti, sei gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in *einem* Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut gesiegt!
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herabgesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hellas' heil'ges Land!""
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!"
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

---

417. Mark Bozzari.

Oeffne deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine hohen Thore, öffne deine tiefen Grüfte,
Auf, und streue Lorbeerreiser auf den Pfad und in die Lüfte!
Mark Bozzari's edlen Leib bringen wir zu dir getragen,
Mark Bozzari's! Wer darf's wagen, solchen Helden zu beklagen?
Willst zuerst du seine Wunden oder seine Siege zählen?
Keinem Sieg wird eine Wunde, keiner Wund' ein Sieg hier fehlen.
Sieh auf unsern Lanzenspitzen sich die Turbanhäupter drehen!
Sieh, wie über seiner Bahre die Osmanenfahnen wehen!
Sieh, o sieh die letzten Werke, die vollbracht des Helden Rechte,
In dem Feld von Karpinissi, wo sein Stahl im Blute zechte!
In der schwarzen Geisterstunde rief er unsre Schaar zusammen,
Funken sprühten unsre Augen durch die Nacht, wie Wetterflammen,
Ueber's Knie zerbrachen wir jauchzend unsrer Schwerter Scheiden,
Um mit Sensen einzumähen in die feisten Türkenweiden;
Und wir drückten uns die Hände und wir strichen uns die Bärte,
Und *der* stampfte mit dem Fuße, und *der* rieb an seinem Schwerte:
Da erscholl Bozzari's Stimme: „Auf, in's Lager der Barbaren!
Auf, mir nach! Verirrt euch nicht, Brüder, in der Feinde Schaaren!
Sucht ihr mich, im Zelt des Pascha werdet ihr mich sicher finden —
Auf, mit Gott! Er hilft die Feinde, hilft den Tod auch überwinden!"
Auf! und die Trompete riß er hastig aus des Bläsers Händen,
Und stieß selbst hinein so hell, daß es von den Felsenwänden
Heller stets und heller mußte sich verdoppelnd widerhallen;
Aber heller widerhallt' es doch in unsern Herzen allen.
Wie des Herren Blitz und Donner aus der Wolkenburg der Nächte,
Also traf das Schwert der Freien die Tyrannen und die Knechte;
Wie die Tuba des Gerichtes wird dereinst die Sünder wecken,
Also scholl durch's Türkenlager brausend dieser Ruf der Schrecken:
Mark Bozzari! Mark Bozzari! Sulioten! Sulioten!
Solch ein guter Morgengruß ward den Schläfern da entboten.
Und sie rüttelten sich auf, und gleich hirtenlosen Schafen
Rannten sie durch alle Gassen, bis sie an einander trafen,
Und bethört von Todesengeln, die durch ihre Schwärme gingen,
Brüder sich in blinder Wuth stürzten in der Brüder Klingen.
Frag' die Nacht nach unsern Thaten! Sie hat uns im Kampf gesehen —
Aber wird der Tag es glauben, was in dieser Nacht geschehen?
Hundert Griechen, tausend Türken, also war die Saat zu schauen
Auf dem Feld von Karpinissi, als das Licht begann zu grauen.
Mark Bozzari, Mark Bozzari! und dich haben wir gefunden,
Kenntlich nur an deinem Schwerte, kenntlich nur an deinen Wunden,
An den Wunden, die du schlugest, und an denen, die dich trafen,
Wie du es verheißen hattest, in dem Zelt des Pascha schlafen.

Oeffne deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine tiefen Grüfte, daß wir in den heil'gen Stätten,
Neben Helden unsern Helden zu dem langen Schlafe betten!
Schlafe bei dem deutschen Grafen, Grafen Normann, Fels der Ehren,
Bis die Stimmen des Gerichtes alle Gräber werden leeren!

Abraham Emanuel Fröhlich

ist geboren zu Brugg im Aargau den 1. Februar 1796. Von 1817 bis 1827 war er Lehrer an der Brugger Bezirksschule und zugleich Pfarrer in Mönthal; von 1827 bis 1835 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Aargauischen Kantonsschule. Weil damals diese Schule die Hälfte weniger Lehrer hatte als jetzt, so ertheilte er noch den Religions- und geographischen Unterricht und war eine längere Zeit noch Gesanglehrer. In den Jahren 1832 und 1833 verwaltete er das Rektorat der Anstalt. Bei der Reorganisation (1835) ward er von dem damaligen Regierungsrathe mit einer Mehrheit von fünf Stimmen gegen vier nicht wieder erwählt, unmittelbar darauf aber von den Behörden der Stadt als Rektor an ihre Bezirksschule berufen. Dieses Rektorat führt er seit 1835 bis jetzt. Als das Schullehrer-Seminar 1836 von Aarau nach Lenzburg verlegt wurde, hörte auch seine Wirksamkeit an dieser Anstalt auf, an der er von 1827 bis 1836 Religionslehrer gewesen war. Im Jahr 1836 ward er von der Aargauischen Regierung unter den Bewerbern um die Pfarrei Kirchberg bei Aarau dem Luzernischen Chorherrenstift Münster als Kollator vorgeschlagen, und zwar als der erste der Wahlfähigen und Wahlwürdigen, auch von dem Stift Münster einstimmig zum Pfarrer erwählt, von der Aargauischen Regierung aber nicht bestätigt. Dieselbe erwählte ihn dann aber selbst noch im selben Jahre zum Pfarrhelfer (Diakon) in Aarau, welches Amt er seitdem nebst seinem Rektorat bekleidet.

* * *

Fröhlich, dessen Poesien im Allgemeinen die Verwandtschaft mit der gemüthreichen oberdeutschen Schule nicht verkennen lassen, reiht sich als Fabeldichter Deutschlands bedeutendsten Namen in dieser Gattung nicht nur würdig, sondern auch in selbstständiger Weise an. Eigenthümlich ist das politisch-satyrische Element in seine Fabeln verwebt; sinnreich erfunden, auch in der Form originell behandelt, geißeln sie nicht selten die Thorheit und Gebrechen deutscher, besonders schweizerischer Zustände mit scharfem Ernst und Spott. Im lyrisch-epischen Gebiete hat sich Fröhlich's Talent weniger geltend gemacht; seine romanzenartigen Darstellungen entbehren zu sehr des plastischen Gehaltes, der vollen lebendigen Gestaltung; mehr glückt ihm die idyllische Schilderung, das Landschafts- und Familienbild. In letzterer Hinsicht empfiehlt sich namentlich sein „Beethoven", durch schlichten Ausdruck und idyllische Lieblichkeit. Den Romanzenton traf er am besten im „Schlangenbanner", originell nach Form und Inhalt. — Seine Epopöen „Ulrich Zwingli" und „Hutten", das Leben dieser Männer in ihren Hauptmomenten schildernd, vergegenwärtigen uns jene Zeit des ersten Ringens der jungen Wahrheit gegen die alte Nacht, der materiellen historischen Gewalt gegen die innere Berechtigung des freien, ewig aus eigner Autorität neu sich schaffenden Geistes. Die einzelnen Bilder sind kräftig entworfen, die Situationen glücklich aufgefaßt. Wo der Dichter den Stimmen der Vergangenheit seine eigne in Ergüssen der Empfindung, in geistvoller Reflexion beimischt, zeigt er sich uns durch Freimuth der Gesinnung, die dem religiösen und politischen Vorwärts mit warmer Seele das Wort redet, von besonders achtbarer Seite. Wir heben diese um so mehr hervor, als er durch seinen zunächst gegen Herwegh gerichteten „jungen Deutsch-Michel", worin er mit 333 Epigrammen und Gnomen gegen Radikale, Demokraten, Kommunisten und Atheisten sein Anathema schleudert, den Verdacht auf sich lud, früheren Ideen untreu geworden zu seyn und sich aristokratischen Tendenzen zugewandt zu haben. Sein „Hutten" charakterisirt ihn jedenfalls besser und auch vielseitiger, als der „junge Michel", der ihm, einem entschiedenen Feinde aller Wühlereien, der lauten und leisen, also auch der Jesuiten im Frack oder Talar, von den Zeitwirren abgenöthigt zu seyn scheint.

Schriften:

Hundert neue Fabeln. Zürich 1825. Zweite um 70 vermehrte Ausgabe. Aarau 1829.

Schweizerlieder. Aarau 1827. Zweite Ausgabe mit vierstimmigen Kompositionen für den Männerchor von seinem Bruder Fr. Theod. Fröhlich. Aarau 1828.

Elegien an Wiege und Sarg. Leipzig 1830.

Das Evangelium St. Johannes in Liedern. Ebd. 1830.

Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge. Zürich und Frauenfeld 1840.

Der junge Deutsch-Michel. Zürich (2. Aufl.) 1843. 3. Aufl. 1846.

Ulrich von Hutten. Siebenzehn Gesänge. Das. 1845.

Ueber den Kirchengesang der Protestanten. Das. 1846. (Diese Schrift diente zur Einleitung der von ihm bearbeiteten und nun in Schule und Kirche eingeführten Aargauischen Kirchengesangbücher.)

Alpenrosen. (Diesen schweizerischen Almanach, nach Rud. Wyß' Tode von ihm begründet, gab er seit 1831 mit Follen, 1832 und 1833 allein, 1837, 38 und 39 mit Hagenbach und Wackernagel heraus.)

Auserlesene Psalmen und geistliche Lieder für die evangelisch-reformirte Kirche des Kantons Aargau, herausgegeben. Aarau 1844. 2. Aufl. 1845.

Einzelne seiner gedruckten Rektoratsreden und Predigten sind nicht in den Buchhandel gekommen.

*418. Der Schweizerknabe. *)

Mein Vater ist gegangen
Mit an des Landes Mark,
Sie woll'n den Feind empfangen;
Mein Vater auch ist stark.

Die Mutter weint' beim Scheiden
Und auch das klein're Kind;
Mir schlug das Herz in Freuden,
Die Fahne flog im Wind.

Für unsern Vater beten
Wir jetzo spät und früh:
Gott mög' ihn uns erretten
In Krieges Noth und Müh!

So schaut auch zu den Sternen
Der Vater um Mitternacht;
So wissen wir in Fernen
Uns Beide wohl bewacht.

Gott ließ sie nicht verderben,
Als Tell vom Knaben schied:
Und sollt' mein Vater sterben,
Er geht zum Winkelried.

---

419. Das rothe Röcklein.

Ob die Höh'n auch rosig glühen,
Neu sich grünt die Alpenau,
Hörner grüßen ab den Flühen,
Blickt doch nie hinauf die Frau.

Wie ein Lämmchen schlief ihr Kleines
Unbewacht in Blumen dort,
Und zum Gipfel seines Steines
Trug's der Lämmergeier fort.

Auf ist sie bei'm Schrei gesprungen,
Nachgestürzt, da sank sie ein;
Sind auch Jäger nachgedrungen,
Unerklimmbar ist der Stein.

In den Winden allen stehet
Immerdar des Räubers Hort,
Immerdar im Winde wehet
Noch das rothe Röcklein dort.

Und ob auch die Höh'n erglühen,
Neu sich grünt die Alpenau,
Hörner grüßen ab den Flühen:
Nie mehr blickt hinauf die Frau.

---

420. Das Frauenkloster zu Engelberg.

Tief d'rin im Unterwald'ner Land,
Allwo der Titlis ob der Trift
Mit Schneedach ragt und Giebelwand,
War Engelberg, das Frauenstift.
Dort trat, als Pfingsten glänzte,
Altar und Pforten kränzte,
Viel edler Jungfrau'n schönster Chor,
Der Schönheit Frühlingstag, in's Thor.

Voran geht eine Königsfrau,
Die gold'ne Kron' um's stolze Haupt,
Mit ihr in der Juwelen Thau
Herzogentöchter, kranzumlaubt.
Darnach in Schneegewändern
Mit Schmuck und Purpurbändern
Zweihundert Fräulein schlank und weiß,
In Zucht und Gang des Adels Preis.

Doch der Gestalten hohe Lust
Ist von dem herbsten Leid umhüllt,
Und auf den Edelstein der Brust
Fällt Thrän' in Thräne schmerzerfüllt.
Sie nahen mit Erzittern
Des Chores Eisengittern.
Wer ist die Frau im Königskleid?
Und wer die Jungfrau? was ihr Leid?

Die Königin ist jene Frau,
Die, schreitend durch unschuldig Blut,
„Heut bade ich im Maienthau!"
Gerufen hat mit Rachewuth;
Und deren Schreckenshänden
Ein Krieger mußt' entwenden
Das Wiegenkind, den letzten Sproß
Des edeln Bluts, das sie vergoß.

Sie ist des Kaisers Albrecht Kind,
Die ihres Vaters Mörder schlug;
Was Edle auch gefallen sind,
Sie hat der Rache nicht genug.
Die Burgen sind gebrochen,
Die Söhne all' erstochen;
Noch in den Töchtern will den Stamm
Agnes zerstör'n, das fromme Lamm,

Und macht der Kirche Heiligthum
Für Alle da zum Kerkerschloß,
Drin soll der Jugend reine Blum'
Verwelken freud- und früchtelos.
Und die so froh sonst lachten,
Die sollen drin verschmachten,
Sich sehnend nach den Höh'n zurück,
Zu Lied und Spiel und Minneglück.

Ab nimmt den Kranz voll Blust und Laub
Die Königin der Opferschaar,
Und legt den unermeß'nen Raub
Mit kalter Hand auf den Altar.
So trat, seit Pfingsten glänzet,
Altar und Pforten kränzet,
Kein schönerer Jungfrauen-Chor,
Kein schmerzenreich'rer durch das Thor.

---

*) Die mit Sternchen bezeichneten Gedichte des Verfassers, so wie die der folgenden Autoren sind bisher ungedruckte **Originalmittheilungen.**

421. Der Schlangenbanner.

Ein Pfeifer geht durch Berg und Thal
Und läßt sich gut bewirthen:
„Die Schlangen bann' ich überall,"
Verkündet er den Hirten,
„Die beißenden
Und reißenden,
In allen Farben gleißenden,
Mit meiner Pfeife Schall."

Die Hirten steh'n im weiten Kreis;
Der Mann beginnt zu blasen,
Und auf die schrille, grille Weis'
Thut auf sich Stein und Rasen;
Die schwänzelnden,
Sich kränzelnden
Und auf und nieder tänzelnden
Sind da auf sein Geheiß.

Und greller immer pfeift der Mann,
Je mehr der Augen blitzen,
Und immer wimmelt mehr heran
Aus Höhlen und aus Ritzen:
Die mächtigen
Und prächtigen,
Die schmächtigen und trächtigen
Sind all' ihm unterthan.

Und tausend Köpfe recken sich
Und züngeln ihm zum Gruße,
Und tausend Köpfe strecken sich
Und lecken ihn am Fuße.

Das steigende
Und neigende,
Sich grün und blau erzeigende
Gewoge kam und wich.

Fast beten an die Hirten schon
Den Zauberer im Tanze,
Da nahet Eine in der Kron'
Und aller Farben Glanze,
Die gähnende,
Raub sehnende,
Sich unabsehbar dehnende
Schießt Blicke: Zorn und Hohn.

Die Pfeif' entfällt dem Mann; zur Stell'
Ist seine Macht entschwunden;
Noch schreit er auf, da haben schnell
Ihn Tausende umwunden,
Die zischenden
Und gischenden,
Blut, Gift und Geifer mischenden
Sie wogen Well' auf Well'.

Vom Berge flieh'n die Hirten all';
Und was sie auch ersannen,
Verlassen bleibet Weid' und Stall,
Nichts kann die Schlangen bannen;
Verzehrende,
Verheerende,
Sich ohne Zahl vermehrende
Erfüllen jetzt das Thal.

---

*422. Beethoven.

Er klopft bei Regensturm und Nacht
Wegmüd' am Bauernhofe an,
Und freundlich, wie er's kaum gedacht,
Wird ihm, dem Fremdling, aufgethan; —
Und dem Erquickten stell'n sie hin
Den weichsten Stuhl dann zum Kamin.

Nun sitzt der Vater an's Klavier;
Die Söhne nehmen von der Wand
Die Geigen, und sie spiel'n zu vier, —
Der Wandrer sieht, — mit sichrer Hand,
Und sieht die Lust, wie's ihnen glückt,
Des Meisters Dichtung sie entzückt.

Die Mutter auch und Tochter lacht,
Es ruht die Hand, sie wissen's nicht,
Und mehr scheint ihre Freud' erfacht,
Je strömender das Tongedicht.
Umarmung, Händedruck und Kuß
Und Freudenthränen sind der Schluß.

„Um Gott!" ruft nun der Wandrer aus,
Welch eine Musik spielet ihr,
Die so ergreift das ganze Haus? —
Das Ohr ist, ach, erstorben mir!" —
Sie hol'n das Buch. — Er weint — und spricht:
„Es ist mein eigen Tongedicht.

Ich bin Beethoven." — „„Welch' ein Glück!""
Ist nun aus Einem Mund der Ruf.
Er hält umsonst sie sanft zurück;
Der so unendlich Schönes schuf,
Den ehren sie nun jeder Weis'
Und herzlicher denn je ein Kreis.

Darnach, erbeten, hilft er hin
Und spielt in tiefster Seel' erregt,
Wie diese Führung lieblich ihn
Zu Gottes Lob und Dank bewegt.
Und Stunden lang noch hören sie
Die wundervollste Phantasie.

Sie war des Meisters Schwanensang;
Nie rührte er die Saiten mehr;
Hier nach dem düstern Pilgergang
Quoll Abendglanz noch um ihn her.
Erkrankt ist er in selber Nacht —
Zu höhern Chören dann erwacht.

---

423. Huttens Reise nach Brüssel zu Kaiser Karl V. 1520.

(Aus der Epopöe: „Ulrich von Hutten.")

Auf seinem Weg nach Brüssel zur Pfalz des Kaisers hin
Denkt Hutten nun der Reden, damit der Herrscher Sinn
Er mächtig will erregen: ihr Deutschland zu befrei'n
Von Roms unsanftem Joche, der Fürsten Zwist und Tyrannei'n.

„Der Kaiser und sein Bruder", so denkt er, „sind noch jung;
So eher wird in ihnen erfacht Begeisterung;
Es soll sie ganz entflammen der Hohenstaufen Ruhm,
Und wie auch Max den Enkeln vorging im deutschen Kaiserthum.

Das will ich ihnen sagen: Nun ist die Zeit erlebt,
Zu siegen, wo vergebens Jahrhunderte gestrebt,
Und hier ist zu erobern auch eine neue Welt
Noch im Gebiet des Geistes, wozu, o Fürsten, ihr bestellt.

Das will an's Herz ich legen dem Herrn mit aller Macht:
Er trete nicht entgegen dem Volk, das nun, erwacht,
Erlösung sieht und fordert; er stelle sich voran
Und zeige ihm Vertrauen, so wird es jubelnd ihn empfahn,

So hat er eine Stärke, mit der er Frankreich zwingt,
Den stolzen Nebenbuhler, der unversöhnlich ringt,
Ihm Mailand zu entreißen, Burgund und Niederland;
Und beut mit deutschen Kräften dem Papst und Sultan Widerstand."

In diesem Feuer glühend und in der Hoffnung Lust,
Und seines sichern Wortes der Rede froh bewußt,
Geht nun er zum Palaste; Empfehlung sucht' er nicht;
Empfiehlt ihn nicht sein Name, thut er auf Hofgunst auch Verzicht.

Er kommt zur Pfalz geritten auf einem edeln Roß
Und übergibt's dem Knappen und steigt hinan zum Schloß.
Sein Hofgewand von Sammet, sein stolzer Blick und Gang
Gebeut der Wacht, sie bieten den Ehrengruß mit Waffenklang.

Er meldet seinen Namen, und mit der großen Zahl,
Die vor den Kaiser wollen, harrt er im weiten Saal.
Aus Spanien viel Große sind da, ihm unbekannt,
Doch auch der Ordensleute, die auf ihn schauen haßentbrannt.

All' dürfen nahn dem Throne, der Ordensmann voraus;
Und ihrer kommt jedweder vergnügten Blicks heraus;
Und bald schon siehet Hutten im Saale sich allein,
Und denkt: „Mir will der Kaiser wohl mehr denn Augenblicke weihn."

Da meldet ihm der Diener: Verflossen sei die Stund',
Die Majestät zu sprechen. „Und thut er mir nicht kund,"
Sagt Hutten, „wann ich wieder erscheinen soll?" — „„Er sprach,""
Sagt Jener, „„nicht mehr solle der Ritter sich bemühn hienach,

Desgleichen auch sein Bruder, Erzherzog Ferdinand:
Er könn' Euch nicht empfangen!"" — Auf dieses Wort wie stand
Erblaßt von Zorn da Hutten! Den Kämmerling durchbohrt
Er so furchtbaren Blickes, daß der voll Schreck' enteilt sofort.

Und wie er selbst zurücke die langen Hallen geht,
Da tritt aus den Gemächern des Kaisers aufgebläht
Hogstraten *) her, und Blicke voll Schadenlust und Hohn
Wirft er vorüberschreitend auf den, dem er versperrt den Thron.

„Und soll das mir geschehen?" denkt Hutten, „mir der Spott?
Und mir vom Enkel Maren's, der stets nur Huld mir bot?
Und dem ich treu gedienet, mich darf jetzo dafür,
Mich freien deutschen Ritter der Enkel weisen von der Thür?

Nun Deutschland hilf dir selber!" Er springt mit diesem Wort
Zu Pferd, und wie nach oben er sieht, so stehet dort
Der Kaiser selbst am Fenster, der Jüngling ohne Bart,
Der hagere, gelblich blasse, mit düstern Zügen streng und hart.

Er schaut zu ihm herunter, und Hutten schaut empor
Und auf Hogstraten nieder, und wirft dem Kaiser vor
Und spricht mit solchen Blicken: „So gelten in der That
Die Kuttenträger Alles, wir aber nichts in deinem Rath!"

Ingrimmig sprengt von dannen zurück er nun und denkt:
„O weh dem Reich, deß Fürsten der Pfaff von Kindheit lenkt,
Weh, wenn, zu dessen Füßen der halbe Erdkreis liegt,
Der nun, statt selbst zu herrschen, beherrscht sich schlauen Mönchen schmiegt.

*) Hogstrat, Prior des Dominikanerordens, Doktor und Professor der Theologie zu Köln, Inquisitor der drei geistlichen Kurfürstenthümer, war ein abgesagter Feind der Protestanten, namentlich Luther's und Reichlin's. Er starb den 11. Januar 1527.

Sie lassen dich noch wähnen, o Karl, du leitest sie,
Sie lassen dich gewinnen, und sie verlieren nie.
Und hast an sie verloren dein ganzes Leben du,
Mußt du im Bußgewande bei ihnen suchen Seelenruh'!“

So kommt zur Herberg Hutten; da warten Boten sein,
Und melden Freundesbriefe: Es lauern Mörder dein;
Sey auf der Hut und flüchte! Der Kaiser will dich fahn
Und an den Papst ausliefern, wie's unter ihnen abgethan.

Die Warnungen sind dringend und stimmen überein
Von hochgestellten Freunden; nicht kann es Täuschung seyn;
So mehr enteilet Hutten der nähesten Gefahr,
Und rastet erst, gekommen nach Köln zum Grafen Nuenar.

‚Gott sei gedankt!‘ ruft dieser, wie er den Freund erblickt,
‚Schon hielten Euch die Mönche in ihrem Netz verstrickt.
Sie sind, Euch wegzuschaffen, mit Gift und Dolch bereit;
Sie seh'n, was ihnen drohet die römische Dreifaltigkeit. *)

Ihr müßt nunmehr empfohlen von Freund zu Freunden seyn,
In sicherem Geleite nur ziehn hinauf den Rhein!‘
„Wer hätte das“, sagt Hutten, „gedacht zu jener Zeit,
Als Ihr von diesen Rotten mich hier das erste Mal befreit,

Daß nach so langem Kampfe und nach so manchem Jahr
Ihr neu mich schützen müßtet vor dieser wilden Schaar?
Doch will ich ferner kämpfen, und sollt' ich untergeh'n;
Noch muß in Christenlanden kein Scheiterhaufen mehr ersteh'n!“

So wechseln sie die Reden. Viel Freunde kommen noch,
Und Hutten's Wiedersehen erfreuet alle hoch.
Viel hat er zu erzählen, was Alles ihn bedroht,
Seit ihm die hohe Schule zu Köln Hogstraten's Bann verbot.

Was er und was auch Luther nun will, deß sind sie eins,
Und all' ihm hülferbötig. Er freut sich des Vereins,
Und spricht, als dann er scheidet: „Vertrauen wir der Kraft
Der Wahrheit, die doch sieget! Rings blühen Kunst und Wissenschaft.

Und ob uns auch verfolgen Baalspriester alter Nacht,
Doch ist es Lust zu leben; die Geister sind erwacht!
Glückseliges Jahrhundert! Die Völker werden frei;
Es bleibt nur Selbstverbannung, der Strick nur bleibt der Barbarei!“

Derweil bei alten Freunden zu Köln er so geweilt,
Hatt' ihn gesucht Hogstraten und war vorausgeeilt,
Und ließ auf allen Straßen durch seine Schergen späh'n,
Und kehrt zurück jetzt fluchend, daß ihm die Beute mußt' entgeh'n.

Doch siehe, wo die Straße sich um den Felsen biegt,
Und an des Rheines Ufer eng an's Gebirge schmiegt,
Steht unversehens Hutten mit reisigem Geleit
Vor ihm, und zu entfliehen ist für den Mönch nicht Raum, noch Zeit.

Jetzt sieht er, ist gekommen die letzte Stund' für ihn,
Halb steigt, halb fällt vom Rosse er nieder, knieet hin
Im Straßenstaub und schreiet: „‚O Vater, ich befehl'
Den Geist in deine Hände! Nimm auf, Herr Jesu, meine Seel'!‘“

„O schweige!“ ruft ihm Hutten, „was soll'n in deinem Schlund
Die heiligsten der Worte aus gottgeweihtem Mund?
Doch nein! von je bewegte nur Lüge deine Zung',
Und recht fährst du von hinnen mit einer Gotteslästerung!“

So hebt er sich im Bügel, in hoher Faust das Schwert,
Den Schädel ihm zu spalten. „Doch nein“, sagt er, „nicht werth
Bist du, also zu fallen; besudeln will ich nicht
Den unbefleckten Degen mit deinem Schweinsblut, Bösewicht!“

Und um die breite Schulter haut er, so stark er mag,
Ihm Schwielen mit der Breite der Klinge Schlag auf Schlag,
Und ruft: „Nun Obermeister der Ketzer, hebe dich!
Und denk' bei neuen Tücken an Sickingen zuvor und mich!“

*) Trias romana, sive Vadiscus.

Doch auf der Reise weiter bleibt wohl er auf der Hut;
Wollt' etwa Rache üben des Feindes Grimm und Wuth.
Bald aber ungefährdet hat er das feste Schloß,
Die Ebernburg Sickingens erreicht und schwingt sich ab vom Roß.

Karl Lebrecht Immermann,

der Sohn eines Kreis- und Domänenraths, wurde den 24. April 1796 zu Magdeburg geboren. Vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog er 1813 die Universität zu Halle und widmete sich der Rechtswissenschaft. Als kurz nachher der Königsruf zur Befreiung des Vaterlandes erging, stellte auch er sich unter das Banner der Freiwilligen; aber ein heftiges Nervenfieber streckte ihn auf's Lager, und erst 1815 war es ihm vergönnt, den Feldzug mitzumachen, worauf er zu den Studien nach Halle zurückkehrte. Nach Beendigung derselben trat er zu Magdeburg als Referendar in den Staatsdienst, wurde 1823 Divisions-Auditor in Münster und 1827 Ober-Landesgerichtsrath in Düsseldorf. Hier übernahm er später die Verwaltung des Theaters, das er, wie einst Göthe und Schiller die Bühne Weimars, in gleichem Sinne zu einer deutschen Musteranstalt zu erheben dachte. Es gelang ihm zwar, aus zum Theil schwachen Kräften ein vorzüglich geschultes Ensemble zu bilden; dennoch scheiterte das auf Aktien begründete Unternehmen, weniger am Ungeschmack des Publikums, als vielmehr an gewissen, von ihm eigensinnig festgehaltenen Verhaltungsregeln, womit sich weder dieses, noch das darstellende Personal auf die Dauer befreunden konnte. So sah er sich endlich veranlaßt, nicht ohne materielle Verluste in seine frühere Stellung zurückzutreten. Im Jahr 1836 ertheilte ihm die philosophische Fakultät zu Jena honoris causa das Doktordiplom. Kaum ein Jahr verheirathet und mit Ausarbeitung seiner „Memorabilien" und des gottfriedischen Gedichtes „Tristan und Isolde" beschäftigt, starb er an den Folgen eines apoplektischen Anfalls am 25. August 1840.

* * *

Für Romanzen und Balladen, wozu er gern mythische und märchenhafte Stoffe sich auserſehen, wußte Immermann wohl den Ton zu finden; allein der Quell, aus welchem jene lebendig hervorsprudeln, war ihm kaum jemals völlig erschlossen. Die meisten derselben haben etwas Eckiges, Unfertiges, Affektirtes; man vermißt, wenn auch keineswegs die gestaltende Phantasie, doch das Gepräge gemüthlicher Unmittelbarkeit und poetischer Ursprünglichkeit. Die Nachbildung nach bekannten Mustern tritt darin deutlich hervor, z. B. in Dietlieb das Reckenhafte der Manier Fouqué's; im Student von Prag, — Dechant u. a. (letzteres Gedicht offenbar nach einem altenglischen Original behandelt) das Gespenstische und Dämmerungsschaurige der Muse Kerner's und Chamisso's; im Fischer das Kolorit Heine'scher Nixenphantasieen; in den drei Jungfrauen und im Schleichhändler die Göthe'sche Ausdrucks- und Tonweise u. s. w. Nichtsdestoweniger und trotz der spröden, von ihm mühsam gehandhabten Form läßt sich auch hier mitunter das fest ausprägende Talent des Dichters, wie es sich vorzüglich in seinen Tragödien und Novellen bewährt, nicht verkennen, und auch in dieser Sphäre übertrifft er Viele der späteren Sangesgenossen. Am schwächsten zeigt er sich auf rein lyrischem Gebiet, wo er sich vorzüglich in Heine's Manier gefällt, ohne die gewaltige Intensität der Phantasie und des augenblicklichen Gefühlsausdruckes dieses Dichters auch nur von fern zu erreichen. Ueberdieß war der schroff verneinende Ton seiner Lieder nicht geeignet, denselben besondere Gunst zu erwerben.

Wir können uns nicht versagen, hier eine gediegene Charakteristik Immermann's als Dramen- und Novellendichter folgen zu lassen, die wir den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Dezember 1841, Nr. 113 f. entlehnen. „Die Entwickelungsgeschichte weniger Dichter" — heißt es daselbst — „ist so interessant, wie die Immermann's. Wir sehen ihn, wie er in fortgesetzter Gährung kämpft und ringt, voll Ernstes und feinen Gefühls sich von alten Fehlern loswindet und in neue versinkt; wie er bald großartige Stoffe erfaßt, in der Behandlung die dem Stoffe angemessene Auffassung zeigt, besonders sich durch geschickte, fein gegliederte Anordnung auszeichnet, bald kleine, unbedeutende Gegenstände wählt, bei denen Alles auf die Form ankommt, auch hier zeigt, daß er alle Elemente besitzt, die zur Vollendung des Werkes erfordert werden, und wie er doch in beiden Fällen lange Zeit nichts auch nur von fern Vollendetes zu schaffen vermochte; wie ihm die Elemente eben zu sehr Elemente blieben, sich nicht zum organischen Ganzen abschließen wollten. An Stellen der glühendsten Begeisterung versinkt er plötzlich in nüchterne Prosa, und dort, wo kalter schneidender Verstand am Ort ist, läßt er eine gemüthstiefe, poetische Wendung einfließen; er gibt sich nach einander verschiedenen Vorbildern, vorzüglich Shakspeare und Göthe, unselbstständig hin, lernt die Form nie bewältigen, und besonders sieht man ihm bei Allem, was ihm gelingt und mißlingt, zu sehr den Schweiß, die Arbeit an, die kalt berechnend außerhalb des Werkes steht und nur mit feinem Taktsinn alles Unziemliche ausscheidet, so daß man sich mit Recht versucht fühlt, ihm die höhere schöpferische Kraft, das ursprüngliche Behagen, wie es Göthe nennt, abzusprechen. — Talent zeigten besonders seine früheren Werke, vorzüglich „Cardenio und Celinde", unzweifelhaft, die folgenden schienen mehr Rückschritte, oder wenn man auch eine gewisse Fortbildung gewahrte, so war dieselbe unbedeutend, es häuften sich neue Fehler, und das Talent schien beschränkt. In „Friedrich II." und den beiden ersten Dramen der Trilogie „Alexis" zeigte sich weniger Sprödigkeit der Form, das Ganze schloß sich harmonischer ab, doch dabei war es matter, es traten weniger Lichtpunkte hervor, die man bei den früheren nie verkennen konnte; besonders aber litt „Friedrich II." an einer modernen Siechheit, indem er von den großartigen historischen Momenten fast nichts enthielt, und völlig willkürlich religiöse Gegensätze hineintrug, wodurch das Gedicht einen engbrüstigen halbdidaktischen Charakter bekam. In dem dritten Drama des Alexis, so wie in einem großen Theile des „Merlin" und

der „Gedichte“ trat die alte Formenhärte wieder hervor. Das „Tulifäntchen“ war zwar leicht und nett, doch der Stoff zu dünn, und auch aus diesem naiven Ton fiel der Dichter zu oft, als daß man nicht hätte glauben sollen, er habe ihn nur Andern abgelauscht. Das „Trauerspiel in Tyrol“, auf welches er besonders viel gab, zeigte dieselbe Ungleichmäßigkeit, die Mühsal, mit der sich der Dichter aus der Prosa emporarbeitet, und die Spuren der kalten Berechnung blieben immer unverwischt. Auf der andern Seite waren freilich die Angriffe, welche Börne und nach ihm so Viele auf das Gedicht machten, völlig unbegründet; Börne legt eine fremde, willkürliche, politische Kategorie von außen an das Stück als Maßstab an; dies Verfahren, das sich zum Theil bei Schiller's Tell wiederholt, unterscheidet sich in keiner Weise von den längst verworfenen Versicherungen der göthischen Unmoralität und der Schwächlichkeit und Verächtlichkeit seiner Helden; es ist dies nicht blos eine Beeinträchtigung der poetischen Objektivität, sondern es zeigt von gänzlicher Unklarheit über das Wesen der Poesie überhaupt. Gerade das, was Börne tadelt, ist das hohe, wahrhaft poetische, doch leider wohl das einzige Verdienst des Stückes, welches mehr Realität hat als irgend ein Drama Immermann's, daß der Dichter nämlich den poetischen Inhalt der Zeit so treu wiedergibt und sehr wohl fühlt, daß diese Art der blinden Treue und Unterwürfigkeit eben so tiefpoetisch ist, wie der glühendste, bewußtvollste Freiheitsdrang. So mußte das Urtheil über Immermann schwanken, bis „die Opfer des Schweigens“ alle Anklagen seiner Feinde zu bestätigen schienen; das Stück war schaal, matt, nüchtern, und seinen Freunden blieb Nichts übrig, als wiederholt darauf hinzuweisen, daß es der Dichter absichtlich dem Zustande unserer Bühnen angepaßt habe, daß Immermann eben eine männlich schroffe, kernig harte Natur sei, welche nur darin fehle, daß sie es überhaupt versuche, sich fremden Formen anzuschmiegen. Immermann selbst hat auf Angriffe stets geschwiegen; er ging unbeugsam seinen Weg, und diese Entschiedenheit war es vornehmlich, welche die Hoffnungen seiner Verfechter wach erhielt, indem sie wohl wußten, daß unsere Zeit weit weniger an Talenten, als an Durchbildung Mangel hat, und Immermann schon in dem großen Meere der modernen poetischen Charlatanerie und gemachten Originalität als kernige gesunde Gestalt sehr achtbar dastand; auch enthielten die späteren Gedichte, besonders der Merlin schon vieles einzelne weit Wärmere und Zartere, als man es von dem Dichter erwartet hatte. Da kamen die „Epigonen“, und man sah, daß mit ihnen eine neue Epoche in seiner Entwicklung begann. Das Ringen mit der Form war überwunden; die Unselbstständigkeit, die man dem Dichter vorwarf, war zu groß, als daß man in ihr nicht Absicht hätte sehen sollen, es war ein Wilhelm Meister des neunzehnten Jahrhunderts, den er bezweckte, doch gab er mehr Zeitrichtungen als Individuen. Alle Hoffnungen aber, welche die Epigonen angeregt hatten, wurden durch die Episode am Oberhof im „Münchhausen“ (von sehr großer Wirkung auf die neuere dorfgeschichtliche Literatur) übertroffen; von hier ab stand Immermann unbezweifelt als Dichter im höchsten Sinne des Wortes da und in den ersten Reihen um Göthe und Schiller. Es gehört dies zu dem Tiefsten und Wahrsten unsrer gesammten Literatur; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls, eine Naivetät, wie wir sie nur bei Göthe wiederfinden, und eine Sicherheit, Klarheit und Anmuth der Darstellung, wie sie außer Göthe nur noch Tieck in seinen besten Sachen gelungen ist. Jedes Wort hier ist Leben. Die Stücke aus „Tristan und Isolde“, welche das rheinische Jahrbuch brachte, zeugten von dem rüstigen Fortschreiten des Dichters auf der neugebrochenen Bahn, und es ist sehr zu bedauern, daß sich das Gedicht in seinem Nachlaß nicht vollständig gefunden hat. Immermann's Gedicht gehört zu dem Besten nicht nur, was die letzten Jahrzehnte, sondern was die neuere Literatur (seit Göthe) überhaupt gebracht, obwohl wir seine Mängel nicht verkennen wollen rc.“

Schriften:

Ueber die Streitigkeiten der Studirenden in Halle. (Diese Schrift, „mit der er gegen eine gutgemeinte aber unpraktische Richtung unter den Studenten kämpfte“, wurde bei dem Wartburgfeste mitverbrannt.) Halle 1817.

Die Prinzen von Syrakus. Romantisches Lustspiel. Hamm 1821.

Trauerspiele. (Enth.: Das Thal von Ronceval; — Edwin; — Petrarka.) Hamm u. Münster 1822.

Gedichte. Mit Musikbeilage. Das. 1822.

Die Papierfenster eines Eremiten, herausgegeben. Das. 1822.

König Periander und sein Haus, Trauerspiel. Elberfeld 1823.

Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten. (Gegen Pustkuchen.) Münster 1823, und: Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre u. s. w. Das. 1823.

Das Auge der Liebe, Lustspiel. Hamm 1824.

Ein Morgenscherz, Lustspiel (im Jahrbuch deutscher Nachspiele für 1824).

Cardenio und Celinde, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1826.

Ueber den rasenden Ajax des Sophokles. Eine ästhetische Abhandlung. Magdeburg 1826.

Das Trauerspiel in Tyrol, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Hamburg 1827.

Die Verkleidungen, Lustspiel in 3 Aufzügen. Das. 1828.

Kaiser Friedrich der Zweite. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebd. 1828.

Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier. Eine literarische Tragödie. (Sonette und Trochäen, gegen Platen's „romantischen Oedipus.“) Ebd. 1829.

Die Schule der Frommen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Stuttgart und Tübingen 1829.

Tulifäntchen. Ein Heldengedicht in 3 Gesängen. Hamburg 1830.

Miscellen. (Enth.: Der neue Pygmalion; — die schelmische Gräfin, Lustspiel; — der Karneval und die treue Somnambüle.) Stuttg. 1830.

Gedichte. Neue Folge. Das. 1830.

Alexis. Eine Trilogie. Düsseldorf 1832.

Merlin. Eine Mythe. Das. 1832.

Reisejournal. Das. 1833.

Die Opfer des Schweigens, Trauerspiel (im Taschenbuch dramatischer Originalien für 1839).

Schriften. 4 Bde. Düsseld. 1835. (1. Bd.: Gedichte und Tulifäntchen. 2. Bd.: Reisejournal; Frühlingscapriccio; Blick in's Tyrol; Ahr und Lahn. 3. Bd.: Merlin; Andreas Hofer. 4. Bd.: Alexis; die Verschollene.) Bd. V—VII. Das. 1836. (Enth.: die Epigonen, Familienroman in 9 Büchern.) Bd. VIII—XI. Das. 1838—39. (Enth.: Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken. Neue Ausgabe. Das. 1841.)

Memorabilien. 3 Thle. Hamburg 1840—43. (Enth.: Denkwürdigkeiten aus J.'s Leben und Zeit; 1. Th.: Jugendjahre; 2. Th. Grabbe; Tagebuch 36—37; das Fest der Freiwilligen zu Köln, 3. Febr. 1838; Epilog zu Göthe's Todtenfeier; Lustspiele; Strophe bei dem Tode des Königs,

Juni 1840; 3. Th.: Fränkische Reise, Herbst 1837; Düsseldorfer Anfänge, Maskengespräche.)
Tristan und Isolde, Gedicht in Romanzen. Düsseldorf 1841.
Dramen und Dramaturgisches. Das. 1843. (Enth.: Ueber den Ajar; die Prinzen von Syrakus; die Nachbarn; ein Morgenscherz; Ghismonda, die Opfer des Schweigens.)

---

424. Farbenmärchen.

In einem wunderweißen Hause
Ruht erst das zierliche Geschlecht;
Das Zeichen tönt! Aus seiner Klause
Tritt Jedes nun nach Fug und Recht.

Der junge Ritter tummelt schnelle
Sein Roß und wünscht sich Kampf und Noth,
Flammt zornig auf zur höchsten Helle,
Und ruft in's Feld: Ich heiße Roth!

Doch kann er auch gar sittig schleichen,
Wenn ihm ein süßer Zug gebot,
Zu vielen lieben, losen Streichen
Kommt schamhaft dann der junge Roth.

Jetzt wie ein Lustgeschrei der Erde
Tritt vor der gelbe Paladin,
Da schmiegt mit inniger Geberde
Das Fräulein Blau sich sanft an ihn.

Sie redet leise mit dem Ritter,
Des Bund's Verräther springt herein,
Denn: Vater! Mutter! ruft ein Dritter,
Das grüne Edelknäbchen fein.

Vom gelben Mann auf sammt'nen Matten
Sie ihn im letzten Mai gewann;
Wenn Treue sich und Freude gatten,
Kommt auch die Hoffnung bald heran.

Die Kön'gin lächelt! Alles schwinget
Und drehet sich im Ringelreih'n,
Fräulein Blauinchen hüpft und springet
Von Roth zu Gelb; welch' Zauberschein!

Die Kön'gin geht! Im Feuerbade
Schwimmt träumrisch zuckend das Gesind.
O weh! Da wackelt ohne Gnade
Hofmeist'rin Schwarz herzu geschwind.

„Vergönn' uns nur noch ein'ge Spiele!"
Umsonst, sie fegt das Tanzgemach,
Und schreibt dann mit dem stumpfen Kiele
Bei Mondschein Hofgeschichten nach.

---

425. Der Fischer.

1.
Der Fischfang.

Ein Fischer hat gefangen
Einen Fisch zum Abendbrot;
Auf dem Kopfe thät ihm prangen
Ein Krönlein goldenroth.

‚Ach, Fischer, laß mich leben;
Schenk' dir eine Perlenschnur!'
„Du hast nichts zu vergeben,
Da du ein Fisch bist nur."

Er ist zum Feu'r gesessen,
Und briet den Fisch am Herd;
Als er ein Stück gegessen,
Da ward sein Herz beschwert.

Es schaut mit grünen Augen
Nach ihm im ganzen Haus,
Und tausend Zungen saugen
Ihm Blut am Herzen aus.

Es treibt ihn zu den Wässern
Allunaufhörlich hin,
Und treibt ihn von den Wässern
Zum Lande wieder hin.

Die Nachbarn laufen und fragen:
Was fehlt dem Fischersmann?
Die Nachbarn ihn beklagen,
Niemand ihm helfen kann.

2.
Fischers Traum.

Und als der Fischer zu Bette
Schlummern geleget sich,
Da rauscht es unterm Brette
Des Bettes schauerlich.

Es hebt ein Haupt in Haaren,
Schilfstarrend, sich empor;
Ein Leib mit wunderbaren
Korallen kommt drauf hervor.

Die Nire mit wasserblauen
Augen und bleichem Mund
Hebt auf die langen, grauen
Finger, und thut ihm kund,

Was er an ihr verbrochen —
Weinet und ächzt vor Schmerz:
‚Du hast meinem Oehm gestochen
Blutig das Messer in's Herz!

Du hast meinen Oehm geschlachtet,
Zauber hüllte ihn ein;
Dafür sollst du verschmachtet,
Elend und jammervoll seyn!

Meine Vettern sind die Hechte,
Muhme ist mir die Forell',
Die Gründlinge sind meine Knechte;
Kommt! kommet über die Schwell'!'

Da plätschert, brauset und rauschet
Wogend unendliche Fluth;
Es schnalzt und schnappet und lauschet
Grimmig die schwimmende Brut.

Da züngeln die wilden Gespenster!
Schreiend fährt er empor;
Der Tag sieht klar in die Fenster,
Fort ist der gräuliche Chor.

Nun treibt's ihn zu den Wässern
Wieder beständig hin,
Und treibt ihn von den Wässern
Uferwärts wieder hin.

Und kommt der Abend, und schlossen
Fischer's Augen sich kaum,
Kommt auch gerauscht und geflossen
Wieder der gräßliche Traum.

Er hat das Aengsten und Bangen
Länger ertragen nicht;
Sie sah'n am Dache ihn hangen
Morgens im frühesten Licht.

426. Dietlieb.

(Eine Sage.)

Um die Lettenhütte strich der Wolf,
Drinnen saß der alte Biterolf,
Und im Winkel lag ein roher Klumpen,
Grunzete, gehüllt in Stroh und Lumpen.

Um die Lettenhütte strich der Wolf,
Drinnen schrie der alte Biterolf:
„Weh mir Greis, zum Elend nun erlesen,
Der ich Herzog einst, so groß, gewesen!

Aber ach! ich wurde schwach und alt,
Und besiegt vom tück'schen Reginald;
Sitzt auf meiner Burg in Prunk und Trutze,
Hat verstoßen mich zu Blöß' und Schmutze.

Selig, wem der Knabe ward beschert,
Der im Alter ist des Vaters Schwert!
Mir gebar die Gattin den in Lumpen,
Dort den grunzenden, den blöden Klumpen.“

Von der Hütte flieht gescheucht der Wolf,
Reginald tritt ein zum Biterolf,
Um die Schulter rauscht der Purpursammet,
Und sein wüstes Angesichte flammet.

„„Heute feir' ich droben Hochzeitmahl
Mit der hohen Jungfrau, die ich stahl!
Oben zecht es, lärmt es auf das beste,
Doch noch fehlt die Würze meinem Feste.

Höchste Würze ist zum Wohlergeh'n,
Seinen Feind dabei in Schmach zu seh'n.
Komm, du Alter mit den traur'gen Mienen,
Sollst zur Kurzweil uns im Saale dienen!““

Heftig greift er nach dem alten Mann,
Wimmernd sträubt sich dieser, wie er kann;
Höhnisch speit ihm in's Gesicht der Grimme,
Da erschallt vom Winkel her die Stimme,

Ehern, wie der Feldposaune Ton:
„„Laß den Greis in Ruh', ich bin der Sohn!““
Und der Klumpen schüttelt sich, und trotzend
Recken sich zwei Arme, muskelstrotzend;

Schüttelt sich zum zweiten bis in's Mark,
Auf zwei Lenden steht er, Füßen stark,
Und zum dritten schüttelt sich das Wunder,
Und die Heldenstirne sieht aus Plunder.

Rasch mit einem Satze die Gestalt
Springt herzu, erschlägt den Reginald,
Rafft den Purpurmantel von der Leichen,
Hüllt sein Nacktes in den rothen, reichen;

Nimmt den Vater sanft in seinen Arm,
Steigt auf Feindes Gaul und macht ihm warm,
Braucht die Schenkel, statt der Sporen, kräftig,
Jagt zur Burg hinauf und athmet heftig;

Schreitet, daß die Stiege dröhnt, zum Saal,
Wo die Schelmen singen bei'm Pokal;
Schlägt mit einem Stuhl die Ersten nieder,
Bricht mit einer Bank der Andern Glieder.

Bis zum Simse spritzt das heiße Blut,
Einen Augenblick der Starke ruht,
Geht darauf zum Vater durch die Todten,
Neigt sich ihm und spricht: „„Nun sende Boten!

Send', o Herzog, Boten aus zu all'n
Hintersassen, Mannen und Vasall'n.
In dein Eigen hiemit rückgeführet,
Lade sie zum Schwur, wie sich's gebühret!““

Nunmehr wendet er sich an die Braut,
Die verstört von ihrem Sessel schaut:
„„Wohin willst du, daß ich dich befreite
Aus dem schreckenvollen Ort geleite?““

Schüchtern sieht sie seine Heldenpracht,
Milde steht er da in Mord und Nacht,
Küßt erröthend ihres Kleides Borden.
„Jetzt erst bin ich eine Sklavin worden.“

„„Nun so glänzt mir höchsten Glückes Strahl!““
Ruft er, „„weg die Leichen! wascht den Saal!
Zwischen reinen und entsühnten Wänden
Soll das Hochzeitfest sich keusch vollenden.““

Und der alte Vater schlich heran,
Der den Mund noch gar nicht aufgethan:
„Knabe du, mein herrlicher, erkläre
Deiner Wandlung Räthsel mir, das hehre!“

„„Vater,““ sprach der Jung', „„ich weiß es kaum!
Lag bis heut im Schlummer, war im Traum.
Als dein heilig Antlitz ward beflecket,
Ward dein Sohn, der Dietlieb, aufgewecket!““

427. Die drei Jungfrauen.

„Tragt mir den Sessel vor das Thor,
Bringt kühlen Wein zu Tische,
Daß ich an Sonn' und Weine vor
Dem Hause mich erfrische!"

Der alte König rief's und saß
Behaglich an der Linde,
Er schaute in sein Deckelglas,
Sein Haar weht' in dem Winde.

Im Winde flog sein weißes Haar,
Sein Auge schaute munter;
Drei Mädchen kamen schön und klar,
Geschürzt die Straß' herunter.

Sie wollten Wasser schöpfen geh'n
Mit ihren runden Krügen,
Sie blieben bei dem König steh'n:
‚Herr König, gut Vergnügen.'

Der alte König freundlich sprach
Zur Ersten und zur Zweiten,
Doch als die Dritte grüßte, brach
Sein Laut, er sah zur Seiten.

Sie blühte in der Jungfrau'n Kranz
Die Schönste von den Dreien,
Auf ihren Wangen lag ein Glanz,
Wie Apfelblüth' im Maien.

‚Herr König, sag', was that ich dir,
Daß mir dein Mund nicht dankte?'
Er hob sich auf, sah nicht nach ihr,
Und wandte sich und wankte.

Mit ihren Schwestern sprang die Maid
Froh zu dem Born im Thale;
Der König schlich voll Herzeleid
Nach seinem goldnen Saale.

---

428. Der Schleichhändler.

Der Vater wirft in die Hütte die Wucht,
Er keuchet und schwitzet, er lachet und flucht
Ob der Bürde, die schwer ihm gefallen.
„‚Der wäre gepaschet! Nun sei es versucht
Auf's Neue, wir schlagen die Zöllner in Flucht,
Du, Betti, bewache den Ballen!'"

Schön Betti sitzt bei dem Ballen und weint,
Dumpf brandet die See und das Mondenlicht scheint
In die grauliche, schwirrende Kammer.
Schön Betti, die weinet und seufzet und meint:
‚Nicht wünsch' ich das Leben dem bittersten Feind,
Das Leben voll Sorge und Jammer!

Keine Ruhe bei Tag, und bei Nacht keine Ruh,
Und immer in Aengsten, so geht es hier zu
Unter Schelmen und Gaunern und Dieben!
Ach Robert, mein Trauter, wo nächtigest du?
Der Vater schloß Stube und Hütte dir zu,
Dein Mädchen ist treu dir geblieben.'

Bleich scheinet der Mond, dumpf brandet die See,
Ihr wird so beklommen, so bange, so weh,
Es ist wie ein Sausen und Brausen.
‚Was hör' ich? Es rauschet, als ob da was geh',
Es knistert, als schleiche da was in der Näh'.'
Sie dreht sich, es war ihr zum Grausen.

Denn der Ballen, der regt sich und rücket vom Ort,
Und lebendig wird der verborgene Hort,
Und es platzet die ganze Geschichte.
Der Ballen kriegt Hände und Füß' und so fort,
Was zum Knaben gehöret, mit deutlichem Wort:
'S ist ein contrebandes Gesichte.

‚Ach Robert, bist du es?' — „Schön Betti, ja, ja!
Der Jack ist mein Freund und der schnürte mich da
In den Packen, die dumpfige Hölle!
Ein bin ich geschmuggelt vom Vater, ha ha!
Die Waare ist frei, die das Innere sah,
Da hast du mich ohne die Zölle."

---

429. Der Student von Prag.

Was klingt daher für Tosen? Welch lärmend Festgelag?
Des Vaters Gut verprasset der wilde Student von Prag.
Er sitzt und singet Lieder, davor dem Menschen graust,
Die Dirne auf dem Schooße, den Becher in der Faust.

Der alte Diener schleichet herzu und flüstert scheu:
„Wollt Ihr nicht enden, Junker? 's ist Zwölfe meiner Treu!"
„‚Schweig still, du alter Rabe, und laß dein heis'res Schrei'n!
So lang der Wein hier helle, will ich noch lustig seyn.'"

Auf hebt er seinen Becher; ein großer Wurm liegt drinn:
„Gott gibt ein Zeichen, Junker; o wendet Euren Sinn!"
„‚Schweig still, du alter Rabe, und krächze Andern was!
So lang' die Dirne küsset, hab' ich noch guten Spaß!'"

Er will die Dirne küssen, die auf vom Schooß ihm fährt,
Sie schreit, greift nach dem Herzen, und sinket todt zur Erd'.
Der alte Diener stürzet vor ihm auf beide Knie':
„Gott gibt ein Zeichen, Junker! o sieh das Zeichen, sieh!"

„„Zur Hölle, du Unglücksvogel! Für all mein rothes Gold
Kauf' ich mir Wein die Fülle, ist jede Maid mir hold!
So lang' der alte Thor noch, mein Vater, lebt und giebt,
Ich schwör's beim Höllenpfuhle, wird's auch gezecht, geliebt.""

Der Diener trägt entsetzet die Leiche aus der Stub',
Auf's Lager wirft erschöpfet sich hin der wilde Bub;
Die Kerze flackert trübe in Streifen blauen Scheins;
Die Eulen heulen draußen, die Glocke schlägt halb Eins.

Da rauschet auf die Thüre, da weht ein Grabeshauch,
Ein Schatten weht zum Lager, gleich einem bleichen Rauch,
Er blickt mit Jammermienen auf den verlornen Sohn;
Der Student knirscht frech im Traume, er lacht mit wüstem Hohn.

Der Schatten hebet warnend empor die Geisterhand;
Rasch greift der Student im Traume nach dem Tuche an der Wand;
Er schlägt mit seinem Tuche nach seines Vaters Bild,
Da zittert und zerrinnet der Schemen irr und wild.

Der Student fährt aus dem Schlafe mit verstörtem Angesicht;
In's Fenster blickt der Morgen mit aschenfahlem Licht;
Der Diener bringet weinend einen Brief mit schwarzem Rand;
Dem Studenten sträubt die Locke, er hat den Brief gekannt.

‚Dich grüßt die Mutter, welche zur Wittwe du gemacht;
Dein Vater ist gestorben in dieser letzten Nacht.
Dein Vater hat zu Tode um dich gegrämet sich,
Und hat nicht sterben können aus Noth und Sorg' um dich.

Er lag im Todeskampfe still einmal eine Weil',
Ich hofft', er sei gegangen zu seinem ew'gen Heil,
Da schrie er auf: Der Bube schlägt mich mit seinem Tuch!
Und gab dir im Verscheiden, mein Sohn, des Vaters Fluch!'

Der Student von Prag läßt fallen den Brief und wanket fort;
Er setzet stumm sich nieder an einen düstern Ort,
Und schneidet mit der Scheere ab seiner Haare Schopf,
Und nimmt in beide Hände den kahlgeschornen Kopf. —

Was klingt denn nun für Singen aus des Studenten Haus?
Es sind acht Leichenträger, es ist ein Leichenschmaus;
Sie singen vom Gesangbuch und trinken dazu Wein,
Der Student trinkt nicht mit ihnen und stimmt in's Lied nicht ein.

---

430. Der Dechant.

In dem Sarge unbedecket
Rings mit Flor und Schmelz umstecket,
Lag die Leiche ausgestrecket

Des Raimundus, des Dechanten,
Dessen andachtsvoll entbrannten
Wandel weit die Lande kannten.

Trauernd sangen Ordensbrüder
Bei dem Sarg die Grabeslieder;
Responsorien tönten wieder.

Und des Volks gedrängte Menge
Schluchzte durch des Schiffes Gänge
In die dumpfen Klaggesänge.

Als das Amt vollendet worden,
Sprach der älteste vom Orden:
„Tod, allmächtig ist dein Morden!

Wäre, was von Adam stammet,
Nicht zu deinem Fraß verdammet:
Hätte dieses Licht geflammet

Stets zum Heil der Kirche weiter. —
Ruh' in Frieden, sel'ger Streiter,
Unser Führer, unser Leiter!" —

Darauf trat ein kleiner Knabe
Aus der Schaar der Kinder, Gabe
Bracht' er dar dem theuren Grabe;

Bracht' ein Kränzlein, sprach mit Weinen:
„Dieses schenken Dir die Deinen,
Die du lieb gehabt, die Kleinen!" —

Jetzo sah man einen Kranken
Aus dem dicht'sten Haufen wanken,
Hört' ihn so dem Dechant danken:

„Ach, wer wird sich nun der Armen,
Sich der Siechen jetzt erbarmen,
Da du liegst in Todes Armen?" —

Endlich schritt der Bote prächtig
Von dem König groß und mächtig
Zu der Bahr' und sprach bedächtig:

„In des Königs Namen künde
Laut ich hier in die vier Winde
Von dem Manne ohne Sünde:

Daß zu allen guten Saaten
Unsers Herrn und seinen Thaten
Dieser Heilige gerathen.“ —

Wieder tönten Klaggesänge;
Lauter jammerte die Menge
Durch des Chores düstre Gänge.

Seufzend hoben sie den reichen
Sargesdeckel ohne Gleichen; —
Da geschah ein gräßlich Zeichen:

In den Laken rührt sich's lebend,
Und der Todt', empor sich hebend,
Sprach mit Lippen, blaß und bebend:

„Ich bin hier vor Gott geladen;
Ich empfing den Spruch zum Schaden,
Bin verdammt vom Stuhl der Gnaden.

Jeder Pflicht läßt sich genügen,
Leben, sterben sonder Rügen:
Gott der Herr ist nicht zu trügen!“ —

Albert Knapp,

geboren den 25. Juli 1796 zu Tübingen, studirte in seiner Vaterstadt Theologie, verwaltete dann nacheinander die Diakonate in Sulz am Neckar, in Kirchheim unter Teck, und zuletzt an der Hospitalkirche in Stuttgart, bis er vor einigen Jahren an G. Schwab's Stelle in die Pfarrei St. Leonhard daselbst als Archidiakonus eintrat.

* * *

Knapp hat sich besonders als geistlicher Liederdichter einen Namen gemacht. Ein tief frommes, gläubiges Gefühl, das leider nicht selten in die Regionen pietistischer Schwärmerei und ascetischer Trübseligkeit sich verirrt, durchathmet seine Gesänge. Obwohl von wahrem Talent zeugend, fehlt ihnen doch die schlichte Einfalt, die reine Treuherzigkeit, die junge und gesunde Kraft jener alten Lieder, die „als Wehr und Waffen gegen Noth und Mühsal“ gesungen wurden. Die tausend und tausend eleganten Kirchenlieder, wie sie die neueste Zeit hervorbringt, verhallen ohne besondere Wirkung auf das Volk, weil, mit Gervinus' Worten, „der geistliche Gesang dieser Art seinen Boden verloren hat.“ — Auf profanem Gebiete ist unser Dichter wohl am glücklichsten in Naturschilderungen. Seine Romanzen und mythologischen Sagen lassen meistens den richtigen Ton, die objektive, von Pastoralzuthat freie Haltung vermissen. (Falsches Pathos, — oft bloße Rhetorik, indem sich alle Gedanken und Gefühle auf einen Zweck spannen.) Zur näheren Bezeichnung seiner poetischen Persönlichkeit können wir einige Bemerkungen Fr. Th. Vischer's (s. dessen „Kritische Gänge“, I. S. 59) beizufügen nicht unterlassen. Er schreibt nicht ohne beißenden Spott: „Ein eigenthümliches Gewand hat unser Pietismus durch A. Knapp angethan; er wurde modern, sentimental, er bequemte sich soweit den Kindern der Welt, daß er Almanachsform umnahm und seinen Christus im Frack einführte. A. Knapp hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallenen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie aber auf Abraham und Sara und müssen sie küssen. Seine poetische Theorie ist: alles Große und Schöne auch aus der profanen Welt soll Stoff der Poesie seyn, aber nur, sofern es durch eine ausdrückliche Beziehung auf das Christliche geheiligt ist; er sagt zu dem Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedaure am Schlusse des Gedichtes lebhaft, daß Athen keine Stadtpfarrei hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß! Nichts soll in sich, in der Grenze und Bestimmtheit seines Wesens Theil haben an Gott, es soll erst dieser Thran priesterlicher Salbung, dieses Christoterpentinöl darüber gegossen werden.“

Von ihm:

Christliche Gedichte. 4 Bde. Bd. I. und II. Basel 1829. Zweite verbesserte Aufl. 1835. — Bd. III. und IV. (auch unter dem Titel: „Neuere Gedichte“), das. 1834. 3. Aufl. 1843.

Völker und Fürsten; ein Gedicht. Das. 1831.

Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder, aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1837. (Enth. 3572 ausgewählte Kirchenlieder.)

Hohenstaufen. Ein Cyclus von Liedern und Gedichten. Das. 1839.

Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Nachtrag zum evangelischen Liederschatz. Das. 1841.

Gedichte. Neueste Folge. Das. 1843.

Christoterpe, Taschenbuch für christliche Leser; herausgegeben seit 1833. Stuttgart.

Geistliche Gedichte des Grafen N. L. von Zinzendorf, gesammelt. Stuttg. u. Tüb. 1847.

---

431. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johanne las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: Kindlein, habt ihr Nichts zu essen? —
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmuth dagesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So fragest du? O wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
Und halt an meinem armen Tische Rast.
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.“

Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag, die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruh'n —
„Frau", hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig; fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirthen hast.
Putz' unsre Kinderlein, mach' Alles rein, —
Der werthe Gast will wohl empfangen seyn."

Da springen alle Kinderlein heran:
O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann? —
Die Mutter fragt: Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht, —
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert, — ach so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!"

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett, —
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag?

Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang:
‚Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n
So hungrig da, — und noch ist Nichts zu seh'n.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast.'

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein."
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht,
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du bescheeret hast!"

Da klopft es an der Thüre; — seht, ein Greis
Blickt matt herein, — die Locken silberweiß.
„‚Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt, —
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird.'"

Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht;
Komm, labe dich, du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und: „Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein:
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum läd't,
Er Einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Aermsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ."

---

432. Barbarossa als Knabe. *)

Am wolkenlosen Morgen stand,
Hinschauend über weites Land,
Ein schönes Fürstenkind.
Es war in Frühlingssonnenpracht
Gar früh vom Schlummer aufgewacht,
Hinausgeeilt geschwind;
Da wandelt's auf dem Berge hold,
Es spielt mit seinem Lockengold
Der frische Morgenwind.

Der Friedrich war's, ein Herzogssohn,
Der stand auf Staufens Felsenthron
Hellklaren Angesichts.
Noch strebte sein vergnügter Sinn
Zu keinem Kaiserstuhle hin,
Von Kronen wußt' er nichts.
Des Lebens freut' er sich allein,
Er wollte sich im Strahle mai'n
Des jungen Frühlingslichts.

Hart an der Burg mit süßem Hauch
Hob blühend sich ein Rosenstrauch;
Ein Röslein brach er sich;
Und milde weht' es in der Luft:
„Bewahre diesen Rosenduft
Zeitlebens, Friederich!" —
In seiner Seele klang es nach; —
Sein Herz voll Liebesahnung sprach:
Bewahren will ich dich!

Da streift sein Arm von ungefähr
Am Nesselbusch, der brannt' ihn sehr
In's zarte Fingerlein.
Er zuckte; leise sprach's im Licht:
„Was Herrscher nur als Nessel sticht,
Darf ausgereutet seyn!"
Da trat er sie zu Boden breit,
Und schmollte: Nun, in künft'ger Zeit,
Ihr Nesseln, denket mein! —

Bald aber hob mit edler Zier
Ein grüner Lorbeer sich herfür,
Vor dem er stille stand.
Von Lorbeerkronen hört' er schon;
Da rief ein ernster Geisterton:
„Lorbeer'n für's Vaterland!" —
Das Kindlein lange stand gebückt,
Sich freudig Zweig' um Zweige pflückt',
Und still zum Kranze wand.

Dort in dem frischen Blumenbeet
Hell eine Kaiserkrone steht,
Ihr Kelch sich heut' erschloß;
Das Knäblein schaut sie schweigend an,
Und leiser Ahnung Laute nah'n:
„Dein harrt das größte Loos!" —
Darob sein Herz im Busen schwoll:
Wenn ich ein Kaiser werden soll,
So will ich werden groß! —

Ein Veilchen nun verspätet rief:
„Im niedern Grase blüh' ich tief,
Bin doch dem Schöpfer werth!" —
Und sanfter ging ein Liebeston
Durch's Herz dem Kind: „Du Erdensohn,
Nur Demuth wird verklärt!" —

*) Nr. 432 und 433 aus: „Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten."

Die Seele sprach: Erinn're mich,
O Herr, daran, wann königlich
Empor mein Banner fährt!

Da drang Trompetenhall vom Schloß —
Schnell wurden alle Rosse los,
Die Schwerter glänzten hell!
Mit frohem Kriegesmuthe sah
Das Kind die Ritterlanzen da
Auftauchen im Kastell,
Und seine junge Seele schwoll,
Und seine klare Stimme scholl:
„,Hinab zum Kampfe schnell!'" —

Doch drunten in dem Kirchlein klang
Der frühen Andacht Preisgesang
Demüthig sanft empor.
Von Christo sang die Liebe früh,
Von Schmerz und Himmeln sangen sie —
Das drang in Friedrich's Ohr.
„,Sei ewig mein im Lebensgrund!'" —
So scholl's in ihm; — von jener Stund'
Klang ihm Das immer vor.

Das Knäblein zog durch Rosen hin,
Trat durch, wo Nesseln brannten ihn,
Errang den Lorbeerkranz;
Die Kaiserkrone fand's, und auch
Ehrt' es des Veilchens keuschen Hauch;
Trommeten kannt' es ganz;
Doch jenes Kirchleins Frühgesang
Begleitet' ihn sein Lebenlang,
Hinauf zum Himmelsglanz.

433. Barbarossa's Grab.

Ihr Wächter auf den Minareten,
Die ihr den Moslem zu Gebeten,
Zum Andachtsblick nach Osten ruft!
Strandhüter, die ihr traurig lauschet,
Ob hier der Weltmarkt nimmer rauschet, —
Sprecht: wo ist meines Kaisers Gruft?
Ihn, der Europa's Strom gelenket,
Ertränkte Salephs arme Fluth;
In Tyrus ward er eingesenket; . . .
O sagt mir, wo mein Kaiser ruht! —

Ein Derwisch fleht um eine Gabe; . . .
„Wir wissen nichts vom Kaisergrabe; —
Komm, sitz' auf diesen Stein zu mir! —
Vor Alters zwar, so hört' ich melden,
Erschienen westher große Helden,
Manch Heer mit wallendem Panier.
An Salem's heil'ge Mauer stürmend,
Sank Herzog, Graf und Bischof hin, —
Doch über alle, hoch sich thürmend,
Mit blankem Halbmond, Saladin.

Wir hören noch von unsern Greisen
Von einem Mann, der glich dem Eisen,
Hieß König Richard Löwenherz.
Der hat uns manches Heer gebrochen,
Wie Blitz gehauen und gestochen,
Und Keiner nannte den im Scherz.
Der Reiter sprach zum Roß, zum scheuen:
He! siehst du Richard? — und zum Kind
Sprach seine Mutter: willst du schreien?
Held Richard kommt! — Da schwieg's geschwind. —

Von einem Andern hört' ich sagen,
Der Sultan Arslan schwer geschlagen,
Ein Greis von wundersamer Art.
Ikonium kann's noch bezeugen,
Wie's in den Staub sich mußte beugen
Vor'm Kaiser mit dem rothen Bart.
Noch sprechen alle Muselmanen:
Traun, dieser war ein frommer Held!
Mit Großmuth ziert' er seine Fahnen,
Ein edler Löw' im offnen Feld." —

Ja, diesen such' ich! — Weißt du's nimmer?
Bezeichnet kein Erinnrungsschimmer,
Wo sie verwahret sein Gebein?
Ich möcht' es finden; eine Stunde
Möcht' ich mit meiner Sehnsucht Wunde
An seinem stillen Grabe seyn.
Denn höher weiß ich keinen Fürsten,
Der zierte meines Volkes Thron; . . .
Nun muß nach seinem Grabe dürsten
Umsonst der Enkel später Sohn! —

Doch komm; nun will ich dir berichten! —
Auf Ihn in meines Volks Geschichten
Weis't immer eine goldne Hand. —
Er kam vom Abendland gezogen
Mit kreuzgeschmückten Heereswogen
In eurer Steppen dürren Sand.
Beschwichtigt hatt' er alle Feinde;
Da wollt' er ganz des Mittlers seyn,
Und mit geweihter Christgemeinde
Das Erbland seines Herrn befrei'n.

Wie drang er durch des Isters Dünste,
Wie brach er durch Byzanzens Künste
Der freien Sonne gleich hervor!
Stets unverrückt das Klare fassend,
Dem Bösen streng, das Arge hassend,
Ein Mann, der nie sein Herz verlor.
Konstantinopels Fürst, der feige,
Wie beugte sich sein Lügenhang
Vor Kaiser Friedrichs Fingerzeige,
Vor Barbarossa's Heldengang!

Der Hellespont erstaunte brausend,
Als friedlich er die Hunderttausend
Auf seinem Rücken übertrug.
Sonst kamen Andre, schwelgend, raubend,
Zuchtlose Narren, racheschnaubend, —
Hier aber herrschte Recht und Fug.
Denn eine heldenmüth'ge Seele
Ersetzt ein unzählbares Heer; —
O Derwisch! während ich erzähle,
Sinkt er, — und Tausend sind nicht mehr! —

Er zog durch ungebahnte Wege;
Auf hungerdürrem Felsenstege
Hielt Er nur aufrecht seine Schaar.
Der Feind erschien: „Ihr seid umschlossen!
So gib für deine Kreuzgenossen
Dreihundert Zentner Goldes dar!" —
Doch Barbarossa rief: „Ich pflege
Auch hungernd solcher Sitte nicht;
Ein Krieger öffnet seine Wege
Sich nur mit eisernem Gewicht!" —

Doch gnügt's an einem Byzantiner? *)
Wohlan, so zahl' ihn dir mein Diener
Für alle meine Ritter aus! —
Da wich erzürnt der Sarazene, —
Da ward das Feld zur blut'gen Scene,
Und Friederich gewann den Strauß;
Und, wie du weißest, hoch im Streite,
Erstürmt er bald Ikonium;
Doch dürstete sein Geist in's Weite,
Allein nach Salem's Heiligthum.

*) Goldmünze.

Auch er, den du so hoch gepriesen,
Wie hat er schmiegsam sich erwiesen
Vor diesem Helden, — Saladin!
Gesandte nah'n im Friedenskleide,
Und sprechen: „Großer Fürst, entscheide!
Wo geht des Sultans Grenze hin?“ —
Froh ruft das Heer: so hat entschieden
Der Kaiser auf dem Throne nur!
Heil uns! nun finden wir im Frieden
Des heiligen Grabes theure Spur! —

Die Pfade stehn so lieblich offen;
Die Pilger ziehn mit sel'gem Hoffen, —
Getös' und Fehde ruhet ganz; . . .
Da halten sie vor Salephs Flusse;
Geschwellt von keinem Regengusse,
Wallt' er dahin im Sonnenglanz. —
O Friedrich, willst du nicht gewahren
An dieses Ufers Rasenbank,
Daß hier vor fünfzehnhundert Jahren
Ein Welteroberer ertrank?

Gefahrlos wölbt sich eine Brücke;
Hinüber hinkt an Stab und Krücke
So mancher Pilger unbeschuht;
Die Ritter ziehen mit hinüber, . . .
Die leise Strömung geht nicht trüber, —
Befreundet scheint ja diese Fluth!
Ihr Silberspiegel wirft so helle
Des Kaisers Heldenbild zurück; . . .
O Friederich, in dieser Welle
Schwimmt dein und deiner Völker Glück!

Nicht, nicht, mein theurer Kaiser, eile! — —
Doch Barbarossa, sonder Weile
Sprengt ungeduldig rasch hinab,
Zu Roß die Strömung zu durchschwimmen, —
Und wehe! . . . Todesfackeln glimmen
Schon über deinem feuchten Grab!
Nicht Jünglingskraft ist mehr im Greise, —
In tiefen Wirbeln zieht's ihn fort, —
Und ach, das Heldenhaupt, wie leise
Versinkt es an der Krümmung dort.

Schau! welcher Schrecken! welch Gezitter! —
Die Knappen stürzen und die Ritter
Von allen Seiten in den Strom;
Sie tauchen auf, sie tauchen nieder, —
Hier, hier! dort, dort! — so hallt es wieder, —
O leerer Hoffnungen Phantom!
Er, den ihr suchet, ist gezogen
Schon über Sonn' und Sterne weit, —
Und sechzig Leichen in den Wogen
Empfahn mit ihm das Sterbekleid! —

Da lag er mit der edlen Stirne! —
Gleich goldbeglänzter Alpenfirne
Trug sie noch einen hehren Strahl. —
Was er in seiner Burgkapelle
Sich oft erfleht auf niedrer Schwelle,
Was er genoß im Abendmahl, —
Was er erstrebt in Noth und Siegen,
Im Rath und ehrlichen Gericht, —
Das sah man schön und heilig liegen
Auf dem erblaßten Angesicht. —

Sie trugen mit verstörten Sinnen
Den vielgeliebten Leib von hinnen,
Gehüllt in edle Spezerei;
Sie beteten, sie weinten, flehten,
Sie horchten diesen, jenen Räthen, —
Doch mit den Siegen war's vorbei! —
Und unbefreit erhob die Thürme
Jerusalem in ferner Luft; —
Froh, daß kein Feind herüberstürme,
Grub man dem Kaiser eine Gruft.

Hier, wo das Meer an Ufern brandet,
Wo seit Jahrtausenden gelandet
So manches alte, neue Schiff,
Hier ruht er von den Adlersflügen,
Von weit gestreckten Heldenzügen, —
Vielleicht an diesem Felsenriff.
Sprich, schläft er unter diesem Steine,
Darauf wir arme Pilger ruhn? . . .
So seid gegrüßet, ihr Gebeine!
Sanft mög' euch Gottes Ruhe thun!

Und du, dem ich den Schmerz erzähle
Um diese hohe Kaiserseele, —
Nicht huldigen wir gleicher Macht;
Doch sitzen friedlich wir beisammen,
Wo langen Haders Feuerflammen
Umsonst verheert der Erde Pracht.
Auf Einen Mann herabgesunken
Ist jener Schaaren Feuermeer,
Und als zween kleine, stille Funken
Glühn wir an diesem Strand umher.

O legtest gläubig du die Rechte
In meine Hand, wie ich gedächte,
Als Bruder sie zu reichen dir!
Ob dieses großen Kaisers Grabe
Wär's eine schön're Himmelsgabe,
Als Salems vielbestritt'ne Zier!
Es wär' ein Stern in Aethers Helle,
Der wandellose Strahlen trägt;
Indeß von Alters dort die Welle
Nur sieglos an die Felsen schlägt!

---

434. Scipio vor Karthago. *)

(Im J. 146 v. Chr.)

Vor den lodernden Burgen, da saß der Athlet,
Held Scipio, ruhig vom Lorbeer umweht. —
Nun flammst du, Karthago, wie prasselnde Spreu,
Nun züchtiget Roma die punische Treu'!

Verstäubt ist Hamilkars und Hasdrubals Macht, —
Dahin bist du, Hannibal, Löwe der Schlacht!
O wehe! mit sprühenden Funken verfliegt,
Was du dort auf Kannä's Gefilden erfiegt!

Vorbei sind die Fahrten auf dienstbarem Meer,
Die blühenden Pracht-Kolonieen umher; —
Karthago ward selbst ein verzweifelndes Schiff,
Das scheitert an Roma's gewaltigem Riff!

Zerschmettert ist Byrsa, das prangende Haupt,
Das Niemand vordem zu bezwingen geglaubt; —
Gestürzt sind die Bauten, darin ohne Zahl
Heerschaaren sich bargen vor'm glühenden Strahl.

*) Aus: „Gedichte, Neueste Folge.“

Verbrannt sind die Ställe, wo stampfende Reih'n,
Elephanten mit Thürmen sich drängten herein; —
Verödet die Häfen, wo Flotten gedrängt
Die siegenden Flaggen im Winde verlängt.

Der Ruhm des Jahrtausends, der üppige Stolz,
Was ist er? — Ein Schnee, der im Regen zerschmolz! —
Die Herrlichkeit Afrika's, was ist sie jetzt? —
Ein Gluthmeer, von Aeolus' Stürmen gehetzt!

Schau'! siebzehen Tage lang lodert es fort
Mit Brand und Gewimmer, Verheerung und Mord,
Wo nur die Verzweiflung das Leben noch würzt,
Und Heldenkraft stolz in die Flammen sich stürzt! —

Vor dem Meere des Feuers auf einsamem Feld
Saß Scipio still, der gepriesene Held,
Und blickt' aus des Rauches erhabenem Flor
Mit quellenden Thränen zum Himmel empor.

Wie war's ihm? — Wie wenn ein Gewitter versinkt,
Und dürstend die Erde den Regenthau trinkt,
Indeß noch am östlichen Himmel so weit
Aus andern Gewölken die Donner bereit.

Da trat vor sein Auge der alte Homer; —
Er fühlte den Sänger und athmete schwer:
„Einst", seufzt er, „wird auch noch erscheinen die Zeit,
Da Ilion hinsinkt, den Flammen geweiht!" —

Ja, einst wird erscheinen die Zeit wie ein Strom,
Da lodernd versinket das ewige Rom!
Versunken ist's halb, — es versinket noch ganz
Vor himmlischen Mächten, vor heiligem Glanz!

Dort flammen die Trümmer Karthago's hervor:
Hoch über sie steigt einst die Neu-Stadt empor,*)
Die Stadt, die aus Feuern der Welten sich hebt,
Wann's endlich zum Letzten geflammt und gebebt!

*) Karthago heißt: „Neustadt." — Neu-Jerusalem ist die ewige Neu-Stadt.

Ph. K. Jos. Ant. Joh. Wilhelm Smets,

ein Sohn der berühmten Sophie Schröder, wurde zu Reval im Esthlande am 15. September 1796 geboren. Kaum sechs Jahre alt, kam er mit seinem Vater nach Aachen. (Dieser, zu Eynatten bei Aachen im Jahr 1764 geboren, war Kriminalrichter am kurkölnischen Gerichtshofe zu Bonn, gab jedoch diese Stelle auf und betrat unter dem angenommenen Namen Stollmers das Theater. Unter Kotzebue's Intendantur stand er der deutschen Bühne in Reval vor, und heirathete 1795 die damals vierzehnjährige, in Paderborn geborne Sophie Schröder. Nachdem er sich 1802 von seiner Gattin geschieden und die Bühne verlassen hatte, nahm er als Hofrath Dienste bei dem regierenden Reichsgrafen von Plettingen-Mietlingen-Ratibor, wandte sich aber bald darauf wieder nach Aachen, wo er als praktischer Rechtsgelehrter und Ergänzungsrichter am dortigen Friedensgerichte im Jahr 1812 starb.) Obwohl vorzugsweise zum Maler bestimmt, verließ Smets bei dem frühen Tode seines Vaters diese Laufbahn und setzte die in Aachen angefangenen Studien auf dem damals kaiserlich-französischen Lyzeum in Bonn fort; sah sich jedoch genöthigt, wegen einer daselbst im Geiste der deutschen Burschenschaft gestifteten Verbindung zu entfliehen. Im Jahr 1814 ward er Hauslehrer in der Nähe von Köln, trat 1815 in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins und rückte, in Gneisenau's Hauptquartier angestellt, bald zum Lieutenant auf. Nach dem Feldzug begleitete Smets einen adeligen Zögling nach Wien. Wie groß war seine Ueberraschung, als er, durch eine ganz besondere Verwicklung seiner Familienverhältnisse nicht einmal wissend, daß seine Mutter noch lebe, diese in der gefeierten Hofschauspielerin entdeckte! Nachdem er sich, unter ihren Auspizien, auf mehreren Bühnen Wien's nicht ohne Glück versucht, ging er, der Bretter überdrüssig, an den Rhein zurück und wurde in Koblenz an der Kriegsschule als Lehrer der deutschen und französischen Sprache und Literatur, darauf am dortigen Gymnasium in gleicher Eigenschaft angestellt. Später studirte er zu Münster unter Georg Hermes Theologie und trat, von innerer Ueberzeugung getrieben, 1822 zu Köln in den geistlichen Stand. Zuerst die Aemter eines ersten Religionslehrers und Pensionat-Inspektors am katholischen Gymnasium zu Köln, nachher auch als Kaplan und Sonntagsprediger daselbst versehend, übernahm er 1828, um sich von körperlichen Leiden auf dem Lande zu erholen, die Pfarre Jersel bei Bonn, wurde 1832 Oberpfarrer und Schulinspektor zu Münstereifel, verwaltete drei Jahre später, durch Kränklichkeit aus diesem rauhen Klima vertrieben, die reizend gelegene Pfarre zu Nideggen, und privatisirte seit 1837—1844 aus Gesundheitsrücksichten meistens in und bei Köln. Diesen Aufenthalt unterbrach 1840 eine Reise nach Rom. Seit 1844 lebt er als Kanonikus des Kollegiatstiftes zu Aachen.

* * *

Smets hat seinen Dichterberuf nach verschiedenen Seiten, nicht selten mit begeisterndem Aufblitzen des Genius beurkundet; aber bei allem Eifer für die Interessen der Kunst vermochte er nicht in dem Grade durchzudringen, daß ihm allgemeine Anerkennung zu Theil geworden wäre. In seinen „Gedichten" offenbart sich, wie ein großer Wechsel des Lebens, so auch ein weiter Umfang seines poetischen Gesichtskreises, Reichthum der Anschauungen und Empfindungen. Letztere tönen besonders rein, schön und tief in seinen rein lyrischen Ergüssen, „oft höchst eigenthümlich und nicht ohne poetischen Zauber", wo sie unmittelbar Erlebtes darstellen und „Beziehungen zu des Dichters Mutter" enthalten. (Vergl. hierzu Dr. Menzel's „Literaturblatt" 1840.) In seinen der Mehrzahl nach geistlichen Liedern erfreut der ungeheuchelte Ausdruck religiöser Ueberzeugung und der edle Geist religiöser Duldung. Auch die politische Lyra hat Smets hin und wieder angestimmt; auch ihm „regen sich", um mit seinen Worten zu reden, „die Schwingen nach dem Gut, für das die unzufriedenen Poeten der Gegenwart glühen; auch er will von Freiheit singen, aber kein Zerstörungslied." — Unter seinen Romanzen, Volkssagen und heroischen Darstellungen dürfen sich manche in Betracht

der wahren und kräftigen Auffassung, der phantasiebelebten Schilderung und technischen Geschmeidigkeit den besseren, die wir besitzen, an die Seite stellen. Sind sie auch seltener in der Stimmung des Volksliedes empfangen und gesungen, so kommen ihnen doch die mit dem Stoff verwebten volksmäßigen Elemente wohl zu Statten, um so mehr, als die Reflexion nie störend in die Darstellung eingreift.

Er hat veröffentlicht:

Versuche in Gedichten. Köln 1817.
Poetische Fragmente in Theobald's Tagebuche. Das. 1818.
Die Blutbraut. Trauersp. in 4 Akten. Koblenz 1818.
Taschenbuch für Rheinreisende. Das. 1818.
Soldatenglück. Schauspiel mit Gesang in 2 Akten. Zur Gedächtnißfeier der Schlacht bei Belle-Alliance (Pseudonym). Das. 1819.
Tasso's Tod. Trauersp. in 5 Aufzügen. Das. 1819.
Hieroglyphen für Geist und Herz. Köln 1821.
Ueber Volksfeste und Volksdenkmale. Das. 1823.
Gedichte. Aachen 1824.
Neue Dichtungen. Bonn 1831.
Des Kronprinzen von Preußen Jubelfahrt auf dem Rheine, am 30. October 1833. Romantisches Gedicht in 3 Gesängen. Köln 1833.
Was that der Jesuitenorden für die Wissenschaft. Aachen und Leipzig 1834.
Kleinere epische Dichtungen. Das. 1835.
Sprüchlieder. 2. Aufl. Bonn 1835.
Epheukränze. Neueste Dichtungen. Aachen 1838.
Gedichte. Vollständige Sammlung. Stuttgart und Tübingen 1840.

---

435. Ahasverus.

Der große Markt ist aufgethan
Zu Frankfurt an dem Maine;
Christ, Jud und Türke kommt heran
Und Jeder sucht das Seine.
Der gibt und nimmt, der wirbt und tauscht,
Der mißt und wägt, der lügt und lauscht.

Und vor ein Lager, reich an Tuch,
Stellt sich mit langem Barte
Ein hoher Greis, deß Antlitz gnug
Die Abkunft offenbarte;
Auch war sein Kleid, ob von Damast,
Vor Alter doch verschlissen fast.

Und zu dem Krämer tritt er hin,
Ein neues Kleid zu wählen,
Da fährt es Jenem in den Sinn,
Den Juden eins zu quälen,
Obwohl er selbst als Christ nur war
Von der Ungläub'gen großen Schaar.

Und spricht: „Sag' Jud, was glaubst du wohl,
Ich lasse dich entscheiden:
Wer ist am meist' und mind'sten toll,
Erklär' dich, von uns Beiden,
Der noch, wie du, erharrt den Christ,
Der glaubt, daß er gekommen ist?“

Der Jude drauf kein' Antwort giebt,
Er fragt nur nach dem Preise,
Und reicht sofort, was dem beliebt,
Doch in gar eigner Weise:
Ein alt, groß Goldstück vor ihn legt,
Drauf steht Tiberii Bild geprägt.

„„Das ist preiswürdig, glaubt es mir.““
Spricht's und verläßt die Bude,
Und sagt im Geh'n: „„Nun urtheilt Ihr,
Ich bin der ew'ge Jude.““
Den Krämer überläuft es kalt,
„Herr Jesus Christ!“ er zitternd lallt.

---

436. Der Schmied von Aachen.

Graf Wilhelm war's von Jülich, rauflustig gar und schlimm,
Der hielt auf Aachen's Bürger noch einen alten Grimm.

Und als er sicher glaubte die Stadt in Dämmrungsruh,
Da zog mit seinen Mannen er rüstig auf sie zu.

Wohl von den Warten riefen die Wächter auf zum Streit;
Doch wollt' es nicht viel nützen, das Heer war schon zu weit.

Er stürmte durch die Thore, es hielt ihn nichts mehr auf,
Und drang schon bis zum Markte im raschen Siegeslauf.

Doch plötzlich wird er stutzig, er zaudert und erschrickt,
Wie er das Werk gewahret, das Bürgerzorn beschickt.

Er sieht, wie sie sich mühen mit Stangen, Axt und Beil
Die Häuser einzureißen, nicht scheuend Speer und Pfeil.

Sie wollten ihm verrammen die Weg' so hier wie dort,
Und wird er nicht erschlagen, soll er nicht lebend fort.

Da sprengt' er was er konnte mit seiner Söhne zween,
Er wähnt' zum Jakobsthore, da könnt' er noch entgehn;

Doch als er war gekommen an's Stift der weißen Frau'n,
Da ist grad gegenüber ein Schmiedehaus zu schau'n.

Der Schmied mit seinem Hammer hervor rennt kalt und keck,
Schlägt todt die drei zusammen wohl auf demselben Fleck,

Und geht zur Schmied' gelassen und schürt der Esse Brand.
Das war der Schmied von Aachen, sein Nam' ist nicht genannt.

---

437. Heinrich Frauenlob's Bestattung.

Zu Mainz am Mainstrom möchte wohl
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit',
Wie einst zu Meister Heinrich's Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

Das war Herr Heinrich lobesan,
Ein Domherr gar aus Meißen,
Der ward nach seiner Liederart
Zu Lob und Preis der Frauen zart
Ein Frauenlob geheißen.

Als der in Mainz zum Sterben kam,
Da wollten hoch ihm ehren
Sein Lied mit letzter Huldigung
Die Mainzer Mägdlein hold und jung,
Die Frauen und Matronen.

Sie nahmen auf die Schulter still
Die Bahr' mitsammt dem Sarge.
Er hatt' es wohl verdient um sie,
Ihr Lob gesungen spat und früh,
Als gäb's nicht eine Arge.

Dann senkten sie den Leichnam ein
Mit lautem Weh' und Weinen,
Und Kränz' und Blumensträuß' zu Hauf
Mit vollen Händen streuten drauf, —
Die mochten's magdlich meinen!

Jedoch das Beste kam zuletzt:
Aus großen Zubern flossen
In Kannen blank und Bechern fein
Die Ströme hell vom duft'gen Wein,
Zu Hochheim aufgeschossen.

Und nun die Mägdlein allzumal
Und Frauen unverdrossen
Aus Kannen blank und Bechern fein,
— Auch manches Thränlein tropfte drein —
Mit Wein das Grab begossen.

Da ward das Grab ein goldner See,
Die Kränze schwammen drüber,
Da ward das Grab ein Dichtergrab,
Zwar ist's schon lang, daß sich's begab,
Die Zeiten sind vorüber!

Drum möchte wohl zu Mainz am Main
Ein braver Sänger sterben,
Könnt' er ein solches Grabgeleit',
Wie einst zu Meister Heinrich's Zeit,
Sich wohlverdient erwerben.

---

438. Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt an dem Maine,
Da geht es lustig her,
Da ist's beim Fackelscheine,
Als ob's bei Tage wär';
Denn wied'rum ward gekrönet
Ein deutscher König heut,
Drob durch die Stadt ertönet
Der Jubel weit und breit.

Herab vom Römer schallet
Trompeten- und Paukenton,
Der lustige Reigen wallet
Gar manche Stunde schon;
Da führt ein schlanker Ritter
Die Königin zum Tanz,
Doch wie ein Leichenbitter
Ist schwarz der Mummenschanz.

Und als der Tanz geendet,
Die Königin entzückt
Zum Tänzer hold sich wendet,
Der glühend auf sie blickt:
‚Ihr gleicht des Todes Ritter,
Und seid voll Lebensmuth,
Drum löst der Maske Gitter,
Daß man Euch kennen thut.‘

„O nimmer dies begehre,
Erhab'ne Königin!
Mein Leben und deine Ehre,
Wohl wären beide hin!“
‚Wer bist du, Ritter? Sage!
Ich schütze dich, wohlan!
Vor Fürst und Reich nicht zage,
Und wärst in Acht und Bann!‘

Und wie der Tänzer schweiget,
Der König zu ihm spricht:
„‚Potz Launen! Ritter, zeiget
Eu'r ehrliches Gesicht!....‘“
Da kann er's nicht mehr bergen,
Die schwarze Larve fällt —
Der Scharfrichter von Bergen!
Ein Schrei den Saal durchgellt.

Er sinkt dem König zu Füßen,
Spricht mit gewandtem Sinn:
„Im Tod mag gern ich's büßen,
Doch entehrt blieb' die Königin;
Drum Majestät, in Gnaden
Hört gern auf meine List,
Wie unser Beider Schaden
Leicht abzuhelfen ist.

Zieht aus der goldnen Scheide
Den Degen blank und flach,
Und gebt im Ritterkleide
Mir auch den Ritterschlag;
Wer dann die Königin schmähet,
Den fordert mein ehrlich Schwert,
Der Ritter für sie stehet,
Und war des Tanzes werth."

„„Du Schalk! die Schmach zu bergen,
Empfange Schild und Helm,
Du sollst der Schelm von Bergen
Mir heißen, du arger Schelm!""
Der König spricht's und ziehet
Den Degen zum Ritterschlag;
Der unehrliche Tänzer knieet,
Und wird ehrlich denselben Tag.

439. Melano.

„Lucca, Lucca, hart bedrängt
Durch der Florentiner Haß,
Wie ihr Heer ohn' Unterlaß
Wüthend mordet, raubt und sengt;
Lucca, sollst du untergehen,
Nicht mehr frei für dich bestehen?
Prüfe, was dir Rettung schafft,
Rüste dich mit letzter Kraft,
Oder schon nach wenig Wochen
Wird Florenz dich unterjochen."

Lucca hört der Ehre Ruf,
Kämpft der Nothwehr heißen Kampf, —
Stadt und Dorf in Gluth und Dampf,
Aecker unter Rosses Huf.
Doch vor Fortebraccio's Heere
Kämpft umsonst für seine Ehre,
Seine Freiheit Lucca's Macht,
Kämpft schon in der letzten Schlacht,
Und der Feinde wildes Stürmen
Drohet selbst Petrosa's Thürmen.

Und Melano, der befiehlt
In dem letzten festen Schloß,
Wie viel edles Blut auch floß,
Doch Befreiung nicht erzielt;
Wie er sich auch wehrt auf's Beste,
Retten kann er nicht die Veste.
Den nicht Noth und Tod bedrängt,
Ob er in die Luft sie sprengt?
Sinnt er's? Will er fallend siegen,
Eh' der letzte Wall erstiegen?

Ja, beschlossen ist's im Rath,
Krieger, Bürger sind bereit,
Jeder gern dem Tod sich weiht,
Wandelt kühn den Schreckenspfad.
Schnell dem Untergang zu reifen,
Leiten sie die Pulverstreifen;
Längst der Unwehrbaren Zahl
War entfloh'n in's weite Thal,
Nur der Führer noch das zarte
Knabenpaar bei sich bewahrte.

Und zur Uebergabe dröhnt
Mächtig der Trompete Ton;
Doch herab mit edlem Hohn
Von dem Wall dies Wort ertönt:
„„Dann sollt ihr die Veste haben,
Wenn sie flammend uns begraben;
Wollt ihr nahe seh'n den Fall,
Stellt euch hart nur an den Wall;
Die ihr nicht vermocht zu zwingen,
Wird euch in die Arme springen!

Aber bitten höret mich,""
Ruft Melano nun bewegt,
Und die heiße Thräne regt
Ungewohnt im Auge sich,
„„Hört mich bitten um das Leben
Meiner Kinder, hingegeben
Sei's fortan in eure Hand
Als des Edelmuthes Pfand, —
Mutter sei Florenz den Knaben,
Wenn die Veste mich begraben!""

Und in Decken weich und warm,
Und mit Stricken wohl verwahrt
Werden nun die Knaben zart,
Liegen lächelnd Arm in Arm.
Und bei stummem Vatergruße
Sind sie zu des Felsen Fuße
Schon gelangt. „„Noch einen Blick!""
Ruft Melano, tritt zurück,
Weiß er sie dem Feind verpfändet,
Der sich schnell zum Rückzug wendet.

Und die Veste bebt und kracht,
Aufwärts fliegen Thurm und Wall,
Und begraben mit im Fall,
Was da lebt, in grause Nacht. —
Aber in Florenz zu Rathe
Sind die Väter im Senate,
Und beschließen fest und kalt:
Stracks der Füchse Aufenthalt
Werde Lucca, eh' es mehre
Seiner Macht und Hoheit Ehre.

Sieh, geharnischt in den Saal
Tritt ein alter Krieger nun,
Dem Melano's Knaben ruhn
Auf der Arme hartem Stahl.
Und dem Rathe gibt er Kunde,
Wie Petrosa ging zu Grunde,
Wie der Feind sein liebstes Gut
Hingab ihrem Edelmuth,
Und den schönsten aller Siege
Sich errang im Schreckenskriege.

Rings die Senatoren schau'n
Stumm sich an; des Helden That
Wendet der Vernichtung Rath,
Weckt Bewund'rung, Lieb' und Grau'n.
Und gesetzlich wird beschlossen,
Daß Melano's zarte Sprossen
Theilen sollen Würd' und Recht,
Mit dem edelsten Geschlecht. —
Drauf versöhnt vom Kampfplatz schieden
Lucca und Florenz in Frieden.

440. Das Mädchen von Saragossa.

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nun in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nun vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Willst du schlimmer als der Feind denn selber deine Freiheit morden? . . .
Aber sieh, es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Korb am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken!
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraschend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen,
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger stürmen,
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Oel und Felsenstücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder,

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen.
Saragossa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach, zum todten, mußte tragen!

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebsten liegen sah in seinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

---

441. König Philipp's Auto da Fé.

Vor Don Philipp, beider Indien
Mächt'gen König, tritt ein Greis,
Ihm ein streng Gericht zu kündigen
Auf des heil'gen Amts Geheiß:

„Heimlich ist uns kund geworden,
Du entzogest ohne Scheu
Einen Schuld'gen unserm Orden,
Deinem Schwure ungetreu.

Sicher magst du wohl dich schätzen,
Denn du bist die Majestät,
Die erhöht ob den Gesetzen
Unantastbar ewig steht.

Aber wisse, daß ein Rächer
Ueber dir im Himmel lebt,
Wenn dich auch nicht als Verbrecher
Hier der Feuertod begräbt."

Ruhig hört des Greises Worte
König Philipp, schreitet dann
Nach des Amtes heil'gem Orte,
Wie ein Büßer angethan.

Drauf zur Stelle läßt er holen
Einen Dolch gar scharf gespitzt,
Und ein Becken glüh'nder Kohlen,
Und sich selbst die Ader ritzt.

Sieh, da schießt in hellem Strahle
Reich sein königliches Blut,
Dampfend quirlt es in der Schale,
Bis erloschen ist die Gluth.

Und gewendet zum Gerichte
Fragt er: Ist gesühnt der Fluch?
Und mit bleichem Angesichte
Sprechen Alle drauf: Genug!

---

442. La Tour d'Auvergne,

genannt der erste Grenadier von Frankreich.

Als des Feindes Todeslanze
Traf bei Neuburg im Gefechte
Frankreich's ersten Grenadier:
Schmückten mit dem Eichenkranze
Ihn die Seinen zur Bestattung,
Gaben auch ihm in die Rechte
Der Grenate schlichte Zier.

Doch sein Herz, das nur geschlagen
Treu und wacker, hoch und muthig,
Wie voll Milde, so voll Kraft,
Haben sie davon getragen,
Daß es immer sie begleite
Zu den Schlachten kühn und blutig,
Auf der Fahne heil'gem Schaft.

Und so oft herbei sie kamen,
Wenn zum Aufruf laut geworben
Trommelwirbel auf und ab,
Hörte man den theuren Namen
Stets zuerst: La Tour d'Auvergne!
Und der Ruf: Er ist gestorben
Auf dem Schlachtfeld! Antwort gab.

Doch es will sofort der Kaiser,
Daß im Haus der Invaliden
Ruhen soll das Heldenherz.
Laut erst murren sie, dann leiser,
Sinnend rächende Vergeltung;
Von dem heil'gen Pfand geschieden
Sind sie dann in stummem Schmerz.

Und als drauf zum neuen Kriege
Rief gen Oestreich seine Heere
Mächtig auf Napoleon,
Folgten ihm, zum Tod und Siege
Stets bereit, die alten Schaaren;
Drohend wie Gewitterschwere
Zogen sie zum Rheine schon.

Doch nicht so die Grenadiere,
Die geführt in zwanzig Schlachten
Frankreich's erster Grenadier:
Bis die Fahne wieder ziere
Jenes Heldenherz des Hauptmanns,
Würden sie des Rufs nicht achten
Aus des Kaisers Hauptquartier.

Kaum hat der dies Wort gehöret,
Naht er schnell im düstern Grimme,
Ritt die Reih'n er auf und ab;
Und er sprach: Es sei gewähret!
Besser doch, ich dezimirt' euch! —
Und die Schaar mit dumpfer Stimme:
Auf dem Schlachtfeld! Antwort gab.

Sieh, nun prangt das Kleinod wieder,
Gleich dem Sinnbild heil'ger Rechte,
Auf der Fahne, sammt dem Aar.
Schlacht beginnt, -- drauf Siegeslieder! —
Doch, dem Todeswort verfallen,
Fiel im blutigen Gefechte
Auch der zehnte Theil der Schaar.

---

443. Der alte Grenadier.

Armand, von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Sitzt nun, nach zwanzig Schlachten,
Vor seiner Hütte Thür;
Er denket an Marengo,
Und an sein Bataillon,
Vor Allem aber denket
Er an Napoleon:

Wie er zum letzten Male
Bei Waterloo ihn sah,
Und wie der nun begraben
Liegt auf Sankt Helena, —
Da murrt der narb'ge Graukopf,
Und starret vor sich hin,
Und eine Thräne rinnet
Ihm auf sein rauhes Kinn.

Wie sollt' er wohl besiegen
Den Schmerz in seiner Brust,
Wie könnt' er wohl vergessen
Den schrecklichen Verlust?
Und wie in jenen Tagen
Des alten Zauberbanns,
Faßt ihn auf's Neu' der Zauber
Des wunderbaren Manns.

Und wo er liegt begraben,
Da treibt's ihn hin mit Macht,
Da möcht' er Wache stehen
Nur Eine dunkle Nacht.
So geht's ihm nach, gespenstig,
Und läßt ihm keine Ruh',
Bis endlich er marschiret
Dem nächsten Hafen zu.

Es liegt hier segelfertig,
Zu reisen um die Welt,
Ein Schiff, das auch am Felsen
Des Grabs vor Anker hält.
Der Kapitän erkennt ihn,
Ein alter Kriegskam'rad;
Sie grüßen sich im Namen
Der alten Zeit und That.

Drauf segeln sie von dannen,
Seh'n schon das Grab im Geist,
Da hebet sich der Sturmwind,
Und Tau und Segel reißt.
Mit Mühe sie entkommen
Dem Untergang, so nah,
Und retten sich zum Hafen,
Der kaum sie scheiden sah.

Und wie der Sturm die Wogen
Des Meeres hatt' empört,
So ward auch von Paris her
Des Sturmes Wuth gehört:
Da floh der Bourbonide,
Und Philipp d'Orleans
Nahm wieder die drei Farben
Als Reichsverweser an.

Drum starret auf dem Schiffe
Dem Grenadier das Blut,
Als hab' in langem Schlafe
Er fünfzehn Jahr' geruht:
Es tönt die Marseillaise
In sein betäubtes Ohr,
Und von den Thürmen flagget
Die Fahne trikolor.

Da ruft der alte Brave:
„Der todte Kaiser lebt,
Ob ihn auch Hudson's Täuschung
Noch tausendmal begräbt!"
Und preßt im Todeskampfe
An's Herz sein Croix-d'honneur,
Und ruft mit hohler Stimme
Sein letztes: „Vive l'Empereur!"

Die Kameraden tragen
Den Treuen in die Gruft,
Und Trauersalven schallen,
Ihn ehrend, durch die Luft.
So starb von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Treu folgend seinem Kaiser
In's letzte Feldquartier.

August Graf von Platen-Hallermund,

Sohn des weiland k. preußischen Oberforstmeisters Grafen August Philipp v. Pl.-H., wurde den 24. Oktober 1796 in Ansbach geboren. Zum Militär bestimmt, kam er 1806 in die Kadettenschule, 1810 in das Pageninstitut zu München, trat 1814 als Lieutenant in das Leibregiment des Königs Maximilian, und nahm an dem Feldzug gegen Frankreich Theil. Im April 1818 bezog er, von seiner Wißbegierde angespornt, unter Urlaubsform die Universität zu Würzburg, im September 1819 die zu Erlangen, und verlegte sich, an Schelling's Philosophie anlehnend und von ihr zur Dichtkunst begeistert, mit besonderem Eifer auf altklassische, orientalische und neuere Sprachenkunde, so daß er die besten Dichtwerke großentheils in der Urschrift lesen und genießen konnte. Nachdem er sich 1826 von seinen Militärdienstverhältnissen frei gemacht, begab er sich, unzufrieden mit den vaterländischen Zuständen, nach Italien, meistens zu Rom, Venedig und Neapel den Musen lebend. Im Jahr 1828 ernannte ihn die k. baierische Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede, was ihm einen geringen Jahrgehalt verschaffte. Erst 1832, nach dem Tode seines Vaters, kehrte unser Dichter auf kurze Zeit nach Deutschland zurück, nicht ahnend, daß er bei seiner Wiederabreise nach Italien zum letztenmal von Vaterland und Freunden Abschied nehmen sollte. Er erlag den 5. December 1835 einem hitzigen Fieber zu Syrakus, wohin er sich der Cholera wegen aus Neapel geflüchtet hatte. Seine irdischen Ueberreste ruhen bei Syrakus, in dem einsamen Garten des Sizilianers Landolina, der auf seinen Marmor die Worte setzen ließ:

Ingenio germanus, forma graecus,
Novissimum posteritatis exemplum.

* * *

Alle Urtheile über Platen, dessen seltene Verdienste bei seinen Lebzeiten die Kameraderien der deutschen Literatur so vielfach zu schmälern suchten, stimmen darin überein, daß in ihm Deutschland eine der charakterhaftesten, edelsten und reinsten Naturen besessen, daß er einer der bedeutendsten und geistreichsten Dichter unseres Zeitalters ist. Gestützt auf den reinen Geschmack des Antiken und mit der Macht des Wortes und Wohllauts ausgerüstet wie kaum Einer, — selbst Rückert hat nicht immer seine vollendete Korrektheit erreicht — trat er, begeistert für die Würde der Dichtkunst, zu rechter Zeit dem Formenschlendrian, der poetischen Süßlichkeit und weibischen Gefühlskoketterie, dem tragischen Unfug im Großen und Kleinen in seinen satyrischen Komödien rüstig kämpfend entgegen und wirkte entschieden auf die bessere Geschmacksrichtung der literarischen Zeitgenossen. War es ihm auch nicht vergönnt, ein positives Nationalwerk zu hinterlassen, — auf dem dramatischen Felde würde er, wie seine „Liga von Cambrai" beweißt, schwerlich Großes geleistet haben, wohl aber im historischen Epos und als Geschichtschreiber, zu welch' letzterer Annahme die „Geschichten des Königreichs Neapel" berechtigen, — so hat er sich nichtsdestoweniger als Meister lyrischer Darstellung und der Architektonik des Strophenbaues in seinen Gedichten ein Denkmal gesetzt, an dem man nicht nur die klassische Schönheit der Formen, sondern auch den Reichthum großer Gedanken zu bewundern hat. „Das leere Gerede derer" — bemerkt K. Gödeke, sein Biograph — die über Platen's Formen nicht hinauskommen und der Vollendung derselben keinen gewichtigen Inhalt zugestehen wollen, meistens weil sie den Dichter nicht gelesen haben, (wie denn überhaupt wohl nie ein Dichter, den man nicht gelesen, mit größerer Dreistigkeit beurtheilt ist, als Platen), ist keiner Widerlegung werth." Wir wollen nur an seine preiswürdigen venetianischen Sonette erinnern, die nicht nur klassische Muster der Form, sondern auch der Ideenfülle nach sind; an seine Ghaselen, die Göthe als „wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte" bezeichnet; an seine Oden, Hymnen und Eklogen, voll reicher innerer Beseelung mit wahrhaft hellenischem Schönheitssinne gehandhabt; ferner an seine lyrischen Meisterstücke: die Parabasen. Und von welch' eindringlichem Inhalte sind nicht einzelne seiner epischen Lieder und Romanzen! wenn wir auch gerne zugeben, daß diese Poesiegattung nicht eigentlich in's Gebiet von Platen's Talent gehört, gerade weil die Romanze so zu sagen mehr Fleisch erfordert und weniger Vergeistigung des Stoffes; weil alles in ihr fühlbar werden muß, selbst die Anschauung und der Gedanke, der nie nackt zum Vorschein kommen darf. „Kolombo's Geist" ist in Erfindung, Tiefsinn und Originalität der Gedanken ein Muster seiner Art; — „der Pilgrim von St. Just", die kürzeste seiner Romanzen, hat den großartigsten Inhalt, der seine Form hervorgerufen hat und beherrscht, weil er sie bedingt, während freilich bei andern, wie „das Grab im Busento", mit seinen prächtig euphonisch dahin wogenden Strophen, das Formelle, wenn auch nicht gerade auf Kosten der inneren Belebung, überwiegt. — Ein energisch freimüthiger Geist und zugleich eine stolze Ritterlichkeit des Charakters offenbart sich in seinen Zeitgedichten, namentlich in den zornfeurigen, gegen das ihm verhaßte Russenthum geschleuderten Polenliedern („Warschau's Fall" — „Unterirdischer Chor" u. a.), die uns den Dichter besonders ehrenwerth machen. Platen war nächst Uhland, der zuerst für Recht und Freiheit die politische Harfe angestimmt, der entschiedenste und kräftigste Theilnehmer an den großen Bewegungen seiner Zeit; er rief inhaltschwere, ernstmahnende, prophetische Worte den deutschen Fürsten in's Ohr, selbst auf die Gefahr hin, sein Vaterland meiden zu müssen.

Arnold Ruge (s. dessen Buch: Die politischen Lyriker unserer Zeit; ein Denkmal 2c. Leipz. 1847) spricht sich über Platen, zunächst vom politischen Standpunkt, in folgender Weise aus: „Sein ganzes gediegenes, klares, gesetzliches Wesen athmet eine neue Zeit; um so empfindlicher drückt die alte böse Luft der rohen Willkür wie ein Alp auf seiner Brust. Er kämpft, er erbittert sich gegen die Uebermacht eines schlechten, leeren, verderblichen Zeitgeistes; er geht zuletzt unbefriedigt in dem Zwiespalt unter, daß er ‚das Edle wollte und das Schöne konnte', und dennoch so wenig Wirkung auf seine Zeit hervorbrachte. Ja, als er endlich mit der „verhängnißvollen Gabel" und dem „romantischen Oedipus" durchschlug, war es das Parodische und das Formelle, also die Kritik und die klassische Erinnerung, mit denen es ihm gelang, nicht der große, freie Inhalt, nicht die wiederhergestellte wahre, nein, die vernichtete falsche Poesie sollte es seyn, welche der Welt in die Augen sprang. Man schätzt ihn vorzüglich wegen seiner formellen Vollendung, obgleich er selbst den Inhalt unzertrennlich mit der Form verbindet:

Jegliche Sylbe verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist!
Was er gedacht, scheint uns niedergeschrieben in Erz.

Im romantischen Oedipus erhebt er sich mit Macht gegen die pietistischen Verächter des Verstandes, gegen ihr Stichwort der „Tiefe“ und packt in einer trefflichen Parabase die ganze Reaktion. Sein Zorn entzündete sich zuerst an der reaktionären Doktrin und an der spröden Welt, die der Wahrheit und Schönheit ihre Fühllosigkeit entgegensetzte. Aber die verhängnißvollen Niederlagen der Freiheit nach den Julitagen und der blutige Untergang Polen's öffneten ihm vollends die Augen, und er schleuderte nun seinen poetischen Bannstrahl direkt und unverhohlen gegen den siegreichen Despotismus. Seine schönsten Hoffnungen sind dahin. Er geht nach Italien und stirbt in der Fremde, ein zürnender Prophet. Denn erst in der Zukunft sollten durch immer erneuerte Anstrengungen alle Richtungen seines Strebens wieder auftauchen. Weder die Kraft seiner politischen Lyrik, noch die Freiheit seiner Staats- und Kunstansicht haben die Nachfolger übertroffen, erreichen sollten ihn nur Wenige. Er ist das urkräftige Thema aller nachfolgenden Variationen politischer Lyrik.“

Schriften:

Lyrische Blätter. Leipzig 1821.
Ghaselen. Erlangen 1821.
Vermischte Schriften. Das. 1822.
Neue Ghaselen. Das. 1824.
Schauspiele. (Enth.: Der gläserne Pantoffel. — Berengar.) Das. 1824.
Ode: an König Ludwig. Das. 1825.
Sonette aus Venedig. Das. 1825.
Die verhängnißvolle Gabel. Ein Lustspiel in 5 Akten. (Gegen Müllner und die Schicksalstragödienschreiber.) Stuttg. u. Tüb. 1826.
Schauspiele. (Enth.: Schatz des Rhampsinit, Lustspiel. — Der Thurm mit sieben Pforten, Lustspiel. — Treue um Treue, Schausp.) Das. 1828.
Gedichte. Das. 1828. Zweite vermehrte Auflage 1834. Neueste Ausgabe 1848.
Der romantische Oedipus. Ein Lustspiel in 5 Akten. (Gegen Immermann, Heine u. A.) Das. 1829.
Geschichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Frankfurt 1833.
Die Liga von Cambrai. Geschichtl. Drama in 3 Akten. Das. 1833.
Die Abassiden. Ein Gedicht in neun Gesängen. Stuttg. u. Tüb. 1835.
Briefwechsel zwischen Platen und Johannes Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen an Gustav Schwab und einem Facsimile Platen's. Leipzig 1836.
Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse. Straßburg 1839. 41.
Gesammelte Werke in Einem Bande. Stuttg. u. Tüb. 1839. 43. — Neue Ausgabe in 5 Bdn., mit dem Porträt des Dichters. Das. 1846. — Neueste Ausgabe in Einem Bande. Das. 1847.

---

444. Vision.

Am Felsenvorgebirge schroff,
Das von des Meeres Wellen troff,
Die schäumend es umrangen:
Da stand ich, ein verlaßner Mann,
Und manche warme Thräne rann
Mir über bleiche Wangen.

Doch rings umher war Scherz und Spiel,
Sie sangen, schossen nach dem Ziel,
Und tanzten in die Runde;
Es schenkten manchen Becher Wein
Die Mädchen ihren Buhlen ein
In dieser frohen Stunde.

Und als ich schaute rund umher,
Ward mir das Herz im Busen schwer,
Denn ach, mich kannte Keiner!
Mich fragte Keiner liebentglüht:
Was ist die Wange dir verblüht?
Was fehlt dir, stiller Weiner?

Der Abend nahte dunkelgrau,
Die Blumen füllten sich mit Thau,
Der Himmel mit Gestirnen;
Doch immer hüpften ihren Tanz
Im Abendroth, im Sternenglanz
Die Knaben und die Dirnen.

Und weil ich stund am jähen Rand,
Stieß mich hinab die Felsenwand
Der Menge bunt Gewimmel:
Da haschten mich die Wolken auf,
Und trugen mich hinauf, hinauf
In ihren schönen Himmel.

---

445. Kolombo's Geist.

Durch die Fluthen bahnte, durch die dunkeln,
Sich das Schiff die feuchte Straße leicht:
Stürme ruhn und alle Sterne funkeln,
Als den Wendepunkt die Nacht erreicht.

Und der neu entthronte Kaiser stützte
Seine Stirne mit der tapfern Hand,
Eine Welle nach der andern sprützte
Um das Steuer des Northumberland.

An die Schlachten denkt der Held im Geiste,
Die er schlug, an sein erprobtes Heer;
Doch um ihn und seine Träume kreiste,
Einer Riesenschlange gleich, das Meer.

Den des Südens Steppen nicht bezwangen,
Den der Frost des Nordens kaum besiegt,
Fühlt sich nun im engen Raum gefangen,
Auf dem Schaum sich hin und her gewiegt.

Als er hadernd solchem Truggeschicke
Gottes Rathschluß fordert vor Gericht,
Sieh, da zeigt sich seinem nassen Blicke
Eines Helden Schattenbild und spricht:

„Klage nicht, wenn auch die Seele duldet,
Klage nicht, dir ist ein Trost bereit:
Was du leidest, litt ich unverschuldet,
Und Kolombo nannte mich die Zeit.

Ich zuerst durchschnitt die Wasserwüste,
Ueber der du deine Thränen weinst;
Der Atlàntis frühverlorne Küste,
Dieser Fuß betrat zuerst sie einst.

Nun erglänzt in heller Morgenstunden
Auferstehung jenes theure Land,
Das der Menschheit ich zum Heil gefunden,
Nicht zum Frohndienst einem Ferdinand!

Du erlagst dem unbezwingbar'n Norden;
Aber jene, die darob sich freu'n,
Werden, zitternd vor entmenschten Horden,
Ihren blinden Jubel bald bereu'n!

Aber kommt der große Tag der Schmerzen,
Und es hemmt ja nichts der Zeiten Lauf,
Nimm, Kolumbia, dann die freien Herzen,
Nimm Europa's letzte Helden auf!

Wann das große Henkerschwert geschliffen,
Meinen Kindern dann ein werther Gast,
Kommt die Freiheit auf bekränzten Schiffen,
Ihre Mütze pflanzt sie auf den Mast!

Segle westwärts, sonne dich am Lichte,
Das umglänzt den stillen Ozean;
Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte:
Wie ein Herold segelst du voran!"

Sprach's das Schattenbild und schien vergangen,
Wie ein Stern, der im Verlöschen blinkt:
Freude färbt des großen Würgers Wangen,
Weil Europa hinter ihm versinkt.

446. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Kosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Waffen schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.

Und den Fluß hinauf, hinunter, ziehn die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.

Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette;
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere.
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

447. Der Pilgrim von St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für.
„Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskeid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein;
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich."

448. Harmosan.

Schon war gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätzereiche Ktesiphon:
Schon langt am Orus Omar an, nach manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosru's Enkel Jesdegerd auf Leichen eine Leiche lag.

Und als die Beute mustern ging Medina's Fürst auf weitem Plan,
Ward ein Satrap vor ihn geführt, er hieß mit Namen Harmosan;
Der letzte, der im Hochgebirg dem kühnen Feind sich widersetzt;
Doch ach, die sonst so tapfre Faust trug eine schwere Kette jetzt!

Und Omar blickt ihn finster an und spricht: „Erkennst du nun, wie sehr
Vergeblich ist vor unserm Gott der Götzendiener Gegenwehr?“
Und Harmosan erwiedert ihm: „„In deinen Händen ist die Macht;
Wer einem Sieger widerspricht, der widerspricht mit Unbedacht.

Nur eine Bitte wag' ich noch, abwägend dein Geschick und meins:
Drei Tage focht ich ohne Trunk, laß reichen einen Becher Weins!““
Und auf des Feldherrn leisen Wink steht ihm sogleich ein Trunk bereit;
Doch Harmosan befürchtet Gift, und zaudert eine kleine Zeit.

„Was zagst du?“ ruft der Sarazen, „nie täuscht ein Moslem seinen Gast,
Nicht eher sollst du sterben, Freund, als bis du dies getrunken hast!“
Da greift der Perser nach dem Glas, und statt zu trinken, schleudert hart
Zu Boden er's auf einen Stein mit rascher Geistesgegenwart.

Und Omar's Mannen stürzen schon mit blankem Schwert auf ihn heran,
Zu strafen ob der Hinterlist den allzuschlauen Harmosan;
Doch wehrt der Feldherr ihnen ab, und spricht sodann: „Er lebe fort!
Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort.“

---

449. Zobir.

Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdalla den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripoli stehn die Beherzten im Nu.

Doch ehe sie stürmen um Mauer und Thor,
Erscheint mit dem Heere der hohe Gregor,
Statthalter im Glanz
Erfochtener Siege, geschickt von Byzanz.

Und während er drängt die fanatische Schaar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,
Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte gewählt sich ein männliches Theil,
Sie schwenkte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.

Der Vater erhub sich, und blickend umher
Befeuerte mächtig die Seinigen er:
Nicht länger gespielt,
Ihr Männer, und stets nach Abdalla gezielt!

Und wer mir das Haupt des Erschlagenen beut,
Dem geb' ich die schöne Maria noch heut,
Ein köstlicher Sold,
Mit ihr unermeßliche Schätze von Gold!

Da warfen die Christen verdoppelten Schaft,
Den Gläubigen Mekka's erlahmte die Kraft.
Abdalla begab
In's Zelt sich und mied ein bereitetes Grab.

Doch stritt in dem Heere, von Eifer entfacht,
Zobir, ein gewaltiger Blitz in der Schlacht;
Fort jagt' er im Zorn,
Ihm triefte der klirrende, blutige Sporn.

Er eilt zum Gebieter und spricht: „Du versäumst
Abdalla, die Schlacht, wie ein Knabe? Du träumst
Im weichen Gezelt?
Und sollst dem Kalifen erobern die Welt?

Was, uns zu entnerven, ersonnen der Christ,
Ihn mög' es verderben mit ähnlicher List!
Das Gleiche sogleich
Versprich es und stelle dich eben so reich!

Den Deinen verkündige folgendes Wort:
Wer immer dem feindlichen Führer sofort
Den Schädel zerhaut,
Der nehme die schöne Marie zur Braut!“

Dies kündet Abdalla mit frischerem Sinn,
Die Seinen ermuthiget hoher Gewinn;
Zobir dringt vor,
Sein kreisender Säbel erlegt den Gregor.

Schon birgt in die Stadt sich die christliche Schmach,
Schon folgen die Sieger und stürzen sich nach,
Schon weht von den vier
Kastellen herab des Propheten Panier.

Lang trotzte Maria dem feindlichen Troß,
Bis endlich ein Haufe sie völlig umschloß:
Von Vielen vereint
Wird vor den Zobir sie geführt, und sie weint.

Und Einer beginnt im versammelten Kreis:
„Wir bringen den süßen, den lieblichen Preis,
Den höchsten, um den
Mit uns du gekämpft und gesiegt, Sarazen!“

Doch Jener versetzt in verächtlichem Scherz:
„„Wer wagt zu verführen ein männliches Herz?
Wer legt mir ein Netz?
Ich kämpfte für Gott und das hohe Gesetz!

Nicht buhl' ich um christliche Frauen mit euch;
Dich aber entlass' ich, o Mädchen, entfleuch!
Was willst du von mir?
Beweine den Vater und hasse Zobir!““

---

450. Klaglied Kaiser Otto des Dritten.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!
Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwais't, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff!

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begangner Frevel nach:
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! die Stolzen beugte
Mein reuemüthig Fleh'n;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiedersehn!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug:
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron;
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.

Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind,
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrächen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet seyn.

Die ächten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier;
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

451. Der alte Gondolier.

Es sonnt sich auf den Stufen
Der seebespülten Schwelle
Ein Greis am Rand der Welle,
In weißer Locken Zier:
Und gerne steht dem Fremdling,
Der müßig wandelt, Rede
Auf seiner Fragen jede
Der alte Gondolier.

Er spricht: „Ich habe rüstig
Lagun' und Meer befahren;
Doch hab' ich nun seit Jahren
Kein Ruder eingetaucht:
Es hangt die morsche Gondel
An Stricken in der Halle,
Wo Alles im Verfalle,
Wo Alles ungebraucht.

Es ist der Herr des Hauses
Nach fernen Himmelstrichen
Seit langer Zeit entwichen,
Für unsre Bitten taub;
Der Gute zog von hinnen
Am Tag, als Bonaparte
Der Republik Standarte
Ließ werfen in den Staub.

Er stand in besten Jahren,
Als er von uns geschieden;
Doch, lebt er noch hienieden,
So ist's ein greiser Mann.
Er sprach: Und soll ich dienen,
So sei's in fremden Ländern;
Hier soll mit Ordensbändern
Mich schmücken kein Tyrann!

Wir blieben, ach, und schauten,
Wie Kirchenraub und Schande
Beging die schnöde Bande
Nach schnell gebroch'nem Eid!
Wir sah'n, wie jene Wilden
Den Bucentaur zerschlugen,
Und uns're Seelen trugen
Ein unerhörtes Leid!

Wir sah'n den Markuslöwen
Zum fernen Strand entführen,
Wir sah'n, wie man mit Schwüren
Und mit Besiegten scherzt!
Wir sah'n zerstört von Frevlern,
Was würdig schien der Dauer,
Wir sah'n an Thor und Mauer
Die Wappen ausgemerzt.

Doch leb' ich und betrachte
Die theure Stadt noch immer,
Erquick' im Morgenschimmer
Die Glieder schwach und alt.
Von meines Herrn Palaste
Vermocht' ich nicht zu weichen,
Auch läßt er gern mir reichen
Den kleinen Unterhalt.

Da denk' ich meiner Jugend,
Und wie ich als Matrose
Gefolgt der Windesrose
Bei Sturm und Sonnenstrahl;

Und wie blokirte Tunis
Und jene Türkenrotte,
Mit seiner schönen Flotte,
Venedigs Admiral.

O holder Tag, als Emo's *)
Heimzug die Fluthen theilte,
Und ihm entgegen eilte
Der Doge Paul Renier!
Gedenk' ich jener Zeiten,
Wird meine Seele milder:
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her!

452. Das Reich der Geister.

Es lag ein Wütherich auf goldnem Kissen
Und schlief; da kamen fürchterliche Träume
Ihm in's Gemüth, gleich wilden Schlangenbissen:
Sie führten ihn in außerird'sche Räume,
Vom Reich der Geister fühlt' er sich umfangen,
Das ewig klar und ohne Wolkensäume.
Entsetzlich war ihm, was die Geister sangen,
Wie einst Tarquin vom Brutus ward vertrieben,
Und wie Hipparchos nicht dem Tod entgangen.
Und solche Frevler wagt man hier zu lieben,
So denkt er bei sich selbst, wo ist die Achtung
Für jeden Machtspruch, den ich ausgeschrieben?
Was will die Sonne hier, da längst Umnachtung
Ich über'n Horizont der Welt verbreitet,
Wo Jeder kniet vor mir in Selbstverachtung?
Und sieh, ein Mann mit hoher Stirne schreitet
Auf ihn heran und ruft: „Bejammernswerther,
Welch Schreckenschicksal ist dir hier bereitet!
Hier herrscht die Freiheit stets in unbeschwerter
Gedankenruh', du kannst sie nicht verjagen,
Ohnmächtig sind hier alle deine Schwerter!
Doch will zuerst ich, wer ich sei, dir sagen:
Ich bin der große florentin'sche Dichter,
Nach dessen Staub du magst Ravenna fragen.
Ich war den Sündern meiner Zeit ein Richter;
Doch unter Allen, welche schon verwesen,
Erreichte Keiner dich und dein Gelichter!
Was wird man einst auf deinem Grabe lesen,
Der du zugleich Herodes gegen Kinder,
Und gegen Männer Ezzelin gewesen!
Ein Unterdrücker, nicht ein Ueberwinder;
Gezeugt von einer schauderbar'n Lemure,
Und dann gepfropft noch auf den Stamm der Schinder!
Sohn eines Bankerts, Enkel einer H . . .,
Vernimmst du nicht, daß Alle dich begrüßen:
Rehabeam, wie steht's mit deinem Schwure?
Hier hast du nun die grause Schuld zu büßen:
Die Letzten selbst im Reich der Geister grollen
Dir in's Gesicht und treten dich mit Füßen!
Gehorsam wußte dir die Welt zu zollen:
Dort nannten Schurken dich sogar den Frommen,
Hier wär's Verbrechen, dir gehorchen wollen!
Wo sind die Sklaven alle hingekommen,
Die, unterwürfig ihrem Herrn und Meister,
Jedweden blut'gen Frevel übernommen?
Hier gilt Gesetz, hier äußert sich in freister
Thatkraft die Tugend, die du hast gelogen:
Hier gilst du nichts, du bist im Reich der Geister.
Wie haben deine Schmeichler dich betrogen!
Nun wirst du, — wer gedächte dich zu schonen? —
Zur ungeheuern Rechenschaft gezogen!
Vernimm! von allen jenen Millionen,
Die du gestürzt in Jammer und in Klage,
Die du geschleppt in fürchterliche Zonen,
Von Allen, denen du verkürzt die Tage,
War Jeder Mensch, wie du; der Seelenwäger
Hat sie gewogen auf derselben Wage.
Bald stehn sie Alle gegen dich, die Kläger,
Wann ihre Zähren sich zum Strom vermählen,
Aus dem du schöpfen sollst als Wasserträger!
Vom König Kodrus will ich dir erzählen,
Der in den Tod ging, um sein Volk zu retten:
Deins muß sich deinethalb zu Tode quälen!
Und noch auf Lorbeern wähnst du dich zu betten,
Wie deine Schmeichler dir es vorgeplaudert?
Tyrann, erstick' in deinen eignen Ketten!"
Er spricht's. Der Wütherich erwacht und schaudert.

453. Nächtlicher Uebergang der Polen bei Krakau.

1831.

Die Lüfte wehn so schaurig,
Wir ziehn dahin so traurig
Nach ungewissem Ziel!
Kaum leuchten uns die Sterne;
Europa sieht von ferne
Das große Trauerspiel.

Uns wendend oft zurücke
Betreten wir die Brücke,
Die uns von Polen trennt.
Bei trübem Fackelbrande
Grüßt uns das Volk am Strande,
Das unsre Leiden kennt.

Verkauft, besiegt, verrathen —
Sind unsre besten Thaten,
Wie Träume leer und hohl,
Und lassen keine Spuren;
So nehmt, geliebte Fluren,
Das letzte Lebewohl!

Lebt ewig wohl, o Brüder!
Ein Haufe Lebensmüder
Trifft überall ein Grab.
Nicht uns vom Tod zu retten,
Nein, nur zu fliehn die Ketten,
Ergreifen wir den Stab.

*) Er war der letzte Seeheld der venetischen Republik.

Wir ziehn von Weib und Kindern,
Vermögen nicht zu hindern
Des Vaterlands Ruin.
Schon lechzt nach unserm Blute
Die Petersburger Knute,
Die Fuchtel von Berlin.

Ein thränenloses Wesen
Ward uns zum Herrn erlesen,
Versteint und ungebeugt.
Aus mörderischem Stamme
Trägt seine Stirn die Schramme,
Die sein Geschlecht bezeugt.

Die wir jedoch erwarben,
Deck' uns, o Ruhm, die Narben,
Mach' unsre Namen klar.
Du machst den Schmerz gesetzter,
Denn unsers Volkes Letzter
Ist größer als der Zar.

Uns bleibt nur ein Vermächtniß:
Des edlen Kampfs Gedächtniß,
Der Polen neu verband;
Des langen Kriegs Beschwerde
Und eine Hand voll Erde
Aus unserm Vaterland.

O selig jene, welche
Berauscht vom Todeskelche,
Gesunken sind im Streit.
Und ihr, Volhyniens Söhne,
Die aus dem Angstgestöhne
Die feuchte Gruft befreit!

Sie drangen auf den Rossen,
Von Feinden fest umschlossen,
Zum Weichselufer vor,
An fremden Strand zu schiffen;
Da schwoll von Schmerz ergriffen
Ihr groß Gemüth empor.

Sie konnten's nicht ertragen
Der Heimat abzusagen,
Die jeden Wunsch umschloß.
Da stürzten sich die Guten
Hinunter in die Fluthen
Mit Waffen und mit Roß.

O vaterländ'sche Wellen,
Die längst vom Blute schwellen,
Nehmt euch der Todten an:
Ihr dürft das Meer erreichen,
So wälzt die freien Leichen
Zum freien Ozean!

454. Warschau's Fall.

Als durch die Hauptstadt fröhlich einst freiwill'ger Schaaren langer Zug,
Aus Kalisch angelangt, sich wand und Polen's weiße Fahne trug,
Da brachte Warschau's reges Volk dem tapfern Schwarme, der das Joch
Hinwegzuschütteln war entflammt, den Kalischern, ein Lebehoch.
Nein! rief ein Jüngling aus dem Zug, und drückte fest an's Schwert die Hand:
Ein Sterbehoch den Kalischern! es lebe nur das Vaterland!
Doch ach! geblutet hat umsonst der Männer felsenfest Vertrau'n,
Umsonst den Brautschmuck dargebracht das Hochgefühl der besten Frau'n.
Sie liegen auf den Knie'n, indeß von fern Kanonendonner kracht,
Und flehn in Tempeln rings um Sieg für Polen's allerletzte Schlacht,
Umsonst! Und zweifelnd fragt die Welt, seit euer Blut so reichlich troff,
Ob je der Geist besiegen wird den knechtisch plumpen Erdenstoff?
Ukasenton der Zärtlichkeit, wie fromm du mit den Deinen sprichst,
Und mußt aus Liebe noch zuletzt sie metzeln lassen väterlichst!
Vergebens ruft ein ganzes Volk: Wir wollen dich ja nicht, Tyrann!
Das ganze Volk zerknittert wird's, auf daß er's unterjochen kann.
Ihr edlen Schläfer unter'm Sand, o laßt den Kampf euch nicht gereu'n,
Es wird der spät'ste Pilger einst auf eure Gräber Rosen streu'n.
Und auch der Dichter eilt herbei, von keiner ird'schen Furcht besiegt,
Wo rings um Warschau hingestreckt die große Hekatombe liegt.
Einst kommen wird ein freies Volk und pflanzen eine Siegstrophä
Für euch, und ein Simonides besingen dies Thermopylä.

455. Unterirdischer Chor.

1832.

Es ist begangen
Der Völkermord!
Nun schwingt die Schlangen
Ihr Furien alle,
Zerstört dem Würger
Der besten Bürger
Jedwede Lust,
Und setzt die Kralle
Ihm auf die Brust.

Ihr mögt ereilen
Das Ungethüm
Mit euren Pfeilen,
Ihr mögt umspannen
Im Netz den Eber,
Den Kettenweber
Der Sklaverei!
Ihr wißt, Tyrannen
Sind vogelfrei.

Den Gott zu spielen
War der im Stand,
Der vor so vielen
Geehrt und prächtig
So viel vermochte,
Doch unterjochte
Er jedes Recht;
Er war allmächtig
Und war so schlecht!

Er baute Tempel
Dem Teufel selbst:
Nun soll den Stempel
Er auch empfangen,
Der große Quäler:
Es sei'n die Mäler
Ihm aufgebrannt;
Er hat's begangen,
Er ist erkannt.

Ihn schilt Vernichter
Ein ganzes Volk;
Nun schreibt der Richter
Ihm jene That an:
Zu allen Fristen
Gewalt und Listen,
Meineidig Spiel:
Er ist ein Satan,
Die Maske fiel.

Schlachtopfer schleichen
In Wüstenei'n,
Voll sind von Leichen
Gefild und Schanzen;
Vor seinem Heere
Von Meer zu Meere
Ziehn Tod und Pest;
Er kommt, wir tanzen
Das schönste Fest.

Den Volksbezwinger
Grüßt sein Geschlecht,
Mit blut'gem Finger
Der Missethäter
Zahlreiche Schatten:
Gefall'ne Gatten
Von Frau'n bestrickt,
Erwürgte Väter
Im Bett erstickt.

Von Schmach und Gräuel
Entwirrt sich ihm
Ein langer Knäuel,
Doch kein Verbrecher
Ist ihm vergleichbar,
Dem unerweichbar
Der Busen schwoll.
Geuß ihm den Becher,
Megära, voll!

Er schlürft begierig,
Ihm ist von Blut
Die Lippe schmierig,
Und als Begleiter,
Als Schmeichler stottern
Ihm Molch' und Ottern
Loblieder vor:
Gesetzbefreiter
Monarchen Chor.

Er soll regieren,
Er soll den Thron
Der Hölle zieren!
Sein Reich in kalter,
Beeister Sphäre,
Wie groß es wäre,
Ist viel zu klein;
Er soll Verwalter
Der Hölle seyn!

Wilhelm Meinhold,

1796 in Pommern geboren, studirte zu Greifswalde Theologie und Philosophie, worauf er zu Koserow und später zu Krummin auf der Insel Uesedom, hart an den Dünen der Ostsee, als Prediger angestellt wurde.

Eine gesunde und kräftige Persönlichkeit tritt uns in den Leistungen Meinhold's entgegen, dessen Gedichten die Kritik Reichthum der Phantasie, Wahrheit und Tiefe des Gefühls und Energie des poetischen Gedankens zuerkennt, nicht ohne die mancherlei stylistischen Härten, gezwungenen Wendungen und Provinzialismen zu rügen, wie auch, daß er sich in seinen religiösen Gesängen zuweilen an einem zu mystischen Stoffe vergreift. Am höchsten stehen ihr, neben seinen Oden (auch in lateinischer Sprache), Hymnen, Chorälen u. s. w., die Naturschilderungen und romantischen Naturgefühle des Dichters, in denen, mit der religiösen Reflexion und tiefer Gottbegeisterung durchwebt und oft reizend durch einen Anhauch von Wehmuth, den seine Einsamkeit und Verödung hervorruft, auch die Sprache eine große Kraft und Anmuth erreicht. Ein nicht unbedeutendes Talent der Charakterisirung und Auffassung vergangener Jahrhunderte bekundet insbesondere seine im einfach natürlichen Styl jener Zeit gehaltene Novelle: „Die Bernsteinhexe", deren Geschichte auch durch eine gewisse psychologische Tiefe das Interesse fesselt. Auch im romantisch-religiösen Epos („Die Kreuzfahrt nach Pommern") und im geschichtlichen Drama („Der alte Degenknopf" — „Wallenstein und Stralsund") hat sich sein Dichterberuf geltend gemacht; doch vermißt man in letzteren Darstellungen, bei dürftiger Handlung, die eigentliche geistige Einheit, den geistigen Hauch der dramatischen Kunst. — Seine humoristischen Reisebilder schildern mit keckem, frischem Humor die Eigenthümlichkeit der Bewohner Uesedoms, des Swinemünder Pöbels, so wie einzelner isolirter Insulaner, und enthalten treffende Urtheile über Dorfschulmeister, Pietisten u. s. w.

Von ihm:

Gedichte. Leipzig 1823.
Vermischte Gedichte. Koserow 1824. — Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Aufl. 2 Bändchen. Leipzig 1835.
St. Otto, Bischof von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern. Ein romantisch-religiöses Epos in 10 Gesängen. Greifswald 1826.
Humoristische Reisebilder von Uesedom. Stralsund 1837.

Schill. Eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Mit dem Bildnisse Ferdinand's von Schill. Pasewalk 1839.
Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse; nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Koserow auf Usedom; herausgegeben. Berlin 1843.
Athanasia, oder die Verklärung Friedrich Wilhelm des Dritten. Ein christlich-religiöses Gedicht. Magdeburg 1844.
Gesammelte Schriften. 4 Bde. Leipzig 1846. (I. Bd.: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Novelle in der Sprache des siebzehnten Jahrhunderts. 2. Aufl. II. Bd., Abth. 1: Der alte deutsche Degenknopf, oder Friedrich der Große als Kronprinz und sein Vater. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. Abth. 2: Wallenstein und Stralsund. Geschichtl. heroisches Schauspiel in 5 Aufz. III. Bd.: Religiöse Gedichte. 3. Aufl. IV. Bd.: Vermischte Gedichte. 3. Aufl.)
Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten pommer'schen Regentenhauses; herausgegeben. 3 Bde. Mit 3 Stahlstichen. Leipzig 1847.

---

456. Die treue Hand.

Schottische Sage.

„Held Donal, gib Malvinen, die sanfte Tochter, mir,
Eh' Koll, mein wilder Bruder, sie frech ertrotzt von dir;
Mich liebt das süße Wunder auf Jura's Felsenstrand,
Das wie die Morgenröthe in jedem Klan bekannt;
Ich will sie kühn beschützen,
Ich will ihr ewig weihen hier diese treue Hand!"

So spricht mit glüh'nden Worten der schenkelnackte Held,
Mac Angus von Kantyre, und als er inne hält,
So senkt der Alte sinnend den Nacken am Kamin
Und seufzt — und seine Tochter tritt schüchtern hinter ihn;
Bald wird sie eine Lilie,
Bald eine rothe Rose mit wachsendem Karmin.

Doch plötzlich hört man draußen ein lautes Schlachtenschrei'n,
Und Koll, der wilde, stürzet mit seinem Klan herein:
„Held Donal, dieser Heuchler erhält die Dirne nicht!
Gib mir sie, oder wisse, ich üb' ein schwer Gericht,
So wahr der Herr regieret.
Du siehst, daß dir vor Augen mein Klan ihn niedersticht!

Auf, rüstet eure Dolche, das Zeichen zu empfahn!" —
Da hebt die hundert Arme der grausenvolle Klan,
Da blitzt es durch die Halle, da harrt auf Wink und Wort
Der rothe Tartanträger zum rothen Brudermord;
Das Mägdlein sinkt zu Boden,
Jedoch ihr grauer Vater erhebet sich sofort:

„O Koll, du tapfrer Krieger, dein Zorn ist schwer und groß,
Doch höre, laß entscheiden ein heilig Gottesloos,
Kehrt Beide nach Kantyre, besteiget euren Kahn,
— Wir weilen hier am Ufer, — und wer zuerst wird nahn,
Weß Hand zuerst berühret
Das Kleid der Schmerzenstochter, der soll sie auch empfahn!"

Koll nimmt mit trotz'gen Mienen die Preisbedingung an,
Urfehde schwören Beide auf Donal's Schwert; sodann
Gleich flücht'gen Kriegern stürzen sie sich zum Meeresstrand:
Der Greis jedoch ergreifet das Mägdlein bei der Hand,
Und mit der schwanken Lilie
Nimmt auf dem Felsenufer er den erhab'nen Stand.

Bald heben vor Kantyre zwo weiße Segel sich:
„Was bebst du, Kind? vertraue, die Heil'gen schützen dich!"
‚Nein, Vater, lieber Vater, ach schau doch nur empor:
Das Schiff von Koll, dem wilden, kommt seinem Bruder vor,
Es naht mit rother Flagge,
Wie wohl in bangen Nächten ein Unglücksmeteor.

Nein, schaue, wie mein Angus zugleich das Ruder schwingt,
Wie schäumt der Kiel stets näher — o Himmel, es gelingt! —
Ach, Vater, halt mich Arme, nun bleibt er doch zurück!' — —
„Getrost, mein Kind, der Schrecken umdüstert dir den Blick:
Sie stürzen ja in's Wasser,
Sie schwimmen durch die Klippen, — noch lächelt dir das Glück!"

Bald tauchen unter ihnen zwei Köpfe schwarz hervor,
Doch wieder thut's dem Bruder der wilde Koll zuvor,
Er hebt sich auf der Klippe, er tritt schon an das Land,
Da haut mit scharfem Schwerte sich Angus ab die Hand
Und faßt sie bei den Fingern,
Und wirft sie hoch der Dirne an's färbende Gewand!

„Halt, Bruder, halt, beim Himmel, die Braut nicht dir gebührt,
Sieh, meine Hand, die treue, hat sie zuerst berührt!"
Da wirft sich zähneknirschend Koll gleich zurück in's Meer;
Doch die Braut, die rothbespritzte, erhebt sich hoch und hehr,
Und in die off'nen Arme
Sinkt Angus ihr und fühlet nicht Angst und Schmerzen mehr.

---

457. Karl der Zwölfte und der pommersche Bauer Müsebaeck.

(Nach einer allgemein verbreiteten Sage.)

In seinem Zelt vor Bender sitzt Karl der Zwölfte still,
Kein Schach ihn mehr zerstreuen, kein Buch ermuntern will,
Von aller Welt verlassen, versagt in seiner Noth
Der Türk dem trotz'gen König gemach schon Fleisch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gib deinen Feinden nach!"
Vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach!
Was sitzest du und sinnest, wie ein vergrämter Aar
Im Horst von Folgesonde, und trotzest der Gefahr?
Mach' auf die edlen Schwingen, und aus dem Sonnenbrand
Zieh' heim in's kühl umwogte, geliebte Vaterland;
Da sammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauf
Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!"
Doch trotzig spricht der König: „„Schweigt, ihr erlebt es nie,
Daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh';
Wohl sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie eures zu,
Doch sterb' ich, eh' ich weiche und Achmed's Willen thu'!""
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit
Gedrückt vom bittern Hunger, womit erhalt' ich's heut?"
„„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed todt,
Da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eignes letztes Brot!""

Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß.
Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß,
Denn sieh, man führet schonend sein Leibroß ihm zurück,
Drum greift er zur Pistole im nächsten Augenblick —
„„Halt, halt!"" und setzet grausam den Lauf ihm hinter's Ohr;
Nie brachte je Arabien ein schön'res Thier hervor.
„Ach schießet nicht!" ruft Rosen, ruft Düring, doch er schoß,
Und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.
„„Glaubt ihr, ich solle hungern?"" fragt bitterlächelnd er,
Derweilen Alles schreiet: Was macht Ihr, gnäd'ger Herr?
Doch, gleich als ahnt' ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick,
Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
Setzt bald sich drauf, wie wenn es ihn unsichtbar ergreift,
Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stulpen läuft,
Und wühlet mit den Spornen im Sande hin und her,
Und blicket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.

Da kommt auf hager'm Klepper ein Bauer hergetrabt,
Im blauen, woll'nen Wamse, zerfetzt und abgeschabt,
Mit rundem Hut und Troddeln um sein gestiefelt Bein.
„Glück zu!" ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer seyn!"
„„Wo find' ich hier den König?"" Der alte Bauer spricht,
Und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht.
„Da sitzt er auf dem Rosse, geh' muthig nur hinan!"
„„Gott grüß' Euch, edler König! Ihr seyd wohl schlecht daran?""

Der König hebt das Auge: „„Wer bist du, und von wo?""
„„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Konerow
Bei Wolgast, Eurer Stadt im fernen Pommerland,
Und heiße Müsebaeck und bin an Euch gesandt!""

„„Und wer hat dich gesendet?"" darauf der König spricht.
„„Das will ich Euch wohl sagen, jedoch verübelt's nicht:

Wir wohnen dort zusammen drei Bauern an der Zahl,
Und hörten oft mit Schmerzen, Ihr trüget Hungerqual,
Drum brachten wir zusammen, was unsre Armuth litt,
Und ich stieg selbst zu Pferde und that den sauern Ritt;
Doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid,
Wollt Ihr nur nicht verschmähen, was Euch ein Bauer beut!""
Und spricht's und löst die Troddeln von seinen Stiefeln los,
Und holt aus jedem Schachte zwei Düten schwer und groß,
Gefüllt mit rothem Golde, und senkt sich auf sein Knie,
Und spricht: „„Nun, gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!"" —

Wie das der König höret, da springet er empor,
Und zwischen seinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor:
„,O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein nicht mehr,
Doch einen armen Bauern führt seine Liebe her! —
Und ob dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann,
Nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an:
Knie' hin, daß ich dich ehre, so wie du mich geehrt!'"
Und spricht's, und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.

Jedoch der Bau'r versetzet: „„Herr König, haltet an,
Was thät' ich armer Bauer wohl mit dem Edelmann?
Hab' schon genug zu sorgen vom Morgen bis zur Nacht,
Und habe nichts erworben, als was ich Euch gebracht.
Drum bitt' ich, lieber König, daß Ihr mich nicht beschämt,
Ich bin ja schon zufrieden, wenn Ihr mein Scherflein nehmt;
Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
So geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!""

Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an:
„,Ich nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann!'"
Der Alte steht und sinnet: „„So laßt uns Bau'rn die Pacht,
Die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!"" —
Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument,
Der König nimmt es hastig: sein Adlerauge brennt,
Drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt
Sie auf das Wachs, das rothe, und rufet tiefbewegt:
„,Verflucht, wer dieses Siegel, wer dies Versprechen löst,'"
Indem er mit der Rechten das Petschaft niederstößt,
Und mit der Linken drohend an seinen Degen schlägt,
Daß ihm die Hüfte klirret und sich der Tisch bewegt:
„,So lange noch ein Sprößlein von diesen Bauern blüht,
So lang' auf Kon'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
So lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt,
Sollt Ihr auf Euren Höfen auch sitzen frank und frei
Und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu'!'"

* * *

Schon mehr denn hundert Jahre verstrichen seit der Zeit,
Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürstenwort bis heut.
Preis dem gerechten König, der Pommerland regiert,
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt!
Auf ihren Hufen sitzen die Enkel frank und frei
Und künden späten Zeiten den Lohn der Bauerntreu'!
O blieben diese Enkel der edlen Väter werth
Und ehrten ihre Füesten, wie diese sie geehrt! —

Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshof

wurde am 12. Januar 1798 auf dem väterlichen Schlosse zu Hülshof bei Münster geboren. Sie war ein sehr schwächliches Kind, da ihre Geburt eine zu frühzeitige gewesen. Ihre Gesundheit blieb stets schwankend, lange Zeit ward von den Aerzten eine völlige Nervenschwindsucht befürchtet, doch hat sich der Zustand in späteren Jahren bedeutend gebessert, nur ein oft wiederkehrendes nervöses Brustleiden erinnert noch zuweilen an die überstandene Gefahr. Wie bei den meisten kränklichen Kindern zeigte sich auch bei ihr eine geistige Frühreife; schon in ihrem achten Jahre machte sie ein Gedicht und besang zur Belustigung ihrer Geschwister den Gegenstand ihrer kindlichen Spiele, ein verkrüppeltes Hähn-

chen, das sie besonders liebte und beschützte. Ihre poetische Anlage entwickelte sich mehr und mehr, und kaum vierzehnjährig schrieb sie ein größeres Gedicht in drei Gesängen als Festgabe zum Geburtstag ihrer Mutter, in welchem sich die Eindrücke ihrer damaligen Lektüre abspiegelten. Ihre Erziehung ward sorgfältig und streng geleitet, und neben Musik, Zeichnen, Handarbeiten und den ernsteren Schulgegenständen erhielt sie vorzüglich in der lateinischen Sprache Unterricht. Zur Erholung durfte sie die Erzeugnisse der berühmtesten Dichter, jedoch nur in Bruchstücken lesen. Bis zum zwanzigsten Jahre dauerte diese sorgfältige Ueberwachung. Der Tanz war von den Unterrichtsstunden ausgeschlossen, und bis zum siebenundzwanzigsten Jahre hatte Annette nie eine große Gesellschaft besucht, nur die häuslichen Feste an Namenstagen u. dgl. waren ihr als Geselligkeitsfreuden bekannt. Die Nähe von Münster diente nur zur Erleichterung der Unterrichtsmittel, zur Ausbildung des musikalischen Geschmackes durch gute Konzerte oder Kirchenmusik; dagegen war der gesellige Verkehr nur auf einige befreundete oder verwandte Familien beschränkt, unter welchen der mit Friedrich Leopold Stolberg's Familie der engste war. Die ernste Erziehungsweise und die Abgeschlossenheit des Landlebens sind wohl die erste Veranlassung zu der Vorliebe unserer Dichterin für die grünen Kämpe und schattigen Gehölze ihrer väterlichen Besitzungen und deren Bewohner, zu dem stark ausgebildeten Heimatsgefühl gewesen, das sich so lebhaft in ihren Gedichten kund gibt.

Im Jahr 1825 kam sie zum ersten Male in städtische Kreise, nämlich nach Köln zum Grafen Werner Harthausen, ihrem Oheim mütterlicherseits; später verlebte sie fast ein Jahr in Bonn, bei ihrem Vetter, dem Freiherrn Klemens von Droste, Professor des Naturrechts; dann einen Sommer bei der ihr befreundeten, nunmehr verstorbenen Generalin von Thielemann in Koblenz. Nach dem Tode ihres Vaters bezog sie mit ihrer Mutter den Wittwensitz derselben, Rüschhaus, ein freundliches Landgut in der Nähe von Münster, mitten in den Haideblumen, den grünen Hecken und Büschen Westphalens liegend. Mutter und Tochter leben beide dort oder auch abwechselnd auf dem nahen Stammschlosse Hülshof, welches der älteste Bruder als Majoratsherr bewohnt, oder auch besuchsweise im Paderbornischen bei einem Onkel. Außerdem brachte die Dichterin in letzterer Zeit drei Jahre in der Schweiz zu bei ihrer einzigen, dort an den Freiherrn von Laßberg verheiratheten Schwester, theilweise auch auf dessen Schlosse Eppishausen im Thurgau, und zuletzt 1844 ein Jahr auf dem alten Schlosse zu Meersburg am Bodensee. Sie lebt überall sehr zurückgezogen, beständig von der harmlosen Gesellschaft ihrer vielfältigen Sammlungen von Mineralien, Münzen, geschnittenen Steinen, Kupferstichen, seltenen Uhren, künstlichen Arbeiten in Silber und Elfenbein u. s. w. umgeben, von denen einzelne Lieblingsstücke sie sogar auf ihren Reisen begleiten und deren Vervollständigung sie fortwährend beschäftigt. Uebrigens füllt sie ihre Zeit durch Musik, namentlich Gesang, und durch literarische Beschäftigung, so wie durch den traulichen Verkehr mit Verwandten und Freunden auf die angenehmste Art aus.

* * *

Trotz mancher glänzenden Erscheinungen ist die ächte Poesie doch selten in unsern Tagen, jene Poesie, die nichts weiter will als das Schöne, die den zartesten Tönen im Herzen und der Natur lauschte und sie harmlos in festen Akkorden wiedergibt. Darum treten die Gedichte der Droste-Hülshof als besonders anerkennenswerth hervor (s. deutsches Familienbuch, Bd. 2. Karlsruhe 1844). Abgesehen von den Tendenzgedichten, in denen eine ungehörige feudalistische Richtung sich kund gibt, und manchen Wendungen, die einen Einfluß Freiligrath's zeigen, hat die Dichterin eine gewisse somnambüle Kraft, ein Hellsehen für halb verschleierte, umdämmerte Empfindungen und Anschauungen, die sie festzuhalten und lebendig zu gestalten vermag. —

Die beste Charakteristik unserer Dichterin gibt Levin Schücking, ihr geistreicher Landsmann, in Gottfried Kinkels: „Vom Rhein; Leben, Kunst und Dichtung" (Essen 1847). Wir lassen dieselbe der Hauptsache nach folgen:

„Wenn man einen Band Gedichte von einer Frau zur Hand nimmt, so erwartet man gemeinhin nicht viel anderes als höchstens einen wohlthuenden Eindruck von Gemüthsinnigkeit, Tiefe des Gefühls, Anmuth der Form, daneben aber auch wohl Ergehen in ausgefahrenen Geleisen, ein Spiel stereotyper Wendungen und Anschauungen zu finden. Bei den Gedichten von Annette von Droste aber ist der Eindruck ein ganz anderer: hier sind erhabene Schönheiten, große Gedanken, geniale Fehler, kühne Häßlichkeiten — kurz hier ist eine Welt für sich: hier hat ein Geist gebaut und geschaffen, der originell und eigensinnig von der Alltäglichkeit abgewendet seines Weges gegangen ist, der sich von Niemand hat Regeln geben lassen und dessen starrer Unabhängigkeitssinn lieber eignes Unkraut auf seinen Beeten zog, als zivilisirte Pflanzen aus dem Saamen Anderer. So entstanden diese Gedichte, so eigenthümlichen Gepräges, so gedankenschwer, so reich an neuen Bildern und Vergleichen, so mannichfaltig an neuer Wendung aller Empfindungen, so seherartig tiefsinnig, wie nie eine Frau in Deutschland dichtete; aber oft auch so sibyllinenhaft wirre und unverständlich in Gedanken und Form, so sorglos abgewendet von der gewöhnlichen Denk- und Ausdrucksweise, so hartnäckig abgeschlossen gegen die Stimmen und Rufe der Zeit, wie wieder nur die Gedichte einer Frau seyn können, einer Frau, die abseits vom Strom der Zeitbewegung sich auf eine stille Insel sinniger Betrachtung zurückgezogen hat ꝛc. Durch die meisten ihrer Gedichte geht eine elegische Klage über den raschen Wechsel und das Schwinden der Zeit, und überall spricht sich der Wunsch aus festzuhalten, was einmal errungen ist. So erhält der Gedankengang der Dichterin von vorn herein das konservative Gepräge, das jedoch fern von aristokratisch-politischer Färbung sich lediglich in den Sphären des Gemüths und der Sitte geltend zu machen sucht. Eine zweite Seite des Wesens unserer Dichterin ist der Natur zugewendet. In diese, zumeist in eine einfache bescheidene Natur, wie es die der westphälischen Heimat der Sängerin ist — eine Natur ohne Prunk und Pracht, aber voll Lohnes für die theilnehmende Betrachtung, die auch dem einfachen Reize sich hingibt — hat sie sich versenkt und mit einem fabelhaft scharfen Blicke, mit einem außerordentlich innigen Verständniß sich eingesponnen. Sie hat sich eingelebt mit allen Sinnen in das Leben und Weben, das Schaffen und Treiben der Natur; sie versteht ihre leisesten Stimmen, sie verfolgt ihre zartesten Farbennüancen; sie spinnt ihre Träumereien in die flatternden Seidenfäden ein, welche die Elfen beim nächtlichen Ringeltanz um Blumen und Halme schlingen, schaukelt sie in dieser Verpuppung eine Weile am schmalen Blatt des Schilfes hin und her und läßt sie dann als farbenglänzenden Tagfalter eines schönen Gedankens aus dem Gespinnst entschlüpfen. Jeder kleine Erdfleck, jeder duftige Knospenzweig, jede flatternde Libelle bietet ihrem scharfen Auge so Vieles dar, was sie fesselt, daß sie

oft Mühe hat, sich loszureißen und zu größeren Anschauungen sich aufzuschwingen. Hier und da führt weibliche Neigung zur Beschäftigung mit dem Detail in der That viel zu weit in's Einzelne ab. Aber immer fordert Annette von Droste unsere Bewunderung für ein eminentes Talent der Beobachtung, das, von einem eben so großen Talente lebendiger Darstellung begleitet, wahre Meisterwerke schafft &c. Wie die Sphäre des Gemüthslebens, wie die Segnungen treuer Pietät für die Sitte einer gefesteteren Vorzeit, wie ferner die Natur die Dichterin beschäftigen, so zieht auch die Geschichte ihre Blicke auf sich. Sie hat mit epischen Darstellungen begonnen, sie gibt ein umfassendes Gemälde der Niederlage des Herzogs Christian von Braunschweig, sie liebt, alte Geschichten zu erzählen, sich in Familientraditionen zu ergehen, die feudalen Herrlichkeiten einer verschollenen Zeit heraufzubeschwören, und wir finden hier eine Bildung, welche sich hauptsächlich an den Werken Walter Scott's und an seiner Geschichtsanschauung großgezogen haben mag. Im Ganzen, wie unübertrefflich durch Lebendigkeit der Schilderung, durch originale Wendung, durch Kühnheit und Kraft des Ausdrucks viele ihrer Balladen auch sind, z. B. der Graf von Thal, die Vorgeschichte u. s. w., finden wir die Dichterin auf diesem Gebiete doch minder groß als auf den andern Gebieten ihrer Muse. Es fehlt ihr oft hier die Klarheit der Diktion; jener Eigensinn, sich selbst die Form zu schaffen, welche dem Gedanken am meisten analog ist, und die Sprache in cavalierem Uebermuth zu diesem Ende zurecht zu biegen, wird hier mitunter bis zu einem Grade getrieben, daß dem Leser nicht allein das Verständniß einzelner Stellen, sondern auch der ganzen Intention der Dichterin schwindet. Doch bleibt hier immer und überall das Gepräge des außergewöhnlichen Talents sichtbar, und einzelne Stellen sind von unnachahmlicher Schönheit. (In dem Gedichte „Die Krähen" erzählt eine alte „Krähenfrau", die dem jüngern Nachwuchs ihre Memorabilien aus einem bewegten Leben mittheilt, von dem „tollen" Christian von Braunschweig, dem Champion der unglücklichen Elisabeth von der Pfalz, woraus man sieht, welchen weiten Umfang die Darstellungskunst dieser begabten Frau beherrscht. In welchem Kontraste zu dieser Kraft des Ausdrucks, zu dieser kühnen Skizzirung eines Wouvermann's, die vielleicht keiner unsrer heutigen donnerschmetternden Poeten erreicht, steht die zarte frauenhafte Milde anderer Gedichte: „die junge Mutter", „das vierzehnjährige Herz", „die beschränkte Frau" und andere!) Charakteristisch ist noch eine vierte Sphäre, worin sie sich zu bewegen liebt. Dies ist die dämonische, die Welt des Jenseits in ihrer Berührung mit der diesseitigen. Die Dichterin sucht vorzugsweise gern das Unheimliche auf, und einen Geist nach dem andern läßt sie vor uns auftauchen, die grauenerregend durch ihre Balladen gehen, stumm und schweigend, oft hartnäckig allen Aufschluß über Zweck und Ziel ihres Kommens weigernd, und dann nichts als ein rohes Wunder darstellen ohne dichterische Bewältigung und Gestaltung zu künstlerischem Werke. Dies leitet uns auf die schwache Seite dieser Gedichte überhaupt. Man sieht nur zu oft, die Dichterin glaubt sich ein völliges Genüge gethan zu haben, wenn sie ein Phänomen irgend einer Art genau wie es dem äußern Sinne erscheint, adoptirt hat; das Nachmalen der Natur ist ihre Kunst; hinter dem Phänomen oder der seltsamen Erscheinung einen Gedanken zu suchen, fühlt sie nur zu oft kein Bedürfniß. Je seltsamer und wunderbarer etwas ist, desto lieber muß es ihr mithin seyn, und da es nichts wunderbareres gibt als Ahnungen, Geister und Erscheinungen, so ist es natürlich, daß sich diese vielfältig ihr als Stoffe aufdrängen. Die Beschäftigung damit gibt ihrer Seele nach und nach die Richtung auf das Dämonische; ein Entferntbleiben vom frischen Leben und Kämpfen der Gegenwart befestigt diese Richtung, und so ist jener charakteristische Zug ihrer Muse entstanden, dem einige sehr kalt lassende, aber auch manche tief ergreifende Gedichte ihre Entstehung verdanken. Trotz einzelner schöner Poesien aber können wir die Neigung, todte Geister heraufzubeschwören, nur da gelten lassen, wo sich zugleich ein Verständniß des lebendigen Geistes zeigt. Daher mußten wir schon oben ihre geschichtlichen Darstellungen zurückstellen hinter diejenigen ihrer Gedichte, welche der Sphäre des Gemüths angehören. Sie begnügt sich bei der Geschichte zu oft mit der Malerei der äußern Konturen des Ereignisses, sie geht immer auf eine unkünstlerische materielle Wahrheit, auf eine arithmetische Genauigkeit aus, sie macht aus dem Historienbild ein Genrebild, und ohne lebhaftes Organ für die Forderungen des Idealen muß sie konsequent ein Daguerreotyp noch über die erhabenen Schöpfungen eines Raphaelischen Genius stellen. Ihre Weise, die Natur mikroskopisch zu beobachten und bis in's genaueste Detail zu verfolgen, welche sie so oft am kleinen Raum fesselt und von der Anschauung des Gesammtbildes abhält, wird von ihr auch auf die historische Person, überhaupt auf den Menschen, den sie schildert, übertragen. Der einfache und große Grundgedanke einer Existenz geht ihr zu oft in der Betrachtung aller kleinen Nebeneigenschaften, im Gewirre des Untergeordneten und Vergänglichen verloren. So viel sie auch das Schwinden des Respekts vor der Autorität und den Mangel an Pietät unserer Zeit beklagt, so bringt sie selbst doch nirgends ein Opfer der Pietät oder einen Ausdruck des Respekts vor irgend einer historischen Größe; und die Vertreter der größten Gedanken der neueren Geschichte müssen vor ihr untergehen im Gewirr kleiner menschlicher Schwächen. Diese Art der Anschauung zeigt sich nicht allein bei der Auffassung des Einzelnen oder des individuellen Verhältnisses, sondern der Zeit im Ganzen; ihre elegisch-konservative Klage über die Zeit beweist eigentlich nichts Anders als ein großartiges Mißverständniß der Zeit. Die Geschichte der Gegenwart ist der Dichterin unbekannt, und aus den kleinen Schattenseiten, die sie beobachtete, hat sie sich ein Bild der Gegenwart zusammengesetzt, welches dieser gleicht wie der Esel dem Pferde. Von dem Wehen des öffentlichen Geistes in Deutschland abgesperrt, glaubt sie den ungeheuern Aufschwung unseres politischen Bewußtseyns nicht; diese Ketzerei hat der Verbreitung ihrer Gedichte unendlich geschadet, denn wir verlangen heute stürmisch von unsern Dichtern, daß sie erfüllt seien von unsern Gedanken und daß sie mitziehen an dem großen politischen Karren, der freilich zu tief festgefahren sitzt, als daß man einer aristokratischen Damenhand zumuthen könnte, in seine Speichen einzugreifen. Aber die Dichterin wird deßhalb verzichten müssen, je den Beifall der großen Menge zu gewinnen, deren Aesthetik sich nach dem Winde der literarischen Mode richtet; desto tiefer wird der Eindruck seyn, den ihr sittlicher Ernst, die kristallhelle Lauterkeit ihres Wollens und die ureigenthümliche Welt ihres Dichtens und Trachtens auf Menschen von poetischer Organisation machen wird."

Von ihr:

Gedichte. Münster 1838. — Stuttgart und Tübingen 1844.

---

458. Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichtes Haar
Das möcht' ich mit keinem vertauschen,
Wie seidene Fäden so weich und klar,
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;
Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
Nennt mich „seine alberne Barbe";
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,
Geht majestätisch zu Herzen;
Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich,
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;
Und wieder seh' ich sein Lächeln blühn,
So klar wie das reine Gewissen,
Da möcht' ich gleich auf den Schemel knien
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut' bin ich in aller Früh' erwacht,
Beim ersten Glitzern der Sonnen,
Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht,
Zum Hügel drüben am Bronnen;
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
Schau', wie im Korbe sie lachen!
Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:
„Das that meine alberne Barbe!"
Und freundlich streicht er das Haar zurück
Von seiner rühmlichen Narbe,
Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben;
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

---

459. Die junge Mutter.

Im grau verhangnen duftigen Gemach,
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier,"
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin,
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Kristall, — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„„Er schläft,"" versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?"

„„Madame, wir haben heut Mariatag.""
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte über'n Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier,
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.""

„Du duftest Weihrauch, Mann." — „„Ich war im Dom;
Schlaf, Kind;"" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einen kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

---

460. Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt es ihn wie böse Macht,
Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor Allem macht ihm Ueberdruß
Ein Wort, das sie an Alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen", sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „in Gottes Namen."

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er und sie weinte drum,
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege;
So hat dieß Wort ihn mehr gequält,
Als Andre Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!"
Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,
So schwur er, übel oder recht,
Werd' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blüthenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen,
Und ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!“ rief sie, „Mann,
Du ruinirst den ganzen Hagen!“
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer das Unglück sucht und Reu,
Dem werden sie entgegen eilen,
Der Handel ist ein zart Gebäu,
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh' ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Kontobuche seufzend stehn,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!“ drang ein scheues Flüstern itzt,
Und wieder „Karl!“ zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
Als gält' es eine Schuld gestehen.
„Karl!“ sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ist's denn unmöglich ihm entgehen?“

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drinn Alles, was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick,
Und zählte, zählte nun auf's Neue,
Dann sprach er seufzend: „„Mein Geschick
Ist zu verwirrt, — dies langt wie Spreue!““

Sie bot ein Blatt, und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.
„„Nein,““ sprach der Mann, „„das soll nicht seyn!““
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „„Schier möcht' es langen.““

Nun nahm sie, aus der Schürze Grund,
All ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch war's als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt auf's Kontobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„„Fast langt es,““ sprach gerührt der Mann,
„„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst du dein Leben denn fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?““
Sie sah ihn an, — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!“ sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

---

461. Der Graf von Thal.

1.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein eh'lich Gemahl,
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang:
Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört' ihn doch reiten entlang!

Ob das ein Huffschlag ist?
Vielleicht ein Huffschlag fern?
Ich weiß doch wohl ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!‘

Sie bog zurück den Zweig:
‚Bin blind ich oder auch taub?‘
Sie blinzelt' in das Gesträuch,
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Oed war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch über'm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In seinen Schatten sie trat.
Er und seine Gesellen,
Die flüstern und halten Rath,
Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,
Genau sie spähten, genau,
Sah'n jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickt der Graf.
So sprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Rachlose Schmach mir stahl. —

War das ein Seufzer lind?
Gesellen, wer hat's gehört?“
Sprach Kurt: „‚Es ist nur der Wind,
Der über das Schilfblatt fährt.‘“ —

„So schwör' ich beim höchsten Gut,
Und wär's mein eh'lich Weib,
Und wär's meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigner Leib:

Nichts soll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm spar';
Der Freche soll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr'.

Bei Gott! das war ein Gestöhn!“
Sie schossen die Blicke in Hast.
Sprach Kurt: „‚Es ist der Föhn,
Der macht seufzen den Tannenast.‘“ —

„Und ist sein Aug' auch blind,
Und ist sein Haar auch grau,
Und mein Weib seiner Schwester Kind“ —
Hier that einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen schnell
Die Dreie wendeten sich.
„Zurück, zurück mein Gesell!
Dieses Weibes Richter bin ich!

Hast du gelauscht, Allgund?
Du schweigst, du blickst zur Erd'?
Das bringt dir bittre Stund'!
Allgund, was hast du gehört?"

,Ich lausch' deines Rosses Klang,
Ich späh' deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang.
Nun thue, was noth mag seyn.' —

„„O Frau!"" sprach Jakob Port,
„„Da habt ihr schlimmes Spiel!
Grad' sprach der Herr ein Wort,
Das sich vermaß gar viel.""

Sprach Kurt: „„Ich sag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in solchem Fall.""

Da sah der Graf sie an,
Zu Einem und zu Zwein;
Drauf sprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du bist mein.

Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr,
Und keine Silbe sprachst:
Da ward deine Treu' mir klar.

So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

Als seie nichts geschehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißen Noth.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."

Und konnte sie sich besinnen,
Verheißen hätte sie's nie,
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur, und wußte nicht wie.

2.

Und als das Morgengrau
In die Kemnate sich stahl:
Da hatte die werthe Frau
Geseufzt schon manches Mal;

Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich, wie ein Dieb;
Roth war ihrer Augen Rand,
Todtblaß ihr Antlitz lieb.

Drei Tage kredenzt' sie den Wein,
Und saß beim Mahle drei Tag',
Drei Nächte in steter Pein
In der Waldkapelle sie lag.

Wenn er die Wacht besorgt,
Der Thorwart sieht sie gehn,
Im Walde steht und horcht
Der Wilddieb dem Gestöhn.

Am vierten Abend sie saß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann sahn sie auf, alle Beid'.

„Allgund, bleich ist dein Mund!"
,Herr, 's macht der Lampe Schein.'
„Deine Augen sind roth, Allgund!"
'S drang Rauch vom Herde hinein.

Auch macht mir's schlimmen Muth,
Daß heut' vor fünfzehn Jahren
Ich sah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!

Lang' ruht die Mutter im Dom,
Sind Wenige mir verwandt,
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
Sonst ist mir keins bekannt.'

Starr sah der Graf sie an:
„Es steht dem Weibe fest,
Daß um den eh'lichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt."

,Ja Herr! so muß es seyn.
Ich gäb' um Euch die Zweie,
Und mich noch obendrein,
Wenn's seyn müßt', ohne Reue.

Doch daß nun dieser Tag
Nicht gleich den andern sei.
Les't, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei.'

Und als die Fraue klar
Darauf das heil'ge Buch
Bot ihrem Gatten dar,
Es auf von selber schlug.

Mit Einem Blick er maß
Der nächsten Sprüche einen;
„Mein ist die Rach'!" er las;
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die saß so still und spann,
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib
Den Arm er düster schlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing mir einen lust'gen Sang!"

,O Herr! mag's Euch behagen,
Ich sing' ein Liedlein werth,
Das erst vor wenig Tagen
Mich ein Minstrel gelehrt.

Der kam so matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn,
Und sprach, im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.'

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt:

,Johann! Johann! was dachtest du
An jenem Tag,
Als du erschlugst deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?

Verderbtest auch mit dir zugleich
Deine drei Gesellen;
O sieh nun ihre Glieder bleich
Am Monde schwellen!

Weh dir, was dachtest du, Johann,
Zu jener Stund'?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durch's Reich die Kund'!

Ob dich verbergen mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel singen's bald,
Die Wölf' es heulen!

O weh! das hast du nicht gedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.

Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,
Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,
Johann von Schwaben!'

Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten stand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er schlägt sie an die Wand.

Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

3.

Von heut am siebenten Tag
Das war eine schwere Stund',
Als am Balkone lag
Auf ihren Knie'n Allgund.

Laut waren des Herzens Schläge:
‚O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böses zuwege,
Mein sei die Buß' allein.'

Dann beugt sie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauscht:
Vom Wehre tost es herab,
Vom Forste drunten es rauscht.

War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirsch setzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das seyn?
Doch nein, der Auerhahn ruft.

‚O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh' heim mein Gatte gekehrt.

Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verrathen, verrathen ja nicht!

Weh! das sind Rossestritte.'
Sie sah sie fliegen durch's Thal
Mit wildem, grimmigem Ritte,
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand:
Da sanken die Knie' der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als zum Schlimmen entschlossen
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unter'm Gitter hervor.

Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Noth,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so roth.

„Weib, das den Tod sich erkor!" —
,'S war nicht mein Wille,' sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!"

Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht sie ihn an:
‚Es mußt' eine Sünde geschehen; —
Ich hab' sie für dich gethan!'

---

462. Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kranker schlich.

Der blasse Aether siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut —
Wie Trauernde am Grabe —
Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreis't um die Föhren her
Und fällt am Haidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade,
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr und mehr
Gehetzt mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!
Wenn er so herstolzirte vor der Schaar,
Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sankt Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —
Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht

An einem Sommertag, — heut sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drometen hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reuter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand'gen Grund.

Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Haide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch' Geschrei, Geschnaub', Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Baier weggeflucht.

Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmauſ't, kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht.“

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf,
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter, als die Scheh'razade.

„Ha“, krächzt er, „das war wüste Zeit, —
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren,
Und man die Münster hat geweiht!“
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weihel süßer stehn,
Als andern Guldenstück und Seide.
Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich an's Kirchenfenster schnellte,
Und schier Tobias Hündlein brach.

Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend;
Er auf's Baretlein in der Hand,
Sie fest auf's Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Thränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen,
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wollte zücken.
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

Und später sah ich manche Stund
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,
Ihr süßes Auge über'n Grund
Entlang die Todtenlager gleiten;
In's Quadrum flog ich dann hinab,
Spazierte auf dem Leichensteine,
Sang, oder suchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

Wie sie gestorben, weiß ich nicht,
Die Fenster hatte man verhangen,
Ich sah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schwestern sangen;
Auch hat man keinen Stein geschafft
In's Quadrum, doch ich hörte sagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man in's Gewölbe schauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
Da streck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durch's Gitter, klage, klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold, wie keine Krähenfrau!“

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!“
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
Ein Bild gebroch'nen Herzens sitzt er da. —
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!“
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thör, und von dem Hünengrabe?
Sah't ihr den Opferstein?“ — Da mit Gekrächz
Hebt sich die Schaar und klatscht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thör. —

463. Das Fegefeuer des westphälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
Und nicht, wo der greuliche Höllenschlund,
Ob auch die Wolke zittert im Licht,
Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
Doch wo die westphälischen Edeln müssen
Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, recht öde und schwer,
Ein Aschenschleier hing in der Luft;
Der Wanderbursche schritt flink einher,
Mit Wollust saugend den Heimatduft;
O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
Schon sieht am Lutterberge er steigen
Sich leise schattend die schwarze Kluft.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
Ein Hollah ho! seiner Brust entsteigt —
Was ihm im Nacken? ein schnaubend Roß,
An seiner Schulter es rasselt, keucht,
Ein Rappe — grünliche Funken irren
Ueber die Flanken, die knistern und knirren,
Wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!“ — er setzt seitab,
Da langt vom Sattel es überzwerg —
Ein eherner Griff, und in wüstem Trab
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
Dumpf und hohl, wie gedämpfte Posaunen,
So an ihm raunt der gespenstige Scherg':

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du bist uns verfallen heut!
Bei deinem Heile, nicht lach' noch sprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut;
Vom Brode nur magst du brechen in Frieden,
Ewiges Heil ward dem Brode beschieden,
Als Christus in frommer Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
Da seine Sinne der Bursche verlor,
Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
Vom Estrich einer Halle empor;
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel,
Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran,
An hundert Tischen, die Hall' entlang,
All' edle Geschlechter, so Mann an Mann;
Es rühren die Gläser sich sonder Klang,
Es regen die Messer sich sonder Klirren,
Wechselnde Reden summen und schwirren,
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
Das langsam schwellende Tropfen speit,
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast,
Und drängt sich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter wird dann das Rauschen,
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
Nicht möchte der gleißenden Wand er trau'n,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutschen die Knappen mit zuckenden Brau'n.
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken!
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten stattlichen Ritter er schau'n.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden baar!“
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid;
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
Doch ungern kredenzt' er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
Dort sitzt sein Pathe, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere,
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land.
Graf Simon schüttelt den Becher risch,
Und reibt mitunter die knisternde Hand;
Ein Knappe nahet, er surret leise —
Ha, welches Gesummse im weiten Kreise,
Wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen werth,
Den schleichenden Wolf *) geschwinde herbei!“
Horch, wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massonei,
Hundert Lanzen drängen nach binnen,
Hundert Lanzen und mitten darinnen
Der Asseburger, der blutige Weih!

Und als ihm alles entgegen zieht,
Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! sein Ermel sprüht,
Ein Funken über die Finger ihm geht.
Voran — da „sieben“ schwirren die Lüfte,
„Sieben, sieben, sieben,“ die Klüfte,
„In sieben Wochen, Johann Deweth!“

*) Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Asseburg.

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin,
Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
Drei Finger die bröckeln und stäuben hin,
Zu Asch und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
Und ach, die Vaterklause begrüßet
Ein grauer Mann, von Keinem gekannt,
Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,
Denn „sieben, sieben", flüstert es stets,
Und „sieben Wochen" ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen, —
Gott hebe die arme Seele empor!

464. Vorgeschichte (Second sight).

Kennst du die Blassen im Haideland,
Mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht!

So klar die Lüfte, am Aether rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Auf des schlafenden Freiherrn Locke,
Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Noth
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Roth
Will über die Wange sich stehlen;
Schau', wie er woget und rudert und fährt,
Wie Einer so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich dessen entsinnen —
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt
Wie Fluthen zum Strudel rinnen;
Was ihn geängstet, er weiß es auch:;
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Ahasver
Unter'm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mälig steigende Bild.

Im Mantel schaudernd mißt das Parket
Der Freiherr die Läng' und Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weitaus er beuget zur Seite,
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,
Doch langsam weichend, Spann' um Spann',
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
In immer engerem Kreis gehetzt,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde bleich,
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie über'm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelnetze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
Wie Tropfen am Glase hangen,
Verfallen sein klares Nixenaug'
Der Haidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,
Ein Gemurmel! — er muß es hören,
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen hinauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,
Sich neigend, steigend in Bogen,
Und nickend, zündend, ein Flammenheer
Hat den weiten Estrich umzogen.
All' schwarze Gestalten im Trauerflor
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und Alle gereihet am Mauerrand,
Der Freiherr kennet sie Alle;
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
Der pflegte die Ross' im Stalle,
Und der so lustig die Flasche leert,
Den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlurfend nahn,
Wie eine gebrochene Ruthe;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Thür,
In schwarzem Behang und Flore;
O, ist's Achill, das getreue Thier?
Oder ist's seines Knaben Medore?
Er starret, starrt und sieht nun auch,
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
In Krepp gehüllt die Posaunen,
Haucht prüfend leise Kadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann Alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
Hat gespritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andere Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder kosen.
„O, — seufzet der Freiherr — Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“
Dann hat er die Lampe still entfacht,
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

---

465. Der sterbende General.

Er lag im dicht verhängten Saal,
Wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
Auf seinem Schmerzensbette lag
Der alte kranke General;
Genüber ihm am Spiegel hing
Echarpe, Orden, Feldherrnstab,
Still war die Luft, am Fenster ging
Langsam die Schildwach' auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
So stumm die letzte Fehde kämpft!
Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft
Um „Wasser“ er, um „Wasser“ bat.
An seinem Kissen beugten Zwei,
Des Einen Auge rothgeweint,
Des Andern düster, fest und treu,
Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts“, sprach der Eine: „laß
Ihn seines Standes Ehren sehn, —
Den Vorhang weg! daß flatternd wehn
Die Bänder an dem Spiegelglas!“
Der Kranke schlug die Augen auf,
Man sah wohl, daß er ihn verstand,
Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst du, mein alter Kamerad,
Der jubelnden Viktoria?
Wie flogen unsre Banner da
Durch der gemähten Feinde Saat!
Denkst du an unsers Prinzen Wort:
— ‚Man sieht es gleich, hier stand der Wart!‘ —
Schnell, Konrad, nehmt die Decke fort,
Sein Odem wird so kurz und hart.“

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
Zum Kapuziner ihn gemacht. —

Wart, Wart! du hast so frisch und licht
So oft dem Tode dich gestellt,
Die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,
So stirb auch freudig wie ein Held!

Stirb wie ein Leue, adelich,
In seiner Brust das Bleigeschoß,
O, stirb nicht wie ein zahnlos Roß,
Das zappelt vor des Henkers Stich! —
— Ha, seinem Auge kehrt der Strahl —
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!“
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,
Und „Wasser, Wasser!“ stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,
He, Wache, du bist abgelöst!
Schau', wo an's Haus das Gitter stößt,
Lauf, Wache, lauf zum Borne fort! —
'S ist auch ein grauer Knasterbart,
Und strauchelt wie ein Dromedar —
Nur schnell, die Sohlen nicht gespart!
Was, alter Bursche, Thränen gar?“

„„Mein Kommandant““, spricht der Uhlan
Grimmig verschämt: „„ich dachte nach,
Wie ich blessirt am Strauche lag,
Der General mir nebenan,
Und wie er mir die Flasche bot,
Selbst dürstend in dem Sonnenbrand,
Und sprach: „Du hast die schlimmste Noth“ —
Dran dacht' ich nur, mein Kommandant!““

Der Kranke horcht, durch sein Gesicht
Zieht ein verwittert Lächeln, dann
Schaut fest den Veteran er an. —
Die Seele, der Viktorie nicht,
Nicht Fürstenwort gelös't den Fluch,
Auf einem Tropfen Menschlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

August Heinrich Hoffmann,

nach seiner Heimat sich schreibend von Fallersleben, ist geboren den 2. April 1798 in Fallersleben, drei Meilen von Braunschweig, in dem südlichsten Theile der Landdrostei Lüneburg. Sein Vater war Kaufmann und Bürgermeister, unter der westphälischen Herrschaft aber Canton-Maire. Hoffmann's Kindheit war den wechselnden Eindrücken preisgegeben, die seinen Gesichtskreis erweiterten und ihn frühzeitig zum Selbstdenken und zu einer Selbstständigkeit in allen seinen Lebensbeziehungen stimmten. 1811 machte er in Begleitung seiner Eltern seine erste größere Reise nach Mühlhausen im Waldeck'schen, wo seines Vaters Bruder Pfarrer war, und nach Kassel. 1812 ward er konfirmirt und bezog nun zu Ostern das Pädagogium in Helmstädt. 1814 kam er auf das Katharineum in Braunschweig und wurde Primaner. Begeistert für den Freiheitskampf und angeregt durch Körner's „Leier und Schwert“, versuchte er nun sich selbst in Gedichten. 1816 bezog er die Universität Göttingen. Er sollte und wollte Theologie studiren, ließ aber bei näherer Betrachtung des geistlichen Standes und seiner großen Abhängigkeit bald davon ab und warf sich mit Fleiß und Eifer auf das Studium der klassischen Philologie.

Er hatte den Plan, nach gehöriger Vorbereitung Italien und Griechenland zu besuchen, studirte die alte Kunst und die alten Sprachen, und machte sich nebenbei mit dem Dänischen, Holländischen und der deutschen Literaturgeschichte vertraut. 1818 kam er abermals nach Kassel. Hier lernte er Jakob Grimm kennen, der, eben damals an seiner deutschen Grammatik schreibend, auf ihn einen so gewaltigen Eindruck machte, daß Hoffmann seine Pläne aufgab und sich von diesem Augenblick an ganz der vaterländischen Sprache, Literatur und Kulturgeschichte zuwandte. Von Kassel ging er nach Jena, lieferte, mit Oken bekannt geworden, mehrere Epigramme in dessen „Isis", die sich mit bitterem Spotte über die Zeitverhältnisse aussprachen und damals viel Aufsehen erregten, und kehrte dann nach Göttingen zurück, da er militärpflichtig war und sich festgeloost hatte. Nachdem sein Vater ihn von der Ehre losgekauft, königlich großbritanisch-hannöverischer Soldat zu seyn, pilgerte Hoffmann, zum Besuch der Universität Bonn, im Frühjahr 1819 fröhlich dem Rheine zu. Unterwegs traf ihn die Nachricht vom Tode seines Vaters, der am 23. April gestorben war. Sein Frohsinn war getrübt, aber in der schönen Natur um Bonn fand er Zerstreuung und im Verkehr mit gleichgesinnten Jünglingen Trost und neuen Muth. Bonn war der Sammelplatz der bedeutendsten Erscheinungen der Studentenwelt; Hoffmann hatte an dem Studentenleben thätigen Antheil genommen. Für Belebung des geselligen Verkehrs hatte er ein neues Kommersbuch: „Bonner Burschenlieder" herausgegeben — da verbreiteten die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 Angst und Entsetzen in den Gemüthern aller Vaterlandsfreunde; Verbote, Untersuchungen, Verwarnungen, Verdächtigungen aller Art verstimmten die Gemüther und entfremdeten einander. Hoffmann wendete sich, beschränkt auf wenige Freunde, ernsteren Studien zu, und reiste in der Ferienzeit 1819/20 durch die Rhein-, Mosel- und Maasgegenden, die Eifel, Belgien, Westphalen und Niedersachsen, besuchte allenthalben die Bibliotheken und Archive und spürte mit besonderer Vorliebe dem Volksliede nach. Zu Ostern 1821 ging er in die Niederlande, den Sommer meist in Leyden verweilend und eifrig beschäftigt mit dem Studium der altholländischen Literatur. Im Spätherbst kehrte er nach Deutschland zurück, blieb kurze Zeit in seiner Heimat, und wanderte dann nach Berlin, wo er seine Studien eifrig fortsetzte. 1823 ward er Kustos an der königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau und erhielt fast zu gleicher Zeit von der Universität Leyden das Ehrendiplom eines Doktors der freien Künste. 1826 stiftete er die „zwecklose Gesellschaft." Viele seiner schönsten Lieder gehören dieser Zeit an. Zwei Bändchen „Zweckloses Leben und Treiben, wer's nicht lesen will, laß es bleiben", geben manchen interessanten Aufschluß über das Wesen dieser Gesellschaft. Während seine bisher erschienenen Gedichte fleißig komponirt und gesungen wurden, suchte man von gewisser Seite her sein poetisches Talent als Etwas, wodurch seine Amtsthätigkeit beeinträchtigt würde, dem Ministerium darzustellen; der Minister aber erkannte den Werth von H.'s seither erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten und ließ sich nicht irre machen, den vielfach Angefeindeten endlich doch zu befördern. 1830 wurde er außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Breslau, 1833 Mitdirektor des Museums für Kunst und Alterthum. Im Jahr 1834 machte er eine größere Reise durch das südöstliche und südliche Deutschland und kehrte mit vieler Ausbeute von bisher unbekannten Bruchstücken deutscher Gedichte zurück. 1835 ward er zum ordentlichen Professor ernannt. 1836 bereiste er Dänemark, Norddeutschland und Holland und 1837 Belgien und Nordfrankreich, nicht minder glücklich in seinen literarischen Forschungen. 1838 legte er sein Kustodiat an der Bibliothek freiwillig nieder, nahm 1839 Urlaub zu einer abermaligen größeren literarischen Reise und trat dieselbe bereits im März an. Mit manchem wichtigen literarischen Fund und einem reichen Schatz von Erfahrungen und Erlebnissen aus dem Gebiete der Politik erschien er zu Anfang der Wintervorlesungen wieder in Breslau, las jedoch den Winter über gar nicht, da sich zu den von ihm angekündigten Vorlesungen zu wenig Zuhörer meldeten. In der lange nachhaltigen Stimmung, worin er schon unterwegs gedichtet hatte, fuhr er jetzt bei größerer Muse eifriger fort. Den 16. März 1840 sendete er das Manuscript seiner „Unpolitischen Lieder" nach Hamburg. Das Werk war fertig, als der König von Preußen (7. Juni) starb; der Verleger fand es jedoch gerathener, es erst später auszugeben, und so kamen erst den 22. Juli die ersten Exemplare zur Post in Breslau an. Unterdessen hatte das Ministerium Eichhorn von ihm eine nähere Erklärung gefordert, warum er im Wintersemester 1839—40 zwei Vorlesungen nicht gehalten habe, worauf Hoffmann unterm 30. Juni 1840 die bekannte Erklärung gab, die ihrem wesentlichen Inhalt nach in den deutschen Jahrbüchern (1842, Nr. 186) veröffentlicht steht. Im Spätsommer 1840 besuchte Hoffmann das Seebad Helgoland, von wo aus er eine zweite Auflage „unpolitischer Lieder" besorgte. Hoffmann blieb unangefochten in seiner amtlichen Stellung und hielt den Winter 1840 Vorlesungen. Seine Lieder waren nirgend verboten, die neue Auflage hatte sogar in Wien transeat bekommen, während die erste nur erga schedam verkauft werden durfte. Der glänzende Erfolg und die gewaltige Wirkung des ersten Theils bestimmten den Dichter, einen zweiten nachfolgen zu lassen. Ende August 1841 war derselbe gedruckt, aber bereits im September zu Breslau verboten und zwar „wegen seiner verderblichen Richtung." Von einer abermaligen Reise in's Seebad, nach Dänemark und Schweden und über Hamburg zu seiner Mutter, am 25. Oktober in Breslau eingetroffen, ward er am 3. November auf Befehl des Ministers Eichhorn vom 17. Oktober zu Protokoll vernommen, durfte übrigens seine Wintervorlesungen halten. Abermalige Protokollvernehmung den 6. Januar 1842. Wird den 14. April von seinem Amte suspendirt, jedoch mit Beibehaltung des Gehalts. Den 4. Dezember 1842 beschließt das Staatsministerium Hoffmann's Absezzung ohne Pension, was der König, aber erst den 20., bestätigt. Den 25. Februar verließ unser Dichter Breslau und begab sich in seine Heimat, um den Frühling im elterlichen Hause zu verleben; aber der König von Hannover hatte bereits einen Kabinetsbefehl erlassen, Hoffmann den Aufenthalt in den hannover'schen Landen nicht zu gestatten. Hievon ward er bald amtlich in Kenntniß gesetzt. Am 12. April sollte er verhaftet und konfinirt werden; er entfloh aber den wachsamen Landdragonern in der Nacht und war noch vor Tagesanbruch in Braunschweig. Seine Mutter hatte er nicht wieder gesehen — sie starb den Tag vor seiner Absetzung. Hierauf verweilte er den ganzen Sommer unangefochten in Dresden, ging Mitte August an den Rhein (Zusammenkunft mit Freiligrath in Koblenz), nach Mannheim und in's Wiesenthal im badischen Oberland. 1844 im Februar aus Berlin verwiesen, begab er sich nach Mecklenburg, von da im Sommer nach dem Bade Soden, und bereiste dann die Schweiz und Italien. Rückkehr nach Mecklenburg. Bürger in Holdor bei Bruel seit 1845. Ausweisung aus dem Lande Ha-

deln durch Gendarmen. Aufenthalt zu Hamburg; zu Hallgarten im Rheingau auf v. Itzstein's Besitzung u. s. w. Seit April 1848 wieder in Berlin. (Vgl. „Staatslexikon“, Heft 31. 1847.)

* * *

Hoffmann vereinigt in sich den Dichter und den literarischen Forscher. Hat er sich schon durch seinen aufopfernden Eifer für ältere deutsche Sprachdenkmäler, z. B. durch die „Monumenta Elnonensia“ mit dem wieder aufgefundenen Ludwigslied, durch die von ihm entdeckten „Bonner Bruchstücke vom Otfried“, durch das zu Prag entdeckte Bruchstück eines aus dem 11. Jahrhundert einzig vorhandenen, unter dem Titel „Merigarto“ herausgegebenen Gedichtes, durch seine „Fundgruben“ für Geschichte deutscher Sprache und Literatur u. a., durch mehrere monographische Darstellungen aus der deutschen Literaturgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, durch Beiträge zur Geschichte der deutschen Kirchenliederdichtung vom 16. und 18. Jahrhundert, so wie durch seine literarisch-bibliographischen Leistungen in der gelehrten Welt große, dauernde Verdienste erworben, so hat er solche durch seine heiter naiven, kräftig ironischen, gesunden und klaren, melodiösen Lieder, welche zu einem großen Theile schon Volkseigenthum geworden sind, noch erhöht. „Mit der deutschen Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts wohlvertraut (s. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Mai 1834), zeigt sich diese Kenntniß besonders in Bezug auf Diktion in vortheilhafter Wirkung. Aber nicht allein die Sprache seiner Dichtungen erinnert an die Liederweisen der gedachten Vorzeiten, auch die harmlose Naivität, die ungesuchte herzliche Freudigkeit der Gesinnung, die man fast eine deutsch-anakreontische nennen könnte, sind innere Züge verwandtschaftlicher Anregung, die unter den Lyrikern der Gegenwart in so unverholenem Ausspruch nicht gewöhnlich sind. Besondere Erwähnung verdienen wegen ihrer leichten Munterkeit die Volkslieder. Die „Landsknechtslieder“ aus dem Zeitalter Georgs von Frundsberg liefern den Beweis, wie glücklich der Dichter auch den Volkston entlegener Zeiten aufzufassen vermag.“ — Ganz Vorzügliches leistete er in jenen kleinen, aber plastischen Darstellungen, welche von Heine in die Poesie eingeführt, eigentlich einigen scherzhaften Vorzeichnungen Göthe's ihr Daseyn verdanken. Mit Ersterem hat Hoffmann nur die, jedenfalls weit sorgfältiger behandelte epigrammatische Form gemein, überragt ihn aber bei weitem an Achtbarkeit der Gesinnung und männlicher Entschiedenheit. Seine ächt deutsche Nationalrichtung hat, mit Th. Mundt's Worten, etwas Ehrwürdiges, und selbst wo sie mit einem allzu burschikosen Element gemengt erscheint, verliert sie nie ganz die ihr grundthümlich eigene Weihe und Idealität. Jene Darstellungen begründeten hauptsächlich seinen Dichterruhm, der nach Herausgabe der „unpolitischen Lieder“ die größte Popularität fand. „Seine unpolitischen Lieder“ — sagt Vischer in den kritischen Gängen — „haben die Kraft der Satyre; er geht immer von einzelnen bestimmten Gegenständen und Fällen aus und erreicht, indem er sie ironisch in ihrer Verkehrtheit aufweist, alle Vortheile einer beißenden Komik.“ — Möge Hoffmann bald die Zeit erleben, welche an ihm die erlittene Verfolgung wegen dieser meistens harmlosen Humoresken gut macht!

Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Lieder und Romanzen. Köln 1821.

Bonner Bruchstücke von Otfried. Bonn 1821.

Althochdeutsche Glossen. Nebst einer literarischen Uebersicht althochdeutscher und altsächsischer Glossen. Breslau 1826.

Allemannische Lieder. Fallersleben 1826. Fünfte im Wiesethal verbesserte und vermehrte Auflage, nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik. Mannheim 1843.

Gedichte. Breslau 1827. — 2 Bändchen, Leipzig 1834. — Neue Sammlungen, Breslau 1837 und Leipzig 1843.

Jägerlieder. Mit Melodien von A. Fuhrmann. Breslau 1828.

Immergrün (Sentenzen). Das. 1828.

Muckiade, oder Herrn Muck's Sonnenfahrt und Tod. Nebst einem Anhang. Alles aus dem Archive der zwecklosen Gesellschaft zu Breslau. Daselbst 1828.

Lieben und Leiden des fahrenden Schülers. Ein Cyklus von Liedern. In Musik gesetzt von Sauerwein. Das. 1828.

Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur; herausgegeben. 2 Bde. (Altdeutsche Gedichte, größtentheils aus österreichischen Bibliotheken.) Das. 1830. 37.

Literarhistorische Monographien. (Enth.: Joh. Christ. Günther. — Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolck.) Das. 1832.

Horae belgicae. (Holländische Volkslieder, erläutert.) Bd. 1 und 2 Breslau 1830; Bd. 3 und 4 Leipzig 1836; Bd. 5 und 6 Breslau 1837, 38; Bd. 7 Leipzig 1845.

Merigarto. Bruchstück eines bisher unbekannten deutschen Gedichtes aus dem 11. Jahrhundert, herausgegeben. Prag 1834.

Sumerlaten. Mittelhochdeutsche Glossen aus den Handschriften der Hofbibliothek zu Wien, herausgegeben. Wien 1834.

Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen. Breslau 1836.

Buch der Liebe. Das. 1836.

Unpolitische Lieder. 2 Bde. Hamburg 1840, 41. Zweite Auflage des ersten Bandes. Daselbst 1842.

Deutsche Gassenlieder. 2. Aufl. Zürich (1843) 1845.

Politische Gedichte aus Deutschlands Vorzeit (vom 13.—17. Jahrhundert). Leipz. 1843.

Deutsche Lieder aus der Schweiz. Dritte verminderte und vermehrte Auflage. Zürich und Winterthur (1843) 1845.

Fünfzig Kinderlieder. Nach Original- und bekannten Weisen, mit Klavierbegleitung von Ernst Richter. Leipzig 1843.

Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt. Das. 1844.

Maitrank. Neue Lieder (mit Melodien). Paris 1844.

Deutsche Salonlieder. Zürich und Winterthur 1844.

Spenden für deutsche Literaturgeschichte. 2 Bdchn. Leipzig 1844.

Hoffmann'sche Tropfen. Zürich 1844.

Fünfzig neue Kinderlieder. Mannheim 1845.

Diavolini. Zweite vermehrte Auflage. Cum notis Variorum in usum Delphini. Darmst. (1846) 1848.

466. Der alte Landsknecht in seiner Heimat.

Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Ich heb' in Freud' und Wonne,
Mich sieht die liebe Sonne
Noch einmal freudig an.

Das ist dieselbe Sonne,
Die uns bei Ulmo schien,
Und über Feindes Wolke
Dort unserm kleinen Volke
Den hellen Sieg verliehn.

„Ihr Handvoll nackter Leute!
Verderbt in eurem Thal.
Wir stehn auf allen Wegen,
An Schaar euch überlegen,
In Harnisch und in Stahl.

Ihr Handvoll nackter Leute!
Ihr könnt nicht mehr entfliehn.
Wenn ihr euch wollt ergeben,
So lassen wir euch leben,
Mit weißen Stäblein ziehn."

Das dünkt dem Frundsberg Schande:
„Nackt sind die Knaben mein.
Bei Gott! sie sind mir werther!
In Wein getaucht die Schwerter,
Zerhau'n sie Stahl und Stein."

Da ging's zum Reigentanze
Mit Trommeln und Juchhei.
Die Röslein roth entsprungen,
Wo wir die Schwerter schwungen,
Und ich war mit dabei.

Mir gehn die Augen über,
Mir alten greisen Mann.
Die Sonne sinket unter,
Wie bin ich doch so munter,
Als ging's erst eben an.

---

467. Die Treulose.

Hungrig fliegen dort zwei Raben
Auf der Haide hin und her,
Sie begrüßen sich und fragen,
Wo wohl eine Mahlzeit wär'?

„Unter jener falben Eiche
Ist für uns ein Tisch gedeckt:
Dort auf jenem breiten Steine
Liegt ein Ritter hingestreckt.

Niemand weiß, wer ihn erschlagen,
Niemand als das treue Roß,
Niemand als der Edelfalke,
Niemand als die Frau im Schloß.

Und der Falk' ist weggeflogen,
Nach dem Walde lief das Roß,
Doch die Gattin sitzet droben
Ruhig auf dem hohen Schloß.

Und sie blicket von der Zinne
Auf die herbstlich todte Flur,
Und sie harret bang und stille —
Auf den fremden Buhlen nur."

---

468. Der todte Knabe.

Die Mutter weint' und härmte sich,
Gestorben war ihr Kind,
Ein Kind so schön und minniglich,
Wie nur die Engel sind.

Und als es nun im Grabe lag,
Da hatt' es nimmer Ruh':
Die Mutter weinte Nacht und Tag
Und weinet immerzu.

So lang' die Mutter weint und wacht,
So steigt aus seinem Grab
Der Knabe spät um Mitternacht
Und geht in's Dorf hinab;

Besucht die Plätze ringsherum,
Wo er gespielet hat,
Und geht dann wieder todtenstumm
Hinauf den Kirchhofspfad.

Die Mutter aber weint und wacht
Und weinet immerzu:
So lange hat auch Nacht für Nacht
Der Knabe keine Ruh'.

Und endlich tritt im Sterbekleid
Er vor die Mutter hin:
‚O liebe Mutter, laß dein Leid,
Und laß mich, wo ich bin!

O liebe Mutter, laß doch ab!
Was weinst du allezeit?
Die Thränen bringen durch mein Grab,
Nicht trocken wird mein Kleid.' —

Die Mutter hört's: „O könnt' ich seyn
Bei dir doch Tag und Nacht!"
Die Mutter ruft's und schlummert ein,
Und ist nicht mehr erwacht. —

So konnte dann der Knabe ruhn,
Sein Grab ward ringsum grün,
Und jeden Frühling sieht man nun
Drauf Veil und Rosen blühn.

---

469. Die schönste Blume.

Es war eine arme Mutter,
Die hatte drei Töchterlein,
Die waren so schön vor allen,
Und wollten noch schöner seyn.

Sie wünschten sich, sahn sie die Blumen
Auf grüner Wiese stehn:
„Ach! könnten wir doch in Kleidern
So schön wie die Blumen gehn.“

Da kam Frau Holle gegangen:
„Was euer Herz begehrt,
Das wird euch allen dreien
Durch meine Kunst gewährt.

Ihr sollt wie Blumen prangen
Und an dem Kirchweg stehn,
Und wer des Weges ziehet,
Soll euch mit Freuden sehn.

Kommt aber die Mutter gegangen
Und pflückt euch alle drei,
Dann seid ihr was ihr waret,
Hin ist die Zauberei.“

Da sprach die jüngste Tochter:
„Ich lass' es gern geschehn —
Darf ich als schöne Blume
Zu meiner Mutter auch gehn?“ —

„Willst du als schöne Blume
Zu deiner Mutter gehn,
So kann's nur auf ein Stündchen
Zur Sonntagsnacht geschehn.“ —

Da standen die Töchter als Blumen
In Herrlichkeit und Pracht,
Daß froh drob war die Sonne
Bei Tag und der Mond bei Nacht.

Die Sommervögel flogen
Und flatterten um sie her,
Und flüsterten einer zum andern:
Ach! wer so schön doch wär'!

Der Ostwind kam gesäuselt,
Er sang es leis' und laut:
Hier unter den schönen Blumen
Muß wohnen meine Braut!

Die jüngste von den Schwestern
Vernahm kaum Red' und Sang,
Ihr ward nach ihrer Mutter,
Nach der lieben Mutter so bang.

Und um die zwölfte Stunde,
Sonntags um Mitternacht,
Da hat Frau Holle die Tochter
Zu ihrer Mutter gebracht.

Die Mutter und ihre Tochter,
Sie sprachen viel und lang,
Bis schon die Morgendämm'rung
Herein durch die Fenster drang.

„Ach! deine beiden Schwestern
Vergaßen mich geschwind —
O Elsbeth, meine Tochter,
Du bliebst mein gutes Kind!

O Elsbeth, meine Tochter,
Sag an, was soll ich thun,
Du Blume meines Herzens,
Sag, wie entzaubr' ich dich nun?

Wie soll ich dich doch finden?
Wo tausend Blumen stehn,
Da kann mein traurend Herze
Umsonst nur suchen gehn.“ —

„Gleich mit der Morgensonne
Komm auf die Blumenau,
Komm, meine liebe Mutter,
Mich hat benetzt kein Thau.“

Die Mutter ging in's Freie,
Sie ging in die grüne Au,
Da fand sie eine Blume,
Die hatte benetzt kein Thau.

Sie drückt sie an ihren Busen,
Und hin ist all ihr Schmerz:
Da wandelte sich die Blume,
Froh war das Mutterherz.

---

470. Von den drei Gesellen.

Es gingen drei Gesellen wohl über das Feld,
Sie gedachten zu wandern in die weite, weite Welt.
Doch ehe sie gingen in die Welt hinein,
Da wollten sie noch einmal recht lustig seyn.

Sie sahen ein Wirthshaus, sie klopften an das Thor,
Da kam die Frau Wirthin gar selber hervor:
„Begehret ihr Bier, Meth, Most oder Wein?
Mit allem soll euch gedienet seyn.“

„Wir wollen nicht Bier, nicht Most noch Meth,
Heut trinken wir Wein, denn wir trinken Valet;
Heut wandern wir in die Welt hinein,
Heut wollen wir noch einmal recht lustig seyn!“

Und als sie tranken und thaten gut Bescheid,
Vergessen war der Gram und die Traurigkeit,
Sie dachten an das Scheiden und das Wandern nicht mehr,
Und an das Bezahlen auch nicht sehr.

„Nun ade, lieber Bruder, lieber Bruder, nun ade!
Und das Scheiden, lieber Bruder, und das Scheiden thut weh;
Und sehn wir uns nicht wieder in dieser Zeit,
Und so sehen wir uns doch in der Ewigkeit.“

Darauf begann der andre von den drei'n:
„Ich bezahle das Gelag, ich bezahl' es allein;
Die letzte Liebe, die man Andern erweist,
Die grünet und blühet vor Andern zumeist.“

„Ach Bruder, herzliebster Bruder du!“
Begann der dritt', „und das geb' ich nimmer zu;
Ich bin der reichste von uns allen drei'n,
Drum gebühret mir die Ehre zunächst und allein.“

Da sah der eine den anderen an,
Sie reichten sich die Hand, sie stießen an:
Leb wohl! leb wohl! sie tranken aus,
Sie zogen in die weite, weite Welt hinaus.

*471. Höchst traurige Geschichte von einem Goldkäfer.

Ein Käfer liegt erschlagen
In seiner schönsten Zeit,
Der wie ein Fürst getragen
Ein goldnes Ehrenkleid.

Wie er stolziren konnte,
Der junge muntre Held!
Wie er sich freut' und sonnte,
Und rannte durch die Welt!

Nun trauert keine Blume,
Kein Blüthenauge bricht;
Von seinem Preis und Ruhme
Spricht kein Vergißmeinnicht.

Einst neigten tief die Hälmchen
Und Gräser ihm Respekt,
Und manches Blumenschelmchen
Das stand vor ihm erschreckt.

Jetzt ist er eine Leiche,
Hin ist sein stolzer Schein;
In seinem ganzen Reiche
Denkt kaum ein Liebchen sein!

---

472. Der Korporalstock.*)

Frequens fustium usus.
Tacit. Germ. cap. 45.

Von einem Helden will ich singen,
Der einst die ganze Welt bezwang:
So konnt' es keinem noch gelingen,
So glorreich wie es ihm gelang.

Obschon in Waldesgrün geboren
Bei Amselschlag und Frühlingswehn,
So war er doch dazu erkoren,
Mit Herren Hand in Hand zu gehn.

Er ward gewiegt von Fürstenhänden,
Zopf und Kamasche pflegten sein;
Sie mußten viele Zeit verwenden
Zu seinem Wachsthum und Gedeihn.

Dann gab man ihn noch in die Lehre
Zu einem braven Korporal,
Da ward er voller Zucht und Ehre,
Wie Leder zäh und hart wie Stahl.

Er bracht' es nun in wenig Tagen
Zu solcher hohen Trefflichkeit,
Daß Staunen, Schrecken, Angst und Zagen
Ergriff die ganze Christenheit.

Er ward bekannt in allen Landen,
Wo nur was Großes je geschah,
Und ganze Regimenter standen
Vor ihm wie Leichen lautlos da.

O weh, er ist nun Staub und Asche,
O weh, o weh, er ist nicht mehr!
Dahin ist Zopf, dahin Kamasche!
Dahin sein ganzes großes Heer!

Kein Denkmal ist von ihm geblieben,
Doch war in jener guten Zeit
Auf jedem Rücken eingeschrieben
Sein Ruhm und seine Tapferkeit.

Uns aber ließ er zum Vermächtniß
Den alten Korporal zurück,
Der ruft uns Allen in's Gedächtniß
Mitunter noch das alte Glück.

Wir aber sind zu dumm geworden
Für jene alte gute Zeit;
Sie sei im Süden, sei im Norden,
Nur bleibe sie von uns recht weit!

Auch Millionen werden flehen,
Wenn Gott der Herr sitzt zu Gericht:
Laß alle Helden auferstehen,
Nur diesen, diesen einen nicht —
Chor.
Den Korporalstock nicht!

---

473. Schwabenkrieg.

Cus mundus militat sub vana gloria?
Jacobus de Benedictis.

Die Trommel schlägt, zum Krieg hinaus
Mit Spießen, Degen, Flinten!
Fürwahr, es ist ein harter Strauß!
Wir ziehn hinaus mit Mann und Maus,
Und Keiner bleibt dahinten.

Und als die wilde Schlacht begann,
Da sollten wir uns schlagen.
Da sprach ich: Gebt mir meinen Mann —
Was geht mich euer Krieg denn an? —
Will mich mit ihm vertragen.

Der Rath war überraschend neu
Den Tapfern wie den Feigen.
Ein Jeder sprach: Bei meiner Treu!
Ich bin kein Tiger, bin kein Leu,
Ich will mich menschlich zeigen.

Und so auch dachte bald der Feind,
Er ließ die Fahnen senken:
Wir wollen brüderlich vereint,
So lang' uns noch die Sonne scheint,
An etwas Bessers denken. —

Da zechten wir auf den Vertrag
Und sangen Friedenslieder;
Und als vorbei war das Gelag,
Sprach Jeder: Ach, wann kommt der Tag,
Wann schlagen wir uns wieder!

---

*) Nr. 472—477 incl. aus den „Unpolitischen Liedern."

474. Tragische Geschichte.

Mel. Nun sich der Tag geendet hat
Und keine Sonn' mehr scheint.

Jüngst ist ein General erwacht,
Ein tapfrer General,
Dem hat ein Traum um Mitternacht
Gemacht viel Angst und Qual.

Er war im Leben noch erschreckt
Durch keinerlei Gefahr,
Doch hat ein Traum ihn aufgeweckt,
Ein Traum gar wunderbar.

Was träumte denn dem General
In später Mitternacht?
Was hat ihm denn so große Qual
Und so viel Angst gemacht?

Ihn, der gebebt in keiner Schlacht,
Den nichts noch hatt' erschreckt,
Was hat ihn denn um Mitternacht
Aus seinem Schlaf geweckt?

War's Krieg und Pest, war's Hungersnoth?
War's Hülf'= und Feuerschrei?
War's Hochverrath, und Mord und Tod?
War's blut'ge Meuterei?

Ihm träumte — nun, es war enorm! —
Daß durch das ganze Heer
Erhielte jede Uniform
Hinfort zwei Knöpfe mehr.

475. Regierungsrath.

Mel. Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.

Der Morgen graut, der Regierungsrath
Sitzt schon bei seinen Geschäften,
Ist ausgerüstet für Kirch' und Staat
Mit frisch erneuerten Kräften,
Er denkt mit Freuden an seine Pflicht
Und schreibt an einem neuen Bericht.

Er sitzet und sitzt in den Akten tief,
Hat Weib und Kinder vergessen,
Und hätte, wenn ihn die Frau nicht noch rief,
Sogar auch die Mahlzeit vergessen.
Er setzt sich zu Weib und Kindern und spricht
Von nichts als von seinem neu'sten Bericht.

Der Regierungsrath nimmt kaum sich die Zeit,
Mit Ruhe das Mahl zu verzehren,
Da sieht man ihn schon mit Geschäftigkeit
Zurück an die Arbeit kehren.
Zwar hat er gegessen, doch weiß er es nicht,
Er dachte nur stets an seinen Bericht.

Der Regierungsrath ist geladen zum Thee,
Doch denkt er an seine Pflichten:
Gern kann er auf Ball und Assemblee,
Konzert und Theater verzichten.
Die Welt hat so große Genüsse doch nicht,
Als ihm gewährt ein guter Bericht.

Der Regierungsrath und sein Aktenstoß
Sind ewiglich treulich verbunden.
Beneidenswerthestes Menschenloos!
O selig verlebte Stunden!
Und wenn nun endlich das Herz ihm bricht,
So stirbt er an seinem letzten Bericht.

476. Der Magier des Nordens.

Mel. Als Noah aus dem Kasten war.

Der Döbler ist ein Zaubermann,
Was der doch schöne Kunststück' kann!
Zum Beispiel legt' er auf den Tisch
Ein Ei, das ganz gesund und frisch;
Er stülpet eine Glocke drauf —
Was wird daraus? nun passet auf!

Seht, wie er hebt die Glock' empor,
Da kommt ein General hervor,
Ein General ganz wundernett
Mit Degen, Spor'n und Epaulettes.
Der Döbler macht, o Teufelei!
Macht Generäl' aus einem Ei.

Der Döbler reicht den Korb herum,
Spricht: hochgeehrtes Publikum!
Das ist fürwahr gar keine Sach',
Das Kunststück macht mir Jeder nach.
Mein Herr, versuchen Sie's einmal!
In jedem Ei ein General.

Es nimmt ein Herr ein Ei, glückauf!
Legt's hin und stülpt die Glocke drauf.
Er hebt die Glocke dann empor,
Was aber kommt, was kommt hervor?
Diesmal kein General es ist,
's ist ein gemeiner Polizist.

Drob wundert sich denn mancher Tropf,
Und schüttelt drob gar sehr den Kopf.
Der Döbler untersucht's und find't
Heraus den wahren Grund geschwind,
Und Alles sperret auf das Maul,
Als Döbler spricht: das Ei war faul.

477. Der Eselfasching.

Mel. Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn.

Die Esel wollten den Fasching begeh'n,
Das konnt' ohne Masken und Schellen gescheh'n.
Tschahi, tschaha, tschaho!
Wie war'n die Esel so froh!
Wie jauchzte laut ein Jeder, Jeder, Jeder,
Und machte groß Halloh!

Sie hatten einen Narrenkönig sich erkor'n,
Das war geworden der mit den längsten Ohr'n.
Tschahi, tschaha, tschaho!
Wie war'n die Esel froh!
Wie jauchzte laut ein Jeder, Jeder, Jeder,
Und machte groß Halloh!

Sie hatten einen Hofstaat ihm beigesellt,
So ganz wie es geht in der Mannthierwelt.
Tschahi, tschaha, tschaho!
Wie war'n die Esel froh!
Wie jauchzte laut ein Jeder, Jeder, Jeder,
Und machte groß Halloh!

Und als nun die Esel so gingen im Zug,
Da kam ein Kettenhund herbei und frug:
„Tschahi, tschaha, tschaho!
Warum seyd ihr so froh?
Warum doch jauchzt ein Jeder, Jeder, Jeder,
Und macht ein solch Halloh?“

Die Maskenfreiheit, die haben auch wir,
Die brauchen wir jetzo nach unsrer Manier,
Tschahi, tschaha, tschaho!
Drum sind wir Esel froh,
Drum jauchzet auch ein Jeder, Jeder, Jeder,
Und macht ein solch' Halloh.

„Ihr Esel bleibt doch Esel und werdet nie gescheidt.
Was kann euch doch nützen die Maskenfreiheit?
Tschahi, tschaha, tschaheit!
Ihr seyd doch nie gescheidt,
Es bleibet doch ein Jeder, Jeder, Jeder,
Ein Esel allezeit.

So eine Freiheit, närrisch zu seyn,
Die habt ihr ja auch mit den Russen gemein.
Tschahi, tschaha, tschahei!
Ja, zeigtet ihr euch frei,
So müßte halt ein Jeder, Jeder, Jeder,
Gleich vor die Polizei.“

Georg Joseph Keller

wurde geboren zu Würzburg am 17. Mai 1798. Sein Vater war Lehrer an der deutschen Schule im Neumünster und dabei Musikdirektor des Studentenseminars im Juliushospitale. Keller absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, besuchte hierauf die dortige Universität, wo die Professoren Metz, Schön, Blum, Rau, Sorg, Berg, Chr. Aug. Fischer und Fröhlich seine Lehrer im philosophischen Kurse waren, wandte sich dann zur Jurisprudenz und absolvirte dieselbe unter J. A. Seuffert, Rudhart, Metzger, Brendel, Kleinschrod und Lauk. Anderthalb Jahre praktizirte er nunmehr bei einem Landgerichte. Die juridische Praxis mochte ihm aber nicht sonderlich behagt haben, vielleicht waren auch damals für Juristen minder gute Aussichten zu einer baldigen Anstellung, denn Keller wandte sich zur Philologie, die er schon früher emsig betrieben hatte, erstand eine Prüfung für das Lehramt, und wurde durch Dekret vom 14. April 1823 Studienlehrer in Würzburg.

* * *

Keller hat als Dichter den Vorzug einer außerordentlichen Formgewandtheit und Leichtigkeit in der Versifikation. Gerade diese Leichtigkeit verführt ihn aber auch nicht selten zu einer allzugroßen Flüchtigkeit. Seine Gedichte sind meistens lyrischer Art; im Epischen hat er sich weniger versucht. Viele seiner zahlreichen Sonette sind meisterhaft, und in der Triolettenform hat er es zu einer solchen Vorzüglichkeit gebracht, daß wir keinen Anstand nehmen, ihn den ersten und vorzüglichsten Triolettendichtern Deutschlands an die Seite zu stellen. *)

---

*) Hier einige Proben seiner Trioletten-Poesie:

Cicero pro domo.

Ein kleines Triolett
Läßt sich so leicht nicht machen;
Es hindern viele Sachen
Ein kleines Triolett.
Man wird's, ist's nicht ganz nett,
Als Spielerei verlachen.
Ein kleines Triolett
Läßt sich so leicht nicht machen.

Bleibendes Anschaun.

So wie ich Sie das erste Mal erblickt,
So steht sie immer noch vor meiner Seele.
Ach! wie hat mich ihr holdes Bild entzückt,
So wie ich Sie das erste Mal erblickt!
Sey's, daß mich auch der Schmerz der Trennung quäle,
Daß sie zu mir die Neigung längst erstickt:
So wie ich Sie das erste Mal erblickt,
So steht Sie immer noch vor meiner Seele.

Letzter Trost.

So lang ich noch ein Lied kann singen,
Ist mir nicht alles Glück geraubt.
Nicht beug' ich hoffnungsleer mein Haupt,
So lang ich noch ein Lied kann singen.
In meine Klagetöne schlingen
Erinn'rungen sich, grün belaubt.
So lang ich noch ein Lied kann singen,
Ist mir nicht alles Glück geraubt.

Von ihm sind erschienen:

Harfentöne; ein Taschenbuch, herausgegeben mit Mehreren. Würzburg 1815. 16.
Fragmentarische Bemerkungen über Gymnasialbildung. Das. 1823.
Anleitung zum Studium der Rechnenkunst. Das. 1825.
Anleitung zum Studium der Geographie. Das. 1826.
Cäcilia, ein Gebetbuch für gebildete Katholiken. Sulzbach 1827.
Parabeln. Würzburg 1828.
Dichtungen. 2 Bändcheu. Das. 1845. 46. (Dazu sollen noch 3 Bändchen erscheinen.)

Außerdem lieferte Keller mehrere historische, besonders numismatische Aufsätze (er besitzt eine sehr reiche und ausgewählte numismatische Sammlung) in das Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

---

478. Das Bacchanale.

Das Bacchusfest durchwogt die lauten Straßen,
Das Evan tönt bis zum geheimsten Ort.
Mänaden mit den Thyrsusstäben rasen,
Der Taumel reißt sogar Bedächt'ge fort.

Es schäumt der Wein in mächtigen Pokalen,
Und Jeden labt er, der nur schlürfen mag.
Seht! Wie der Zecher stiere Augen strahlen,
Eh sie am Boden fesselt das Gelag.

Wie, wenn im Kampfe sich zwei Völker fragen,
Wer sey des Andern Herrscher oder Knecht,
Auf Leichenhügeln Speere, Schilde ragen,
Mit Panzern in verworrenem Geflecht;

So liegen hier zerriss'ne Epheuranken
Bei Thyrsusstäben und vergoss'nem Wein,
Wo argbezechte Bacchuspriester sanken,
Und Unlust statt der Wonne kehret ein.

Da grollt es plötzlich in dem Erdenschooße,
Als leerte sich ein tobender Vulkan.
Die Luft erfüllt ein fürchterlich Getose,
Und bebend merkt das Volk der Gottheit Nah'n.

Der Götterjüngling kommt in Blitzesflammen,
Sein hehres Aug' umglüht ein edler Zorn,
Und alle, die vom Staubgeschlechte stammen, —
Vergebens suchen sie des Trostes Born.

Es spricht der Gott, umwallt von üpp'gen Locken,
Und hellen Blickes, wie ein Königsaar,
Daß Muth'gen selbst die Lebenspulse stocken,
Schau'n sie sein elfenbeinern Schulterpaar —:

„Mir wollt ihr dienen, mir, dem güt'gen Gotte,
Der euch so köstliche Geschenke reicht!
Elende! der Gemeinheit macht zum Spotte
Ihr das, was meine Göttergüte zeigt.

Laß ich darum in saftig grünem Laube
Die Beeren reifen zu der Götterkost,
Die euch erheben kann aus eurem Staube?
Ist so ein Glück für euch der Nektarmost?

Er soll zum Kampf für Edles nur euch stählen,
Zu gutem Kampfe soll er geben Kraft;
Die Erde soll dem Himmel er vermählen,
Er sey es, der nur Großes, Schönes schafft.

Dem Kummer soll er seinen Stachel stumpfen,
Dem Mißmuth reiß' er das Gewölk entzwei,
Wen hartes Schicksal drohet zu versumpfen,
Den mach' er von den läst'gen Fesseln frei.

Bei trautem Wort sey er ein Sorgenbrecher,
Dem Dichter reg' er an die Phantasie;
Doch freundlich nah' ich nur dem mäß'gen Zecher,
Den Wüstling aber, nein, den kenn' ich nie.

Unmäß'ge, fort! Was ich der Welt gegeben,
Soll lindern, wenn sie herbes Schicksal trifft;
Zum Himmel soll den Menschen es erheben,
Doch die Arznei, die machet ihr zu Gift!“

---

479. Der Templer.

Der Templer reitet durch den Wald
Auf seinem schwarzen Roß;
Denkt an der Christen Siege bald,
Bald an der Väter Schloß;

Bald an der Jugend schöne Zeit,
An Hoffnungen so reich,
Wo Liebe noch sein Herz erfreut,
Und er den Sel'gen gleich;

Denkt an die Braut, die sein geharrt
An der Loire Strand,
Die lange modert, eingescharrt
Tief in der Küste Sand.

Voll Kummer greift er an sein Herz,
Bedeckt vom Ordenskleid;
Doch das erstickt nicht seinen Schmerz,
So wenig als die Zeit.

Da weckt aus seinem Schmerzenstraum
Ein lauter Hufschlag ihn,
Und fern, dort an des Himmels Saum,
Sieht er fünf Türken zieh'n.

„Hoch Beausant! Du Türkenhund!
Steh einem Christenschwert!
Tod kündet jedem an mein Mund,
Der Mahoms Wort verehrt.“

Und schnell, als wie ein Wetterstrahl,
Sprengt er zur Türkenschaar,
Und nieder fährt sein guter Stahl,
Als wie ein gier'ger Aar.

Vier liegen blutend in dem Gras,
Die athmen nimmermehr;
Dem Fünften bricht sein Schwert wie Glas,
Er stehet ohne Wehr.

„Fahr hin! du Sarazenenbrut!“
Ruft wild der Templer aus,
Doch Jener: „„Schone du mein Blut!
Laß mich in's Vaterhaus!

Dort liegt gehäufet Gold genug
Bei Schätzen ohne Zahl,
Die Lösung send' ich sonder Trug
In des Komthures Saal!““

„Was sollen deine Schätze mir?
Nur Eisen halt' ich werth.
Dem Templer ist die schönste Zier
Die Lanze und das Schwert.“

„„Und Sklavinnen, wie hold und schön
Sie nie dein Auge sah,
Zur Lösung send' ich treulich zehn
Nach Antiochia!““

„Was sollte mir die Schönheit seyn!
Ich bin dem Tod getraut.
Mein Herz ist kalt als wie ein Stein,
Die Schlacht ist meine Braut.“

„„Erbarme dich! Den Vater reißt
Mein Tod auch in das Grab!
Er stände ganz allein, verwaist,
Bald sänk' auch er hinab.““

„Viel Väter von der Christenschaar
Würgt ihr erbarmungslos!
Von mir, der nie erweicht noch war,
Empfang den Todesstoß!“

„„Erbarme dich! Es harret mein
Die Braut, so hold und gut;
Sie sinkt in Grabes Kämmerlein,
Vergießest du mein Blut.““

Da blickt der Templer plötzlich mild
Den jungen Türken an;
Ein Tropfen fällt auf seinen Schild,
Der seinem Aug' entrann.

„Flieh du an der Geliebten Herz,
Flieh du in ihren Arm!
Ich kenne wohl der Sehnsucht Schmerz,
Der Liebe herben Harm!“

480. Kunegundens Ring.

Der Frühling stieg vom Himmel nieder
In feierlicher Jugendpracht;
Es hellte sich des Winters Nacht,
Und aus den Felsen strömte wieder
Der Quellen silberrein Kristall,
Es sang im Hain die Nachtigall.

Da lud des Lenzes freundlich Grüßen
Hin zu dem neubelebten Hain
Die reine Kunegundis ein,
Das Fest der Schöpfung zu genießen.
Aus Babenberg mit heitrer Brust
Geht sie, und schlürft des Frühlings Lust.

Ihr folgen viele Kammerfrauen,
Es war ihr Marschalk auch dabei;
Sie fühlen ihre Brust so frei,
Als sie das rege Leben schauen.
Dem Herrn, der über Sternen geht,
Dankt ihr inbrünstiges Gebet.

Und als sie hier in frommem Sinnen
Andächtig still beisammen steh'n
Und Gottes schöne Gaben seh'n,
Hört man der Glocken Spiel beginnen
Zu Babenberg. Zum Beten zieht
Von Neuem sie das Morgenlied.

Und als sie das Gebet geendet,
Der feine Marschalk dieses spricht,
Als er mit heitrem Angesicht
Sich zu der Kaiserin gewendet:
„Hört Ihr, wie Euer Glöckelein
Vor Heinrichs Glocke tönt so fein!

Wie tönet es so rein und helle,
So rein wie Eure edle Brust;
Wer lebt, dem nicht mit hoher Lust
Bei dem Getön die Seele schwelle?
Ihr seid des Kaisers schönste Zier,
Drum Euer Glöcklein tönt herfür.“

Und alle Kammerfrauen nicken
Dem Marschalk ihren Beifall zu;
Doch Kunegund in heil'ger Ruh'
Mit tiefgesenkten Demuthblicken
Sprach zu dem feinen Mareschall
Mit ihrer Stimme Silberschall:

„Nicht also, Marschalk! müßt Ihr sprechen,
Die Demuth ist des Weibes Pflicht.
Besitzet es die Tugend nicht,
Wird bald sein Kranz des Ruhmes brechen.
Es sei dem auserwählten Mann
Des Weibes Herz stets unterthan.“

Und von des Fingers schöner Runde
Nahm einen zarten, goldnen Ring,
Den sie von ihrem Herrn empfing,
Die demuthreiche Kunegunde.
Sie hoch empor das Ringlein hält,
Es eilig dann nach Bamberg schnellt.

Und unsichtbare Hände tragen
Das Ringlein, wie im wilden Sturm,
Hin in des Domes hohen Thurm,
Es in die Glocke fest zu schlagen.
Es fließt der Glocke Silberstrahl
Nun leiser in das Frühlingsthal.

Des Kaisers Glocke tönet lauter
In's Weite nun voll Majestät,
Und Kunegundens Glöcklein weht
Zur Seite ihm nun leiser, trauter,
Und kündet wie ein Cherubin:
Voll Demuth sei des Weibes Sinn.

Wolfgang Menzel

wurde geboren am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, wo sein Vater praktischer Arzt war. Den ersten Grund seiner humanistischen Bildung legte er 1814 auf dem Elisabethgymnasium zu Breslau, das er aber schon 1815 verließ, um an dem Feldzuge Theil zu nehmen, worauf er, ein leidenschaftlicher Turner, dem Turnkunstbegründer Jahn nach Berlin folgte. In den Jahren 1818 bis 1820 studirte Menzel zu Jena und Bonn Philosophie und Geschichte, begab sich 1820 in die Schweiz, erhielt in Aarau eine Anstellung als erster Lehrer an der Stadtschule, legte jedoch, zwei Jahre nachher, dieses Amt freiwillig nieder, wandte sich 1824 nach Heidelberg und von da nach Stuttgart, trat mit Cotta in Verbindung und übernahm die durch A. Müllner's Tod erledigte Redaktion des dem Morgenblatt beigegebenen Literaturblattes, die er, von 1829 an unter seinem Namen, seither fortführt. Seit 1838 ist er auch Mitredaktor der „deutschen Vierteljahrsschrift.“ Als Abgeordneter des Oberamts Balingen wirkte derselbe 1833 (1836 und 1838) in der würtembergischen Ständekammer auf Seiten der Opposition. Neuerdings (Mai 1848) ward er in die Ständeversammlung gewählt zu Tuttlingen.

* * *

W. Menzel, der rühmlich bekannte Kritiker, dessen literarisches Verhältniß und Wirken in den nachstehenden Urtheilen scharfblickender Literaturkenner die gehörige Bezeichnung und Würdigung findet, ist hin und wieder auch als Lyriker aufgetreten, zuerst in seinem Taschenbuch „Moosrosen“, später im Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach und im Morgenblatt. In ihrer romantischen Färbung theilweise an Tieck erinnernd, tragen seine Gedichte keineswegs den Stempel der Genialität und Außergewöhnlichkeit. Das charakteristische Moment in denselben ist allenfalls die Deutschheit und ethische Haltung. Beim Mangel aber originell anschauender Phantasie und belebender Gefühlswärme ward ihnen, zumal meistens auch die Kraft der Idee fehlt, nur eine gleichgiltige Aufnahme. Menzel ist nur Verstandespoet, und darum vorzugsweise glücklich im ironisch-satyrischen und epigrammatischen Gebiete, wo seine Ideen den sarkastischen Stachel herauskehren können. Als Dichter kann er überhaupt nur nebenbei in Betracht kommen, denn seine „dramatischen Märchen“ sind nicht viel mehr als wohlgelungene Nachahmungen der witzigen Lachspiele Tieck's, besonders des „Fortunat“, und die mehr originellen „Streckverse“, von denen mit Recht gesagt wurde, daß sie an Jean Paul's „Flegeljahre“ erinnern, lehnen sich auch in Sprache, Gleichnissen und Ideen an den großen Humoristen an. Diese Streckverse waren übrigens die Vorläufer von Menzel's Oppositionskritik, worauf vornehmlich sein literarischer Ruhm sich gründet.

„Wolfgang Menzel (s. Th. Mundt's ‚Geschichte der Literatur der Gegenwart; Vorlesungen‘ 2c. Berlin 1842) war ein geborenes Oppositionsmitglied der Literatur, der sein bedeutendes Talent blos für die Verfechtung der literarischen Bewegung hingab. Er stand wie ein kritischer Volksredner auf, wie ein demagogischer Sprecher für die literarische Volkssache. Seine Kritiken wurden oft Meisterstücke parlamentarischer Beredsamkeit, sie hatten keine ästhetisch-wissenschaftliche Grundlage, aber eine geschichtliche Bedeutung und volksthümliche Begeisterung. Ein solcher Ton war in der deutschen Kritik noch nie angeschlagen worden, es wehte schon die frischere Luft des deutschen öffentlichen Worts darin. Alle Waffen der Opposition kehrte Menzel glühend heraus, Witz, Scharfsinn, Rücksichtslosigkeit und schonungslose Derbheit, in den ersten Stadien seiner Laufbahn auch eine unerschütterliche Redlichkeit. Mit einem gewissen kritischen Patriotismus hat er unendlich viel dazu beigetragen, literarischen Aberglauben und Vorurtheile in Deutschland zu zerstören, und wie sehr er auch nachher zu einem unheilvollen Zerwürfniß unserer Literatur beigetragen, so wird man doch seinen eigenen Verdiensten, die er in dem Uebergang der neuesten Literaturperiode sich erworben, darum ihre Anerkennung nicht weigern dürfen.“ —

„Menzel (s. Dr. Alex. Jung's ‚Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen.‘ Danzig 1842) hat sich gerade dadurch fast um allen schriftstellerischen Kredit gebracht, daß er, ursprünglich der eifrigste Verfechter moderner Weltansicht, dem Geiste des Modernen völlig untreu geworden ist, in dessen Vertretung er sich früher sogar Verdienste erworben. — Menzel's kritische Ueberschätzung des Romantischen, auf Kosten Goethe's und Hegel's, sein Mangel an großartiger Produktivität, die ihn noch allein hätte schützen und retten können, brachte ihn zuletzt auch noch um alle Freisinnigkeit, um alles höhere Motiv des Urtheils, und warf ihn aus einem burschikosen Demokratismus in einen pietistischen Absolutismus, von dem aus er seitdem in jeder neuen Rezension gegen neue Einbildungen zu Felde zieht, wenn er nicht gar sich mit bloßen Zitaten begnügt. Zahllose Beweise hievon gibt das Literaturblatt zum Morgenblatt 2c.“ —

„Wenn dieser wohlbegabte Literator — lesen wir in Dr. Jos. Hillebrand's ‚Die deutsche Nationalliteratur 2c.‘ III. S. 482 ff. Hamb. und Gotha 1846 — jetzt mit geringerer Achtung genannt wird, als er durch Geist und frühere literarische Thätigkeit verdienen könnte, so hat er sich darob nur selber anzuklagen, indem er durch anmaßliche und absprechende Machtkritik, so wie durch denunziatorische Eiferei in politischer, religiöser und moralischer Hinsicht zum Theil selbst die Besten im Vaterlande sich entfremdet hat. Wir wissen, wie er anfangs, als er seine „Streckverse“ (1823) schrieb, voll begeisterten Strebens mit den gesellschaftfeindlichen Mächten kriegte, wir erinnern uns, wie er gleich darauf in den „Europäischen Blättern“ die Waffen des freien Geistes in weiterem Kreise nicht ohne Muth und Glück zu führen wußte, auch vergessen wir nicht, daß er mit den jugendlichen Talenten, die eine neue Phase der Literatur erobern wollten, in Verbindung trat und in mehr als einer Hinsicht die Einweisung in die Bahn des jungen Deutschlands übernahm. — Alles dieses hat ihn aber nicht gehindert, in die Reihe der Freunde romantischer Historik und des überstrengen Protestantismus einzutreten, um in der Umgebung von allerlei mittelalterlichem Rüstzeug das Wort der mystischen Verdunkelung zu ergreifen und damit die größten Geister unserer Literatur zu verdächtigen. Wir wollen nicht zu lebhaft an die Beschuldigung der „Franzosenfresserei“ denken, die Börne gegen ihn vorbringt, noch die Invektiven, welche Gutzkow in der Fülle des Unwillens gegen ihn, von dem er sich verrathen sah, heraussprudelt, des Weitern erwähnen; auch die Strafreden, womit Heine in der Schrift „Der Denunziant“ über ihn hinfährt, lassen wir unberührt, so wie wir es überhören wollen, wenn Schwenck ihn in der Haller Allgemeinen „einen abgestandenen Literaten“ nennt, „den Cotta als Portier vor die Thür des Justizpalastes

der Unsterblichkeit gestellt", und der „eifrig bemüht sei, die flaumansetzende Jugend zu seiner Ansicht (von der poetischen Kraft der Schnurrbärte) zu werben", während er „die hauptumlockten Achäerhelden der Literatur als Zopfträger verschreie" — an dieserlei Befeindungen gehen wir vorüber, um des Mannes eigenthümliches literarisches Verhältniß und Wirken mit wenigen Worten zu bezeichnen. W. Menzel blieb im Grunde zwischen der Romantik und der Julirevolution eingeklemmt, und hängt so nach der einen Seite hin an mittelalterlichen Ideen fest, während er nach der andern mit dem Geiste der Gegenwart Freundschaft halten möchte. Da aber solcher Zwiespalt ihm kein rechtes Eintreten in den Gang der neuen Geistesrichtung gestatten kann, so hat er sich gemach auf den Punkt des doktrinären Konservatismus zurückgezogen, um von hier aus seine oppositionelle Energie gegen die Macht der liberalen Jugend und des literarischen Liberalismus in das Feld zu führen. Menzel's Bedeutung fällt hiermit außerhalb der eigentlichen Gegenwart und liegt gerade in dem Wendepunkte zwischen dieser und der Romantik. Damals griff er, wie wir kurz vorhin bemerkt, mit der Stärke seines kritischen Wortes in die Bewegung des Zeitgeistes nicht ohne schönen Freimuth ein, um der Sache unsers Volksthums in sozialer wie literarischer Hinsicht zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wir sehen ihn hier in den vordersten Reihen derjenigen, welche mit allen Waffen eines begeisterten Patriotismus und einer vernunftfreien Ueberzeugung den dunkeln und reaktiven Gewalten den Krieg entgegentrugen. Sein lebhafter Geist, sein kühner Angriff, seine kritische Schärfe sammt der Kunst beredter Sprache haben nicht wenig beigetragen, die junge Bewegung, welche in dem dritten Jahrzehnte den Gefahren des Rückganges den Muth des Fortschrittes entgegensetzte, zu beleben und zu treiben. Außer den schon angeführten Schriften aus jener Zeit ist vornehmlich seine journalistische Kritik zu beachten, welche, wenn auch nicht überall durch das Gewicht wissenschaftlicher Gründlichkeit, doch durch die Kraft lebendiger Ueberzeugung und treffender Bezeichnung nachdrücklich wirkte. Das Cotta'sche Literaturblatt gibt dessen in den Jahren 1825 bis 1828 manch' rühmliches Zeugniß. Allein seine nun hervortretende „Deutsche Literatur" zeigte bereits, daß er dem Geist ächt klassischer Nationalkunst nicht befreundet war und die wahre Bedeutung des Fortschritts nicht erkannt hatte. Prediger des mittelalterlichen Deutschthums, Verfechter des dämmerlichen Romantizismus, einseitig-politischer Patriot, warf er hier mit der Keckheit anmaßlicher Worte, mit der Zudringlichkeit grundloser Phrase das Edelste nieder, dessen wir uns rühmen mögen, um das Mittelmäßige zu preisen oder doch das Zweite über das Erste zu erheben. Wir enthalten uns, die Schmachreden zu wiederholen, die er über Goethe's Geist und Dichtung ausschüttet, um Tieck und Jean Paul, um Novalis und andere Dämmerlinge mit klassischem Ansehen zu umgeben. Den Mangel an Gediegenheit, an zureichender geschichtlicher Sachkenntniß, an Wahrheit des Urtheils kann der Glanz des Ausdrucks, die oft geistreiche Auffassung, die Menge scharf treffender Pointen nicht ersetzen. Man muß die deutsche Literatur anderweitig hinlänglich kennen gelernt haben, um dieses Buch ohne Gefahr und mit Nutzen zu gebrauchen. Mit einer absoluten Ueberzeugungslosigkeit wird hier gelobt, was dort getadelt wird, findet hier der Fortschritt, dort der Rückschritt, bald der religiöse Liberalismus, bald der theologische Zelotismus seine Vertheidigung. Mit einer oft beispiellosen Dreistigkeit wird über Alles rund abgesprochen, je nachdem es der ganz subjektiven Anschauung des Verfassers gefällt oder nicht gefällt. Seitdem fiel Menzel mehr und mehr von der Partei ab, welche er einst mit angeführt. Das junge Deutschland, bei dem er selbst Hebammendienst geleistet, wurde von ihm den deutschen Amphiktyonen denunzirt, wofür es sich freilich durch die schärfsten Angriffe zu rächen suchte. — In seiner „Geschichte der Deutschen", welche sich des Beifalls eines größeren Publikums in nicht geringem Grade erfreuen durfte, waltet oft mehr das räsonnirende Wort als der thatsächliche Inhalt. Anderes, was Menzel kritisch- und literarhistorisch geleistet, wollen wir unberührt lassen. Seine poetischen Versuche sind so ziemlich in Tieck's Geist und Form gehalten, sowohl die lyrischen als auch die dramatisirten Märchen („Rübezahl", „Narzissus"). Begabung finden wir bei Menzel überall, aber sie allein reicht nicht hin, den Preis der Kunst zu gewinnen."

Schrieb:

Deutsche Streckverse. Heidelberg 1823.
Geschichte der Deutschen. 3 Thle. Zürich 1824. In Einem Bande: Stuttg. 1835. 37. 43.
Gallerie der berühmtesten deutschen Dichter der neueren Zeit, enth. die Europäischen Blätter. 1824 Bd. 2, 3, 4, und 1825 Bd. 1 u. 2.
Voß und die Symbolik, eine Betrachtung. Stuttgart und Tübingen 1825.
Moosrosen. Taschenbuch für 1826. Herausgegeben. Daselbst.
Die deutsche Literatur. 2 Bde. Daselbst 1828. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bde. 1836.
Rübezahl. Ein dramatisches Märchen. Das. 1829.
Narcissus. Ein dramatisches Märchen. Das. 1830.
Reise durch Oesterreich im Sommer 1831. Daselbst 1831.
Geist der Geschichte. Das. 1835.
Reise nach Italien im Frühjahr 1835. Das. 1835.
Europa im Jahre 1840. Das. 1839.
Mythologische Forschungen und Sammlungen. Das. 1842.

Gab heraus:

Jakob Böhme's Werke. Stuttg. u. Tüb. 1828.
Taschenbuch der neuesten Geschichte. 9 Bde. Das. 1830—33.

---

481. Der Landgraf von Thüringen.

Der edle Landgraf Friederich
Mit der gebissnen Wange
Auf seiner Wartburg ritterlich
Sich wehrt und schirmet lange.

In seinen Adern heiß ihm rollt
Das Blut der Hohenstaufen,
Darum ihm Papst und Habsburg grollt,
Die ihm das Land verkaufen.

Der Kaiser Albrecht, Rudolfs Sohn,
Zertritt die deutschen Lande,
Fügt zu dem Unrecht kalten Hohn
Und zu dem Elend Schande.

Die Wartburg, auf den Fels erhöht,
Die kann er nicht gewinnen,
Der edlen Freiheit Wiege steht
In ihren stolzen Zinnen.

Doch droht des Hungers Uebermacht
Die Burg zu übermannen,
Drum führt der Landgraf still bei Nacht
Die Seinigen von dannen.

Sie reiten über Stock und Stein,
Zu flieh'n des Kaisers Ketten;
Der Landgraf denket nur allein
Sein liebes Kind zu retten.

Er trägt ihn selbst auf seinem Arm,
Den Knaben, neugeboren;
Vom starken Ritt wird ihm so warm,
Schon bluten ihm die Sporen.

Fort, fort! dort weht das Reichspanier,
Schon blinken tausend Speere:
Der Kaiser ist's, voll blut'ger Gier,
Mit seinem ganzen Heere!

Und wären's mehr, als Sand am Meer,
Der Landgraf wird's nicht achten.
Sein kleines Kind, es weint so sehr,
Und will vor Durst verschmachten.

Vor einem schlechten Bauernhaus
Ruft er: Um Gotteswillen,
Du, junge Mutter, komm heraus,
Den Knaben mir zu stillen!

Derweil umwendet er sein Pferd
Mit grimmen Zornesflammen;
Und wo er hinschlägt mit dem Schwert,
Stürzt Mann und Roß zusammen.

Die Seinen schaaren voller Wuth
Sich um den edlen Helden,
Daß von dem hier vergoss'nen Blut
Noch späte Sagen melden.

Denn mehr als tausend Feinde sind
Hier in den Tod gesunken,
Bis sich des Landgrafs junges Kind
Hat ruhig satt getrunken.

482. Ziska.

In einer wilden Schlacht,*)
Wo Herr'n und Knechte stritten,
Erlag der Fürsten Macht
Dem Schrecken der Hussiten.

Der Ziska, alt und blind,
Am Lindenbaume richtet.
Der Fürsten Kronen sind
Zu Füßen ihm geschichtet.

Zur Recht' und Linken weh'n
Die Fahnen von der Linde;
Zwar kann er sie nicht seh'n,
Doch rauschen sie im Winde.

Die Bauern stehn im Kreis,
Gelehnt auf Eisenkeulen.
Er wird des Siegers Preis
Den Tapfersten ertheilen.

Sein Antlitz ist verklärt,
Ob ihn auch Nacht umhülle,
Da er aufhebt das Schwert
Und spricht bei tiefer Stille:

„Kniet Alle vor mich hin,
Ihr von unedlem Blute,
Doch von sehr edlem Sinn
Und von des Löwen Muthe!

Der Adel liegt im Feld,
Gedroschen alle Garben;
Doch hier steht manch' ein Held,
Mehr werth, als die verdarben.

Die solchen Muth ihr trugt,
Den Erdkreis machtet zittern,
Die ihr die Ritter schlugt,
Euch schlag' ich nun zu Rittern."

483. Der Prophet.

Wernihora, der Prophet,
Sprach, ich will euch sterbend künden
Dieses Wort, das nicht vergeht,
Ob die letzten Sterne schwinden.

Denn in tiefster Mitternacht
Läßt auf Horodeczka's Auen
Eine letzte Polenschlacht
Mich der Geist der Väter schauen.

Polens Arme seh' ich frei
Seine schönen Fahnen schwingen,
Und den Feind gemäht wie Heu
Bei den hellen Sensenklingen.

Tief in Ketten mahn' es euch:
Polen ist noch nicht verloren,
Neu wird unser altes Reich
In dem Sturm der Schlacht geboren!

Dünket euch ein Märchen dies,
Horodeczka's Rabe zehre
Von dem Feinde so gewiß,
Als von mir der Fisch im Meere.

Wernihora, der Prophet,
Ward bestattet tief im Lande,
Und ein einfach Kreuz erhöht
Auf des Grabes leichtem Sande.

Da geschah, daß wild empört
Sanfte Wiesenbäche schwollen;
Die des Sehers Wort gehört,
Sah man hohe Wellen rollen,

Wellen, die mit Sturmgebraus
Mächtig an die Gräber schlugen,
Und zum fernen Meer hinaus
Des Propheten Leiche trugen.

*) Bei Deutschbrod, 18. Jan. 1422.

484. Magdalene.

1.

Aus der Venus Marmorhallen
Lächelnd tritt die Priesterin:
Weiß ich doch, daß diesen Allen
Ich die Göttin selber bin.

Ihren Augen zu begegnen,
Stößt den Nachbar man zurück,
Rosen läßt sie niederregnen,
Sie zu haschen, welch ein Glück!

Daß sie nur die Seine wäre,
Wünscht sich heimlich jeder Mann,
Doch die liebliche Hetäre
Sieht sie alle gütig an.

Glaukon, der zur Venusfeier
Seine schönste Hymne sang,
Wirft in's Meer die goldne Leier,
Denn die hellste Saite sprang.

Zürnend spricht er: Meine Töne
Seid verstummt, verstummt mein Schmerz,
Diese zauberische Schöne
Hat in ihrer Brust kein Herz.

2.

Vor Massilia's Mauerthürmen
Steht der Franke Klodio.
Wie heran die Wogen stürmen,
Wird des Kriegers Seele froh.

Da mit leichtem Nymphenschritte
Kommt die Liebliche daher,
Sieht sich auf des Weges Mitte
Nach ihm um von ungefähr.

Schlug ein Blitz so plötzlich nieder,
Oder war es nur ein Blick?
Heftig zittern ihre Glieder
Und dahin ist all' ihr Glück.

Wie vermagst du, stolzer Franke,
Sie so ruhig anzusehn?
Diese schöne Liebeskranke
Lässest du in Gram vergehn?

Weinend will zu deinen Füßen
Diese zärtliche Gestalt
Wie Cyanens Quell zerfließen,
Und, Barbar, du bleibst so kalt?

3.

Kriegerische Hörner schallen,
Streiter kehren aus der Schlacht.
Einer hört sie, sei gefallen,
Nur an ihn hat sie gedacht.

Ist es hier, wo sie geschlagen
Die Barbaren, gräßlich roh?
Die Gerippe will ich fragen:
Wer von euch ist Klodio?

Wo die Todtenschädel blinken
In dem bleichen Mondesstrahl,
Sieht man sie zu Boden sinken
In der heißen Liebesqual.

Und von Wahnsinn tief umnachtet
Sitzt sie noch des Morgens früh,
Einen Todtenkopf betrachtet,
Lächelt an und küsset sie.

4.

Einst begegnet der Verirrten
Ein betagter Eremit,
Theilet fromm der Sinnverwirrten
Jesu Christi Tröstung mit.

Die im Wahnsinn doppelt Schöne
Kniet bezwungen vor ihm hin,
Mit dem Namen Magdalene
Taufet er die Sünderin.

Ihrer Augen Schleier fallen,
Da sie betet inniglich,
Engel zu ihr niederwallen
Und der Himmel öffnet sich.

Von dem Glanze seines Thrones
Wird gerührt ihr Augenlicht,
Und sie schaut des ew'gen Sohnes
Sonnengleiches Angesicht.

Da erkennet sie mit Beben,
Glüht jungfräulich morgenroth:
Dieser ist das ew'ge Leben,
Mein Geliebter war der Tod!

5.

Und die Menge strömt zusammen,
Ihrer Predigt glaubet man,
Ihrer Augen schöne Flammen
Zünden tausend Herzen an.

Alle folgen ihren Worten
Und dem Kreuze, das sie trug,
Zu der Venus Tempelpforten
Wälzet sich der dunkle Zug.

Und sie schreitet stolz vor Allen
Mit der Fackel in der Hand,
Und die weißen Säulenhallen
Färbt der purpurrothe Brand.

Alle Tempel sinken nieder
In der schönen Stadt am Meer,
Und der Götter Marmorglieder
Liegen ausgestreut umher.

Da sieht Glaukon die Geliebte,
Die als Heil'ge man verehrt,
Hört die Wunder, die sie übte,
Aber er wird nicht bekehrt.

„Keinem ist sie treu geblieben,
Ewig wächst das Herz ihr neu,
Wird sie noch im Himmel lieben,
Bleibet sie auch Gott nicht treu."

6.

Wo im Berg, in dem uralten,
Heimlich tief in Waldesnacht
Sich die grauen Felsen spalten,
Hat sie sich ein Grab gemacht.

Stiehlt ein Sonnenstrahl sich nieder
Durch das kalte Felsenmoos,
Sieht er ihre weichen Glieder
Lieblich ruhen hüllenlos,

Weil im Glauben neugeboren
Sie die Unschuld wieder fand,
Die uns Eva erst verloren,
Da sie mißte das Gewand.

Emsig in den heil'gen Schriften
Lies't die schöne Büßerin.
Vögel schweben aus den Lüften
Zu der Höhle Eingang hin.

Wölfe lassen ab vom Raube,
Kommen alle fromm herbei,
Bei dem Adler sitzt die Taube,
Bei der Hindin ruht der Leu.

7.

Einst nach manchem langen Jahre
Hat ein König sie entdeckt,
Wandelnd in dem goldnen Haare,
Das sie wie ein Mantel deckt.

Und entflammt für ihre Schöne,
Die in ew'ger Jugend blüht,
Folgt er ihr, doch Magdalene
Zu den höchsten Bergen flieht.

„Holdes Wunder, weile, weile!"
Der entzückte König sprach;
Das Gefolge drängt in Eile
Sich der Unbekannten nach.

Rückwärts blickt sie und verachtet
Unaussprechlich diese Welt,
Und ihr glühend Auge schmachtet
Nach dem blauen Himmelszelt.

Leise Stimmen hört sie singen,
Und der unsichtbare Chor
Trägt auf weichen Engelschwingen
Zu den Wolken sie empor.

An der Stelle, wo die Reine
Also auf zum Himmel fuhr,
Sieht man eingedrückt dem Steine
Ihres rechten Fußes Spur. —

Daß dir nicht das Herz entbrenne
In zu bitt'rer Liebespein,
Auf den Bergen zu Vienne
Suche diesen heil'gen Stein.

Sieh, ob Thau zurückgeblieben
Morgens in des Füßchens Raum,
Und geheilt bist du vom Lieben,
Netzest du die Lippe kaum.

Karl Friedrich Moriz Saphir,

geboren 1794 von jüdischen Eltern in Pesth, widmete sich erst dem Kaufmannsstande, dann, vom innern Geist getrieben, der Schriftstellerei, und wählte Wien zu seinem Aufenthaltsorte. Er hatte sich bereits durch Poesien und humoristisch-satyrische Arbeiten einen Ruf erworben, als er 1825 die Weisung erhielt, die Kaiserstadt zu verlassen. Nun begab er sich nach Berlin, redigirte die von ihm begründete „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit" (1826—29) und daneben den „Berliner Kurier" (1827—29), durch welche er sich bald als höchst witziger Kopf eben so viel Freunde wie Gegner erwarb. (Siegreiche Kämpfe gegen die Berliner Bühnendichter und die „Mittwochsgesellschaft.") Seine vielen persönlichen Angriffe jedoch verwickelten ihn in Unannehmlichkeiten, denen zu entgehen er sich nach Leipzig und sofort nach München wandte. Hier gründete Saphir abermals zwei Zeitschriften: „Bazar für München und Baiern" und „Der deutsche Horizont", die er seit 1830—33 redigirte; gerieth aber mit der Regierung wegen einiger Stellen, die auf die Person des Königs von Baiern bezogen wurden, in Streit, und mußte, nach erlittener Gefängnißstrafe, vor dem Bilde desselben einen Bevollmächtigten um Verzeihung bitten. 1830 verließ er München und besuchte Paris, kehrte jedoch 1831 zurück, ließ sich zu Anfang 1832 im Hause des Dekans Both nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche taufen und erhielt bald darauf den Titel, aber nicht die Funktion eines Hoftheater-Intendanzrathes. Nachdem er sich wieder nach Wien gewendet, begann er 1837 die Zeitschrift „Der Humorist", die er noch gegenwärtig herausgibt.

* * *

Die eigentliche Quellkraft der lyrisch-poetischen Ader Saphirs ist keineswegs in dessen beliebten humoristischen, wortwitzigen und parodischen Deklamationen zu suchen, sondern vielmehr in dessen ernsthaften Gedichten, deren nicht wenige durch seltenen Reichthum der Phantasie, wahrhaft dichterischen Geist, Neuheit der Erfindung, Zartheit und Tiefe des Gefühls und oft prachtvolle Schilderungen und Beschreibungen, z. B. der Nacht in der „Sage vom Helenenthale", der Feuersbraut im „Gnadenbildniß" u. s. w. überraschen. Am liebsten und glücklichsten bewegt er sich in der poetischen Erzählung, wo ein ruhiger Gang der Handlung angemessen ist und die in die Situationen sich eindrängende Reflexion weniger die Gestaltung stört, als in der Ballade. Als ein Muster dieser Gattung mag die sinnreiche Dichtung „Der verkaufte Schlaf" gelten. Den Balladenton traf er am besten in „Die letzte Stunde des Hauses Napoleon", ein nicht unwürdiges Seitenstück zur „nächtlichen Heerschau" von Zedlitz, und in „Das jüngste Gericht", großartig feierlich, meisterhaft nach Erfindung, plastischer Darstellung und schönem Ideegehalt. Im Uebrigen trifft seine Gedichte, die in formeller Hinsicht gar viel zu wünschen übrig lassen, mit vollem Recht der Tadel, daß sie zu sehr auf den Effekt hin gearbeitet, auf die Ueberrumpelung der Gefühle schauspielermäßig berechnet sind.

Zur näheren Charakteristik Saphir's als Humorist und Satyriker entnehmen wir der Jenaischen Literaturzeitung (1833) Folgendes:

„Witz, Satyre und Humor sind die drei Hauptgepräge von Saphir's literarischen Produkten; hierdurch hat er mit den besten neuesten deutschen Dichtern manche würdige Aehnlichkeit, ohne sie jedoch ganz zu erreichen. Sein Witz ist zwar kein gemach-

ter, sondern ein geschaffener, der einer angeborenen Heiterkeit frisch und jung entquillt; es ist ein Witz, der klar in die Augen springt, weil er aus dem Leben kommt und auf das Leben wirkt; aber oft überschreitet er sein Maß, entweiht lieb- und schonungslos auch höhere würdige Gegenstände mit bitterem Geifer, und hört dadurch auf, wahrer poetischer Witz zu seyn. Die Bühne ist Saphir's glücklichster Kampfplatz, und die Sprachfigur, die er so leicht und fertig in seiner Gewalt hat, ist das Wortspiel, — der eigentliche Witz, die Poesie der Sprache, der Gedankenreim in prosaischer Form. Hiedurch weiß er sinnige Andeutungen, überraschende Wirkungen zu erregen, und Empfindungen anzuschlagen, die nur durch dieses Mittel möglich sind; oft aber wird sein Witz hiebei auch Witzelei, und durch sichtbaren Zwang, durch mit Haaren herbeigezogene Wendungen verfällt er in erkünstelte Spielereien, die keinen oder nur widerlichen Eindruck machen. Seinem Gemüthe fehlt es nicht an Tiefe, noch an poetischer Wärme; nur geräth er oft in eine gewisse süßliche Sentimentalität und Kokketterie mit Gefühlen, die übel kleiden; seine Phantasie ist reich an Ideen und von hohem Schwunge und weiß durch eine Fülle von Blumen den Leser zu fesseln und zu erheben, so daß man hiebei oft an Jean Paul erinnert wird, dem Saphir überhaupt nahe kommt, — in der Form, in der Architektonik seiner Bildersprache, in seinen äußeren Manieren; eine genaue Bekanntschaft mit allen diesen Außendingen zeigt er besonders in Schilderungen und Beschreibungen ernster Gattung. Dies ist zwar schon viel, aber immer doch nur ein schillernd Kleid, ein blühender Jugendkörper, den aber Jean Paul's Seele nicht belebt. Sein Humor streift zwar nicht blos an einer blühenden Oberfläche vorüber, er dringt auch in die Tiefe, schwingt sich auch in die Höhe, aber nicht in die tiefsten Tiefen, nicht auf die höchsten Höhen. Er ist mehr eine goldene Juste milieu des Humors, nicht jener mit unwiderstehlicher Zauberkraft bald alle Tiefen durchdringende, bald über Gottes Schöpfung auf den höchsten Gipfeln auftauchende, seelenrettende Universalhumor Jean Paul's; er besitzt ferner nicht jene vernichtende Simsonsgewalt eines Börne, die niederschmettert und unter den Ruinen sich begräbt, sondern nur die Kraft der Harlekinspeitsche, womit er zwar tüchtig um sich schlägt, dabei aber lustig von Einem zum Andern läuft; sein Humor hat nicht mit Heine jenes sarkastisch-wehmüthige Lächeln, das sanft die verborgensten Wunden des Herzens zu lindern weiß, sondern eine immer nur zum lustigen Spaße aufgelegte Miene, womit er, wiewohl recht angenehm, das Zwergfell uns affizirt. Als ganz besondere Eigenschaft besitzt er aber, wie wohl schwerlich ein Anderer, eine Leichtigkeit und Gewandtheit, eine augenblickliche Produktionsgabe, eine schnelle Kombinations- und geschickte Auffassungskraft, wodurch er fast alle seine Erzeugnisse mit den Reizen einer jugendlichen Neuheit und blühenden Popularität zu umkleiden versteht. Dadurch bekundet er seinen eigentlichen Beruf zum Journalisten, ja scheint ganz dafür und nur dafür geboren zu seyn. Größere Werke dagegen, die den Namen eines Tagblatts überschreiten, dürften ihm schwerlich gelingen; selbst seine Jeanpaulisirenden Erzählungen sind gerade in der vorhandenen Größe groß genug; weiter ausgesponnen würden sie matt erscheinen, denn nur ein Jean Paul konnte in dieser unerreichbaren Weise Romane von mehreren Bänden liefern."

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Poetische Erstlinge. Pesth 1821.
Poesien. Wien 1824.
Konditorei des Jokus. Leipzig 1828.
Humoristische Abende. Ein Cyklus Vorlesungen &c. Augsb. 1830.
Gesammelte Schriften. 4 Bde. Stuttg. 1832.
Neueste Schriften. 3 Bde. München 1832.
Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypressen, Literatur und Humoralbriefe. Das. 1834.
Humoristische Leuchtkugeln. Wien 1835.
Humoristische Damenbibliothek. 6 Bde. Das. 1838—41.
Wilde Rosen, an Hertha. Wien und Leipzig 1838.
Fliegendes Album für Ernst, Scherz, Humor und frohe Laune. 2 Bde. Leipz. 1846.

---

485. Der gute Freund.

Ach wie haben mich alle Menschen lieb!
Und sie lesen, was ich schreib' und schrieb;
Und sie loben, hätscheln mich gar sehr;
Grüßen, nicken über kreuz und quer,
Finden mich charmant und lieb und gut;
Geistreich, witzig und ein frohes Blut;
Sie erweisen mir so viel Lieb' und Ehr',
Daß ich oft schon fast verhungert wär'!

Manch vornehmer, adeliger Mann
Nahm sich meiner ganz im Ernste an;
Das will so sagen: wenn man von mir sprach,
Sagte er mir grad nichts Schlechtes nach;
Reichte mir gar oft die noble Hand,
Rühmte wohl auch meinen scharfen Verstand;
Kurz die Vornehmen hielten mich so sehr in Ehr',
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Einmal kam sogar ein Millionär,
Sagte, ich wär' unterhaltlich sehr!
Mußte mit ihm oft spazieren geh'n,
Mußte mit ihm oft die Stadt beseh'n;
Konnte ohne mich fast gar nicht seyn,
Schickt' mir sogar eine Flasche Wein!
Kurz er nannte mich stets nur: „mon frère!"
So daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Wieder kam ein Mann aus Israel,
Ein Banquier! Ein Geldsack ohne Fehl!
„Was der Mann ist?" — schrie er — „wie heißt?
'S ist ein Mann von Witz, ein feiner Geist,
Steht doch alle Tag auf meinem Tisch
Wahrlich frei ihm Supp' und Fleisch und Fisch!"
Kurz der Jud liebt' mich: „Was ist dermehr?"
So daß ich schon wieder bald verhungert wär'!

Kam ein Fürst, er kam, ich weiß nicht wie,
Nannte mich ein einziges Genie;
Reis'te mit ihm in der Welt herum,
Nahm mir manchen scharfen Witz nicht krumm;
Fragte oft mich: Wer? und Wie? und Was?
Sprach ganz huldvoll über dies und das;
Kurz der Fürst liebt' dito mich so sehr,
Daß ich schon wieder fast verhungert wär'!

Endlich kam ein Mann, ganz einfach, schlicht,
Dem es selbst an Geld und Rang gebricht,
Sonst ein braver, ein gescheidter Mann,
Zeigte mir, was doch der Mensch wohl kann;
Steht mir bei, verschafft mir Speis' und Trank,
Fordert weder Schmeichelwort noch Dank;
Und ich selbsten bin der brave Mann!
O! den halt' ich fest so lang ich kann!

486. Die Sage vom Helenenthale.

„Seht Ihr dort die altergrauen
Schlösser Euch entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?“
Wo in wild zerfall'nen Trümmern,
Bei des Abendrothes Glimmern
Durch's Geklüft der Uhu grollt?
Wo in off'nen Mauerritzen
Bleiche Nachtgedanken sitzen,
Wo in dunklen Tannenkronen
Märchenhafte Stimmen wohnen? —

Seht Ihr dort die Ueberreste
Jener hohen Wolkenfeste,
Wo am Fuß des Berges Blüthen zittern,
Blumen glühen hinter goldnen Gittern?
Seht ihr an des Waldes Saume,
Wie aus einem Morgentraume
Sich die Burg erhebt des siegesmüden
Ruhmgekrönten Nestoriden,
Und des Ruhmes Glanzgestalten
Wandeln in des Waldes Falten?

Dorten hoch auf Felsenklippe
Ragt annoch das Burggerippe
Aus der Tannen schwarzer Nacht;
Dort auf hohen Felsenspitzen
Sah man auch das Leben blitzen,
Sah man auch des Daseyns Pracht,
Sah man Riesenritter ringen,
Sah man schwere Speere schwingen.
Durch den Schall von ihren Lanzen
Drang der Ton doch von Romanzen,
Durch das Rauschen dunkler Rüstern
Zog der Liebe süßes Flüstern.

Helena, des Schlosses Perle,
Wandelt unter'm Dach der Erle,
In des Abends Dämmerschein,
Denn ein Zeichen weht herüber
Von der Veste gegenüber,
Von der Veste Rauhenstein.
Ja, die Nacht, sie ist verschwiegen,
Ihren leisen Athemzügen
Mag sich Liebe anvertrauen. —
Doch durch ihren Schleier schauen
Mond und Sterne aus dem Aether, —
Mond und Sterne, die Verräther.

Dunkle Nacht! du mohrengleiches,
Lendenbraunes, lockenweiches,
Wahrsagerisch' Zauberweib!
Schnürst in Dämm'rung die Sandale,
Finsterniß zum weichen Shawle
Schlägst du um den schwarzen Leib!
Doch das Haupt schmückst du dir gerne
Mit Juwelen lichter Sterne,
Und als Kron' im Haar, dem nächt'gen,
Trägst du hoch den Mond, den prächt'gen, —
Und wie Perlen in dem Haar des Mohren,
Trägst du Stern' um Haupt und Ohren!

Doch der Mond, der bleiche Pilger,
Dieser Finsternißvertilger,
Zeigt dem Späher lichte Bahn,
Wenn er durch die blauen Wellen
Schifft mit seinem geisterhellen,
Lichtbeflaggten Silberkahn.
Bei der goldnen Sichel Schimmer
Sah der Vater aus dem Zimmer,
Wo die Tochter gibt ein Zeichen,
Und er naht mit leisem Schleichen,
Daß kein Blättlein möge rauschen,
Sie im Stillen zu belauschen.

Bei des Gartens Endgeländern,
An des Felsens schroffen Rändern,
Hoch hinab in's tiefe Thal,
Steht Helena, horcht den Lauten,
Die vom Mund des Herzvertrauten
Halb der lose Zephyr stahl;
Unten steht er kecken Muthes,
Liebeglühend; heißen Blutes.
Unter'm Schild der grünen Reiser
Klimmt er aufwärts, immer leiser,
An den steilen Felsenwänden,
Liebeswort emporsenden:

— ‚Bist du es, Geliebte, und harrest du mein?
Schon schlafen die Bäume und wiegen sich ein,
Schon schließen die Blumen die Aeugelein zu,
Schon suchet die Grille die nächtliche Ruh',
Schon löscht das Glühwürmchen sein Fackelchen aus,
Schon ziehen die Sternlein zur Heerschau heraus,
Schon murmelt die Welle, als spräch' sie im Traum,
Schon zittern die Blätter am athmenden Baum,
Die Liebe allein, ach, die Liebe schläft nicht,
Sie träumet im Wachen, und sieht ohne Licht,
Und schweiget erst Alles, dann spricht sie allein:
Bist du es, Geliebte, und harrest du mein?‘

—„Ich bin es, Geliebter, ich harre schon dein,
Laß schlafen die Bäume, die Lieb' schläft nicht ein!
Laß schließen die Blümlein ihr Aeuglein zu,
Mein Aug', meine Blume bist einzig nur du!
Laß suchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Grillen der Liebe sind ewig zur Wacht!
Laß löschen Glühwürmchen sein Fackelchen aus,
Die Fackel der Liebe löscht Nachtthau nicht aus!
Laß ziehen die Sterne hinab und herauf,
Der Sehnsucht geh'n Sterne der Liebe nur auf.
Laß murmeln die Welle, als spräch' sie im Traum,
Für Schäume und Träume hat Liebe stets Raum!
Laß zittern die Blätter vom Schlummer so schwer,
Es zittert mein Herzblatt in Sehnsucht noch mehr!
So komm denn, Geliebter, die Lieb' schläft nicht ein,
Es wacht die Geliebte und harret schon dein!“

— Plötzlich aus der Bäume Mitten
Tritt mit schnellen Tigerschritten
Jetzt der Vater wild heran.
Seine hohlen Wangen glühen,
Aus den Flammenaugen sprühen
Haß und Wuth und Rachewahn;
Blut und Mord und Wahnsinns Hadern
Schwellen seiner Stirne Adern.
Gräßliche Gedanken brütend,
Fasset er die Tochter wüthend,
Schleppt sie näher an's Geländer,
An des Felsens steile Ränder.

— „‚Ich bin es, Geliebte, und harre schon dein,
Laß schlafen die Bäume, doch ich schlaf' nicht ein!
Laß schließen die Blumen ihr Aeugelein zu,
Ein väterlich Auge hat ewig nicht Ruh'!
Laß suchen die Grille die Ruhe der Nacht,
Die Rache im Busen hat Nächte durchwacht!
Laß löschen Glühwürmchen sein Fackelchen aus,
Ich lösche im Blute die Schande heraus!
Laß murmeln die Welle, als spräch' sie im Traum,
Ich träumte, sie machte im Grunde dir Raum!
Laß schweigen das Weltall, laß schlummern das Blatt,
Es schreiet die Rach' in der Brust sich nicht satt!
Bist unten, Geliebter, und harrest du ihr?
O steig nicht herauf, ich sende sie dir!
Streck' aus nur die Arme, streck' aus sie mit Lust,
Ich leg' dir die Liebste ja selbst an die Brust!'“ —

— Und mit Lachen und mit Höhnen,
Daß die Felsen rings erdröhnen,
Schleppt er mit gewalt'ger Hand,
Und mit Flüchen, die zu hören,
Herz und Ohr zugleich empören,
Sie hinauf zur Felsenwand,
Wo dann senkrecht Felsenklippen
Senken ihre nackten Rippen,
Strecken ihre Zackenglieder
In das gähe Thal hernieder,
Daß Entsetzen faßt und Grauen
Alle, die hinunter schauen.

Und er schleift am seid'nen Haare
Hinter sich zur Felsenbahre
Helena dann mit sich fort,
Ungerührt von ihrem Jammern,
Fühlt er seine Knie' umklammern,
Höret er ihr flehend Wort.
„„Konntest meinen Feind erwählen,
Will dich selbst mit ihm vermählen,
Will in's Brautbett selbst dich bringen,
Hochzeit gibt's! da muß man springen!
Bräutchen, spring hinab jetzt munter!"" – –
Spricht's — und stürzt sie jäh hinunter.

Und im Sturze sie den Mund noch regt
Zu der Heiligen, von der sie ihren Namen trägt:
„Dir befehl' ich meine Seele,
Sie ist rein von Schuld und Fehle,
Lieb' war meine Schuld allein,
Liebe kann nicht Sünde seyn!" —
Plötzlich fühlet sie den Sturz sich hemmen; —
Wo zwei Felsen an einander sich klemmen,
Raget eine Eiche, steinentsprossen,
Aus Geklüft emporgeschossen,
Streckt sie ihre Zweige, voller Blätter,
In die Lüfte, wie ein Retter,
Fängt sie auf. Die Zweige knicken,
Doch die starken, grünen Aeste stricken
Sich zum Netz um ihre Glieder,
Und entwurzelt senkt der Baum sich nieder,
Langsam rollend durch's Geklüfte.
Ihm gesellen sich die Lüfte,
Tragen dienstbar die Gewänder,
Und des Schleiers Saum und Ränder,
Tragen so mit leisem Odem
Sanft die Stürzende zu Boden,
Legen so die unversehrten Glieder
Zu den Füßen des Geliebten nieder. —
Und dies Liebeswunder feiert
Jetzt das Thal rings, nachtumschleiert,
Denn durch alle Felsenritzen
Zuckt's von wunderbaren Blitzen,
Wasserlilien sprießen helle
Aus des Baches klarer Welle,
Zweige, die von Blüthen glänzen,
Flechten sich zu Liebeskränzen;
In der Bäume grünen Hallen
Wachen auf die Nachtigallen,
Wohllaut tönt durch alle Lüfte,
Und im Thal, dem heimlich schmalen,
Dampfen, wie aus Opferschalen,
Ambra rings und Myrrhendüfte,
Und seit jener Wunderstunde
Erbte sich's von Mund zu Munde,
Jenes Thal, das All' wir kennen,
Das Helenenthal zu nennen.

---

487. Das Gnadenbildniß.

Am Bette des Kindes, das nach Krankheitsleiden
Genas und kaum entrissen der Gefahr,
Sitzt seine Mutter mit dem Aug' voll Freuden,
Das schon so viele Nächte schlaflos war.

Es sinkt ihr schönes Haupt ermüdet nieder
Zu ihrem Kinde, kaum dem Tod entrafft;
Es nimmt der Schlummer ihre Augenlider
Nach lang entbehrtem Schlaf in seine Haft.

So Kind als Mutter sind vom Schlaf umfangen,
Der zu lang' ihnen war geraubt,
Es ruhet an der Mutter schlafergühten Wangen
Des süßen Kindes kleines blasses Haupt.

Da tönt es durch die Straßen: „Feuer! Feuer!"
Und ach ein dumpf Geschrei durcheilt die Stadt,
Die schon der Brand, dies fressend Ungeheuer,
Mit tausend Armen angezündet hat.

Der Wind spielt mit den freien Flammenlocken,
Daß wild und schnell sie flattern hin und her;
Es tönt hernieder von den Feuerglocken
Wie von dem Leuchtthurm ob dem Gluthenmeer.

Von Dach zu Dach in wild erglühten Flammen
Tanzt wüthend hin die wilde Feuersbraut,
Vor ihren Feuerküssen stürzt zusammen,
Was jahrelange Menschenkraft erbaut.

Verspottend alle ird'schen Rettungskräfte,
Umspannt ihr Gluthennetz ein jedes Haus,
Sie gießet wie zum gräßlichen Geschäfte
Das Füllhorn ihrer Feuerrosen aus.

Und Hab' und Gut und Menschen sind verloren,
In Trümmern liegen tausend Häuser schon,
Da bringt auch an der Mutter off'ne Ohren
Der wild verworr'ne dumpfe Jammerton.

Sie springt empor, und greller Feuerschimmer,
Der durch die Straßen lüfteglühend quillt,
Hat schon des Kindes kleines Krankenzimmer
Mit seinem krassen Lichte rings erfüllt.

Ergriffen von dem tödtlich bangen Schrecken
Ermannt zuerst sich doch das Mutterherz,
Die angstgelähmten Mutterarme strecken
Nach ihrem Kinde sich, mit Angst und Schmerz;

Sie reißt das Kind im gräßlichen Erbleichen
An ihre Brust, stürzt fort im wilden Lauf,
Und eilt mit ihrer Last den Ausweg zu erreichen,
Und reißt die Thüre wüthig kräftig auf:

Da wälzt sich schon des Feuers Purpurschleppe,
Wie eine Gluthendecke von Rubin,
Auf alle Stufen von des Hauses Treppe
Mit ihrer fürchterlichen Lohe hin.

Entsetzt von diesem Anblick flieht geschwinde
Zurück die Mutter mit der theuern Last,
Und eilet mit dem kaum genes'nen Kinde
Dem Fenster zu mit Angst und Rettungshast. —

Da ist das Glas geschmolzen und gesprungen,
Erglüht ist ringsum Mauer und Gestein,
Es züngeln lüstern rothe Flammenzungen
Durch's Fenster in das Zimmer schon herein.

Es klettern auch des Brandes Riesenschlangen
Herauf schon an des Zimmers dünner Wand,
Und ohne Rettung sieht sie sich umfangen,
Ihr einzig Kind geweiht dem Todesbrand!

Kein Ausweg aus den Gluthen steht ihr offen,
Verzweiflung wüthet ihr durch Brust und Herz,
Auf Erden ist nicht Rettung mehr zu hoffen,
Ihr einzig Hoffen geht nun himmelwärts.

Und vor ein Gnadenbildniß, eingemauert
In dieses kleinen Zimmers Scheidewand,
Wirft sie sich hin, von Schmerz und Weh durchschauert,
Und streckt empor die fromme Beterhand:

Du heil'ge Mutter auf dem Gnadenthrone,
Die selber du in gotterfüllter Brust
Empfunden hast mit deinem Himmelssohne
Der Mutter Schmerzen und der Mutter Lust;

Die du, verklärt in diesem süßen Bildniß,
Das Götterkindlein wiegst auf deinem Schooß;
O schau' hernieder jetzt voll Gnad' und Mildniß
Auf deine Magd, die aller Hilfe bloß!

O holde Mutter du des Benedeiten,
Dir zünd' ich diese tausend Flammen an,
Als heil'ge Lichter, als die dir geweihten
Entbrennen sie auf dieses Hauses Plan;

O rette mir das Kind, das süße, kleine,
Das ich mit tausend Schmerzen einst gebar —
O schütz' es mir, das unschuldsvolle, reine,
O rette, rette, rett' es von Gefahr!" —

So fleht sie heiß, und voll von Angst und Jammern
Ringt zu dem Gnadenbilde sie die Hand,
Und tödtlich ängstlich, voll Verzweiflung klammern
Sich ihre Hände an des Bildes gold'nen Rand:

Da scheint das Gnadenbild ihr nachzugeben,
Und plötzlich sinkt es aus der Wand heraus,
Und sie erblickt, mit freudigem Erbeben,
Nun durch die Wand den off'nen Weg durch's Haus.

Dieselbe heil'ge Wölbung, die so lange
Die Himmelsmutter mit dem Kind umfaßt,
Sie dienet nun zum sichern Rettungsgange
Der ird'schen Mutter mit des Kindes Last.

Und von den hellen Flammen in dem Zimmer
Ist nun das Gnadenbildniß angestrahlt,
Es ist als ob sich nun ein heil'ger Schimmer
Um der Gebenedeiten Antlitz malt,

Und ihr verklärter Blick, er scheint zu sagen:
„Wer sich in Noth zum Himmel hat gewandt,
Den rettet, wenn die Menschen auch verzagen,
Aus höchster Erdennoth doch Gottes Hand."

---

488. Der verkaufte Schlaf.

Wenn die Nacht mit priesterlicher Feier
Durch die regungslose Schöpfung zieht,
Durch den faltenreichen Wittwenschleier
Auf die blasse Welt hernieder sieht,
Wenn der Mond auch wandelt leise
Um die Erde seine Kreise
Wie ein Vater, mildgesinnt,
Um sein nächtlich ruhend Kind:
Zieht der Schlaf, der blasse Knabe,
Mit dem weißen Friedensstabe,
Von dem Himmel sacht hernieder;
Eine Mohnblum' ist sein Wagen,
Den, mit zartem Sammtgefieder,
Abendfalter erdwärts tragen.
Auf dem kleinen Kutschsitz vorne
Sitzt mit zartem Wunderhorne
Kleiner Prinz vom Elfenland,
In der winz'gen Lilienhand
Ruh'n die Zügel, feingeschlungen
Aus den Fäden dunkler Dämmerungen;
Nachtviolen reichen
Ihre Blätterchen, die weichen,
Zu den Rädern, zu den Speichen.
Vor der Kutsch', als Fackelträger,
Zieht Glühwürmchen sacht' voran,
Hintenauf, als schmucker Jäger,
Ist ein Heimchen angethan.
Ist zu Ende nun die Reise,
Steigt der Schlaf dann nieder, leise,
Schlummerkörner ringsher streuend,
Und die Träume um sich reihend,
Wandelt dann mit seinen Träumen
Ruhlos, rastlos, ohne Säumen,
Durch der Erde weite Zonen,
Wo nur Menschenkinder wohnen.
Und in Osten und in Westen,
Und in Hütten und Palästen,
Von dem Schauplatz feinster Sitten,
Bis zur Höhl' der Troglodyten,
Trägt der Schlaf, der Gramversüßer,
Seine heil'ge Herzägyde.
Er, der Schlaf, der niemals müde,
Kummertödter, Augenschließer,
Friedensbringer, Schmerzverscheucher,
Kerkersprenger, Freiheitsreicher,
Wehmuthstrost und Herzberather,
Wittwenfreund und Waisenvater,
Kinderengel, Traumverwalter,
Wahnsinnsarzt und Geisterhalter,
Liebesbote, Sehnsuchtsstiller,
Hoffnungslaube, Wunscherfüller,
Er, der Schlaf, der Traumgebieter,
Ist des Lebens Kronenhüter. —
Und er schickt die Himmelsgüter
Nur den Guten, nur den Frommen,
Die von Freveln nicht entglommen,
Deren Herz nicht schuldbeklommen,
Deren Brust nicht wild zerklüftet,
Deren Sinn nicht ist vergiftet,
Deren Blut in allen Adern
Nicht gepeitscht von Sinneshadern.
Denn drei Wesen, die vom Himmel kommen,
Kehren ein nur bei den Frommen,
Denn drei Dinge, die den Himmel einen,
Können bei dem Sünder nie erscheinen,
Ihn zu führen in den Friedenshafen,
Die drei Dinge heißen: Weinen, Beten, Schlafen!
Diese Wahrheit zu erfahren
Ward Erwin auch auserseben,
War ein reicher Sünder, dem in Schaaren
Diener, Schmeichler zu Gebote stehen.
Doch der Schlaf, er ist kein Schmeichler,
Doch der Schlaf, er ist kein Heuchler,
Läßt sich nicht mit Gold umspinnen,
Läßt sich nicht durch Geld gewinnen,
Läßt sich nicht vom Glanz bethören,

Rechnet sich's nicht hoch zu Ehren,
Wenn er wird von Seiner Gnaden
Irgendwo zu Gast geladen.
Grade zu den Eiderdunen
Schleppt man ihn nicht mit Harpunen,
Grade wo auf seidnen Kissen
Nach ihm lechzt ein Steingewissen,
Geht vorbei er zu der Bank, der harten,
Wo die frommen Armen ihn erwarten.
Um Erwin auch zu bestrafen,
Läßt der Himmel nie ihn schlafen.
Langgedehnte Leidensnächte
Sitzt der Böse, Goldbeblechte,
Auf dem weichen Kissenlager,
Abgezehrt und zahnlos, hager,
Und das Haupt schon grau gesprengt,
Auf die Sünderbrust gesenkt,
Und das Auge, brennend, trocken,
Müht vergebens sich, den Schlaf zu locken.
„Hölle!“ spricht Erwin im Grimme
Mit der hohlen Wuchrerstimme,
„Kann ich denn mit Goldeshaufen
Mir nicht auch den Schlaf erkaufen?
Hab' mit Geld, das muß ich wissen,
Eingeschläfert manch Gewissen.
Soll ich nun mit Gold, dem baaren, blanken,
Nicht den Schlaf mit List umranken?“
Sagt's, läßt heimlich und verstohlen
Einen Armen aus dem Toglohn holen,
Um den Schlaf, des Armen einzig Gut,
Ihm abzuwuchern, wie er oftmals thut.
Mit Erstaunen hört der arme Mann
Das Gebot des Sündenwuch'rers an.
Für den Schlaf, der ihm nichts nützt,
Gold, Gold, rothes Gold in's Aug' ihm blitzt.
Gold für Schlaf! für Schlaf nun Gold in Haufen!
Ach! der Arme denkt an Weib und Kind — und muß
den Schlaf verkaufen!
Und der alte, sündenmatte,
Wuchersatte,
Graue Sünder, voll Entzücken,
Wieder eine Seele zu bestricken,
Eilt nun fröhlich, halb nur wach,
In sein prunkend Schlafgemach,
Das Erkaufte zu genießen.
An dem Himmelbette prangen
Schwere Stoffe, Seidenfrangen,
Und die Fenster zu verschließen,
Goldbrokate niederhangen;
Silberampeln, glasumschlossen,
Stehend hoch auf Silberspangen,
Haben Dämm'rung ausgegossen
In des Schlafgemaches Räume.
Um die Kissen, reich an Bändern,
Feingestickt mit Spitzenrändern,
Schimmern bunte Purpursäume,
Aus kristallenen Geschirren
Steigen Düfte, wie von Myrrhen,
Um die Sinne zu verwirren,
Daß sie immer matter, schwächer,
Sinken in den Schlummerbecher.
Und Erwin im Bette, weichgedehnt,
In Gedanken noch den Armen höhnt,
Dessen letztes Gut und einzig' Habe
Ihm nun werden soll zur süßen Labe. — —
Doch der Gott des Schlafes ist entrüstet,
Daß ein Sterblicher gelüstet,
Für des Mammons irdisch Rauschen
Himmelsgüter einzutauschen.
Und er läßt im Blumenwagen
Zu Erwin's Gemach sich niedertragen,
Spricht dann still am Bett der Sünde:
,Schwaches Rohr! du Rohr aus Binsen,
In dem Sturm der Leidenschaften
Soll der Schlaf nun an dir haften,
Wucherschlaf mit Wucherzinsen?
Glaubst du, Gold, der Vampyrrüssel,
Könnte als ein Zauberschlüssel,
Weil er öffnet Erdenthüren,
Auch den Götterrath verführen?
Gold ist Blut von Staub-Atomen,
Gold ist Blut von Erden-Gnomen,
Gold ist Blut von Erden-Faunen,
Gold ist Blut von Erd-Alraunen,
Gold, in dunklem Erdenschooß geboren,
Ist der finstern Macht verschworen.
Unten tief im Gnomenreiche,
Wo der Unhold wohnt, der bleiche,
Wo Alraunen tückisch walten,
Wurzelmännchen Sabbath halten,
Kröte glotzt in Stein gemauert,
Im Geklüft' der Molch sich kauert,
Wo in aufgeflötzten Schichte-Betten
Grins't das Antlitz von Skeletten,
Im Gemisch von Stein und Knochen,
Da versammeln sich, das Gold zu kochen,
Alle Säfte, die das Taglicht fliehen,
Alle Kräfte, die zum Abgrund ziehen,
Alle Zauber, die den Sinn bethören,
Alle Geister, die der Nacht gehören.
In den Schädel der Hyäne
Gießen sie die Schmerzensthräne,
Mischen drein den Schweiß der Armen,
Ausgepreßt ihm, ohn' Erbarmen,
Tropfen dann vom Wittwenblut,
Abgezapft von Wucherbrut;
Nägel dann von gier'gen Raben,
Wund gescharrt beim Schatzvergraben,
Neidhart's Blicke, zum Entsetzen,
Aufgefaßt beim Pfänderschätzen,
Einen Finger, wundgeschunden
In des Einbruchs finstern Stunden,
Wunde Brust, zerfleischt an Tischen,
Wo Betrüger Karten mischen;
Schmeichelgift, Verläumdungsgeifer,
Großgesäugt am Habsuchtseifer,
Falschen Schwur beim kalten Lächeln,
Nicht bereut im Todesröcheln —
Alles das bei Schwadenfeuer,
Dichtgebrannt durch Klau vom Geier;
Und den Odem von Vampyren,
Um die Gluth stets anzuschüren;
Daß es würdig dann beschlossen,
Noch den Fluch darauf gegossen,
Daß an diesem Zaubersafte
Alles Erdenunheil hafte;
Und das Ganze dann, wenn kalt,
Aus dem Kobold-Aufenthalt,
Flimmernd aufgetischt der Erdenwelt,
So entstand der Dämon: Geld! — —
Und mit dieser goldnen Hyder,
Sprach der Gott zu Erwin wieder,
Weil der dunkle Schacht sich zeigte,
Weil die Finsterniß sie zeugte,
Weil die Finsterniß sie säugte,
Weil sie flammt von Erdengeistern,
Kannst du nur die Erde meistern,
Kannst du nur durch Geld erringen,
Was da klebt an Erdendingen,
Erdengüter, Erdenlüste,
Erdenwünsche und Gelüste,
Erdenglück und Erdenehren,
Was da kann der Mensch gewähren,
Der ja selbst ein Kind vom Staube,
Seinem Bruder Geld ist stets zum Raube. —
Doch an Gütern aus dem Lichte

Wird des Geldes Kraft zu nichte;
Güter, die der Himmel zu vergeben,
Fördert Geld nicht in das Leben,
Nicht die kleinste aller Göttergaben
Kannst du für den Mammon haben.
Nicht ein Fünkchen Geist dem Dummen,
Nicht den schwächsten Ton dem Stummen,
Nicht den kleinsten Strahl dem Blinden,
Nicht den dünnsten Faden finden,
Wenn die Denkkraft dir will schwinden;
Kannst für lautres Gold in Körben
Rosiger dein Blut nicht färben,
Kannst mit tausend Erdenschätzen
Keinen Herzschlag dir ersetzen,
Kannst für Edelstein' in Haufen
Keine Thräne dir erkaufen,
Und den Schlaf, den Friedenskönig,
Dem die Götter unterthänig,
Diesen Kuß vom Himmelsmunde
An die Erd' in Liebesstunde,
Und den Schlaf, den Fürst der Fürsten,
Dem die Blumen nachts entgegen dürsten,
Willst für Gold du dir gewinnen?
Kurzsichtiges, frevelndes Beginnen!
Was du kauftest, dich zu laben und zu letzen,
Werde dir zum peinlichen Entsetzen!
Nur des Armen Schlaf hast du errungen,
Aber weiter hast du nichts bedungen,
Und zu martervoller Strafe
Sollst du in dem fremden Schlafe,
Unter Röcheln, Stöhnen, Schäumen,
Deine eig'nen Träume träumen!" —
Als der Schlaf das Wort geendet,
Schnell der Traumgott niedersendet
All' die gräßlichen Gestalten,
Die in bösen Träumen walten;
Und das wilde Heer der Larven
Huscht bei fahlem Geisterschimmer
Schwirrend, surrend durch das Zimmer,
Und mit kläglichem Gewimmer
Schlagen Fratzen ihre scharfen,
Spitzen Klauen tiefer immer
In die Brust vom tiefen Schläfer.
Kobold, Scheusal, Molch und Käfer
Kriechen wimmelnd auf die Kissen,
Und mit gift'gen Natterbissen
Hackt das wüthende Gewissen,
Hackt und sägt es ohne Ende
An des Träumers Herzenswände.
Seines Lebens Sündgeschichte,
Als Gespenste, als Gesichte,
Als Gerippe und Skelette,
Nahen dann dem Sterbebette;
Alle letzten Thränenreste,
Die mit Wucher er erpreßte,
Fallen auf die Augenlider,
Feuertropfen, glühend nieder.
Alle Laster, ihm zu eigen,
Tanzen grell den wilden Reigen,
Und er muß vom Bette steigen,
Muß mit tollen Geisterweisen
Sich mit ihnen drehen, kreisen,
Bis die ersten Morgenstrahlen
Enden seine Traumesqualen;
Und erwacht zum Tagesleben,
Kalte Tropfen auf der Stirne,
Wüthend Hämmern im Gehirne,
Siedend Blei in hohlen Augen,
Wilden Schmerz in Brust und Flanken,
Und am dürren Herzen saugen
Büßerqualen, Reu'gedanken. —
Doch es sprach der Schlafgott wieder:
„Willst den Schlaf du wieder haben,
Den dir einst die Götter gaben,
Mußt du vor den Himmel treten,
Mußt du weinen, mußt du beten,
Mußt du knie'n an Altarsstufen,
Mußt des Schöpfers Milde rufen! —
Nicht in einem goldnen Wagen
Steigt Gebet zu Gott empor,
Schlichte Engelflügel tragen
Beterwort zum Himmelsthor;
Nicht zu kaufen ist's für Preise,
Daß die Götter an uns denken,
Das allein beglückt, macht weise,
Was wir bitten, und sie schenken!

---

489. Die letzte Stunde des Hauses Napoleon.

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom;
Sieht nicht das Licht der Sonnen,
Sieht nicht des Himmels Dom.

Am fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,
Liegt da zu Englands Schande,
Liegt da zu Englands Hohn. —

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom;
Sein Blut ist ihm geronnen,
Es stockt sein Lebensstrom.

Am fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,
Liegt nicht in seinem Lande,
Liegt nicht bei seinem Sohn;

Liegt nicht bei seinen Kriegern,
Bei den Marschällen nicht,
Liegt nicht bei seinen Siegern,
Liegt in Europa nicht;

Liegt hart und tief gebettet
Am fernen Meereskreis,
An Felsen angekettet,
Ein todter Prometheus.

Wo Baum und Blatt und Reiser
Versengt am Sonnenstrahl,
Da liegt der große Kaiser,
Der kleine Korporal.

An seinem Grabe fehlen
Cypress' und Blumenstab,
Am Tage aller Seelen
Besucht kein Mensch sein Grab.

So liegt er viele Jahre
In öder Einsamkeit: —
Da klopft es an die Bahre
Um mitternächt'ger Zeit.

Es klopft und rufet leise:
„Wach' auf, du todter Held!
Es kommt nach langer Reise
Ein Gast aus jener Welt!" —

Es klopft zum zweiten Male:
„Mach', großer Kaiser, auf!
Es kommt vom Erdenthale
Ein Bote dir herauf!“ —

Es klopft zum dritten Male:
„Mach', Vater, auf geschwind!
Es kommt im Geisterstrahle
Zu dir dein einzig Kind!“

Da weichen Erd' und Steine,
Es thut sich auf der Sarg,
Der lange die Gebeine
Des größten Helden barg.

Da streckt des Kaisers Leiche
Die Knochenarme aus,
Und zieht das Kind, das bleiche,
Herab in's Bretterhaus;

Und ziehet es hernieder:
„„So seh' ich, theurer Sohn,
Seh' ich dich endlich wieder,
Mein Kind Napoleon!““

Und rücket an die Seite,
Und rücket an die Wand:
„„Mein Kind, das ist die Breite
Von meinem ganzen Land!““

Da schlingen die Gerippe
Die Knochen in einand',
Und liegen Lipp' an Lippe,
Und liegen Hand in Hand. —

Und zu derselben Stunde
Schließt auch das Grab sich schon. —
Das ist die letzte Stunde
Vom Haus Napoleon.

---

490. Das jüngste Gericht.

Es saß auf seinem Throne
Der Herr in seinem Glanze,
Mit seiner Sternenkrone,
Mit seinem Sonnenkranze.

Zu seines Thrones Stufen,
Aus Feuer und aus Licht,
Hat er die Welt berufen
Zum schrecklichen Gericht.

Posaunenklänge schmettern
Aus seinem Engelheer,
Sie rufen unter Wettern
Die todten Menschen her.

Des Himmels Tempel flammen,
Die Sonne und der Mond,
Sie flackern wild zusammen
Am ganzen Horizont.

Es gießen alle Sterne
Die Feuermassen aus,
Daß aus dem tiefsten Kerne
Die Flamme tritt heraus.

Und alle diese Gluthen
Mit ihrem Feuerfall,
Umrauschen und umfluthen
Den schwarzen Erdenball.

Und Gottes Stürme blasen
Die Flammen an mit Macht,
Die Erde zu verglasen
Bis in den tiefsten Schacht.

Und feuriger und röther
Wird stets der Erdenball,
Und schwimmt im hellen Aether,
Ein brennender Kristall.

Und eine Riesenkohle
In angefachter Gluth,
Durchsichtig bis zum Pole,
Die große Erde ruht.

Man sieht in ihrem Herzen,
Wie's hämmert und wie's pocht,
Wie sie zu edlen Erzen
Ihr Herzensblut verkocht.

Man sieht auch das Geäder,
In dem die Heileskraft
Der Quellen und der Bäder
Die Werkstatt sich erschafft;

Man sieht in tiefer Stätte
Den Maler Frühling itzt,
Wie er mit der Palette
Im Schooß der Erde sitzt;

Wie Rosen er und Blüthen
Mit Farben zart bedeckt,
Wie er die schamerglühten
An's Herz der Erde steckt.

Man sieht die dunkle Halle,
Die schwarze Kräuterburg,
Da kocht die Gifte alle
Der alte Demiurg.

Und alle Särge weichen,
Und liegen da entblößt,
Und zeigen alle Leichen,
Die jemals sind verwes't.

Vom Kaukas bis zur Klippe
Im tiefsten Meeresgrund,
Liegt G'rippe an Gerippe
Im ganzen Erdenrund.

Und als mit eh'rnem Klange
Die große Tuba dröhnt,
Die zu dem letzten Gange
Am jüngsten Tage tönt:

Da steigen aus dem Bette
Die Schläfer alle aus,
Millionenmal Skelette
Verlassen still ihr Haus.

Und viel Milliarden Leichen,
Sie kommen Hand in Hand,
Ohn' Unterschied und Zeichen,
Ohn' Rang und ohne Stand.

Sie tragen nicht Gewänder,
Gestickt in eitler Lust,
Nicht Kronen und nicht Bänder,
Nicht Sterne auf der Brust.

Nicht Alter und nicht Jugend,
Nicht reich und g'ring man sieht,
Die Sünde nur, die Tugend
Allein macht Unterschied.

Mit bleichen Sündermienen
Erscheint der Todtenkreis,
Kein Einz'ger unter ihnen,
Der rein die Seele weiß.

Wo Gott zu Throne waltet,
Erscheinen alle sie,
Die Knochenhänd' gefaltet,
Gebeugt das Knochenknie:

„O Vater, du da oben,
Der du da bist voll Huld,
Den seine Sterne loben,
Vergib uns unsre Schuld!"

Und Gott mit mildem Haupte
Neigt sich herab und spricht:
„„Wer jemals an mich glaubte,
Und wer vergaß der Pflicht,

Sind Beide meine Brüder,
Steh'n Beide mir zur Seit':
Ich liebe den nicht minder,
Der fehlte und bereut.

Und wer auch hat gesündigt,
Wenn er bereut nur hat,
Dem werde laut verkündigt
Von seines Schöpfers Gnad'.

Und kommen sie einst schlafen
In meinen Vaterschooß,
So kann ich sie nicht strafen,
Ich kann sie lieben blos.""

Drauf lächelt Gott noch milde
Und sieht die Menschen an,
Die mit dem Ebenbilde
Von sich er angethan.

Und spricht dann zu den Seinen:
„„Sie gehen ein zum Licht!""
Und alle Engel weinen,
Und aus ist das Gericht.

Joseph Anton Henne,

dessen Großvater, aus Oberstaufen im baierischen Algaue, sich erst 1782 in der Schweiz einbürgerte, ist geboren am 22. Juli 1798 in Sargans, im helvetischen Kanton Linth, jetzt St. Gallen, eines Handwerksmannes Sohn, der ihn 1810 in das nahe, nun aufgehobene Benediktinerkloster Pfävers in die Schule that und auch dort ließ, als ihm 1811, mit dem ganzen Städtchen, Haus und Habe in Flammen aufgingen. Die Klosterbildung war einfach genug, aber gesund, und vollendete, was eine gemüthliche Mutter mit ihren Liedern und Sagen, und ein verständiger Vater mit dem Schatze von Erzählungen aus der Landvogtszeit, und eigenes Brüten beim Hüten der kleinen Heerde im romantischen Sarganserthale begonnen, die volksthümliche Richtung des Jünglings in Poesie und Geschichte. Biblische Dichtung war die erste, die ihn weckte, dann Ossian, Homer und die Neueren. Ossian — natürlich der von Denis — gab ihm die erste Idee zu einem vaterländischen Epos „Diviko", das er 1815, wo er Kandidat des Ordens wurde, in Hexametern begann. 1816 zog er als Novize die schwarze Kutte an und wurde geschoren; studirte, nachdem er die Schelling'sche Philosophie durchgemacht, 1817 Theologie, daneben auch klassische Philologie, wobei ihn besonders die Historiker anzogen; vollendete sein Epos, so wie ihm die Hexameter als unvolksthümlich vorkamen, in freien Jamben, und trat an seinem 19. Geburtstage, nach langem Kampfe mit dem Wunsche der Eltern und Lehrer, 14 Tage vor Ablegung des Gelübdes, aus dem Kloster. In Luzern wiederholte er 1818 und 1819 die Philosophie, wurde von Salis und Gügler, denen er Proben des „Diviko" zeigte, ermuntert, und lernte die Hinzbergischen Nibelungen und dann das Original kennen. Sein Gedicht verwandelte sich mit ihm. Er schrieb es 1820 und 1821 zu Heidelberg, im Umgange mit Kreuzer und Mone, altalemannisch und gereimt, aber freien Versmaßes, wo der alte Tiedge im jungen Dichter einen Genius erkennen wollte. Geschichte, Rechtsgeschichte, altdeutsche Literatur und Symbolik beschäftigten ihn, der als Jurist immatrikulirt war. 1822 besuchte er Freiburg, wo er seine jetzige Gattin, die treffliche Friederike Stehle (Frida) kennen lernte und liebte. Das Gedicht endete er, nachdem er 1823 in Hofwyl bei Fellenberg Geschichte und deutsche Sprache gelehrt, 1824 in der jetzigen schriftdeutschen Weise, wo auch seine „Lieder und Sagen aus der Schweiz" erschienen. 1825 promovirte er in Heidelberg, um in Freiburg über Geschichte, altdeutsche Literatur und Symbolik zu lesen, wurde jedoch durch Engherzigkeit und Intriguen einiger Fakultätsmitglieder daran gehindert, und begann, nach eigener Idee, sein poetisches Lieblingswerk, die volksthümliche Wiedererweckung des Asen-, Joten-, Volsungen- und Niflungen-Cyklus in Romanzen. Im Jahr 1826 ward er als Archivar des uralten, interessanten St. Galler Stiftsarchives angestellt, dessen geschriebene Urkunden im 7. Jahrhundert beginnen; diese befestigten ihn ganz im Studium der Geschichte und Diplome. 1827 heirathete er seine Frida und schrieb 1828 seine „Schweizerchronik für's Volk", worin der von der Hochschule heimgekehrte katholische Idealist durch die Polemik gegen Zschokke und Vertheidigung des Katholizism eine ultramontane Richtung einzuschlagen schien. Angriffe veranlaßten ihn 1829 zu seinen „Ansichten eines Obskuranten über Katholizismus und Protestantismus." Aber als 1830 das Schweizervolk sich erhob, zeigte Henne sogleich entschieden genug, in welche Reihen er gehöre. Er gründete die Zeitung „Der Freimüthige", welche 9 Jahre lang, kirchlich und politisch radikal, bedeutend wirkte, wurde von seinen Landsleuten in den Verfassungsrath des Kantons gewählt, wo er, um zwei schroffe Parteien, die landgemeindliche und repräsentative, zu versöhnen, am 12. Januar 1831 das Veto des Volkes vorschlug und durchsetzte (das erste Beispiel in der Schweiz, das seither um sich griff), und errichtete eine eigene Druckerei für die politische Zeitschrift des

„Freimüthigen“, die kirchliche des „Gärtners“ und die belletristische der „Schweizerblätter“ u. a., die vier Jahre lang arbeitete. Der neue Große Rath, in welchen sein katholischer Bezirk ihn wegen seiner kirchlichen Tendenz im Verfassungsrathe nicht gewählt, machte ihn zum Präsidenten der neu aufgestellten Kassationsbehörde, und 1833 zu dem des katholischen Kantonal-Erziehungsrathes, das Volk aber 1833 und 1837 zum Kantonsrathe. 1834 erhielt er an der Kantonsschule die Professur der Geschichte und Geographie, machte 1836 seinen Aufsehen erregenden Versuch, die 30 Dynastien des Manetho, oder die 375 Pharaone des Herodot, mit ihrer bisher für unlösbar gehaltenen Chronologie herzustellen, bekannt, verlor 1841, wegen angeblichem Widerspruche mit der biblischen Zeitrechnung und Parteinahme für Strauß, seine Anstellung; erhielt aber 1842 in Bern die außerordentliche Professur der Geschichte an der Hochschule. Vom Lehrerkollegium des Gymnasiums wurde er bereits zweimal zum Direktor und von der philosophischen Fakultät an der Hochschule am 29. Dezember 1846 zum Dekan gewählt.

* * *

Poetisch ist in Henne, der in und mit dem Volke erzogen, kein Stubengelehrter geworden, die alte Zeit und Sage seines Landes in lauter epische Romanzen erwachsen, vom Diviko an, der bei seinem Erscheinen von Einzelnen freudigst begrüßt, bald aber wegen des Fremdartigen der nordischen Mythologie und der eigenen lyrisch-epischen Art und Weise so ziemlich lebendig begraben wurde und den er nun in jener Form wieder auffrischte, bis durch die Völkerwanderung herab, alle familienartig verbunden. Die einzelnen Sagen sind: das Asenlied, das Divikolied, das Volsungenlied, das Amalungenlied, das Botelungenlied, das Siegfriedslied, Dietlieb und Witiges, die Bertangen, der Rosengarten, die Niflungen. — Erwähnen wollen wir hier beiläufig noch seiner „Allgemeinen Geschichte“, in der er neu und eigenthümlich sowohl mit der totalen Reform der ägyptischen, biblischen, überhaupt alten Chronologie, als mit der Nachweisung auftritt, der Ursitz der Kultur und der weißen Menschenrasse sei im Nordwesten der alten Erde, in Hocheuropa. Seine Forschungen, zuerst etwas angefeindet, fanden bald einen gewichtigen Vertheidiger in Fallmerayer. (S. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 165, 14. Juni 1847.)

Schriften:

- Lieder und Sagen aus der Schweiz. Basel 1824. 2. Aufl. 1827.
- Diviko und das Wunderhorn, oder die Lemanschlacht. Ein episches Gedicht. Stuttgart und Tübingen 1826.
- Neue Schweizerchronik für's Volk. 3 Bände. St. Gallen 1828. 33. 34.
- Ansichten eines Obskuranten über Katholizismus und Protestantismus. Ebd. 1829.
- Noten und etwas Text dazu (bei der St. Galler Verfassungsrevision). Ebd. 1830.
- Verhandlungen des St. Galler Verfassungsrathes 1831.
- Historische Tafeln von der Urzeit bis Augustus. (Des Verfassers chronologisches System und die Entzifferung Manethon's.) Ebd. 1836.
- Die Pharaone Aegyptens. Ebd. 1837.
- Leitfaden zur Geographie. Ebd. 1837—38.
- Sendschreiben an das Züricher Volk (in dem Straußhandel). 1839.
- Schweizerchronik in vier Büchern (ganz neue Bearbeitung). St. Gallen und Bern 1840 bis 1843.
- Die Eidgenossenschaft und die Klöster (im Klösterhandel). Zürich 1841.
- Vertreibnng von der St. Galler Kantonsschule. Ebd. 1841.
- Chronologische Tafeln (Verhältniß Manethon's zu der Bibel und den Hellenen). Bern 1844.
- Versuch einer Herstellung der ältesten Chronologie. Ebd. 1844.
- Allgemeine Geschichte in 9 Büchern. Erstes Buch: Urgeschichte. Zweites Buch: Hellenengeschichte. Schaffhausen 1845—46.
- Das Duell auf schweizerischen Hochschulen. Bern 1846.
- Das Daseyn alteuropäischer Bevölkerung und Kultur. Schaffhausen 1847.
- Der Sonderbund und seine Auflösung. Ebd. 1848.

---

*491. Vorspiel.

(Geschrieben 1843, aus dem „Asenliede“).

Noch stehen unsre Alpen, noch steht der Freiheit Haus;
Es donnern die heil'gen Ströme mit weißem Schaume draus.
Es lachen zu ihren Füßen die spiegelklaren See'n,
Dran fröhliche Hörner klingen, und Heerden im Grase gehn.
Es flattern die weißen Segel, den Schwänen gleich, dahin,
Und hören von allen Ufern die lieblichen Töne ziehn.
Wir sitzen vor unserm Hause, bei unserer Väter Grab,
Und schauen von den Höhen in's Land umher hinab.
Es dringt ein wunderbar Tönen aus ihrem Grab heraus,
Es weht ein wunderbar Rufen rings um das Felsenhaus.
Wir schauen hinaus wie Kinder, und hören in träger Ruh,
Beschäftigt mit eitlem Tande, dem seltsamen Wesen zu.
Wir wollen es nicht verstehen, was aus dem Grabe dringt,
Und was in tausend Sagen im Munde des Volkes klingt.
Ich sehe keine Thaten, des Redens hör' ich viel;
Sie treiben mit dem Volke ein unfromm Gaukelspiel.
Sein lauteres, schlichtes Glauben ist ihnen ein frevler Spott,
Ihr Leben ist ohne Herzschlag, ihre Welt ist ohne Gott.
Das greift mir in die Seele, mir wird zu eng, zu weit;
Ich fliehe aus dem Gewühle in Wald und Einsamkeit.
Ich werde ein Knabe wieder, ich sitze wieder am Rhein,
Die kleine Heerde um mich, und ob mir des Abends Schein.

Es murmeln die Wellen leise, sie gaukeln von Strand zu Strand,
Es reichen die rothen Wolken mir grüßend ihre Hand.
Willkommen, du Thal der Heimat! Dich grüß' ich, der Kindheit Tag!
Komm, alte Zeit, auf daß ich die neue vergessen mag.
Mir hagen die grünen Bäume, süß rauschend im Abendstrahl,
Viel mehr als ihre Bücher im künstlichen Marmorsaal;
Mir tönen des Waldbachs Wellen und im Laube der Amsel Sang
Weit über das heut'ge Dichten und ihres Gereims Klingklang.
Wohl weiß ich, sie nennen's thöricht, und außer dem stillen Hain,
Und außer den Felsen ringsum wird Niemand mein Hörer seyn.
Sie haben das längst viel besser in Büchern weit und breit,
Und solchen Mären zu horchen ist ihnen verlorne Zeit.
Doch soll dem Gott zu Lobe, was er mir in's Herz gelegt,
Froh jubelnd in selbem schlagen, bis es einst nimmer schlägt. —

---

*492. Der Jäger von Muschelheim.

(Aus demselben Liede.)

Es lag ein Götterknabe, wohl vater- und mutterlos,
Weiß Niemand, woher er stammte, verlassen im Bergesschooß.
Da lag der Gott, der junge, im Dunkel, arm und bloß,
Nicht ahnend, was er einst werde, wie strahlend, wie stark, wie groß.
So fanden das Kind die Zwerge, und sahen wie Fackelschein
Das kleine Antlitz leuchten weit durch den hohlen Stein.
Da neigten sie vor ihm züchtig, und trugen's im frohen Chor
Und unter der Hörnlein Klingen vom hohlen Stein hervor.
Sie riefen ihre Hirschkuh, die reichte dem Kind die Brust;
Und der verschmachtete Kleine, er trank mit gier'ger Lust.
Je mehr er trank, je mehr sie sein Antlitz leuchten sah'n,
Sein Glänzen lockte die Thiere des Waldes all heran.
Da that sich auf sein Auge, und wie er so lächelnd lag,
Da rötheten rings die Berge, da lächelte auf der Tag.
Da bauten dem Königskinde die Zwerge im grünen Hain
Eine Burg von klarem Golde, von funkelndem Edelstein.
Sie machten ihm Wehr und Waffen mit kunstgeübter Hand,
Die Muschelheimer Zwerge, denn also heißt ihr Land;
Im Süd liegt's, wo des Feuers, der Sonne Heimat ist,
Wo die Feuerzwerge wohnen, berühmt an Kunst und List.
Und wie der holde Knabe zu seinen Jahren kam,
Er zu an lieblichen Zügen, an Kraft und Klugheit nahm.
Solch kühnen und schnellen Jäger hat keinen die Welt gesehn;
Es mochte vor seinem Bogen kein Thier des Walds bestehn,
Zog rastlos durch die Haine, und übte sein schön Geschoß,
Und also dem Götterknaben die Jugend in Luft zerfloß,
Und durch die Berge zu streifen erfreute sein kühnes Herz,
Nicht kennend der Minne Freuden, noch ihren herben Schmerz.
Er sollte sie kennen lernen und sinken dadurch in's Grab,
Und drob manch Auge weinen bis in unsre Zeit herab.
Einst saß er vom Waidwerk müde im Wald an einen Stein,
Und schaute zum Abendhimmel, und schlummerte schauend ein.
Und vor des Schlummernden Auge ein holdes Traumbild kam,
Das ward ihm die höchste Freude, das ward ihm der tiefste Gram.
Er sah eine Jägerin rennen, ihr Auge muthentbrannt,
Seine Hirschkuh jäh verfolgend, ihr silbern Geschoß gespannt.
Wie sie den Schläfer gewahrte, da hielt sie ein im Lauf,
Und beugte sich auf ihn nieder, und athmete staunend auf.
O daß ich könnte malen das liebliche Zauberbild,
Die Maide, die zornesmuth'ge, nnd jetzt so sanft, so mild!
Das Jagdhorn an der Seite, den Köcher rings umstrahlt,
Ihr Aug' in den weh'nden Locken, die schlanke Huldgestalt,
Das Pirschgewand voll Sterne der schönen Jägerin,
Den Blick, den unverwandten, die zitternde Thräne drin!
Ein nie geahntes Sehnen den Busen des Jägers hob;
Er trank die minnigen Züge, als sollte er sterben drob.
Ein leises Ach entfuhr ihm, und drüber der Schlaf entschwand,
Und wollte dem Aug' nicht trauen, als sie so vor ihm stand;
Und wollte dem Aug' nicht trauen, als sie in leisem Flug
Der schnelle Drachenwagen dem sehnenden Blick enttrug.
Er schaut' in die leeren Lüfte, in die Sternennacht hinein,
Zum ersten Mal im Leben fühlt' er sich mit Schreck allein.

„Wo bist du?“ seufzt' er leise, „was ist mit mir geschehn?
Ich habe mein höchst Entzücken, mein herbstes Weh gesehn.“
Er hob sich auf vom Steine, sein Herz das fand nicht Ruh,
Und ging zu den Muschelheimern, dem hohlen Berge zu.

---

*493. Amalungs Rede.

(Aus dem „Amalungenliede.“)

Einst saß der König der Gothen in seinem hohen Saal,
Und um ihn seine Heldeu an einem frohen Mahl.
Der Saal der war umhangen mit schönen Geweben fein,
Und rother Most floß ringsum, und ringsum weißer Wein.
An seinem eigenen Tische ein jedes Geräthe war
Und jeder festliche Becher von Silber rein und klar.
War Mittag und die Sonne durch alle Fenster schien,
Und goß ihr helles Glänzen auf all' die Harnische hin.
Da reckte der alte König wohl über den Tisch die Hand:
„Nun sitz' ich schon zwanzig Winter daheim in meinem Land.
Die Gaue hatten Frieden, kein Waffenzug geschah;
Doch hat sich vieles verändert, das früher das Aug' hier sah.
Nun glänzt in unserm Saale viel herrlich die Königspracht,
Von Helden ist er gefüllet, von Häuptlingen groß an Macht.
Wir haben der Harfe Freuden und der minnigen Frauen viel;
Es wechselt der goldne Becher mit lieblichem Saitenspiel.
Doch mehres ist anders worden allhier in unserm Kreis;
Mein Haar war rabenschwarzes, jetzt ist es taubenweiß.
Mein Harnisch kam nicht von mir wohl Vierteljahre lang;
Mein Schwert war roth und schartig, und kannte den lauten Klang.
Die Schilde sind wie Spiegel, die Hengste in der Ruh.
Einst flogen sie durch Feuer, das dünkt nun dem Ritter nicht gut;
Es soll ihm jetzt nicht schütteln der Busch auf dem Eisenhut.
Was deuten die weißen Locken, als daß ich sonder Schall
Erbleichend zur Grube fahre wie meine Väter all?
Und wenn ich hinabgegangen, ist's aus wie Saitenklang,
Da Heldenthaten leben wohl manch Jahrtausend lang.“ —
Und als der König gesprochen, da ward kein Laut im Saal,
Sie sah'n erröthend die Schwerter erglänzen im Sonnenstrahl.
Und aus im dakischen Lande des Königes Machtwort ging,
Vor jeglicher Stadt am Thore der Schild und die Lanze hing.
Vom Dniester bis zur Donau, vom Dniester bis zur Theiß,
Da wurden Schwerter geschmiedet, da glühten die Essen heiß.
Da ritt man zu die Rosse, da fügte man Helm und Schild;
Es schaute aus jeglicher Hütte des blutigen Krieges Bild.
Da tönten die Hochgebirge wohl dreier Monden lang,
Da schollen die Donauufer von lauter wildem Klang.
Der König aber ließ schreiben dem Kaiser ein stolzes Wort;
Sechs wohlgerüstete Ritter, die trugen dasselbe fort:
„So schreibt dem Kaiser Valens des Sigeher alter Sohn:
Du bist uns Sühne schuldig und zögerst lange schon.
Drum sende für meinen Sohn mir die schöne Tochter dein,
Und sechszig gezierte Mägde, die sollen bei ihr seyn.
Und sende mir sechszig Ritter mit bestem Zeug dabei,
Ein Jeder mit einem Knappen, ein Jeder mit Rossen zwei.
Der Habichte sechszig sende, zur Jagd gezogen gut,
Und sechszig Waidmannshunde, geübt und von ächtem Blut.
Ein goldnes Halsband trage der Beste von seltner Art,
Das Seil daran geflochten aus deinem Kaiserbart.
Dies alles, damit du wissest, noch Bessere gibt's denn du,
Wo nicht, so rüste dich bestens, und sieh dann weiter zu!“ —
Sie kamen über die Donau, sie kamen zum Kaisersaal,
Und brachten das Gothenschreiben, der Kaiser saß am Mahl.
Er las das Schreiben selber, da wurde sein Antlitz roth:
„„Hört an, ihr Römerhelden, wie da ein Barbar mir droht.
Die wir die Waffen lehrten, die uns gedient um Lohn,
Die wollen Tribut nun haben und senden uns Bauernhohn.
Doch eh' denn das geschehe, will blutig ich untergehn.
Wohlauf, sie werden zerstäuben, wenn sie den Kaiser sehn!““

---

*494. Der Kampf am Drachenstein.

(Aus dem „Sigfridsliede.“)

Im Berge lag der Drache ohn' alle Maßen groß,
Und hielt des Hauptes Schuppen der Jungfrau in dem Schooß.
So schlief er nach der Mahlzeit in ihrem Schooße ein,
Erschütternd mit dem Odem den ganzen Drachenstein.
Da dacht' in ihrem Herzen die schöne Burgundenmaid:
‚O wüßt' es der tapfere Gunther, er rächte wohl mein Leid.
Und er, der Edelfalke, er rettete mich wohl gern;
Doch, ach! ihn hält mit Listen die Zauberin Brunhild fern.‘
Der Drache in seinem Schlummer ihr Denken wohl vernahm:
„Gedulde dich, schöne Dirne, bald endet sich dein Gram.
Von heute in fünf Jahren bin ich ein König reich,
Dann ist in allen Gauen kein Weib der Gudrun gleich.
Dann bring' ich dich zum Rheine und fordre deine Hand,
Und führe dich gekrönet in's Nibelungenland.
Gedulde dich indessen, dein Weinen erweicht mich nicht;
Hie kommst du nicht von dannen, wenn nicht mein Fels zerbricht.“
Und wie er das gesprochen zur Jungfrau rein und gut,
Da wurden ihr im Auge die Zähren roth sam Blut.
Und horch, da klang die Thüre, und horch, da sprang sie auf,
Und in den Stein gewaffnet ein Jüngling sprang im Lauf.
Er sah die Gibichmaide in ihrer Haare Wehn,
Mit ihrem Taubenauge, wie er's im Traum gesehn.
Ihr lag der Wurm im Schooße, von oben dunkelbraun,
Von unten roth, voll Schuppen, und freiflich anzuschaun.
Sie sah die goldne Rüstung, sein Falkenaug' sie sah;
O weh, wie stieg der Busen dem jungen Kinde da!
Der Drache that auf die Augen, der Drache hob den Schweif,
Und schlug mit glühendem Athem wohl einen furchtbarn Reif.
Sein Auge schoß wie Pfeile die tödtenden Blicke aus,
Er packte wild den Jüngling, da bebte das Felsenhaus.
Wie eine Schmiedesesse erfüllt er in seiner Wuth
Den hohlen Stein mit Rauche und blaulich rother Gluth.
Es flohen aus dem Felsen die Zwerge und heulten laut;
Der Jüngling ward im Strauße mit blutigem Schweiß bethaut.
Er suchte des Wurmes Tatze, zu fassen den starken Schild,
Es sucht ihn der Schweif zu werfen vom Felsen in's Gefild.
Alsam ein Fuder Kohlen entbränne ob dem Stein,
So wallte es um den Helden und drang ihm in's Gebein.
In übergroßen Hitzen erweichte am Leib sein Horn.
Das Thier schien unermüdbar an List und wildem Zorn.
Der Jüngling erlitt vom Wurme viel bitteres Ungemach,
Doch schlug er ellig auf ihn und über sein hürnen Dach.
Da rang die Maid die Hände: ‚O weh, daß ich dich gesehn!
Soll wegen des ärmsten Weibes der edelste Held vergehn?‘
Als hätt' ihn ein Brunn erkühlet, erquickte das sein Herz;
Er zuckte den Balmung rascher und machte dem Lindwurm Schmerz.
Denn ihm auch war vom Feuer die Hornhaut ganz erweicht;
Nun hatte den Niflung-Drachen die bitterst' Noth erreicht:
Er hieb den Schweif vom Rumpfe, und sieh, ein schwarzer Bach
Von dunkelrothem Blute dem schreienden Thier entbrach.
Mit gräßlich lautem Heulen hinaus am Stein er zog,
Und hoch in die blauen Lüfte dahin am Gebirg er flog.

---

*495. Grimhilds Klage um Sigfrid.

(Aus dem „Niflungenliede.“)

Nun legten Sigfrids Mörder, wie sie ihn gewahrten todt,
Auf einen Schild die Leiche, der war von Golde roth,
Und traten dann zusammen, und wurden da zu Rath,
Wie sie verhehlen könnten die frevelvolle That.
Sie hießen ihre Mannen verbreiten alsobald,
Er habe sich beim Jagen von ihnen getrennt im Wald,
Dort haben ihn Schächer ermordet, die spurlos drauf entflohn.
Da rief der grimme Hagen, der blutige Elfensohn:
„Laßt mir den Todten über, ich bringe ihn schon nach Haus,
Und wenig soll mich's irren, kommt auch die Sache aus.

Die Königin hat nun Rache für ihren herbsten Tag,
Um Grimhild frag' ich wenig, wie viel sie weinen mag."
Des Sigfrids Roß, der Grani, nach Worms voll Schaumes kam,
Schlug vor der Burg die Steine, bis Grimhild es vernahm.
Sie kannte seinen Hufschlag, an's Fenster sie eilig sprang,
Sie sah das Thier alleine, da wurde das Herz ihr bang.
Ihr Sigfrid stund nicht bei ihm, es sah sie so traurig an;
Da wurde es dunkel um sie, es war um sie gethan.
Doch auf geheimen Wegen, in ihrem Gewissen schwer,
Da schlichen seine Mörder mit ihrem Todten her.
Sie kamen im leisen Dunkel und brachten ihn über Rhein;
Fürwahr, es konnte nicht schlimmer von ihnen gejaget seyn.
Fürwahr, von wegen des Thieres, das ihnen im Walde fiel,
Erreichte manch edler Degen zu früh sein blutig Ziel.
Die Brunhild aus der Zinne gewahrte ihr heimlich Nah'n,
Und sah die schwebende Gruppe mit wilder Freude an:
‚Willkommen, ihr guten Jäger! legt euren Löwen hin
Vor seiner Grimhild Thüre! Dort mag sie begrüßen ihn.
Er hat nun, was er verdienet und also hat's auch sie.
Fürwahr, solch glücklich Jagen sah ich am Rheine nie!'
Der übermüthige Hagen, der that es, wie sie sprach,
Und legte den todten Helden vor seiner Frau Gemach.
Als Grimhild auf dem Lager vom Fieberschlaf erwacht,
Da fand sie sich alleine und um sich unheimlich Nacht;
Die Lichter brannten düster, entschlafen waren die Frau'n,
Da kehrte ihr Bewußtseyn und mit ihm ein kaltes Grau'n.
Sie faßte einen Leuchter und zu der Thüre lief,
Und wie sie diese geöffnet, lag Sigfrid da und schlief.
Sie warf sich zu ihm nieder, sie küßte ihn auf den Mund,
Und wie sie die Kälte fühlte, da sank sie um zur Stund,
Und lag da sonder Leben in übermächt'gem Schmerz;
Nie sollte mehr Freude kommen in ihr gebroch'nes Herz.
Die Frauen hörten das Fallen, sie rannten blaß heraus,
Da war die Königswohnung ein rechtes Jammerhaus.
Da schlug sie auf die Augen: „‚Bist du's, viellieber Mann?
Das hat gerathen Brunhild und Hagen hat's gethan.'"
Sie hob sein Haupt, das bleiche, mit ihrer weißen Hand,
Sie kannten alle den König vom Nibelungenland.
Nun brach ein Strom von Thränen aus Grimhilds Augen mild:
„‚Dein Helm ist unzerbrochen, und unverhau'n dein Schild,
Du bist gemeuchelmordet, o weh der herben Noth!
Und hätt' ich hier den Thäter, er müßte mir liegen todt.'"
Da rief der falsche Hagen, der neben Gunther stand:
„Nicht ist dein Mann gefallen von eines Helden Hand;
Wir jagten einen Eber, er fiel von dessen Zahn."
Da schaut ihn die bleiche Grimhild vernichtenden Blickes an,
Sie hob den Arm vom Todten und deutete auf ihn zu,
Und rief vor Allen grimmig: „‚Der Eber, der bist du!'"
Da sprach er unerschrocken: „Es ist, wie du gesagt,
Heut ist der Leu gefallen dem Eber auf der Jagd."
Da fluchte sie laut dem Mörder, die jammervolle Frau:
„‚Mögst du gefoltert irren, so weit der Himmel blau!
Mögst du ihn selber finden, den du mir gemacht, den Schmerz,
Und Habichte mögen zerreißen dein eidvergessen Herz.'"
Die Heiden gingen von dannen ihres Königs Saal,
Und saßen fröhlicher Dinge zum Becher und zum Mahl.
Man trug den großen Todten in Grimhilds Saal hinein,
Und schmückte die Leiche herrlich, da lag sie im Lampenschein,
Und um sie auf dem Boden da trau'rte es still und schwer,
Wie um die erlöschte Sonne die weinenden Sterne her.
Sie saß zu seinen Füßen, verstummet ohn' Unterlaß,
Schlug nicht die Hände zusammen, und weinte kein Aug' mehr naß,
Wie wenn die Erde im Winter, geronnen ihr warmes Blut,
Versunken in schweigend Sinnen, in Schnee begraben, ruht.

---

*496. Helgo und Sigrune.

Es ging die Magd Sigrunens am Abend zu Helgo's Grab;
Da hörte sie Spornen klirren und hörte Rossetrab.
Sie sagt es der Herrin eilig, die trat in's Dunkel hinaus,
Und sah geharnischte Mannen zu Pferd am Grabeshaus.

„Wer seid ihr, blutige Panzer? täuscht mich ein Bild der Nacht?
Was reiten heran die Todten? steht ihr zur Höllenschlacht?"
Da sprach der Hundingstödter: „„Dich täuscht kein Bild der Nacht;
Blutroth sind unsre Panzer, doch nicht zur Höllenschlacht.
Mich ließ der graue Odin noch einmal zurück nach Haus;
Komm, küsse Helgo's Wunden! ich rief dich, Herz, heraus.
Doch eh' der Hahn wird krähen, muß ich ob Berg und Hain
Schon an der Bifroßbrücke im Westen Walhall's seyn."" —
Sie traten an den Hügel: „Dein Kommen vertreibt mein Leid,
Wohl wußt' ich, du werdest denken der armen verlass'nen Maid.
Wie klaffen deine Wunden! wie ist dein Haar so roth!
Wie kalt sind deine Lippen! wie frühe warst du todt!"
„„Bin weit, du Traut, geritten, gar weit durch Schlamm und Eis;
Mir fielen Sigrunens Zähren auf's Herz wie Feuersweis."" —
Sie legten sich hin am Hügel und ruheten Arm in Arm,
Da wurde dem todten Helgo an ihrem Busen warm.
Da rief der erste Wächter: „As Helgo, nun ist es Zeit!"
Da wollte der Ase scheiden: „„Lieb Herz, ich muß noch weit,
Muß fort auf dem bleichen Wigblör, weit über die Sterne dort,
Noch ehe der Hahn gekrähet, auf glühenden Pfaden fort."" —
Sie drückt ihn an den Busen: „War lange, bis ich dich sah;
Bist ja in meinem Bette, bleib noch ein wenig da!" —
„„Nun,"" sprach er, „„mag man wohl staunen, nun traute ich deinen Leib
Und habe dich im Arme, ich Todter ein lebend Weib!"" —
Da ruft der zweite Wächter: „Der Hahn die Flügel schwingt!"
Da will der Ase scheiden, Sigrune ihn eng umschlingt:
„Laß, Buhle, mich mit dir fahren in Odin's Waffensaal!
Oft kämpfte ich ja mit Helden und schwing' den Männerstahl."
Da ruft der dritte Wächter: „As Helgo, der Hahn will krähn!"
Und vom Gebirge rauschet ein kühles Morgenwehn.
Sie saßen auf, die Reiter, er nahm sie zu sich auf's Roß,
Und ritten über die Haide zum alten Frankenschloß.
Es hörten es Sigmunds Wachen und faßten den Speer zur Hand,
Und sah'n, wie der bleiche Haufe am Himmel fern verschwand. *)

*) Dieses ganz nach dem Altnordischen gegebene Urbild aller Lenorensagen erhält hier noch mehr Bedeutung dadurch, daß es ausgemacht mythisch die nachts ruhende Sonne und der Mond ist. A. d. V.

497. Die drei Tellen und der Mönch.

Es ist eine alte Sage,
Die fällt mir jetzo ein,
Daß unsere Tellen schlafen
In einem hohlen Stein.

Da schlafen die drei Tellen
Als wie in ihrem Grab,
Und die weißen Bärte wachsen
Bis auf den Gurt herab.

Der letzte Abt von Muri
Geht in's Gebirg hinauf,
Und pocht am hohlen Steine,
Da geht die Thüre auf.

„Ich rufe euch zu Hilfe
Hinunter nach Luzern;
Da werfen um Aargau's Klöster
Die Würfel heut die Herr'n." —

Der Staufach kräust die Stirne:
„Wo dachtet ihr Zaubrer hin?
Habt lang dem Teufel gepfiffen,
Und flohet, als er erschien."

Der Melchthal ruft: „Ihr schufet
Fast nichts viel hundert Jahr;
Die Welt muß inne werden,
An wem der Fehler war."

Der Tell weist ihm die Thüre:
„Was geht euer Ding uns an?
Wer sich nicht selbst kann halten,
Den hat Gott fallen lan."

Georg Rapp,

geboren in Stuttgart am 14. September 1798. Sohn eines dortigen Bürgers. Der Eltern Armuth schien die Erfüllung seines Wunsches nach wissenschaftlicher Ausbildung unmöglich zu machen. Von seinem vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahre war er in den Kanzleien subalterner Beamter mit niederdrückenden Arbeiten beschäftigt, vermochte sich aber in seinen Freistunden wenigstens so viele Vorkenntnisse zu erwerben, daß er, bei günstigen Verhältnissen, im 22. Lebensjahre die Universität beziehen

konnte. Dort widmete er sich dem Studium der Theologie. Die Poesie war von früher Jugend an der Trost seines Lebens. Er lebt gegenwärtig, nachdem er nach einander die Pfarreien zu Oberurbach und zu Liebenzell verwaltet, als Pfarrer in Trossingen, in der würtembergischen Baar, einer Hochfläche zwischen der Schweiz und dem oberen Schwarzwalde, deren kräftige Bewohner die alte alemannische Vätersitte auf bemerkenswerthe Weise noch festhalten.

* * *

Dichterische Naturanschauung, zartes und reines Empfinden, Geschmack und technische Gewandtheit sind Rapp vorzüglich eigen. Kurze lyrische Ergüsse, kleine Lieder, idyllische und geschichtliche Bilder treten uns hauptsächlich aus dem Bereich seiner Muse entgegen. Er weiß sich in fremde Situationen zu versetzen und hier das Gefühl mit charakteristischer Aeußerung sich selber darstellen zu lassen. In seinem „Deutsche Ahnen" überschriebenen Cyklus von Romanzenbildern zeigt sich durchgehends eine glückliche Auffassung der geschichtlichen Momente und eine ehrenwerthe patriotische Gesinnung; nur sind diese Bilder großentheils zu skizzenhaft entworfen und zu wenig plastisch ausgeführt. Seinem epischen Gedicht „Die Dichterweihe" zollt die Kritik Anerkennung hinsichtlich des Wohlklanges der Ottaverimen, der schönen bilderreichen Diktion, der reinen Empfindungen, vermißt jedoch die volle „Begeisterung, die den Hörer mit hinreißt, ihn zum Zeugen der Begebenheit macht; Einbildungskraft, die fest gestaltet, deren Bildungen nicht in Nebel und Duft zerfließen, wenn sie den Boden berühren." Mehr inhaltsvolle Energie des Darzustellenden, mehr Interesse der Handlung, ausgeführtere Zeichnung und lebendigere Bewegung der Charaktere lassen übrigens seine in Aussicht stehenden vaterländischen Dichtungen „Irene" und „Adolf von Nassau" erwarten. Rapp widmet sich gegenwärtig zunächst der patriotischen und Volkspoesie und hat bereits Volksgeschichten unter dem Titel „Zeitbilder aus dem Volke" zum Druck vorbereitet.

Außer in Musenalmanachen und im Morgenblatt zerstreuten Gedichten sind von ihm erschienen:

Die Dichterweihe. Ein episches Gedicht in fünf Gesängen. Konstanz 1827.

Christuslieder. Passions- u. Ostergesänge. Stuttgart 1836.

Deutsche Ahnen in Romanzen aus Geschichte und Sage. Das. 1839.

Augustin's Konfessionen, übersetzt. Das. 1839.

Die erwecklichen Schriften des Märtyrers Hieronymus Savonarola, zur Belebung christlichen und kirchlichen Sinnes übertragen. Daselbst 1839.

---

498. Heinrich I.

Tiefe Glockentöne schweben
In die alte Kaiserstadt,
Deren Volk bedenkt mit Beben,
Was es jetzt verloren hat.
Von des Todes Hand geschlagen
Liegt des Reiches höchstes Gut.
Um sein Sterbebette klagen
Seine Fürsten ohne Muth.

„Höre deines Volkes Jammer,
Kaiser Konrad, unser Hort,
Tritt aus deiner Todtenkammer,
Schlage deine Feinde fort!
Aus der Städte Flammenscheine
Höhnet dich des Normanns Ruf;
Ueber dampfende Gebeine
Rennt des Ungars wilder Huf.

Diese festen Mauern spalten
Will des Sachsen wilde Hand,
Weil du ihm hast vorenthalten
Seine Ehre und sein Land!" —
Und die kalten Lippen beben
Auf des Kaisers Angesicht,
Und er öffnet nach dem Leben
Seiner müden Augen Licht.

„„Meinen Todtenschlummer wendet,
Vaterland, dein großer Harm.
Unversöhnt und unvollendet
Sänk' ich in des Richters Arm.
Rufet mir den Sachsenfürsten,
Herzog Heinrich soll heran;
Will er ewig Rache dürsten,
Aus dem Tode kommt sein Mann.""

Aus dem ritterlichen Kreise
Tritt der Unerkannte vor,
Nimmt den Helm vom Haupte leise,
Wirft den Handschuh dann empor:
„„„Ueber Gräber und Verwesung
Währt die Ehre und das Recht;
Daß dir werde dort Genesung,
Rechte mit mir wahr und echt!"""

Und der Kaiser hat, der bleiche,
Seine Krone angefaßt:
„„Schirme, Heinrich, meine Reiche,
Fest, wie du mich hast gehaßt.
Fröhlich steig' ich von dem Throne,
Weil ich ihn dem Starken bot."" —
Auf des Feindes Haupt die Krone
Legt der Kaiser und ist todt.

---

499. Irene.

Johannisnacht vom Himmel schaut,
Von Wald und Blumen eingesegnet.
Was ist ihr für ein Jammerlaut
Vor Hohenstaufens Berg begegnet?
Auf eine Bahre hingestreckt
Erscheint die Ruferin der Klagen,
Und läßt sich, von der Nacht bedeckt,
Auf banger Flucht zur Heimat tragen.

‚O Philipp *), König meiner Welt,
Du sanfter Schirmer meiner Reiche,
Da dich der Mörderstahl gefällt,
Fiel all dein Stamm von seinem Streiche.
Den du ersehntest fort und fort,
In meinem Mutterleib den Erben,
Schlug ungeboren schon dein Mord,
Ich fühle jammervoll ihn sterben.

*) Philipp wurde in Bamberg von Otto von Wittelsbach ermordet. Seine Gemahlin floh von der Altenburg bei Bamberg auf die Burg Hohenstaufen, wo sie ein todtes Kind gebar und bald nachher starb. Sie liegt in der alten Schloßkirche zu Lorch begraben, wo ihr Denkmal neben andern hohenstaufischen Grabmalen noch zu sehen ist.

Weh, bin ich deines Stammes Gruft,
Und war einst seine reichste Blume?
Es ist dein Geist, der mich beruft,
Ich ende schnell, gleich deinem Ruhme.
Hinauf, hinauf nur zieht es mich
Zu deinem stillen Friedensberge,
Als ob ich dort mein Herz an dich,
Wie einst im Hochzeitbette bärge!'

Sie tragen sie zum Brautgemach,
Sie windet sich im Todeskrampfe.
Da wird der Zukunft Geist ihr wach,
Und steigt prophetisch aus dem Kampfe:
,Du fällst, erhöhtes Kaiserschloß,
Auf deiner Söhne Haupt in Trümmern,
Wie meines Jugendleibes Sproß
Erstarb in meinem Wittwenwimmern.

Auf öder Haide spielt der Wind,
Wo einst die königlichen Ehren,
Doch ihre treue Spuren sind
Noch in der Nachwelt frommen Zähren.
Wenn unsre Herzen alle todt,
Beleben wir der Völker Herzen,
Daß sie bestehen alle Noth,
Wie wir bestanden unsre Schmerzen.' —

So endet sie den Schwanensang.
Da rollt ihr Wittwenschleier nieder
Von unsichtbarer Hand Umfang,
Und deckt die todterstarrten Glieder.
Und wie im Wetterstreich, erbebt
Die Burg in ihren festen Gründen;
Ein tiefer Klageton erhebt
Sich aus des Berges Felsenschlünden.

500. Die Staufengräber.

Was wecken sie den Abt von Lorch?
„Nach deiner Kirche geh und horch:
Es klingt heraus wie Todtenlieder,
Und Flammen steigen auf und nieder,
Erhellen in der Mitternacht
Der Bogenfenster alte Pracht."

Er lauscht, er betet still, er bebt,
Denn zu des Altars Stufen schwebt
Ein bleicher Jüngling, blutumfangen,
Der seufzet auf im Todesbangen;
Im Chor der Mönche Geisterkreis
Beklaget ihn so tief und leis.

Er ruft: „,Ihr Väter, kommt herauf
Und nehmet euren Letzten auf!'"
Da rauscht und klirrt es in den Grüften,
Die ihre Wappensteine lüften.
Gekrönte Häupter seh'n heraus:
„,Was willst du schon im Moderhaus?'"

„,Sie haben mich verscharrt in Schmach, *)
Es warf ihr Hohn mein Haupt mir nach.
Ob ich mich muthig ließ erschlagen,
Der Schande Grab kann ich nicht tragen.
Ich will mein königliches Grab,
Und deutsche Treu' will mit hinab!'"

Und aus des Sarkophages Nacht
Der Staufen Stammherr auferwacht;
Er öffnet weit die Vaterarme
Dem letzten Sohn im stillen Harme,
Der eilet weinend auf ihn zu,
Zu theilen seine Heldenruh.

Und lautes Weh zum Himmel ruft,
Dann schließt sich schweigend jede Gruft,
Und neigt der Abt vom Hochaltare
Den Leib des Herrn zur Heldenbahre,
Und bringt der Mönche Geisterton
Das Requiem dem letzten Sohn.

501. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Es wimmelt schwarz vom Hügel
Durch Rauch und Brand einher.
Die Flamme weht als Flügel
Falb um das Ungarheer.
Der Lech, er kommt gezogen
Voll Leichen, grimm und bleich,
Die soll er niederwogen
Dem Ungar in sein Reich.

O Augsburg, Augsburg, mitten
In ihrem Schlachtenruf!
Sie kommen angeritten,
Sie traben Huf an Huf;
Sie jagen Mähn' an Mähne,
Nach deiner Pracht gewandt,
Die Pfeile an der Sehne,
Die Fackeln in der Hand.

Der Kaiser Otto kümmert
Sich heut zum erstenmal,
Daß er im Stahle flimmert
Hinaus zur Todeswahl.

Verlierer und Bezwinger
Hat er ein Leid zum Lohn:
Der Räuberhorden Bringer
Ist sein empörter Sohn.

Drum klagest du so bange,
O alte Stadt, empor,
Im tiefen Orgelklange
Aus deinem Münsterchor.
Nur Einer unverzaget
Stellt sich noch ein für dich:
Als Licht im Dunkel taget
Dein Bischof Udalrich.

Er betet am Altare,
Er ringt, der Gottesmann,
Bis er von Gott erfahre,
Was dich erretten kann.
Dann hat er sich bewehret,
Das Kruzifix gefaßt:
„Jetzt hat er uns erhöret,
Der einst am Kreuz erblaßt!"

*) Die Leiche Konradin's und der mit ihm Hingerichteten wurde nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Auf seinem weißen Zelter,
In seiner Priestertracht,
So trägt er den Vergelter
Im Fluge nach der Schlacht.
Und seine Diakone,
Sie fliegen durch die Luft,
Mit dem Posaunentone,
Mit Fahn' und Weihrauchduft.

Da kommt der Herr geflossen
In jede Brust mit Macht,
Da hat er sich ergossen
Als Richter in die Schlacht;

Die Arme seiner Streiter
Mit seinem Arm berührt,
Und weiter, immer weiter
Sie in den Feind geführt.

Den haben sie gelichtet
Und abgehauen gar.
Er liegt umher geschichtet,
Zum Fraß der Rabenschaar.
Vor seines Sohnes Leiche
Der Kaiser Otto steht,
Da hoch aus seinem Reiche
Der Siegesjubel weht.

---

502. Des Fremdlings Tod.

Wo die Ströme siegend fliegen
Aus der starren Felsenhand,
Ihrem Ruf die Wälder stiegen
Und des Thales Blumenstrand;
Kommt der Fremde Sohn gezogen,
Zitternd auf das Schwert gebogen
Sinkt er vor der Felsenwand.

Welch ein Leid hat ihn getroffen,
Daß so jung er schon ergraut?
Welch ein Himmel war ihm offen,
Daß er so verlangend schaut?
Welch ein Groll hält ihn umfangen,
Daß er zürnt in sein Verlangen,
Mit dem Stahl die Erde haut?

„Was ich weiß, verzehrt mein Leben,
Was ich fühle, fernt den Tod,
Will des Blutes Wellen heben
Wie ein Meer vom Sturm bedroht.
Was ich schaue alle Tage,
Ist ein Bild der fernen Klage
Aus der Heimat Todesnoth.

Ach, an meines Volkes Zähre
Mahnt der Quelle Silberschein;
Gleich des Feindes Siegerheere
Starrt um mich der Tannenhain.
Wie mein Vaterland, verbluten
Dieser Abendröthe Gluthen,
Doch kein Morgen wartet sein.

Letzter Freund des Heimatlosen,
Heilig Schwert, du mahnest ihn
An der Heimat welke Rosen,
Die in deinem Blut erblühn.
Tief entehrt zum Bettelstabe,
Brich entzwei auf meinem Grabe,
Lehre meine Seele ziehn.“

Seine Klinge sinkt in Stücken,
Sein zerstörtes Herz es bricht.
Was erschallt vom Hügelrücken,
Steht vor ihm im Abendlicht?
Hirtin von dem Felsengrunde,
Starb das Lied auf deinem Munde?
Neigst bethränt dein Angesicht:

„„Bist du krank, ich will dich heilen,
Blickst so fromm, du fremder Mann,
Willst du beten, will es theilen,
Wie es meine Seele kann.
Wie die Lippen sich entfärben,
Willst du schlafen, ach und sterben
In des Elends Acht und Bann?““

Und den letzten Kampf bestehend,
Stirbt er, an ihr Herz gelehnt,
Mit der Sonne untergehend,
Doch getröstet und versöhnt.
Eines Menschenauges Segen,
Einer Menschenthräne Regen
Hat ihm Leid und Tod verschönt.

---

503. Die Braut vom Bergsee.

Musik erklingt zum Hochzeitschmaus,
Sie tanzen im erhellten Haus,
Und draußen trüb im Sternenlicht
Der junge Waidmann zu sich spricht:
„Ob Manche mir das Herz beklemmt,
Sie thun mir drinnen Alle fremd;
Ob Geig' und Flöte Alle freut,
Mir hat sie den Verdruß erneut.“

Da tritt zu ihm ein Mägdlein zart,
Gekleidet nicht nach Landesart;
Wie Silber fließet ihr Gewand,
Wie Gold ihr Haupthaar ohne Band,
Wie sanfte Wellen schwebt ihr Schritt:
‚Und willst du nicht zum Tanze mit?‘
So redet sie und blickt dazu
Dem Stern gleich aus der Himmelsruh.

Sie schwelgen in des Tanzes Lust,
Sie schmiegt sich leis an seine Brust,
Wie eine Blume, kaum erwacht,
An ihres Stammes Blättermacht.
Sie ruht ihm matt in seinem Arm,
Er führt sie weg vom Tänzerschwarm,
Er wiegt sie schaukelnd auf den Knie'n,
Doch scheu und bebend will sie fliehn.

Sie eilt zu Wald und Fels hinauf,
Er faßt sie sanft in ihrem Lauf.
Sie seufzt: ‚Der dunkle Vater droht,
In meinem Hause wohnt der Tod!
O blieb' ich Brust an Brust mit dir,
Und Beide liebend stürben wir!
Doch weh, mein Herz so wach und voll —
Und keine Seele lieben soll!‘

„Hier Büchs und Fänger mit mir spricht:
Wir fürchten Tod und Hölle nicht!“ —
‚Der Nix im See mein Vater dort,
Und Menschenliebe bringt mir Mord!
Die Morgenröthe trinkt mein Blut,
Bin ich bei ihm nicht in der Fluth.
Es tagt, es tagt! Nun sterben muß!
Den liebsten gib, den letzten Kuß!‘

Der Drossel froher Ton verhallt,
Und zornig braust der Tannenwald.
Im Halbkreis starrt die Felsenhöh,
In ihrem Kessel stürmt der See.

Und aus des Jünglings Armen reißt
Die bleiche Braut der greise Geist.
Er wirft sie donnernd in die Fluth,
Die blutig dann im Frühroth ruht.

Der Jäger sitzt am Wogenschein,
Und schaut mit starrem Haupt hinein.
Vom Gipfel sieht der Auerhahn,
Vom Schilf der Hirsch ihn sicher an.
Der See versiegt, der Wald verdorrt,
Der Jäger sitzet immerfort.
Dort harrt sein Geist bis diesen Tag,
Ob ihn die Braut erlösen mag.

*504. Das Fischerweib.

Vom weiten Waldgebirg bewacht,
Im leuchtenden Gewand,
Der See wacht auf um Mitternacht,
Vom Mondeslicht entbrannt.

Am Felsenrand das Fischerweib,
Sie späht so scharf, so lang;
Sie dehnt hinaus den schlanken Leib
In lockendem Gesang:

‚Des Herdes Flammen scheinen,
Es wartet dein das Mahl,
Längst schlafen deine Kleinen,
Komm heim zu deinem Thal!

Dein Lager ist bereitet,
Dein Tagewerk ist aus,
Der Mond am Himmel schreitet,
Komm heim zu deinem Haus!

Laß deine Segel wallen,
Dein Weib verlangt nach dir,
Ach, deinen Gruß mir schallen,
Komm heim, komm heim zu mir!‘

Kein weißes Segel prangt heran,
Und keines Ruders Fuß
Durchschreitet ihr den Wellenplan.
Was will der leise Gruß?

Dort, wo ein silberheller Stern
In lichte Wellen fällt,
Dort tönt es her so fern, so fern,
Wie aus der andern Welt:

„Was willst du mich erwecken,
Wie jetzt der Mond die Fluth,
Da mich die Wellen decken,
Und ich so tief geruht?

Was wollen deine Lieder,
Die mich so froh gemacht?
Ich kehre nie mehr wieder, —
O Liebe, gute Nacht!“

*505. Der Müller von Triberg.

Ueber den Berg hinab wirft sich der Fluß,
Siebenfach brechen die Felsen den Guß,
Dampfende Flammen wälzt er zusammen,
Wenn ihm das Morgenlicht bietet den Kuß.

Singender Nixen Hand über dem Stein
Greift in der Wasser Sturz spielend hinein,
Daß ihre Wellen liederreich schwellen,
Hell wie der Saiten melodische Reihn.

Droben der Knappe wallt über den Weg,
Dehnet sich lauschend vom schwankenden Steg:
„Jüngferlein sieben müssen mich lieben!
Blonde und braune wir fangen euch weg!“

Ueber der Felsenkluft ragenden Rand
Hat er die Wassermacht dämmend gebannt,
Wo ein Geschnatter nimmermehr satter
Räder und Spindeln ihm kecklich erstand.

„Ich bin der Müller hier, mein ist die Macht,
Nehmt meine Weisen ihr Schönen in Acht.
Bräutchen im Kranze kommet zum Tanze,
Klipp klapp, ich schlage den Takt dazu sacht.“

Lispelnd und kichernd schon kommt es heran,
Schelmische Augen durchspähen den Plan.
Doch aus der Spalte fähret der Alte,
Der ist ihr Vater und schnaubet sie an:

„Fort in die Felsen, dort sperr' ich euch ein!
Lüsterner Bube, dein Leben ist mein,
Du mußt hinunter! Tanze nur munter,
Denn deine Mühle tanzt hinter dir drein.“

Ueber der Fälle Wucht fliegt er zum Thal,
Gafft jeden Morgen zum stürzenden Strahl.
Fäuste geballte macht ihm der Alte,
Doch seine Töchter verschwanden zumal.

506. Pio Nono.

Der hohe Priester in der ew'gen Rom,
Er hatte lang in ihrem Schutt gelegen.
Jetzt hebt sich einer auf den Marmordom
Und breitet seine Arme aus zum Segen.

Es zieht hinaus aus seiner tiefen Brust
Ein Frühlingshauch in die verblühten Weiten;
Er ist ein Reich der Herrlichkeit und Lust,
Das heißt ihn seines Meisters Huld verbreiten.

Des Meeres Wogen und der Alpen Reihn
Durchfliegt der Segen aus dem reinen Herzen,
Er weiht die Welt für seine Liebe ein,
Er ruft sie plötzlich auf aus ihren Schmerzen.

Er ist der Freiheit heiliger Prophet,
Die sendet er mit sanften Engelschwingen;
Er bricht ihr Bahn mit Thränen und Gebet,
Sie soll Versöhnung allen Völkern bringen.

Die Himmlischen, sie haben ihn gesandt,
Nicht Menschenhände haben ihn geweihet.
Erblühet in dem Segen seiner Hand,
Entsündigt euch, indem ihr euch befreiet!

---

507. Deutsches Parlament.

Der Reichstag saß, bedecket
Von Kron und Fürstenhut;
Hat Hals an Hals gestrecket
Nach einem Bürger gut;
Und war ein finster Lauschen,
Als der Geringe sprach,
Da seiner Worte Rauschen
Hervor wie Donner brach.

Des armen Mönchleins Worte
Sind heute nicht verhallt,
Sie ziehn in jede Pforte
Mit eherner Gewalt:

„Ich war von euch nur Einer
Und hab' etwas vermocht;
Der Widersacher Keiner
Hat je mich unterjocht.

Jetzt stehet vor die Schranken
In Reihen Mann an Mann;
Jetzt zeiget ohne Wanken,
Was deutsche Treue kann;
Jetzt sprecht es aus zusammen,
Was euch im Herzen brennt!
Gott wird euch helfen, Amen,
Wenn ihr nicht anders könnt."

August Kopisch,

geboren zu Breslau am 26. Mai 1799, machte seine Gymnasialstudien daselbst unter dem trefflichen Humanisten und Aesthetiker Manso, bezog jedoch 1815, nachdem er sich schon frühzeitig in der Poesie versucht, die Kunstakademie zu Prag. Ein unglücklicher Sturz auf dem Eise, wodurch seine rechte Hand schwer verletzt wurde, hinderte seine volle technische Ausbildung in der Malerei. Zu Wien, wohin er sich nunmehr wandte, lernte Kopisch durch Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder kennen und liebte es, wie die serbischen Improvisatoren, Balladen und selbst größere Poesien im Kopf zu dichten und unaufgeschrieben vorzutragen. 1819 besuchte er seine Vaterstadt wieder, lebte dann drei Jahre in Dresden der Kunst und begab sich hierauf nach Italien. Im Umgange mit Donizetti, dem Lustspieldichter Camerano, seinem Freunde Platen u. A. verweilte er in Neapel bis 1828, „ganz dem Studium des Volkslebens, des Volkstheaters und der Volkspoesie" zugethan und einer seltenen Popularität sich erfreuend. Auf Capri entdeckte er vermöge seiner Fertigkeit im Schwimmen die berühmte „blaue Grotte" (grotta azurra). Seit 1828 lebt Kopisch in Berlin, als Professor titulirt seit 1844.

* * *

Eine entschiedene Originalität. Gefühl, Einbildungskraft, Anschauung und die Gabe, diese auch Andern anschaulich zu machen; ein wohlgeregelter und glatter Versbau, ein sicheres Urtheil, das für jede Dichtart auch den gehörigen Ton anschlägt, und vor Allem ein köstlicher Humor, gepaart mit einem frischen fröhlichen Sinn, treten uns eigenthümlich aus seinen Liedern entgegen. Allbekannt und gesungen ist sein Trinklied „Als Noah aus dem Kasten war" ꝛc. Mit ganz besonderem Glück hat er in seiner Sammlung von Gedichten „Allerlei Geister" altdeutsche Märchen von Elfen, Nixen, Gnomen, Kobolden und Spukgeistern aller Art aufzufassen und zu behandeln verstanden, in einer den volksthümlichen Stoff meistens scharf charakterisirenden Form des Komischen und anmuthig Burlesken, namentlich in den „Heinzelmännchen", — „Dennerbänkissen", — im „Hexenritt" u. a. m. Aber auch in Darstellung zarter und lieblicher Sagen bewährte Kopisch seine Meisterschaft, z. B. in „Wassergeist Nöck", — „Der unsichtbare Flöter", — „Klage der irischen Jungfrauen um die keusche Seinin" u. s. w. Seine metrische ungereimte Uebersetzung von Dante's „göttlicher Komödie" machen bei großer Treue besonders die beigegebenen Abhandlungen und Erläuterungen werthvoll. Sehr verdienstlich ist auch seine Sammlung italienischer Volkslieder „Agrumi". Seine „Entdeckung der blauen Grotte" findet sich in Alfred Reumont's Taschenbuch „Italia" (Jahrgang 1. 1838). Als eine treffliche Novelle von ihm wird „Ein Karnevalsfest auf Ischia" im „Archiv des Breslauer Kunstvereins" bezeichnet.

Von ihm sind im Druck erschienen:

Gedichte. Berlin 1836.

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri, metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltext mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register. In Einem Bande. Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. Das. 1837.

Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln; gesammelt und übersetzt. Das. 1838.

Allerlei Geister. Das. 1848.

Gelegenheitsgedichte; Novellen u. s. w.

---

508. Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noäh Opfer fein,
Und sprach: „„Ich will dir gnädig seyn,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt dir selbst die Gnaden aus.""

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Derweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht' ich armer, alter Mann
Ein anderweit Getränke han!" —

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „„Den sollt du pflegen sehr!""
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr':
Das macht ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Ein kluger Mann hieraus ersicht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

---

509. Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „„Der Feind? — Dahier!"" —
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" — „„Paris? — Dahier!"" —
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten seyn!"

---

510. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten . . . .
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, . . .
War all' sein Tagewerk . . . . bereits gemacht!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot, . . . das neue, vor!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil':
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken . . . .
Eh' sich's der Zimmermann versah . . .
Klapp, stand das ganze Haus . . . schon fertig da!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten,
Und eh' der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig seyn;
Warf hin das Zeug, und legte sich
Hin auf das Ohr, und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock . . . bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht:
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden all'!

O weh! nun sind sie alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig seyn,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken,
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

511. Die Oennerbänkissen.

Die Oennerbänkissen sind kleine Leut'
Und wohnten sonst vom Strande nicht weit
In grünen Dünen.
Sie kamen hervor, wenn das Wetter klar,
Bald sichtbar und bald unsichtbar,
In Sternennächten.
Sie plantschten und wuschen im Wässerlein
Und bleichten die Wäsche wie Schnee so rein,
Im Mondenscheine.
Man sah sie nicht kochen, doch blauen Rauch,
Und hört' im Berg' ihre Stimmchen auch,
Musik und Singen.
Oft klangen die Fideln und sang ein Chor:
Wipp, schlüpften sie aus dem Berg hervor
Zu Ringeltänzchen,
Und ringelten hin und ringelten her,
Als ob hier lustige Hochzeit wär,
Am grünen Strande.
Sie nannten den Himmel Tropfensaal
Und flohn vor dem Donner allzumal
Wie weggestoben! —
Im Winter, wenn frisches Eis im Teich,
So kamen sie auf Schlittschuhn gleich
Und schoben Kegel:
Purr! schurrte die Kugel, und fiel was um,
So blieb das kleine Volk nicht stumm,
Schrie: Alle Neune!
Die Kegel, die Kugel, die sah man dort,
Doch nicht die Leutchen, am selben Ort,
Nur Schlittschuhblinken.
Man sah das Blinken und Spurhingehn,
Manch' zierliche Eisfigur entstehn:
Die konnten Künste!
Fiel Einer und fiel sein Käppchen vom Kopf,
Da sah man liegen den armen Tropf
Und hört' ein Lachen!
Rings, rings klein' kleine Stapfen im Schnee;
Im Sommer tropfte der Thau vom Klee,
Worauf sie gingen!

Die Blümchen aber bogen sich kaum:
Sie traten auf so leicht wie ein Traum,
Mit Geisterfüßchen.
Sie buken Kuchen mit süßem Kern:
Da riefen die Kinder — sie aßen sie gern —
Gebt Kuchen, Kuchen!
Das Oennerbänkißchen Keiner sah;
Doch lag auf einmal ein Kuchen da
Mit süßem Kerne.
Auch Teller und Schüsselchen liehn sie aus
Zur Kindtauf' oder zum Hochzeitschmaus
Von blankem Golde:
Man ging nur und klopfte und fing davon an,
So schleppten die kleinen Leute schon an:
Man bracht's dann wieder
Und legt' ein kleines Geschenk dazu
Und drehte sich um, da verschwand's im Nu
Recht wie ein Wunder. —
Man sagt, um Mittag schlafen sie fest;
Da krochen einst hinein in ihr Nest
Zwei kleine Kinder,
Die fanden dort eine glitzernde Pracht,
Die Kammern von Edelstein gemacht
Und Betten von Seide.
Die fühlten sich an wie Flaum so weich:
Das Volk lag drauf wie im Himmelreich
Und schlief so selig!
Ihr König, der Alte, der schnarcht so fest,
Daß einer der Knaben sich locken läßt:
Nimmt einen Becher,
Und läuft mit dem Becher stracks hinaus,
Läuft und läuft, und kommt nach Haus
Und zeigt das Wunder.
Der Becher von Golde war so schön,
Die ganze Welt war drauf zu sehn
In bunten Spiegeln:
Man sah da hundert Fabelei'n,
Meermänner, Riesen, Nixen und Fei'n
Mit Feuerdrachen,

Und Ritterkampf und Ritterpreis
Und Liebeshistörchen tausendweis,
Ganz allerliebste!
Kurz, aller bunten Zeiten Lauf,
Ja selbst Unmögliches war darauf,
Schön wie Karfunkel.
Da gab's ein Kucken, ein Wenden und Drehn:
Ein Jeder wollte was Andres sehn
Und Alle sprachen:
Kind, wahre den Becher, der bringt dir Glück!
Nein! sprach das Kind: ich trag' ihn zurück
Zur grünen Düne;
Und lief schnurstracks in den Berg hinein
Und setzt' auf das Tischchen von Marmelstein
Ihn wieder nieder,
Und wollte davon in vollem Lauf:
Da wachten die Oennerbänkißchen auf
Und sahn das Kindchen:
Was laufst du liebehrlich Bübelein?
Weil' noch in unserm Hübelein,
Laß dir was schenken! —

Da gaben dem Kind sie tausendviel,
Zuletzt ein wunderlich Saitenspiel,
Das klang gar eigen!

Und als das Kind das Klimpern verstand,
Klimpimperten immer in seine Hand
Blitzblanke Thaler. —

Die Oennerbänkißchen sind wahrlich gut;
Doch leiden sie keinen Uebermuth
Von keinem Menschen;

Auch selbst im Spaß kein kleines Geneck:
Beim Spiel nahm Jemand ein Kegelchen weg
Und hielt's in die Höhe —

Da kam das Völkchen mit Zeterschrein
Und zwickte den langen Kerl in's Bein,
Da mußt' er's lassen.

Er wurde mit Kneifen fast abgepellt,
Bis er den Kegel genau gestellt,
Wie er gestanden!

Ein Andrer hört's, zieht Stiefeln an,
Damit ihn das Volk nicht kneifen kann,
Leibhohe Stiefeln.

Dem Manne gehörte das Stückchen Land,
Und nahm nun Spaten und Hacke zur Hand
Und wollte graben,

Will sehn, was da für Wirthschaft ist,
Ob man da wird Jud, Heid oder Christ? —
Er gräbt und hacket,

Und gräbt und hackt schon tiefer hinein —
Da klingt es hohl, da hört er schrein:
„O weh, o wehe!

Du hackst in's Dach, es fällt unser Haus,
Es fällt auf uns!“ — „„So geht heraus!““
Begann der Bauer.

„Mensch! gerne geht wohl Keiner heraus,
Wenn lang' er gewohnt in einem Haus“ —
Erklang's da wieder.

„Wir wohnten hier schon, eh man Haber gesät,
Wir wohnten hier schon, eh man Gras gemäht;
Laß uns mit Frieden! —

Wir wohnten hier schon, eh man Bier gebraut,
Wir wohnten hier schon, eh man Häuser gebaut;
Laß uns mit Frieden! —

Wir wohnten hier, eh ein Mensch noch kam
Und eine Rübe vom Felde nahm;
Laß uns mit Frieden!

Und hörst du nicht auf, du Uebermuth,
So sieh dich um! — Sieh zu, wie's thut
Sein Haus verlieren!
Ja, sieh dich um! Sieh zu, wie's thut!“ —
Da sieht er sein Haus in heller Gluth,
In lohen Flammen!
Vor Schrecken der Mann sich selbst nicht kennt
Und rennt und rennt, und rennt und rennt
Hinein zum Dorfe.
Ihm nach erklingt's: „Du Uebermuth,
Da sieh, wie's thut! Da sieh, wie's thut!“
Viel tausend Stimmchen.
Der Mann schreit Feuer im Dorf herum;
Doch Niemand kümmerte sich darum:
Die Bauern lachten.
Sie sprachen: Wir sehen nicht Rauch noch Schein;
Du kommst wohl eben vom süßen Wein?
Du bist betrunken!
Da sprach er: so muß ich löschen allein,
Und schöpft einen Eimer Wasser ein
Und läuft zum Hause.
Da kommt sein Weib aus dem Keller hervor, —
Plantsch! gießt er den Eimer ihr über's Ohr,
Sie auszulöschen,

Und schöpft auf's neu, Großmutter kommt,
Kein Reden hilft, kein Bitten frommt,
Er gießt's ihr über!

Er sieht allein die Flammen nur,
Begießt Tisch, Bett, Stuhl, Bank und Flur,
Stall, Küh' und Kälber,

Den Hund an der Kette, die Ziegen im Gras —
Das war für alle Leute ein Spaß
Im ganzen Dorfe!

Und endlich fing man den tollen Hans
Und begoß ihn selber; das war ein Tanz,
Nun ward ihm anders: —

Da stand und glotzt' und gaffte der Mann
Und sah das nasse Haus sich an
Und lachte selber.

Er merkte, das Feuer war Geistertrug,
Und dachte: das war nun Spaß genug,
Und ließ das Graben.

Und verkaufte das Geisteräckerchen gern,
Er gab's für ein Ei und drei Mandelkern'
Und mied die Düne.

Die Oennerbänkissen meiden sie auch,
Man sieht nur selten noch blauen Rauch,
Sie ziehn sich tiefer.

Es rumpelte so die eine Nacht,
Da, sagt man, haben sie weggebracht
Den Drachenkasten.

Noch hat man im Land ein eigen Lied,
Das sich auf der Geister Ziehn bezieht,
Die Kinder singen's;

Weiß Niemand, wer es die Kinder gelehrt,
Man glaubt, sie haben's am Strome gehört,
Dort in der Düne.

Es lautet: Welt, Welt, Welt entweich!
Zieht ein, zieht ein in's Niederreich,
Da blühn die Felder!

Da tobt nicht Krieg, nicht Sturm, nicht See,
Da thut der Winter mit Schnee nicht weh,
Da fließt's von Bächen!

Und Bäume wachsen und Früchte bunt,
So süß wie ein Kuß von Kindesmund,
Und Vöglein singen,

Und Hasen springen und Hirsche im Strauch,
Und Ringeltänzchen tanzen wir auch
Auf grünen Auen.

Was brauchen wir Sonn' und Mondenschein?
Uns leuchtet ja der Karfunkelstein
Allmächtig, prächtig. —

Nun trippelt und trappelt hinab, hinab!
Laß Keiner keine Nebelkapp
Im Winkel liegen!
Dies Liedlein, sagt man, sangen sie
Im Ziehn, doch ganz entwichen sie nie:
Es gibt noch welche,
Und manchmal kommt noch eins heraus
Und wohnt bei guten Leuten im Haus:
Sie thun viel Gutes.

512. Der Nöck.

(Nordische Sage.)

Es tönt des Nöcken Harfenschall:
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen;
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen
Und athmend horcht die Nachtigall! —

„O Nöck, was hilft das Singen dein?
Du kannst ja doch nicht selig seyn!
Wie kann dein Singen taugen?" —
Der Nöck erhebt die Augen:
Sieht an die Kleinen,
Beginnt zu weinen . . .
Und senkt sich in die Fluth hinein!

Da rauscht und braust der Wasserfall:
Hoch fliegt hinweg die Nachtigall!
Die Bäume heben mächtig
Die Häupter, grün und prächtig!
O weh, es haben
Die wilden Knaben
Den Nöck betrübt im Wasserfall!

„Komm wieder, Nöck, du singst so schön!
Wer singt, kann in den Himmel gehn!
Du wirst, mit deinem Klingen,
Zum Paradiese dringen!
O komm, es haben
Gescherzt die Knaben;
Komm wieder, Nöck, und singe schön!"

Da tönt des Nöcken Harfenschall
Und wieder steht der Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen;
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen
Und athmend horcht die Nachtigall!

Es spielt der Nöck und singt mit Macht
Von Meer und Erd' und Himmelspracht!
Mit Singen kann er lachen
Und selig weinen machen! —
Der Wald erbebet,
Die Sonn' entschwebet . . .
Er singt bis in die Sternennacht!

513. Der unsichtbare Flöter.

(Elbsage.)

„Es klingt so süß im Apfelbaum:
Wach auf, wach auf vom Mittagtraum!
Wie fallen auf dich der Blüthen so viel:
Sie löste der Flöter mit seinem Spiel,
Der Unsichtbare, der Frühlingsgeist,
Der Nachtigallen unterweist."

Da flattert hernieder der süße Klang
Und hinter ihm folget der Kinder Drang;
Auf dem Platz im Dorfe weilt er mehr,
Da ringeln die Kleinen um ihn her.
Jetzt scheint er mitten, nun wieder dort,
Es wechselt Alles mit ihm den Ort.

Und wo er hin flattert und wo er hin geht,
Kein Mensch auf den richtigen Füßen steht,
Das ganze Dorf es folgt dem Schall
Und jubelt und jauchzt allüberall,
Die Wassermühle stehet still:
Den holden Geist sie hören will.

Einst hatt' ihn Einer in's Haus gelockt,
Die süßeste Milch ihm eingebrockt:
Da spielt' er eine Weile schön,
Doch mußt' er am End' durch's Fenster gehn,
Biribitz, wie der Blitz die Scheiben hinaus!
Es sprangen die Fenster im ganzen Haus.

Er leidet niemals einen Zwang:
In der Stube wird ihm die Zeit zu lang;
Doch draußen, so weit der Himmel blau,
Spielt gern er den Hirten in Feld und Au.
Man sieht ihn nicht: es ist der Geist,
Der Nachtigallen unterweist.

514. Der Hexenritt.

In der Sommernacht
Der Knecht erwacht,
Da sieht er die Mägde geschäftig gehn,
Und mit Marei am Herde stehn;
Mit Salbe beklexen
Sich Besen die Hexen,
Dann geht es im Saus
Zum Schornstein hinaus.
Zieht eine fort,
So ist ihr Wort:

Flieg auf, flieg aus, flieg um, nicht an!
Mir nach, mir nach, wer's auch so kann!
Dann reitet die Hexe
Auf Besen-Gezäckse
Zum süßen Konnexe
Zum Gänsegeschleckse:
Hih, hoh, heh, heeh!
Hah, hih, hoh, heeh!
Durch die Lüfte geschwind
Wie der sausende Wind.

Jetzt meint der Knecht,
Das wär' mir recht!
Nimmt einen Stock und sucht im Rauch
Die Hexensalbe, und salbt ihn auch.
O welch Vergnügen
Ihr nach zu fliegen!
Die fang' ich im Tanz
Um den Kessel der Gans!
Im Zorn will er fort
Und spricht das Wort;
Allein anstatt „flieg um, nicht an“
Sagt „um und an“ der arme Mann.
Nun bleibt er nicht stecken;
Doch fliegt er zum Schrecken
(Er kann sich nicht decken)
An Mauern und Ecken:
Piff, paff, ho, heh!
Rumm, numm, weh, weh!
Mit dem Kopf an den Baum,
Ihm wird wie im Traum! —

Fort und fort,
Von Ort zu Ort,
Im Sturm an den Thurm, pirr! klirr! an die Fahn;
Er reißt in die Lüfte den Wetterhahn.
Schwirr! pirr! an die Mühle,
In's Flügelgewühle! —
Blautz! prallt er ab;
Der Kopf fliegt ab;
Doch er noch fest
Zum Geiernest
Fliegt an — da rupft und zupft ihn vorn,
Rechts, links und hinten Klau' und Dorn.
So wird er verschlissen,
Zu Faden zerrissen,
Heruntergeschmissen,
Es bleibt nicht ein Bissen! —
Ueber Stock und Block
Hin fliegt sein Stock
Ganz selig allein
Zum Hexenverein.

Dort fliegt er an,
An Weib und Mann,
Man flieht und flüchtet vor ihm her,
Stürzt, stolpert hin, die Kreuz und Quer.
Man kann sich nicht decken,
Es tanzet der Stecken,
Fliegt an und um
Im Kreis herum.
Das Zauberwort
Wirkt fort und fort.
Wupp wupp, wupp wupp, tipp tapp, tipp tapp!
Klitsch klatsch, klitsch klatsch, klipp klapp, klipp klapp!
Auch ist so erpicht er
Auf Hexengesichter
Und nimmer zerbricht er,
Bis fort das Gelichter,
Ha hih, ho heh!
Hih hoh, heh heh!
Bis Alles zerstäubt,
Und Nichts mehr bleibt.

Wie Schaum und Faum
Zerrinnt der Traum.
Von Neuem erwacht der gute Knecht
Und reibt die Augen und wacht erst recht:
Da scheint die Sonne,
O Freud', o Wonne,
Weg ist der Tanz,
Er fühlt sich ganz!
Und welch ein Spaß,
Er liegt im Gras;
Marei hat Essen ihm gebracht,
Klopft in die Hand und steht und lacht:
„Was muß ich ersehen?
Statt fleißig zu mähen,
Im Schlafe sich drehen,
In der Sonne sich bähen!“ —
Ha, hi, ho, hei,
Komm Hexe Marei!
Den Traum er vergißt
Und küßt und ißt.

---

515. Klage der irischen Jungfrauen um die schöne Seinin.

Ihr Jungfraun in den Bergen
Von Munster, löst das Haar,
Klagt um die schöne Seinin
Und bringt ihr Spenden dar! —

Sie badete im Strom sich,
Im Strome tief und klar,
Die schönste Königstochter,
Anmuthig — wunderbar.

Da lauschen junge Männer.
Als sie es ward gewahr,
Schnell barg sie unter'm Strom sich,
Eh' sie erröthet war! —

O klagt die schöne Seinin,
Streut Blumen Paar um Paar,
Der Strom hat sie bedecket,
Eh' sie erröthet war.

---

516. Der Kirchthurm in Keitum.

Man sagt: der Kirchthurm in Keitum
Hält nicht beständig und fällt bald um.
Geht einst das schönste Mädchen vorbei —
Dann fällt er; drum hütet sich Anne Marei
Und Christel und Ursel und Bärbel gar sehr,
Geht keine zu dem Kirchthurm her.
Es wär' ja Schade, er ist so schön!
Sollt' er durch sie zu Grunde gehn.
Auf Silt ist keine so lahm und krumm,
Sie schont den Kirchthurm in Keitum.
Die alte Hanne, mit scheelem Mund,
Die brächte man hin zu keiner Stund!
Der Nasenliese im Schlafgemach
Träumt gar, es kommt der Thurm ihr nach!
Das liegt ihr immer in dem Sinn,
Drum geht sie nimmer nach Keitum hin. —
So, denk' ich, wird er noch lange stehn,
Und eher die halbe Welt vergehn!

517. Der Schneiderjunge von Krippstedt.

(Nach alter handschriftlicher Notiz.)

In Krippstedt wies ein Schneiderjunge
Dem Bürgermeister einst die Zunge,
Es war im Jahr Eintausend siebenhundert.
Der Bürgermeister sehr sich wundert
Und find't es wider den Respekt,
Weshalb er in den Thurm ihn steckt.
Es war nach der Nachmittagpredigt,
Die Kirche noch nicht ganz erledigt,
Am heil'gen Trinitatis-Tag:
Da geschah auf einmal ein großer Schlag!
Es schlug, mit Gedonner, im Wettersturm
Der Blitz in denselben Sankt Niklasthurm.
Der Schreck durchfährt die ganze Stadt,
Die kaum sich vom Brand erhoben hat.
Was innen ist im Gotteshaus,
Das dringt mit aller Gewalt heraus;
Was außen ist, das will hinein! —
Da sieht man auf einmal Flammenschein
Von außen an des Thurmes Spitze,
Da rief man „Feuer! Wasser! Wo ist die Spritze?" —
— Die Spritze, ja, die ist dicht dabei,
Doch Kasten und Röhren sind entzwei! —
Wie saure Milch lauft Alles zusammen,
Man schreit und blickt auf die Feuerflammen.
Dazwischen — es war ein böser Tag —
Hallt mancher Donner- und Wetterschlag! —
Nun sammelt sich der Magistrat
Und Jeder weiß etwas und Keiner weiß Rath!
Der Bürgermeister, ein weiser Mann,
Sieht sich das Ding bedenklich an
Und spricht: hört mich, wir zwingen's nicht!
Der Thurm brennt nieder wie ein Licht.
Es kommt, wer hätte das gedacht sich,
Wie Anno sechzehnhundert achtzig!
Erst brennt der Thurm, die Kirche, die Stadt sodann,
Drum ist mein Rath: rett' Jeder, was er kann! —
Da laufen die Bürger; mit aller Kraft
Ein Jeder das Seine zusammenrafft.
Das ist ein Gerenne, wie fliegen die Zöpfe,
Wie stoßen zusammen die Puderköpfe!
Auf einmal — was krabbelt dort aus dem Loch
Am Thurm? — der Junge! — Nein! — und doch!
Er ist's, er klettert zu Thurmes Spitze —
Der Schlingel! — Er nimmt vom Kopf die Mütze,
Er schlägt auf das Feuer und — daß dich der Daus!
Er löscht es mit seiner Mütze aus!
Er tupft am ganzen Thurm umher,
Man sieht nicht eine Flamme mehr!
Und während Alle jubelnd schrein,
Schlüpft er von neuem in's Loch hinein.
Er scheut des Magistrates Wesen
Und sitzt, als wär' gar nichts gewesen. —
Das mehrt den Jubel, die Bürger alle
Rufen ihm „Vivat!" mit großem Schalle;
Der Bürgermeister aber spricht,
Indem sein großer Zorn sich bricht:
Holt ihn heraus, ich erzeig' ihm Ehr,
Und thu' für ihn zeitlebens mehr! —
„Da kommt er ganz rußig, der Knirps, der Zwerg!
Hoch lebe der kleine Liewenberg!" —
Der Bürgermeister sprach: Komm Junge,
Streck' noch einmal heraus die Zunge!
Ich leg' dir lauter Dukaten drauf!
So sperr' den Mund recht angelweit auf!
Nur immer mehr herausgereckt! —
Wir haben Alle vor dir Respekt!
Und morgen wird, daß nichts manquirt,
Die große Spritze hier probirt
Und, was entzwei ist, reparirt! —

---

518. Der große Krebs im Mohriner See.

(Volkssage.)

Die Stadt Mohrin hat immer Acht,
Kuckt in den See bei Tag und Nacht;
Kein gutes Christenkind erlebs,
Daß los sich reiß' der große Krebs!
Er ist im See mit Ketten geschlossen unten an,
Weil er dem ganzen Lande Verderben bringen kann!

Man sagt: er ist viel Meilen groß
Und wend't sich oft und, kommt er los,
So währt's nicht lang, er kommt an's Land,
Ihm leistet Keiner Widerstand;
Und weil das Rückwärtsgehen bei Krebsen alter Brauch,
So muß dann Alles mit ihm zurückegehen auch.

Das wird ein Rückwärtsgehen seyn!
Steckt Einer was in's Maul hinein,
So kehrt der Bissen, vor dem Kopf,
Zurück zum Teller und zum Topf!
Das Brod wird wieder zu Mehle, das Mehl wird wieder Korn —
Und Alles hat beim Gehen den Rücken dann nach vorn.

Der Balken löst sich aus dem Haus
Und rauscht als Baum zum Wald hinaus;
Der Baum kriecht wieder in den Keim,
Der Ziegelstein wird wieder Leim,
Der Ochse wird zum Kalbe, das Kalb geht nach der Kuh,
Die Kuh wird auch zum Kalbe, so geht es immerzu!

Zur Blume kehrt zurück das Wachs,
Das Hemd am Leibe wird zu Flachs,
Der Flachs wird wieder blauer Lein
Und kriecht dann in den Acker ein.
Man sagt, beim Bürgermeister zuerst die Noth beginnt,
Der wird vor allen Leuten zuerst ein Päppelkind.

Dann muß der edle Rath daran,
Der wohlgewitzte Schreiber dann;
Die erbgesessne Bürgerschaft
Verliert gemach die Bürgerkraft.
Der Rektor in der Schule wird wie ein Schülerlein,
Kurz Eines nach dem Andern wird Kind und dumm und klein.

Und Alles kehrt im Erdenschooß
Zurück zu Adams Erdenkloß.
Am längsten hält, was Flügel hat;
Doch wird zuletzt auch dieses matt,
Die Henne wird zum Küchlein, das Küchlein kriecht in's Ei,
Das schlägt der große Krebs dann mit seinem Schwanz entzwei.

Zum Glücke kommt's wohl nie so weit!
Noch blüht die Welt in Fröhlichkeit.
Die Obrigkeit hat wacker Acht,
Daß sich der Krebs nicht locker macht;
Auch für dies arme Liedchen wär' das ein schlechtes Glück:
Es lief' vom Mund der Leute in's Dintenfaß zurück.

Heinrich Heine

ist den 13. Dezember 1799 in Düsseldorf geboren. Sein Vater, der israelitische Kaufmann Samson Heine, privatisirte später und noch 1825 in Lüneburg; seine Mutter, eine geborne v. Geldern, war eine Christin. Zum Handel bestimmt und erzogen, war er eine Zeitlang in Hamburg kaufmännisch thätig, wendete sich aber bald aus innerem Drang den Wissenschaften zu, bezog die Universitäten zu Bonn, Berlin und Göttingen, wo er die Rechte studirte und namentlich auf letztgenannter Hochschule, „umgeben von Pedanterei und Rohheit, von steifem Zeremoniel der Professorengesellschaften und der Sittenlosigkeit des Studentenlebens sich seines Genius inne wurde"; promovirte daselbst als Doktor beider Rechte; trat am 28. Juni 1825 zum Christenthum über; lebte hierauf abwechselnd in Berlin, München und Hamburg; machte Reisen nach Italien und England, und wählte seit der großen weltgeschichtlichen Katastrophe in Frankreich im Jahr 1830 Paris zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte, den er, kürzere Sommerausflüge und eine Reise nach Hamburg 1844 abgerechnet, seitdem nicht wieder verlassen hat. Als im Jahr 1835 über das „Junge Deutschland" Strafe und Verbot seiner Literatur verhängt ward, traf ihn als Haupt dieser literarischen Genossenschaft ebenfalls das Bundesinterdikt, von dem er sich durch eine besondere Eingabe an den Bund zu lösen suchte. — Daß sich Heine, der mit so viel Stolz als Vorkämpfer europäischer Freiheit sich geberdende, an die Julidynastie verkaufen konnte, indem er seit 1840—47 einen Jahrgehalt von 4800 Franken aus dem Fond der geheimen Gelder bezog, rechtfertigt schlagend die ihm oft gemachten Vorwürfe der Gesinnungslosigkeit.

* * *

Heine kann als Stifter jener neuen Schule gelten, aus welcher die Poesie der Zerrissenheit und der völlig losgebundenen Subjektivität hervorging. Er wird (s. Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik, Sept. 1842 und März 1829), ungeachtet seiner gänzlichen Charakterlosigkeit, in der Geschichte unserer Literatur merkwürdig bleiben durch die in der That neue Wagniß, die Ironie in ihrem ganzen Umfange zum Organ der Poesie zu machen und durch die unleugbare Grazie seiner Behandlungsweise, mit welcher er die tiefstliegenden Stoffe nicht in die Poesie erhoben, doch ihr genähert hat, ferner, indem er vorzüglich auf die Zeit vermöge seiner Neuheit einen so großen Einfluß geübt hat, wie vielleicht in der ganzen neueren Lyrik außer Goethe und Uhland Niemand. — Heine stellt die Welt dar in ihrer modern übertünchten Gemeinheit, sein Herz von ihr verletzt und zerrissen, sich selbst hoch über beiden schwebend und mit dem Humor der Verzweiflung ihrer spottend. Die Freiheit und Kraft, mit der er die Verdorbenheit des Zeitalters und seine eigene Zerrissenheit schildert, die Naivetät des Lasters, die Offenherzigkeit der Schuld, der lächelnde Humor unsittlicher Leiden im leichtesten Gewande einschmeichelnder Formen haben einen Reiz, den man sich ungern gesteht. Aber mag auch die Zeit lebendig und wahr erscheinen in seinen Schöpfungen: dies Leben ist doch nicht das Leben der Liebe, diese Wahrheit ist nicht vollständig; denn die edlere Seite des Lebens ward, bei allem Sinn, den er dafür hat, doch nicht sein Eigenthum. Auch er ist ein Sohn seiner Zeit, aber er liebt seine Mutter nicht; er malt ihre Schwächen mit der halben Wahrheit des muthwilligen Zerrbildes, geistreich aber widerlich. So haben denn seine Dichtungen den Reiz scharfer Eigenheit und leichter Anmuth neben dem Mißgefühl des getrübten Ideals, und seine Kunst wird, wenn auch großartig, dennoch zur Manier. Manche haben bei Heine an Lord Byron erinnern wollen, gewiß zu seinem Nachtheil, denn wenn auch der Brite in der Lebensansicht ihm nahe stehen mag, so hat er doch unendlich mehr von der Welt gesehen und ergriffen, und ist, wenn auch nicht besser, doch unvergleichlich größer als er. —

Heine's lyrische Subjektivität ist — mit C. H. Weisse's Worten in den genannten Jahrbüchern, März 1835, Nr. 51 ff. — eine zwar unreine, durch bösartige, dämonische Elemente in sich selbst getrübte und zerrissene und in ihrem Streben irre geführte, aber durch die gewaltigste Intensität der Phantasie und des augenblicklichen Gefühlsausdrucks fast unwiderstehlich hinreißende. Er hat nicht nur für sich selbst seine, nicht der höheren künstlerischen Besonnenheit, sondern ganz nur dem unmittelbaren Gefühle und der ungezügelten Leidenschaft angehörende Dichtung, sondern er hat mit dieser zugleich unter einem Theile der Zeitgenossen die Ansicht von dem Wesen und der Bestimmung lyrischer Poesie überhaupt zu einer Spitze hinaufgetrieben, von der man bisher kaum noch eine Ahnung hatte. Und doch möchte diese Spitze in der That nur das Extrem seyn, auf das jene Ansicht, welche die Lyrik zur Naturpoesie macht, einseitig und ausschließlich verfolgt, zuletzt fast mit Nothwendigkeit hinführt. Die Lyrik hört auf diesem Gipfel, auf den sie Heine erhoben hat, ganz auf, Kunst zu seyn, in dem Sinne, da man die Kunst der Natur, als die Herrschaft, welche über die Natur der Geist ausübt, entgegen zu setzen pflegt. Zugleich mit ihrer Bedeutung als Kunst entäußert sie sich (was enger, als man gewöhnlich meint, damit zusammenhängt) aller und jeder Beziehung auf Religion, auf religiöse Sittlichkeit und auf dichterische philosophische Weltweisheit. Sie wird unmittelbarer Ausdruck der zufälligen Subjektivität des Einzelnen, wie sie ehemals der gleich unmittelbare, unfreie und naturnothwendige Ausdruck einer Volksindividualität und eines Volkslebens gewesen war. Ist das Individuum, welches sich in solcher Lyrik ausspricht, wie Heine es unstreitig ist, ein hochbegabtes und geniales, so wird die Kraft, der Zauber, mit dem sie unser Gemüth umstrickt, kein schwächerer seyn, als jener ist, den eigentliche Volksdichtung einerseits, wahrhafte Kunstlyrik andrerseits ausüben. Aber ob es einem Zeitalter, einem großen Volke zieme, sich von solchem Zauber umstricken, sich aus den goldenen Schalen der Dichtung statt des gesunden Kernes der Welt- und Völkerseele die wurmstichige Subjektivität eines Einzelnen, statt des reinen Nektars, der aus dem Brunnen eines besonnenen und edel gebildeten, sittlich-religiösen Künstlerbewußtseyns quillt, den Gifttrank der Leidenschaft darreichen zu lassen und darin sich zu berauschen, ist eine Frage, auf welche die Antwort wohl kaum zweifelhaft bleiben wird. —

G. Pfizer in der gründlichen Abhandlung „Heine's Schriften und Tendenz" (s. „Deutsche Vierteljahrsschrift", erstes Heft, 1838. Stuttg. u. Tüb.) charakterisirt ihn als Lyriker wie folgt:

— „Heine ist der Dichter der Dämmerungs- und Nachtseite des menschlichen Herzens; seine Poesien sind nicht durchleuchtet von dem holden, erfreulichen Licht des Tages, oder wenn sie einmal aus jenen trüben Regionen sich erheben zu wollen scheinen, so stürzen sie sich gleich wieder mit einem gellenden Schrei in jenes ihr heimatliches Element zurück. Er

fühlt sich zur Nacht hingezogen als zum wüsten, trüben Element trauriger und feindseliger, scheuer und wahnsinniger Gespenster, als zur Erzeugerin schadenfroher, neckender Irrlichter, als zur Stätte trostloser Verzweiflung; wilde phantastische Träume bevölkern sie und offenbaren alle Greuel und Zerrissenheiten, welche der Tag schamhaft verhehlte; Novalis empfindet und feiert die Nacht geistig; Heine gespenstisch. Toller, verworrener, nächtlicher Spuk ist eines der Hauptthemata von Heine's Buch der Lieder, die Traumbilder enthalten beinahe gar nichts Anderes. Heine besitzt für die Schilderung solchen Spuks ein außerordentliches Talent; die gespenstischen Gestalten tanzen in unerschöpflicher Fülle, in der buntesten Mannichfaltigkeit, in den tollsten Sprüngen und wahnsinnigsten Geberdungen aus seiner Phantasie hervor, etwa wie wir diese Gespensterwesen in Retzsch's Umrissen zu Faust in Gestalten gefaßt sehen; mit einem kurz hingeworfenen, kecken Zug schildert er eine Gestalt, eine Bewegung auf's anschaulichste, und auch die Darstellung und die Erregung der entsprechenden Empfindungen des unheimlichen Schauers, der wahnsinnigen Angst gelingt ihm nicht selten; aber er würde hierin mehr leisten und wirken, wenn es ihm selbst größerer Ernst wäre, wenn er etwas mehr an die Geschöpfe seiner Phantasie glaubte, in einer stärkeren poetischen Illusion dichtete rc. Heine glaubt nicht an sein Gespenstervolk — nicht einmal als Dichter, und er scheint ausdrücklich dem Verdacht begegnen zu wollen, als sei er eines solchen, unserer aufgeklärten Zeit übel anstehenden Glaubens irgend fähig; daher müssen sich seine Gespenster und Dämonen selbst verspotten, ironisiren, sich selbst dadurch poetisch vernichten und darthun, daß sie nur die willkürlich vom Dichter gewählten Bilder und Arabesken sind, deren er sich zu größerem Effekt bediente; nur die zufälligen Träger seiner poetischen Ideen, welche den Stempel ihres prekären Daseyns an der Stirne tragen. Auch waren es nicht, wie bei den Geistern und Gespenstern mancher anderer Dichter, tiefsinnige Ideen, welche durch solche gespenstische Visionen veranschaulicht werden sollten, sondern Heine zitirt sie hauptsächlich nur zu dem Behuf, den nächtlichen, verworrenen Tumult in seiner eigenen Seele, das Gemische und Gewühle wilder, schmerzlicher, wahnsinniger Gefühle und Gedanken zu versinnlichen, und in sofern tritt er mit allen seinen Gespenstern und Dämonen nicht aus dem Gebiet der subjektiven Lyrik hinaus. Das Gebiet der Romanze aber berührt er in einigen trefflichen Nachtbildern, wie z. B. in der Schilderung der zerrütteten Pfarrersfamilie (*Das Pfarrhaus*), und ohne Dazwischenkommen eines Gespenstes macht einen eben so erschütternden Eindruck die Schilderung vom verdrießlichen *Jägerhaus*. Zwar gehört dies Gedicht der *malenden* Gattung der Poesie an, welche wir im Allgemeinen nicht eben hoch stellen und billigen können, weil die Poesie, ihrem Begriff nach, als die *Zeit* erfüllende Kunst, im Gegensatz zur bildenden, den Raum erfüllenden, Fortschritt und Bewegung verlangt; es wäre aber gewiß Heine nicht schwer gewesen, mit einer leichten Wendung dem Gedicht die mangelnde Bewegung mitzutheilen und das Gemälde in Handlung zu versetzen. Vielleicht aber ist es doch Heine überhaupt von der Muse versagt, auch bei einer Fülle von Talent so leicht etwas ganz Vollendetes zu schaffen, und hindert ihn ein schadenfroher Dämon, an seine glücklichsten Kompositionen die letzte Hand zu legen, oder zwingt ihn gar, sie mit einem häßlichen Zug noch am Schluß zu vérunstalten? *)

Ein willkommenes Thema seiner Lieder ist für Heine das „wüste, nächtliche Meer", das er ebenfalls mit alten und neuen und modernisirten Göttern und Dämonen bevölkert, wie in den keck und ironisch-phantastischen Bildern der Nordsee rc. Auch die Liebe, der gewaltige Berauschungskelch der Poeten, versetzt Heine nicht in das lichte heitere Element des Aethers, auch sie bannt ihn in unheimliche, düstere Nacht, — es leuchtet ihm nicht die Sonne des Glücks, nicht der Mond der Sehnsucht oder der Erinnerung; nur gelbe und grüne Blitze zerreißen das Dunkel und zeigen auf den bitter zuckenden, fluchenden Mund, das blasse Antlitz eines Verzweifelnden, dem seine Geliebte treulos geworden u. s. w. Diese unglückliche Liebe ist das Thema von Heine's Liedern in unzähligen Variationen, und man kann weder seiner Liebe noch seinem Schmerz das Anerkenntniß poetischer Wahrheit und Stärke versagen, wenn schon man den Adel der Gesinnung in beiden vermißt, und behauptet werden muß: daß eine Liebe, welche ihr Unglück so zu Schandmünzen auf den geliebten Gegenstand ausprägt, sich selbst nicht sonderlich ehre, und ein so sich äußernder Schmerz für sich schon das Glück verwirke. Daneben finden sich freilich auch Lieder ganz reiner und fleckenloser Art, die, von den andern gesondert, einen köstlich duftenden Strauß von Poesie ausmachen würden; aber man muß bei ihnen, um sie recht genießen zu können, vergessen, daß der Dichter selbst seine Lieder vergiftet nennt; man darf nicht die Seele des Dichters mit ihnen identifiziren, und muß auf die Freude verzichten, die Einem bei andern Dichtern gegönnt ist: auf der Spur solcher schönen Lieder bis zu ihrer Geburtsstätte, zu dem reichen Gemüth des Schöpfers derselben, vorzudringen rc.

Gehen wir nun über zur näheren Charakterisirung von Heine's lyrischem Talent, so müssen wir ihm vor Allem eine außerordentliche Lebendigkeit, Beweglichkeit, Kraft und Gluth der Phantasie zuerkennen — und alles dies in um so höherem Grade, als man bei ihm zu dem Glauben berechtigt ist, die Phantasie vikarire in seiner Poesie ganz oder größtentheils für das Herz oder Gemüth, denn die Poesie kann, an sich neutral, den entgegengesetzten Prinzipien sich dienstbar machen, wie dies bei Heine wirklich der Fall ist; sie ist fromm in den Frommen und verkehrt in den Verkehrten. Die haben einen beschränkten Begriff von der Phantasie, die da glauben, sie liefere dem Dichter nur etwa neue Bilder, Einfälle, Anschauungen von Situationen, und die Erfindung von Verwicklungen; nein! die Phantasie schafft in dem Dichter, der mit ihr in hohem Grade begabt ist, ganze Stimmungen, Zustände, ja eine neue Individualität — versteht sich, nur auf einige Zeit! und am Ende behauptet immer wieder die reale Individualität ihre Ansprüche und rächt sich für die von ihrer Doppelgängerin ihr untergeschobenen allzu edlen und reinen Gefühle durch um so derbere, fatal kontrastirende Produktionen. Abgesehen aber von dem Spiritus rector, welchem Heine's Phan-

*) Heine's Manier, das hoch Pathetische mit dem Niedrigen und Gemeinen Hand in Hand gehen oder abwechseln zu lassen, so daß das Komische mit pathetischen Bildern, das tief Ergreifende mit trivialen Worten ausgedrückt wird, welche für den, der sich an Worte hält, einen lächerlichen Eindruck machen, so wie die zwischen dem Epischen und dem Epigrammatischen schweifende Reflexion in seinen Darstellungen lassen bei ihm die Romanze und Ballade nur selten zu wahrer nnd würdiger Gestaltung kommen. Kleine plastische Bilder nnd Gruppen in originellster Auffassung sind seine Stärke, und in diesen nähert er sich mitunter dem Goethe'schen Balladenstyl, z. B. in „*Die Wasserfee.*" Daß er im epischen Volksliede, ohne seine oft anwidernde Manier, Meisterhaftes hätte leisten können, beweisen Gedichte wie „*Die Grenadiere*", „*Die Wallfahrt nach Kevlaar,*" die wunderliebliche „*Bergidylle*" u. a. D. H.

tasie dienstbar ist, ganz für sich genommen, ist sie bewunderungswürdig und verdient das Aufsehen, das ihre ersten Flügelschläge erregten. Ganz ihrer Naturkraft vertrauend, ohne alle künstliche Vorbereitung und Präludien beginnt sie mit einemmal ihre Schätze zu offenbaren, wie ein Baum plötzlich die Fülle seiner Blüthen aufschließt; aber ihre Blüthen sind nicht, wie die des Baumes, gleichgestaltet und gleichfarbig; nur die Frische, der Glanz ist allen gemeinsam; bunt jedoch sind die Farben und mannichfaltig ihre Formen, verschieden ihr Duft. Dürfen wir das Bild noch weiter verfolgen, so möchten wir auch sagen: mehr noch wird das Auge von ihrer bunten Mannichfaltigkeit, von der schillernden und glühenden Farbenpracht angezogen und oft beinahe geblendet, als von ihren Düften der Geruch befriedigt und die Seele in einen träumerischen Taumel versetzt; wenigstens findet man nicht die reinen süßen Wohlgerüche der Reseden, Veilchen, Lilien oder Rosen heraus, sondern es ist eher ein narkotisches Gemenge, welches beinahe den Athem versetzt, und die Blumen warten nicht ab, bis man sich zu ihnen hinbeugt, sondern sie schwanken Einem keck und muthwillig, neckend und oft sogar wehe thuend und ritzend in's Gesicht. In je engerer Sphäre sich Heine's lyrische Poesie im Grund immer hält, um so erstaunlicher erscheint in diesem beschränkten Raum ihr Reichthum; aber seine Phantasie braucht auch nur einen Faden auszuwerfen, so zieht sie damit sogleich die entferntesten Gegenstände in ihr poetisches Netz und assimilirt sie sich auf wunderbare Weise; sie springt über alle Gesetze des Raumes, der Zeit und der Logik hinweg, und verwandelt die ganze Welt in ein bald lustiges, bald schauerliches Märchen. Heine's Lieder machten einen um so größeren Eindruck und gewannen ein um so zahlreicheres Publikum, als er sich ursprünglich gar nicht die Miene eines Dichters vom Fach gab, sondern mit vornehmer Gleichgültigkeit, wie ein Dilettant seine Poesien, kunstlose Erzeugnisse des Augenblicks, hinzuwerfen schien. Es war als wollte er den Wahn zerstören, das Dichten sei eine Kunst und müsse deßwegen auch gelernt seyn. Hatte Uhland in seinem Gedichte: „Freie Kunst“ sich gegen den Zunftzwang in der Poesie ausgesprochen, und Alle, „welchen Gesang gegeben“, zum Singen aufgefordert — was freilich von Vielen in allzu ausgedehntem Sinn verstanden wurde: so konnte Heine als vollkommene Autorität allen Naturalisten erscheinen, die auch nicht entfernt darauf Anspruch machen konnten, daß ihnen „Gesang gegeben“ sei, die nur etwa eine unglückliche Liebe gehabt hatten, oder die mit der Welt zürnten, oder die nur von vier Zeilen zwei reimen, oder die auch nur ungereimt schreiben konnten. Heine gefiel nämlich nicht blos den wirklich poetischen Gemüthern durch das wahrhaft Poetische in seinen Gedichten, sondern auch vielen im Grunde nicht oder wenig poetischen Lesern durch sonstige, eigentlich nicht poetische Bestandtheile seiner Gedichte. Jene erkannten das große poetische Vermögen und bewunderten die Kraft, auch wo sie die Verschwendung bedauerten und den Mißbrauch tadelten; unter den letztern dagegen fanden sowohl die Sentimentalen manche schöne, fromme Blume unter dem Unkraut, theils machten die Frivolen, die ennuyirten und blasirten Weltleute, an diesen Gedichten einen kostbaren, seltenen Fund wegen des hineingerührten Witzes, der Ironie, der Bosheit, des Unglaubens und der Sittenlosigkeit, die sich darin versteckten. Wie der Araber es an seinem Kameel rühmt, daß Alles von ihm zu brauchen und nützlich sei, so wurde Alles an Heine, freilich von Verschiedenen, als willkommen und förderlich aufgenommen. Den Halbgebildeten in der Poesie, den Roheren nämlich, erschien er beinahe als der Erlöser der von einigen Pedanten gefangen gehaltenen Muse; der esoterische Kultus, meinte man, werde durch ihn ein Gemeingut werden und die Aristokratie der Nachtigallen der Demokratie der plötzlich mit Gesang begabten Sperlinge weichen müssen. Die Nachlässigkeit und Ungenirtheit, womit Heine seine Lieder hinwarf, ohne auf Metrum und Reim besondere Sorgfalt zu verwenden, die Leichtigkeit, womit er die gewöhnlichsten Dinge in die Poesie hereinzog und zuweilen zur Poesie wirklich erhob, schienen nicht Wenigen das wahre Geheimniß der Poesie zu seyn, und sie lernten ihm treulich ab, wie er sich räusperte und spuckte. Weil Heine schöne Bilder und Empfindungen oft in nachlässige Verse kleidete, hielten sie schlechte Reime für den Schlüssel zur Poesie; weil sich bei Heine oft Unwürdiges in die sonst trefflichen Lieder einschlich, machten sie auf das Gemeine Jagd, und den die ächte Poesie tödtenden Witz hielten sie für ihr Lebensprinzip. Jeder, dem es spaßenhaft zu Muthe war, glaubte seine „Mission“ zum Dichter à la Heine in der Brust zu empfinden und begann sich damit zu legitimiren, daß er aus Heine's Gedichten unerhört stahl. Wenn seine Gedichte verloren gingen, man könnte sie beinahe wieder aus den ihm von seinen Schülern gestohlenen Fragmenten zusammensetzen, nur daß diese den Geist und die Poesie daraus geschieden haben. Offenbarte sich Heine's Dichterkraft darin, daß er selbst das Trivialste und Gemeinste oft wenigstens mit einem Schein und Anhauch von Poesie umkleidete, so wollten seine Nachtreter die Rohheit und die Poesie identifiziren, und glaubten lauter poetische Kolumbusse zu seyn, wenn sie ein Ei halb zerstoßend auf den Tisch stellten. Freilich kann man Heine nicht für die Fehler und Jämmerlichkeiten seiner Nachahmer verantwortlich machen, aber sie veranlassen uns doch, die Keime derselben bei ihm selbst aufzusuchen, und dies um so mehr, als er besonders in seinen späteren Gedichten häufig mit den fadesten und schlechtesten seiner Nachtreter zu wetteifern scheint.

Bei aller Virtuosität der Phantasie fehlt es Heine unsers Erachtens an dem Vermögen der Komposition im höhern Sinn; bei der poetischen Lust fehlt ihm, wir wollen gar nicht einmal sagen der sittliche, es fehlt ihm schon der künstlerische Ernst, der sich selbst bei den leichtesten und frivolsten Erzeugnissen in der sorgfältigen Ausarbeitung des Einzelnen, in der künstlerischen Abrundung des Ganzen, bei einem Anakreon wie bei einem Béranger beurkundet. So ziemlich als Regel gilt von Heine's Gedichten, daß die kürzesten die schönsten sind; so bald sie etwas ausgedehnter werden, so bald bemächtigt sich auch gleichsam ein feindseliger Dämon derselben und beschädigt und entstellt sie durch einen häßlichen Schluß; desinit in piscem mulier formosa superne; seine Phantasie ist nicht ein stetes Feuer, sondern eine rasch aufflackernde Flamme, die bald ermattet und an deren Stelle sich dann der kalte, boshaft züngelnde Witz, der feindselige Hohn drängt. Wir wollen nun die Güte der Poesie keineswegs mit der Elle messen, und ziehen ein kurzes und treffliches Gedicht einem langen mittelmäßigen bei weitem vor, ja wir achten die Kürze, die Prägnanz an sich schon für eine poetische Tugend; aber wir mißbilligen jene kokette Kürze, welche durch rasches Abbrechen, durch einen vielsagensollenden Gedankenstrich oder Ausrufungszeichen, durch gemachte kindische Einfachheit Effekt machen will. So sind Heine's meiste Gedichte nicht eigentliche Lieder, im angenommenen Sinne des Worts — Poesien, in welchen eine Empfindung sich rein und ruhig ausspricht und voll austönt — es sind jähe, oft ziemlich gottlose Stoßseufzer, Epi-

gramme der Leidenschaft. Man konnte anfangs hoffen, der Dichter werde später an die Stelle dieser kurzen Waaren ernstere und größere Kompositionen setzen; aber es zeigte sich, daß ihm dazu das Vermögen fehlte; über diesem poetisch-phantastischen Chaos schwebte kein ordnender, Licht, Klarheit und Ruhe schaffender Geist; die Poesie war für Heine kein Heilmittel der Seele, sondern nur ein neues Reizmittel heftiger und bitterer Empfindungen; eine wirkliche Einheit der Poesie und des Lebens suchte er nicht, — eine solche Einheit und Versöhnung, in welcher das Leben verklärt und geadelt wird; entweder löste er die Wirklichkeit zu einem Märchen, zu Schaum und Schein auf, oder, häufiger noch, er zog die Poesie zur nackten, gemeinen, mit Vorliebe durchwühlten Wirklichkeit herunter. Den Triumph des Schönen sah er nicht in seiner Durchdringung mit der Wahrheit und Sittlichkeit, sondern eher in seinem Sieg über diese Mächte; er zog den Kitzel der Rebellion dem Gefühl reiner, selbstbewußter Freiheit vor. Man hat seine Gedichte so hoch gepriesen, weil es auf einmal wieder nach so manchen verkünstelten und geschraubten, gelehrten und ängstlichen Poesieen, frische und kräftige poetische Naturlaute seien, aber dies ist falsch. Heine setzt sich allerdings über die Konvenienz hinweg; er läßt auch oft die unmittelbarste Poesie aus frischen Quellen springen; aber häufig, ja im Durchschnitt, ist seine Poesie nicht ursprüngliche Natur, vielmehr sind es die Naturlaute der Korruption, die wir darin vernehmen, welche allerdings die Mängel und Blößen des sittlichen Gesellschaftszustandes der Zeit oft mit grellen Lichtern beleuchten, aber keine Erhebung darüber beurkunden, ja sogar trotz aller scheinbaren Feindseligkeit und Erbitterung immer wieder mit ihnen liebäugeln.

Die Keckheit und Frechheit von Heine's Poesie zeigt sich bis in's Kleinste hinaus, oft glänzend, bestechend und frappirend, aber oft anwidernd. Oft anmuthig und höchst anschaulich sind seine originellen Wortbildungen, seine seltsamen, aber nicht selten treffenden Prädikate, seine hastigen Uebergänge und Sprünge; aber dies Alles wird durch Wiederholung etwas abschmeckend und durch Uebertreibung widerlich. Witz und Einbildungskraft sind sich nahe verwandt; sie bedingen sich zum Theil gegenseitig und fließen in einander über; in den Wirkungen eines poetischen Produkts verleugnet sich aber nicht, ob es von dieser oder von jenem eingegeben ist; was vom Witz stammt, überrascht im Augenblick und wird auf einmal verzehrt; was aus der Phantasie, gefällt und fesselt dauernd, es wird immer fort empfunden und genossen; der Witz ist vergänglich wie ein Feuerwerk; ist er verpufft, so bleiben nur Kohlen — der Kohlenstoff der Phantasie aber sind Diamanten. Der Witz schafft mit Absicht und Bewußtseyn, die Einbildungskraft dagegen ist mehr passiv und unbewußt, sie hat gleichsam einen bestimmten, unveränderlichen Typus der Weltanschauung, und da wo sie in hohem Grade vorhanden ist, wird sie fast ganz und gar identisch mit dem Wesen des Menschen, während der Witz sich selbst seine Gläser schleift, durch die er abwechselnd die Welt betrachtet. In Heine hat der Witz noch die Oberhand über die Einbildungskraft — daher jene seltsamen Uebertreibungen, jene unsinnigen, häufig mehr unklugen als phantastischen Verbindungen und Zusammensetzungen, jene zur stehenden Manier gewordenen Verschmelzungen von Sinnlichem und Geistigem, von Abstraktem und Konkretem, die gezwungenen, monströsen Bilder und Vergleichungen u. s. w.

In seiner besseren poetischen Periode hat Heine unleugbar einen großen Einfluß auf die jüngeren Poeten Deutschlands ausgeübt; er hat Viele in seine Manier hinein gezogen, und vielleicht noch Mehrere auf den Wahn gebracht, sie seien Dichter oder könnten es werden — Dichter nämlich gleichbedeutend mit Heineaner genommen. Andere, Geistesverwandte von Heine oder sonst ihm befreundet, oder von ihm erweckt, darunter wohl auch solche, die nicht einmal einen Vers in Heine's Manier machen konnten — freilich eine fast unglaubliche Ungeschicklichkeit! — und sich deßwegen auf Kritik verlegten, priesen mit schmetternden Trompetentönen Heine's Poesie als die einzig wahre und göttliche oder diabolische, was eigentlich gleichbedeutend seyn sollte. So ließen sich Viele von dem Beifallssturm, welcher Heine zum Theil nicht mit Unrecht empfing, der aber auch künstlich unterhalten und gesteigert wurde, mit fortreißen, und wir wollen nicht leugnen, obgleich uns die Proben noch nicht zu Gesicht gekommen sind, daß Heine's Poesie wirklich auch in Andern Poesie geweckt und erzeugt haben mag: geneigt aber sind wir, ihm ein anderes Verdienst zuzuerkennen, auf das er wohl zu bescheiden ist, Ansprüche zu machen, und an welchem er, seiner Absicht nach, unschuldig ist. Seine früheren Gedichte fielen in eine poetisch ziemlich laue und erschlaffte Zeit; die lebenden Dichter waren größtentheils verstummt, keine Vereine der Poeten zu gemeinsamen Unternehmungen bezeugten Kraft und Lust, es war eine verdrießliche Stille; da trat Heine auf und gab dem Interesse für Poesie einen neuen Impuls, der jedoch nicht ihm ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal vorzugsweise zu gut kam; das Publikum zeigte sich wieder empfänglich, ja begierig; die Poeten fühlten Lust in sich, mit dem Neuaufgetretenen zu wetteifern, poetische Almanache entstanden, die älteren Dichter, die schon einen gefeierten, aber fast ruhenden Namen hatten, verjüngten theils ihre Muse, theils ihre Popularität; Mancher, dem Heine's sprühende Phantasie, seine schäumende und farbenleuchtende Poesie wieder den poetischen Hunger gereizt, aber nicht befriedigt hatte, suchte sich jetzt wieder gesündere und kräftigere Nahrung bei andern Dichtern, so daß er, der alle Dichter zu verdunkeln sich schmeicheln mochte, und der nur Goethe's Superiorität anerkannte, d. h. „ihn beneidete“, wider seinen Willen dazu beitrug, sie in ein helleres Licht zu stellen; daß er, der als Diktator sich zu geberden Lust zeigte, eine Reaktion herbeiführte, die den von ihm Bedrohten oder Verachteten neuen Glanz verlieh.“ 2c. 2c. (Ebd. über den Prosastyl Heine's, S. 186 ff.).

Schriften:

Gedichte. Berlin 1822.

Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo. (Enth.: William Ratcliff. — Almansor.) Das. 1823.

Buch der Lieder. Hamburg 1827. 5. Aufl. 1844.

Reisebilder. 4 Thle. Das. 1826 ff. 2. Aufl. 1830 bis 34. 1. u. 2. Thl. 4. Aufl. 1840. 44.

Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland. 2 Thle. Paris 1833.

Französische Zustände. Hamburg 1833.

Der Salon. 2 Bde. Das. 1834—40.

Die romantische Schule. (Eine erweiterte Bearbeitung seiner „Geschichte der neueren schönen Literatur.“) Das. 1836.

Der Denunziant (gegen Menzel). Das. 1837.

Cervantes' Don Quixote de la Mancha, übersetzt, mit dem Leben des Dichters nach Viardot, und einer Einleitung. Mit 800 eingedruckten Holzschnitten und Vignetten nach Tony Johannot. 2 Bde. Stuttg. 1837—38.

Shakspeare's Mädchen und Frauen, mit Erläuterungen. (45 Porträts in Stahlstichen und $14^1/_2$ Bogen Text.) Paris und Leipzig 1839.

Der Schwabenspiegel. (Im Jahrbuch der Literatur. Hamb. 1839.)
Ueber L. Börne. Hamb. 1840.
Neue Gedichte. (Enth.: „Ein Wintermärchen".) Das. 1844.
Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. (Persiflage kommunistischer Ideen.) Das. 1847.

Außerdem hat er veröffentlicht:

Ueber die französische Bühne (s. Theaterrevue von Lewald, 3. Jahrg.).
Brief an den Bundestag, Paris, 28. Januar 1836. (Im Journal des Debats, Allg. Zeitung 1836. Nr. 41.)

---

519. Belsatzar.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben, in dem Königssaal,
Belsatzar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Gluth;
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovah's geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand'.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehovah! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!"

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand,
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und todtenblaß.

Die Knechteschaar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsatzar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

---

520. Die Wasserfee.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und setzt sich zu mir, am Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh'.
„Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!"

‚Ich preß' dich in meinen Armen
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bei dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt.'

„Der Mond scheint immer blasser
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und nasser,
Du schöne Wasserfee!"

‚Es wird nicht trüber und nasser;
Mein Aug' ist naß und trüb,
Weil, als ich stieg aus dem Wasser,
Ein Tropfen im Auge blieb.'

„Die Möven schrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See;
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du schöne Wasserfee!"

‚Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild,
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!'

---

521. Die Lorelei.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

522. Das einsame Jägerhaus.

Die Nacht ist feucht und stürmisch,
Der Himmel sternenleer;
Im Wald, unter rauschenden Bäumen,
Wandle ich schweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einsamen Jägerhaus;
Es soll mich nicht verlocken,
Dort sieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter sitzt ja
Im ledernen Lehnstuhl dort,
Unheimlich und starr, wie ein Steinbild,
Und spricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Försters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchse,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die schöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt sich des Vaters Dachs.

523. Das stille Pfarrhaus.

Der bleiche, herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

Die Mutter liest in der Bibel,
Der Sohn, der starret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergehn;
Nur wenn sie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben
Dort an der Kirchhofthür.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold, und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber seyn!

Sie hören pochen am Fenster,
Und seh'n eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

524. Bergidylle.

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.

In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Reich geschnitzt und wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurros'.

„Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis'.“

Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat sie mir schon anvertraut.

„Aber seit die Muhme todt ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort ist es gar zu schön.

Hier dagegen ist es einsam
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,
Die des Nachts geschäftig sind."

Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen
Und die alte Weise summt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!"

525. Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmälig farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Thürme sich zeigten
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländisch,
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathhaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn
Mit spiegelblanken Fenstern,
Stehn pyramidisch beschnittene Linden,
Und wandeln seidenrauschende Jungfraun,
Ein gülden Band um den schlanken Leib,
Die Blumengesichter sittsam umschlossen
Von schwarzen, sammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verscholl'nen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schritts,
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.

Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Wo melancholisch einsam
Unten am Fenster ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gelehnt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich armes vergessenes Kind!

So tief, so tief also
Verstecktest du dich vor mir,
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr hinauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte,
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Dein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?

526. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

1.

Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
‚Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?'

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh."

‚Steh auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz.'

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Köln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie singen Beide im Chore:
Gelobt sei'st du, Marie!

2.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil;
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete draus ein Herz:
‚Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.'

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Köllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch ist sie todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'!

Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt sei'st du, Marie!"

3.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein,
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahin gestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt sei'st du, Marie!

527. Das Liedchen von der Reue.

Herr Ulrich reitet im grünen Wald,
Die Blätter lustig rauschen.
Er sieht eine holde Mädchengestalt
Durch Baumeszweige lauschen.

Der Junker spricht: Wohl kenne ich
Dies blühende glühende Bildniß,
Verlockend stets umschwebt es mich
In Volksgewühl und Wildniß.

Zwei Röslein sind die Lippen dort,
Die lieblichen, die frischen,
Doch manches häßlich bittre Wort
Schleicht tückisch oft dazwischen.

Drum gleicht dies Mündlein gar genau
Den hübschen Rosenbüschen,
Wo gift'ge Schlangen wunderschlau
Im dunkeln Laube zischen.

Dort jenes Grübchen wunderlieb
In wunderlieben Wangen,
Das ist die Grube, worein mich trieb
Wahnsinniges Verlangen.

Dort seh' ich ein schönes Lockenhaar
Vom schönsten Köpfchen hangen;
Das sind die Netze wunderbar,
Womit mich der Böse gefangen.

Und jenes blaue Auge dort,
So klar wie stille Welle,
Das hielt ich für des Himmels Pfort',
Doch war's die Pfort' der Hölle.

Herr Ulrich reitet weiter im Wald,
Die Blätter rauschen schaurig,
Da sieht er von fern eine zweite Gestalt,
Die ist so bleich, so traurig.

Der Junker spricht: O Mutter dort,
Die mich so mütterlich liebte,
Der ich mit bösem Thun und Wort
Das Leben bitterlich trübte!

O könnt' ich dir trocknen die Augen naß
Mit der Gluth von meinen Schmerzen!
O könnt' ich dir röthen die Wangen blaß
Mit dem Blut aus meinem Herzen!

Und weiter reitet Herr Ulerich,
Im Wald beginnt es zu düstern,
Viel seltsame Stimmen regen sich,
Die Abendwinde flüstern.

Der Junker hört die Worte sein
Gar vielfach wiederklingen.
Das thaten die spöttischen Walvöglein,
Die zwitschern laut und singen.

Herr Ulrich singt ein hübsches Lied,
Das Liedchen von der Reue,
Und hat er zu Ende gesungen das Lied,
So singt er es wieder auf's Neue.

528. Don Ramiro.

„Donna Klara! Donna Klara!
Heißgeliebte langer Jahre,
Hast beschlossen mein Verderben,
Hast beschlossen ohn' Erbarmen.

Donna Klara! Donna Klara!
Ist doch süß die Lebensgabe!
Aber unten ist es grausig,
In dem dunkeln, kalten Grabe.

Donna Klara! Freu' dich, morgen
Wird Fernando, am Altare,
Dich als Ehgemahl begrüßen.
Wirst du mich zur Hochzeit laden?“

„„Don Ramiro! Don Ramiro!
Deine Worte treffen bitter,
Bitt'rer als der Spruch der Sterne,
Die da spotten meines Willens.

Don Ramiro! Don Ramiro!
Rüttle ab den dumpfen Trübsinn;
Mädchen gibt es viel auf Erden,
Aber uns hat Gott geschieden.

Don Ramiro! Ueberwinder
Vieler tausend Mohrenritter!
Ueberwinde nun dich selber, —
Komm auf meine Hochzeit, Lieber.““

„Donna Klara! Donna Klara!
Ja, ich schwör' es, ja ich komme!
Will mit dir den Reihen tanzen;
Gute Nacht, ich komme morgen.“

„„Gute Nacht!““ — das Fenster klirrte,
Seufzend stand Ramiro unten,
Stand noch lange wie versteinert;
Endlich schwand er fort im Dunkeln. —

Endlich auch, nach langem Ringen,
Muß die Nacht dem Tage weichen;
Wie ein bunter Blumengarten
Liegt Toledo ausgebreitet.

Prachtgebäude und Paläste
Schimmern hell im Glanz der Sonne,
Und der Kirchen hohe Kuppeln
Leuchten stattlich wie vergoldet.

Dumpfig und wie Bienensummen
Klingt der Glocken Festgeläute,
Lieblich steigen Betgesänge
Aus den frommen Gotteshäusern.

Aber dorten, siehe! siehe!
Dorten aus der Marktkapelle
Strömt die bunte Volkesmenge,
Im Gewimmel und Gedränge.

Blanke Ritter, schmucke Frauen,
Hofgesinde, festlich blinkend,
Und die hellen Glocken läuten,
Und die Orgel rauscht dazwischen.

Doch mit Ehrfurcht ausgewichen
Schreitet stolz das junge Ehpaar;
Donna Klara, schwarz verschleiert,
Don Fernando, waffenglänzend.

Tausend Augen schau'n nach ihnen,
Tausend frohe Stimmen rufen:
Heil Kastiliens Mädchensonne!
Heil Kastiliens Ritterblume!

Bis an Bräutigams Palastthor
Wälzet sich das Volksgewühle;
Dort beginnt die Hochzeitfeier,
Prunkend und nach alter Sitte.

Ritterspiel und frohe Tafel
Wechseln unter lautem Jubel;
Rauschend schnell entfliehn die Stunden,
Bis die Nacht herabgesunken.

Und zum Tanze sich versammeln
Dort im Saal die Hochzeitgäste;
Alle funkeln buntbeleuchtet
Von dem Lichterheer der Kerzen.

Don Fernando strahlt wie'n König
In dem güldnen Purpurmantel;
Klara, wie die junge Rose,
Blüht im weißen Brautgewande.

Auf erhobne Ehrensitze,
Rings von Dienerschaft umwoget,
Ließen sich die Beiden nieder,
Und sie tauschten süße Worte.

Und im Saale braust es dumpfig,
Wie ein Meer von Sturm beweget!
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„Doch warum, o schöne Herrin,
Sind gerichtet deine Blicke
Dorthin nach der Saalesecke?“
So verwundert sprach der Ritter.

„„Siehst du denn nicht, Don Fernando,
Dort den Mann im schwarzen Mantel?““
Und der Ritter lächelt freundlich:
„Ach! das ist ja nur ein Schatten.“

Doch es nähert sich der Schatten,
Und es war ein Mann im Mantel,
Und Ramiro schnell erkennend
Grüßt ihn Klara, gluthbefangen.

Und der Tanz hat schon begonnen,
Munter drehen sich die Tänzer;
Und der Boden dröhnt und zittert
Von dem rauschenden Getöse.

„„Wahrlich gerne, Don Ramiro,
Will ich dir zum Tanze folgen,
Doch im nächtlich schwarzen Mantel
Hättest du nicht kommen sollen.““

Mit durchbohrend stieren Augen
Schaut Ramiro auf die Holde,
Sie umschlingend spricht er düster:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

Und in's wilde Tanzgetümmel
Drängen sich die beiden Tänzer;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„„Sind ja schneeweiß deine Wangen!““
Flüstert Klara heimlich schauernd.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“
Schallet dumpf Ramiro's Stimme.

Und im Saal die Kerzen blinzeln
Durch das fluthende Gedränge;
Und die lauten Pauken wirbeln,
Und es schmettern die Trommeten.

„„Sind ja eiskalt deine Hände!““
Flüstert Klara, schauerzuckend.
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“ —
Und sie treiben fort im Strudel.

„„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!
Leichenduft ist ja dein Odem!““
Wie als Echo schallen heiser
Don Ramiro's grause Worte.

Und der Boden raucht und glühet,
Lustig fiedeln die Geiger;
Wie ein tolles Zauberweben
Schwindelt alles im Gekreisel.

„„Laß mich, laß mich! Don Ramiro!““
Wimmert's immer im Gewoge.
Immer schnarret hohl die Antwort:
„Sprachest ja, ich sollte kommen!“

„„Nun so geh in Gottes Namen!““
Klara rief's mit fester Stimme,
Und dies Wort war kaum entfahren,
Und verschwunden war Ramiro.

Klara starret, Tod im Antlitz,
Kalt umflirret, nachtumwoben;
Ohnmacht hat das lichte Bildniß
In ihr dunkles Reich gezogen.

Endlich weicht der Nebelschlummer,
Endlich schlägt sie auf die Wimper;
Aber Staunen will auf's neue
Ihre holden Augen schließen.

Denn derweil der Tanz begonnen,
War sie nicht vom Sitz gewichen,
Und sie sitzt noch bei dem Bräut'gam;
Und der Ritter sorgsam bittet:

„Sprich, was bleichen deine Wangen?
Sprich, was wird dein Aug' so dunkel? —“
„„Und Ramiro? — — —““ schaudert Klara,
Und Entsetzen lähmt die Zunge.

Doch mit tiefen, ernsten Falten
Furcht sich jetzt des Bräut'gams Stirne:
„Herrin, forsch' nicht blut'ge Kunde, —
Heute Mittag starb Ramiro.“

529. Die Wasserleute.

Wohl unter den Linden erklingt die Musik,
Da tanzen die Burschen und Mädel,
Da tanzen zwei, die Niemand kennt,
Sie schau'n so schlank und edel.

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Das Fräulein flüstert leise:

‚Mein schöner Junker, auf Eurem Hut
Schwankt eine Neckenlilie,
Die wächst nur tief im Meeresgrund —
Ihr stammt nicht aus Adams Familie.

Ihr seid der Wassermann, Ihr wollt
Verlocken des Dorfes Schönen.
Ich hab' Euch erkannt, beim ersten Blick,
An Euren fischgrätigen Zähnen.‘

Sie schweben auf, sie schweben ab,
In seltsam fremder Weise,
Sie lachen sich an, sie schütteln das Haupt,
Der Junker flüstert leise:

„Mein schönes Fräulein, sagt mir, warum
So eiskalt Eure Hand ist?
Sagt mir, warum so naß der Saum
An Eurem weißen Gewand ist?

Ich hab' Euch erkannt beim ersten Blick
An Eurem spöttischen Knixe —
Du bist kein irdisches Menschenkind,
Du bist mein Mühmchen, die Nixe.“

Die Geigen verstummen, der Tanz ist aus,
Es trennen sich höflich die Beiden.
Sie kennen sich leider viel zu gut,
Suchen sich jetzt zu vermeiden.

530. König Harald Harfagar.

Der König Harald Harfagar
Sitzt unten in Meeresgründen
Bei seiner schönen Wasserfee;
Die Jahre kommen und schwinden.

Von Nixenzauber gebannt und gefeit,
Er kann nicht leben, nicht sterben;
Zweihundert Jahre dauert schon
Sein seliges Verderben.

Des Königs Haupt liegt auf dem Schooß
Der holden Frau, und mit Schmachten
Schaut er nach ihren Augen empor;
Kann nicht genug sie betrachten.

Sein goldnes Haar ward silbergrau,
Es treten die Backenknochen
Gespenstisch hervor aus dem gelben Gesicht,
Der Leib ist welk und gebrochen.

Manchmal aus seinem Liebestraum
Wird er plötzlich aufgeschüttert,
Denn droben stürmt so wild die Fluth
Und das gläserne Schloß erzittert.

Manchmal ist ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Läßt traurig sie wieder fallen.

Manchmal ist ihm, als hört' er gar,
Wie die Schiffer singen hier oben,
Und den König Harald Harfagar
Im Heldenliede loben.

Der König stöhnt und schluchzt und weint
Alsdann aus Herzensgrunde.
Schnell beugt sich hinab die Wasserfee
Und küßt ihn mit lachendem Munde.

531. Vom Kaiser Rothbart.

(Aus: „Deutschland. Ein Wintermärchen. Geschrieben im Januar 1844.")

Ein feuchter Wind, ein kahles Land,
Die Chaise wackelt im Schlamme,
Doch singt es und klingt es in meinem Gemüth:
Sonne, du klagende Flamme!

Das ist der Schlußreim des alten Lieds,
Das oft meine Amme gesungen —
„Sonne, du klagende Flamme!" das hat
Wie Waldhornruf geklungen.

Es kommt im Lied ein Mörder vor,
Er lebt' in Lust und Freude;
Man findet ihn endlich im Walde gehenkt,
An einer grauen Weide.

Des Mörders Todesurtheil war
Genagelt am Weidenstamme;
Das haben die Rächer der Vehme gethan —
Sonne, du klagende Flamme!

Die Sonne war Kläger, sie hatte bewirkt,
Daß man den Mörder verdamme.
Ottilie hatte sterbend geschrien:
Sonne, du klagende Flamme!

Und denk' ich des Liedes, so denk' ich auch
Der Amme, der lieben Alten;
Ich sehe wieder ihr braunes Gesicht,
Mit allen Runzeln und Falten.

Sie war geboren im Münsterland,
Und wußte in großer Menge
Gespenstergeschichten, grausenhaft,
Und Märchen und Volksgesänge.

Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau
Von der Königstochter erzählte,
Die einsam auf der Haide saß
Und die goldenen Haare strählte.

Die Gänse mußte sie hüten dort
Als Gänsemagd, und trieb sie
Am Abend die Gänse wieder durch's Thor,
Gar traurig stehen blieb sie.

Denn angenagelt über dem Thor
Sah sie ein Roßhaupt ragen,
Das war der Kopf des armen Pferds,
Das sie in die Fremde getragen.

Die Königstochter seufzte tief:
O, Falada, daß du hangest!
Der Pferdekopf herunter rief:
O wehe! daß du gangest!

Die Königstochter seufzte tief:
Wenn das meine Mutter wüßte!
Der Pferdekopf herunter rief:
Ihr Herze brechen müßte!

Mit stockendem Athem horchte ich hin,
Wenn die Alte ernster und leiser
Zu sprechen begann und vom Rothbart sprach,
Von unserm heimlichen Kaiser.

Sie hat mir versichert, er sei nicht todt,
Wie da glauben die Gelehrten,
Er hause versteckt in einem Berg
Mit seinen Waffengefährten.

Kiffhäuser ist der Berg genannt,
Und drinnen ist eine Höhle;
Die Ampeln erhellen so geisterhaft
Die hochgewölbten Säle.

Ein Marstall ist der erste Saal,
Und dorten kann man sehen
Viel tausend Pferde, blank geschirrt,
Die an den Krippen stehen.

Sie sind gesattelt und gezäumt,
Jedoch von diesen Rossen
Kein einziges wiehert, kein einziges stampft,
Sind still, wie aus Eisen gegossen.

Im zweiten Saale, auf der Streu,
Sieht man Soldaten liegen,
Viel tausend Soldaten, bärtiges Volk,
Mit kriegerisch trotzigen Zügen.

Sie sind gerüstet von Kopf bis Fuß,
Doch alle diese Braven,
Sie rühren sich nicht, bewegen sich nicht,
Sie liegen fest und schlafen.

Hoch aufgestapelt im dritten Saal
Sind Schwerter, Streitäxte, Speere,
Harnische, Helme, von Silber und Stahl,
Altfränkische Feuergewehre.

Sehr wenig Kanonen, jedoch genug,
Um eine Trophäe zu bilden.
Hoch ragt daraus eine Fahne hervor,
Die Farbe ist schwarz-roth-gülden.

Der Kaiser bewohnt den vierten Saal.
Schon seit Jahrhunderten sitzt er
Auf steinernem Stuhl, am steinernen Tisch,
Das Haupt auf den Armen stützt er.

Sein Bart, der bis zur Erde wuchs,
Ist roth wie Feuerflammen,
Zuweilen zwinkert er mit dem Aug',
Zieht manchmal die Braunen zusammen.

Schläft er, oder denkt er nach?
Man kann's nicht genau ermitteln;
Doch wenn die rechte Stunde kommt,
Wird er gewaltig sich rütteln.

Die gute Fahne ergreift er dann
Und ruft: Zu Pferd'! zu Pferde!
Sein reisiges Volk erwacht und springt
Lautrasselnd empor von der Erde.

Ein Jeder schwingt sich auf sein Roß,
Das wiehert und stampft mit den Hufen!
Sie reiten hinaus in die klirrende Welt,
Und die Trompeten rufen.

Sie reiten gut, sie schlagen gut,
Sie haben ausgeschlafen.
Der Kaiser hält ein strenges Gericht,
Er will die Mörder bestrafen —

Die Mörder, die gemeuchelt einst
Die theure wundersame,
Goldlockige Jungfrau Germania — —
Sonne, du klagende Flamme!

Wohl Mancher, der sich geborgen geglaubt,
Und lachend auf seinem Schloß saß,
Er wird nicht entgehen dem rächenden Strang,
Dem Zorne Barbarossa's! — — —

Wie klingen sie lieblich, wie klingen sie süß,
Die Märchen der alten Amme!
Mein abergläubisches Herze jauchzt:
Sonne, du klagende Flamme!

532. Atta Troll und Junker Einohr.

(Aus „Atta Troll", Cap. X.)

Zwo Gestalten, wild und mürrisch,
Und auf allen Vieren rutschend,
Brechen Bahn sich durch den dunklen
Tannengrund, um Mitternacht.

Das ist Atta Troll, der Vater,
Und sein Söhnchen, Junker Einohr.
Wo der Wald sich dämmernd lichtet,
Bei dem Blutstein, stehn sie stille.

„Dieser Stein" — brummt Atta Troll —
„Ist der Altar, wo Druiden
In der Zeit des Aberglaubens
Menschenopfer abgeschlachtet.

O, der schauderhaften Greuel!
Denk' ich dran, sträubt sich das Haar
Auf dem Rücken mir. — Zur Ehre
Gottes wurde Blut vergossen!

Jetzt sind freilich aufgeklärter
Diese Menschen, und sie tödten
Nicht einander mehr aus Eifer
Für die himmlischen Int'ressen;

Nein, nicht mehr der fromme Wahn,
Nicht die Schwärmerei, nicht Tollheit,
Sondern Eigennutz und Selbstsucht
Treibt sie jetzt zu Mord und Todtschlag.

Nach den Gütern dieser Erde
Greifen Alle um die Wette,
Und das ist ein ew'ges Raufen,
Und ein Jeder stiehlt für sich!

Ja, das Erbe der Gesammtheit
Wird dem Einzelnen zur Beute,
Und von Rechten des Besitzes,
Spricht er dann, von Eigenthum!

Eigenthum! Recht des Besitzes!
O, des Diebstahls! o, der Lüge!
Solch Gemisch von List und Unsinn
Konnte nur der Mensch erfinden.

Keine Eigenthümer schuf
Die Natur; denn taschenlos,
Ohne Taschen in den Pelzen,
Kommen wir zur Welt, wir Alle.

Keinem von uns Allen wurden
Angeboren solche Säckchen
In dem äußern Leibesfelle,
Um den Diebstahl zu verbergen.

Nur der Mensch, das glatte Wesen,
Der mit fremder Wolle künstlich
Sich bekleidet, wußt' auch künstlich
Sich mit Taschen zu versorgen.

Eine Tasche! Unnatürlich
Ist sie wie das Eigenthum,
Wie die Rechte des Besitzes —
Taschendiebe sind die Menschen!

Glühend haff' ich sie! Vererben
Will ich dir, mein Sohn, den Haß.
Hier auf diesem Altar sollst du
Ew'gen Haß den Menschen schwören!

Sei der Todfeind jener argen
Unterdrücker, unversöhnlich
Bis an's Ende deiner Tage, —
Schwör' es, schwör' es hier, mein Sohn!"

Und der Jüngling schwur, wie ehmals
Hannibal. Der Mond beschien
Gräßlich gelb den alten Blutstein
Und die beiden Misanthropen. — —

---

533. Schneegespräch.

(Aus „Atta Troll", Cap. XVI.)

Schaust du diese Bergesgipfel
Aus der Fern', so strahlen sie,
Wie geschmückt mit Gold und Purpur,
Fürstlich stolz im Sonnenglanze.

Aber in der Nähe schwindet
Diese Pracht, und wie bei andern
Irdischen Erhabenheiten
Täuschten dich die Lichteffekte.

Was dir Gold und Purpur dünkte,
Ach, das ist nur eitel Schnee,
Eitel Schnee, der blöd und kläglich
In der Einsamkeit sich langweilt.

Oben in der Nähe hört' ich,
Wie der arme Schnee geknistert,
Und den fühllos kalten Winden
All' sein weißes Elend klagte.

„O wie langsam — seufzt' er — schleichen
In der Oede hier die Stunden!
Diese Stunden ohne Ende,
Wie gefror'ne Ewigkeiten!

O ich armer Schnee! O wär' ich,
Statt auf diese Bergeshöhen,
Wär' ich doch in's Thal gefallen,
In das Thal, wo Blumen blühen!

Hingeschmolzen wär' ich dann
Als ein Bächlein, und des Dorfes
Schönstes Mädchen wüsche lächelnd
Ihr Gesicht mit meiner Welle.

Ja, ich wär' vielleicht geschwommen
Bis in's Meer, wo ich zur Perle
Werden konnte, um am Ende
Eine Königskron' zu zieren!"

Als ich diese Reden hörte,
Sprach ich: „„Liebster Schnee, ich zweifle,
Daß im Thale solch ein glänzend
Schicksal dich erwartet hätte.

Tröste dich. Nur Wen'ge unten
Werden Perlen, und du fielest
Dort vielleicht in eine Pfütze,
Und ein Dreck wärst du geworden!""

---

534. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen;
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr,
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der Andere sprach: „„Das Lied ist aus;
Auch ich möcht' mit dir sterben:
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.""

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind!
Ich trage weit beſſ'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet der Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen:
Dann steig' ich gewappnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen."

Franz Freiherr von Gaudy,

am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren, war ein preußisches Soldatenkind. Sein Vater garnisonirte bald dort, bald in Soldin und andern kleinen Oertern, bis er als Gouverneur des Kronprinzen, des jetzigen Königs, nach Berlin berufen wurde. Seine Mutter war eine Gräfin Schmettow. Ein Generallieutenant v. Kleist, der Vater des damals schon verstorbenen Dichters Franz v. Kleist, hatte ihn über die Taufe gehalten, und nach diesem Poeten führte er seinen Vornamen. Der Knabe Franz wurde von seinen Lehrern als ein störrischer Trotzkopf bezeichnet, der selbst in der Umgebung preußischer Soldatennaturen auffiel, und der Vater mochte sich im Naturell des Sohnes an die Abstammung seiner Familie aus Schottland erinnert fühlen. Auf diese Heimat der Vorfahren im schottischen Hochlande und auf den Namen Craigmnie, den sie dort führten, that sich Gaudy eine Zeitlang etwas zu gut; er fügte anfangs diesen Namen dem seinigen bei. In Berlin schien der junge Thronfolger an dem noch jüngern Genossen ein Wohlgefallen zu finden, er duzte ihn und hielt mit ihm Waffenübungen.

Die thatenreiche Zeit des Aufstandes gegen den Welteroberer fand den Knaben Gaudy noch zu jung; als sein Vater Generalgouverneur von Sachsen wurde, kam Franz nach Schulpforta, wo er sich drei Jahre lang bis 1818 die gewohnte gelehrte und klassische Zwangsbildung erwarb. Der Jüngling Franz sollte erst die Rechte studiren, mußte sich jedoch plötzlich auf des Vaters Geheiß zur Fahne bekennen und trat als Grenadier in die Potsdamer Garde. Was er in kriegerischer Zeit mit Leidenschaft geworden wäre, ward er jetzt mit Unlust; er tauschte den Schulzwang mit dem Paradezwang und Gamaschendienst. Seine ersten poetischen Ergüsse waren Kinder des bitteren Unmuthes, Epigramme und Spottlieder, deren komischer Bombast oft kindisch genug ist. Nach und nach erst vertiefte sich sein Geist des Widerspruchs gegen die Formen der Welt; seine Stimmungen wechselten dann freilich zwischen schaler Gleichgültigkeit und krankhaftem Ungestüm. Seine militärischen Erlebnisse waren mitten im Frieden bunt genug. Sein Biograph (A. Mueller) spricht von Schulden, die eine Versetzung zur Linie zur Folge hatten. Breslau ward Jahre lang Gaudy's hauptsächlicher Aufenthalt; seine märkische Natur mochte sich im gesellig und gemüthlich aufgeregten Schlesien erst recht entfalten. Epigramme und Duelle, Liebeshändel und wieder Duelle wechselten in Scherz und Ernst, bis des Vaters Tod und die durch Veruntreuung von Seiten eines Sachwalters herbeigeführte plötzliche Verarmung der Familie eine düstere Färbung in Gaudy's Leben brachte. In Folge der angezettelten Händel saß der Lieutenant-Dichter wiederholt auf der Festung zu Kosel, zu Silberberg.

In der Muße dieser mehrfachen Gefangenschaft konnte der Dichter sich mehr als im Gamaschendienst seiner Muse widmen, d. h. er warf, wie er sich ausdrückt, „dem Teufel der Langenweile manches Dintenfaß an den Kopf." Unter dem Plack dieser romantischen Misere im preußischen Garnisonsleben gestaltete sich Gaudy's satyrische Lyrik und seine barocke Selbstbeschaulichkeit. Er lieferte damals ein Bild von sich, das ausführlicher und emsiger ist, als man sich selbst beäugeln darf. Die Feuerflamme, die seine Poetenstirn umflimmert, erscheint ihm selbst mehr als ein neckendes Irrlicht denn als die Pfingstweihe des Genius.

Der Jünger Jean Paul's und Heine's war fertig, und seine 1829 erschienene „Erato" trug noch die Spuren dieser Schülerschaft an sich. Im subjektiv lyrischen Erguß ward er sein trübes Ich nicht los, und diese Heinomanie, wie sie damals unter den märkischen Lyrikern wie Ferrand und anderen Genossen Gaudy's in Flor war, dieser Mangel an Selbstvergessenheit und Hingabe an die Welt ist nichts weniger als was er seyn sollte: demokratisch. Diese egoistischen, kalten Liebesfatalitäten in abge-

rissenen Versen wärmten sich an der rothen Nase, die sich beim Weinwirth schminkte. Dieses märkische Dichterleben blieb frostig und novemberhaft. Selbst in das dichterische Wanderleben schlich sich das Ennui, das die Poeten schmähten, aber nicht los wurden. „Wanderers Schreibtafel" nannte Gaudy seine lyrischen Verse aus den schlesischen Gebirgen. Wie anders lacht und weint in Eichendorff's, eines ächten Schlesiers, Liedern Lerchenjubel und Nachtigallenschlag! Will Gaudy einen Wasserfall besingen, so ärgern ihn die modischen Herren und Damen, die auch Touristen sind. Wo er auf die Reise gehen will mit seinen Gefühlen, schildert er erst den Postwagen mit Ekel und erspart uns keinen vorbereitenden Gedanken. Wo er endlich frei athmen, der Natur sich hingeben möchte, wird er unbedeutend und hat seine Stimmung verbraucht. Dazu kommt überall die empfindliche, kränklich gereizte Verwahrung gegen die Kritik, die all den märkischen Poeten doch selbst sehr tief im Leibe sitzt. Und wo wir endlich, wie in Romanzen- und Balladenstoffen, den Hippogryphen wirklich gesattelt zu finden hoffen, da reitet uns Gaudy zum Einleitungsgedicht den alten Gaul Schlendrian vor, den er uns als das Saumthier der germanischen Muse zuführt. (Die meisten seiner Romanzen und Erzählungen sind fremden Originalen nachgebildet und in seiner eigenen Manier ausgeprägt.)

Solche Trübherzigkeit kann sehr witzig seyn, wenn man dabei glänzende Waffen führt. Mit dem Sagenhaften und mit der Romantik bleibt aber der moderne Witz immer in Widerstreit. An der Ueberwindung dieses Widerstreites haben sich oft tüchtige Kräfte abgearbeitet. Gaudy hat in seiner subjektiv barocken Lyrik auch einige gelungene Lieder gegeben, aber es sind nur wenige. Kalter Wortwitz macht sich in der Lyrik nur trübe Späßchen. Sein „Geburtstag des Hagestolzen" wird immer zu den glücklichen deutschen Gedichten zählen. Dann und wann beweist er uns in kleinen derben Liedern, daß man auch in der idyllischen Empfindung witzig seyn kann, obschon Beranger's simple Grazie von ihm nie erreicht ist, weil er nicht so einfach empfand, nicht so tief und still die Harmlosigkeit des Kindes mitten in der Aufregung seiner Gedanken festhielt. Seine Aufregung zeigt uns immer erst den Stachel, mit welchem er sich reizt. Verse, die der Humor gibt, müssen singbar seyn. Sonst sind seine Epigramme gegen böswillige Kritiker, gegen die Zerrissenen und den Weltschmerz ziemlich nüchtern, sein Eifer und Geifer gegen Stammbäume und hergebrachte hohle Aristokratie oberflächlich, oder man müßte diese bissige Regung seiner Muse für kulturhistorisch wichtig nehmen, weil sich aus diesem Aufruhr eines wackeren Poetenherzens ergeben könnte, wie tief das Junkerthum in seiner Umgebung steckte.

Das Jahr 1830 war auch für den Stand der deutschen Interessen epochemachend; die Weltbewegungen zitterten in den Stimmungen der Gemüther nach. Für Gaudy brachte der polnische Aufstand eine äußere Wendung hervor; er kam mit seinem Regiment nach Posen. Die politischen Momente des Völkerlebens schienen aber weniger stark auf ihn zu wirken als die Cholera, die ihn befiel; er schrieb die humoristischen „Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen." Er beschäftigte sich mit polnischer Sprache und Literatur und übersetzte Verse von Mickiewicz, und von Niemcewicz die geschichtlichen Gesänge der Polen. Damit eröffnete sich sein treffliches Uebersetzertalent eine Reihe von Arbeiten. Drei Jahre darauf erhielt er endlich den schon früher vergeblich nachgesuchten Abschied: der Kronprinz von Preußen setzte ihn in den Stand, seiner Muse zu leben, und Gaudy entwickelte von nun an in Berlin, im Verkehr mit Chamisso, Alexis, Streckfuß, Kopisch, eine außerordentliche literarische Thätigkeit. Er gab in seinem „Desengaño", der umfassendsten seiner Novellen mit humoristischen Entremets, eine poetische Bekenntnißschrift, wie sie modernen Naturen in irgend einer Epoche der Entwicklung zum subjektiven Bedürfniß wird. Jeder hat irgendwie seinen Werther los werden wollen, und Gaudy schüttelte mit diesem Buche mit Jean Paulisch gefärbter Stimmung alles von sich, was als Enttäuschung und Lebensüberdruß am Herzen nagte. Für diese Regungen des inneren Zerwürfnisses mit Gott und Welt fand er kein erschöpfendes Wort in der deutschen Rede, und wählte dafür zum Titel des Buches jenen Ausdruck, mit welchem der Spanier seine Geisteskrankheit zu bezeichnen pflegt. Bücher dieser Art sind nur wichtig, wenn der Einzelne damit, wie weiland Goethe mit seinem Werther, das nervöse Leiden des Zeitalters trifft. Gaudy's Desengaño ist unbedeutend bei allem Aufwand von Geist, unerquicklich, weil hier der emphatische Schmerz des reflektirenden Poeten in seiner gesuchten und gestachelten Aufregung keine allgemeine Berechtigung hat ꝛc.

Ein heißer Drang nach dem Süden ist nordischen Naturen eigen. Gaudy hatte, wie er sich ausdrückt, eine quälende, an seinem Leben zehrende Sehnsucht nach dem gelobten Lande Italien. Er konnte zweimal diesem Reize nachgehen. Ein Ertrag seiner ersten Reise waren in drei Bänden sein „Römerzug" und das ergötzliche „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen", eine Parodie auf den Flohfänger und Lausewanzelius Nicolai. Nach seiner zweiten Reise schrieb er seine reizenden Skizzen, die er „Portogalli" nannte. Gaudy war als Novellist erfindungslos; Italien lieferte ihm auch für seine Novellistik erst die Stoffe. Daraus gingen vor allem seine „Venezianischen Erzählungen" hervor. Er hat diese Novelletten einem öffentlichen Erzähler an der Riva degli Schiavoni abgelauscht, und gibt sie zum Theil in der ruhmredigen Wundersucht des bettelstolzen Sohnes der Lagunen wieder. Es sind unter diesen Bildern mehrere kleine Meisterstücke deutscher Novellistik, und Gaudy's eigenthümlicher Werth als humoristischer Genremaler wird uns erst hier in seiner ganzen Bedeutung klar. In einigen dieser und auch anderer Novellenbilder, die heimischen Boden und heimische Menschen vorführen (pedantische Dorfpastoren, dürre, spitznasige, alte Fräulein, verstauchte Krautjunker, blöde, feiste, doppelsinnige Amtleute u. a., wie sie nur die getreue Satyre eines Genremalers mit niederländischer Kraft in Farben zu geben weiß) stehen wir auf dem besten Boden seines Talents, und ist zu bedauern, daß der Dichter nicht zur Komposition eines großen, umfassenden und ausdauernden komischen Romanes gelangte, da er in kleinen Schöpfungen so meisterhaft den Ton dazu traf.

Der Verkehr mit Chamisso und Streckfuß veranlaßte Gaudy zu einer Reihe von metrischen Arbeiten, die mit Recht geschätzt werden. Er übersetzte Robert Wace's altnormannischen „Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie", so wie die altfranzösischen Dichtungen von Clotilde Vallon-Chalys. Die Beranger'schen Lieder, die er zwei Jahre vor seinem Tode in freier Bearbeitung übertrug, sind so vollendet, als sich Beranger überhaupt wiedergeben, der natürliche Herzschlag eines Volkes in einer andern Zunge wiederholen läßt.

Und seine „Kaiserlieder?" — Diese sind allerdings unter Gaudy's metrischen Arbeiten die bedeutendste. Aber metrische Arbeiten sind noch keine Ge-

dichte. Wir sehen hier Gaudy mit mehr zusammengehaltener Kraft als sonst die großen Momente in Napoleon's Leben richtig hervorheben und ihre Bedeutung mit nicht geringem Aufwand von stolzer Sprache umschreiben und feiern. Aber diese Pracht ist leer; diese ganze Feier läßt kalt; ich vermisse die lebendig wärmende Seele der Dichtung. Die Gestalt Napoleon's läßt sich überhaupt nicht besingen, selbst von einem Franzosen nicht, oder es müßte denn ein Soldat von der alten Garde seyn. Die deutsche Muse, die sich an allem versucht, hat auch hier fehlgegriffen. Ich weiß, daß wir uns nicht so nationell beengen dürfen, um uns die Anerkennung von Napoleon's Weltbedeutung und Größe zu versagen. Der Historiker muß diesen Riesen begreifen, der Psycholog mag ihn uns enträthseln, selbst der Romandichter kann es sich zur Aufgabe machen, ihn in seiner Entwickelung zu belauschen. In den Arbeiten und Schöpfungen aller dieser hat die denkende Betrachtung Raum. Aber der Lyriker, der den Helden uns nicht in seinem Werden entwickeln kann, setzt seine Geltung für uns voraus; er will, indem er ihn besingt, ihn unserem Herzen zuführen, oder vielmehr ihn nur in unserer Empfindung aufrufen. Das kann man aber nicht mit allem Glanz der Beredsamkeit, nicht mit allem Pomp der Diktion, ist dieser Held nicht ohnedies schon für uns eine traute Gestalt. Und was den Aufwand von Kraft und Pracht in Gaudy's Kaiserballaden betrifft, so dünkt mich die kleinste von Bonaparte's Proklamationen an die große Armee doch um vieles mächtiger und ergreifender. Die Prosa hat hier alle schlagende Gewalt des Rhythmus, und die Macht der Wirklichkeit überragt hierbei alle Sprache des Reimdichters. Die Poesie, die der überwältigenden Größe der geschichtlichen That nachhinken will, sehe zu, wo und wie sie ihr Leben friste! Und ist denn deutsche Dichtkunst an Stoffen der Wirklichkeit so abgerissen, daß sie barfuß und mit zerfetztem Rock beim Welteroberer, der die Völker knechtete, betteln gehen muß? — Gaudy hatte den Plan, den Marschall Vorwärts in Balladen zu besingen. Diesen Plan gab er leider eben so auf, wie er den Entwurf zu einem Roman Georg Frundsberg wieder fallen ließ. Kann die deutsche Dichtung, die den nationalen Blücher besingen will, uns eigentlich wahrhaft Großes nicht vorführen, so soll sie sich wenigstens nicht die Füße wund laufen, um uns mit Gewalt einen weltgroßen Götzen herbeizuschleppen. Wo deutsche Dichtung nicht mehr groß seyn kann, sei sie wenigstens warm. Wir wollen denn doch jedenfalls in unsern Liedern, in Liedern, die man uns singt, um sie mitzusingen, den nationalen Herzschlag wiederfinden. Gaudy hätte von Beranger lernen sollen, was man nicht dichten soll. Man soll nicht dichten, was sich nicht dichten läßt.

Ich kann von Franz Gaudy mich nicht trennen, ohne noch einmal seines plötzlichen Todes zu gedenken. Zwei Jahre nach seiner zweiten italienischen Wanderung traf ihn, noch nicht volle 40 Jahre alt, in Berlin am 5. Februar 1840 ein Blutschlag. Er dachte nicht an Tod; er wurde überrascht. — (S. F. Gustav Kühne's Charakteristik Gaudy's in „Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung." 1845. Mai. S. 179 ff.)

Schriften:

Erato (Gedichte). Glogau 1829. Neue Ausgabe, Berlin 1836.
Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen. 1. u. 2. Aufl., Glogau 1832.
Jul. Urs. Niemcewicz' Geschichtliche Gesänge der Polen, metrisch bearbeitet. Lpz. 1833.
Schildsagen. (Mit 9 Wappen-Abbildungen.) Glogau 1834.
Korallen (Gedichte). Das. 1834.
Desengaño, Novelle. Leipzig 1834.
Kaiserlieder. Mit der Todtenmaske Napoleons. Das. 1835.
Robert Wace's, normännischen Dichters des 12. Jahrhunderts, Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, metrisch bearbeitet. Glogau 1835.
Mein Römerzug, Federzeichnungen. 3 Theile. Berlin 1836.
Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. — Die Lebensüberdrüssigen. Leipzig 1836.
Novelletten. Berlin 1837.
Lieder und Romanzen. Leipzig 1837.
Berlinisches Bilderbuch, herausgegeben. Mit 6 Stahlstichen und 2 Bogen Erklärungen in Gedichten. Berlin 1837.
Clotilde von Vallons-Chalys, Dichterin des 15. Jahrhunderts; Auswahl in freier Bearbeitung. Das. 1837.
Deutscher Musenalmanach, herausgegeben für 1838 (mit A. v. Chamisso) und für 1839. Lpz.
Venezianische Novellen. 2 Bde. Bunzlau 1838.
Beranger's Lieder, metrisch übersetzt (gemeinschaftlich mit A. v. Chamisso). Lpz. 1838.
Novellen und Skizzen. Berlin 1839.
Sämmtliche Werke, besorgt durch Arthur Mueller. 14 Bde., mit dem Porträt des Dichters. Das. 1844—47.
Gedichte, herausgeg. v. Arthur Mueller. Das. 1847.

---

535. Biwacht, 1813.

Auf dem nächt'gen Trauerschleier, längs des Himmels Dom entrollt,
Funkelt über fränk'schem Lager der Gestirne bleiches Gold,
Doch vor allen glänzt ein herrlich Sterngebild vom Firmament,
Das den Ruhm des großen Kaisers den besiegten Welten nennt.

Hündisch rissen feile Schmeichler, als des Helden Siegerglanz
Nacht umwoben, von dem Himmel jüngst geflochtnen Strahlenkranz,
Doch jetzt strahlt mit großem Namen noch der Stern in voller Pracht,
Himmelsleuchte den getreuen Kriegerschaaren in der Nacht.

Tiefes Schweigen deckt die Fläche. Heeres wogendes Gebraus
Summt in dumpfen Murmellauten allgemach ersterbend aus.
Waffenklirren, Kriegsvolks Eintritt, des Kommando's ernster Schall
Sind verstummt; der Scherz entbehret des Gelächters Wiederhall.

Von des Lagers ferner Grenze trägt der Schildwacht Feldgeschrei
Und der Runde Losungsworte lauen Westwinds Hauch herbei.
Aus dem Schlummer fährt der Krieger jählings auf; mit mattem Blick
Mustert er die öde Fläche, sinkt auf harten Pfühl zurück;

Hüllt sich fester in den Mantel und gedenkt des Traums entzückt,
Der ihn aus des Krieges Brandung an der Loire Strand entrückt.
Wiederfindens Bild umschwebte schmeichelnd seine Phantasie,
Hold umkränzt von Friedenspalmen. Wird es sich verkörpern? — Nie.

Biwachtfeuer sinkt in Kohlen, seit der Schläfer läss'ge Hand
Säumt die Flamme zu beleben, thürmend Holz zu neuem Brand.
Auf der Bajonette Spitzen, schnell verschränkt in lange Reih'n
Von den ruhenden Soldaten, zittert matt der Wiederschein.

Aber seht! dort flackert lustig auf kunstlosem Rasenherd
Noch ein prasselnd Feuer, fleißig mit des Kiehnes Spahn genährt.
Knisternd faßt die Flamme Garben, die des Landmanns Haus gedeckt,
Während sie nur langsam zögernd an dem Eichenpfosten leckt.

Ernste, bärt'ge Krieger ruhen um die Flamme dicht gereiht;
Daß der Krieg ihr Hauptbaar bleichte, zeugt das goldbetreßte Kleid,
Aber mehr noch als die Zierde der Chevrons verkünden laut
Tiefe Narben, wie die Männer mit des Kampfs Gewühl vertraut;

Wie des Todesengels Fittich ihre Stirn schon oft gestreift,
Als er blut'ge Ernte haltend durch die dichte Saat geschweift.
Seht dies Häuflein! Neben ihnen füllten die zerriss'nen Reih'n
Dreimal sich mit jüngern Kämpfern, dreimal standen sie allein.

Ueber ihre sehn'gen Glieder hat Ermüdung keine Macht;
Jünglings Wimper schließt der Schlummer, doch ihr greises Auge wacht,
Blitzend bei der Heldenthaten Kunde, wenn Erinnerung
Sie in ruhmgekrönte Jugend führt zurück mit raschem Schwung.

Auf des Silberkreuzes Fünf-Strahl, schaukelnd an blutrothem Band,
Blickt Sans-Peur mit hohem Stolze, wiegt es in der rauhen Hand:
Denkt ihr, Freunde, noch des Tages, wo nach Eckmühls Siegesschlacht
Vor dem Thor der kaiserlosen Kaiserstadt wir Halt gemacht?

Denkt ihr noch, wie durch die dünnen Reih'n der Feldherr langsam zog,
Und der Ruf: der Kaiser lebe! durch die Regimenter flog?
Schlicht im grünen Jägerkleide vor dem goldbeblechten Schwarm
Seiner Generale schritt er, hinterrücks gekreuzt den Arm.

Und die hellen Sonnenblicke maßen prüfend Mann für Mann,
Seiner treuen Bärenmützen starren, regungslosen Bann,
Gleich als forscht' er, welchen Braven wiederum der Tod entriß;
Denn uns alte Knaben kennt er Alle, glaubt mir's, und gewiß.

Meine Waffen präsentirend tret' ich aus dem Gliede vor,
Als der Kaiser naht dem Zuge. Lächelnd zupft er mich am Ohr.
„Murrkopf", fragt er, „sprich, was willst du?" — Und auf meinem Angesicht
Ruhte fest sein flammend Auge, — doch Sans-Peur erzittert nicht.

„Nun, mein Braver?" fragt er wieder. — Sire, verdient hab' ich das Kreuz. —
„Bei der Fahne wie viel Jahre dienst du?" — Sechzehn sind's bereits. —
„Sah ich bei den Pyramiden dich nicht schon?" — Wohl kämpft' ich da
In der sechsten Halbbrigade. — „Auch bei Lodi warst du?" — Ja. —

„Und das Kreuz?" — Gebührt seit Eckmühl mir. Auf Feindes Parapett
War der Dritte ich. — „Die Ersten?" — Fielen auf der Ehre Bett. —
„Heißt du nicht"—? Sans-Peur, mein Kaiser. — „Wohl, mein Wackrer. Kolonel,
Leiht mir Euer Kreuz; man lohnet so Verdienste nie zu schnell." —

Seht, dies Kreuz! mir hat's der Kaiser angesteckt mit eigner Hand.
Ha! wohl Keiner wüßte besser, welcher Brust gebührt das Band;
Und mich kannt' er — — doch genug schon. Reiche jetzt die Flasche mir,
Martineau; der Kaiser lebe! — Und erzähl', es ist an dir. —

Ich erzählen? Alles wißt ihr längst schon, ruft der Veteran,
Wallten wir ja doch gemeinsam zwanzig Jahr auf rauher Bahn.
Dich, Sans-Peur, dich kennt der Kaiser — und er drückt die Mütze sich
Tiefer in der Stirne Runzeln — Alle kennt er, kennt auch mich.

Ja, es war vor Mailands Mauern, wo ich, noch Rekrut, das Heer
Endlich traf. Im Siegesflug es zu ereilen ward mir schwer.
Welche Stadt mein Fuß berührte — die Armee, sie war schon weit,
Und von neu gekämpften Schlachten hört' ich nur verzehrt von Neid.

Nur auf neuer Siege Boten stieß ich, jagend nach Paris,
Und ich fluchte Frankreichs Feinde, der so schnell sich schlagen ließ.
Ja, ich bangte, vor Begierde glüh'nd nach Ehre, nach Gefahr,
Keinen Gegner mehr zu finden — nun, ich zählte neunzehn Jahr.

Wen'ge Tage bei der Fahne, und ich stand auf Lagers Wacht.
Ist mir's doch, als wär' es gestern. Taghell war die Herbstesnacht.
Vor den Reihen der Kanonen, goldbeglänzt im Mondesschein,
Wandelnd, prägt' ich meinem Geiste des Sergeanten Lehren ein.

Und ein Mann im grauen Rocke zieht des Weges keck einher,
Gradeswegs auf meinen Posten. Blitzschnell fäll' ich das Gewehr.
Halt! das Wort! — der Kleine weiß es. — Fort! hier führt kein Weg vorbei.
Hundert Schritt' von den Geschützen! Fort! mir ist der Dienst nicht neu! —

Doch der Graurock lächelt, spielend mit der Gerte in der Hand:
„Mich nimm aus, Kam'rad", so spricht er, „bin ich dir nicht wohlbekannt?"
Fort vom Park! ist meine Antwort; fort! ich sag's zum andern Mal;
Niemand darf hier geh'n, und wär' es selbst der kleine Korporal.

Und er ging — zu seinem Glücke, denn mein Hahn war schon gespannt.
Noch ein Wort, ich hätt' ihm meine erste Kugel zugesandt.
Wenig fehlt' — und Bonaparte hätte mein Gewehr erprobt:
Tags drauf ward bei der Parole Bürger Martineau belobt.

Manches Kriegesjahr entrollte. Martineau war längst Sergeant,
Als auf Walutina's Feldern er vor seinem Kaiser stand,
Als aus seinem rechten Arme Blut des Schneees Decke schmolz,
Doch die russische Standarte hielt er mit der Linken stolz.

„Ha! wir kennen uns schon lange. Noch aus jener Nacht, Soldat,
Wo der kleine Korporal dir auf verpöntem Pfad genaht.
Noch Sergeant?" — So ist's, mein Kaiser. — „Du empfängst das Epaulett!" —
Sire, das Schreiben — „Ah! du kritzelst besser mit dem Bajonett?

Gut, so sei des Adlers Wächter!" — Großen Dank, mein General.
Nicht Unwürd'gen, zeigen werd' ich's, ehrtest du durch deine Wahl.
Nur mit meinem Herzblut lass' ich von der Ehre heil'gem Pfand. —
Sollt' ich meinen doch, der Kukuk fiel nicht in die schlecht'ste Hand. —

Tausendfarb'ge Bilder gleiten so vorüber, wechselnd schnell,
An des Kriegers Geist, und eines Sternes Glanz verklärt sie hell:
Stern, an dessen Zauberscheine sich die Tapferen gesonnt
Unter den Oliven, unter eisbegrenztem Horizont.

Dschischehs Pyramidengipfel funkelten in seinem Strahl,
Er beleuchtete der Kön'ge Gräber im Eskurial,
Weltbeherrscherin beherrschend flammt' er über'm ew'gen Rom,
Ueber Saragoza's Trümmern, über Iwan's Riesendom.

Sie, die seinen Bahnen folgten, — Bahnen, denen Zeit und Raum
Sich besiegt zu beugen schienen, — dünkt es selbst oft nur ein Traum.
Sieg auf Sieg, auf Wunder Wunder; — ihre Zählung unterbricht
In der nimmermüden Krieger Mund der Sonne falbes Licht.

---

536. Das Orakel.

Die Mutter hält auf dem Schooße
Das Knäblein, zart und hold,
Lippen glüh'n ihm wie Rose,
Löckchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen
Heut bekommt sie's nicht satt;
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen
Um ihn gelitten hat.

„Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen
Um dich erduldet hab';
Ein Jahr, seit den Himmel im Herzen
Die Mutterbrust dir gab.

Wie so reizend entfaltet
Hast du, mein Knöspchen, dich.
Engel des Himmels, erhaltet,
Schützet ihn mildiglich!"

„„Herrin, wollt mir erlauben,"'
So flüstert jetzt die Magd,
„„Daß nach des Volkes Glauben
Das Schicksal werde befragt.

Laßt loosen das jahresalte
Knäblein am heutigen Tag;
Der Himmel gnädig walte,
Daß er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,
Den Apfel, das Thalerstück:
Ein Loos verkündet Uebel,
Zwei Loose verkünden Glück.

Roth bleibt er wie Apfels Bäckchen,
Wenn er die Frucht erkiest;
Nie fehlen die Thaler im Säckchen,
Wenn er das Silber erliest."'

„Und," fragt die Mutter bebend,
„Erwählt er das heilige Buch —?"
Die Magd spricht widerstrebend:
„„Dann wird ihm das Leichentuch."' —

„O nimmer, nimmer wage
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.
Dies hieße mit sündlicher Frage
Versuchen Gott den Herrn."

Die Magd trägt in die Kammer
Wohl die drei Loose zurück.
Die Bibel mit silberner Klammer,
Sie fesselt des Kindes Blick.

Zappelnd und ringend windet
Es sich von der Mutter Schooß,
Tappt in das Kämmerlein, findet
Das ernste Todesloos.

Am goldig gleißenden Schnitte
Erkennt er das Erbestück;
Mit kurzem, schwankendem Schritte
Bringt er's der Mutter zurück. —

Schon jetzt deine Thränen fließen?
Warte noch, Mutter, ein Jahr,
Dann magst du die bittern vergießen,
Dann wird das Orakel wahr.

---

537. Die Reiterin.

(Allegorische Romanze.)

Ich sah jüngst — es war im Traume —
Einen wunderseltnen Ritt:
Auf bejahrtem, steifem Klepper,
Welcher schleichend Schritt vor Schritt
Mit den Ranken, Dornen, Nesseln
Sich schwerfäll'gen Hufes stritt,
Saß ein Weib, das schlafend nickte
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Saß verkehrt doch gar die Donna,
In der Hand den Schwanz als Zaum,
Wankt' hinüber und herüber,
Murmelt' euch, doch wie im Traum.
Wen'ge Worte nur vernahm ich,
Die ich hört', verstand ich kaum,
Gab auch nicht drauf acht, und mustert'
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch Zeit meines Lebens
Nicht so farbigen Talar;
Grau nur gegen ihn bedünkte
Mich der Regenbogen gar,
Große Lappen, kleine Fetzen
Angestückt fast wunderbar:
Nun, der Himmel mag es wissen,
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen
Dieser Edelfrau Gestalt,
Zeigte gleich gebogner Nacken
Spuren von der Zeit Gewalt,

Hatte sie mit häm'schem Finger
Gleich manch Fältchen eingekrallt —
Immer ließ sich noch ermessen,
Daß die Frau mit Ehren alt.

Zu erwachen schien die Dame,
Leis' und schüchtern fragt' ich da:
Wenn nicht meine Ahnung lüget,
Seid Ihr Frau Germania? —
„Bis zu Achtzehnhundert neune
Ward ich so genannt. O ja."
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen.
Nennt mich Frau Etcätera."

Wie Ihr wollt. Doch edle Herrin,
Welchen fabelhaften Gaul
Reitet Ihr? So abgetrieben,
Buglahm, hinkend, träg und faul.
Seht — doch nein, Ihr könnt nicht sehen —
Im Moraste wühlt sein Maul;
Kommt nicht haarbreit von der Stelle,
Schafft ihn ab. Es ist ein Grau'l.

„Naseweiser Neurungsthümler,
Welch ein übermüth'ger Wahn
Treibt Euch, meinen Gaul zu lästern,
Dem ich herzlich zugethan?
Der mich schon seit grauen Jahren
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,
Der den ält'sten Stammbaum vorweist —
Ihn, den alten Schlendrian?"

---

538. Des Hagestolzen Geburtstag.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
'Ne theure Sippschaft! Was wird's seyn!
Die unfrankirten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Ist doch das leid'ge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Susannen fragen,
Was sie von dem Geschreibsel hält?

Was Tausend! Verse! — Das gesteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — Was seh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — spät —
Glück — Augenblick — in fernsten Tagen" —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Susannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält?

'S ist richtig. Zwei und sechzig Jahre
Sind's heut' — — ich dachte nicht daran,
Doch still davon. Kein Mensch erfahre
Ein Wort. Noch sieht man mir's nicht an.
Fest ist mein Schlaf, gesund mein Magen,
Wenn auch das Haar in's Graue fällt —
Ich will doch gleich Susannen fragen:
Wie alt mich wohl die Alte hält?

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent.
Dem Sohn der Schwester, meinem Pathen,
Muß ich doch manchmal ein Präsent —
Selbst will zur Post den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erst Susannen fragen:
Ob sie's nicht für Verschwendung hält?

Susanne ist ja sonst verständig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt sie nein, so wend' ich
Ein neu' Merinokleid daran.
Kein Mensch darf mich zu meistern wagen —
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Susannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was sie davon hält?

Mein Gimpel pfeift mit leisem Tone:
„God save the King", als wünscht' er Glück.
Das alte treue Thier, ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerstück.
Und Nachmittags nehm' ich 'nen Wagen
Vor's Thor — ja — nach dem Türk'schen Zelt —
Nur will ich erst Susannen fragen:
Ob heute sich das Wetter hält?

539. Glückspilz.

Glückspilz geht hinaus zu jagen,
Trifft kaum zwanzig Schritt' vom Herde
Einen Hirsch. Flugs angeschlagen —
Paff! das Wild stürzt todt zur Erde;

Doch das Blei fliegt durch's Gesträuche,
Schlägt 'nen Fuchs todt auf der Stelle,
Und zuletzt im nahen Teiche
Noch 'ne schöne Lachsforelle.

Glückspilz schlägt die beiden Hände
Ueber'n Kopf zusammen, stutzend,
Und hascht dergestalt am Ende
Feister Lerchen noch zwei Dutzend.

Glückspilz, auf der Schule lässig,
Rückt verwegen in's Examen.
Zwar sein Wissen ist nur mäßig,
Doch ihn schirmen alte Damen.

Mit des Präsidenten Nichte
War Freund Glückspilz längst versprochen.
Angestellt bei dem Gerichte,
Freit er schon nach wenig Wochen.

Onkel starben schnell und Pathen,
Leute wie gemacht zum Sterben,
Hunderttausend Randdukaten
Muß zum mind'sten Glückspilz erben.

Schon nach einem halben Jährchen
Kommt die Frau Gemahlin nieder
Mit 'nem drallen Zwillingspärchen —
Glück und Glück, und immer wieder!

Glückspilz folgert: Wenn die Kinder
Schon so kinderleicht mir werden,
Müssen Bücher doch noch minder
Zeit mir rauben und Beschwerden.

Und er legt sich rasch auf's Dichten,
Schreibet Verse kurz' und lange —
Will er nur auf Geld verzichten,
Vor'm Verlag ist mir nicht bange.

Autor spricht nie zum Verstande,
Nur vom Herzen stets zum Herzen,
Und so wagt im ganzen Bande
Die Zensur kein Wort zu merzen.

Selbst der Setzer ist ein Engel,
Und aus einer deutschen Presse
Wandert ohne Fehl und Mängel
(Fabel scheint's) das Buch zur Messe.

Glückspilz selbst wird nun betroffen,
Banget vor der List des Bösen.
Nur ein Mittel noch bleibt offen,
Seines Glückes Fluch zu lösen.

Schick' nach Stuttgart deine Lieder! —
Und ein nettes Lorbeerkränzel
(Solch' ein Glückspilz lebt nicht wieder)
Flicht sogar ihm Wolfgang Menzel!

540. Stephan von Gumpenberg.

Am Neckarufer lagert bei Eßling Friedrichs Heer;
Das war aus Oestreichs Marken zu Streit gezogen her.
Fürst Ludewig von Baiern, der Gegenkönig hat
Gegründet gegenüber der Zelte Wanderstadt.

Kühn ficht der Oesterreicher für seinen Landesherrn,
Doch mit des Herrschers Banner zieht auch der Baier gern.
Wohl muth'ge Kämpen zählet der Fürst von Oesterreich,
Doch ist die Zahl der Wackern auf Baierns Seite gleich.

Der Streit gilt Deutschlands Krone. Ob Friedrich sie erringt,
Bleibt Herzog Ludwig Sieger — die Schale steigt und sinkt.
Unthätig stehn die Heere fast schon seit Wochenfrist,
Wenn gleich der Flug des Pfeiles den Zwischenraum durchmißt.

Da sprengt ein Fähnlein Reiter auf Baierns Vorhut zu,
Die ist fürwahr nicht lässig, der Kampf entbrennt im Nu.
Die Schlachttrompete gellet, die Kesselpauke lärmt,
Bald ist die weite Eb'ne mit Reis'gen überschwärmt.

Voran fliegt allen Andern Herr Heinrich Schweinkenrist,
Der leicht der keckste Ritter in Oestreichs Banner ist.
Den mannlichsten der Baiern, den sucht er sich heraus,
Mit ehrenwerthem Gegner bestånd' er gern den Strauß.

Gleich starken Feind zu finden wird ihm nicht allzuschwer,
Der mäht mit langem Schwerte vor seinen Baiern her.
Entgegen wirft sich Heinrich dem blut'gen Schnittersmann —
Gleich nach dem ersten Hiebe das Blut vom Küriß rann.

Der Baier zahlt behende mit doppelschneid'gem Schwert,
Und schmettert auf die Stirne von seines Gegners Pferd:
Das steiget wund zum Tode hoch auf, und schwankt, und fällt
Zurück auf seinen Herren, den es gefesselt hält.

Den Ritter zu erschlagen, der unterm Eisenroß
Sich machtlos windet, stürzet herbei der Knechte Troß.
Da schirmt der edle Baier den Feind mit blankem Schwert,
Gefang'ne zu erwürgen, das sei euch wohl verwehrt.

Und mit dem eig'nen Hengste begabt er Heinrich mild:
Zieht heim mit Gott, so spricht er, das Wort des Mannes gilt.
Und kehrt Ihr Euch zu lösen zurück in dieses Land,
So fraget nach dem Stephan von Gumpenberg genannt.

Mit Roß und Waffen kehrte zur anberaumten Frist,
Treu seinem deutschen Worte, Herr Heinrich Schweinkenrist;
Da sprach Herr Stephan fröhlich zum Feind, der Lösung bot:
Dir sei die Schuld erlassen, deß habe ich nicht Noth.

---

541. Ewigkeit.

In einem Kloster, das im Schwedenland
Hart an den Marken zauberkund'ger Finnen
Der Vorhut gleich von Christi Streitern stand,
Lebt' einst — zwölfhundertjähr'ge Nebel spinnen
Sich um die Sage — Petrus Forschegrund,
Ein Meister, ernsten Räthseln nachzusinnen.
Die Laute, die so weit der Erden Rund,
Durchwebt von Seufzern auf zum Himmel steigen,
Der Völker Sprachen, hegte Petri Mund.
Die Zukunft las er aus der Sterne Reigen,
Und ob im Thierkreis feindlich oder mild
Dem Neugebornen sich Aspekte zeigen.
Die Wunderkraft, die dem Juweel entquillt,
Wenn ihm der Runen Zauber aufgepräget;
Das Wort, das nur der rechten Stunde gilt;
Den Saft, der sich im Mark der Pflanze reget,
Erkannt' er, Wurzel, Dolde, Schale, Kern,
Die schleichend Gift, die Gegengift geheget.
Und dennoch, wie in Wolkennacht ein Stern,
Versank sein Geist in nebelhaftes Brüten —
Der Demuth Friede blieb dem Forscher fern.
Einst, als im Morgenlicht die Wipfel glühten,
Schritt Petrus sinnend aus dem Klosterthor;
Es war im Lenz, und Wald und Anger blühten.
Im Laube schmetterte der Vögel Chor,
Kein Wölkchen schattete des Himmels Bläue,
Da richtete der Mönch den Blick empor:
„O Herr, so kehrt dein Frühling denn auf's Neue —
Dem Sommer folgt der Herbst, bis Winter dann
Das Feld mit flock'gem Silber überstreue.
Doch deiner Ewigkeit erstarrter Bann —
Dies stete Gleich — — unendlicher Gedanke,
Den nur die Gottheit selbst umspannen kann —
Kein Menschenherz — ich fühl's, mein Glaube
schwanke —
Erbarme dich, Herr! gib mir einen Stab,
An dem mein blöder Geist empor sich ranke!
Ich scheue nicht den Tod so nah' dem Grab,
Nur vor dem ew'gen Eins muß ich verzagen,
Theilt es äonenlang kein Wechsel ab.
Nicht Schlaf, nicht Wachen, keine Lust, kein Klagen —
Auf deine Herrlichkeit fort, immerfort
Zu schauen, wessen Sinn vermag's zu tragen?
Und Ewig — Ewig! Sinnverwirrend Wort!
Wem schon zu träg des Tages Stunden schleichen,
Wird ihm zur Folter nicht dies ew'ge Dort?" —
Da blickt er auf. Verschwunden sind die Eichen,
Schwermüth'ger Föhrenwälder Immergrün
Verdrängt ein Blüthenwald von Myrtensträuchen.
Die Zeder schwingt sich in die Lüfte kühn,
Wollüstig wiegen Palmen ihre Kronen,
Die Blüthen duften, die Orangen glüh'n.
„Hat, fragt der Mönch, mich in des Südens Zonen
Ein Traum entrückt? Seit wann der Zauberhain
In meines Schwedens eis'gen Regionen?" —
Da tönt hoch aus der Wolke glockenrein
Ein Klang wie südwärts zieh'nder Schwäne Lieder,
Wie Elfensang beim Tanz im Mondenschein.
Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
Des Paradieses farb'ges Wunderkind,
Senkt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.
Er singet. Seine Wundertöne sind,
Wie wenn der Aeolsharfe goldne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.
Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gleiten
Der Töne Wellen in des Lauschers Ohr,
Bald freudig, wie Verheißung bess'rer Zeiten;
Bald hochaufjubelnd wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich seufzend gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

Und selig schauernd horcht der Mönch den Tönen,
Mit Thrän' im Aug' bei thränenvollem Sang,
Still lächelnd, wenn die Klänge mild versöhnen.
Der Vogel schwieg, und Petri Brust entrang
Der Seufzer sich: „Dürft' ich dem Sänger lauschen
Aeonen durch, wie jetzt minutenlang!"
Drauf kehrt er heim, um Süd mit Nord zu tauschen,
Die Fichtennadel für das Palmenblatt,
Hört wieder Sturm durch Eichenwipfel rauschen.
Des Waldes Saum erreicht er müd' und matt;
Doch dort sein Kloster — ist es wohl das Münster,
Das er vor Stunden erst verlassen hat?
Der Glockenthurm schaut jetzt ergraut und finster
Hernieder; seinen greisen Schädel schmückt
Ein Kranz von Epheu, von gelb blüh'ndem Ginster
Das Kirchenthor, die Fenster sind verrückt,
Verschoben ist die Steinbank an der Schwelle,
Am Boden liegt des Heil'gen Bild zerstückt.
Und hastig stürzt der Mönch nach seiner Zelle;
Den Kreuzgang findet er — die Klause nicht,
Und Mauer thürmt sich an des Pförtchens Stelle.
Aus dem von Schreck beklemmten Busen bricht
Ein Schrei. Die Mönche nah'n — sie kommen Alle —
Er starrt sie an — — er kennt nicht ein Gesicht.
Betroffen steh'n die Brüder in der Halle,
Stumm schauend auf den seltsam fremden Mann,
Stumm lauschend seiner Klagen fremdem Schalle.
„Wo ist Johannes? Brüder, sagt mir's an?
Den Prior mein' ich", fragt jetzt Petrus bebend:
„Sind all' die Alten fort? Wohin? seit wann?" —
Darauf der Mönche ält'ster Antwort gebend:
„„Pius heißt unser Propst. Doch thu' mir kund,
Wer bist du, solche eitle Frag' erhebend?"" —
„Des Klosters Bruder, Petrus Forschegrund,
Der in den Wald gezogen erst vor Stunden.
Ihr zweifelt? Lügen kannte nie mein Mund." —
Da sprach der Greis: „„Vom Forschegrund bekunden
Die Chroniken, daß vor ein tausend Jahr
Ein solcher spurlos in dem Wald verschwunden.
Wärst du's? Die Zeit ist anders, als sie war;
Doch wenn Geschlecht auch auf Geschlecht verwehte,
Des Herrn Erbarmen währet immerdar."" —
Da hob die Hände Petrus zum Gebete;
„Unwürdig bin ich, Gott", so seufzt er bang,
„Daß ich vor deines Thrones Schwelle trete.
Mir Thoren war die Ewigkeit zu lang,
Um dich und deine Herrlichkeit zu schauen —
Und tausend Jahr' lauscht' ich des Vogels Sang.
Lebt wohl! ich will mir eine Zelle bauen
Im Wald, wo ich entzückt vernahm das Lied
Des Boten aus des Paradieses Auen." —
Er sprach's und ging. Da sank sein Augenlid;
Der tausendjähr'ge Traum verrann, und leise
Von todverfallnem Leib die Seele schied. —
Still sprachen ihr Gebet die Mönch' im Kreise.

---

542. Der Zug des Todes.

Vor dem alten Schloß zu Florenz, vor dem nachtgeschwärzten Riesen,
Wogen buntvermummte Massen über dichtgefügte Fliesen.
Aus den Seitengassen fluthet Well' auf Welle, Schwall auf Schwall,
Und ein Sturm rauscht durch das Volksmeer: Südlandssturm, das Karneval.

Gleichwie im Champagnerkelche tausende von silberhellen
Bläschen — jedes eine Muschel, Frohsinn seine Perle — schwellen,
Kaum geschlürft, sich neu gebärend — also gährt der Freude Schaum,
Treibt von Neuem luft'ge Flocken, wenn zerstäubt die ersten kaum.

Wallen gleich die Rabenlocken um die Stirn der Nacht am Himmel,
Schlafverspottend, traumverscheuchend tos't der Masken Lustgewimmel,
Lodern flackernd Pinienbrände von dem Eisenring der Wand,
Zittert Licht, entsprüht der Flamme, die der Feuerkorb umspannt.

Mask' an Maske, Grupp' an Gruppe: Nimmer fesseln kann der Dichter
Alle, greift auf's Ungefähr nur in den Schwarm der Truggesichter,
Hascht vor andern den Dottore, der aus pergamentnem Buch
Wunder-Elixire preiset, droht mit tödtlichem Besuch.

Und den Doktor überkreischend prahlt mit seinem Meisterstücke
Laut der Ciarlatan. Er rühmt sich, wie er schmerzenlos entrücke
Mit dem Dolch, dem dreigeschliffnen, Leidenden den Backenzahn:
„Liebchen, deinem zarten Mündchen naht sich nie der Pelikan.

Liebchen, flinkes Gärtnerdirnchen, schmerzt der Zahn im Rosenmündchen,
Heil' ich küssend alles Wehe im verschwiegnen Schäferstündchen;
Unentgeldlich, Täubchen, üb' ich bei so Schönen meine Pflicht!" —
Schallend wirft zum Dank das Mädchen ihm Confetti in's Gesicht.

Arlechin schnellt durch's Gewühl sich aalgleich mit elast'schem Sprunge,
Trifft den Ritter mit dem Holzschwert, den Dottor' mit schärf'rer Zunge,
Mäkelt an des Kapitano's Stammbaum, — eh' Kastiliens Don
Zog die Klinge von Toledo, schlüpft der Spötter längst davon;

Gaukelt zu Arlechinetta, die den Gecken Pantalone,
Ihn den Alten-Weiber-Sommer, kirrt mit lüstern schlauem Tone;
Schmunzelnd breitet der den Arm aus, und die dürre Scheere schnappt
Statt der eidechsgleich-entglittnen Schelmin — einen feisten Abt.

Bärt'ge Wickelpüppchen schaukelnd lenkt das Kutscherweib die Rosse,
Masken hängen an den Tritten, wiegen sich in der Karosse;
Von Balkon und Fenster rauschet Hagel, zuckerheuchelnd Korn,
Auf Brighella, auf den täpp'schen Pulzinell mit Klingelhorn.

Aber Lust und Jauchzen stocken, und Entsetzen packt die Menge:
Ohrzerreißend, markdurchdringend schmettern der Posaunen Klänge,
Und staffirt mit Todtenschädeln windet langsam sich und schwer
Ein mit Flor umwölkter Wagen durch das starre Volk einher.

Knochenschlenkernd auf dem Fuhrwerk thront ein ausgebleicht Gerippe —
'S ist der Tod. Mit der verdorrten Faust umkrampft er Glas und Hippe,
Fletscht die lippenlosen Zähne, stampfet mit der Sense hohl
Auf die Särge, rings geschichtet, — auch Erprobte bebten wohl.

Und der Särge Deckel springen. Regsam haspeln sich Skelette
Aus dem Leichentuch, und stöhnen aufrecht in dem Todesbette:
Wehe uns, wir sind gerichtet! — Wehe! Wehe! ächzt der Chor.
Gellend schneiden die Posaunen, gellender dies Weh in's Ohr.

Flöre wallen, Todtenfahnen schwanken, trüb die Kerzen flimmern.
Grausenhaften Tones heben drauf die Leichen an zu wimmern:
Alle, die ihr noch dem Leben angehöret, schaut und forscht,
Wie der Röhren Mark verflüchtigt, wie der Männer Arm vermorscht!

Hört es, ihr vom Weib Gebornen, ihr dem Staub Verfallnen! Zittert!
Nur noch Stunden, die wahnwitzig ihr im Sinnenrausch versplittert —
Und der Wurm durchgräbt die Lippe, die noch eben frech geküßt,
Und der Wurm durchwühlt das Auge, das uns starr und gläsern mißt!

Alle, Alle müßt ihr werden, was wir sind. Die blöden Sinne,
Ahnen sie's, wie nah' die Stunde, wo der Welt Gericht beginne?
Hört, wer Ohren hat zu hören! Sterbliche, die Zeit verrinnt.
Wendet euch zur Buße! Alle müßt ihr werden, was wir sind!' —

Kreischend knarrt der Wagen weiter. Larven, gleich an Farb' dem Kalke,
Ueber fahlen Mähren hängend, ziehen hinterm Katafalke.
Längst schon ist der Zug verschwunden, längst der Platz von Geistern leer,
Doch der Ruf zur Buße seufzet noch aus weiter Ferne her.

Tausend angstgeschnürte Herzen wallen auf, die Pulse schlagen
Freier, seit die nächt'gen Schatten schlangen den Gespensterwagen.
Vipernbiß der Reue nage gift'gen Zahns an jeder Brust —
Also wähnt ihr — und verstoben sei der Schwindel toller Lust.

Weit geirrt! — Nur wilder schüttelt Tollheit jetzt die Schellenhaube:
Stunden nennen wir noch unser, eh' geworden Staub zum Staube.
Jeder freue sich des Lebens, der noch sein das Leben nennt!
Jauchze laut aus vollem Halse, wem zu jauchzen noch vergönnt!

Scaramuz, der sich die Brust schlug, und sein Credo auf den Knieen
Murmelte, schnappt im Gebet ab, wie die Geister nachtwärts ziehen.
Geller preist der Ciarlatano seinen Trank dem Nönnchen an,
Trotz'ger prahlt der Kapitano von Algier und Tetuan.

Händchen, die mit frommem Eifer eben noch das Kreuz geschlagen,
Schleudern wüthend Zuckerbohnen in den Pulzinellen-Wagen.
Kastagnetten klappern, Blumen fliegen zum Balkon hinauf,
Der Zigeuner prophezeiet, Pierrot tappt im Tölpellauf. —

Fabelhaft mag euch bedünken jener Spuk der Höllengeister.
Soll ich den Beschwörer nennen? — Piero Cosimo, der Meister
War's, in dessen wildem Geiste jene Schrecknis Wurzel trieb.
Mein Gewährsmann ist Vasari, der des Malers Leben schrieb.

---

543. Frau Twardowska.

(Nach A. Mickiewicz.)

Hei! Die schmausen, trinken, schmauchen, spielen, tanzen, laut juchheiend,
Kehren um und um die Schenke, holla rufend, heda schreiend —
Und Twardowski sitzt im Winkel wie ein Pascha, Arm verschlungen:
Lustig! Treibt brav Narrenspossen! Närrt die Leute! Lustig, Jungen!

Dem Bramarbas von Soldaten pfeift sein Säbel um die Nase,
Ihm, der jeden zerrt und hänselt — der Soldat duckt wie ein Hase;
Zeigt 'nen Beutel Gold dem Anwalt, der im Trüben weiß zu fischen,
Und der Anwalt wird zum Windhund zauberschnell, zum schmeichlerischen.

Aus dem Kelch trinkt er den Branntwein. Da erhebt sich ein Geschnatter,
Ein Gekreisch im Glas: Was Teufel! Wie kommst du hierher, Gevatter?
In dem Branntwein hockt ein kleiner Teufel, zieht den Hut manierlich,
Vor den Gästen sich verneigend, hüpft aus dem Pokale zierlich.

Zierlich hüpft er auf die Diele, fällt und wächst im Fall zwei Ellen;
Hahnenpfoten, Sperberklauen, Krummnas' wachsen dem Gesellen:
Ach, Twardowski! Nun wie geht dir's, Brüderchen? Wirst mich doch kennen?
Ruft er: Bin ja Mephistophel! Brauch' ich mich dir erst zu nennen?

Hast ja auf dem Kahlenberge deine Seele losgeschlagen,
Und das Paktum mit dem Teufel auf Bocksleder eingetragen:
Wenn sie deine Verse hörten, so versprachst du nach zwei vollen
Jahren hin nach Rom zu wandern, wo sie dann dich holen sollen.

Sieben Jahre sind verstrichen, und dein Schuldbrief null und nichtig,
Doch du ruhst nicht, quälst die Hölle stets durch Hexen, die dir pflichtig.
Aber Rache, wenn auch spät erst, trieb dich jetzt in unsre Netze:
Dieses Wirthshaus nennt sich Roma! — Du bist mein nach dem Gesetze.

Nach der Thüre springt Twardowski auf ein solches dictum verbum.
Bei dem Rock packt ihn Mephisto: Halt! Wo bleibt nobile verbum? —
Was beginnen? 'S geht an's Leben, und Gefahr ist im Verzuge —
Doch Twardowski ist ein Füchschen, und der Klauseln denkt der Kluge.

Guck' in's Paktum, Mephistophel! Klar und deutlich steht geschrieben:
Eh' du nach der Frist die Fordrung, meine Seele, eingetrieben,
Hab' ich Fug und Recht, Vollstreckung dreier Dienste zu begehren,
Und die härtsten Forderungen mußt du mir auf's Haar gewähren.

Siehst du hier des Gasthofs Zeichen? 'S ist ein Pferd gemalt auf Linnen.
In den Sattel will ich springen, rennen soll der Gaul von hinnen;
Dreh' aus Sand mir eine Peitsche, um den Klepper anzutreiben,
Und ein Haus bau' mir im Walde, wo ich füttern kann und bleiben.

Aus Nußkernen bau' das Haus mir, hoch wie der Karpathengipfel;
Deck's mit Judenbärten, nagle mit Mohnsamen jeden Zipfel;
Nimm den Nagel hier zum Muster: ein Zoll dick, an Länge zweie,
Und durch jedes Korn des Mohnkopfs treibe solcher Nägel dreie.

Mephistophel springt: er putzet, füttert, tränkt den Gaul, dann dreht er
Aus Flugsand die Peitsche kunstvoll, und des Winks gewärtig steht er.
Auf den Renner springt Twardowski, probet ihn in Sprung und Wendung,
Reitet Schritt, Galopp, schaut um sich — und das Haus naht der Vollendung.

Wohl, du hast's gewonnen, Teufel! Doch zur Arbeit jetzt, zur zweiten:
Bade dich in dieser Schüssel, voll des Wassers, des geweihten.
Mephistophel dreht sich, krümmt sich — kalter Schweiß tritt aus den Poren —
Doch der Diener muß gehorchen, und er taucht bis an die Ohren.

Blitzschnell aus dem Becken springend, schüttelt sich und niest der Teufel;
Du bist mein! Von allen Bädern brennt keins ärger, sonder Zweifel. —
Nun zum Letzten! Wundern soll mich's, ob nicht Satans Macht erlahme:
Sieh dies Weib. 'S ist Frau Twardowska. Meine Gattin ist die Dame.

Wohnen will ich zwölf der Monde beim Großteufel in der Hölle,
Doch du lebe zwölf der Monde als Gemahl an meiner Stelle.
Schwör' der Dame Lieb' und Achtung; folge blindlings ihrem Willen —
Des Vertrages bin ich ledig, wirst du dies nicht streng erfüllen.

Satan hört's mit halbem Ohre; heimlich auf die Dame blickt er,
Hat genug gehört, gesehen, und der Thüre näher rückt er,
Und als ihn Twardowski dränget, Thür und Fenster sperrt im Zimmer,
Schlüpft durch's Schlüsselloch er eilig, fliegt von dannen — fliegt noch immer.

---

544. Des Sapieha Rache.

In dem niedern Steinhaus von Wilkowo
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Mühsam schmeichlerisches Lächeln heuchelnd,
Mühsam seine Stirn von Falten glättend,
Mühsam nur nach milden Worten haschend
Gegen den ergrauten Herrn Wilkowski,
Klopft den Szlachcic traulich auf die Schulter,
Nennt ihn edler Herr und Herzensvater:
„Fordre, was du willst, es soll dir werden.
Bei der Mutter Gott's von Czestochowa
Schwör' ich's, Alles will ich gern gewähren;
Silber, Gold und Ungarwein und Stiefeln,
Meinen Schecken, hörst du's, meinen Schecken —
Nur verkaufe mir dein Gut Wilkowo.
Alles Land gehört hier dem Sapieha,
Zwanzig, dreißig Stunden in der Runde,
Nur der Blumentopf, die Hand voll Dünger,
Dein Wilkowo nicht — der Schwarze hol' es!
Frei will ich zu Roß den Hasen hetzen,
Jagen, — ja so weit der Himmel blau ist,
Will von keinem morschen Gränzpfahl wissen.
Dein Wilkowo, Brüderchen, verkauf es!"

Rückwärts winkt Sapieha zween Heiducken.
Säbelklappernd nahen die Trabanten,
Tragen jeder zwei gewicht'ge Säcke,
Klimpern mit den schönen Silbermünzen,
Schütten dann die Gulden auf den Steintisch,
Lauter blanke, neugeprägte Gulden,
Aus dem kleinern Beutel die Dukaten
Mit der Jungfrau und dem Jesusknaben,
Mit dem Ritter und den sieben Pfeilen.
Lustig rollten weiß' und rothe Gulden *)
Von dem Steintisch in des Zimmers Winkel.
„Brüderchen, verkaufe mir Wilkowo",
Spricht Sapieha, „all das Gold ist deine."

Den geschornen Scheitel wiegt der Szlachcic,
Blickt zu Boden, dreht den Bart verlegen,
Räuspert sich und lächelt, doch gezwungen,
Neigt demüthig sich, und küßt Sapieha's
Schnurbesetztes Kleid am tiefsten Saume,
Spricht mit blöder Stimme: „„Fürst Sapieha,
Gnäd'ger Herr, behalte deine Gulden,
Laß sie wieder in die Säcke sperren.
Nimmermehr vertrödl' ich mein Wilkowo;
Von dem Vater hab' ich es ererbet,
Der von seinem, Jener von dem Ahne:
Stammgut ist's, es lieh uns ja den Namen.
In der Kirche tauften sie den Säugling,
In der Kirche traute man den Bräut'gam,
In der Kirche ruhen Weib und Kinder,
In der Kirche will ich selber ruhen.
Gnäd'ger Herr, behalte deine Gulden."" —

In die Lippe beißt sich Herr Sapieha,
Böses Zucken blitzt im Mundeswinkel,
Tiefe Falten furchen seine Stirne,
Doch er spricht kein Wort, nickt mit dem Kopfe,
Daß die weiße Reiherfeder schwanket,
Wendet sich und geht. Begierig raffen
Die Heiducken das verstreute Silber,
Aengstlich hilft Herr Sewerin Wilkowski.

Ostern ist's, das Fest der Auferstehung,
Und die lange Fastenzeit zu Ende.
In der Kirche hat der Propst das Frühstück
Eingeweiht, den Barszcz, **) den fetten Schinken,
Hat den Gallert und den Wein besprenget.
Zu Kozmin, im Hauptthor unter'm Wappen
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Sieht mit trotz'gem Lachen das Gewimmel
Seiner Gäste in den Schloßhof fluthen,
Grüßt von Weitem schon mit hellem Rufe,
Heißet die Geladenen willkommen,
Und den blöden Fremdling näher treten.
Alle küßt er herzlich auf die Schulter,
Küsset auch Herrn Sewerin Wilkowski,
Nennt ihn Bruder, vielgeliebten Nachbar,
Schilt ihn freundlich, daß er erst dem dritten
Boten zugesagt, der ihn geladen,
Führt die Gäste in die räum'ge Halle.
Jedem wünscht er Glück zum Osterfeste,
Reicht das harte Ei, den scharfen Branntwein.
„Zugelangt" — so ruft er — „lustig, Jungen!
Endlich ist die Fastenzeit vorüber,
Die den Magen uns mit Oel verkleistert.
Vierzig Tage. Holt es nach, ihr Herren!" —

Hastig drängen sich die edlen Polen
Um den Tisch, ergreifen die Pokale,
Die kristallnen, voll vom Ungarweine,
Lassen hoch den stolzen Fürsten leben,
Werfen rasch die Becher an die Mauer,
Daß die Scherben klingelnd niederfallen.
Keine Lippe soll sie mehr entweihen,
Seit des hohen Hausherrn Wohl getrunken.
Und das Frühmahl wird zum Mittagsmahle,
Und das Mittagsmahl beleuchten Kerzen;
Als die Kerzen aber bis zu Stümpfchen
Abgebrannt, ruft wieder man zum Frühmahl.
Immer kreist der große Silberhumpen,
Der zwei Maße faßt, und wohl noch drüber.
Immer tönt's: Es ist an dir, mein Bruder!
Und der Wirth umfaßt der Läss'gen Kniee,
Bittet, fleht, den Ungar nicht zu schonen,
Bittet, fleht Herrn Sewerin Wilkowski,
Ja drei volle Tage auszuhalten,
Alle drei hochheil'gen Ostertage;
Küßt ihn zärtlich auf den grauen Schnurrbart,
Schwört ihm Brudertreu' auf ew'ge Zeiten —
Und der Alte muß dem Herrn gehorchen.
Hei! das ist ein lust'ges Polenleben!
Pauken und Trompeten vom Altane,
Dudelsack und Geige vor dem Thore,
Neue Fässer den stets durst'gen Kehlen,
Wangen, roth vom Wein, und Augen funkelnd,
Küsse, Schwüre, scharfe Säbelhiebe,
Neue Becher, neue Bruderküsse.
Ja, der Fürst Sapieha ist kein Knicker,
Ist ein Pole noch vom alten Schlage,
Uebt Gastfreiheit auf Sarmaten-Weise.
Drei der Tage schmausen die Geladnen,
Zechen zwei der Nächte in der Halle,
Schwingen dann sich taumelnd auf die Rosse,
Werfen sich weinschläfrig in die Briczken,
Und ihr Jauchzen tönt noch aus der Ferne.

Nacht ist's. Schlummernd nickt der Herr Wilkowski
Mit dem grauen Haupt. Die Rosse fliegen
Hurtig, nach dem heim'schen Stall sich sehnend,
Durch den weichen Sand der Kieferwälder.
Plötzlich zieht Janeczek stramm die Zügel,
Hält die Schimmel, reibt sich stumm das Auge,
Murmelt leis Gebet und laute Flüche.
Und der Herr erwacht: „„Was soll es, Junge?
Irr' gefahren bist du. Wart', die Peitsche
Soll dich lehren, du vertrakter Dummkopf!"" —

*) Rother Gulden, der polnische Ausdruck für Dukaten.
**) Polnisches National-Essen, ein Hauptbestandtheil des vom Priester zu Ostern geweihten Frühstücks.

„„Herr, das geht nicht zu mit rechten Dingen.
Schau' doch selbst. Hier steht das alte Steinkreuz,
Dort die Linde, die der Blitz getroffen —
Hundert Schritte stehn sie von Wilkowo —
Und, so wahr ich meine Mutter liebe,
Kreuz und Linde seh' ich, nicht Wilkowo!""

Aus der Briczka springt der alte Szlachcic,
Wirft den Pelz zurück, die Lämmermütze,
Starrt in's Dunkel, keines Wortes mächtig.
Föhren wiegen rings die dunkeln Wipfel —
Alles stumm, sogar die Krähen schlafen —
Wo Wilkowo stand, ist lockrer Acker.
„„Heda! Hülfe! All' ihr heil'gen Helfer!""
Ruft der Alte! „„Jesus und Maria!
Hülfe! Hülfe! Bin ich toll geworden?"" —

Und da regt sich's furchtsam in den Büschen.
Greise lauschen schüchtern aus den Sträuchern,
Weiber mit den Kindern auf dem Arme,
Die vor Kälte zitternd leise wimmern;
Männer drängen sich um ihren Herren,
Wollen reden, doch die salz'ge Thräne
Tröpfelt über ihre bärt'gen Wangen;
Endlich stammeln Alle durcheinander:

‚Die Kosaken sind in's Dorf gekommen,
Die Kosaken des Marcin Sapieha,
Hundert Mann mit Säbeln und Pistolen.
Hütt' und Steinhaus haben sie zertrümmert,
Unsre Heerden nach Kozmin getrieben,
Uns in's Joch gespannt, und Peitschen schwingend
Uns des Dorfes Boden ackern lassen,
Und dann Salz gesäet in die Furchen.
Fertig wurden sie erst diesen Abend.' —
Lautlos blickt Herr Sewerin zur Erde,
Wischt sich mit dem Ballen große Tropfen
Aus dem Auge, von dem grauen Barte,
Seufzt dann leise: „„Ach, mein armes Dörfchen!
Und die Kirche — und die theuern Särge!"" —

Also rächte sich Marcin Sapieha
Zu den Zeiten der erlauchten, freien
Republik Polonia, da man zählte
Tausend siebenhundert zwei und vierzig.

Michael Beer,

Bruder des gefeierten Komponisten Meyerbeer, geboren zu Berlin am 19. August 1800, war der jüngste Sohn eines großen, an Gaben des Geistes wie des äußern Glücks reichgesegneten israelitischen Handelshauses. Nachdem er das Werder'sche Gymnasium, wo er in den eigentlichen Geist der griechischen und römischen Klassiker durch Zumpt eingeweiht worden, absolvirt und auf der Friedrich-Wilhelms-Universität, zur Erreichung einer höheren Universalbildung, gründliche philosophische und naturwissenschaftliche Studien gemacht, auch, kaum 18 Jahre alt, eine Tragödie „Klytemnestra" (Leipzig 1823) im antiken Geschmack gedichtet hatte, machte er größere Reisen in's Ausland; schrieb zu Neapel sein, dem Hauptgedanken nach auf Goethe's Ballade „Die Braut von Korinth" fußendes Trauerspiel „Die Bräute von Arragonien" (das. 1823) und hierauf den, mit rührendem Schmerz das Verkehrte und Drückende willkürlicher Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft klagenden „Paria" (zuerst abgedruckt in der „Urania für 1826", dann besonders: Stuttgart und Tübingen 1829); behandelte später die Geschichte des unglücklichen „Struensee" (das. 1829) meisterhaft dramatisch, und dichtete in seinen letzten Jahren das sehr modern gehaltene, aber unwirksame Trauerspiel „Schwert und Hand", nebst einigen gut erfundenen Lustspielen („Nenner und Zähler" — „Der neue Toggenburg"). Seit 1822 lebte Beer, wenn er nicht auf Reisen war, fast ausschließlich nur zu München und bei seinem Bruder in Paris. Er starb zu München den 22. März 1833 am Nervenfieber, als er, mit großem Eifer dem Studium des Neugriechischen obliegend, schon alle Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen Reise nach dem neu auferstandenen Griechenland getroffen hatte.

* * *

Beer ist unter den Nachahmern Schiller's einer der geistreichsten, verständigsten; seine Sprache überaus gewandt, glatt, oft nur zu glatt; sein Vers flüssig und wohllautend, ohne hinreißenden Bilder- und Gedankenstrudel. Sein Hauptvorzug ist ein edles gesundes Streben, ein reines keusches Gemüth, welches besonders im „Struensee" Gelegenheit hatte, an bedeutenden Konflikten, höheren Interessen und historischen Momenten sich zu betheiligen. (Vergl. Dr. Th. Mundt's „Literarischer Zodiakus", 1835.) Tiefer Ernst und die Betrachtung des Lebens, wie der Geschichte der Menschheit von ihrer tragischen Seite, gehört nach der Aeußerung Eduard v. Schenk's, des Biographen des Dichters, zu den Hauptgrundzügen aller seiner Schöpfungen. — Unter seinen wenigen Gedichten lyrischer und erzählender Gattung können die nachstehenden, namentlich „Kaiser Karl's Wanderung", als die besten gelten. Besonders ist es die wackere Gesinnung der Beer'schen Muse, die für ihn gewinnt.

Von ihm:

Sämmtliche Werke (in Einem Bande). Herausgegeben mit Biographie und Charakteristik des Dichters von Eduard von Schenk. Lpz. 1835.

---

545. Der fromme Rabbi.

Bei Damaskus still und einsam,
Fern von seines Glaubens Brüdern,
In dem ärmsten Haus des Dorfes
Lebt und sinnt ein frommer Rabbi.
Uebend des Gesetzes Lehren,
Forscht er in den todten Büchern.
Buße fordernd, Fasten heischend,
Dräuend aus vergelbten Blättern
Blitzt ihm Gottes Aug' entgegen.
Schwer, wie zürnende Gewitter,
Liegt die Angst auf seiner Seele.
Und das heil'ge Fest der Ostern

Naht mit süßem Frühlingslächeln,
Und die heil'gen Brote legt er
Auf die Tische, gastbegehrend.
Denn es lehren die Gebote:
Ueben sollst du Pflicht des Gastrechts.
Doch es naht von allen Brüdern
Seines Glaubens in dem Dörfchen
Kein ersehnter Gast dem Rabbi.
Weinend schlägt er seine Brüste,
Kniet vor seines Hauses Schwelle,
Forscht die Gassen auf und nieder
In des Morgens Thau am Heerweg,
Ob er keinen Gast erspähe,
In die Hütte ihn zu laden,
Ihn mit Speis' und Trank zu laben.
Sieh, da schleicht am Stabe, dürftig
Angethan, ein bärt'ger Alter,
Bietet ihm den Gruß des Friedens,
Grüßt ihn mit den heil'gen Worten,
Mit den Worten des Gesetzes.
Freudig ladet ihn der Rabbi
In sein Haus und reichet dienstlich
Wasser seinen Händen; wäschet
Selber ihm die wunden Füße,
Sättigt ihn von seinen Speisen,
Tränkt ihn mit dem Osterweine,
Läßt ihn ruh'n auf seinem Lager.
Und als Jener endlich dankbar
Greift nach seinem Wanderstabe,
Fleht der Rabbi: Wolle gütig,
Gast, den mir der Herr gesendet,
Einen Tag noch mir zu Ehren,
Eine Nacht noch bei mir weilen.
Und in dieser Nacht erhebt sich
Von dem Lager auf der Rabbi,
Nimmt den knot'gen Stab des Gastes,
Schlägt ihm mit gewalt'gen Händen
Wunden, daß von Haupt und Gliedern
Blut das Lager überströmte,
Daß der Gast mit bleichen Lippen
Stöhnend fragte: Böser Rabbi!
Weh, was that ich, daß du frevelnd
So die Pflicht des Gastrechts schändest? —
Aber Jener wirft sich flehend
Vor ihm nieder auf die Kniee,
Küßt ihm die zerfleischten Hände,
Kühlt mit Kräutern ihm die Wunden,
Reinigt sie mit heil'gem Weine,
Sitzt vor seinem Bett die Nächte,
Hütet seines Fiebers Schlummer,
Pflegt des Tags ihn unermüdlich,
Und dann spricht er: O! vergieb mir,
Was ich dir gethan; und Jener,
Ein Genesener, erwiedert:
Pflicht des Frommen ist Vergeben.
Laß mich zieh'n nun — ich vergebe.
Doch der Rabbi drauf: O! wolle,
Gast, den mir der Herr gesendet,
Einen Tag noch mir zu Ehren,
Eine Nacht noch bei mir weilen. —
Wieder in der Nacht erhebt sich
Von dem Lager auf der Rabbi,
Greift das scharfe Beil und schwingt es,
Den geliebten Gast zu tödten.
Aber Jener wacht — erhebt sich,
Reißt die blankgeschliff'ne Mordaxt
Aus der Hand des frommen Rabbi,
Wirft mit Kräften der Verzweiflung
Nieder ihn und fragt ihn wieder:
Welch ein Wahnsinn treibt dich, Rabbi,
Daß du erst den Gast in's Haus dir
Ladest, dann mit wüth'gen Schlägen
Ihn auf's Krankenlager wirfst und,
Den du heiltest, dann im Schlafe
Willst mit blut'ger Art ermorden? —
Doch der Rabbi blickt mit starren
Augen zu ihm auf, es bricht ihm
Schweiß des Todes aus der Stirne,
Und er spricht: Vergib und höre!
Gast, den mir der Herr gesendet,
Was ich that — ich that's, zu handeln
Nach den Worten des Gesetzes,
Das da sagt im heil'gen Buche:
Drei Gebote sind die höchsten.
Gastrecht üben, Kranken pflegen,
Und zum Grab hin deine Todten
Mit Gebeten zu geleiten.
Und du kamst — ich übte Gastrecht,
Und ich hatte keinen Kranken,
Und ich schlug dich, daß du krank ward'st.
Und ich hatte keinen Todten —
Und ich wollte dich ermorden.
Weh! nun faßt mit kalten Händen
Selbst der Tod mich, und ich konnte
Gottes heiligste Gebote,
Die drei höchsten, nicht erfüllen. —
Sieh, da senkt mit gold'nen Flügeln
Ros'gen Angesichts ein Engel
Zu dem Sterbenden sich nieder,
Küsset ihm von bleichen Lippen
Mit dem frühlingswarmen Athem
Weg die lebensmüde Seele,
Und indem er sie emporführt
Zu dem Licht der ew'gen Heimat,
Spricht er, helle Thränen weinend,
Zum verklärten Geist des Frommen:
Wehe! Schrieb euch denn der Herr nicht
Auf des Herzens klare Tafel
Seine heiligen Gesetze,
Und ihr les't mit trüben Augen
Mühsam sie aus dunkeln Büchern,
Spähet nach dem dürft'gen Irrlicht —
Und die Sonne steht am Himmel!

---

546. Des Kaisers Traum.

Umgeben von den Großen seiner Reiche,
Von seiner Siege heil'gem Grau'n umflossen,
So steht der Weltbezwinger da, der bleiche.

Und vor ihm auf den Knieen hingegossen,
Noch hold im Schmerze, einer Kais'rin Leiche,
Liegt Josephine. — Ihre Thränen flossen.

Vergeblich flossen sie! Er hat's gesprochen,
Der Trennung herbes Wort. Das Band der Ehe
Hat seine kaiserliche Hand gebrochen.

Er fordert, daß sie ihre Krone sehe
Auf fremdem Haupt, und stumm des Herzens Pochen
Duldend bezwinge bei so tiefem Wehe.

„Denn", spricht er, „freuen will ich mich des Erben,
Der friedlich ernte, was ich blutig säe,
Muß ich, ein Mensch, wie and're Menschen sterben.

Wohin ich schreite, seh' ich Kronen sprießen,
Nicht einem Fremdling will ich sie erwerben,
Das eig'ne Glück soll mein Geschlecht genießen."

Sie hört es, und gehorcht dem stolzen Gatten;
Die letzten Thränen ihrer Liebe fließen;
Sie richtet sich empor — fühlt sich ermatten,

Und stützt sich auf den Arm des Heldensohnes,
Wankt stumm hinaus —, nun ein gekrönter Schatten,
Die Qualen fliehend und den Glanz des Thrones.

Und Alle folgen ihr — und feuchte Blicke
Gewähren ihr den Lohn des holden Lohnes,
Den sie so oft gewährt dem Mißgeschicke.

Er aber bleibt allein im stillen Zimmer;
Allein mit seinem ungeheuren Glücke
Und seiner Kronen blendendem Geflimmer;

Allein mit allen seinen blut'gen Siegen,
Die zu den Höhen ihn geführt, die nimmer
Vor ihm der Helden kühnster Fuß erstiegen.

Er sucht sein ewiges Gestirn — doch draußen
Am Himmel thürmen Wolken sich und fliegen
Gescheucht im Dunkel unter Sturmesbrausen.

Und wie die Nacht ihr schwärzliches Gefieder
Um's Haupt des Kaisers schlägt, zieht ihn ein Grausen,
Wie er's noch nie gefühlt, zum Schlummer nieder.

Und in den Mantel, der ihn treu bedeckte
Am Tag Marengo's, hüllt er jetzt sich wieder
Und schließt das Aug', das Könige erschreckte.

Doch er, den sonst nicht in beglückten Nächten
Des Siegesdonners laute Jubel weckten,
Stöhnt zuckend, als ob Schlangen ihn umflechten.

Er windet sich in seines Schlummers Schlingen,
Kämpft athemlos mit unsichtbaren Mächten,
Mit Geistern, die sein Lager still umringen.

Und über seinem bleichen Haupt erzittert
Sein goldner Aar mit ahnungsvollen Schwingen;
Aufrauschend bebt, vom bangen Hauch erschüttert,

Des kaiserlichen Bettes Purpurseide.
Und plötzlich steht, von Siegesglanz umwittert,
Im Lichtgewand ein Jüngling ihm zur Seite.

‚Erkenn' in mir', spricht er, ‚den Gott gesendet,
Dir nah' zu seyn in jedem blut'gen Streite,
Den Engel, der die Feinde dir geblendet;

Der dir voranflog über Lodi's Brücke,
Der Jaffa's Pesthauch von dir abgewendet,
Gelähmt des Höllenwerkzeugs nied're Tücke.

Der dir geleuchtet an dem blut'gen Tage
Von Austerlitz aus hellem Sonnenblicke;
Er ruft dir heut zum ersten Mal: Verzage!

Verzage! Und vernimm zum letzten Male,
Die Stimme deines Glücks in meiner Klage;
Nimm Abschied jetzt von deines Engels Strahle!

Denn daß der Geist der Nacht auf Erden wüthe,
Verstöß'st du in dem liebenden Gemahle
Mich selbst, ein lebend Bild der ew'gen Güte.

Du forderst, stolzer Held des Augenblickes,
Ein neu Geschlecht, das deine Kronen hüte!
Ein dauernd Pfand des wechselnden Geschickes!

Der Freiheit Sohn, willst du mit frechen Händen
Auf alter Thronen Grund den Bau des Glückes
Fest stützend, in den Wolken ihn vollenden!

So werde dir das ew'ge Loos der Thoren.
Der Himmel will's, ich muß mich von dir wenden,
Dein Engel weint um dich; du bist verloren!

Ihr aber folg' ich, die du jetzt verstoßen,
Und führe das Geschlecht, das sie geboren,
Mit treuem Schutz zu allem ird'schen Großen.

Wohl sah' ich's, wie dein kecker Geist nicht weilte,
Und träumend schon in ungeheuren Loosen
Die Königreiche künft'gen Söhnen theilte.

Doch wenn dich selber erst mit flücht'gen Sohlen
Ein rächendes Verderben schnell ereilte,
Erheb' ich, wie der Himmel mir's befohlen,

Die Enkel der Verstoßenen zu Thronen;
Und leuchtend an der Erde fernsten Polen
Strahl' ihr Geschlecht im Glanze junger Kronen.

Siehst du im eisumwogten Königshause
Die älteste der Heldentöchter wohnen?
Dort, wo die Fluth, mit nordischem Gebrause,

Die Söhne ihres reichen Schooßes grüßte?
Indessen schlägt, mit bräutlichem Gesause,
Ein südlich Meer die diamant'ne Küste.

Das Schiff verkündet's, das mit raschen Schwingen
Der Sehnsucht fliegt durch seine Wasserwüste,
Dem frohen Cäsar seine Braut zu bringen.

Ja, eine Kaiserbraut aus dem Geschlechte,
Das du verwarfst! — Vom Völkerjubel klingen
Die milden Lüfte der erhellten Nächte.

In Blumen sieht sie Stadt und Hügel prangen;
Doch keinen gibt's, der schön're Rosen brächte,
Als unter jungen Küssen ihre Wangen.

Auch du wirst bald aus altem Fürstenstamme
Die jugendliche blonde Braut empfangen;
Doch daß der Himmel diesen Bund verdamme,

Gibt er ein dräuend fürchterliches Zeichen;
Und eines brennenden Palastes Flamme
Dient dir zur Hochzeitsfackel sonder Gleichen.

Sie leuchtet durch die Nacht mit wilder Helle
Und läßt, zu gräßlichem Gedächtniß, Leichen
Zurück dir an des Festes brand'ger Schwelle.

Dich aber kann kein Himmelswink bewahren,
Du kannst nicht ruh'n an holder Liebe Stelle,
Im Arme nicht der Tochter der Cäsaren.

Zu neuem Kampf, ein nie bezwung'ner Streiter,
Folgst du dem wilden Fluge deines Aaren;
Er trägt dich immer weiter fort und weiter.

Dir ist, als wenn ein Reich noch ruhig schliefe;
Auch dahin führt die blut'ge Siegesleiter.
Gib Acht! gib Acht! dort gähnt die ew'ge Tiefe.

Doch, ob der Städte Brand mit Flammenzungen
Dich weg von dem verborg'nen Abgrund riefe,
Schon bist du in des Landes Herz gedrungen.

Nun schüttelt plötzlich dich ein frostig Grauen,
Und schaudernd fühlst du dein Gebein umschlungen
Von eines eis'gen Ungeheuers Klauen.

Es hält dich fest; du ringst mit wildem Muthe
Noch fort, willst deinem treuen Schwert vertrauen,
Und kaufst dich los nur mit dem reichsten Blute,

Dich los nur mit dem Marke deines Lebens;
Und nun erhebt die Welt, die lange ruhte,
Sich wider dich im Rausch des Freiheitsstrebens.

Was deine siegestrunk'ne Hand ihr raubte,
Das fordert sie zurück und nicht vergebens.
Dein Aar, der stets sich unerreichbar glaubte,

Kreis't bangen Flugs um deine morschen Throne,
Indeß der Waffenblitz von deinem Haupte
Zerspaltend wirft die kühne Doppelkrone.

Ja, Kaiser, deine Reiche werden fallen,
Und ach! es bleibt dem selbsterzeugten Sohne
Nicht Eine mehr von deinen Kronen allen.

Du aber wirst' — Es will mit feuchtem Blicke
Der Engel noch ein Wort des Schreckens lallen,
Da fühlt er, daß den Ton die Thrän' erstickte.

Doch Jener ruft im schweren Schlafe: „Lasse
Erfahren mich den Ausgang der Geschicke!
Du weinst — und siehst doch nicht, daß ich erblasse?"

Und wie er spricht, fühlt er, von Angst umflogen,
Daß eine schauerliche Hand ihn fasse,
Die tief und tiefer ihn hinabgezogen.

Er liegt im Grab, und über ihm ein Felsen
Auf seiner Brust, zu dem des Meeres Wogen
Mit schäumendem Geheul sich brausend wälzen.

Ein Athemzug nur noch! Doch keine Welle
Wird ihm die schwere Last des Herzens schmelzen,
Wie sie am Felsen brandend auch zerschelle.

Und nah dem Grabe tönt die Trauerweide,
Und nah dem Grabe murmelt eine Quelle,
Und eine düst're Weise singen beide.

Vom großen Kaiser klang das Lied, und tönte
Von seinen Siegen und von seinem Leide,
Daß es durch Felsen zu ihm niederdröhnte.

Und wie er angstvoll mit gewalt'gem Ringen
In seinem engen Leichentuche stöhnte,
Sprengt das Entsetzen seines Schlummers Schlingen.

Er wacht —, erkennt aufathmend sich, und wieder
Sieht er beglückten Tag zum Lager dringen,
Und fühlt die alte Kraft der Heldenglieder,

Und ruft: „Was soll der Traum und diese Todten,
Und diese lügenhaften Grabeslieder?
Wir fordern von dem Himmel beff're Boten.

Ein Traum! Der Rabe krächzt umsonst sich heiser:
Herr Fürst von Neufchatel, Euch sei's geboten,
Führt her die deutsche Braut zu Eurem Kaiser!"

---

547. Kaiser Karl's Wanderung.

Um Mitternacht in Aachen,
Im Dome unter'm Chor,
Da steigt aus seinem Grabe
Der Kaiser Karl empor.

Ein Schimmer bleicher Kerzen
Ergießt sich über's Grab,
Des Leuchters Kerzen brennen,
Den Kaiser Rothbart gab.

Der Kaiser Karl steht sinnend,
Sucht seinen alten Platz,
Blickt um sich und vermisset
Manch' güld'nen Kirchenschatz.

Er fragt nach sieben Fürsten,
Doch keiner tritt herfür.
Drauf hat er das Haupt geschüttelt,
Ist gangen zur Kirchenthür.

Die dreht sich, leise knarrend,
Und aus dem Gotteshaus
Bei Mondschein auf die Straße
Tritt Kaiser Karl hinaus.

Er wandelt fort und wandert,
Geht bis zu Köln am Rhein,
Da schultert die preußische Wache
Und läßt den Kaiser ein.

Der wandelt immer weiter,
Geht bis nach Ingelheim,
Da weilt der alte Kaiser,
Da war er einst daheim.

Er fragt die neuen Häuser
Nach seinem Kaiserthron,
Die schütteln die steinernen Häupter
Und wissen nichts davon.

Und über die Veste von Mainz hin,
Und Frankfurt auch hindurch,
Geht er nach Worms und Speier,
Nach Bamberg und Regensburg.

Hat all' die Kaiserstädte
Nach seinem Reich gefragt,
Doch keine von all' den Städten
Hat Antwort ihm gesagt.

Und wie mit erstem Schlage
Die Morgenglocke ruft,
Da steht er wieder in Aachen
Im Dom an seiner Gruft.

Er wirft den purpurnen Mantel
Hernieder in das Grab,
Legt sich die Krone zu Haupte,
Zu Füßen den Herrscherstab,

Und ruft: „Ich sucht' mein Deutschland,
Und find' es nirgends mehr."
Drauf legt er wieder in's Grab sich
Und träumt von Sorgen schwer.

Ernst Ortlepp

ist am 1. August 1800 in dem Marktflecken Droisig bei Zeitz, im preußischen Herzogthume Sachsen geboren, wo sein Vater Prediger war. Im Jahre 1806 wurde der Letztere von dort als Propst in das Städtchen Schkölen bei Naumburg an der Saale versetzt, welche Stelle er bis zu seinem 1830 erfolgten Hinscheiden bekleidete. Bis in das zwölfte Lebensjahr genoß Ernst Ortlepp den Unterricht seines Vaters, dem besonders des Sohnes Liebe zur Musik Freude machte. Gärten, Blumen, Landwirthschaft, Bienen- und Baumzucht waren indeß die Sphäre, in welcher sich der Knabe damals, dem

Beispiel seines als Pomolog um die dortige Gegend verdienten Vaters folgend, vorzugsweise bewegte.

Im Jahr 1812 bezog Ernst Ortlepp die nahe Fürstenschule Pforta bei Naumburg, wo er, seines musikalischen Talentes wegen, den Posten des jedesmal von einem Schüler repräsentirten Organisten versah, mit welchem eine Freistelle verbunden war. Eigentlich noch unreif für die Anstalt, machte der Knabe sehr rasche Fortschritte in den alten Sprachen, die dort fast ausschließlich getrieben wurden. Seine Neigung wendete sich besonders zu dem Studium der alten Dichter, durch deren Lektüre er im lateinischen und noch mehr im griechischen Vers eine außerordentliche Fertigkeit erlangte. Ortlepp's metrische Uebersetzung von Goethe's Iphigenie in's Griechische wurde als eine auffallende Erscheinung von Schulpforta aus Goethe'n selbst zugesandt.

Ortlepp verließ Schulpforte im Jahr 1819 mit dem vorzüglichsten Zeugniß und bezog die Universität Leipzig. Dort sich dem Studium der Theologie und Philologie widmend, hörte er Rosenmüller, Tzschirner, Krug, Winer, Herrmann, Spohn, Heinroth, Lindner, Pölitz u. A. Nachdem er schon öfters mit Beifall gepredigt, bestimmte ihn ein langwieriges und bedenkliches Brustleiden, der Theologie zu entsagen. Zu diesem Grunde gesellte sich seine vorwiegende Neigung zu Poesie und Musik, um ihn entschieden zur schriftstellerischen Laufbahn hinzuziehen. Schon als Student ließ er so manche lyrische und novellistische Versuche drucken; in diese Zeit fallen auch sein Jean-Paulisirender Roman: „Leben des Musikus Robert Auletes von Johannes Paulus“ und sein „Donnerkeil in die Zeit geschmettert von Omikron“, wie noch andere anonym oder pseudonym geschriebene Romane.

In den Jahren 1825—1830 privatisirte er in dem abgeschiedenen Schkölen bei seinem damals noch lebenden Vater, in die Lektüre alter und neuer Schriftsteller vertieft und sich besonders im dramatischen Fach versuchend. Dort schrieb er einen Faust, wovon mehrmals Fragmente in Herloßsohn's „Komet“ erschienen, einen Cid (Leipzig 1828), fünf andere Trauerspiele, zwei Lustspiele (noch Manuscript) und mehrere noch nicht gedruckte Romane.

Erst 1830 verließ der Dichter seinen einsiedlerischen Aufenthalt und trat, durch die damaligen Zeitverhältnisse angeregt, mit begeisterten, warmpatriotischen Freiheitsoden hervor, deren mehrere Aufsehen erregten. Wir nennen nur sein „Reformationsgedicht“, sein „Neujahrgedicht an die deutsche Nation“, sein „Osterlied für Europa“, sein „Pfingstlied“, „Deutschlands Erntefest“, sein „Siebengestirn der Kriegshelden“ und seine „Polenlieder“, Gesänge, die, wenn auch nicht immer frei von Bombast und Schwulst, vielfach durch erhabenen lyrischen Schwung, tiefe und lebendige Empfindung, edle Verschmelzung des politischen und religiösen Momentes und eine kraftvolle, unerschrockene Sprache sich auszeichnen. Er war damals einer der Ersten, die der politischen Poesie wieder Bahn gebrochen.

In Folge der eingetretenen politischen Reaktion mußte er, das Loos vieler andern Schriftsteller theilend, im November 1836 Leipzig verlassen. Er wandte sich nach Stuttgart, fand aber daselbst für poetische Produktion nicht die rechte Sphäre. Durch seine äußere Lage oft zu untergeordneten Erwerbsarbeiten gezwungen und dabei mehrmals jahrelang körperlich leidend, konnte der Dichter nicht nach Wunsch seine Kraft entfalten. In weniger drückenden Verhältnissen würde Ortlepp jedenfalls Bedeutenderes geleistet haben. Möchten ihm endlich einmal freundlichere Sterne leuchten!

Von seinen Schriften nennen wir noch:

Gedichte. Leipzig 1831.

Orlando und Maria; eine romantische Dichtung. Das. 1832.

Lob- und Schmähschriften. Das. 1833.

Briefe eines Unglücklichen. (Eine Art von politischem Werther.) Leipzig 1833.

Lyra der Zeit. Eine Sammlung größerer politischer und zeitgemäßer Gedichte. Frankf. a. M. 1834.

Die Geächteten; historischer Roman. 2 Thle. Leipzig 1836.

Beethoven. Eine phantastische Charakteristik. Das. 1836.

Reinecke der Fuchs, metrisch bearbeitet. Daselbst 1837.

Bilder der Nacht in lyrischen Rahmen. Das. 1837.

Lieder eines politischen Tagwächters. Stuttgart 1843.

Gesammelte Werke (12 Bände im Manuscript, wovon aber nur drei gedruckt erschienen sind). Winterthur 1845.

Außerdem übersetzte er Lord Byron's sämmtliche lyrische Gedichte (Stuttgart 1840), Shakspeare's dramatische Werke (daselbst 1838—43, in 2 Auflagen), Boccaccio's Dekameron u. a.; gab Schillerlieder, Goethelieder, Napoleonslieder, auch eine große musikalische Anthologie u. s. w. heraus.

---

548. Die Lampe.

Die Lampe drüben brennt so hell;
Wem rinnt ihr stiller Strahlenquell?
Ich sah sie schon so manchen Tag
Bis nach dem zwölften Glockenschlag.

Der Dichter sitzt in tiefer Nacht,
Er sinnt und sinnt und wacht und wacht,
Und hebt mit Qual und hebt mit Lust
Den heil'gen Schatz aus tiefer Brust.

Er hat gedarbt, gerungen oft,
Er hat verzweifelt, hat gehofft,
Nun winkt der Kranz, nun winkt der Lohn
Dem kampferschöpften Göttersohn.

Sehnt sich, einmal recht froh zu seyn,
Die Lampe dünkt ihm Sonnenschein;
Doch ach! es weicht der heit're Traum,
Er war nur Nebelbild, nur Schaum!

Die Lampe drüben brennt noch fort,
Noch regt sich's hinterm Vorhang dort;
Doch matt und matter jedesmal
Glimmt ihr geheimnißvoller Strahl.

Noch sitzt der Dichter in der Nacht,
Und sinnt und sinnt und wacht und wacht;
Wer sagt wohl, was er sinnen mag?
Aus Nacht blickt er auf welchen Tag? —

Einstmals die Flamm' im stillen Haus
Nur zuckte noch, dann losch sie aus;
Ein todtes Dunkel zog daher, —
Die Lampe sah man niemals mehr.

549. Der Tanz.

Der Tanz, der Tanz, der lustige Tanz!
Die Jünglinge, die Mädchen drehn
Sich all' umher im bunten Kranz,
Die Tücher flimmern, die Bänder wehn!
Die Fischer all' versammelt sind,
Noch fehlet Maria, das liebliche Kind.
Der Tanz, der Tanz,
Der lustige Tanz!

Der Tanz, der Tanz, der lustige Tanz!
Wenn sonst Maria kam zum Fest,
Vor Allen gab man ihr den Kranz,
Doch heute Jeder sie sitzen läßt!
Ganz unbemerkt kommt sie herein,
Sie sitzt so stumm und so allein!
Der Tanz, der Tanz,
Der lustige Tanz!

Der Tanz, der Tanz, der lustige Tanz!
Der Stern, der als der schönste schien,
Nach dessen holdem Zauberglanz
Die Barken aller Schiffer ziehn,
Er strahlt mit dem gewohnten Licht
Vor allen, doch man sieht ihn nicht.
Der Tanz, der Tanz,
Der lustige Tanz!

Der Tanz, der Tanz, der lustige Tanz!
„Mit ihr nicht tanzt, mit ihr nicht sprecht!
Die Eitle kam um ihren Kranz;
So laßt sie! Ihr geschieht schon recht!
Sie möchte gern Frau Gräfin seyn!
Wir Alle sind ihr viel zu klein!“
Der Tanz, der Tanz,
Der lustige Tanz!

Der Tanz, der Tanz, der lustige Tanz!
Die Flöte, die Schallmeie klingt,
Umher ist lauter Freudenglanz,
Und Alles jubelt, Alles springt;
Maria sieht dem Reigen zu
In bittrer fürchterlicher Ruh.
Der Tanz, der Tanz,
Der lustige Tanz!

Der Tanz, der Tanz, der lustige Tanz!
Und jeder Blick ihr Wunden schlägt,
Verdächtig-falschen Schein gewann's,
Was man sich sagt, was man sich frägt;
Da schleicht sie schuldbewußt davon,
Es klingt ihr nach wie Höllenton
Der Tanz, der Tanz,
Der lustige Tanz!

---

550. Napoleon.

Es klingt ein Lied von Aegypten;
Wie wunderbare Mär
Ergrauter Heldensagen
So klingt das Lied daher.

Es klingt ein Lied von Marengo,
Das hat gar starken Klang,
Da grüßte den Kometen
Der ganzen Welt Gesang.

Es klingt ein Lied von Jena,
Das braus't und donnert so stark,
Es kracht dem zermalmten Hörer
Hinab in's innerste Mark.

Borussia stürzte zu Boden
Voll Blut und todtenstumm,
Es wandte sich Friedrich der Große
In seinem Grabe um.

Es klingt ein Lied von Wagram;
In schwarzer Gewitternacht,
Da zog er über die Donau
Und lieferte Wagrams Schlacht.

Und Austria sank zu Boden
Voll Blut und todtenstumm;
Germania's zweite Säule
Sie fiel mit Krachen um!

Es klingt ein Lied von Moskau,
Es lodern Flammen darin,
Und Eis und Grabesschauer
Gießt's durch die Geister hin.

Ach, von der Beresina
Erklingt ein traurig Lied,
Voll Leichen und von Blute
Roth ihre Welle zieht!

Es klingt ein Lied von Lützen,
Dem lauscht man athemlos,
Da steht der alte Gigante
Noch einmal hoch und groß.

Es klingt ein Lied von Leipzig,
Von des Giganten Fall,
Von Flucht und Polenleichen
Klingt's mit beweglichem Schall.

Von Waterloo ertönet
Das letzte Lied daher,
Das ist ein dumpfes Heulen
Wie Todtengesang so schwer!

Es tönt von einer Sonne,
Die untergeht in Blut,
Es tönt von einer Insel,
Die ragt aus der Meeresfluth —

Es tönt von der alten Eiche,
Die Wettersturm zerbrach; —
Das Lied wird wiederhallen
Bis an den jüngsten Tag!

---

551. Ostrolenka.

Im Feld bei Ostrolenka
Da steht ein Eichenbaum,
Der breitet seine Zweige
Weit nach des Himmels Raum.

In seinen Blättern rauschen
Die Lüfte wunderbar,
Und in der Eiche Wipfeln
Da thront ein weißer Aar.

Im Feld bei Ostrolenka
Da geht es irr' bei Nacht,
Da leben alle Büsche,
Da klingt's wie Ton der Schlacht.

Im Feld bei Ostrolenka
Da gehn die Geister um,
Da fechten Polenschatten
Mit Russen sich herum.

Im Feld bei Ostrolenka
Sitzt Arm in Arm verschränkt
Dein bleich Gespenst, o Diebitsch,
In tiefen Gram versenkt!

Und bei ihm auf dem Hügel
Weilt Kosciusko's Bild,
Von Heil'genschein umflossen,
Die Augen kühn und wild.

Im Feld von Ostrolenka
Steht mancher alte Mann
Und sieht die wüsten Fluren
Mit nassen Augen an;

Blickt nach der einzeln' Eiche,
Gedenkt der Söhne sein,
Und hebt die Hand gen Himmel,
Und seufzt: „Allein! Allein!"

Im Feld bei Ostrolenka
Ward's Herbst am Frühlingstag,
Da sank die ganze Ernte
Auf Einen Sichelschlag.

Im Feld bei Ostrolenka
Da schliefen ganze Reih'n
Von tausend müden Schnittern
An Einem Abend ein.

Im Feld bei Ostrolenka
Singt keine Lerche mehr,
Da blühet keine Blume,
'S ist Alles öd' und leer!

Auf's Feld bei Ostrolenka
Da steigt das Abendroth
Von blut'gem Thron hernieder,
Und drüber sitzt der Tod.

Im Feld bei Ostrolenka
Grünt doch die Eiche fort,
Und ihre Blätter flüstern
Gar manch' prophetisch Wort.

552. Sibirien.

In Sibirien, in Sibirien
Wehet kalte Grabesluft
Und das ganze Land ist eine
Einz'ge große Leichengruft.

In Sibirien, in Sibirien
Hat der Lenz nur Einen Tag,
Hat der Sommer Eine Stunde
Und das Herz nur halben Schlag.

In Sibirien, in Sibirien,
Wo man täglich sterbend lebt,
Ach, da schmachten edle Polen,
Von des Todes Hauch durchbebt.

In Sibirien, in Sibirien
Ist der Mensch nur eine Zahl;
Flammenpein der Höll' ist schrecklich,
Schrecklicher der Eiswelt Qual.

In Sibirien, in Sibirien
Stockt der Athem in der Brust,
Es gefriert die heiße Thräne
Und es gleicht sich Schmerz und Lust.

In Sibirien, in Sibirien,
Ab und todt sind Freud' und Leid,
Nur ein dumpf Empfinden wälzt sich
Durch die Wüstenei der Zeit.

In Sibirien, in Sibirien
Tönet keines Freundes Gruß,
Keines süßen Mädchens Lippe
Nimmt und gibt das Herz im Kuß.

In Sibirien, in Sibirien,
Fern von Weib und Kind und Haus,
Schauet weinend der Verbannte
In den todten Raum hinaus.

In Sibirien, in Sibirien
Hört er keinen lieben Ton,
Tiefer sieht er sich begraben,
Als im Sarge lebend schon.

553. Vision.

Einst bei Trompetenschalle
Da steigen Chor an Chor
Die Polenhelden alle
Aus ihren Gräbern hervor.

Bei'm Klange der Trompeten
Erhebt sich die Reiterschaar,
Bei Trommelwirbeln regt sich
Das Fußvolk um den Aar.

Der Aar, der strahlet und leuchtet
Wie Schnee und Sonnenglanz,
Und klingendes Spiel erschallet,
Gleichwie zu fröhlichem Tanz.

Und Kosciusko riesig
Erhebt sich vor dem Heer,
Das jauchzt und präsentiret
Das funkelnde Gewehr.

Und Poniatowski schreitet,
Noch feucht von Wellenthau,
Hervor aus Nebelwogen
An's Licht und Himmelsblau.

Sobieski selbst erscheinet
Auf wildem bäumendem Roß,
Mit mächt'gem, blankem Schwerte,
Ein riesiger Koloß.

Und auf gethürmter Wolken
Allhöchster Spitze steht
Auf flammenumzacktem Throne
Ein Bild voll Majestät.

Das steht auf schwarzem Gebirge,
Erhaben und allein,
Und schaut, im kleinen Hute,
Mit verschränkten Armen, herein.

Es rollen unter ihm Donner
Und Blitze kreuzen sich wild,
Sie künden das nahe Gewitter,
Das dunkler und dunkler erschwillt.

Es rollen heilige Schauer
Von Herzen zu Herzen fort,
Und alle Lippen stammeln
Ein großes Losungswort.

Der Geist des alten Titanen
In seiner Kraft erwacht,
Er schreitet voran den Kriegern
Und lenkt die heilige Schlacht.

Es dämmert der Pyramiden
Gebild aus dem Nebel herab,
In flammende Wolken malet
Sich Moskau's loderndes Grab.

Auch Leipzig läßt sich schauen
Als thürmende Himmelsstadt,
Wie Pulverdampf es begraben
Und Gluth es umschlungen hat.

Nun bricht das große Gewitter
Wie Weltengericht herein,
Es flackern Süd und Norden
In blutigem Purpurschein.

Es stürzen Berg' und Hügel,
Die Erde thut sich auf,
Es splittern Fels und Eiche,
Es steht der Strom im Lauf.

Das ist das große Gewitter,
Noch schläft's in tiefer Nacht,
Doch werden Welten wanken,
Wenn aus dem Schlaf' es erwacht.

Und ist sein Krachen verhallet,
Und ist die Nacht vorbei,
Dann kommt ein schöner Morgen,
Ein holder blühender Mai.

Und wieder dann im Osten
Auf Morgenwolken steht
Auf feuerumzacktem Gebirge
Das Bild voll Majestät.

Und über ihm hebt sich die Sonne,
Da strahlt's in Heiligenschein,
Da lächelt sein Antlitz friedlich
Und sanft wie nie herein.

Und Kosciusko senkt sich
Mit Poniatowski hinab,
Und Sobieski legt sich
Zu ruhigem Schlaf in's Grab.

Und über der Sonne schimmert
Die Freiheitsgöttin klar,
Und über ihr schwingt die Flügel
Verklärt der weiße Aar.

Es jauchzen die Nationen
Zum Himmel emporgewandt,
Und die Polen jubeln und weinen
Im freien Vaterland!

Karl Rudolf Hagenbach,

Sohn des verdienstvollen Professors der Medizin, Karl Friedrich H., wurde am 4. März 1801 zu Basel geboren; studirte in Bonn und Berlin Theologie; habilitirte sich 1823 als Dozent in seiner Vaterstadt; wurde bald außerordentlicher und 1828 ordentlicher Professor an der Hochschule daselbst und 1830 Doktor der Theologie, wie auch später Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes.

* * *

Als Schriftsteller seines Fachs, besonders in der historischen Theologie, werthgeschätzt (er gilt für einen der liebenswürdigsten und gediegensten Vertreter der Schleiermacher'schen Richtung), hat sich Hagenbach auch als reichbegabter Dichter einen geachteten Namen erworben. „Die Hauptrichtungen seiner Poesie (s. Allgem. Lit. Zeitung, Mai 1848, Nr. 103) sind: die kirchlich-religiöse, die historische, die gnomische und die idyllische Richtung. Seine kirchlich-religiösen Lieder erbauen, ohne es zu wollen: aus einer religiös gehobenen Stimmung hervorquellend und als ungesuchter Ausdruck des Gefühls sprechen sie zum Herzen und wecken eine ähnliche Stimmung. Die historische Richtung wird in seinen gesammelten „Gedichten“ vertreten durch den größeren Cyklus: „Luther und seine Zeit.“ In ihm finden sich alle vier Richtungen beisammen, indem außer dem das Ganze durchdringenden religiösen Elemente in den Tischreden, den Gleichnissen u. s. w. auch die gnomische Richtung, wie in der Schilderung des Stilllebens die idyllische sich findet. Ausgezeichnet getroffen ist der Hans Sachsische Ton, so vortrefflich zu der biderben Zeit und zu dem biderben Luther stimmend, daß Inhalt und Form hier vollkommen adäquat sind. Diese altehrwürdige Form, die der Unverstand noch immer Knittelvers nennt und als leichte Versspielerei und Ausartung, trotz Goethe's Faust, betrachtet, stimmt ganz besonders zu den parabolischen und spruchartigen Gedichten, die eine besondere Zierde dieses Cyklus sind, so vollständig hat der Dichter Luther's Sprüche und Gleichnißreden in sein Fleisch und Blut zu verwandeln gewußt. Für die gnomische Poesie — die poetische Spruchweisheit — besitzt Hagenbach ein besonders ausgezeichnetes Talent. Die idyllische Richtung des Dichters betreffend, — wir verstehen darunter in der Poesie das, was das Genrebild in der Malerei ist, und das ist ohne Humor nicht zu denken, — so zeigt sich hier das Bild des Mannes, das uns aus seinen Bildern entgegentritt, so liebenswürdig, so menschlich-anmuthig und wieder so hausväterlich jovial, daß man es mit dem reinsten Wohlgefallen wieder und wieder betrachtet 2c. 2c.“

Daß dem Naturell des Dichters weniger die Ro-

manze und Ballade im strengeren Sinne des Wortes entspricht, als vielmehr die sagen-geschichtliche und idyllische Darstellung in vorzugsweise altdeutscher Erzählungsform, erhellt aus dem oben Mitgetheilten. Einige seiner in Baseler Mundart geschriebenen Idyllen erinnern zu ihrem Vortheil an Hebel.

Schriften:

Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. Lpz. 1833; 2. Auflage 1845.
Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz. 6 Bde. Leipzig 1834—43. (In's Holländische übersetzt. Rotterdam 1836—44.)
Lehrbuch der Dogmengeschichte. 2 Bde. in 3 Abtheilungen. Das. 1840. 2. Aufl. 1847. (In's Englische übersetzt. Edinburgh 1846.)
Predigten. 2 Sammlungen (in 4 Bänden). Basel 1830 und 1836. 3. Sammlung. 2 Bde. 1844.
Gedichte. 2 Bde. Das. 1846.
Mehrere theologische Dissertationen und kirchenhistorische Monographieen, theils besonders gedruckt, theils in Zeitschriften.
Redigirt seit 1845 das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz.

554. Der Organist.

(1528.)

Auf und nieder wogt die Gassen
Dort die aufgeregte Schaar,
Und es dringen ein die Massen
In die Kirchen, wo verlassen
Steht der Hochaltar.

„Nieder!“ ruft es immer wilder,
„Nieder mit dem Götzenthum!“
Kreuz und Fahnen, Lichter, Bilder,
Bunter Scheiben Flammenschilder
Stürzen um und um.

Meister Ulrich Zwingels Lehre
Hat besiegt die stolze Bern,
„Wer da wehren kann, der wehre,
Daß die Meß' nicht wiederkehre
Auf den Tisch des Herrn!“

Nach Sankt Vincenz' Münsterhallen
Wälzet sich der Menge Strom;
Keine Feierlieder schallen,
Keine Beter sieht man wallen
Nach dem heil'gen Dom.

Mag auch festlich im Kalender
Heut des Heil'gen Name steh'n,
Nimmer soll der Segenspender
Seiner Priester Prunkgewänder
Am Altare seh'n.

Einzig treu dem alten Glauben
Blieb der Kirche Organist:
„‚Schmuck und Bilder mögt ihr rauben,
Eines müßt ihr mir erlauben
Noch zu dieser Frist:

Einmal noch will ich mich laben
An dem frischen Orgelhauch,
Kann ich dieses Eine haben,
Wohl! dann mögt ihr mich begraben
Mit der Orgel auch.‘“

Und er schafft sich durch's Gedränge
Festen Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug gestockten Menge
Raschen Laufs voran.

„‚Hin zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, springet auf,
Wo noch schlummernd in der Wiegen
All die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!‘“

Wie mit leisem Geisterbeben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen sie zu schweben,
Hoch und höher sich zu heben,
Wie der Aar sich schwingt.

Und der Dämmrung süße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menschenleeren Räume
Wälzet seine Wogenschäume
Der gewalt'ge Strom.

Seelenvolle Phantasieen
Ringen mit des Schmerzens Drang,
Die sich suchen, die sich fliehen,
Kaum gebunden, sich entziehen
Jedem Regelzwang.

„‚Heil'ge Orgel, himmlisch Wesen,
Die zu meiner süßen Braut
Ich vor allen hab' erlesen,
Du, an der mein Herz genesen,
Seit ich dir getraut!

Bald nun wirst du ewig rasten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen schwarzen Tasten
Allen meinen Kummer lasten,
Eh' das Herz mir bricht!

Blast, ihr Bälge, Pfeifen, klinget,
Rausche mächtig, du Pedal!
Frisch hervor, Register! springet,
Klaget, jubelt, zürnet, singet,
Ach zum letztenmal!‘“

‚Armer Judas‘, hebt zu klagen
Nun die Orgel wimmernd an,
‚Armer Judas, kannst du's wagen,
Armer Judas, soll ich sagen,
Was hast du gethan?‘

Stiller Wehmuth Thränen rollen
Ihm in seinen dunkeln Bart,
Bis zur letzten jammervollen
Liebesschwermuth angeschwollen
Ihm die Seele ward.

Nimmer kann er es vollenden,
Ohnmacht überwältigt ihn;
Ach, sie kommen, sie zu schänden,
Seine Braut, mit rohen Händen, —
Taumelnd sinkt er hin.

In Sankt Vincenz' Münsterhallen
Dringet jetzt der Stürmer Heer,
Wild Gelächter hört man schallen,
Unter Beiles Schlägen fallen
Noch der Heil'gen mehr.

Wie die Bilder sie zerschlugen,
Rissen sie der Orgel Haus
Jubelnd aus den letzten Fugen,
Und den Organisten trugen
Sie für todt hinaus.

555. Luther und der Fleischer.

Ob seiner lieben Bibel wacht
Der Doktor Luther Tag und Nacht,
Wohl ist ihm trefflich schon gelungen,
Zu fassen sie in deutsche Zungen;
Doch immer tiefer will er graben,
Und immer besser will er's haben,
Damit der heil'gen Rede Fluß
Ihm fließe recht aus einem Guß;
Damit aus deutschem Volkesmund
Des Herren Wille werde kund
Und seine Gnade offenbar
So klar und wahr, so ganz und gar,
Als ob es so vom Himmel her
Auf deutsch zu uns geredet wär'.
Das ist sein Flehn, sein Wunsch und Ziel;
Doch macht's ihm saure Arbeit viel;
Was du, mein lieber Christ! im Flug
Nun liesest und in einem Zug,
Drob hat er oft in Schweißesdrang
Gerungen viele Monden lang;
Vergiß drum nicht in stolzem Wahn,
Wie er gebrochen hat die Bahn,
Auf der sich's läuft so glatt und gut,
Vergiß es nicht im Uebermuth!
Komm, sieh ihn da geduldig weilen
Und an den Büchern Mosis feilen;
Sieh! wie sich der Leviticus
In deutsche Satzung fügen muß;
Was alles ward in Israel
An Fleisch und Blut, an Oel und Mehl
Geopfert einst zu Speis und Trank,
Zur Sühne hier und dort zum Dank,
Das alles soll nun härchenklein
In gutem Deutsch geboten seyn.
Sieh hier geschrieben das Gesetz,
Wo von der Leber und dem Netz,
Den Nierenstücken und dem Fett
Des Weit und Breiten wird geredt.
Wem stünde der Verstand nicht still,
Wenn er das alles nennen will
In gutem schlechtem deutschem Wort,
Daß Jeder es versteh' so fort?
Auch Luther lange denkt und sinnt,
Und wie er denkt und wie er sinnt,
Ein Schaf zu blöcken noch beginnt;
Wen soll das nicht im Denken stören?
Dem Luther half's, wie du wirst hören.
Frau Käthe, die, wie sich's gebührt,
Das Amt in Küch' und Keller führt,
Damit nach wohl vollbrachtem Werke
Der Mann an Speis und Trank sich stärke,
Hat einen Schöpsen in das Haus
Gekaufet für den Abendschmaus,
Bestellt den Metzger auch dazu,
Daß er dem Schaf nach Willen thu'.
Der kommt dem Luther wie gerufen,
Hinunter flugs! der Treppe Stufen,
Macht er sich auf des Hauses Flur,
Damit er schau' die Kreatur,
Die eben unter Fleischers Hand
Auszieht ihr schweres Wollgewand
Und Jeden, der es will, auf's Best'
Tief in ihr Inn'res blicken läßt.
Der Fleischer schneidet und zerlegt,
Grad wie ein rechter Fleischer pflegt;
Der Luther schaut ihm schweigend zu,
Und endlich spricht er: Höre du,
Ich möchte wohl bei meiner Ehre
Noch bei dir gehen in die Lehre.
Der Fleischer fasset sich ein Herz
Und spricht: Wie meint Ihr solchen Scherz?
Herr Doktor! das wär' wohl verkehrt,
Wenn Metzger Klaus den Luther lehrt'!
„Du nennst mich Doktor? — wohl, es sei,
Doch wisse, die Anatomei
Ist mir nicht eben so bekannt,
Wie sonst Doktoren hie zu Land;
Und weil sich dies nicht lernt im Schlaf,
Will ich es lernen hie am Schaf;
Des armen Schülers dich erbarm',
Und nenn' ihm alles, Darm für Darm,
Und Bein für Bein und Haut für Haut,
Milz, Leber, Magen, wie man's schaut
Am Schafe, nenn' mir alles laut,
Auch Herz und Nieren, Stück für Stück,
Und sag' von jedem, wie man's drück'
Mit seinem rechten Namen aus."
Ein solches thut der Fleischer Klaus,
Er nennet alles wie er's weiß,
Und Luther höret zu mit Fleiß,
Und merkt sich alles wohl und gut,
Wie's kaum ein Studiosus thut.
Und als von der Anatomei
Die Lektion war bald vorbei,
Dankt er dem Fleischer freundlich gar,
Läßt reichen einen Trunk ihm dar;
Er aber kehrt zum Bibelbuch
Zurück, damit er gleich versuch'
Zu nennen alles härchenklein,
Grad eben wie's genannt sollt' seyn,
Und fertigt den Leviticus
Aus einem Gusse bis zum Schluß.

---

556. Die Martinsgans.

Des Doktor Luthers Tisch ist männiglich bekannt,
Nach ihm viel schöne Reden sind genannt;
An Doktor Luther's Tisch hat Mancher schon gesessen,
Der neben frischem Trank und gutem Essen
Noch eine gute Lehre fein
Hat mit erhalten obendrein.
So ist es jenem Herrn mit seinem Sohn ergangen.
Von Hamburg war der Herr, ein Kaufmann, groß und reich,
Ein Herr des hohen, weisen Raths zugleich,
Den trieb ein gründlich löbliches Verlangen,
Es soll der Sohn sich baare Weisheit holen,
Nach Wittenberg aus weiter Fern'.
Er stellt dem Luther vor den jungen Herrn,
Der sei, Herr Doktor! Euch auf's Best' empfohlen.
„Viel Ehr' für mich, habt dessen großen Dank,
Ihr bleibt doch heut' an meinem Tische
Und nehmt vorlieb mit Speis und Trank;
Müßt kosten meines Teiches Fische,
Die Schöpsenkeule auch, die frische,
Und endlich noch zu meines Namens Ehren,
Weil Martinstag, die Martinsgans verzehren."
Indeß erscheinen zu dem Namensfeste
Herr Philipp und noch viele Gäste,
Zuletzt des Hauses Ehr', die züchtige Frau Käthe.
Herr Luther spricht das Tischgebete.
Und wie sie in der Runde sitzen,
Und Luther bald mit ernstem Glaubenswort,
Bald wieder mit den kräfen, deutschen Witzen
Die Gäste speist an einem fort,

So daß sie wahrlich bald das Essen
Ob solch' gewürzter Kost vergessen,
Blieb auf den Gänsebraten steif erpicht
Sinn und Gemüth des jungen Herrn gericht't.
Er mißt ihn mit den Augen lüstern,
Den Broden schlürfen seine Nüstern,
Die Phantasei des jugendlichen Essers
Folgt in Gedanken schon dem Schnitt des Messers,
Und triefen sieht sie mit herzinn'ger Lust
Das reiche Fett von der gewölbten Brust.
Herrn Luther hat es damit gute Wege;
Daß er gleich auf die Schöpsenkeule
Den Gänsebraten auch zerlege,
Das, däucht ihm, habe keine Eile.
Er lehret wacker fort noch eine gute Weile.
Auch Meister Philipp trägt aus seinem Schatz
Manch edel Wort herfür am rechten Platz;
Wie Honig fleußt die Weisheit ihm vom Munde,
Er gibt des Guten mehr in einer Stunde,
Als leider man oft manchen Tag
An manchem Tische hören mag.
Der alte Herr fand höchlich sich erbauet,
Er hört gespannt, in ernster Seelenruh',
Den hochgelahrten Dingen zu.
Der Junge hat den Schöpsen längst verdauet,
Voll zarten Mitleids auf die Gans er schauet:
Wie lange wird noch der Zerleger zaudern?
Sie werden doch den Braten nicht verplaudern?
Kaum scheinet nahe des Gesprächs Beendung,
Flugs nimmt es wieder eine neue Wendung,
Doch all der süßen Worte Kraft und Huld
Bezwingen nicht des Magens Ungeduld.
Nicht länger mag der Jüngling sich enthalten;
Weil noch in Wort und Geist vertieft die Alten,
Rückt er, zu seines Leibes Zeitvertreibe,
Dem halbvergess'nen Gänseleib — zu Leibe.
Erst pickt und klaubt er an der Krust' umher,
Das weckt und nähret ihm die Lust nur mehr,
Und immer wird dem Thier er inniger vertraut,
Bis er sich von der röschen Gänsehaut
So viel herunter hat gekrabbelt und gezupft,
Als wär' zum zweitenmale sie gerupft.
So muß ein Stück ihm nach dem andern weichen.
Des lachten heimlich wohl die Tischgenossen,
Herrn Philipp hat's absonderlich verdrossen,
Auch Doktor Luther sieht's, thut aber nicht dergleichen.
Die Nachsicht macht den jungen Lecker
In seiner Arbeit um so kecker,
Der, wie das Herz ihm in dem Leibe wächst,
Nur immer tiefer gehet in den Text.
Schon bleibt ihm von der Haut nichts weiter abzustreifen,
So fängt er heimlich an die Schenkel abzukneifen,
Bald wird er an den Flügeln sich vergreifen,
Das Fleisch herunter lösen von der Spule.
Jetzt rückt der Luther näher mit dem Stuhle,
Beginnt gemach den alten Herrn zu fragen:
„Wollt, lieber Herre mein, Ihr mir nun ehrlich sagen,
Was soll dereinst auf dieser Erden
Aus diesem jungen Blute werden?"
Der Kauf- und Rathsherr, ob der Frag' erstaunt,
Antwortet übel fast gelaunt:
„„Ich dächt', das solltet Ihr ja wissen,
Der Künste soll er seyn beflissen,
Die Weltweisheit soll er studiren,
Vom Jus ein wenig profitiren,
Und auch in der Theologei
Sei er nicht ganz ein purer Lai;
Deßwegen bracht' ich ihn zu Euch.
Doch bitt' ich, merket wohl, mein Sohn ist reich,
Schon hat er eigne Schiffe auf dem Meere,
Im Staate warten seiner Amt und Ehre,
O kommt er einmal nur nach Haus zurück,
Dann macht der Junge bald sein Glück,
Die Braut fehlt auch nicht dem Bewerber . . .""
„Ei! unterbrach der Doktor ihn,
Dacht' anders just in meinem Sinn,
Ich meinte traun! er würd' ein Gerber."
„„Ein Gerber? pfui! mein Sohn ein Gerber!
Mein Doktor, mein! wie kam Euch dies zu Sinn?""
Der Luther drauf mit scharfem Blicke
Weist auf den nackten Braten hin,
„Da habt ihr das Gesellenstücke,
Wer hätte dies dem Knaben zugetraut,
So aus dem Grund gegerbt die Gänsehaut!"
Des lachten alle Gäste laut.
Drob war der alte Herr fast gar verlegen
Und schalt den Buben aus von Rechtes wegen,
Schier hätt' er selber Lust, den Leibeserben
Zur Meisterprobe weidlich abzugerben,
Hätt' nicht der Luther gnädig ihn vertreten,
Um Ablaß für den Sünder jetzt gebeten.
„„Nun wohl, dem Jungen sei der Streich verziehn,
Doch eine Buße zahl' er immerhin,
Nehmt, lieber Doktor! diese zwei Dukaten
Für den geschundnen Gänsebraten.""
Allein der Doktor Luther spricht:
„Um Geld gab ich die Lehre nicht."
„„Wohl, wenn Ihr anders denn nicht wollt,
So nehmt den Wein Ihr für das Gold.""
Schnell wird ein Bote ausgesandt —
„„,Vom besten aus dem Ungerland
Füllt an die Humpen bis zum Rand!
Dem Martin Luther laßt zu Ehren
Uns diesen ersten Becher leeren!'""
Der Luther darf sich dessen nimmer wehren,
Den Becher nimmt bescheiden er zur Hand
Und spricht gesetzt, zum alten Herrn gewandt:
„Mein Ehrengast! war ich auch gleich ein wenig derber,
Verzeiht dem alten Manne seinen Scherz,
Nicht übel meint' ich's wahrlich mit dem Gerber,
Doch lehr' ich's heut' und lehr' es allerwärts,
Das junge Volk, das soll man redlich strafen,
Und wären's eitel Fürstensöhn' und Grafen.
Hat Euer Sohn ein feines, frommes Herz,
So wird in Glimpf das Weitere sich geben,
Für heute laßt die Gerbergilde leben!"
So endet' dieser Schimpf in gutem Frieden,
Mit Lachen ist der alte Herr geschieden,
Der Junge blieb dem Doktor anvertraut
Und ist als eine gute deutsche Haut
Bei diesem Gerber wohl gerathen,
Dacht' seiner Lebtag an den Gänsebraten.

---

537. Rektor Quand.

Auf ernstem Haupt die schwarze Mütze,
Das Haselzepter in der Hand,
Hält seine Schule Rektor Quand.
„Wer kommt?" „Herein!" Der König Fritze!
Doch die Mütze
Bleibt auf ihrem alten Sitze.

In allen Fällen, Moden, Zeiten
Jagt er das junge Volk umher,
Und läßt es drauf in Kreuz und Quer
Anchises' frommen Sohn begleiten,
Nur die Mütze
Bleibt auf ihrem alten Sitze.

Dann fragt er nach gar vielen Namen,
Nach manchem edlen Fürstenhaus,
Des Königs Siege streicht er aus,
Der nicket Beifall dem Examen;
Doch die Mütze
Blieb auf ihrem alten Sitze.

Der König geht, und auf dem Fuße
Folgt ihm des alten Rektors Schritt;
Gar ehrerbietig vor ihn tritt
Der Greis zum unterthän'gen Gruße,
Und die Mütze
Fliegt vom Haupte wie im Blitze.

„Zu bringen meine Huldigungen
Sei, Majestät! mir jetzt erlaubt,
Doch nie entblößt sich dieses Haupt
Da drinnen vor den losen Jungen;
Denn die Mütze
Ist des Rektors Kron' und Stütze.

Daß er sich einem Höhern beuge,
Das nehme keine Bubenschaar
An diesem alten Rücken wahr,
Der König sei allein deß Zeuge!"
Und die Mütze
Setzt ihm auf der König Fritze.

---

558. Der alte Ziethen.

Der König macht' ein großes Mahl,
Es war Charfreitag eben;
Der König hatt' 'nen General,
Der war ihm treu ergeben.

Wer kennt den tapfern Ziethen nicht
An seinen grauen Haaren?
Nicht an den Schmarren im Gesicht
Den Meister der Husaren?

Der, wie er Allen stets voraus,
Wo Schuß und Hiebe fallen,
Der soll auch bei dem Königsschmaus
Der Erste seyn von Allen.

So will's des Königs Majestät;
Doch also läßt der Ziethen,
Wie's eben ihm um's Herze steht,
Dem hohen Wirth entbieten:

„Charfreitag ist's; von seinem Thron
Hat mich der Gott der Gnaden,
Mich heute mein Erlöser schon
Zu seinem Tisch geladen!" —

Und wieder gab ein großes Mahl
Der König seinen Degen,
Und Ziethen auch, der General,
Ist frisch und froh zugegen.

Der Becher kreis't in wilder Lust,
Die Geister sind im Schwunge,
Es lüftet freier sich die Brust,
Und leichter wird die Zunge.

Champagner knallt; es schießt der Witz
Des Königs Blitz auf Blitze;
Denn unter Allen leuchtet Fritz
Mit seines Geistes Witze.

Doch wehe! wenn des Witzes Spiel
In frechen Spott sich endet,
Doch wehe! wenn des Blitzes Ziel
Sich nach dem Himmel wendet.

„„Sieh da, mein frommer General!
Ziethen, sei Er willkommen;
Wie ist Ihm denn das Abendmahl
Von Seinem Herrn bekommen?""

Und laut erschallt im Königssaal
Ein wieherndes Gelächter;
Denn auch der Dümmste fühlt einmal
Sich witzig als Verächter.

Den alten Ziethen irrt es nicht,
Stolz hebt er sich vom Sitze,
Den edlen Zorn im Angesicht,
Im Auge Schlachtenblitze.

Und vor den König tritt er hin
In seinen grauen Haaren:
„Herr! daß ich keine Memme bin,
Hast Du bei Prag erfahren.

Dem Tod hab' ich in's Aug' geschaut
Bei Hennersdorf und Leuthen,
In Deinem Dienst bin ich ergraut;
All das will Nichts bedeuten.

Und willst Du meinen Kopf, ich leg'
Ihn heute Dir zu Füßen,
Doch Einem wirst in alleweg
Auch Du dich beugen müssen.

Der ist's, der in dem Schlachtendrang
Mich trug auf Adlersflügeln,
Der mir die Siegesfahne schwang
Auf blut'gen Leichenhügeln;

Der über Schatt und Tod und Graus
Dein treues Heer geführet —
Herr! ist's mit diesem Glauben aus,
Dann hast Du ausregieret."

Der König hört's, der König schweigt,
Verstummt ist das Gelächter;
Vor seinem König steht geneigt
Der königliche Fechter.

Der König faßt ihn bei der Hand:
„„O Glücklicher! nicht rauben
Will solchen Glauben ich dem Land,
Bleib Er bei Seinem Glauben!""

Gustav Theodor Fechner,

pseudonym Dr. Mises, wurde am 19. April 1801 zu Großsährchen bei Muskau in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor denselben im 5. Jahre und wurde von da an bis zum 13. Jahre von seinem Onkel Fischer (jetzt Superintendent in Sangerhausen) erst in Wurzen, dann in Ramis erzogen, und in alten Sprachen so weit gebracht, daß ein nachheriger 2½jähriger Gymnasialbesuch (erst in Sorau, dann in Dresden) hinreichte, ihn vollends zur Universität vorzubereiten. Mit 15½ Jahren ging er von der Dresdener Kreuzschule ab, besuchte erst ein halbes Jahr lang die chirurgische Akademie in Dresden und bezog dann die Universität in Leipzig (seitdem sein bleibender Wohnort), um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Er absolvirte zwar dieses Studium und bestand das theoretische und praktische Examen darin; promovirte jedoch nicht, da die erlangte Ueberzeugung von der großen Unsicherheit der praktischen Medizin ihn keine Befriedigung in Ausübung derselben hoffen ließ. Im Gegensatz damit gewann er Neigung zu den exakteren mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, und beschloß, sich zum akademischen Lehrfache darin auszubilden. Der gänzliche Mangel an äußern Mitteln einerseits und die Natur seiner geistigen Anlagen anderseits, welche ihm philosophische Gesichtspunkte stets geläufiger machte als mathematische, setzte ihm indeß hiebei große Hindernisse entgegen und veranlaßte ihn zu Anstrengungen, die später schlimme Früchte für ihn trugen. Um den Gesichtspunkt wissenschaftlicher Förderung mit der Rücksicht auf Gewinnung von Subsistenzmitteln möglichst zu vereinigen, beschäftigte sich Fechner hauptsächlich mit Uebersetzung und Bearbeitung ausländischer wissenschaftlicher Werke, welche in sein Fach einschlugen. Hieher gehören seine Bearbeitungen von Biot's und Jenard's Werken über Physik und Chemie, denen er später Repertorien über die neuern Entdeckungen im Gesammtgebiete der Physik und Chemie folgen ließ. Auch begründete und redigirte er eine Anzahl von Jahren hindurch das pharmazeutische Zentralblatt. Nachdem er durch seine literarische Thätigkeit die Mittel gewonnen, sich einen Apparat anzuschaffen, fing er an, sich mit eigenen Experimenten, namentlich im Gebiete des Galvanismus, zu beschäftigen, wovon die wichtigsten Resultate in einer besondern Schrift („Maßbestimmungen über die galvanische Kette" 1831) niedergelegt sind. Im Jahr 1834 erhielt er an der Stelle des Professor Brandes die Professur der Physik in Leipzig, nachdem er sich schon früher als Dozent habilitirt und Vorlesungen über einzelne Zweige der Physik gehalten hatte. In dieser Funktion blieb er bis zum Jahre 1840, wo der Eintritt eines schweren Leidens ihn nöthigte, dieselbe aufzugeben.

Die Anstrengungen der vergangenen Jahre hatten nachtheilige Folgen für seine Gesundheit und insbesondere ein Kopfleiden zurückgelassen, das ihm gleich anfangs die Vertretung seines Amtes sehr erschwerte, indem das mathematische Denken, wozu doch stets Aufforderung vorlag, nicht mehr von ihm vertragen ward, ein Umstand, der sein Leben sehr verdüsterte, da er wohl fühlte, auf diese Weise seiner Stellung nicht erforderlich Genüge leisten zu können. Schon zeitig reifte daher der Entschluß in ihm, wo möglich zu einem andern Fach überzugehen. Um eine Zeit lang einen Gegenstand minder anstrengender Beschäftigung und zugleich eine Ergänzung seines unzureichenden Gehalts zu gewinnen, kam er auf den Gedanken, ein größeres encyklopädisches Werk herauszugeben, welches für Befriedigung der praktischen Bedürfnisse des Lebens ungefähr dasselbe leisten sollte, als die Konversationslexika für Befriedigung der Wissensbedürfnisse. Während der Jahren (von 1834 bis 1838) beschäftigte er sich neben dem, was sein Beruf unumgänglich erforderte, fast ausschließlich mit diesem Werke, welches unter dem Titel Hauslexikon in acht Bänden erschienen ist. Nach Beendigung desselben kehrte er zu einer experimentalen Thätigkeit zurück, deren Resultate sich in einer Anzahl Abhandlungen in Paggendorff's Annalen niedergelegt finden. Eine Klasse seiner Versuche (über subjektive optische Erscheinungen) gab ihm Anlaß, sein Auge oft den stärksten Lichtreizen auszusetzen. Da dies nicht mit gehöriger Vorsicht geschah, erfuhr seine Sehkraft eine Schwächung, wozu Lichtscheue trat, welche bald so weit gediehen, daß sein Auge zu jedem Gebrauche unfähig ward, und er das finstre Zimmer nur mit der Binde vor den Augen verlassen konnte, ein Zustand, der von 1840 bis 1843 währte. In diese finstere Zeit fällt die Abfassung des größeren Theils seiner Gedichte, so wie der kleinen poetischen Räthselsammlung, welche in Nieritz' Volkskalender (Jahrg. 1845 und 1846) erschienen ist. Inzwischen ward ihm jedes Mittel der Unterhaltung abgeschnitten, als der fortwährend angegriffene Zustand seines Kopfes sich allmälig so verschlimmerte, daß er dem Zustande der Augen nichts nachgab; auch bot er ganz ähnliche Verhältnisse dar. Bei fortgehends wachem und klarem Bewußtseyn und dem lebhaftesten Drange nach geistiger Beschäftigung konnte er doch weder das geringste eigene Nachdenken, noch selbst Vorlesen oder ein Gespräch mit Andern mehr vertragen, so daß er genöthigt war, sich wie vom Lichte, auch vom Umgange mit Menschen ganz abzusondern. Seine Beschäftigung beschränkte sich nun fast allein noch darauf, im finstern Zimmer Späne, Bohnen, Rüben zu schneiden, Charpie zu zupfen und was dergleichen mehr ist. Dieser traurige Zustand, in dem er der Anspannung aller seiner moralischen Kraft bedurfte, um nicht der Verzweiflung zu erliegen, dauerte fast ein Jahr, wonach wie durch eine Art inneres Wunder eine fast plötzliche Besserung sowohl seines Kopfes als seiner Augen eintrat, wodurch er seitdem wieder in den Stand gekommen ist, sich beider zu bedienen, wenn auch nur mit Vorsicht und Schonung. Seit 1846 hat er wieder Vorlesungen zu halten begonnen, auch einige Schriften nach seiner Krankheit herausgegeben („Ueber das höchste Gut", und „Vier Paradora"); ist aber zu seinen früheren Beschäftigungen nicht wieder zurückgekehrt, um sich nicht der Gefahr eines Rückfalls auszusetzen, hat sich vielmehr einer mehr philosophischen Richtung zugewandt. Seine jetzigen Vorlesungen beziehen sich auf Anthropologie, Naturphilosophie und Moralphilosophie.

* * *

Fechner ist einer der geschätztesten Humoristen der Gegenwart. Seine Schreibart, mit der poetischen Prosa Jean Paul's in mancher Hinsicht verwandt, ist eine eben so klare und geistreiche, als reizende und witzige. Sie neigt vorzugsweise zum Piquanten, Pointen- und Antithesenreichen. Von durchgehendem humoristischen Inhalt sind seine Schriften: „Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht", — „Panegyrikus der jetzigen Medizin und Naturwissenschaften", — „Schutzmittel für die Cholera", — und: „Vier Paradora." In den übrigen Schriften: „Stapelia mixta", — „Ver-

gleichende Anatomie der Engel" (eine Hypothese über die Beschaffenheit der auf der Sonne lebenden Wesen), — „Ueber einige Bilder" 2c. werden ernsthafte Gegenstände größtentheils in scherzhafter Form behandelt. Sein „Büchlein vom Leben nach dem Tode" hingegen enthält die durchgehends ernsthafte Entwicklung einer besondern Ansicht über die Art unserer Existenz im künftigen Leben. Seine „Gedichte" zeichnen sich mehr oder weniger durch glückliche, eigenthümliche Auffassung, elegante Darstellung und Ausführung, ernstes und tiefes Gefühl aus. Obgleich sich auch hier der feine Humor, die heitere und schalkhafte Laune nicht verleugnet, z. B. in der originellen Fabel „Der Mäusehimmel", so tragen sie doch größtentheils den Charakter einer durch die oben berührten physischen Leiden des Verfassers getrübten, düster elegischen Stimmung. „In seinen Gedichten herrscht" — mit Menzels Worten — „mehr die Nachtseite des Humors; die Phantasie des Dichters schweift gern in's Nächtliche, Geisterhafte; sein Herz neigt zur sanften Trauer, zu innigen Rührungen" 2c. Von seinen Romanzen schlagen einige den Volkston glücklich an, z. B. „Botschaft von der Jagd"; andere streifen mehr an's Natursymbolische und Allegorische. Eine seiner schönsten lyrisch-epischen Darstellungen ist „Der gute Schmied", phantasiebelebt, sinnig und seelvoll; sie wird ohne Zweifel die Runde durch alle späteren Anthologieen machen.

Schriften:

Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht. Leipzig 1821; 2. Aufl. 1832.
Panegyrikus der jetzigen Medizin und Naturwissenschaften. Das. 1822.
Stapelia mixta. Das. 1824.
Vergleichende Anatomie der Engel. Daselbst 1825.
Schutzmittel für die Cholera. Das. 1832; 2. Aufl. 1837.
Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Das. 1836.
Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung. Das. 1839.
Gedichte. Das. 1841.
Ueber das höchste Gut. Das. 1846.
Vier Paradoxa. Das. 1846.

---

559. Der Mäusehimmel.

Ein Mäuslein sprach einst zu der Maus:
Wenn seyn wird unser Leben aus,
Das wir geführt auf dieser Erden,
Was wird doch künftig aus uns werden?

Die Maus spricht: Mäuslein, hast du hier
Gelebt in Tugend für und für,
Wirst du zwei schöne Flügel kriegen,
Als Engel in den Himmel fliegen;

Wirst finden dort ein voll Gedeck
Von himmlischem statt ird'schem Speck,
Wirst schweben hoch ob allen Katzen,
Und nimmer fürchten ihre Tatzen.

Das Mäuslein spricht: O Seligkeit,
Hätt' ich doch schon mein Engelskleid!
Doch sprich, will's denn kein Engel gönnen,
Daß wir ihn hier schon schauen können?

Die Maus zum Mäuslein spricht darauf:
Wer schaut recht stät nach oben auf,
Dem mag's zuweilen wohl geschehen,
Daß sich ein Engel lässet sehen.

Das Mäuslein schrieb sich's in den Sinn,
Lief manchen Tag noch her und hin,
Und kam, verlockt durch Wohlgerüche,
Einstmals auch auf den Herd der Küche.

Als es da hat empor geblickt,
Wie wird sein ganzer Sinn entzückt!
Erfüllet ist nun all sein Hoffen,
Den Himmel sieht's auf einmal offen.

Der hänget ganz voll Himmelsspeck,
Und wirkend an dem höhern Zweck
Schaut nieder auf die Welt voll Mängel
Die Fledermaus als Mäuse-Engel.

Das Mäuslein, dem ward dies Gesicht,
Vergaß es all sein Lebtag nicht;
Ein Maler ward's von heil'gen Bildern,
So schön wußt' Engel kein's zu schildern.

O Mäuslein, wie verdienst du Neid!
Der Mensch niemals bracht' es so weit,
Daß er den Himmel, den er baute,
Auch leiblich hier mit Augen schaute.

---

560. Der Geist im Kötschachthal.

Dort, wo die Kötschach brauset,
Der alte Berggeist hauset,
Der Geist war menschenscheu.
Ihn selber siehst du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch seine Spur stets neu.

Am langen Thales-Ende
Erheben sich die Wände
Des hohen Tischlklar;
Da liegt sein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tausend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet,
Und Hügel lachend kränzet,
So schlummert er noch fest;
Doch steigt der Sommer nieder,
Regt er die Riesenglieder,
Geweckt vom lauen West.

Das gibt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die stürzet als Lawine,
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felsenstück.

Er sprengt des Frostes Klammern,
Da öffnen sich die Kammern
Des Gletschers, und heraus
Bricht seine Silberheerde,
Sich sehnend nach der Erde,
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß sie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich springet
Die weiße muntre Schaar;
Sie schäumen und sie spritzen
Und alle Wände glitzen
Am stolzen Tischlklar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörst nicht seinen Schritt,
Hörst nur die Kötschach grollen,
Wenn Felsentrümmer rollen
Herab von seinem Tritt.

Du siehst nicht seine Mienen,
Siehst nur die Wälder grünen,
Wie er sie angeschaut;
Ob dir auch nichts geschähe,
Dran fühlst du seine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Er will, du sollst ihn meiden,
Mag nicht den Menschen leiden
In seiner Freuden Kreis;
Nur einem einz'gen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiste weiß.

*561. Die Krone und das Lamm.

Es war ein schöner Garten;
Der kleine Königssohn
Spielt dort auf goldnem Gange
Mit einer goldnen Kron'.

Es war eine grüne Wiese;
Da trieb mit grünem Reis
Ein fröhlich Kind sein Lämmlein,
Das wie der Schnee so weiß.

Das Gatter, das stand offen:
„Dein Lämmlein gib es mir!" —
„„Mein Lämmlein sollst du haben,
Doch gib die Krone dafür!""

Er setzt ihr auf die Krone:
„Meine Königin sollst du seyn!"
Sie bringt ihm zu das Lämmlein:
„„Und du der Schäfer mein!""

Das Gatter wird verschlossen,
Das Kinderspiel ist aus,
Da nimmt er heim seine Krone,
Sie treibt ihr Lamm nach Haus.

Das Schloß am Gatter verrostet;
Nun trägt er die Krone hehr,
Sie weidet allein ihre Schafe;
Keins sieht das Andre mehr.

Doch an dem letzten Abend
Noch sieht der König ziehn
Am Himmel ein silbernes Lämmlein,
Die Schäferin Kronen glühn.

*562. Windesbotschaft.

Geh Wind, geh Wind
Ueber's Wasser geschwind!
Da sitzt ein arm Kind,
Dem ist wohl bange, wohl bange,
Das härmt und grämt sich schon lange.
Geh Wind, geh Wind
Ueber's Wasser geschwind;

Und Botschaft bring
Dem armen Ding;
Du kennst sie am Ring,
Am Ring, dran ist eine Taube,
Den gab ich in heimlicher Laube
Dem armen Ding,
Und ging und ging.

Sag', daß ich schwomm
Zu Meer, daß ich komm',
Bin wieder fromm.
Im Fenster des kleinen Häuslein
Da findst du ein Myrtensträußlein,
Dem sag' im Ziehn:
Sei grün, sei grün!"

Der Wind richt'ts aus,
Er find't das Haus
Mit dem Myrtenstrauß;
Da spricht er ohn' Besinnen:
„Sag', ist das Mägdlein drinnen,
Das arme Ding
Mit dem Täublein am Ring?

Der bring' ich her
Gar schöne Mär',
Die stillt die Zähr',
Macht ihr wohl frohe Mienen;
Du aber sollst schön grünen
Zum Hochzeitskranz;
Ich komm' zum Tanz."

„„Nicht hier, o Wind,
Such's arme Kind;
Fahr' hin zur Lind'!
Da ruht's, hat schon sein Kränzlein,
Magst tanzen dort dein Tänzlein.
Deine Mär', o Wind,
Frommt nichts dem Kind.""

*563. Die Botschaft von der Jagd.

Was schlägt so grimm mit Flügeln,
Was hackt an's Fenster wild?
Es ist des Herren Falke:
„Sag' an, Falk', was du willt?

Der Herr zur Jagd ritt nieder;
Wie kehrt er heim schon wieder?
Der Falk' ist treu dem Herrn,
O Buhle, bleibe fern!"

Was heulet vor der Thüre,
Was kraẞt daran so wild?
Es ist der Hund des Herren:
„Sag' an Hund, was du willt?
Der Herr zur Jagd ritt nieder;
Wie kehrt er heim schon wieder?
Der Hund ist treu dem Herrn:
O Buhle, bleibe fern!“

Was wiehert vor dem Thore,
Was stampft und scharrt so wild?
Es ist des Herren Rappe:
„Sag' an Rapp', was du willt?
Der Herr zur Jagd ritt nieder;
Wie kehrt er heim schon wieder?
Das Roß ist treu dem Herrn,
O Buhle, bleibe fern!“

Was steigt hinan die Stiegen,
Was klopfet an so wild?
Der Herr ist's nicht, der Buhle:
„Sag' Buhle, was du willt?
Der Herr zur Jagd ritt nieder,
Doch kehrt er heim schon wieder;
Mir banget vor dem Herrn;
O Buhle, wärst du fern!“

Sein Arm thät sie umringen,
Sein Arm und Wort war wild:
„„Das hab' ich gut besorget,
Sag', was du mehr noch willt?
Dein Herr soll uns nicht stören,
Dein Herr soll mir nicht wehren,
Was fürcht' ich deinen Herrn!
Der bleibt im Walde fern.““

Am Fenster schlägt's mit Flügeln,
Heult an der Thüre wild,
Es stampft und scharrt am Thore,
Vom Schwert es blutroth quillt.
Es geht durch's Schloß ein Grauen, —
„Gott helf' mir armen Frauen!
Du schlugest meinen Herrn,
Nun bleib' mir ewig fern!“

*564. Der gute Schmied.

'S ist in der guten Schmiede still,
Verlöschen auf dem Herde will
Der Kohlen letztes Funkeln;
Der Blasbalg sauset aus sein Lied,
Der starke Hammer hat nun Fried',
Der Schmied sitzt still im Dunkeln.

„Ei Hammer, wardst mir heut so schwer,
Ich fühl's, es taugen mir nicht mehr
Zu ird'schem Werk die Hände;
Bitt', Gott, doch drum aus Herzensgrund,
Wollst bald mir geben Feierstund',
Und selig mach' mein Ende.“

Wie er so sitzt und vor sich schaut,
Gemahnt's der Jugend ihn, der Braut,
Die Gott von ihm geschieden:
„Und laß' ich Weib und Kind nicht hier,
So soll zurück doch bleiben mir
Der Ruf des guten Schmieden.“

Da hört er's nahn mit leisem Schritt,
Ein Mägdlein, weiß von Kleide, tritt
In's Dunkel seiner Hütte;
Es beut ihm frommen Gruß die Maid
Und spricht: ‚Eh' Ihr macht Feierzeit,
Gewährt noch eine Bitte:

Grabscheit und Schaufel brauch' ich neu;
Sorgt, daß mir beides fertig sei
Zur Arbeit früh im Grünen;
Und, dünkt es Euch auch etwas spat,
Wißt, es ist eine gute Saat,
Zu der sie müssen dienen.‘

Der Stimme heller süßer Klang
Den alten müden Schmied bezwang;
Er spricht: „Gilt's gutem Werke,
Steht meine Hand Euch zu Gebot,
Und gibt mir Müdigkeit auch Noth,
Gibt Gott dazu wohl Stärke!“

Er schürt der Kohlen Rest zurecht,
Er zieht am Blasebalg nicht schlecht,
Die Gluth muß wieder lodern;
Er legt hinein das Eisen gut,
Schaut sorglich nach, recht ist die Gluth,
Nun wird es Arbeit fodern.

Erst hebt er an mit Schlägen schwach,
Doch bald wird alte Kraft ihm wach,
Wird Jugend in ihm mächtig;
Es wächst dem Hammer die Gewalt,
Der Ambos stark und stärker hallt,
Die Funken stieben prächtig.

Die Maid ihn wohl nicht stören will,
Sie stehet vor dem Ambos still,
Indeß die Arbeit währet;
Die Gluth bestrahlet ihr Gesicht,
Ihr Antlitz und ihr Kleid sind licht
Wie Morgenroth verkläret.

Vollbracht ist halb der Arbeit Lauf,
Da hebt der Schmied die Augen auf,
Sieht stehen sie im Glanze; —
So stand die Braut, die ihm geraubt
Der Herr, bevor sie noch ihr Haupt
Schmückt' mit dem Myrtenkranze.

Doch heut im Haar trägt sie ihn grün.
Wie hell und mild schaut sie auf ihn!
Der Erd' will's ihn entrücken.
Nicht hemmt er drum der Arbeit Lauf,
Doch immer blickt er wieder auf,
Am Schaun sich zu erquicken.

Gethan der letzte Schlag nun war,
Da reicht er ihr die Arbeit dar;
Sie spricht: ‚Du hast hienieden
Als guten Schmied dich bis zuletzt
Erzeigt; getrost komm mit mir jetzt
Hin, wo dein Lohn beschieden.‘

Sie rührt ihn an, der Hammer fiel,
Um Haupt und Herze wehn ihm kühl
Zwei lichte Engelsflügel;
Aus Nacht zum Licht da steigen sie:
Grabscheit und Schaufel warfen früh
In's Land den grünen Hügel. *)

*) Die in obigen Romanzen vorkommenden Abweichungen von der ursprünglichen Lesart, resp. Verbesserungen, rühren vom Verfasser her, und sind aus diesem Grunde die Gedichte als Originalmittheilungen mit * bezeichnet.

Karl Egon Ebert,

dessen Vater Landesadvokat und fürstlich fürstenbergischer Hofrath war, wurde am 5. Juni 1801 zu Prag geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung durch diesen und in einem Erziehungsinstitut der Piaristen zu Wien, studirte dann auf der Universität seiner Vaterstadt die philosophischen und Rechtswissenschaften, dichtete nebenbei in den Jahren 1817—19 an 20 Dramen, die er später als unreife Jugendarbeiten verwarf, wurde 1825 als Bibliothekar und Archivar beim Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg in Donaueschingen, welcher auch in Böhmen bedeutende Besitzungen hat, angestellt und 1829, nach seines Vaters Tod, zum Rath und Archivdirektor des Fürsten ernannt. In dieser Stellung befindet er sich noch, und zwar in seiner Vaterstadt.

* * *

Ebert gehört noch der älteren Schule an. Eine gesunde, kräftige, von höherem geistigen Leben durchdrungene Individualität tritt uns in seinen Gedichten entgegen. Sie zeichnen sich, besonders die kleineren epischen und beschreibenden, bei vortretender Hinneigung zu romantischen Gegenständen, zu den Wundersagen und Geschichten seines Vaterlandes, durch lebendige, kräftige, schöne Phantasie, Tiefe des Gemüths, ungezwungene und einfache Natur und melodischen Fluß der Rhythmen aus. Seine Phantasie neigt sich vorzugsweise zum Erhabenen und Schauerlichen, zu dessen wahrer und ergreifender Darstellung ihn auch die ihm zu Gebot stehende Kraft des Wortes vollkommen befähigt. Von seinen Romanzen und Balladen sind die unten mitgetheilten wohl die bedeutendsten. Voll Kraft, Präzision und volksthümlicher Einfachheit sind die Balladen „Schwerting“ und „Frau Hitt.“ In letzterer, einer mehrfach behandelten Tyroler Volkssage, bezog Ebert die Idee derselben auf einen speziellen Fall und hob, durch den Kontrast von Reichthum und Armuth, die Hartherzigkeit als Motiv der Strafe hervor, während die ursprüngliche Sage den sündhaften Frevel mit der Gottesgabe als solches bezeichnet. Seine Romanze „Der Sänger im Palast“ würde bei mehr eindringlicher Kürze als ein nicht unwürdiges Gegenstück zu Uhland's berühmtem Gedichte gelten können; „Die Todtenblume“, „Heilung“ u. a. sind nicht ohne höheren poetischen Werth. — In seinem böhmisch-nationalen Heldengedichte „Wlasta“, wobei er sich die volksthümlichen deutschen Epen des Mittelalters zum Vorbilde nahm, sind zwar die Charaktere, namentlich der der Heldin, etwas verzeichnet, dafür aber entschädigen die tief empfundenen Situationen, die schönen malerischen Schilderungen und herrlichen Landschaftsbilder. Zu seiner schönen idyllischen Erzählung „Das Kloster“ gab ihm ein früherer Aufenthalt in einem einsamen Mönchskloster auf dem Lande Anlaß. — Von seinen Dramen fanden nur zwei, nämlich „Bretislaw und Jutta“, seit 1829 auf der Prager Bühne, und „Czestmir“, zum ersten Male in Prag dargestellt 1835, eine günstige Aufnahme.

Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ (März, 1829) stellen die lyrischen Gedichte Ebert's höher als die epischen Inhalts, ohne übrigens seine Eigenthümlichkeit im Gebiete der größeren poetischen Erzählung zu übersehen, vielmehr anerkennend, daß den alten romantischen Sagen und Märchen, theils böhmischen, theils skandinavischen Ursprungs, seine Behandlungsweise sehr vortheilhaft zusage, indem er sie, seiner eigenen dichterischen Natur gemäß, nicht in einer gleichartigen, ruhig epischen Form, nicht in gleich gebauten Strophen, ja nicht einmal nach Art der spanischen Romanzenzyklen, sondern in einzelnen Dichtungen ganz verschiedener Form und Versart vorüberführe (z. B. in „Roger und Lila“, — „Rübezahl's Braut“, — „Burg Worlik“ u. a.). „Ebert ist reich an sehr schönen und zarten Dichtungen in Bezug auf Anschauung und Darstellung der äußern Natur; er liebt und versteht es, die äußeren Naturerscheinungen zu verkündigenden Boten der ewigen Liebe umzudichten, oder sie mit den Gefühlen, die sein Inneres erfüllen, zu beleben. Den Gedichten epischen Inhalts, Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen gibt Ebert, seinem Gefühle folgend, eine mehr lyrische Gestaltung. Von den Balladen und Romanzen findet man sich weniger als von seinen lyrischen Dichtungen angezogen. Daß er nicht die kraftvolle eindringliche Kürze sucht, die in Goethe's und Uhland's Dichtungen dieser Gattung einen so mächtigen Eindruck macht, daß er nicht nach einem Volkston strebt, den deutsche Dichter erst schaffen müßten, statt ihn vorzufinden, wollen wir nicht tadeln. Seine Individualität tritt überall liebenswürdig hervor, und wir freuen uns daran, daß er auch bei der Behandlung epischer Stoffe willig den Einflüssen folgt, die aus der Zeit und ihrer allgemeinen Bildung in sein Wesen übergegangen sind. Er dichtet von diesem Standpunkt aus ganz seiner Natur gemäß, bilderreich, im Tone des Gefühls und mit einer Neigung zur Moral, in bequemer, oft etwas zu breiter Ausmalung. Seine Bilder sind fast immer edel, passend gewählt und lebendig, sein Gefühl tief und rein, seine Moral aber erscheint zuweilen müßig, öfters zu absichtlich, und daher mitunter störend für die poetische Wirkung, wo dann auch die Ausführlichkeit bisweilen lästig ist. — Vielfach unglückliche Wahl des Stoffes bei seinen Romanzen und Balladen, dessen Unfruchtbarkeit er dann durch den ihm eigenen Schmuck und Glanz der poetischen Ausmalung zu verdecken sucht. Dies gelingt aber keinem, auch nicht dem größten Dichter. Auf dem Gebiete des Epischen ist es der Stoff, der uns erregen soll; es genügt nicht, ihn zu schmücken, er muß gestaltet werden, wenn er nicht schon ursprünglich poetisch dasteht etc.“

Von ihm:

Dichtungen. 2 Bdchn. Prag 1824; 2. Aufl. 1838.

Wlasta, ein böhmisch-nationales Heldengedicht in 3 Büchern. Prag 1829.

Das Kloster, idyllische Erzählung in 5 Gesängen. Stuttg. 1833.

Bretislaw und Jutta, dramatisches Gedicht. Prag 1835.

Gedichte. Vollständige Ausgabe in drei Büchern. Dritte stark vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen 1845.

Die Trauerspiele: „Czestmir“, „Stir“, „Udalrich und Bozena“; die Oper „Lidwinna“ etc.

565. Die Todtenblume.

Der Gärtner band im Garten
Die Blumen an,
Da trat ein blasses Mädchen
Zu ihm heran.

„Herr, schenkt mir eine Blume
Dort aus dem Beet,
Das voll von duft'gen Kräutern
Und Blüthen steht!"

„„Du schönes blasses Mädchen,
Nimm alle hin,
Doch laß von deiner Stirne
Die Wolken flieh'n!

Nimm dort die Purpurrosen,
Die Veilchen hier,
Doch wisch' aus deinen Augen
Die Thränen dir!""

„Die Wolken auf der Stirne
Sind fest gebannt,
Die Thränen wischt vom Auge
Des Todes Hand."

Sie sagt's und schwankt zum Beete
In heißen Weh'n,
Sie läßt die Purpurrose,
Die Veilchen steh'n.

Sie bückt in's Feld voll Blüthen
Sich schwach hinab,
Und eine Todtenblume
Bricht sie sich ab.

Und schwere Thränen fallen
So heiß darauf.
Sie geht und blickt zum Himmel
So matt hinauf.

Des Gärtners Sohn stand ferne,
In sich gekehrt,
Er hatte wohl die Worte
Der Maid gehört.

Er hatte wohl die Blasse
Mit Schmerz geschaut,
Und wie ihr blaues Auge
So heiß gethaut.

Hin eilt er zu der Holden,
Sank vor sie hin,
Die von dem schnellen Schrecken
Versteinert schien.

„„Vergib, o Maid, dem Jüngling,
Der treulos war,
Er bietet dir bereuend
Sein Herze dar!""

Und ihre Hand erfaßt er
In wilder Lust,
Steckt eine Feuerrose
An ihre Brust.

Da sind die bleichen Wangen
Gar schnell entbrannt,
Die gelbe Todtenblume
Entsinkt der Hand.

Das trübe matte Auge
Erhellt sich schon,
Die Wolken von der Stirne
Sind fortgeflohn.

So küßten sie noch niemals,
So heiß noch nie.
Der Gärtner sieht's von ferne,
Und segnet sie.

---

566. Der Sänger im Palast.

Ein Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
Zu des Palastes Säulenthor.

Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen
Paßt seltsam zu des Hauses Glanz.

Der Höfling, wie der Edelknabe,
Mißt scheel die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist, entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Posse:
„Ei seht! da kommt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen roth."

Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort, und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkel-purpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

Vor ihm, gebückt, in schweren Banden,
Ein Mann, dem Qual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

Und ringsumher in weitem Kreise
Der Räth' und Richter hohe Schaar,
Der Hofmann, Ritter und der Weise,
Im Goldwamms, Panzer und Talar.

Da tritt mit sich'rem, ruh'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horchen meinem Sange
Und meiner guten Harfe Ton!"

Der König drauf mit finstrem Blicke,
Der flammend schießt nach seinem Feind:
„„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von Allem, was das Herz versteint.

Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört;
Ein hartes Urtheil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört!""

Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erräng' ich deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.

Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für dich allein,
Entfliehen lass' uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern dir willig seyn."

Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

„„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überkecken Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rathe sann?

Gilt mehr ein Lied als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm als der Rath,
Nun denn, so wähl' er solche Wichte
Und bleibe ohne Rath und That!""

So murrt's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdröhnt von dem Gebraus,
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Und löst die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

„„Zieh heim!"" so ruft er, „„zieh in Frieden,
Und denk an dieses Mannes Sang,
Und geht's dir einst noch wohl hienieden,
So dank' es dieser Harfe Klang!""

Dann bricht er aus der gold'nen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„„Nimm hin, o Sänger, dies zum Lohne,
Und kehr' einst wieder in mein Haus!

Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heute floß,
Als sich der Wohllaut deiner Töne
So lindernd mir in's Herz ergoß.""

Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

Und staunend seh'n ihn Alle scheiden,
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.

Der Schalksnarr kann nun nimmer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfülltem Herzen,
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen
Zieht er in's weite Land hinaus.

---

567. Schwerting der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand."

„„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

Doch, mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz.
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen, und tilgen niedre Schmach!""

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal;
Die harrten stumm und ruhig auf Schwerting's leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„„Halt! steh und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand:
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!““

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein;
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
‚Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!'
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden; er reißt ihn wüthend auf.

„„Schau' hin, du stolzer Sieger! erzitt're, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!““
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.

---

568. Frau Hitt.

(Tyroler Volkssage.)

Wo schroff die Straße und schwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerinn.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und schlummert' in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm,
Und wiegt' es, und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind,
Und allem Elend bloß.

Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein Anderer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar."

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum,
So weit ihr überall schaut, ihr Herr'n,
Ist all mein Eigenthum.

Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!““

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

„„Weib, bist du rasend?““ zürnt die Frau,
„„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist, was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.““

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt, —
O so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme zieh'n,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glüh'n.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„„Ei, Wilder, was bist du so faul?““
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen, und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

569. Heilung.

Die Nacht vollendet bald den Lauf,
Da springt Rinaldo vom Sitze auf,
Die Feder wirft er rasch aus der Hand,
Und steht, und stiert dann an die Wand.

„Die letzte Nacht, in Thränen durchwacht,
Die letzte, letzte Kummernacht,
Die letzte, wo ich mein Ende rief!
Geschrieben ist der Scheidebrief
An diese Welt, an die ärmliche Welt.
Ich habe nichts, das hier mich hält;
Gestorben ist, was ich geliebt,
Und immer wächst, was mich betrübt,
Und immer glüh'nder wird mein Schmerz,
Und immer schwächer wird das Herz.
Ich habe nichts, das hier mich hält,
Fahr wohl, du Welt, du ärmliche Welt!"

Er spricht es hin in dumpfem Stöhnen,
Schwer drängen Seufzer sich hervor,
Dann stürzt ein Strom von heißen Thränen,
Dann reißt er lachend sich empor;
Fort zieht ihn rasch sein Todessehnen,
Hinab die Stufen, hinaus zum Thor;
Noch einmal wendet er scheidend den Blick,
Eilt dann und nimmer schaut er zurück.

Schon steht er mitten im Alpenthal,
Das ringsum Nebel verhüllt und deckt,
Kein lichtes Wölkchen, kein Schein, kein Strahl,
Rings Alles in graue Halbnacht versteckt.
Da steht er, und ruft, und lacht hinaus:
„Das bist du Leben, so siehst du aus!
Ein ewig dämmerndes Felsenthal,
Kein lichtes Wölkchen, kein Schein, kein Strahl,
Und wer den Strahl sich will erringen,
Der muß zuvor in die Nacht hinspringen!"

Er ruft's und klettert den Felsen hinan,
Durch Dorn und Sträuche macht er sich Bahn.
Jetzt steht er keuchend auf halbem Weg,
Er steht am schrecklichen Alpensteg,
Darunter die Bäche brausen und schäumen,
Und es ist, als rief's ihm rathend zu:
„Hinab! dort unten nur wird dir Ruh!"

Da ergreift's ihn mit riesiger Allgewalt,
Er tritt an den Rand — er schwingt sich — Halt!
Da trifft sein Auge ein Sonnenblick,
Er steht, er wankt, er sinkt zurück,
Er lehnt verstöret am kalten Gestein;
Da bricht der Sonne voller Schein
Herein in das Dunkel, in die graue Nacht,
Und rings ist die Oede auferwacht.

Die Nebel reißen! im Sonnenfeuer
Durch die Lüfte flattert der goldne Flaum,
Am grünen See schwimmt Silberschaum
Und küßt den Fuß der Alpenungeheuer.
Der Sturzbach flimmert, die Wellen sprüh'n,
Der Gletscher eisige Häupter glüh'n,
Im Thale schmettert der Vögel Gesang,
Die Heerden ziehen mit Glockenklang,
Und von unten hinauf und von oben hernieder
Tönen der Hirten Schalmeien und Lieder.

Da schaut Rinaldo bewegt und stumm
Hinauf, hinunter und um und um;
Zum ersten Mal in langen Zügen
Schlürft er wieder Lust und Genügen,
Und kniet seit Langem zum ersten Mal nieder,
Und betet still und weinet wieder,
Und steht dann auf, um neu zu leben,
Zu schaffen, zu wirken und zu streben.

570. Die Lilie und der Mondstrahl.

Der Mond hängt in die düstre Nacht
Recht silberklar herein,
Und sendet seiner Strahlen Pracht
Dem Strome und dem Hain.

Da richtet sich aus süßem Traum
Die Lilie still empor,
Und öffnet ihres Kelches Raum
Und läßt den Duft hervor.

Und flugs in die erschloßne Brust
Schwingt sich der leichte Strahl,
Und schmiegt sich an in sel'ger Lust,
Und küßt sie tausendmal.

Sie aber schließt erfreut sich schnell,
Und hält den Buhlen fest,
Der, in der hellen zwiefach hell,
Von ihr sich wiegen läßt.

Und morgens, wenn die Schäferinn
Die thau'ge Lilie pflückt,
Und sie mit frommem Kindersinn
An ihren Busen drückt:

Da wird, wenn sich der Kelch erschließt,
Ihr wunderbar zu Muth,
Und unbekannte Sehnsucht fließt
Durch ihr erglühtes Blut.

Und seufzend wallt sie durch das Thal
In jeder lauen Nacht —
Sagt, hat das wohl der Mondenstrahl
Im Lilienkelch gemacht?

Paul Achaz Pfizer,

geboren am 12. September 1801 in Stuttgart, besuchte das Gymnasium daselbst, studirte 1819 bis 1823 in Tübingen Philosophie und Jurisprudenz, wurde kurz nach glänzend bestandener Prüfung als Sekretär beim Justizministerium angestellt, sah sich jedoch veranlaßt, wegen seines „Briefwechsel zweier Deutschen", über dessen Inhalt und Tendenz man ihn zur Rede stellte, um seine Entlassung einzukommen, die er auch im Frühjahr 1831 erhielt. In demselben Jahre wählte ihn die Stadt Tübingen zum Abgeordneten in die zweite Kammer, wo er 1833 Platz nahm und durch seine Motion, „betreffend die Beschlüsse des Bundestags vom 28. Juni 1832", da ihre Verwerfung nicht durchgesetzt werden konnte, die Auflösung des Landtags veranlaßte. Er wurde wiederholt gewählt, war auch in den Jahren 1836 und 1838 Kammermitglied und einer der ersten Redner auf Seite der Opposition. Im März 1846 übernahm er eine städtische Aktuarstelle bei'm Stadtschultheißenamt in Stuttgart, wurde später Stadtrath, und trat den 9. März 1848 als Staatsrath und Chef des Departements des Kirchen- und Schulwesens (mit Römer, Duvernoy und Goppelt) in's Ministerium.

Paul Pfizer ist ein Patriot in der edelsten Bedeutung. Wenn auch nicht Dichter im vollen Sinne des Wortes — wofür er gewiß schwerlich gelten will —, so hat er nichts desto weniger seinen Beruf für den Musendienst durch einzelne sinnige, feurige und volksmäßige Gesänge, welche zum Theil Rükkert's und Platen's hochherzigen Zeitgedichten an die Seite gestellt werden können, ehrenvoll beurkundet, z. B. „Der Rhein und seine Töchter" — „Speckbacher" u. a.

Von seinen Schriften nennen wir:

Briefwechsel zweier Deutschen (mit Gedichten). Stuttgart 1831; 2. Aufl. 1832.
Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus. Tüb. 1832.
Ueber das staatsrechtliche Verhältniß Würtembergs zum deutschen Bunde. Straßburg 1832.
Ueber die Entwicklung des öffentl. Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes. Stuttg. 1835.
Das Recht der Steuerverweigerung. Daselbst 1836.
Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Das. 1845. u. a. m.

---

571. König Artus. *)

Der Schiffer hört bei stillem Meer
Die Glocken der versunknen Stadt,
Tief schwebt die Möve drüber her,
Die Nixe leis gerufen hat.

Mit schwarzer Locke, Blüthenmund,
Ihr dunkles Aug' in feuchter Gluth,
Ist sie empor getaucht vom Grund,
Ragt bis zum Gürtel aus der Fluth.

Sie hat den Schiffmann angeblickt
Und mit dem Blick sein Herz bethört;
Schnell ist zur Fahrt sein Kahn beschickt,
Wie er den dritten Ruf gehört.

Er folgt der Zauberstimme Laut,
Sie rudern vor dem Sturme hin;
Er weiß, daß er dem Tod vertraut,
Nicht Demantketten hielten ihn.

Und einer zweiten Glocke Ton
Antwortet aus der Wolkenstadt,
Wo König Artus seinen Thron
Den Sternen nah' errichtet hat;

Wo er des Schiffers Geist empfängt,
Wenn ihn der Nixe List betrog,
Die stromab seinen Kahn verlenkt,
Sein sterblich Theil zur Tiefe zog.

Denn als in grauer alter Zeit
Das deutsche Volk im Heldendrang,
Nach Beute wandernd, Ruhm und Streit,
Im Siegesrausch die Welt bezwang:

Da hielten bang die Geister Rath
Aus Deutschlands Bergen und vom Meer;
Erlkönig aus der Waldnacht trat,
Aus See'n und Grotten stieg ein Heer.

„Wenn Alles wandert, Alles eilt,
Zu suchen das entfernte Glück:
Wer ist's, der unsre Sorgen theilt?
Wer bleibt zum Trost für uns zurück?

Auf! nehmen wir ein Unterpfand
Für unsrer Helden Wiederkehr!
Ihr Nixen, vom Britannenland
Bringt uns den König Artus her!"

Und Artus, dem an Ruhm und Macht
Kein Fürst der Erde damals gleich,
Verlor in einer großen Schlacht
Der Kronen zwölf und Heer und Reich.

Da warf er in den Strom sein Schwert,
Das eine Geisterhand ergriff;
Die Nixen, die ihn lang begehrt,
Entführten ihn auf schnellem Schiff.

Nach Deutschlands Küste ging sein Lauf;
Dort harrten seine Ritter schon,
Die Tafelrunde nahm ihn auf,
Aus Abendwolken glüht sein Thron.

Und in der Meerstadt auf dem Grund
Thront Königin Ginevra flott,
Manch Lächeln von dem holden Mund
Grüßt noch den trauten Lanzelot.

Doch sehnend oft der König blickt
Zurück nach seiner Heimat Strand;
Wie viel der Boten Deutschland schickt,
Vor ihm noch keiner Gnade fand.

Er denkt der Seinen immerdar
Und ebnet ihrem Kiel das Meer;
Gewartet hat wohl tausend Jahr'
Das Volk auf seine Wiederkehr.

---

*) Nr. 571, 572 und 574 aus: „Briefwechsel zweier Deutschen."

So oft der Thurm im Meere dröhnt,
Bevölkert Sturm das stille Reich;
So oft die Wolkenglocke tönt,
Wird eine Königswange bleich.

Dann mischen Wolken sich und Fluth,
Das Meer im tiefsten Grunde gährt;
Doch von dem ächten Stamm und Blut
Der Helden keiner wiederkehrt.

572. Alarich's Grab.

In Wälschland unter den Fluthen des Stroms,
Da schläft der Bezwinger des ewigen Roms.

Ein Adler des Sieges durchflog er die Welt,
Kein Schwächerer ist's, wie der Tod, der ihn hält.

Der sprach: Nun ruh' und erharre die Zeit,
Wo dein Volk einst wieder die Welt erneut!

Und er stieß den sträubenden Krieger hinab!
Bald rauschten die Fluthen auf Alarich's Grab.

Seitdem unter Fremdlingen fühlt er die Pein,
Im Grabe verbannt aus der Heimat zu seyn.

Und der heimischen Waffen und Stimmen Klang,
Wenn er naht aus der Ferne, durchzuckt ihn bang.

Dann schauert der Geist, ein hell Meteor
Steigt lauschend zur Höhe der Alpen empor.

Das letztemal war's, wie der letzte Zug
Aus Deutschlands Bergen Italien schlug.

Da kannt' er die Stimmen, da fragte der Held:
Ob hinter den Alpen erwache die Welt?

Doch einer der Söldner ihm Antwort gab:
„Man schickt uns, zu graben der Freiheit Grab.

Wir fechten für Ehre nicht, Gold oder Recht!
Ohne Vaterland sind wir ein ruhmlos Geschlecht!

Wir kämpfen für einen Herrscher der Welt,
Der hat uns zu Hütern der Knechtschaft bestellt."

Und seufzend hörte der Geist den Bescheid,
Bleich zuckte der Schatten im eisernen Kleid.

Wehklagend stieg er die Fluthen hinab,
Und es klagten die Wogen auf Alarich's Grab.

573. Der Rhein und seine Töchter.

(1831.)

Die Sehnsucht trieb mich einst zum Rhein,
Bei seinem Rauschen nickt' ich ein,
Die Sterne leis am Himmel zogen,
Sie glänzten auf den breiten Wogen:
Da flog mit triefendem Gewand
Ein Schwarm von Mädchen an den Strand.

Mir däuchten sie gar fremd von Art,
Muthwillig, luftig, leicht und zart,
Sie tanzten, kicherten und sangen;
Drauf kam ein ernster Greis gegangen,
Der trank aus mächt'ger Urne Wein;
Er mochte wohl der Flußgott seyn.

Ein Lieblingskind trat vor ihn hin,
Nahm sanft den alten Herrn am Kinn:
„Du, Vater, kannst seit alten Tagen
So schön die Wasserorgel schlagen,
Und diese warme Mondennacht
Ist wie zum Tanz für uns gemacht.

Erlkönig uns schon lange plagt:
Wir hätten's ihm ja zugesagt;
Auch hab' er jetzt viel hübsche Knaben,
Die bringt er und noch andre Gaben!
Dann unser Liebling, Ariel, —
Ich sorge wahrlich, daß er schmähl'.

Denn auch sein König Oberon
Vergißt bei uns der Lüfte Thron;
Du selber sagst, der möge werben,
Du dürfest's nicht mit ihm verderben,
Weil seine Frau, Titania,
Dich immer gern bei Mondlicht sah.

Doch ist dir unser Lärm zu viel,
So laß uns nur allein zum Spiel!
Und kommt der Puck mit plumpen Späßen,
Dem wollen wir das Hemd durchnässen;
Ein Stündchen unter uns allein
Kann ja nicht so gefährlich seyn.

Ach mit den Menschen ist's doch aus,
Die finden nicht mehr unser Haus;
Denn wir sind jung und froh geblieben,
Sie wissen nur den Strom zu trüben,
Und rudern auf und ab den Rhein,
Als könnt' nichts drin wie Fische seyn.

Zwar die Franzosen wären recht,
Seitdem die Deutschen gar so schlecht;
Wenn sie nur besser Deutsch verständen,
Längst hielt ich sie mit beiden Händen.
Ach, lieber Vater, geht's wohl an,
Daß ich französisch lernen kann?"

Da schnaubt der Alte, zornentbrannt:
„„Was plapperst du für Unverstand!
Das fehlte noch, bei meiner Ehre,
Daß ich mein Kind Französisch lehre!
Ich schwör's, daß ich ein Deutscher bin,
Und will's auch bleiben immerhin.

Meint ihr, ich hätte, felsgezwängt,
Sonst meine Bahn im Sturz gesprengt,
Und triebe, nie vermischt, die Wellen
Durch Wasserschlünde, tief wie Höllen,
Ja, stürbe lieber Durst im Sand,
Als daß ich ließ' mein theures Land?

Jetzt freilich sind die Deutschen schlecht!
Drum, wo sonst Männer froh gezecht,
Soll auch mein Wein zur Erde laufen,
Den jetzt die Diplomaten saufen!
Und ihr seid ganz den Deutschen gleich!
Nur fort in's Haus! Gott besser' euch!""

Am Boden floß der edle Wein,
Doch drang der ganze Schwarm schon ein
Mit Schmeichelbitten auf den Alten,
Da half kein Zank, kein Stirnefalten;
Der Leichtsinn jauchzt, indeß er grollt
Und trauernd fern die Woge rollt.

574. Speckbacher.

Speckbacher ist ein deutscher Mann,
Kein Modeheld, der Welt zur Plage,
Des Kaisers schlichter Unterthan
Ist er noch ächt vom alten Schlage,
Und hat auch wenig sonst studirt,
Als wie man frei die Büchse führt.

Den Bären früh zum Ziel er nahm,
Er weiß der Kugel Flug zu lenken;
Doch seit das Heer der Franken kam,
Die seiner Väter Land verschenken,
Dünkt ihn verloren jeder Schuß,
Wo nicht ein Blaustrumpf stürzen muß.

Da trifft auch ihn das falsche Blei;
In einer Höhle, krank, verlassen,
Doch in der kühnen Seele frei,
Will ihn die List der Fremden fassen,
Er hört sie kommen, springt vom Grund,
Ruft: „Jetzt, Speckbacher, sei gesund!"

Er tritt hervor und setzt den Hut
Sich ruhig auf der Stirn zurechte,
Im Wehrgehäng die Büchse ruht,
Speckbacher geht nicht zum Gefechte,
Doch schaut er sie mit Blicken an,
Daß Manchem drob das Blut gerann.

Kein Säbel blinkt, kein Schuß wird laut,
Sie weichen scheu zu beiden Seiten,
Und seh'n den Mann, der sich vertraut,
Durch ihre Gasse langsam schreiten;
Doch bald tönt rings der Alpen Mund:
Speckbacher hält noch unsern Bund!

Und wollt ihr wissen, wie er's macht,
Daß selbst die Sieger vor ihm zagen?
Gethan ist's schwerer als gedacht,
Will's euch auf Treu' und Glauben sagen:
Kein Zwingherr und kein Heer besiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt.

Chr. Friedrich Alexander, Graf von Württemberg

wurde zu Kopenhagen am 5. November 1801 geboren. Sein Vater, Herzog Wilhelm v. W., Bruder des verstorbenen Königs Friedrich, bekleidete damals dort die Stelle eines Gouverneurs; seine Mutter war Friederike Franziska Wilhelmine, geborne Rhodis, Burggräfin von Tunderfeld. In frühester Jugend schon kehrte Alexander mit seinen Eltern in die Heimat nach Schwaben zurück und erhielt hier und in der Schweiz seine erste Bildung. Herangewachsen, widmete er sich dem Militärdienste; aber seinem persönlichen ritterlichen Muthe ward es unwohl auf einer Laufbahn, auf der er im Frieden keine Lorbeern zu verdienen wußte, und er nahm als Obrist à la suite seinen Abschied, von nun an gewöhnlich in Eßlingen wohnend. Am 3. Juli 1832 vermählte er sich mit Josephine Antonine Helene, geborne Gräfin von Festetics, die er nebst vier Kindern, zwei Söhnen und zwei Töchtern, als Wittwe hinterläßt. Im Winter 1843 besuchte der Graf Italien; seine durch tiefes Gemüthsleiden früher schon gestörte Gesundheit nahm mehr und mehr ab. Die Aerzte verordneten ihm den Gebrauch der Thermen zu Wildbad. Hier nahm seine Krankheit so schnell zu, daß seine herbei eilenden Verwandten ihn nicht mehr erkannten, und bald darauf endete ein Hirnschlag sein Leben, den 7. Juli 1844.

* * *

Graf Alexander war ein liebenswürdiger, wahrhaft deutscher Mann und kein gewöhnlicher Dichter, wozu ihn wahre Herzensgüte, tiefes Gefühl, eine reine unverdorbene Natur und der reizende Schwung einer reichen Phantasie stempelten. Das Beste, was er geschrieben, sind seine frischen, von feuriger Einbildungskraft und lebendiger Naturanschauung zeugenden „Lieder des Sturms", den er erzählend einführt, und die Zeitsonette „Gegen den Strom", wahrhaft kassandrische Weissagungen. Zu tadeln ist übrigens in seinen Poesien das allzusichtliche Haschen und Jagen nach Bildern, die mitunter neu und kühn, oft aber auch schief und inkorrekt sind, und die Anstrengung, originell zu seyn. Manche erinnern an seines Freundes Lenau und an Freiligrath's Darstellungsweise. — Sein edler Liberalismus macht ihn besonders schätzenswerth.

Im „Neuen Nekrolog der Deutschen" (XXII. Jahrgang, Weimar 1846) ist über ihn bemerkt:

„Seine Seele war durch und durch deutsch; ein Dichtergenosse von ihm pflegte die tiefe Wahrheit zu sagen: ‚Jeder Muskel an ihm ist ein Herz' ꝛc. Fürst durch Geburt, noch mehr aber durch Denkungsart und Seelenadel, hatte er ein Herz, das voll und warm für das Volk, für die ganze Menschheit schlug. Mit Klarheit wußte er von wahrer Aufklärung, der er nachstrebte, das Aufkläricht moderner Zeitideen zu unterscheiden, die den Glauben an alles Heilige und Hohe mit Füßen treten, und sah mit männlichem Ernste auf jene Jünglinge herab, welche die Götzendienerei moderner Literatur auf den Schild erheben, die allezeit fertig von geistiger Freiheit reden, während sie Sklaven ihrer selbst sind." ꝛc.

Von ihm:

Gedichte. Stuttgart 1837.
Lieder des Sturms. Das. 1838.
Gesammelte Gedichte. Das. 1841 und 1843.
Gegen den Strom. Sonette. Das. 1843.

575. Lieder des Sturms.

1.

Das Sklavenschiff.

Ernst zog ich daher
Aus südlichem Land,
Auf offenem Meer
Ein Sklavenschiff fand.

Geballet zum Knäul
Von Negern die Schaar
Zerrauft mit Geheul
Das wollige Haar.

Für Hunger und Pest
Das dumpfe Verdeck
Willkommenes Nest,
Der Hölle Versteck!

Rings lauschte der Tod,
Mein wackrer Kumpan
Sah lüstern die Noth
Im Schiffe mit an.

Die Mutter vom Kind,
Vom Gatten das Weib,
Er trennt sie geschwind,
Die Seele vom Leib.

Es hat mich erbarmt
Des Negervolks Schmerz;
Und plötzlich erwarmt
Mein frostiges Herz.

Ich fuhr mit Gewalt
In Raen und Mast,
Mein Schrecken hat kalt
Das Schiffsvolk erfaßt.

Das Steuer zerbrach,
Das Takelwerk riß,
Die Reue ward wach,
Der Schiffbruch gewiß.

Ich bohrte zur Stund'
Am felsigen Riff
Im Zorne zu Grund
Das ächzende Schiff.

So brach ich mit Macht
Die Ketten entzwei,
Zum Tag ward die Nacht —
Die Sklaven sind frei.

2.

Nordpol.

Am Nordpol jagt' ich einst
Des Eismeers starre Berge,
Den Wallfischfängern schlug
Ich draus kristall'ne Särge.

War eine wahre Lust,
Die Riesen zu zerstören,
Bei ihrem jähen Sturz
Dem Donnern zuzuhören.

Ich trieb ein tolles Spiel
Mit eifersücht'gen Wogen,
Die die Giganten schnell
Zu sich hinunter zogen.

Am Ufer eine Reih'
Von überhängigen Felsen
Macht lüstern mich sogleich
Nach ihren schlanken Hälsen.

Ich brach sie spielend ab,
Am Ufer zu zerschellen
Mit der gewalt'gen Wucht
Die eiserstarrten Wellen.

Schon wollt' ich weiter zieh'n
Von jenen rauhen Klippen,
Da sah ich einen Troß
Von lebenden Gerippen.

Die Mannschaft eines Schiffs,
Das sich hier festgefahren,
Gefangen in dem Eis
Seit manchen bangen Jahren.

Gewissen Hungertod
Sie sahen vor der Thüre,
Hilft ihnen kein Gebet
Und keine rauhen Schwüre.

Ich ward zum ersten Mal
Begrüßt mit keinem Fluche
Wie sonst, wenn ich die Herr'n
Auf hoher See besuche.

Zum ersten Male hallt
Die öde Küste wieder,
Die ich von Eis befreit,
Vom Ton der Jubellieder.

Das hat mein Herz erfreut,
Ich zähmte meine Wellen,
Und schenkte gute Fahrt
Den jubelnden Gesellen. —

3.

Sahara.

Des Nordpols rauher Frost
Hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin in einem Nu
Nach Afrika geflogen.

Die Brandung höher schlug
Ich auf an Nubiens Küste
Und hob mein Wolkenhaupt
Ueber der großen Wüste.

Die alte Sahara schlief.
Es zogen Karavanen
Zu des Propheten Grab
Die trügerischen Bahnen.

Sie ritten ernst dahin
In dicht gedrängten Schaaren
Auf friedlichem Kameel,
Auf wilden Dromedaren.

Voran ein tapfrer Scheik,
Auf hohem Berberrosse,
Gebietet ernsten Blicks
Dem buntgemischten Trosse.

Fürwahr ein edel Roß, —
Wohl werth, daß wir begännen
Auf Leben oder Tod
Ein vielgewagtes Rennen.

Ich schüttelte mein Haupt,
Die Pilger aufzuschrecken,
Und aus dem langen Traum
Die Wüste zu erwecken.

Am fernen Himmelsrand
Mit Quell und frischem Grase
Gleich einem Hafen winkt
Die rettende Oase.

Seht dorten euer Ziel,
Dahin mögt ihr euch retten,
Sonst hält euch Sahara fest
Mit glühend heißen Ketten.

Im Flug begann ich nun
Den allertollsten Reigen,
Und ließ den harten Sand
Zu hohen Wirbeln steigen.

Bald war der lange Zug
Verhüllt in dichtem Staube,
Die Karavane fiel
Der Wüste Brand zum Raube.

Der Scheik allein entflieht
Auf seinem flücht'gen Pferde,
Ein herrlich Thier, zu gut
Für diese schlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenrosse
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genosse.

Durch weite Nüstern jagt
Still, gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In langgehaltnem Zuge.

In seinen Adern rinnt
Geschmolzner Stahl in Gluthen,
Und tausend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluthen.

Der Widerriß so scharf
Wie eines Schwertes Kanten,
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln schönes Spiel
Wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Hast
Durch schnellen Lauf zu stillen.

Die seidnen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen,
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In rasend schneller Flucht
Jagt' ich den edlen Schimmel,
Ich jagte schneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht sein Augenstern,
Und wie bei den Kometen
Fernhin in Silberklang
Des Schweifes Haare wehten.

Ein Tiger rauscht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheik auf seinem Roß
Ist mir davon geflogen,
In der Oase Grün
Ist siegend er gezogen.

Ich aber stürmte fort,
Fort durch die heiße Wüste,
Mit lautem Donnerwort
Den kecken Reiter grüßte.

---

576. Der letzte Hirsch.

Ich folgte einst in dunkeln Schlägen
Nur mir bekannten Jägerwegen;
Der Morgen frisch, das Blätterrauschen
Schien mit dem Waldgeist auszutauschen
Gar sonderbare leise Worte;
War nicht geheuer an dem Orte.

Und als ich über eine Klinge
Vorsichtig mich hinüberschwinge,
Naht aus des Waldes dunkler Mitte
Ein schlanker Hirsch mit flücht'gem Tritte,
Nicht scheu, wie sonst wohl Hirsche pflegen,
Mit edlem Trotze mir entgegen.

Das war kein schüchternes Verhoffen,
Er blickte nach mir, unbetroffen,
Stolz hob er seine Prachtgewichter;
Die klaren treuen Augenlichter
Auf mir mit stillem Vorwurf ruhten,
Das kühlte meine Jägergluthen.

Des Hirsches innerste Gedanken
Gar schwer auf meine Seele sanken.
Er sprach: „Ich irr' ohne Genossen
Im leeren Wald; werd' ich erschossen,
So schlägt dein Rohr die Todeswunde
Dem letzten Hirsch weit in der Runde.

Oft hört' ich eure Büchsen knallen,
Sah alle meine Lieben fallen;
Nun irre ich allein in Trauern
In diesen öden Waldesschauern,
Hab' noch den bittern Schmerz im Sterben:
Für meine Wälder keine Erben!

Mir sprach der Wind, daß über'm Meere
Ein Land voll edlem Hochwild wäre,
Das, von den Menschen abgeschieden,
Genießt den süßen Waldesfrieden;
Dort fühle ich mich hingezogen,'
Fort, fort durch dunkle Meereswogen."

Da tönte ferneher das Jagen,
Die Hunde hatten angeschlagen,
Der Hirsch sprang auf in wilden Fluchten,
Davon durch Steingerüll und Schluchten.
Mich grüßten, als ich ihn sah wenden,
Zum letztenmale zwanzig Enden.

---

577. Tschikosch Jury's Tod. *)

„Heißer brennen meine Wunden —
Kameraden, seid bereit!
Nimmermehr kann ich gesunden,
Thut mir an das Sterbekleid!
Kann den Fokosch nimmer schwingen
Nach dem todverfall'nen Ziel,
Auch kein Heldenlied mehr singen;
Todt bin ich für Kampf und Spiel."

Tschikosch Jury matt und leis
Spricht es zu den Raubgenossen,
Die um ihn den finstern Kreis
Schließen auf beschäumten Rossen.
„Eile, Mischka, denn es dunkelt
Letzter Sonnenuntergang;
Nur das Klosterkreuz noch funkelt,
Und der dumpfe Glockenklang

*) Tschikosch, Pferdehirt.

Weht den Platensee herüber,
Und schon wird mein Auge trüber. —
Mit dem leichten Nachen eile
Fort die dunkle Wogenbahn,
Bringe mir mit Windeseile
Her den alten Kapellan!" —
Und vorüber zieh'n den Abend
Läßt die Bande, schweigsam grabend
In der finstern Räuberschluft
Eine weite, tiefe Gruft. —
Währnd dumpf die Klosterglocken
Zum Gebet andächtig locken
Greise Sünder, fromme Kinder,
Fördert sich das Werk geschwinder,
Und es ist das Todtenkleid
Und des Hauptmanns Grab bereit. —
Nun erschallen Hufesschläge
Von des Walds geheimstem Wege,
Und mit scheu verzagtem Tritte
In die grause Räubermitte
Unter Mischka's Schutzgeleite
Wankt der alte Gottgeweihte.
Und er schlägt ein Kreuz erschrocken
Ueber Stirn und Brust geschwind;
Durch des Priesters weiße Locken
Irrt der nächtlich kühle Wind;
Einer Fackel schwankes Licht
Zittert um sein Angesicht. —
Hoch erhebt er die Monstranze,
Die durch all die Nachtgestalten
Blicket mit verklärtem Glanze
Voll versöhnender Gewalten,
Wie der Sonne helles Leuchten
Aus dem schwarzen Wetterflor
Durch die Stürme, die verscheuchten,
Ruhig sieghaft blickt hervor.
Langsam von dem Sterbelager
Hebt sich Jury, bleich und hager:
„Seid zum letztenmal willkommen
Alter Priester, Gott ergeben!
Wenn dies Feuer ist verglommen,
Ist es auch mein Räuberleben.
Brechend sieht mein Blick noch jagen
Auf der Haide die Husaren;
Meine letzten Pulse schlagen
Noch nach Kämpfen und Gefahren
Mit dem finsteren Pandur,
Der den Rachetod mir schwur. —
Rauschet nur in dunkler Luft
Zornig über diese Gruft,
Rufet nur, ihr Leichenraben!
Eure Beute werd' ich nicht;
Denn es wird mein Leib begraben,
Eh' herauf die Sonne bricht.
Frommer Priester, segne mich!
Meiner Schuld Vergebung sprich!
Und die letzte Oelung reiche,
Daß ich von dem Todesstreiche,
Eh' mein Leben ich verstöhne,
Mich der Ewigkeit versöhne! —
Kameraden! ich will sterben.
Wer den Fokosch wacker schwingt,
Daß er tief in's Haupt mir dringt,
Der soll meine Waffen erben!"
Und zur selt'nen Andacht nieder
Knieen seine finstern Brüder.
Auf des Hauptmanns letzten Wink
Schleudert Mischka, sturmesflink,
Seinen Fokosch durch die Luft,
Abgrundwärts zum Todtenreiche
Sinket in die kühle Gruft
Jury vom gewalt'gen Streiche. —
Einen Hügel schnell von Steinen
Thürmt die Bande himmelan,
Und die Kameraden weinen
Um den todten Feldhauptmann. —
Früh am Morgen zu den Heerden
Jagen durch der Haide Sand
Auf den flinken Ungarpferden
Die Tschikoschen unerkannt. —
Dort am fernen Himmelsbogen
Dunkle Wetterwolken zogen,
Unter ihnen riesengroß
Jury auf dem schwarzen Roß.

---

578. Sultan Alp Arslan.

„Sklaven! reichet mir den starken
Bogen von des Zeltes Wand!
Den Verräther Ali strafen
Will ich schwer mit eigner Hand!"

Also spricht der tapfre Führer
Der Seldschucken, zornesroth,
Unter seinem Turban blitzen
Finstre Augen Mord und Tod.

Wilder schüttelt seine Mähne
Neben ihm der Lieblingsleu,
Und die feigen Sklaven zittern
Vor dem Herrscher, todesscheu.

Eine Schaar mordlust'ger Neger
Bricht sich durch die Menge Bahn,
Und nach seinem Opfer blicket
Rachedürstend Alp Arslan.

Mag des Herrschers Auge drohen,
Wild entflammt im Rachestrahl:
Ruhig blickt entgegen Ali,
Festgeschnürt am Henkerpfahl.

Und den schweren, todgeübten
Bogen, den kein Andrer spannt,
Faßt und rüstet zorneshastig
Sultan Arslan's starke Hand.

Scharf nun zielt er, und die Waffe
Zischend von der Sehne schwirrt;
Doch zum erstenmal am Herzen
Ist der Pfeil vorbeigeirrt.

Von der Feder kaum berühret,
Schleudert Ali ihm zurück,
Stolz, mit lächelnder Verachtung,
Seinen Pfeil und Todesblick.

Arslan staunt dem Unerhörten;
Wüthend über solche Schmach,
Schießt er dem verhöhnten Pfeile
Rasch den zweiten, schärfern nach.

Heißer ihm auf Stirn und Wangen
Glüht herauf der Rache Gluth;
Brausend fliegt das scharfe Eisen —
Doch es fließt kein Tropfen Blut.

Schnaubend, ein gereizter Tiger,
Greifet nun zum dritten Mal
Wild der Sultan in den Köcher,
Rufend, daß es hallt im Thal:

„Allah selbst vom fernen Himmel
Trifft mit seinem Donnerkeil
Das erkorne Todesopfer
Sichrer nicht, als dieser Pfeil!"

Und er spannt bis an die Schulter
Das gewaltige Geschoß;
Wie ein Blitz durchzückt's die Lüfte —
Doch kein Tropfen Blutes floß.

Seht! urplötzlich reißt sich Ali
Los vom eh'rnen Kettenjoch,
Und er springt vom Todespfahle
Uebermenschlich, riesenhoch!

Die zerknickte Eisenkette
Höhnend hin zur Erde klirrt;
Auf den Sultan stürmt der Sklave
Schneller als der Pfeil geschwirrt.

Sultan Arslan stürzt zu Boden
Unter Ali's grimmer Faust,
Wie vom Streich der Axt im Walde
Laut die Eiche niederbraust.

„Allah! Allah! durch den Sklaven
Trifft mich mein verdienter Tod.
Dein vergaß ich übermüthig,
Frevelnd brach ich dein Gebot!

Als ich heut im Morgenstrahle
Musterte mein tapfres Heer,
Dacht' ich, Allah! zu gebieten
Dir gleich über Land und Meer!

Allah! Dir sich gleich zu wähnen
Wage nie ein Mussulmann!"
Spricht es — und es stirbt des Orients
Schrecken, Sultan Alp Arslan.

Ludwig Bechstein

ist am 24. November 1801 zu Dreißigacker bei Meiningen geboren. Früh verwaist, genoß er im Hause seines Oheims eine sorgfältige Erziehung und erhielt auf dem Gymnasium der nahen Residenzstadt seine erste wissenschaftliche Bildung; verließ jedoch, seinem Beruf zu den höheren Studien mißtrauend, auch in seinem Ehrgeize gekränkt, als ihm wegen angeblicher Nichtbefriedigung der Uebertritt in eine höhere Klasse verweigert wurde, die Anstalt, um sich der Pharmazie zu widmen. Schon siebenzehn Jahre alt, trat er die Lehrzeit in einer Apotheke zu Arnstadt in Thüringen an und sah sich von Verhältnissen und einer Lage begünstigt, die ihn auf's Innigste mit der Natur und Poesie befreundete. Die damals von Dolz in Leipzig redigirte Jugendzeitung brachte sein erstes gedrucktes Gedicht, dem bald nachher mehrere folgten. Jahre vergingen, eh' er sich in Prosa versuchte. Fortwährend seine Freistunden zu dichterischen Produktionen benutzend, ward er Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften und zog, nachdem er fast zehn Jahre seinem gewählten Stande treu geblieben war, zuletzt in Salzungen konditionirend, die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs Bernhard von Meiningen auf sich, der ihn unterstützte und ihm die Mittel gewährte, eine Universität beziehen zu können. Bald darauf erschien Bechstein's erste poetische Schrift: „Sonettenkränze." Er wählte Leipzig zum Ort seiner Studien, wo er sich mit Philosophie, Literatur und Geschichte, in welchen Wissenschaften er sich schon während der Zeit seines vorigen Berufs fortgebildet, beschäftigte, in die Kreise dortiger Literaten trat und Mitglied der deutschen Gesellschaft wurde. In dieser Zeit bereiste er den Harz und das Riesengebirge, vertauschte nach anderthalb Jahren — im Herbst 1830 — seinen Aufenthalt in Leipzig mit dem in München, befreundete sich mit dortigen Gelehrten und Schriftstellern, machte einen Ausflug in das baierische Hochland, nach Berchtesgaden und Salzburg, und kehrte neun Monate später nach Meiningen zurück. Im Herbst 1831 erhielt er die seinem lang genährten Lieblingswunsch entsprechende Anstellung als Kabinetsbibliothekar des Herzogs und als zweiter Bibliothekar an der herzogl. öffentlichen Bibliothek; begründete am 14. November 1832 den Hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen, der bald eine große Zahl Mitglieder gewann und dem er noch als Direktor vorsteht; sah sich 1833 zum ersten Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek befördert; machte 1835 eine Reise nach Brüssel und Paris, die er in dem Buch „Die Reisetage" beschrieben, und empfing 1840 seine Bestallung als Hofrath. Seit 1844 ist er auch als Gehülfe am Hennebergischen Gesammt-Archiv angestellt.

* * *

L. Bechstein, der deutschen Sagenpoesie, besonders seiner thüringischen Heimat, mit Liebe zugewandt und um dieselbe wohlverdient, hat sich nicht nur als Lyriker und Epiker, sondern auch, und vorzugsweise, als Romandichter einen allgemein geschätzten Namen erworben. Seine Gedichte, ein schönes und reines Gemüth und die edelste Gesinnung spiegelnd, charakterisirt zumal eine ungezwungene Natürlichkeit, Einfachheit und Leichtigkeit der Darstellung (die freilich mitunter eine gewisse Flüchtigkeit in der Ausführung beeinträchtigt), hohe Naturbegeisterung, Phantasieschwung, frische blühende Diktion und ein höchst wohlklingender Vers. Sie sind der Mehrzahl nach epischen Inhalts, theils mythologische, theils vaterländische und freie Sagen in Romanzenform. Als besonders eigenthümlich heben wir unter den hier mitgetheilten hervor: „Der fromme Ritter" — „Das Mysterium" — „Anaxibia" — und in farbenreicher Diktion „Chlodio's Gemahel." — In seinen größeren epischen Gedichten („Der Todtentanz" — „Die Heimonskinder" — „Faustus"), die, unbeschadet ihrer seltenen Vorzüge, nicht sowohl Epopöen, als vielmehr von den farbigen Strahlen der Lyrik angestrahlte und beleuchtete Bilder und Schilderungen sind, „überschreitet er, mit Prof. Rosenkranz's Worten (s. dessen „Zur Geschichte der deutschen Literatur", III., Königsberg 1836), die ihm angewiesene Sphäre; er wird da mehr von dem formellen Auspinseln als von der inhaltsvollen Energie des Darzustellenden gefesselt; daher das Deklamatorische der Reflexion und die mehr als behagliche Breite der Scenerie." Sein „Luther" — eine Reihe von Bildern aus dem Leben des großen Kämpfers für geistige Freiheit — wurde dagegen als eine frisch und kühn entworfene, großartiger und erhabener Empfindungen volle, glühend begeisterte, ideenreiche Dichtung begrüßt. Bechstein's eigentliche Sphäre ist der vater-

ländische Geschichtsroman. Als meisterhafte Darstellungen dieser Art gelten von ihm namentlich „Das tolle Jahr“ und „Der Fürstentag“, worin er zwar an bekannte Vorbilder (Weißflog, Van der Velde, Spindler) erinnert, ohne jedoch im mindesten seine Selbstständigkeit aufzugeben. Sehr anziehend sind auch „Libussa's Weissagung“, die „Arabesken“, und die vielgelesenen, ästhetisch werthvollen „Fahrten eines Musikanten“, deren Held Professor Elster ist. Besonders ist es der feingebildete Sinn des Dichters für die Offenbarungen der Natur, seine vertraute Bekanntschaft mit ihren Reichen und Schätzen, welche Bechstein's Erzählungen einen eigenthümlichen Reiz verleihen. In dieser Beziehung bemerkt die Jenaische Literaturzeitung (Jahrgang 1832) bei Beurtheilung seiner „Arabesken“ u. a.: „In allen Schöpfungen dieses Dichters, der durch Bande des Bluts mit dem berühmten Naturhistoriker verwandt ist, thut sich ein reichbegabter Geist kund, ein tiefes Gemüth und die Fülle einer Phantasie, die bald in üppiger Farbenpracht sich gefällt, bald mit geheimem und doch immer angenehmem Schauder in's düstere Reich des Wunderbaren uns hinüberführt. Nebst allem diesem fesselt ein Reichthum an neuen Ideen, eine Gewandtheit der Sprache und eine Leichtigkeit der Darstellung an seine Werke; besonders aber bildet die Natur den goldnen Faden, der fast alle seine Dichtungen durchzieht; in ihrem Reiche scheint er besonders heimisch zu seyn, er fliegt auf ihre höchsten Höhen, schwärmt in ihren Thälern und Blüthenhainen und dringt auch in die geheimnißvollen Kristalltiefen ihres wunderbaren Geisterreichs, göttliche Funken ihr da mit seinem Thyrsusstabe entlockend“ ꝛc.

Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir:

Sonettenkränze. Arnstadt 1828.
Die Weissagung der Libussa. Historisches Gemälde aus dem 9. Jahrh. 2 Thle. Stuttg. 1829.
Die Heimonskinder. Ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen. Leipzig 1830.
Erzählungen und Phantasiestücke. 4 Theile. Stuttgart 1831.
Der Todtentanz; Gedicht. Mit Kupfern in treuen Konturen nach H. Holbein. Leipzig 1831.
Novellen und Phantasiegemälde. 2 Theile. Hildburghausen 1832.
Arabesken. Stuttgart 1832.
Faustus; Gedicht. Mit Kupfern. Leipzig 1833.
Das tolle Jahr; Roman. 3 Thle. Stuttg. 1833.
Luther; Gedicht. Frankfurt a. M. 1834.
Der Fürstentag. Historisch-romantisches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. 2 Thle. Das. 1834.
Des Hasses und der Liebe Kämpfe. Drama. Hildburghausen 1834.
Die Reisetage. 2 Thle. Mannheim 1836.
Gedichte. Frankfurt a. M. 1836.
Fahrten eines Musikanten. 3 Thle. Schleusingen 1836.
Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes, herausgegeben. 4 Theile. Hildburghausen 1835—38.
Aus Heimat und Fremde; Erzählungen. 2 Thle. Leipzig 1839.
Grumbach. Roman. 3 Thle. Mit Kupfern. Hildburghausen 1839.
Klarinette. 3 Thle. Leipzig 1840.
Die Volkssagen, Märchen und Legenden des Kaiserstaates Oestreich; gesammelt und herausgegeben. Das. 1841.
Der Sagenschatz des Frankenlandes; herausgegeben. Würzburg 1842.
Philidor. Gotha 1842.
Thüringen in der Gegenwart. Das. 1843.
Deutsches Märchenbuch. Leipzig 1845.
Deutsches Dichterbuch. Das. 1845.
Geschichte und Gedichte des Minnesängers Otto von Botenlauben, mit einem Urkundenbuch und Abbildungen. Ebd. 1845.
Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht. Hannover 1846.

---

579. Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor,
Er grüßet fromm den Morgenstrahl
Und schaut herab auf Stadt und Thal.

Und wie er jetzt hinunter schaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut;
Er wendet sich nach dem Geschrei,
Und sieht bestürzt den Löwen frei.

Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut' gesprengt;
Sein Haupt, von Mähnen dicht umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn;
Der aber blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge fest in Auge ruht,
Der Landgraf aber droht voll Muth:
„Gleich lege dich, mein edles Thier,
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!“

Da hat der Löwe sich erschreckt
Zu Ludwig's Füßen hingestreckt.
Der Wärter eilt herbei, entsetzt,
Der Landgraf steht noch unverletzt. —

Ein fester Blick, ein hoher Muth,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

---

580. Der Kinder Kreuzzug.

Ein fremder Knabe wandelt singend
Von Land zu Land,
Um alle Kinderherzen schlingend
Ein Zauberband.

Nach Thüringens so schönen Gauen
Den Weg er nahm,
Doch Keiner weiß, so Viel' ihn schauen,
Woher er kam.

Wohin er kommt, ruft er die Knaben
Zu sich heran,
Und hebt mit wunderbaren Gaben
Zu singen an.

Bald ist's, als wallten Engelstimmen
Sanft erdenwärts,
Bald scheint sein Lied emporzuschwimmen
An Gottes Herz.

Bald scheint zu jubeln, bald zu klagen
Sein leiser Sang,
Bald himmelan den Flug zu wagen
Im heißen Drang.

Er singt vom Ost, von Morgenröthen,
Vom Jakobsstern;
Von Mördern, die den Heiland tödten,
Vom Kreuz des Herrn.

„Das Kreuz, zu dem die Frommen wallen
Im heil'gen Land“ —
So tönt sein Sang: „es ist gefallen
In Heidenhand.

Und legten sie das Kreuz in Ketten,
So löst es Blut!
Wer zieht mit mir, das Kreuz zu retten,
Voll Siegesmuth?

Will's nicht den Mächtigen gelingen,
Das theure Pfand
Den blinden Heiden abzuringen, —
Thu's unsre Hand!

Der Herr ist in den Schwachen mächtig!
Wer zieht mit mir?
Zum heil'gen Zuge führt uns prächtig
Dies Kreuzpanier!“

Er ruft's, und eine Oriflamme
Entrollt er schnell,
Darauf ein Bild vom Kreuzesstamme
Sich zeiget hell.

Und wie sein Lied, den Muth beschwörend,
So laut erschallt,
Ergreift's der Knaben Sinn bethörend
Mit Allgewalt.

Sie folgen jauchzend seinem Zuge
Ganz Aug' und Ohr.
Die Fahne wandelt stolz im Fluge
Dem Heere vor.

Es schwoll der Schwarm wie Meereswogen
Am Uferrand.
Viel Tausende sind fortgezogen
Vom Heimatland.

Ob auch die Mütter jammern, weinen
Und flehen bang;
Nicht Mutterliebe hemmt die Kleinen
Auf ihrem Gang.

Und will sie Vaterzürnen halten,
So redet Trutz:
‚Wir folgen höheren Gewalten
In Gottes Schutz!‘

Sie ziehen fort und singen Lieder;
Die Heimatau'n,
Die schönen, soll kein Auge wieder
Von ihnen schau'n.

Und keine Kunde ward vernommen
Von ihrem Zug;
Und Keiner ist zurückgekommen,
Der Botschaft trug.

Und Niemand weiß, wie der geheißen,
Der wunderbar
Entführt den heimatlichen Kreisen
Die Kinderschaar.

Die Mütter steh'n mit lauten Klagen,
Die Väter stumm.
Warum geschah's; wer kann's uns sagen?
Warum? warum?

---

581. Johannes Hilten.

Wer ist der Mönch, der kühne
Der — Eisenachs Prophet, —
Auf hoher Rednerbühne
Und unerschrocken steht?
Johannes Hilten predigt
Die Christuslehre rein.
„Einst werden wir entledigt
Vom Zwang des Papstes seyn!

Sein Irrthum ist unendlich,
Ein wirrer Lügenknäul!
Der Ablaßkram ist schändlich!
Ein Kloster Gott ein Gräul!
Das Wort wird uns vergraben,
Das uns so heilig ist!
Am Papst, am Papst wir haben
Den wahren Antichrist!“

Da speit die grimme Hyder
Des Fanatismus Gift,
Sie fesselt dessen Glieder,
Der sie so heftig trifft.
Hinab die Kerkerstufen
Stößt ihn der Mönche Wuth:
„‚Wirst du nicht widerrufen,
Droht Scheiterhaufengluth!‘“

Doch standhaft auch im Kerker,
Schreckt ihn solch' Drohen nicht,
Stets wird sein Glauben stärker
Und seine Zuversicht.
Und als mit lautem Zanke
Ihn schilt der Guardian,
Da redet ihn der Kranke
Mit Donnerworten an:

„Es wird in fünfzehn Jahren
Ein Heros auferstehn,
Vor dem, ihr Gleisnerschaaren,
Wird euer Stolz verweh'n!
Ein Eremit wird künden
Das Wort, das ewig lebt,
Und wird den Löwen binden,
Vor dem die Welt erbebt!“

Und als er so gesprochen
Voll Zorn und heißem Schmerz,
Ist bald im Tod gebrochen
Sein ahnungsvolles Herz.
Und fünfzehn Jahre schwanden,
Und als die Zeit erfüllt,
Ist Luther aufgestanden
Und hat das Licht enthüllt.

582. Das Mysterium.

Der Landgraf saß im Klostersaale,
Dicht drängte Volk sich am Portale,
Hinein in's heil'ge Haus zu geh'n,
Um das Mysterium zu seh'n.
Der Sünder Herzen tief zu rühren,
Gedenkt der Väter frommer Sinn
Ein Gleichniß Christi vorzuführen;
Die Menge strömte zahllos hin.

Nun zeigten sich in Prachtgewanden
Zehn Jungfrau'n, ihre Lampen brannten
Hellstrahlend in dem düstern Raum.
Es regte sich ein Odem kaum;
Die Menge staunt — die Jungfrau'n wenden
Sich näher mit dem Glanz des Lichts,
Fünf tragen Urnen in den Händen,
Fünf nur die Lampen, weiter nichts.

Sie reden sanft auf ihrem Gange:
„Wie bleibt der Bräutigam so lange!
Wann kommt er, dem wir uns geschmückt?
Daß wir ihn grüßen hochbeglückt.
Schon ruhet Dunkel auf dem Garten,
So laßt uns, traute Schwestern, nun
Im Hainesschatten ihn erwarten,
Und bis er nahet, laßt uns ruh'n."

Geschmückt mit hochzeitlichen Kränzen
Entschlummern sie, die Lampen glänzen,
Doch matt und matter wird der Schein,
Als geh' auch er zum Schlummer ein.
Da scheint von ferne her zu wallen
Ein lauter Jubel, wundersam,
Und Stimmen rufen durch die Hallen:
„Er naht, er naht, der Bräutigam!"

Und wie die Jungfrau'n schnell erwachten,
Den Bräutigam zu grüßen dachten,
Da nähren fünf der Ampeln Licht,
Fünf aber, ach! vermögen's nicht,
Und rufen: „Tränkt auch unsre Leuchten
Mit euerm Oel, sie löschen aus!"
Doch jene fünf sie von sich scheuchten:
„„Holt Oel euch dort im Krämerhaus.""

Und wie die Fünfe nun sich weinend
Entfernten, naht der Herr, erscheinend
In aller Pracht und Herrlichkeit;
Es öffnet sich der Himmel weit.
Ein heller Glanz ist rings ergossen,
Die klugen Jungfrau'n wandeln ein,
Dann wird das Gnadenthor verschlossen,
Und tiefes Dunkel deckt den Hain.

Und eilig nahen mit verstörten,
Mit bleichen Mienen die Bethörten,
Sie rufen laut, sie klopfen an,
Doch ihnen wird nicht aufgethan.
Und wie die Stimmen sich erheben:
„Herr! Herr, o laßt uns ein zum Licht!"
Und wie sie jammern, wie sie beben,
Erschallt es laut: „„Euch kenn' ich nicht!""

Drauf neigt sich auf dem ew'gen Throne
Die Himmelskönigin zum Sohne,
Fürbittend fleht der Heil'gen Schaar:
„O nimm der Armen gnädig wahr!"
Doch all ihr Flehen ist vergebens,
Und eine Donnerstimme spricht:
„„Der Herr des Todes und des Lebens
Geht mit den Sündern in's Gericht!""

Des Volkes Menge sieht erschüttert
Das Schauspiel, mancher Sünder zittert,
Doch der Verdammten Qual und Schmerz
Fällt Friedrich schwer auf's milde Herz;
Und tobend, und erfaßt vom Grimme
Erhebt er sich im düstern Haus,
Und bricht mit einer Löwenstimme
Im ungehemmten Zürnen aus:

„Fluch euerm Spiel! Und Fluch dem Glauben!
Wollt ihr der Sünder Hoffnung rauben!
Was frommt's, vor Heiligen zu knieen,
Wird Gottes Gnade nicht verliehen?
Ein Thor, der zu Marien richtet
Inbrünstig sein bereuend Fleh'n,
Wenn alle Hoffnung wird vernichtet,
So schrecklich wie wir hier geseh'n!"

Er ruft's, und sinkt in seinen Sessel,
Der tiefsten Schwermuth schwerste Fessel
Legt sich um den gebeugten Geist,
Aus der ihn keine Tröstung reißt.
Der freud'ge Muth, er war gebrochen,
Umdüstert blieb der hohe Sinn,
So schwanden Tage, schwanden Wochen,
So schwanden Jahre traurig hin.

Bis seines Lebens Tag sich neigte,
Bis langsam auslosch seine Leuchte,
Durch jenes Schauspiel unerhört
In ihrem heitern Schein gestört.
Ihm hat gewiß der ew'ge Richter
Sich mild verzeihend zugewandt.
Der Landgraf starb; es legt der Dichter
Die Harfe trauernd aus der Hand.

---

583. Das stille Kind bei Erfurt.

„Habt ihr das stille Kind geseh'n
Durch uns're Fluren einsam gehn?"

„„Was sollen für ein Kind wir seh'n
Durch uns're Fluren einsam geh'n?""

„So hört: Es wandelt ein Mägdelein
In Feld und Flur umher allein.

Weiß ist sein Kleid, bleich sein Gesicht,
Woher es kommt, man weiß es nicht.

Von Maaßlieb trägt es einen Kranz,
Seine Augen haben keinen Glanz.

Es hat in der Hand ein'n braunen Stab,
Damit schlägt es die Blumen ab.

Und überall, wohin es blickt,
Da findet ihr Blumen abgeknickt.

So wandelt's da, so wandelt's dort,
Mit keinem Menschen spricht's ein Wort.

Mit sich nur spricht es, wo es geht,
Doch Worte, die kein Mensch versteht.

Und wollt ihr euch dem Mägdlein nah'n,
Kommt euch ein seltsam Grausen an.

Und geht ihr nach dem bleichen Kind,
So reut euch euer Gang geschwind.
Ein Bauer gab ihm einen Schlag,
Der redet irr' seit jenem Tag."

""Genug, genug! Uns faßt ein Grau'n,
Wir wollen die bleiche Maid nicht schau'n!""

---

584. Der fromme Ritter.

Es reitet ein Ritter durch Nacht und Graus
Nach seinem sichern Felsenhaus.

Des Weges ist er kundig gut,
Gar manchen Tag er ihn reiten thut.

Ueber'n Gottesacker sein Roß ihn trägt,
Und nimmer hat Furcht sein Herz bewegt.

Und wenn er über den Todtenhof zieht,
Da singt er leis ein frommes Lied:

„Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu dir,
Gib Frieden Allen, die schlummern hier!" —

Und einstmals ängstlich der Ritter sprengt
Rasch über den Friedhof, vom Feind bedrängt:

„Aus der Tiefe ruf' ich, Herr, zu dir!
Gib Schutz vor meinen Verfolgern mir!"

Da sind die Todten all' erwacht,
Da steigt's empor aus der Gräber Nacht.

Die Todten schwingen wild die Wehr,
Und Schrecken bannt der Verfolger Heer.

Sie sind vom starren Entsetzen stumm,
Sie wenden zur schnellsten Flucht sich um.

Die Todten hielten dem Ritter zu,
Der oft gebetet für ihre Ruh.

Der fromme Ritter durch Nacht und Graus
Kam sicher nach seinem Felsenhaus.

---

585. Die Zigeuner.

Der Landknecht reitet zum Walde
Mit Ober- und Untergewehr.
Er späht nach Vagabunden,
Noch hat er keine gefunden,
Der Landknecht sucht sie sehr.

Dort unter der Buche rasten
Ein Mann, zwei Weiber, ein Kind.
Ihre Haut ist dunkler und bräuner,
Gewiß, das sind Zigeuner!
Der Landknecht reitet geschwind.

„So treff' ich euch, Gesindel!
Nun folgt mir auf der Stell'
Zur Stadt, in's Amt, zum Richter,
Ihr schwarzes Diebesgelichter!"
Der Landknecht ruft es schnell.

Da greift der Mann zur Flinte,
Die Wangen Zornesgluth.
Zwei Schüsse knallen und schallen —
Ein Mann nur ist gefallen,
Der Zigeuner schwimmt im Blut.

Laut heulen die braunen Weiber
Und raufen das Haar sich aus.
""Verflucht! du Mordgeselle!
Dich treffe der Fluch der Hölle!""
Der Landknecht macht sich nichts draus.

Er läßt sie heulen und fluchen,
Er bindet sie an sein Roß,
Dem Amt sie zu übergeben;
Das Kind läuft wimmernd daneben,
Blut von den Füßen ihm floß.

Der Landknecht fühlt Erbarmen,
Will nicht des Kindes Blut.
Er hebt mit barmherzigen Blicken
Das Kind auf des Rosses Rücken:
„Da reite, Zigeunerbrut!"

Bald winken die Weiber dem Kinde
Und werfen den Dolch ihm zu.
Das sammelt all' seine Kräfte
Und stößt den Dolch bis zum Hefte
In des Mannes Leib im Nu.

Der Reiter stürzt vom Pferde,
Es ist um ihn gescheh'n.
Die Weiber hinauf zum Kinde,
Sie reiten geschwinde, geschwinde,
Hat Keiner sie wieder geseh'n.

Drauf ward, der That zum Gedächtniß,
Ein Kreuz in die Buche gehau'n.
Wer alter Sagen will achten,
Mag sich das Kreuz betrachten,
Es ist noch heute zu schau'n.

---

*586. Anaxibia.

Ueber jenen Felsenklippen,
Die gleich steinernen Gerippen
Drohend stehn am Hellespont,
Hing ein Aarhorst im Geklüfte,
Wo im reinen Weh'n der Lüfte
Sich der Vogel Jovis sonnt.

Und am donnernden Gestade
Wallt auf muschelreichem Pfade
Eine holde Mädchenschaar;
Lieblich in der Jugendblüthe
Lachte Frohsinn, strahlte Güte
Aus so manchem Augenpaar.

Blumen trugen sie und Kränze,
Daß Cytherens Tempel glänze
In des Lenzes frischer Pracht,
Alles, was im Mond der Wonne
In dem warmen Strahl der Sonne
Flora's Haine dargebracht.

Wie ein Göttinbild erschienen
Wandeltest du unter ihnen,
Zarte Anaribia;
Und es seufzten Sestos Söhne,
Sah'n sie deine hohe Schöne
Am Altar der Paphia.

Sieh, was hemmt der Mädchen Eile,
Sinkt von eines Jägers Pfeile
Jener Aar vom Horste jach?
Ob er ängstlich flatternd schwebte,
Ob er sich zu halten strebte,
Seine Schwingen sind zu schwach.

Und mit zärtlichem Erbarmen
Trägt den horstentfallnen Armen
Anaribia mit sich:
Heilt ihm den gelähmten Fittig,
Reicht ihm Nahrung, kost ihn sittig,
Liebt und pflegt ihn mütterlich.

Aber, wie zum zweiten Male
Lenz auf warmem Sonnenstrahle
Blüthen streuend niederschwebt,
Alle Fluren sanft verjüngend,
Allen Wesen Wonne bringend,
Und auf's Neu' das All belebt —

Wandelt nicht im Morgengolde
Anaribia, die Holde,
Am Gestade hoch und steil,
Nicht mehr zu dem Blumenhaine,
Ach, es traf die Schöne, Reine
Früh des Sonnengottes Pfeil.

Und sie tragen schon die bleiche
Noch im Tode schöne Leiche
Zu des Scheiterhaufens Gluth,
Und das Lied der Klage tönet,
Und der Laut der Wehmuth stöhnet,
Und es rinnt der Thränen Fluth.

Hoch zum Himmel schlägt die Lohe
Und der Holzstoß flammt, der hohe;
Aber sieh, im Aether klar
Schwebt auf den erstarkten Schwingen
Und in immer engern Ringen
Anaribia, dein Aar.

Rauschend schwingt er sein Gefieder
In die Flammengluthen nieder,
Wo die schöne Leiche liegt;
Staunend steht des Volkes Menge,
Es ersterben die Gesänge,
Wie der Adler niederfliegt.

Und verlodert sind die Flammen,
Und der Holzstoß bricht zusammen,
Funken sprühen rings umher,
Aar und Jungfrau sind verschwunden,
Und von Beiden wird gefunden
Ihrer Asche Spur nicht mehr.

Und es gehen alte Sagen,
Daß die Psyche sei enttragen
Von dem Aar zu jenen Höh'n,
Wo die Götter selig wohnen,
Und von ihren goldnen Thronen
Auf den Erdball niederseh'n.

---

*587. Chlodio's Gemahel.

Des Meeres dunkle Woge schwoll,
Rauscht' an den Bord geheimnißvoll,
Schlug an den klippenvollen Strand,
Mahnend, wie eine Geisterhand.
Vernahm ein Menschenohr den Schall?
Neigt sich ein Ohr dem Wellenschwall?
Vielleicht, umzuckt von grellem Blitz,
Dort im gethürmten Felsensitz,
Wo Chlodio, der König, thronte,
Basina's Schönheit trauernd wohnte? —
Durch Nebelnacht und Sturmesbrausen,
Durch Wetterwuth und Wogengrausen,
Blickt dort ein Auge geisterhaft,
Und glühend, wie die Leidenschaft,
Herunter nach dem Meeresschooße,
Blickt sehnend eine freudenlose,
Einsame, holde Frauenrose.

Der Herrscher weilte längst schon weit,
Die Kön'gin weilt in Einsamkeit.
Ein Erker hängt hoch über'm Meer
An dem basaltgefügten Haus;
Dort blickt so still, so schönheitbehr,
Das schönste Frauenbild heraus.
Nicht nach des Gatten Wiederkehr
Geh'n ihre Blicke suchend aus,
Hinab, hinab nur zu dem Grund,
Zum zauberischen Meeresgrün,
Darin an heitern Tagen bunt
Sie sieht der Tiefe Wunder blüh'n,
In stillen Nächten leuchten — und
Zwei Augen, gleich den ihren, glüh'n. —

Die Kön'gin sinnt im Mondenschein:
‚Weß mögen diese Augen seyn?
Wohnt in der Tiefe wohl ein Herz,
Darinnen Raum für meinen Schmerz?‘ —
Weit über's Meer die Blicke schweifen
An manchem Tag, in mancher Nacht;
Sie haften an den Nebelstreifen,
Und Seufzer steigen unbewacht,
Wie irre Flämmchen aus dem Schacht,
(Wer kann ein liebend Weib begreifen?)
Aus ihrer Brust voll Sehnsuchtmacht.
Der Fels, darauf sie wohnt, ist kalt,
Von warmer Welle nie durchwallt;
Das Meer, das uferlose Meer,
Es leuchtet zwar, doch liebeleer;
Die Sterne dort, die Himmelskerzen,
Sie glüh'n — und haben keine Herzen. —

Was rauscht, was klopft nur fort und fort
Da drunten an dem Klippenbord?
Die Welle klopft, die Welle schäumt,
Die Welle lockt, Basina träumt.
Ihr eignes Herz klopft sehnsuchtbang,
Ihr eignes Herz lockt heißer Drang.
Und zitternd steigt die Herrin nieder;
Die Welle küßt die schönen Glieder,
Und flieht auf einen Augenblick,
Dann kommt sie wiederum zurück,
Und schmiegt sich um das hehre Weib,
Und küßt den marmorweißen Leib,
Und sprüht, wie zärtlich, liebetrunken,
Hoch an ihr auf in goldnen Funken.

Basina badet still, entzückt;
Die Grotte, wo sie weilet, schmückt
Sich ihr zum Tempel, zauberschön
Zum Thron geheimer Lust erseh'n.

Von zarter Dämm'rung halb verdunkelt,
Sanft von grüngoldnem Licht durchfunkelt,
Durchrauscht von warmer Wogenfluth,
Hält sie das schöne Weib in Hut,
Wie einer Muschel Irisflimmer
Umfängt der reinen Perle Schimmer.

Basina weilt und sinnt allein:
‚Wo mögen nur die Augen seyn,
Die in der Tiefe mir geglüht,
Die Flammen mir in's Herz gesprüht?'
Da blickt im Mondscheindämmerlicht
Entgegen ihr ein Angesicht,
Das trägt die Augen, die sie sah,
Das blickt nach ihr, das kommt ihr nah.
Die grünen Wogen rauschen mächtig,
Und tief vom Grund erhebt sich prächtig,
Wie eines Gottes Kraftgestalt,
Ein Meereswunder — da durchwallt
Sie Schauer, Bangen und Entzücken.
Sie muß in jene Augen blicken,
Die zärtlich heischen, zärtlich fragen,
Die mehr als alle Worte sagen.
Ein leiser Schrei, da sinkt sie hin,
Da weiß sie nicht, die Königin,
Ob Schwanenflügel oder Flossen,
Gleich mächt'gen Armen, sie umschlossen.
Sie bebt, sie ringt, das Wunder hält
Sie feurig, stark und stolz umwunden.
Und ob die Krone ihr entfällt,
Den Liebeswundern zugesellt
Geheimnißvoller Wasserwelt,
Hat sie ein schönres Glück gefunden. —

Die Welle war zurückgeschäumt,
Der schönste Traum war ausgeträumt,
Er warf, wie bleiche Nebelsterne,
Die trübe, unheilvolle Saat,
Er warf den Fluch treuloser That
Nachwuchernd in der Zeiten Ferne.
Doch glorreich stieg auf Chlodio's Thron,
Ein sieggekrönter Ueberwinder,
Ein Burgenbauer, Städtegründer,
Merwig, des Meereswunders Sohn.

Ludwig Halirsch,

im März 1802 zu Wien geboren, widmete sich daselbst seit 1819 dem Studium der Rechte und dem Verwaltungswesen, wurde 1823 bei dem Militärdepartement des k. k. Hofrathes in seiner Vaterstadt angestellt, später nach Italien versetzt, und starb am 19. März 1832 in Mailand.

* * *

Diesem Dichter ist, wie nur Wenigen, der Ton des erzählenden Volksliedes gelungen. Unter seinen Balladen sind einige, wie „Die Nesselhemden", „Sturmesbraut", „Das Nachtigallenlied" u. a. ganz vortrefflich, einfach, kräftig, in kühnen Würfen und Sprüngen; das Schauerliche ist auf die rechte Weise eingeführt. Unter seinen Liedern gebührt den ernsten, gefühlvollen, volksthümlichen der Preis vor den scherzhaften, didaktischen, betrachtenden. Aber auch als Dramatiker, Novellist und gründlicher Beurtheiler von Bühnenwerken hat Halirsch ein ungewöhnliches Talent beurkundet, von dem nur zu bedauern ist, daß es nicht zur höchsten Reife sich entwickeln konnte.

Von ihm:

Die Demetrier. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Lpz. 1823.
Petrarka. Ein dramatisches Gedicht in 3 Aufzügen. Das. 1824. (Im Geiste des Goethe'schen Tasso.)
Novellen und Geschichten. Brünn 1827.
Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht in 3 Aufzügen. Leipzig 1829.
Balladen und lyrische Gedichte. Das. 1829.
Die beiden Bilder. Novelle (im 7. Band der „Originalromane"). Leipzig 1828—29.
Erinnerungen an den Schneeberg, in 40 Reisebildern. Wien 1831.
Literarischer Nachlaß, besorgt von J. G. Seidl. 2 Bde. Das. 1840.
Novellen aus dem Nachlaß. Das. 1842.

388. Sturmesbraut.

Es war ein Mädel, keck und wild,
Das ging im Wald und sang,
Es sang ein Lied von Schwert und Schild
Und wüstem Kampfesdrang.

Sie sang wohl mit dem Sturm zur Wett',
Der Blumenherzen brach;
Sie lud ihn in ihr Jungfernbett,
Zur Stund', wenn Niemand wach.

„Kein Ritter ist wie du so stark,
Und hat solch flinkes Roß,
Und hat so festes Eisenmark,
Und solch ein weites Schloß!"

Sie riß sich eine Locke aus
Und schlang sie um ein Band;
Sie lud ihn ein zum Hochzeitschmaus,
Und gab sie ihm als Pfand.

Da ritt ein feiner Junker wohl
Vorbei im grünen Wald,
Der sah sie an so liebevoll
Und nahm ihr Herz sich bald.

Und nahm ihr Herz und ihre Hand
Und ging zur Kirch' mit ihr —
„„Halt ein! der Sturm hat auch ein Pfand,
Ein Liebespfand von dir!""

Schon schreit er draußen wild und laut,
Es ist um sie gescheh'n,
Er raubt sich seine junge Braut,
Sie ward nicht mehr geseh'n.

Und wann zur späten Mitternacht
Ein leises Weinen schallt,
Durchzieht der Sturm mit seiner Macht
Mit ihr den grünen Wald.

589. Das Nachtigallenlied.

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Widerhall!

O Mädel, mein Mädel mit schwarzbraunem Haar,
Mit Lippen so roth und mit Augen so klar,
O Mädel, mein Mädel, nun sag' es mir an,
Ob dein Herz mich vom Herzen lieben kann?
Und sie küßt ihn so innig, sie küßt ihn so warm,
Sie umschlingt ihn so eng mit dem schneeweißen Arm,
Sie hält ihn so fest, ach, so fest an der Brust,
Als sei er allein ihre Lebenslust! —

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Widerhall!

Sieh, Mädel, ich geb' dir, was Keiner dir gibt,
Sieh, Mädel, ich lieb' dich, wie Keiner dich liebt,
Treuinnig, auf ewig, im Leben und Tod,
Treuinnig, auf ewig, in jeder Noth.
O Mädel, treuinnig sollst du mir auch seyn,
Treuinnig, auf ewig, nur mein, nur mein;
Treuinnig, auf ewig, das schwöre mir,
So wie ich's zur Stelle auch schwöre dir.

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Widerhall!

Die Dirne wohl schwöret mit Hand und mit Mund
Treuinnige Liebe, treuewigen Bund:
Zwölf Wochen nur dauert der Nachtigallsang,
Meine Lieb' aber dauert lebenslang!
Zwölf Wochen nur dauert die Rosenzeit,
Meine Lieb' aber dauert in Ewigkeit.

Und könnt' ich ihn brechen den heiligen Schwur,
Mein Herzgeliebter, dann tödte mich nur!

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Widerhall!

Es ist ein Jahr, seitdem sie nicht sang,
Ein Jahr so kurz und doch wieder so lang:
Ein Jahr, eine Woche, ein Tag reicht hin,
Die Treue zu brechen mit flüchtigem Sinn!
Ach, mahnt dich die flötende Nachtigall nicht,
Wie arg du vergessen hast Schwur und Pflicht? —
Das treulose Mädel wohl hört ihr zu
Und küßt einen Andern in guter Ruh.

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Widerhall!

Und in der einsamen Waldesnacht
Steht ein einsamer Jäger still und wacht;
Er steht und ladet seine Büchse mit Schmerz;
Eine eiserne Kugel für ein wächsernes Herz:
Feinsliebchen, du brachst den treuinnigen Bund,
Es küßt einen Andern dein falscher Mund — —
Da blitzt es, da knallt es — vorbei, vorbei!
Ich warnte dich Mädel, bleib treu, bleib treu.

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Widerhall!

Sie schlägt noch fort durch die ganze Nacht
Und hält bei der blassen Leiche Wacht.
Sie schlägt und schlägt bis zum Morgenroth,
Dann fällt sie aus dem Neste, blutig und todt.

---

590. Die Nesselhemden.

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Wenn draußen der Sturmwind brauset,
Und die fröstelnde Dirne die Kohlen facht,
Und das Spinnrad schwirret und sauset:
Da knittert und knattert es still herein,
Da flickert und flackert der Lampenschein,
Da setzt es sich mitten in's Zimmer,
Umglänzt von gespenstischem Schimmer.

Und die fleißige Spinnerin zittert und bangt,
Doch thut es ihr nichts zu Leide,
Es füllt ihr den Rocken wohl unverlangt,
Und beschenket sie gar mit Geschmeide;
Erzählt ihr ein Märchen und lehrt ihr ein Lied,
Wie der wilde Jäger in Wolken zieht,
Wie die freundlichen Nixen singen
Und die drolligen Erdmännlein springen. —

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Da schleichet der Vogt in den Gängen,
Und schauet und spähet und horchet und wacht,
Und flucht ob den frechen Gesängen,
Und tritt in die Spinnstube grimmig hinein,
So roth wie der Scharlach beim Sonnenschein;
Halb drinnen und halb an der Pforte
Ruft er die zornigen Worte:

„Verdammtes Getriller! Ich duld' es nicht mehr!
Da singen die Dirnen und plaudern;
Das Spinnrad steht still, und der Rocken bleibt leer,
Und der Vogt muß büßen das Zaudern.
Wohl weiß ich, was euch die Köpfe verrückt,
Die Hände lähmt und das Mieder drückt —
Ihr seid, scheint's mir, all' in Liebe,
Doch heil' ich die heimlichen Triebe!

Horcht auf! die kreidige Käthe dort,
Die will ich zuerst kuriren,
Im Garten wohl gibt's einen heimlichen Ort,
Da geht sie alltäglich spazieren;
Doch eh' sie der schlanke Gärtner freit,
Da soll sie mir nützen die flüchtige Zeit,
Da soll sie zwei Hemden mir spinnen,
Daß drüber die Thränen ihr rinnen!

Am Grabe von ihrem lieb Mütterlein
Wohl wachsen Nesseln in Mengen,
Die mag sie brechen und hecheln fein
Und spinnen bei euren Gesängen;
Die mag sie zum Brauthemd weben für sich,
Die mag sie zum Todtenhemd weben für mich,
Und hat sie gesponnen, gewoben,
So will ihren Fleiß ich dann loben!"

Es schweiget der Vogt, und die Käthe so bleich
Sinkt nieder zu seinen Füßen:
„„Herr Vogt, Herr Vogt! ach, erbarmet Euch,
Nicht also hart laßt mich büßen!""
Und die Dirnen zumal sie flehen ihn an,
Doch ungerührt bleibt der steinharte Mann:
„Zwei Hemden sollst du mir spinnen,
Daß drüber die Thränen dir rinnen!" —

Im Schlosse zu Eberstein, spät bei der Nacht,
Da ist's so öd' und so schaurig,
Kein Liedlein erschallt, keine Dirne lacht,
Sie sitzen beisammen so traurig,
Und die blasse Käthe, die weint und spinnt,
Daß Thräne auf Thräne am Faden rinnt;
Ach, unten, im heimlichen Garten,
Da wird der Herzliebste wohl warten. —

Und wieder jetzt knittert und knattert's herein,
Umglänzt vom gespenstigen Schimmer,
Und nimmt der Käthe ihr Plätzchen ein,
Und weiset sie fort aus dem Zimmer;
Und spinnet und spinnet ohn' Ruh' und Rast,
Es dreht sich das Rädchen mit schnurrender Hast,
Und Alle sehen mit Beben
Den Faden aus Nesseln sich weben! —

Herr Jesus! Herr Jesus! der Vogt naht heran,
Gott gnade dir, Käthe, Gott gnade!
Wie wird er toben der zornige Mann
Ob der fremden Spinn'rin am Rade;
Schon klirret sein Sporn auf dem Estrich einher,
Wie schaut er so wüthig im Saal umher,
Halb drinnen und halb an der Pforte
Ruft er die zornigen Worte:

„Wer ist dort am Rocken das fremde Gesicht
Mit den todten, bleiernen Augen?
So blaß wie die Käthe, doch ist sie es nicht,
Mag Ein' wie die Andre nichts taugen;
Marsch, Dirnchen, und such' dir ein anderes Dach,
Wo der Vogt um Mitternacht nicht mehr wach, —
Marsch, oder hetzen zur Stunde
Dich fort meine wachsamen Hunde!" —

Und lang und langsam hebet sich
Die Spinnerin auf vom Stuhle:
„„Willst hetzen, Herr Vogt, mit Hunden mich,
Und bin doch deine Buhle,
Deine Buhle, die dein Todtenhemd spinnt
Aus Nesseln, auf denen das Gift noch rinnt;
Die, wenn die Arbeit fertig,
Auch ihres Lohns gewärtig!""

Da hat's den Vogt mit Entsetzen gepackt;
Das Spinnrad schnurret und schwirret,
Der Weberstuhl klappert dazu den Takt,
Von geistigen Händen regieret;
Und ehe zum drittenmal krähet der Hahn,
Da legt sie dem Vogt sein Todtenhemd an,
Da malet die Morgenröthe
Mit Rosen die bräutliche Käthe.

---

591. Zum neuen Jahr.

Zwei sitzen im Keller bei'm Cyperwein,
Und schau'n in die vollen Gläser hinein,
Es strahlet die Lust aus dem einen Gesicht,
Indeß aus dem andern der Jammer spricht.

Die Mitternacht hat die Zecher belauscht,
Das alte Jahr ist vorüber gerauscht,
Das neue beginnt unter Glockenklang,
Begrüßt von Trompeten und Thürmergesang.

Die Zwei aber sind so still und allein,
Umflackert von dämmerndem Lampenschein;
Sie hören die Töne so mächtig und hehr,
Da faßt sie der wechselnde Augenblick schwer.

Und während der Eine mit jubelnder Hast
Den Becher füllet und durstig erfaßt,
Ergreift ihn der And're mit Zornesgier,
Und schüttet ihn aus, und zerschmettert ihn schier.

„Ich segne dich, kommende rosige Zeit!"
Ruft dieser mit rascher Lebendigkeit, —
„„Ich fluche dir, reißendes Ungethüm!""
Stöhnt jener hinaus mit Ungestüm.

Da blickt ihn der Frohe verwundert an:
„Sprich doch, du armer verlassener Mann,
Dich quälet wohl arges Herzensleid,
Weil du fluchst auf des Lebens Herrlichkeit."

Drauf jener entgegnet so trotzig als wild:
„„In mir sieh des Kummers und Jammers Bild;
Verarmt bin ich, — mein Freund ist todt, —
Nicht einmal vertrinken kann ich die Noth!""

„Und bist du verarmt, und starb dir dein Freund,
So sind wir zur guten Stunde vereint —
In Fülle besitz' ich das edle Gold,
Längst sucht' ich ein Herz, mir treu und hold!"

Er breitet nun aus die Arme sein,
Der And're sinkt schluchzend und jubelnd hinein,
Und draußen schallt wieder der Thürmergesang
Und jauchzt durch Trompeten- und Glockenklang.

Nikolaus Niembsch von Strehlenau,

mit seinem Dichternamen **Nikolaus Lenau**, ist zu **Csatád** in Ungarn am 13. August 1802 geboren. Er widmete sich zu Wien nacheinander der Philosophie, Rechtswissenschaft und Heilkunde. Im dreißigsten Lebensjahre trat er mit seinen Gedichten auf, worin sich eine schmerzliche Sehnsucht nach einer freien Welt kund gab. Er hoffte sie, als die deutschen Hoffnungen und Bestrebungen für ein freies Leben, in dem eine männliche Seele sich wohl fühlen könnte, immer entschiedener scheiterten, in Amerika zu finden und ging 1832 über's Meer; aber die kalte Prosa jenes Landes „voll träumerischem Trug, auf das die Freiheit im Vorüberflug ihren Schatten fallen läßt", trieb ihn bald wieder auf deutschen Boden zurück. Er lebte nun abwechselnd in Wien, Ischl und Stuttgart. Hier, im Begriffe sich zu verheirathen, verfiel der schon längere Zeit leidende Dichter (aus dessen Schlußgesang der „Albigenser" *) sich ahnen ließ, wie — mit A. Ruge's Worten — „die Geister jener dunklen Nacht schon

*) Das Grauen vor dem „Sterben in der Dämmerung" riß ihn in die Schrecken des Wahnsinns.

„Woher der düstre Unmuth dieser Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit?
Das **Sterben in der Dämmerung** ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Hart ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe geh'n in seinem Morgengrauen;
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken
Mit heißen Wünschen, unvergolt'nen Qualen,
So soll doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken!"

damals zerreißend auf den Saiten seines Innern spielten") am 21. Oktober 1844 in unglücklichen Wahnsinn, und ward in dessen Folge in die würtembergische Heilanstalt Winnenthal, einige Jahre später aber in eine Privat-Irrenanstalt zu Döbling bei Wien gebracht, wo er sich noch befindet. Sein Irrsinn ist leider nicht in Hoffnung gebende stille Schwermuth verwandelt und es steht zu fürchten, daß dieses helle Licht, das so glühend rasch der Zukunft entgegenloderte, wie einst des Dichters des Hyperion, im Sturze von schwindelnder Höhe erloschen sei.

* * *

Der vorherrschend elegische (keineswegs weichliche), fast melancholische Charakter der Lenau'schen Poesie war also in der Verfassung dieses „tiefsinnig spekulativen, an allen Fibern von wahrhaftem Lebensschmerz zuckenden Gemüthes" gar wohl begründet. Die milde Trauer, die durch Thränen lächelnde Wehmuth, der erhabene Ernst, der heilige Dichterzorn, die auf metaphysischem Grunde gebaute Betrachtung in seinen Liedern, müssen als Geschichte seines Seelenlebens gelten. Was aber mochte diesen Zwiespalt zwischen seiner inneren Natur und dem äußeren Leben so gewaltig erregt haben? War es eine angeborne, durch seine tiefernste Denk- und Betrachtungsweise gesteigerte Krankhaftigkeit seines Organismus, war es die Gegenwart mit ihren schroffen Gegensätzen und Widersprüchen in Kunst und Leben, deren höchste Interessen seinen Geist ergriffen hatten? — Wer mag entscheiden, ob und welchen Einfluß tief erregende Stoffe auf die glühende Phantasie eines geistvollen Dichters haben konnten, wer vermag die Stürme und Wetterschläge eines solchen Dichterherzens zu begreifen, wer kennt die Schauertöne seiner geheimen Schmerzregister . . .? Seine lyrischen Dichtungen sind unserer ersten Meister würdig; neben ihn sind sehr wenige zu stellen, über ihn unbedingt keiner der jetzigen Dichter. Lebenvolle, geistige Naturanschauung, glänzende Phantasie, tiefes Gefühl, Fülle in Ideen und Ausdruck, Kühnheit, Neuheit und Jugendfrische in den Bildern, durchsichtiger Farbenschmelz, anmuthige Natürlichkeit und jene Sehnsucht, die alle Saiten des Gemüths in Beben versetzt, ohne sie, wie die Byron'sche, zu zerreißen, mit einer ungewöhnlichen Gewandtheit in Handhabung der Sprache — dies sind die von der Kritik zugestandenen ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten dieses Dichters.

„Die Zeit, in welche Lenau's erstes Auftreten fällt, war (s. Prutz' ‚Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur.' Bd. 1. Merseburg 1847) die des Erwachens des politischen Bewußtseyns. Diesem gemäß ist es die **politische oder liberale Richtung** seiner Muse, die ihm zuerst die Herzen des Publikums gewann. Dieses Politische, diese Freiheitsfreude — wie wir es nennen dürfen — tritt bei ihm um so liebenswürdiger auf, als sie ein seiner magyarischen Natur Angeborenes, Selbsteigenes ist, in nichts verkümmert durch die künstliche und absichtsvolle Verstimmung der sogenannten jungen Schule. Es war ein Glück für den Dichter, daß gerade in seine Entwicklung jene polnische Katastrophe fiel, die — den Untergang eines benachbarten, durch mannichfache Bezüge nahestehenden Volkes herbeiführend — wie ein plötzlicher Sonnenstrahl Lenau's poetische Reife gezeitigt hat. Hier fand die junge Begeisterung Stoff und Raum, sich plastisch zu gestalten. ꝛc. Wie sehr seine **Polenlieder** der erregten Stimmung der Zeit entgegen kamen, brauchen wir nicht mehr zu erwähnen; durch sie besonders wurde die Neigung des Publikums erworben und begründet. Ja wir möchten den Klang dieser Lieder einem Zauberglöckchen vergleichen, das, wo es tönte, alle Herzen zu warmem Mitgefühl erweckt ꝛc. Immer werden wir Lenau's Polenlieder zu dem Bedeutendsten und Besten zählen dürfen, was von poetischen Erzeugnissen jene Zeit hervorgebracht hat.

Gewannen nun diese Polenlieder unserm Dichter rasch und entschieden die Liebe zahlreicher Gleichgesinnten, und war auch die reflektirende, sinnige Weise, in welcher durch andere Gedichte der Hauch der Freiheit weht, wiewohl weniger poetisch, so doch der deutschen Weise nicht unangemessen; so half, in weiteren Kreisen ihm Gunst und Theilnahme zu erwekken, dem Dichter nicht wenig das **Neue und Fremdartige in dem Landschaftlichen und Lokalen seiner Gedichte**. Jene weiten ungarischen Steppen, die flüchtigen Rosse mit ihren schmukken, stolzen Reitern, der geheimnißvolle Zigeuner, der frohe freie Räuber in seiner einsamen Waldesnacht — das Alles erregt uns ohne Weiteres einen ahnungsvollen, süßbehaglichen Schauer. Indem daher Lenau, dem dies ein Selbstgeschautes, Selbsterlebtes ist, diese reiche Scene als sein Eigenthum, als einen Schatz gleichsam betrachten darf, dessen poetischer Verweser er ist, so wird er schon durch das Pikante, das die Neugier stachelt, auf manche Leser eingewirkt haben ꝛc. Durch das Ineinanderbilden des Innerlichen und Aeußerlichen aber erhalten Lenau's landschaftliche Schilderungen ihre Würde und ihre Bedeutung; durch das Gemüth, mit dem er das Starre und Zufällige der Natur zu schmelzen und zu veredeln weiß, erfreuen uns seine **Haidebilder**, erfreuen uns Gedichte, die, wie die „**Werbung**", vor Allem die prächtige „**Haideschenke**", oder unter den neueren Gedichten „**Die drei Zigeuner**" u. a. uns eben so anmuthige wie lebendige Bilder einer reichen, fremden Volksthümlichkeit geben ꝛc.

Mit merklichem Uebergewicht tritt neben seiner politischen und landschaftlichen Richtung jene **Melancholie** hervor, jenes Versunkenseyn in Schmerz und Trauer, jene Klage, die sich oftmals zu lautem Jammer steigert und die schon oberflächliche Beurtheiler als etwas Wesentliches der Lenau'schen Poesie erkannt haben.

Auch dem unbefangensten Leser muß hier die Frage aufstoßen, was den Dichter zu endlosen Klagen berechtigt und was Ungeheures Welt und Leben gegen ihn verbrachen. Sogar diesem wird es auffällig seyn, daß aus den Lenau'schen Liedern sich nichts nachweisen läßt, was man wie eine Berechtigung dieser trübsten Lebensansicht deuten dürfte. Der Tod eines Freundes, die Untreue einer Geliebten, Dinge überdies, an die sämmtliche Lyriker, von Urzeiten her, uns gewöhnt haben, werden wohl erwähnt; doch nicht einmal der Dichter selbst stellt sie als die Quelle dar, welcher seine Thränen entfließen. Vielmehr, es ist eine allgemeine abstrakte Verstimmung, ein Schmerz, der keinen andern Grund, keine andere Quelle zu haben scheint, als sich selbst; es ist ein tiefes, unheilbares Gefühl von der allgemeinen Vergänglichkeit aller Dinge, eine — möchten wir sagen — angeborene, „prädestinirte Scharfsichtigkeit für die unvermeidlichen und allgemeinen Unvollkommenheiten der Erde, ein ewiges Bewußtseyn des nahen, des unentrinnbaren Todes, der, während das Roß mit gierigem Maule noch die letzten Halme aufrafft, schon, ein unerbittlicher Reiter, dem Widerstrebenden die Sporen in die Flanke drückt!" —

Prutz sucht Lenau's Trauer und Verstimmung aus der Natur des Magyaren überhaupt zu erklären, aus seiner geheimen Bedrängniß, dem Mißbehagen, welches der Magyare im Allgemeinen dem deutsch

Elemente gegenüber geräth: eine Verstimmung, die sich aus den Verhältnissen eines ursprünglichen, eines Naturvolkes, im Gegensatz zu den komplizirten Zuständen reich entwickelter Kulturvölker sehr leicht begreifen lasse. Was nun im Großen einer ganzen Nation, das, sagt er, sei hier dem Einzelnen widerfahren: „Lenau, mit der Ursprünglichkeit, der Wahrheit und Tiefe seiner Empfindungen, mit seinem angeborenen Freiheitssinn, mit dieser ganzen stolzen Ritterlichkeit des Charakters — wie wäre es ihm möglich, ja wie wäre es ihm nur erlaubt — erlaubt vor ihm selbst! sich glücklich, wohl, friedfertig zu fühlen in unserer kultivirten Welt, der Welt des Scheines, der Lüge, der Verstellung! Diese Bilder seiner Heimat, die seine Brust durchziehen, dies Rauschen der Wälder, dieser Duft der Steppen, diese wildklagenden Lieder der Zigeuner — wie könnten sie sich ohne Kampf, in Frieden zugesellen diesen so ganz andern, so ganz fremdartigen, vielfarbigen, blendenden Eindrücken des modernen Lebens! Und doch weiß der Dichter selbst, daß es im Grunde doch dieses Leben ist, welches Recht behält! Doch fühlt er selbst, daß die großen Fragen, deren Lösung seine Seele ungeduldig entgegenlechzt, die Fragen der Freiheit, der Bildung, der Menschenwohlfahrt niemals gelöst — ja nicht einmal aufgeworfen, nicht einmal gedacht können werden auf seinem heimatlichen Boden!*) Doch fühlt er selbst, daß die Romantik des Naturlebens, wie süß, wie bezaubernd sie auch sei, dennoch die Grenze der Menschheit nicht ist, nicht seyn darf! Doch ahnt er in schmerzlich bewegtem, qualzerrissenem Herzen selbst, daß nur aus dem Strudel dieser widerspruchsvollen, zerrissenen, gährenden modernen Welt, nur aus diesen Kämpfen, Widersprüchen, Räthseln des modernen Bewußtseyns die wahre Perle der Bildung, der wahre Preis des Lebens errungen werden kann!

Dies, wenn wir nicht irren, die Quelle jener allgemeinen, so grundlosen Verstimmung, dies der Einschlag, der geschichtliche, thatsächliche, zu jenem finstern mißfarbigen Schleier, der das Auge der Lenau'schen Muse umflort: die Sehnsucht nach einer Ursprünglichkeit, die er doch selbst nicht mehr als berechtigt anerkennen kann, die Scheu vor einer Bildung, die er doch zugestehen muß, der wahre Herr der Welt zu seyn" u. s. w.

Lenau's epische, die Gegenwart in der Vergangenheit, in den Erlebnissen der Geschichte abspiegelnde Gedichte „Savonarola" und „Die Albigenser" gehören zu den hervorragendsten und großartigsten Erscheinungen unserer Zeit, nicht nur hinsichtlich der Auffassung der Geschichte und in ihr der Keime und Sprossen des zur Entwicklung der freien Menschheit ringenden Geistes, sondern auch des plastischen Effektes der Schilderungen und der glücklichen Wahl derselben zur Versinnlichung der allgemeinen Zustände, welchen die Situation als Moment angehört, und hauptsächlich in Anbetracht ihrer idealen Tendenz, der idealen Grundtöne, wodurch sie sich über den Charakter einseitig moderner Zeitpoesie erheben. Ihr Fehler — der des modernen Epos überhaupt — ist bei'm Mangel an organischer Einheit (namentlich in den „Albigensern") die vorherrschende Subjektivität: die lyrische Begeisterung überströmt zu sehr das Ganze auf Kosten der ungetrübten objektiven Weltanschauung. Sein dramatisches Gedicht „Faust" zeigt eine eben so tiefe als wahre Auffassung der alten Sage. Ungeachtet der größten Mannichfaltigkeit und der Mischung lyrischer, epischer und dramatischer Elemente ist dasselbe zu einem organischen Ganzen von bestimmtem Charakter verschmolzen, in jeder Einzelheit eigenthümlich gefärbt. Im sonderbarsten Widerspruch sind darüber die Ansichten gelehrter Kritik. Während man einerseits glaubt, dieser Dichtung nichts Aehnliches in der Literatur des 19. Jahrhunderts an die Seite setzen zu können, will man andererseits „weder Sinn noch Verstand" darin finden. Der Lenau'sche Faust ist, trotz aller Fehler, nach dem Goethe'schen jedenfalls der bedeutendste.

*) Die Zeiten haben sich wunderbar geändert. Von Oesterreichs Johann erwartet jetzt Deutschland die Lösung dieser Fragen!

Schriften:

Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1832. 9. Aufl. 1847.

Neuere Gedichte. Das. 1838. 7. Aufl. 1847. (Theilweise in's Engl. übersetzt von John Brydges, unter dem Titel: Poems of N. Lenau. Lond. 1838.)

Gedichte. 2 Bde. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart 1847. (Neunte Auflage des ersten, siebente des zweiten Bandes.)

Faust. Ein dramatisches Gedicht. Daselbst 1836. 3. Aufl. 1847. (Zuerst als Fragment im „Frühlingsalmanach", Jahrg. 1. 1835.)

Savonarola. Ein Gedicht. Das. 1837. 2. Auflage 1844.

Die Albigenser; freie Dichtungen. Das. 1842. 2. Aufl. 1847.

Don Juan, Gedicht (unvollendet und ungedruckt).

592. Der Postillion.

Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Schlummernd lagen Wies' und Hain,
Jeder Pfad verlassen;
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Leise nur das Lüftchen sprach,
Und es zog gelinder
Durch das stille Schlafgemach
All' der Frühlingskinder.

Heimlich nur das Bächlein schlich,
Denn der Blüthen Träume
Dufteten gar wonniglich
Durch die stillen Räume.

Rauher war mein Postillion,
Ließ die Geißel knallen,
Ueber Berg und Thal davon
Frisch sein Horn erschallen.

Und von flinken Rossen vier
Scholl der Hufe Schlagen,
Die durch's blühende Revier
Trabten mit Behagen.

Wald und Flur im schnellen Zug
Kaum gegrüßt, — gemieden;
Und vorbei, wie Traumesflug,
Schwand der Dörfer Frieden.

Mitten in dem Maienglück
Lag ein Kirchhof innen,
Der den raschen Wanderblick
Hielt zu ernstem Sinnen.

Hingelehnt am Bergesrand
War die bleiche Mauer,
Und das Kreuzbild Gottes stand
Hoch, in stummer Trauer.

Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber;
Und die Rosse hielt er an,
Sah zum Kreuz hinüber:

„Halten muß hier Roß und Rad,
Mag's euch nicht gefährden:
Drüben liegt mein Kamerad
In der kühlen Erden!

Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig Schade!
Keiner blies das Horn so hell,
Wie mein Kamerade!

Hier ich immer halten muß,
Dem dort unter'm Rasen
Zum getreuen Brudergruß
Sein Leiblied zu blasen!"

Und dem Kirchhof sandt' er zu
Frohe Wandersänge,
Daß es in die Grabesruh'
Seinem Bruder dränge.

Und des Hornes heller Ton
Klang vom Berge wieder,
Ob der todte Postillion
Stimmt' in seine Lieder. —

Weiter ging's durch Feld und Hag
Mit verhängtem Zügel;
Lang mir noch im Ohre lag
Jener Klang vom Hügel.

593. Der Raubschütz.

(Nach einer Sage.)

Der alte Müller Jakob sitzt
Allein beim Glase Wein.
Schwarzmitternacht, nur manchmal blitzt
Ein Wetterstrahl herein.
Das Mühlrad saust, es braust der Wind;
Doch schlafen ruhig Weib und Kind.

Der Alte thut manch raschen Zug,
Er denkt an Zeit und Tod.
Wie draußen jagt des Sturmes Flug,
So jagen Lust und Noth,
Die längstbegrab'nen, neu erwacht,
Ihm durch die Brust in dieser Nacht.

Die Thür geht auf, er fährt empor:
Wer kommt zu solcher Stund?
Ein Waidmann mit dem Feuerrohr,
Mit seinem Stöberhund,
Hahnfeder, Gemsbart auf dem Hut,
Das grüne Wamms befleckt mit Blut.

Der Müller starrt, zurückgebeugt,
Dem Jäger in's Gesicht,
Sein Haar entsetzt zu Berge fleucht,
Sein Blut zum Herzen kriecht:
Der Raubschütz ist's, der wilde Kurd,
Der jüngst im Wald erschossen wurd'.

Der finstre Jäger an die Wand
Auf Jakob's Büchse winkt;
Der preßt sein Glas in zager Hand,
Daß es zu Scherben springt;
Gehorchend nimmt er sein Gewehr
Und schleicht dem Grausen hinterher.

Sie streifen in den Wald hinaus,
Nach süßem Wildesraub;
Stets lauter wird der Winde Braus,
Der Pfade dürres Laub.
Der Jäger ruft voll heißer Gier:
„Komm, Bruder, jagen, jagen wir!"

Sie zieh'n fort, fort im finstern Wald
Durch Strupp und Strom gar frisch;
Das Wild schrickt auf, die Büchse knallt,
Der Stöbrer im Gebüsch
Rauscht mit arbeitendem Geruch,
Der Jäger ruft: „Such, Hundel, such!"

Doch an des Walds geheimstem Ort,
Auf seinem liebsten Stand,
Wo jüngst die Kugel ihn durchbohrt
Aus meuchlerischer Hand:
Da bleibt er stehn und donnert: „Schau,
Hier schoß er mich wie eine Sau!"

Es ächzt der Wald im Sturm, verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn gewordne Müller fragt:
„„Was ist's in jener Welt?""
Da murmelt trüben Angesichts
Der Jägersmann: „Es ist halt nichts!"

594. Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich' in Splitter,
Uebertönt des Niagara Stimme,
Und mit seiner Blitze Flammenruthen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluthen,
Daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer steh'n am lauten Strande,
Lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragend seine Jahre,
Die zwei Andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
Und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen;
Und sein Aug' versendet wildre Blitze,
Als das Wetter durch die Wolkenritze,
Und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst, Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
Das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über's Meer in wilder Eile
Fliegen ihre Schiffe, gift'ge Pfeile,
Treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen. —

Laut ununterbroch'ne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugeschossen,
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

595. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Zimbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

596. Die Haideschenke.

Ich zog durch's weite Ungerland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Haide.

Die Haide war so still, so leer;
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Bei nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen;
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint' ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepoch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Die Dämmerung brach nun herein;
Mir winkt von fernen Hügeln
Herüber weißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand;
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Haideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach;
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte, wie berauscht,
Des Weines grüner Zeiger;
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz in raschem Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten, und im Takt
Hell klirrt des Spornes Eisen;
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
So selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Munds vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend;
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh' ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mädel sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier die Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kind's Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande;
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande.

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

Die Haide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben;
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Bölle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus;
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde,

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verrieth'
Ansprengende Husaren.

Er hörte nichts; da blieb er steh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu seh'n,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort, unzählig!
In eurer stillen Sicherheit
Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder — und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

---

597. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge,
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesgluth,
Spielt da die Zigeunerbande,
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag das Zimbal du!"
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporne hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf;
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glüh'n!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenröslein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blüh'n!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen:
„Wärest du ein Reiter doch!"

Ruft er aus mit licht'ren Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu seyn;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Außer denen, die da rauschen
In Musik, in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„‚Komm zurück in meine Arme!'"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: ‚O säume nimmer lang!'
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimatwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Rekruten schon
Zieh'n in's Feld auf flinken Rossen
Lustig mit Drommetenton.
„Komm in unsre Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein, —
„Schönes Leben des Husaren!
Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller. — —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimat sterben!
Arme Mutter! arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bitt'rer Hohn:
„Bist auch wohl kein Heldensohn!
Bist kein echter Ungarjunge!
Feiges Herz, so fahre hin!"
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glühn —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

---

598. Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mähn' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stutz.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergeßnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Kruzifix,
Des Unglücks Herberg' ragt,
Seitwärtsgewandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du siehst mich nimmermehr!"

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein, —
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

---

599. Der Polenflüchtling.

Im quellenarmen Wüstenland
Arabischer Nomaden
Irrt, ohne Ziel und Vaterland,
Auf windverwehten Pfaden,
Ein Polenheld und grollet still,
Daß noch sein Herz nicht brechen will.

Die Sonn' auf ihn herunter sprüht
Die heißen Mittagsbrände;
Von ihrem Flammenkusse glüht
Das Schwert an seiner Lende.
Will wecken ihm den tapfern Stahl
Zur Racheglut der Sonnenstrahl?

Sein Leib neigt sich dem Boden zu
Mit dürstendem Ermatten:
Der sänke gern zur kühlen Ruh
In seinen eignen Schatten,
Der tränke gern von dürrer Gluth
Schier seine eigne Thränenfluth.

Doch solche Qual sein Herz nicht merkt,
Weil's trägt ein tief'res Kränken.
Er schreitet fort, vom Schmerz gestärkt,
Vom Schlachtenangedenken.
Manchmal sein Mund Kosziusko! ruft
Und träumend haut er in die Luft.

Und als der Abend Kühlung bringt,
Steht er an grüner Stelle;
Ein süßes Lied des Mitleids singt
Entgegen ihm die Quelle,
Und säuselnd weht das Gras ihn an:
O schlummre hier, du armer Mann!

Er sinkt, er schläft; der fremde Baum
Einflüstert ihn gelinde
In einen schönen Heldentraum;
Die Wellen und die Winde
Umrauschen ihn wie Schlachtengang,
Umrauschen ihn wie Siegsgesang.

Schon kommt im Osten voll und klar
Herauf des Mondes Schimmern;
Von einer Beduinenschaar
Die blanken Säbel flimmern
Weithin im öden Mondrevier,
Der Wildniß nächtlich helle Zier.

Stets lauter tönt der Hufentanz
Von windverwandten Fliehern,
Die, heißgejagt, im Mondenglanz
Dem Quell entgegen wiehern.
Die Reiter rufen in die Nacht,
Doch nicht der Polenheld erwacht.

Sie lassen, frisch und froh gelaunt,
Die Ross' im Quelle trinken,
Und plötzlich sehen sie erstaunt
Ein Schwert im Grase blinken,
Und zitternd spielt das kühle Licht
Auf einem bleichen Angesicht.

Sie lagern um den Fremden stumm,
Ihn aufzuwecken bange;
Sie seh'n der Narben Heiligthum
Auf blasser Stirn' und Wange.
Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät.

Dem schlafversunk'nen Helden naht
Mit Schritten, gastlich leise,
Ein alter, finsterer Nomad,
Und Labetrunk und Speise,
Das Beste, was er ihm erlas,
Stellt' er ihm heimlich vor in's Gras;

Nimmt wieder seine Stelle dann.
Noch starrt die stumme Runde
Den Bleichen an, ob auch verrann
Der Nacht schon manche Stunde;
Bis aus dem Schlummer fährt empor
Der Mann, der's Vaterland verlor.

Da grüßen sie den Fremden mild,
Und singen ihm zur Ehre
Gesänge, tief und schlachtenwild,
Hinaus zur Wüstenleere.
Blutrache, nach der Väter Brauch,
Ist ihres Liedes heißer Hauch.

Wie faßt und schwingt sein Schwert der Held,
Der noch vom Traum berückte!
— Er steht auf Ostrolenka's Feld; —
Wie lauschet der Entzückte,
Vom stürmischen Gesang umweht!
Wie heiß sein Blick nach Feinden späht!

Doch nun der Pole schärfer lauscht,
Sind's fremde, fremde Töne,
Was ihn im Waffenglanz umrauscht,
Arabiens freie Söhne,
Auf die der Mond der Wüste scheint;
Da wirft er sich zur Erd' — und weint.

---

600. Tubal.

(Aus: „Savonarola, ein Gedicht.“ *)

Die Stadt ruht schweigend hingebreitet
In Mitternacht und Mondesglanz,
Des Domes Thürmer einsam schreitet
Auf seinem hohen Thurmeskranz.

Und er bedenkt an luft'ger Stelle,
Wie unten tief die Welt nun schweigt,
Wie brausend bald des Lebens Welle
Sich hebt, und bald zum Tod sich neigt.

---

*) Obige Episode, die Geschichte des Juden Tubal, ist mit dem Hauptthema der genanten Dichtung verflochten. Er ist durch die Ermordung seiner drei Knaben, deren Blut Papst Innocenz VIII. geraubt hat, um sich durch die Transfusion dieses Blutes in seine Adern heilen zu lassen, zum wahnsinnigen wüthenden Christenfeinde geworden; schließt aber später, da er des zum Scheiterhaufen geführten Savonarola triumphirende Liebe und Freudigkeit sieht, sein im Hasse erstarrtes Herz wieder dem Geiste der Versöhnung auf, wird zur Liebe erweckt und zum christlichen Glauben bekehrt. Savonarola tauft ihn in seinen Zähren auf dem Schaffot, wohin er sich in dieser Absicht durch's Volk gedrängt hat. Nachdem er des Märtyrers Asche in den Arno hat niederstreuen sehen, zieht er, dem langen Leichenzug der Wellen lauschend, die mit dem Staub davon rauschen, am Fluß hinunter und stirbt im Abendroth an einem einsamen Kreuz am Wiesenraine, zum Christusbilde hinauf blickend, das Haupt an's Kreuz gelehnt.

Aus einem Haus nur hört der Wächter,
So wie die Thüre auf und zu,
Manchmal ein Jauchzen und Gelächter,
Dann wiederkehrt die stille Ruh'.

Dort wacht ein lustiges Gelage,
— So denkt der Mann in seinem Sinn —
Sie tummeln sich die Nacht zum Tage;
Doch bringt's dem Leben nicht Gewinn.

Was sie dem Schlaf an Stunden stahlen,
Das treibt für ihn sein Bruder ein,
Das müssen sie dem Tod bezahlen,
So bleibt es bei der Sippschaft fein.

Horch! Tubal klappert durch die Gasse;
Der Jude mit der Krücke haut
In seinem wilden Christenhasse
Den Stein, daß mir hier oben graut.

Er ist dem Irrenhaus entsprungen,
Ich kenne seine Stimme wohl,
Die jetzt zu mir hinaufgedrungen
So kreischend wild, so dumpf und hohl.

Du armer Jude! ist's ein Wunder,
Wenn deine Sinne sich verirrt,
Und wenn des Wahnsinns grauser Plunder
Dir zornig von den Lippen schwirrt?

Warst du nicht elend und verachtet,
Von Jugend auf gedrückt, gehetzt?
Bis sie geraubet und geschlachtet
Selbst deine Kinder dir zuletzt?

Nun schlägst du grimmig mit der Krücke
Den Kies, nun bildest du dir ein
Im wilderträumten Racheglücke,
Das Herz des Papstes sei der Stein! —

So denkt auf seinen hohen Mauern
Einsam der Wächter, und er wagt,
Den Juden heimlich zu bedauern,
Der durch die Straßen fluchend jagt.

Doch schon erschrickt, als ob ihm dräue
Das Ketzerloos, der Thurmeswart,
Als ob sie selbst das Mondlicht scheue,
Flieht seine Thräne in den Bart.

Indeß sein Herz nur schüchtern oben
Gewagt den schönen Bruderschmerz,
Hört unten er stets lauter toben
Der Schenke Lust und tollen Scherz.

Da sitzen sie am langen Tische,
An Zechgeberden, Tracht, Gestalt,
An Wort und Blick ein bunt Gemische,
Es strömt der Wein, Gelächter schallt.

„Die allerschönste Blüthenhecke!"
— Ruft einer jubelnd aus der Schaar —
„Wir sind ja lauter Rosenstöcke,
Sich selbst begießend wunderbar!

Das Freudenröslein sei begossen
Mit edlen Weines süßem Schwall!
Aus Röslein lustig aufgeschossen
Schlägt manche derbe Nachtigall!"

Umflorten Blickes faßt ein Zweiter
Die Zecher Mann für Mann und meint:
„Die Sprossen sind's der Jakobsleiter,
Die leider umgestürzt —" und weint.

Ein Maler senkt an's Glas die Stirne,
Ob er Madonnen schauen mag;
Doch spiegelt ihm der Wein die Dirne,
Die jüngst in seinen Armen lag.

Ein Kriegskumpan den Schenken hetzet:
„Schenk' ein, schenk' ein die ganze Nacht!
Mir ist das Blut noch nicht ersetzet,
Das ich verschüttet in der Schlacht!"

Ein Andrer singt, und Andre zanken,
Doch Alles lacht von Zeit zu Zeit;
Nur Einer, schweigend in Gedanken,
Trinkt seinen Krug allein, abseit.

Dem Ernsten ruft ein kecker Junge:
„Stoß an! sei froh! schön ist die Welt!
Hast du kein Herz? und keine Zunge?
Gewiß, du bist ein Deutscher, gelt?

Der Deutsche, trüb in allen Stücken,
Kann selbst im Rausch nicht selig seyn,
Gleich fallen ihm die schwarzen Mücken,
Die Todsgedanken, in den Wein.

Den Deutschen trübt und drückt sein Himmel,
Der kalte, dicke Nebelwust,
Drum setzt sich ihm der ekle Schimmel
Vergänglichkeit an jede Lust!"

Der Deutsche spricht: „„Mir ist viel theurer
Mein Himmel, der gewaltig trotzt,
Als über'm Land Italia eurer,
Der ewig blau herunterglotzt.

Die Alpen hab' ich überklommen
Zu Lieb' den blauen Lüften nicht;
Doch trieb's zu hören mich den Frommen,
Der morgen in San Marko spricht.""

Der Junge drauf: „Nur ein Verbrechen
Aus deiner Heimat dich vertrieb;
Wagst du es nicht, mit uns zu zechen,
Weil du ein Mörder, oder Dieb?

Bangt dir, daß wir die schlimme Kunde
Dir treiben aus mit Rebenblut,
Wie man hervor vom Erdengrunde
Den Maulwurf tränket mit der Fluth?"

Der Fremde stürzet auf den Jungen,
Schon holt er mit dem Degen aus:
Da ist die Thüre aufgesprungen
Und Tubal poltert in das Haus;

Und alle fahren von den Bänken,
Dem Frechsten auch vor Tubal graut,
Der Fremde muß den Degen senken,
Als er den alten Juden schaut.

Durch Felsen, bleich, gehöhlt, verwittert,
Wo Geier nur und Stürme nahn,
Braust dort ein Waldstrom wild, erbittert,
Und immer frisch die rauhe Bahn;

Und hier durchbraust den grimmen Alten,
Verwittert, hohl, und schreckend blaß,
Aus seines Herzens finstern Spalten
Ein immer frischer Strom — der Haß.

Der Jude fährt in's Zechgewirre
Und auf den Tisch die Krücke haut,
Daß klirrend tanzen die Geschirre,
Und also ruft er gellend laut:

„O frecher Traum! o bittre Blendung!
O weites Feld mit Fluch besät;
Sie nannten ihn den Mann der Sendung,
Messias den von Nazareth!

O daß ein Blitz in's Herz euch schlage
Das Flammenwort: Er war es nicht,
Der kommen wird am End' der Tage,
Zu halten Ernte und Gericht!

Er war es nicht, der auf den Wegen
Durch dürre Wüsten Gottes Schaar
Erquickt, gestärkt mit seinem Segen
Und mitgezogen unsichtbar!

Er war es nicht, der mit den Ahnen
Sich schon gefreut im Paradies,
Eh' auf des Schmerzes finstre Bahnen
Der Zorn des Herrn sie fortverstieß!

Er hatte nicht, wie jener Echte,
Beim Vater schon die Herrlichkeit,
Bevor Jehovah's starke Rechte
Die Welt hinauswarf in die Zeit!

Der auf dem Kreuz gewinselt Klagen,
Der in den Tod sein Haupt gebückt,
Hat David's Thron er aufgeschlagen?
Und Gottes Volk befreit? beglückt?

Sein Werk war nicht im Bund mit Gotte,
Er hat's gethan wie Beelzebul;
Hat er Satan und seine Rotte
Geschleudert in den Höllenpfuhl?

Nach seinen vierzehnhundert Jahren
Sind noch die Teufel alle da,
Die hergelockt, wie Fliegenschaaren,
Sein Leichenduft auf Golgatha!

Warum thut er jetzt keine Wunder?
Weil er so herb getäuscht die Welt,
Ward sie ein thränennasser Zunder,
Auf den umsonst sein Funken fällt!

Es wimmelt noch von Qualzerfress'nen,
Der Aussatz blüht und jede Noth;
Wer zählt die Lahmen, die Besess'nen,
Und die er wecken soll vom Tod?

Warum denn brach die Liebeskette?
Ich kenne ein blutflüssig Weib,
Der Nazarener komm' und rette,
Sie siecht und krankt am ganzen Leib!

Wenn er sich nicht zur Hilfe sputet,
Und zeigt sich sein Erbarmen lau,
Trifft er die Kirche schon verblutet,
Und Satan weint um seine Frau!

Die galiläischen bösen Geister,
Die jene Armen einst geplagt,
Und die als Retter euer Meister
In's Vieh und in den See gejagt,

Sie schwammen fort unter der Erde
Vom See bis in den Tiberstrom,
Die borst'ge Gadarenerheerde
Sprang frisch und froh an's Land — zu Rom!

‚Schon in der ersten Zeit der Feigen'
— Sprach einst Jehovah — ‚habe ich
Gefunden an den grünen Zweigen,
Mein Israel, Frühfeige, dich!'

Nun wird für seine Frühlingstreue
Der erste Schmuck am Feigenstamm
Vom Uebermuth der frechen Säue
Getreten tief in Koth und Schlamm!

Einst lag das erste jener Thiere,
Der achte Innocenz genannt,
Und streckte sterbend alle viere,
Da kam herbei der Arzt gerannt;

Der sprach zum Thier im Sterbebette:
‚Die Kunst ist lahm, der Tod ist schnell;
Gebeutst du, Herr, daß ich dich rette,
So schaff drei Knaben mir zur Stell'!

Der müde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern sickert schon;
Die Spezerei ist all vergebens,
Hier hilft allein die Transfusion.'

Da sprach das Thier: „Drei frische Knaben
Hat Tubal, stehlt sie mir geschwind!
Ihr Herzblut soll das meine laben,
Macht schnell! ein Jude braucht kein Kind!"

Seht ihr das Blut hinüberspritzen?
Das Blut der Unschuld hell und roth,
In seine schwarzen Lasterpfützen!?
Weh mir! nun sind die Kinder todt!" —

Der Jude rief es und ist brausend
Hinausgestürzet in die Nacht;
Die Zecher haben stumm und grausend
Dem Wort des Hasses nachgedacht.

Der Fremde spricht mit bitterm Scherzen:
Ihr meint, im Wahnsinn tappt der Wicht,
Weil ihm ausblies der Sturm der Schmerzen
Im Kopfe sein Laternenlicht?

Er ist kein Narr, er ist nur elend,
Weil er das Ungeheure litt,
Weil ihn das Bild des Jammers quälend
Verfolgt an's Grab mit jedem Schritt.

Ob auch der alte Jude rase;
In seinen Reden, kraus und wild,
Auch im zerbrochnen Spiegelglase
Zeigt sich von unsrer Zeit das Bild.

Johann Nepomuk Vogl,

der Sohn eines geachteten Kaufmanns, Martin Vogl, wurde 1802 in **Wien** geboren. Seine Mutter, eine geborene Lensch, stammt aus Frauenkirchen in Ungarn. Seiner frühzeitigen Lieblingsneigung für Malerei und Poesie entsprach die kaufmännische Beschäftigung, wozu ihn sein Vater bestimmt hatte, keineswegs. Vogl bereitete sich für die Beamtenlaufbahn vor, in welcher ihm noch immer die Gelegenheit unbenommen blieb, seiner Muse zu leben. Noch Jüngling, fand er in Ed. Duller, Franz Stelzhammer,

Vincenz Weber, Schumacher, Schön u. A. gleichgestimmte Genossen, und ein kürzeres oder längeres Zusammenleben mit ihnen trug bedeutend dazu bei, ihn in seinen poetischen Bestrebungen zu bestärken. Ein häufiger Aufenthalt in der Heimat seiner Mutter und in Ungarns verschiedenen Komitaten, vorzugsweise an den Ufern des Neusiedler See's, desgleichen öftere Fußreisen durch die Monarchie und die Nachbarländer, wozu er jährlich seine Ferienzeit benützt, waren ganz geeignet, seine Phantasie zu kräftigen, mit neuen Anschauungen zu bereichern und ihm seine Lebensfrische und Jugendhaftigkeit zu bewahren. Er lebt als landständischer Beamter in seiner Vaterstadt, zugleich als Redakteur des „österreichischen Morgenblattes" und des beliebten und weit verbreiteten „österreichischen Volkskalenders."

* * *

Vogl, unter den österreichischen Dichtern der Gegenwart einer der produktivsten, bekundet für die epische Lyrik ein nicht unbeachtenswerthes Talent. Meistens glücklich in der Wahl des historischen Stoffes, der sich bei ihm, wenn auch nicht reich und vielseitig, doch klar und objektiv entfaltet, hat er den Volkston hin und wieder richtig angestimmt (einige wenige seiner romanzenartigen Darstellungen und Sagen verdienen auch in Hinsicht auf plastische Gestaltung Anerkennung); aber in dem unendlichen Zauber der Bilder und Sprache, im Wohllaut des Reimes, in der schönen Bewegung des Rhythmus, in der Architektonik des Strophenbaues, läßt er noch gar viel zu wünschen übrig.

Er theilt seine (von ihm sogenannten) „Balladen" (Wien 1846. 724 Seiten!) ein in vaterländische, historische, moderne, militärische, scherzhafte und Blumenballaden. Aber — „alle diese von ihm behandelten Stoffe haben mit dem Begriffe der Ballade (s. Allg. Lit. Zeitung, Mai 1848) nichts gemein. Es sind auch keine Mären und noch weniger Romanzen. In ihnen, wie auch in den Sagen und Legenden, ist weder geheimnißvolle Natursymbolik, noch plastische Kraft der Darstellung, noch großer Schwung der Ideen zu finden. Aber was denn? Ein gar nicht zu verachtendes Talent zu erzählen, und poetische Erzählungen sind fast ohne Ausnahme diese sogenannten Balladen, Romanzen und Sagen. Um sich auf die höhere Stufe der Uhland'schen Märe zu erheben, fehlt Vogl nur eins: ein gründliches Studium unserer alten epischen Poesie. Im Genrebild ist er mehr in seinem Elemente, wie der Oesterreicher überhaupt. Hier ist jenes Behagen an kleinen engumfriedeten Zuständen, hier jenes saubere Ausführen des Details, jene reinliche Gedanken- und Bilderholländerei, hier jenes gespaßige Mittelwesen von Philister und Genie, hier jene welthistorische Gemüthlichkeit an ihrer Stelle, die sehr bieder ist, aber mitunter auch in aller Harmlosigkeit herzlos werden kann 2c. In dieser Gattung sehen wir das eigentliche Reich der Muse dieses Dichters." — In seinen Novellen und Erzählungen spielt das Schauerliche und Schreckliche — Schicksal und Aberglaube — eine zu große Rolle, und vermißt man die höhere Ausbildung des Styls.

Schriften:

Fruchtkörner aus deutschem Grund und Boden. Ein Volksbüchlein. (Altdeutsche Sprüche.) Wien 1830.
Balladen und Romanzen. Das. 1835. 41 neue Folge: 1837; neueste Folge: 1841.
Lyrische Blätter. Das. 1836.
Volksmärchen. Das. 1837.
Novellen. Das. 1838.
Klänge und Bilder aus Ungarn; Dichtungen. (Mit Vogl's Bildnisse.) Das. 1839. Dritte stark vermehrte Aufl. 1846.
Der fahrende Sänger. Nachbildungen alter Legenden, Balladen und Reime. Das. 1839.
Erzählungen eines Großmütterchens. Leipzig 1840.
Neue Erzählungen und Novellen. Wien 1841.
Neuer Liederfrühling. Das. 1841.
Die ältesten Volksmärchen der Russen. Daselbst 1841.
Neueste Dichtungen. Pesth 1843.
Blätter und Trauben. Lieder für heitere Kreise mit Melodien der vorzügl. Komponisten Oesterreichs. 2. Aufl. Wien 1844.
Trommel und Fahne. Das. 1844.
Lyrische Gedichte. 2. verm. Aufl. Das. 1844.
Schatten. (Neue Novellen und Erzählungen.) Daselbst 1844.
Domsagen. Ebd. 1845.
Karthäusernelken, Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Ebd. 1845.
Deutsche Lieder. Jena 1845.
Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Wien 1846.

Gab heraus:

Thalia. Taschenbuch auf 1834—48. Wien.
Oesterreichisches Wunderhorn. Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen. Das. 1834.
Der Minstrel. Taschenbuch erzählender Dichtungen. Das. 1836.
Frauenlob. Taschenb. f. d. J. 1837. 38. Daselbst.
Ferd. Raimund's sämmtliche Werke. 4. Bde. Ebd. 1837—38.

---

601. Die Breuners-Eiche. *)

„Wen schleppen dort die Reiter bewältigt aus dem Kampf?
Nicht kann ich ihn erkennen, umhüllt von Pulverdampf."
So spricht der Ali-Bassa und spornt sein bäumend Roß,
Und fliegt mit glüh'nden Blicken hin zu dem fernen Troß.

„Ei sieh doch, sieh, Graf Breuner!" jauchzt er nun freudig auf,
„Du selbst in unsern Händen, fürwahr ein guter Kauf;
Hinweg mit ihm vom Kampfe, zum Hügel dort hinan!"
So ruft er drauf und sprenget voraus die wüste Bahn.

*) Rechts neben dem Kirchlein Maria Schnee, eine halbe Stunde von Peterwardein, am Wege nach Karlowitz, steht eine große alte Eiche mit einer hölzernen Einfassung; dieß ist dieselbe, an welcher der tapfere Graf Sigfried von Breuner, nachdem er in der Schlacht am 4. August 1716 von den Türken gefangen genommen wurde, unter ihren Pfeilen seine große Seele aushauchte.

Nach schleppen sie den Grafen in blinder Siegeswuth,
Mit Hohn in ihren Mienen, das Aug' voll wilder Gluth;
Und wo nächst der Kapelle 'ne Eiche, groß und alt,
Den langen Schatten breitet, da ruft der Führer: „Halt!

Nun, Breuner, magst du wählen, noch hast du freie Wahl,
Soll dir die Freiheit werden für Tod und bittre Qual,
So laß von deinem Kaiser, befolge Freundesrath,
Erkenne Mahom's Lehre und werde Renegat!"

Doch voll Verachtung wendet der Graf sich weg und spricht:
„„Ich bin ein Oesterreicher, der läßt den Kaiser nicht.""
„Wohlan", so brüllt der Bassa, — „laß uns doch einmal seh'n,
Ob nicht dein Trotz zu beugen? wie lang er wird besteh'n. —

Schleppt ihn zu jenem Baume, dort schmiedet mir ihn an,
Von dort aus überschaue sein Aug' den weiten Plan,
Dort schüttle er die Ketten, wenn er voll Ingrimm sieht,
Wie vor dem halben Monde der stolze Adler flieht.

Da wind' er sich in Ohnmacht, dem Niedrigsten ein Spott,
Da rufe er nach Hülfe umsonst zu seinem Gott,
So soll er dort am Baume verzweifeln, rettungslos,
Bis ihm das Herz zerschmettert ein türkisches Geschoß."

Und hin zum moos'gen Stamme reißt ihn die Schaar sogleich,
Schon tönt der schwere Hammer im raschgeführten Streich,
Die Eisenketten klirren, bald ist das Werk vollbracht,
Und ringsum in der Ferne erbraust und tobt die Schlacht.

Jetzt steht er angefesselt und regungslos am Baum,
Vor sich in weiter Ferne den morderfüllten Raum,
Das Koller abgerissen, des Waffenschmuckes bar,
Doch kühn dem Tod nun trotzend, wie früher der Gefahr.

Und sieben Bogenschützen stellt noch der Bassa hin,
Die haben auf den Grafen allein nur Aug' und Sinn,
Daß, wenn die Schlacht sich wende nicht zu der Pforte Heil,
Sogleich sein Herz durchbohre der sichre Todespfeil.

Und in's Getümmel sprenget der Bassa jetzt hinein,
Der Dampf der Feuerschlünde hüllt Kampf und Kämpfer ein,
Der Rosse Hufschlag donnert das weite Feld entlang,
Und wildes Schreien mischet sich mit der Waffen Klang.

Bald in die Eb'ne wälzet sich hin das Schlachtgebraus.
Bald nah, bald ferner wüthet des Streites Gluth und Graus;
Doch wie und wo er tobet, ob nahe oder fern,
Noch ist für Türk' und Christen verhüllt der Siegesstern.

Doch — horch! — mit einemmale erschallt durch Gluth und Dampf
Ein tausendstimmig Heulen inmitten aus dem Kampf;
Schon klirret um den Grafen der Schützen Mordgeräth,
Indeß er selbst am Baume inbrünstig betend steht:

„„O du mein Gott im Himmel, erhöre jetzt mein Fleh'n,
Laß nicht in Tod und Schande die Meinen untergeh'n,
Gib ihnen Kraft im Kampfe, du, der sie oft geführt,
Daß nicht ob unserm Falle der Heide triumphirt.

Gott, gib Eugen den Lorbeer! gib"" — horch, da sprengt im Flug
Ein Reiterschwarm vorüber in regellosem Zug,
Und einer von den Letzten, der dort die Schützen sieht,
Ruft im Vorüberfliegen: „Verloren! fliehet! — flieht!" —

Und kaum als dies der Flücht'ge zu Breuner's Wächtern ruft,
Da schnellt die Bogensehne, da zischt es durch die Luft,
Von seinen Lenden nieder strömt roth ein warmer Quell,
Doch flammmt's aus seinen Augen wie Siegesfeuer hell.

Und wieder jagen And're am Blutigen vorbei
Im sausenden Galoppe, mit wildem Wehgeschrei:
„Der Bassa liegt erschossen! — Verloren ist die Schlacht!
Fort! flieht, ihr habt am längsten den Christenhund bewacht!"

Jetzt saust's von allen Bogen, jetzt gilt's das wärmste Blut,
Des Baumes Wurzeln baden sich in der rothen Fluth;
Doch dringt kein Laut des Jammers, obgleich schon todeswund,
Dem deutschen Heldengrafen vom bleich gewordnen Mund.

Jetzt bricht ein Pfeil inmitten sich Bahn durch seine Brust,
Da flirrt's ihm vor den Sinnen — nur halb sich mehr bewußt
Ruft er mit schwacher Stimme: — „„Heil, Heil dir — Held Eugen!““
Drauf schloß er seine Augen und mocht' nichts weiter sehn.

Noch jetzt steht jene Eiche nah' an dem Kirchenrain,
Ein ärmliches Geländer aus Holz nur schließt sie ein,
Noch steht sie, wenn gleich nimmer von seinem Blute roth,
Und heißt: die Breuner's-Eiche durch Breuner's Heldentod.

---

602. Das Mädchen von Aquileja.

Aquileja! — Aquileja!
Ach, verfallen — unterthänig
Bist auch du jetzt ihm, der Gottes
Geißel heißt, dem Hunnenkönig.
Weh! er durft' mit seinen Schaaren
Niederschmettern deine Mauern,
Durfte würgen, durfte brennen,
Bis die Sonne sank mit Trauern.

Und nun spricht der Hunnenkönig
Zu den Schlächtern, zu den blut'gen:
„Mögt euch jetzt für neue Kämpfe
Auch in neuer Lust ermuth'gen.
Kosten mögt ihr fremde Reben,
Und um fremde Reize minnen,
S ist der Wein hier glühend, blühend
Sind die Aquilejerinnen!“

Und zum wild'sten Bacchanale
Ist der blut'ge Kampf geworden,
Und nach schöner Beute ringen,
Die zu sätt'gen nicht im Morden.
Fruchtlos sind der Schwachen Zähren,
Fruchtlos ist ihr Fleh'n, ihr Streiten,
Mancher Brautkranz liegt zerpflücket,
Der gewunden spät'ren Zeiten.

Attila nur schreitet einsam
Durch's Gewühl der wüsten Menge,
Als ein Weib, von Schönheit strahlend,
Ihm begegnet im Gedränge.
Wie ein Basilisk am Spiegel,
Ist er da, von Gluth entzunden,
An die flücht'ge Schöne plötzlich
Und wie zauberhaft gebunden.

Niemals seine Augen solcher
Schönheit Fülle noch gewahrten,
Noch kein Antlitz sah er, wo sich
Rosen so mit Lilien paarten.
Ha! wie seine Brust die Funken
Ihres Feuerblicks durchdringen,
Wie sich ihre nächt'gen Locken
Ihm zu Liebesbanden schlingen!

Und die trunknen Blicke kann er
Nimmer von der Jungfrau wenden:
„Ja, dich konnte mir nur Odin
Oder Freia selber senden;
Würdig bist nur du vor Allen
Frau'n und Mädchen dieser Tage,
Daß das Herz des Hunnenkönigs
Lodernd an dem deinen schlage!“

Ach, wie schnell sind da die Rosen
Weggeweht von ihren Wangen,
Denn mit Grauen sieht die Reine
Sich von ew'ger Schmach befangen.
Ach — und nimmer kann sie ringen
Frei sich von so argen Ketten,
Nur allein der Himmel kann sie,
Aber nichts auf Erden retten.

Doch — da taucht's in ihrem Innern
Plötzlich auf, wie Morgenhelle,
Und sie spricht zu ihrem Dränger:
‚Kommt, ich weiß' Euch traut're Stelle;
Nicht erlaubt's die Scham der Jungfrau,
Daß auf solch' ein Wort sie höre,
Wo so viel der Späher lauschen,
Und gefährdet ihre Ehre.‘

Und mit flücht'gen Schritten eilet
Sie dahin durch all' die Gassen,
Hinter ihr der Hunne, glühend,
Sie in seinen Arm zu fassen.
So zu nächtig öden Hallen
Folgt er ihr, die, rasch entweichend,
Vor ihm wandelt, ihm den Faden
In dem Labyrinthe reichend.

Sieh! — schon steigen jetzt die Beiden
Aufwärts über breite Stufen,
Nach dem Ort, den Liebesgötter
Sich zu ihrem Tempel schufen.
Und vor ihm stets wallt die Schöne,
Schnell, doch jungfräulich beklommen —
Doch wie Treppe folgt auf Treppe,
Nimmer will die Stelle kommen.

Ungeduldig läßt der Hunne
Da sie an, mit rauher Stimme:
„Hör' — so wir nicht bald zur Stelle,
Magst du zittern meinem Grimme!“
Spricht darauf das Mädchen flehend:
‚Zürnt nicht, Herr, Ihr werdet's loben,
Traulich, wie sonst nirgends, ist es
Nur auf luft'ger Zinne oben.‘

Und auf's Neu' hinan die Stufen
Steigt sie nun, mit raschern Schritten,
Er — sein Schwert klirrt an den Steinen —
Folgt in Eile ihren Tritten.
Da erschließt sich eine Pforte,
Meereslüfte wehen milde,
Und von breiter Zinne schauen
Beide auf die Nachtgefilde.

Von der Stadt her schallt ein Wogen,
Wie das Rauschen ferner Bäche,
Aber lautlos unter ihnen
Breitet sich des Meeres Fläche;
Doch ein Sitz, umhaucht von Blüthen,
Ladet sie zur Rast, zur süßen,
Und mit heißen Armen will jetzt
Attila die Braut umschließen.

Aber rasch sich ihm entringend
Flieht sie zu des Daches Rande:
‚Hast du Fitt'ge nicht, so rettet
Digna noch ein Sprung vor Schande!'

Und hinab zu nächt'gen Wogen
Schwingt sie sich mit muth'gem Sinne,
Voll Entsetzen starrt der König
Lang' ihr nach — von öder Zinne. —

Aquileja! — Aquileja!
Rief er oft mit bleichem Munde,
Wenn ein Traum, ein blutig finstrer,
Auf ihm riß die alte Wunde;
Stieß in's Schlachthorn dann, — wie wüthig
Fortgepeitscht zu Kampf und Gluthen,
Bis er — sühnend — unter'm Dolche
Eines Weibes mußt' verbluten.

---

603. Doktor Faust in Salzburg.

Zu Salzburg in dem Keller da geht es lustig zu,
Ob auch im Schlosse droben schon Alles liegt in Ruh';
Da klingen hell die Becher, da sprudelt kühler Wein,
Da schallt's von lust'gem Singen, vom Lärmen und von Schrei'n.

Da sitzet bei dem Humpen ein langer bleicher Mann,
Mit einem schwarzen Mantel ist dieser angethan,
Ein Hut mit schwanken Federn auf trotz'ger Stirn ihm sitzt,
Darunter kühn und feurig sein dunkles Auge blitzt.

Zur Seit' von diesem strecket ein widriger Gesell
Sich aus im rothen Wamse, das Antlitz wüst und grell;
Ein spitzig Hütlein decket sein Haupt, und wilde Gluth
Entsprüht aus seinem Blicke, der auf dem Nachbar ruht.

Und um die Beiden sitzen noch dort der Zecher vier,
In bunten Sammetkleidern, mit stolzer Ketten Zier;
Die heben wild die Becher und stoßen mächtig an:
„Das gilt dem Ritt von heute, das nenn' ich wohlgethan!"

Schon ist darob der Schaffner erwacht im Herrenhaus:
„Bei'm heiligen Rupertus! woher der Saus und Braus?
Hat einlogirt die Hölle mit ihren Teufeln all',
Daß also frech durchgellet das Haus solch wüster Schall?"

Aufweckt er die Getreuen, und steigt sodann hinab
Die feuchten Marmortreppen, in's finstre Kellergrab.
Noch kann er's nicht begreifen, wie die nur da hinein
Durch die verschloß'nen Thüren gekommen zu dem Wein.

Und doch — er hört ja deutlich, wie's drinnen hallt und singt,
Wie Becher laut an Becher, wie Sang und Zither klingt.
Auf schließt er rasch die Pforte, die Wang' voll Zornesgluth,
Und heißt die Seinen harren, und tritt hinein voll Muth.

Doch sieh — der Mann im Mantel, so feurig, kühn und bleich,
Erblickt im Nu den Schaffner und spricht ihn an sogleich:
„„Willkommen wack'rer Meister, nur frisch in unser Rund!
Fürwahr, das ist ein Tropfen, so kräftig als gesund!""

Am Arm faßt ihn der Rothe und zieht ihn hin zum Tisch,
Vor Staunen ist der Schaffner verstummt gleich einem Fisch,
Schon füllet ihm den Becher ein lustiger Kumpan:
„Hochauf, Herr Kellermeister, nun klinget muthig an!"

Da geht es an ein Trinken, da schäumt das edle Naß,
Es füllen sich die Becher, als gält's das letzte Faß;
Da klingt und schwirrt die Zither, da schallt es vom Gesang,
Wie's wohl seit Menschendenken noch niemals dort erklang.

Und mitten in dem Treiben verblüfft der Schaffner sitzt,
Doch Keiner mag's beachten, wie er auch zürnt und schwitzt;
An seinem Ohr vorüber braust Sang und Jubel fort,
Und füllt mit wirren Tönen den schweigend düstern Ort.

Jetzt aber hebt der Bleiche sich auf und ruft: „„'s ist Zeit,
Nach Wittenberg in Sachsen, ihr Herren, ist's noch weit,
Frisch auf, und nun zu Rosse! — Herr Schaffner, habet Dank,
Ihr gebt wohl das Geleite, wir scheiden ohne Zank.""

Und auf die Straße zerret mit Lachen ihn die Schaar,
Ihm ist, als sei benebelt er selber ganz und gar,
Da breitet seinen Mantel der schlanke bleiche Mann —
Hui geht's da in die Lüfte — und alle hängen dran.

Das ist ein seltsam Fuhrwerk, — bei sich der Schaffner denkt, —
Als er so mit den Andern am Mantel droben hängt;
Da sehen ihn die Seinen, kaum trauend ihrem Sinn:
‚Heda, Herr Kellermeister, sagt an, wo fliegt ihr hin?!'

„Zum Teufel!" kreischt der Schaffner, „zu dem ihr längst gehört!"
Indeß er fest sich klammert, erbebend und verstört.
Und weiter geht's im Fluge hin über Stadt und Thurm,
Hin über Wies' und Berge, wie wilder Hagelsturm.

Schon will sein Arm erlahmen, schon stöhnt er manches Ach!
Da senkt sich lächelnd nieder der Bleiche allgemach,
Und setzt den armen Schaffner, weil also er verzagt,
Auf eines Baumes Wipfel, der dort zum Himmel ragt.

„„Und nun lebt wohl, Herr Schaffner, laßt Euch die Fahrt nicht reu'n!
Der Wein aus Eurem Keller, er that uns baß erfreu'n,
Das meldet Eurem Herren, und sagt, der heut' gehaust
Bei ihm mit all' den Seinen, das war der Doktor Faust!""

Er ruft's und saust von hinnen mit den Gesellen fein,
Bald sah im hohen Wipfel der Schaffner sich allein;
Doch erst am Morgen wieder kam er auf festen Grund,
Und that nur allenthalben den Schwank des Zaubrers kund.

---

*604. Huhn und Hecht.

Zu Passau saß am Morgen der alte Propst allein,
Da trat zu ihm ein Diener geheimnißvoll herein:
„Verzeiht, daß ich Euch störe, so früh am Tage schon,
Doch heischt die Pflicht zu klagen, spricht man der Satzung Hohn.

Der Negersklave, welchen in Japan Ihr gekauft,
Und den, zu seinem Heile, Ihr kürzlich hier getauft,
Der aß zum Morgenimbiß heut ein gebraten Huhn,
Obwohl's an einem Freitag verboten ist zu thun."

„„Ruf mir den Frevler, daß ich ihn strafe nach Gebühr!""
Und sieh, schon tritt der Neger herein zur Zimmerthür',
Da spricht der Propst mit Zürnen: „„Bekenn' es offen nun,
Wie konntest du genießen am heut'gen Tag ein Huhn?""

Doch dieser: „„Wahrlich nimmer hätt' ich mich deß erfrecht,
Auch war mein Morgenimbiß kein Huhn, es war ein Hecht.""
Der Diener drauf: „Ha, Frecher! der uns zu täuschen denkt,
Es war das Huhn, das gestern Hochwürden Euch geschenkt."

„„Es war das Huhn von gestern? — Nun ja, da habt Ihr recht,
Doch als ich's aß, da war es kein Huhn, da war's ein Hecht.""
„„Wie soll ich das verstehen?"" der Propst verwundert spricht,
In einen Hecht verwandeln kann doch ein Huhn sich nicht.""

„„Und dennoch ist's nicht anders,"" nimmt Jener drauf das Wort,
„„Und sprech' ich eine Lüge, so jagt sogleich mich fort,
War ich doch selbst vor Kurzem ein Heide blind und taub,
Und ohne Eure Milde der Finsterniß zum Raub.

Da gosset Ihr mir Wasser auf's Haupt mit eig'ner Hand,
Und spracht: Von jetzt an, Ali, bist Ambros du genannt;
Und wie Ihr mir, dem Heiden, gethan nach Christenbrauch,
Ei seht, so that ich eben an jenem Huhne auch.

Bevor ich's aß, begoß ich's, und glaub' mit gutem Recht,
Und sprach drauf zu dem Huhne: Jetzt, Huhn, bist du ein Hecht!
Und so als Hecht genoß ich das früh're Huhn sodann;
Darum verzeiht mir, wenn ich Euch nicht nach Wunsch gethan.'"

Wohl zieht sich da zum Lächeln des Propsten Angesicht:
""Für diesmal noch entrinnen magst du dem Strafgericht;
Doch laß in künft'gen Fällen das Taufen mir allein,
Sonst dürft' nicht sehr willkommen dafür mein Dank dir seyn.""

---

*604. Kinderleben.

Räder brausen,
Spindeln sausen,
Schrauben knarren,
Schaufeln scharren,
Kolben stampfen,
Röhren dampfen,
Essen spauchen,
Schlöte rauchen,
Und dazwischen, jung und schön,
Sieh, ein Kind, mit blonden Haaren,
Unter tödtlichen Gefahren
Bei betäubendem Getön.

Fördernd seines Herrn Gewinn,
Thut es, wie man ihm befohlen,
Blickt zuweilen nur verstohlen
Nach dem Nachbarkinde hin.

So, vom frühen Morgenlicht,
Sitzt es auf dem Marterstuhle,
Zieht die Schrauben, dreht die Spuhle,
Bis die Nacht sein Aug' umflicht.

Kraftlos schleppt sich's dann nach Haus,
Kargen Lohn den Eltern bringend,
Die mit Frost und Hunger ringend,
Aengstlich spähn nach ihm hinaus.

Räder brausen,
Spindeln sausen,
Schrauben knarren,
Schaufeln scharren,
Kolben stampfen,
Röhren dampfen,
Essen spauchen,
Schlöte rauchen,
Und so findet jeder Tag,
Findet jeder Mond die Kleine,
Ob sie lächle oder weine, —
Wen solch' Kind auch kümmern mag?

Traf der Fluch es doch, die Pein,
Schon in seines Seyns Beginne,
Eine lebende Maschine
Bis zum frühen Tod zu seyn.

Kurze Zeit nur fröhnt's der Pflicht,
Und schon ist von seinen Wangen
All' das frische Roth vergangen,
Aber man bemerkt es nicht.

Wie nur ringt die zarte Brust
Nach Erholung, doch vergebens,
Denn es frißt am Kern des Lebens
Ein Vampyr, das Wort: Du mußt.

Räder brausen,
Spindeln sausen,
Schrauben knarren,
Schaufeln scharren,
Kolben stampfen,
Röhren dampfen,
Essen spauchen,
Schlöte rauchen,
Aber sieh, die Kleine sitzt
Nicht mehr dort; auf ihrem Stuhle
Dreht ein and'res Kind die Spuhle, —
Wo nur weilt das Mädchen itzt?

Ach — daheim, durchwühlt von Weh,
Liegt's in armuthnackter Hütte,
Hingestreckt auf fauler Schütte,
Hohl das Aug', die Wang' wie Schnee.

Und das greise Elternpaar
Steht verzweiflungsvoll daneben,
Schluchzt um seines Kindes Leben,
Das ihm sein Erhalter war. —

Räder brausen,
Spindeln sausen,
Schrauben knarren,
Schaufeln scharren,
Kolben stampfen,
Röhren dampfen,
Essen spauchen,
Schlöte rauchen
In des Kindes Phantasie'n,
Langsam mordend noch durch Wochen,
Und das Knöspchen ist gebrochen,
Eh's zur Blume war gedieh'n.

Karl Joseph Simrock,

dessen Vater, Nikolaus Simrock, als Verleger der Werke Beethoven's sich bekannt machte, ist am 28. August 1802 zu Bonn geboren. Nach erhaltener Schulbildung auf dem Lycée während der französischen Herrschaft widmete er sich, seit 1818, der Jurisprudenz auf der neugegründeten Universität seiner Vaterstadt und ging, zunächst um diese Wissenschaft zu vollenden, nach Berlin, wo er auch 1826 die Staatslaufbahn als Referendar beim Kammergerichte begann. Daneben hat er die philosophischen Vorlesungen Hegel's besucht, welche einen starken Einfluß auf manche seiner persönlichen Ansichten scheinen gewonnen zu haben. Aber neben diesem Allem brach hier, wo die reichsten Hülfsmittel und

die mächtige Förderung durch Karl Lachmann's Forschungen ihm entgegenkamen, jene Grundneigung seiner Seele (die schon in Bonn Nahrung gefunden hatte durch A. W. Schlegel's Vorlesungen über deutsche Literatur und Sprache) sich Bahn, welche ihn zu Literaturstudien, vorzüglich zu dem deutschen Mittelalter hinführte. Diese Studien sind die Unterlage seines Wissens, der Hintergrund auch seines dichterischen Schaffens geworden. — Er war einer der Ersten, welche die Julirevolution 1830 begrüßten: noch unter dem Brausen ihrer Stürme brachte der „Freimüthige" sein bekanntes Lied „Drei Tage und drei Farben"*), das den Triumph der französischen Freiheit feiert. Die Folge davon war, daß, obgleich sich für die politische Gesinnung Simrock's kein juridisch haltbarer Schluß daraus ziehen ließ, eine Kabinetsordre ihn aus dem preußischen Staatsdienst entfernte. Er verweilte noch zwei Jahre in Berlin, bis der herannahende Tod seines Vaters ihn in die Heimat forderte. Seitdem ruht Simrock's juridisches Studium. — Am 27. Juli 1843 verheirathete er sich mit seiner Landsmännin Gertrud Ostler. Er lebt abwechselnd in Bonn und auf seinem Weingut Menzenberg. — Die philosophische Fakultät in Tübingen hat ihn zum Doktor ernannt.

* *

Simrock hat sich durch seine, von gründlichem Studium, großer technischer Gewandtheit und Sprachfertigkeit zeugenden Uebersetzungen und Umdichtungen mehrerer der bedeutendsten Kunst-Epen des Mittelalters, deren nationale Bedeutung in unserer Zeit immer mehr in Betracht kommt, wo die lebendigere Betheiligung des Volks an der Geschichte und einem selbstthätigen Handeln die Lyrik in den Hintergrund zu drängen und dem Epos und Drama neue Bahnen zu brechen beginnt, bleibende Verdienste erworben. Keiner, wie er, hat sich in die alten Sagenkreise so hineingelebt. Den Sagenkreis der Amelungen z. B. hat er ganz wiederhergestellt, nur nach einzelnen Strophen in älteren Handbüchern und nach Andeutungen. Wieland der Schmied ist fast ganz aus seiner Feder. — Seine eigenen dichterischen Erzeugnisse, zumeist romanzen- und balladenartige Sagen, rheinische nebst vielen ausserrheinischen, auch frei erfundenen Dichtungen, erscheinen oft mehr aus produktivem Fleiße hervorgegangen, mehr als künstlerische Studien, denn eigentliche Kunstschöpfungen eines ursprünglichen Dichtergeistes; es ist mehr die äußere Form, als das innere Wesen, welche den Unterschied seiner Poesieen bedingt. Uebrigens versteht er kräftige Charaktere zu zeichnen und die Gestalten plastisch vortreten zu lassen. Der Mann von geläutertem Geschmack und wackerer Gesinnung thut sich überall kund.

„Simrock's Haupttalent in kleinen poetischen Erzählungen besteht darin, (schreibt Gottfried Kinkel im Taschenbuch „Vom Rhein. Leben, Kunst und Dichtung." Essen 1847), daß er die richtige Form für jeden Stoff greift und die Sage, auch wenn sie epischer und lyrischer Ausweitung fähig ist, so kurz zu fassen versteht, daß sie als Ballade möglich wird. In Letzterm geht er bisweilen zu weit: bemüht, das knappste Gewand zu finden, verfehlt er den schönen poetischen Faltenwurf, und die Ballade verliert durch zu strenge Kürze ihre Fülle. Hin und wieder stört auch den Genuß ein zu geringfügiger Stoff oder ein Ausdruck, der dem feineren Sinn und Geschmack widerstrebt. Aber dies sind Ausnahmen, und in den meisten Fällen ist jenes Sparen mit dem Lyrischen, das wir auch bei allen ächten Volksromanzen finden, Mittel zu großer Wirkung; indem in der Regel alles Ueberschwengliche vermieden wird, springt in den gehobenen Stellen die gesteigerte Schilderung und Empfindung desto leuchtender hervor. Der Versbau ist höchst gewandt, die Reime rein, die Sprache oft durch Aufnahme älterer Ausdrücke und Wendungen glücklich bereichert; besonders wirksam macht sich manchmal die humoristische Spitze, in welche unser Dichter gerne die Erzählung auslaufen läßt." Auch in Simrock's lyrischen Erzeugnissen sieht Kinkel einen bestimmten Charakter sich ausprägen. „Simrock ist eine ruhige Natur: die mächtigen, von der Sonne der Leidenschaft gereiften, welterschütternden Gedanken darf man in seiner Lyrik nicht suchen, und andrerseits geht ihm auch das musikalische Element und das nachttiefe Gemüth ab, das den großen Lyriker macht. Hiermit hängt auf's Genaueste zusammen, daß man auch bei seinen epischen Figuren nie Großheit und plastische Charakterschärfe, hin und wieder aber die Gluth der Farbe vermißt. Dagegen besitzt er das glückliche Erbtheil des Rheinfranken, die Klarheit, die heitere Weltanschauung, den Humor; seine Lieder sind gesund, warm, innig, aber zwischen diesem milden Empfinden liebt er den Schalk hervorsehen zu lassen. Dieser Zug seiner Natur hat ihn in der lyrischen Gattung vor allen andern Mustern auf Goethe hingewendet; wie bei diesem ist das gesellige Lied, zu Wein- und Lebensfreude auffordernd, eine Hauptstärke von ihm; der Scherz der Liebe gelingt ihm mehr als der Ausdruck ihres Grames, und sein geliebtes Rheinland preist er in dem schönen Liede: ‚Mein Sohn, mein Sohn, zieh nicht an den Rhein,' indem er schalkhaft vor ihm warnt" rc. rc.

Schriften:

Das Nibelungenlied, übersetzt. 2 Thle. Berlin 1827. Bonn 1839. 4. Aufl. Stuttg. u. Tübingen 1844.

Der arme Heinrich, ein erzählendes Gedicht des Hartmann von Aue, metrisch übersetzt, nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Uebersetzers. Berlin 1830.

Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, herausgegeben (gemeinschaftlich mit Th. Echtermeyer und Ludw. Henschel). 4 Bde. Daselbst 1831—32. (Enth. Quellen des Shakspere, und Novellenschatz der Italiener.)

---

*) **Drei Tage und drei Farben.**

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit:
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Weht am ersten noch die weiße Fahne,
Netzte sie der zweite roth mit Blut,
Und der dritte sagt dem Unterthane,
Treue sei der Bürger höchstes Gut.

Weiß und roth und blau, das sind die Farben,
Die der Franke sich erstritten hat,
Denen die Pariser muthig starben,
Farben sind's des Reiches wie der Stadt.

Blau und weiß und roth, die lasset wehen
Von den Thürmen, von der Schiffe Bord,
Eure Thürme werden fest bestehen,
Eure Schiffe grüßet jeder Port.

Roth und blau und weiß, die mögt ihr tragen
Auf den Hüten, euerm Heer voran,
Eure Bürger werden stolz sich schlagen,
Der drei Tage denket Mann für Mann.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wunderthätig ist die Zeit,
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit.

Gedichte Walthers von der Vogelweide (mit W. Wackernagel). 2 Bde. Das. 1833.
Wieland der Schmied, deutsche Heldensage; nebst Romanzen und Balladen. Bonn 1835.
Rheinsagen, aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Das. 1836. 37. 41.
Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmann's Andeutungen wiederhergestellt. Daselbst 1840.
Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. Mit Holzschnitten. Frankfurt a. M. (seit 1839.)
Rheinisches Jahrbuch, herausgegeben (mit Freiligrath und Matzerath.). Köln 1840. 41.
Parzival und Titurel, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach, übersetzt und erläutert. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1842.
Shakspere als Vermittler zweier Nationen. (Probeband Macbeth.) Das. 1842.
Deutsches Heldenbuch: Bd. I. Gudrun. Bd. II. Nibelungenlied. Bd. III. Das kleine Heldenbuch (enthaltend: Walther und Hildegunde; Alphart; Der hörnerne Siegfried; Der Rosengarten; Das Hildebrandslied; Ortnit). Bd. IV. und V. Das Amelungenlied. Das. 1843—47.
Der ungenähte Rock, oder König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte. Gedicht des 12. Jahrh., übersetzt. Das. 1845.
Gedichte. Hannover 1845.
Doktor Johannes Faust, Puppenspiel in 4 Aufzügen, hergestellt. Frankfurt a. M. 1846.
Der Rhein. Mit 60 Stahlst. (Ursprünglich eine Sektion „romantischen und malerischen Deutschlands" bildend.) Neue Aufl. Leipz. 1846.

---

605. Die Beichte.

Eine schwere Sünde begangen
Hatte Karl der Große.
Man sah ihn zittern und bangen,
Er sorgte, daß ihn Gott verstoße.

Er wollte sie Niemand beichten,
Er wollte darin ersterben.
Die Gnadenmittel reichten
Nicht hin, ihm Heil zu erwerben.

Da kam der Einsiedel
Sankt Egidius nach Aachen,
Von dem die Blinden zur Fiedel
Sangen in allen Sprachen.

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiser vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend sich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerst bekannt' er die leichtern;
Doch als er jetzt von der schweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten es Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen so häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Sonst war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt' er nicht reden noch sprechen.

Er wollte, Gott zu versöhnen,
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige sprach: „Was seh' ich?
Du weinst gleich einem Weibe;
Bist du der Worte nicht fähig,
So nimm die Feder und schreibe!" —

„„Sankt Egidius, laß dir klagen,
Ich kann nicht schreiben, nicht lesen!
O wär' ich in jungen Tagen
Zu lernen fleiß'ger gewesen.

Da wollt' ich mit Jägern und Schalken
Das Wild zu Tode nur hetzen,
Da hatt' ich an Hunden und Falken
Und Rossen mein einzig Ergötzen.

Da wollt' ich nur kriegen und raufen;
Das nimmt ein Ende mit Schrecken!
Nun mögen die Hunde verschnaufen,
Im Stall sich ruhen die Schecken.""

Egidius sprach: „Es sei ferne,
Das edle Waidwerk zu tadeln;
Was Hänschen nicht lernte, das lerne
Noch Hans, es kann ihn nur adeln.

Sonst war die Mühe geringer,
Mit größerer geht es noch heute,
So beichten deine drei Finger,
Was der Mund zu beichten sich scheute.

Zum Schreiben dienen drei Finger,
Drei Finger dienen zum Schwören,
Nicht schreiben sollten drei Finger,
Was drei Finger nicht mögen beschwören.

Es steht geschrieben, beileibe
Sollst du nicht unnütz schwören;
Viel unnützes Geschreibe,
Das will sich auch nicht gehören.

Das sollte wissen ein Jeder,
Der Kaiser wiss' es vor Allen.
Nun nimm zur Hand die Feder,
Und laß sie heute nicht fallen!"

Er lehrt' ihn die Feder halten,
Er lehrt' ihn die Striche führen,
Er lehrt' ihn die Zeichen gestalten
Und die Namen, die jedem gebühren.

Er lehrt' ihn Laute verbinden,
Sylben, Wörter und Sätze,
Wie wir durch Zeilen uns winden,
Zu bergen die geistigen Schätze.

Erst zeigte die Hand sich schwierig,
Nur kundig des Schwerts und der Lanze,
Doch hatte sie lernbegierig
Zuletzt begriffen das Ganze.

„Nun kannst du schreiben, o Kaiser,
Die Kunst erlerntest du gründlich,
Doch erst versuch', es ist weiser,
Noch einmal zu beichten mündlich."

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiser vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend sich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerst bekannt' er die leichtern;
Doch als er jetzt von der schweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten ihm Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen so häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Erst war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt' er nicht reden noch sprechen.

Er wollte, Gott zu versöhnen,
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige sprach: „Auf's Neue
Weinst du gleich einem Weibe,
Zu reden wehrt dir die Reue,
So nimm die Feder und schreibe."

Karl sprach: „„Ich thu' es gerne,""
Und schrieb, was er begangen;
Der Heilige sah von ferne
Das Blatt die Zeichen empfangen.

Er schrieb's mit wenigen Worten,
Bat Gott, ihm Gnade zu senden.
Nun stand Egidius dorten,
Und hielt das Blatt in den Händen.

Er mocht' es wenden und drehen,
Er fand da nichts geschrieben:
„Ist hier ein Wunder geschehen,
Oder hast du Spott getrieben?"

„„Nicht hab' ich Spott getrieben,
Es ist ein Wunder geschehen!
Ich hatt' es deutlich geschrieben,
Und nun ist nichts mehr zu sehen!"" —

„Du schriebst, ich kann es bewähren,
Und sieh, die Schrift ist verschwunden;
Dir haben die reuigen Zähren
Im Himmel Gnade gefunden.

Sie haben dein Herz von Sünde,
Dies Blatt von Sünde gereinigt;
Indem ich ahnend verkünde,
Hat neue Schrift es bescheinigt."

Der Kaiser sah erfreuet,
Da stand's mit himmlischen Zügen:
„,Du hast die Sünde bereuet,
Gott läßt sich der Reue genügen.'"

---

606. Drei Bitten.

Da droben unbezwungen
Saß König Gelimer,
Doch engen Kreis geschlungen
Hat schon der Feind umher.

„,Noch einmal möcht' ich schauen
Des Lebens vollen Tag,
Noch einmal mir vertrauen,
Dann komme was da mag.

Auf, melde du, mein Ritter,
Den Feinden mein Gesuch!
Ein Brot und eine Zither,
Dazu ein linnen Tuch.'"

Da meldete der Ritter
Den Feinden sein Gesuch.
„Was will er mit der Zither?
Was sollen Brot und Tuch?" —

„„Das Brot, das will er kosten;
Seit ihn der Thurm bedeckt
Und seine Waffen rosten,
Vergaß er wie es schmeckt.

Will trocknen mit dem Linnen
Die alten Augen roth;
Dort auf des Thurmes Zinnen
Sah er nur Angst und Noth.

Will in die Zither singen
Den bittern Todesschmerz,
Bis ihm die Saiten springen
Und bricht sein müdes Herz.""

Da gab man ihm die Zither,
Gab Brot und Linnen gern,
Mit Danken schied der Ritter
Und bracht' es seinem Herrn.

Der sieht ihn freudig kommen:
„,Herbei, mein Saitenspiel!
Ihr habt kein Lied vernommen,
Seit unser Reich zerfiel.

Ein Lied will ich erheben,
Es ist ein schönes Lied:
‚Der scheide von dem Leben,
Von dem die Freiheit schied.'

Ihr trauten Freunde, kostet
Das letzte Liebesmahl,
Es hat zu lang gerostet
Der scharfgeschliffene Stahl.

Verbindet eure Wunden,
Wir stürzen in die Schlacht:
In letzten Lebensstunden
Hab' ich dies Lied erdacht.'"

---

607. Die Eichensaat.

Wie waren die Mönche zu Dünwald so klug!
Sie suchten in den Briefen und fanden genug;
In alter Pergamente gebräunter Schrift
Sahen sie von mancher blökenden Trift.

Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebusch eins
Im krausen Style guten Klosterlateins:
Des Klosters seien, wie da geschrieben stand,
Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

Das begriff der schlichte, biedre Junker schwer:
Was er besessen von Urvätern her,
Worauf er geerntet so lang und so viel,
Wie der Acker plötzlich dem Kloster verfiel.

Der Prior brachte den Handel vor Gericht:
Da wußten sich die Schöffen zu rathen nicht.
Der Schultheiß dingte so manche Tagefahrt;
Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

Zuletzt der Junker übeln Muth gewann,
Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
Man schürt' ihm von der Kanzel die Hölle so heiß;
Er dacht': Ich will bezahlen das Lügengeschmeiß.

„Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
Ihr sollt besitzen, was niemals euer war;
Doch weil ich ungezwungen euch Abstand that,
So sei mir bewilligt noch eine letzte Saat."

Da schmunzelten die Brüder und schlugen ein,
Den Vergleich verbrieften die Schöffen fein,
Ihn bestärkten Beide mit heil'gem Schwur;
Jedweder zufrieden dann nach Hause fuhr.

Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit,
Da pflegen die Gläub'gen noch jetzt weit und breit
Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgehn,
Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu flehn.

Als sie nun kamen an das streitige Feld,
Das im Herbst der Junker zuletzt bestellt,
Wohl haben die Mönche neugierig hingeschaut,
Was doch auf ihrem Acker für Frucht sei gebaut.

„„Zartgrüne Blättchen, buchtig ausgeschweift:
Was ist's, das der Ernte hier entgegenreift?
Es ist nicht Korn noch Waizen — o Schmach in der That! —
Wie sind wir betrogen — es ist E i c h e l s a a t.

Uns wird kein Zahn mehr schmerzen, wenn man mäht,
Ein Fuchs ist der Junker, das sehn wir jetzt zu spät.
Was hilft uns, zu verschreien den häßlichen Streich?
Zu deutlich redet der unsel'ge Vergleich.'"

Aber lustig wuchsen die Eichen empor,
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
Noch sah er zur Lohe schälen manchen Schaft,
Er trank sich noch Stärkung aus braunem Eichelsaft.

Als aber weiter stürmte die Zeit im Saus,
Die Wipfel schauten über das Klosterhaus,
Da sahn sie grüne Gräber, wo längst in Ruh
Abt und Prior schliefen und die Mönche dazu.

Und höher hob sich der stolze Eichenforst,
Und als die grüne Rinde verkrustend borst,
Da schüttelten die Kronen ihr herbstlich Laub
Auf des Klosters Mauern in Schutt und Staub.

---

608. Das Ave Maria.

Von einem Ritter sollt ihr hören,
Der weder fromm noch gläubig war,
Mit Raufen, Spielen, Fluchen, Schwören
Vertrieb er wohl das halbe Jahr.
Er betete nicht laut, nicht leise,
Er sprach nur in gewohnter Weise:
Gegrüßt seist du Maria!

Im Taumel rauschender Vergnügen
Gedacht' er nicht, was Gott gefällt,
Und schlürfte mit begier'gen Zügen
Die kurze Süßigkeit der Welt.
Wie schlimm auch seine Sitten waren,
Doch half ihm oftmals aus Gefahren:
Gegrüßt seist du Maria!

Bald hatt' er mit noch braunem Scheitel
Sich satt geliebt, gezecht, gebirscht,
Daß alle ird'schen Freuden eitel,
Erkannte jetzt sein Herz zerknirscht.
Er dachte hehrer Gottesminne
Und sprach hinfort mit tieferm Sinne:
Gegrüßt seist du Maria!

Und angeweht vom Geist der Süßen
Erwählt' er die gewiß're Bahn;
Schon pocht' er, schwere Schuld zu büßen,
Am Altenberger Kloster an.
Ein Bruder öffnet ihm die Pforte,
Da spricht er seufzend nur die Worte:
Gegrüßt seist du Maria!

Gekleidet ward er und geschoren,
Man gab ihm einen Lehrer bei;
Doch war der Unterricht verloren,
Er lernte keine Litanei.
Auch schien ihn Strafe nicht zu schmerzen,
Er sprach nur aus bewegtem Herzen:
Gegrüßt seist du Maria!

So seltsam trieb er's bis zu Ende,
Schon blickt' er in das off'ne Grab,
Da wollt' er keine Segensspende,
Wies Beicht' und letzte Oelung ab;
Doch als sein Herz begann zu brechen,
Da hörte man ihn selig sprechen:
Gegrüßt seist du Maria!

Nun sind gesprengt die Erdenbande,
Die Brüder senkten fromm ihn ein;
Sieh, aus des Hügels frischem Sande
Sproß eine Lilie weiß und rein,
Und auf den lichten Blüthenblättern
Las man in goldenschönen Lettern:
Gegrüßt seist du Maria!

Und gäb' euch nun ein heil'ger Engel
Zu schauen durch der Erde Grund,
So säht ihr, wie der Lilienstengel
Entsprießt des Bruders keuschem Mund;
Dann miedet ihr vergebens Sagen
Und sprächt wie Er auf eitle Fragen:
Gegrüßt seist du Maria!

---

609. Tod der Poesie.

Nach langem Leiden war gestorben
Die Himmelstochter Poesie,
Nie hat ihr Priester viel erworben,
Gewiß, am Hunger starb auch sie.

Und prächtig will man sie begraben,
Im goldbeschlag'nen Silberschrein,
Doch Gold noch Silber ist zu haben,
Erblindet all' der lichte Schein.

Man schickt, den edeln Leib zu salben,
Nach Wein umher von Haus zu Haus,
Doch ach, es liefen allenthalben
Die Flaschen und die Fässer aus.

Nun müht man sich um Todtenkränze,
Vergebens, Winter ist's umher.
Nach diesem letzten aller Lenze
Erblühen keine Blumen mehr.

Es eilt den Leichenzug zu schauen
Manch liebend Paar im Jugendschein;
Sie fühlen nicht, wie sie ergrauen,
Doch Greis und Greisin stellt sich ein.

Wie sie den Sarg zur Erde schicken,
Wird tiefe Nacht herabgesandt;
Die Sonne würdigt nicht zu blicken
Hinfort auf ein verödet Land.

Die Leichenrede spricht ein Sänger,
Die Stimme schallt so dumpf und hohl:
„Auf Freuden hoffet nun nicht länger,
Sagt allem Glück ein Lebewohl.“

Nun wird das Trauermahl gehalten,
Die Fackeln scheinen trüb und bleich
Auf die verkümmerten Gestalten;
Sie sitzen wie im Todtenreich.

Sie sitzen, stumm in Schmerz verloren,
Und harren auf des Tages Licht;
Begraben laßt euch, arme Thoren,
Denn ihr seid todt und wißt es nicht.

Adolf Bube

wurde den 23. September 1802 zu Gotha geboren, wo sein Vater als Hauptmann in Garnison stand. Von 1817 bis 1821 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und wurde daselbst durch das Vorbild talentvoller Jünglinge, von denen sich später Heinrich Stieglitz und Gustav von Heeringen rühmlich bekannt machten, immer mehr zu dichterischen Bestrebungen angefeuert. Im Herbst 1821 bezog er die Universität Jena und widmete sich daselbst philologischen und belletristischen Studien. Der Dichtergreis Karl Ludwig von Knebel schenkte ihm hier seine Freundschaft, stellte ihn Goethe vor und brachte ihn mit Friedrich Hildebrand von Einsiedel und Karl August Böttiger in Verbindung. Außerdem gehörten Heinrich Döring, Julius Mosen und J. P. Eckermann zu dem Kreise seiner damaligen Bekannten. Th. Hell führte ihn um diese Zeit als Schriftsteller in die Lesewelt ein. Nach Vollendung seiner Studien im Herbst 1824 wurde ihm durch den General Klinger die Stelle eines Lehrers der deutschen Sprache und Literatur an einer öffentlichen Bildungsanstalt zu Petersburg angetragen; aber der Ausbruch des Aufruhrs bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, in Folge dessen die Anstellung deutscher Lehrer in Rußland sehr erschwert wurde, verhinderte seinen Abgang nach dem Norden und Liebe zum Vaterland bewog ihn, die Stelle eines Erziehers in der Familie des Freiherrn von Lindemann zu Koburg anzunehmen. Im Jahre 1828 suchte er in Koburg ein Institut für Töchter gebildeter Stände zu begründen, welches aber bei den damals dort bestehenden Ortsverhältnissen keinen Aufschwung gewinnen konnte. Im Winter 1829 verwaltete er das Amt eines Vorlesers bei der verwittweten Herzogin Auguste von Koburg, bis er sich in Folge zu großer Anstrengung an das Krankenlager gefesselt sah. Noch sehr leidend kam er auf Empfehlung der Herzogin Auguste als Erzieher eines ihrer Enkel in das Haus der Prinzessin Sophie zu Sachsen-Koburg-Gotha, Gemahlin des Grafen Mensdorff, damaligen Vicegouverneurs der Bundesfestung Mainz. Später versah er bei dieser geistreichen Prinzessin die Stelle eines Sekretärs und ward die Mittelsperson ihrer ausgedehnten Mildthätigkeit. Zur Befestigung seiner Gesundheit dienten kleine Ausflüge nach Darmstadt, Mannheim, Frankfurt, Schlangenbad und Wiesbaden, dann einige Reisen den Rhein auf und ab und in das Königreich Belgien. In Lüt-

tisch lernte er den geschmackvollen Alterthumsforscher Fuß, auf dem Dampfschiffe Walter Scott und in Wiesbaden Georg Döring kennen. In Mainz kam er mit Friedrich von Sallet in Berührung. Nach seinem Ausscheiden aus der Mensdorff'schen Familie wurde ihm 1834 die Stelle eines Archivsekretärs, 1838 die eines Oberkonsistorialsekretärs, 1842 die eines Vorstandes des herzoglichen Kunstkabinets zu Gotha übertragen.

* * *

A. Bube verdankt dem frühen Umgang mit hochgebildeten Männern, dessen er gewürdigt wurde, namentlich v. Knebel's, die Entwicklung seiner natürlichen Anlagen. Seine Phantasie ist zwar nicht überschwänglich, aber doch frisch und blühend, die Sprache kräftig, die Behandlung des Stoffes nicht selten geistvoll, der Versbau korrekt. In mythologischen Gemälden, Romanzen und Romanzenbildern ist er besonders glücklich, sowohl hinsichtlich der Wahl als der Einkleidung des Stoffes. Erstere zeugen eben so sehr von seiner genauen Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum, als mit der Romantik der modernen Poesie, während letztere, deren Stoff aus der neueren Geschichte entnommen ist, durch schöne Einfachheit und Klarheit vor vielen sich auszeichnen. Was ihnen, trotz der oft vermißten Originalität der Anschauung, der Form, der Wendungen, trotz mancher Reminiscenzen, z. B. an Schiller's Manier in den mythologischen Sagen und an Freiligrath in den „Amerikanischen Bildern" (die übrigens in ihrer frischen Sprache und Auffassung, ohne schwülstigen Prunk, eine schöne Gabe malerischer Kraft und plastischer Veranschaulichung beurkunden) besonders freundliche Aufnahme verschaffte, ist die rein sittliche Tendenz, der tief-ethische Werth der meisten. (Vgl. Allg. Lit.-Ztng. 1825 und 1836.)

Seine schriftstellerischen Arbeiten sind:

Gedichte. Gotha 1825; 2te Aufl. 1836. Neue Sammlung. Schkeuditz und Leipzig 1848.
Neue Gedichte. Jena 1840.
Todtenfeier Ottfried Müllers. Gotha 1842.
Thüringische Volkssagen. Das. 1837. Auswahl derselben, 1848.
Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge. Das. 1839; 4te Aufl. Jena 1842.
Gotha's Erinnerungen. Gotha 1842.
Das herzogliche Kunstkabinet zu Gotha. Das. 1846.

---

610. Ajas Telamonius.

Peleus' großer Sprößling war erblichen,
Und im weiten Lager still umher
Stand das tapfre Bundesheer der Griechen,
Schauend auf des Todten prächt'ge Wehr.
Da trat mit dem goldnen Scepterzeichen
Agamemnon, Atreus' Sohn, hervor,
Dem an Hoheit keiner zu vergleichen,
Und sprach also zu der Führer Chor:

„‚Der nur mag sich mit dem Schilde zieren,
Den Achillens Heldenhand gefaßt,
Und der schweren Lanze Schaft regieren,
Durch die Priams großer Sohn erblaßt;
Der nur, welcher in den blut'gen Schlachten
Stets sich als den Tapferſten gezeigt,
Mag nach diesen reichen Waffen trachten,
Welche Thetis selbst dem Sohn gereicht.'"

Alle schweigen in dem ernsten Kreise;
Keiner zeigt sich, der zu ringen wagt
Von den Führern nach dem hohen Preise,
Den sich Agamemnon selbst versagt.
Endlich tritt in der Versammlung Mitte
Ajas mit dem siebenhäut'gen Schild,
Und es bebt von des Gewalt'gen Schritte
Um ihn her das troische Gefild.

Der Achaier hauptumlockte Krieger
Grüßten also ihn mit Waffenklang:
‚Ihm allein gebührt der Preis, dem Sieger,
Der stets muthig in der Feldschlacht rang!'
Doch eh' noch der Worte Ton verklungen,
Hat sich, mit dem Scepter in der Hand,
Rasch Odysseus in den Kreis geschwungen,
Schräg den Blick zur Erde hingewandt.

Ihm auch rauschen helle Waffentöne,
Dann entflieht dies Wort des Schlauen Mund:
„„„„Mir, Achaias hellumschiente Söhne,
Mir allein gebührt des Schildes Rund
Der Achillens Heldenarm bedeckte,
Mir allein die ganze blanke Wehr,
Die von ferne schon die Feinde schreckte,
Wann sie strahlte vor dem Bundesheer.''""

Ajas' Auge flammt im wilden Grimme
Zu der edlen Fürstenschaar empor,
Und mit starkerhob'ner Donnerstimme
Ruft er zürnend dieses Wort hervor:
„Eure Blicke haben das gesehen,
Was in off'ner Feldschlacht ich vollbracht;
Doch — ihr Alle müßt es zugestehen —
Was Odysseus that, verhüllt die Nacht."

Also Ajas. Durch der Völker Reihen
Wälzte sich ein dumpfes Murmeln fort,
Ihm Achillens Waffen zu verleihen.
Da entfloh Odysseus dieses Wort,
Das von des gewandten Redners Munde
Süß, wie Milch und Honig, niederrann,
Und in der Versammlung weitem Runde
Viele Kriegerherzen sich gewann:

„„„Diese Wunden, so die Brust bedecken,
Diese Waffen, die ich mir errang,
Mögen mächtig den Verläumder schrecken
Den ich selbst im Wettkampf niederzwang;
Und was ich in Finsterniß vollendet,
Was mein Arm mit schlauer List vollbracht,
Hat euch größern Nutzen zugewendet,
Als was Ajas that in offner Schlacht.''''

So Odysseus. Wie das Meer die Wogen
Donnernd an das Felsenufer schlägt,
Also ward, von Zwiespalt fortgezogen,
Wild Achaias tapfres Volk bewegt.
Aber aus dem hohen Göttersaale
Schwebt Athene nieder in's Gefild,
Eng umschlossen von des Panzers Stahle,
Vor dem Busen ihr Gorgonenschild.

Sinnend, wie Odysseus, dem vor Allen
In dem Bundesheer sie günstig war,
Mög' in des Peleiden Rüstung wallen,
Schreitet sie durchs Lager unsichtbar.

Und sie stellt sich neben den Atreiden,
Lenkend seinen mächt'gen Herrschersinn,
Daß er sich, den Zwiespalt zu entscheiden,
Also zu den Völkern wendet hin:

„‚Nur Odysseus kann die Wehr gebühren,
Welche Thetis gab dem großen Sohn;
Er nur soll die prächt'gen Waffen führen,
Als der Tapferkeit verdienten Lohn.'"
Ajas stampft den Boden, und es wanken
Rings die Zelt' in dem Achaierheer.
Dann verläßt er der Versammlung Schranken,
Und eilt fort zum dumpfbewegten Meer!

Rächen will er sich an dem Atreiden,
Rächen sich an des Laertes Sohn,
An der Feldherrn Blut will er sich weiden,
Denn nicht Einer sprach ihm zu den Lohn.
Also sinnend sitzt er bei den Schiffen,
Bis die Nacht die Fläche rings umhüllt,
Da greift er zum Schwerte, blank geschliffen,
Von der Rache heißem Durst erfüllt.

Und so wie ein Leu im Thalgefilde
Mit Gebrüll den stillen Landmann schreckt,
Also ras't im Lagerkreis der Wilde,
Daß er bald die Krieger all' erweckt.
Für die Feldherrn bangend, für die lieben,
Raubt Athene's Macht ihm den Verstand,
Und von ihr auf ferne Bahn getrieben
Stürzt er fort zu des Skamanders Strand.

Während dort mit wüthenden Geberden
Er am Ufer auf und nieder rennt,
Mordet er der schwachen Schafe Heerden,
Und die Hirten, die er nicht erkennt.
„Stirb, Odysseus! sterbet ihr Atreiden!"
Also rief er, daß es weit erscholl.
Blutig färbten sich die grünen Weiden,
Und die Eb'ne war des Mordes voll.

Da erheben sich des Geistes Strahlen
Und verscheuchen seines Wahnsinns Nacht;
Doch wer kann nun seinen Zustand malen,
Da ihn rings das Griechenheer verlacht?
Er, der noch gestrebt vor wenig Stunden
Nach dem höchsten Preis der Tapferkeit,
Hat sein Haupt, von reichem Ruhm umwunden,
Selber nun gerechtem Hohn geweiht.

Und die Blicke niederwärts gesenket,
Scheuend sich vor Phöbos' Angesicht,
Steht der starke Held, und überdenket
Seiner Schande lastendes Gewicht.
Furchtbar ruft er: „Nie besiegt in Schlachten,
Unterlag ich heft'gen Zornes Wuth,
Darum muß ich nun mich selbst verachten,
Und die Qual löscht nur mein eignes Blut!"

Gleich der Fichte, die, vom Sturm zersplittert,
Niederstürzet in das hohle Thal, —
Das Gebirg erbebt, der Grund erzittert
Unter ihrem lauten Donnerschall: —
So stürzt in sein Schwert der Telamone,
Und Sigeion wankt, es wankt der Wald.
Wehruf wogt durch's Heer im dumpfen Tone,
Wie durch's Meer, das am Gestade schallt.

---

*611. Marius, der Waffenschmied.

Vertraut sang Marius, der Waffenschmied,
Mit seinem Schmiedgesellen manches Lied.

Er sprach, umgürtend ihm ein schönes Schwert:
„Das sei als Freundeswerk dir lieb und werth."

Er nannt' ihn Bruder bis zum Schreckenstag,
Wo Kaiser Postumus ermordet lag.

Da schwang er kühn sich auf den blut'gen Thron
Und sprach zum Freund im stolzen Herrscherton:

„Nun brauch ich in der Werkstatt keinen Knecht,
Wohl aber tausend Söldner im Gefecht."

Und als ob er ihm nie gewesen hold,
Setzt er ihm aus gemeiner Krieger Sold.

Darob entflammt in Zorn der Schmiedgesell,
Wie blitzt und rollt sein Auge furchtbar hell!

Er stößt das Schwert dem Marius in's Herz
Und treibt mit seinem Todeszucken Scherz.

Er ruft: „‚Als wir beim Ambos froh verkehrt,
Hast du dir selbst geschmiedet dieses Schwert!'"

---

*612. Froilas.

Auf Koimbra's Mauerbrüstung
Stützt sich Froilas, der Greis,
Eingehüllt in schwarze Rüstung,
Bart und Scheitel silberweiß.
Unten vor verschloss'nem Thore,
Oft vergeblich schon berannt,
Hält in der Empörer Chore
Don Alfonso, der Infant.

„Wolle nun dich mir ergeben,"
Ruft er zu dem Greis hinauf,
„Dein verwegnes Widerstreben
Hemmt nicht meinen Siegeslauf;
Mächtig durch der Kirche Segen
Schreit' ich weiter durch das Land,
Und das Volk auf allen Wegen
Küßt mir huldigend die Hand."

Aber Froilas, der Treue,
Spricht mit ungebeugtem Knie:
„‚Falscher Prinz, vernimm auf's Neue,
Meinen Eidschwur brech' ich nie.
Dieser Festung eh'rne Schlüssel,
Mir vertraut schon manches Jahr,
Bring' ich stolz auf gold'ner Schüssel
Nur dem König Sancho dar.'"

Der Infant, darob im Zorne,
Stürzt zum nächsten Mauerthurm,
Gebend selbst mit lautem Horne
Das Signal zu blut'gem Sturm.
Sieben Tag' und sieben Nächte
Ward nun Thor und Wall berannt,
Bis, ermüdet vom Gefechte,
Schleunig abzog der Infant.

Da, zu Froilas entsendet,
Naht ein Bot' im Trauerkleid,
Meldend: „Sancho hat geendet
Unter schwerem Herzeleid.
In Toledo's Tempelhallen
Ruht er in gewölbter Gruft,
Bis ihn der Posaune Schallen
Zu des Höchsten Throne ruft."

Und der Greis mit weißen Haaren
Zieht alsbald durch's Thor hinaus,
Achtend nicht des Wegs Gefahren,
Zu Toledo's Gotteshaus;
Stellt dort eine goldne Schüssel
Auf des Königs Sarkophag:
Sie enthält Koimbra's Schlüssel,
Treu bewahrt für diesen Tag.

*613. Hako.

Hako, Nordland's König, steht am Strande,
In der Rechten den zerbroch'nen Speer;
Vor ihm schäumt am eisbedeckten Rande
Brüllend das vom Sturm gepeitschte Meer.

Sohn und Enkel, Bruder und Vasallen
Sanken ihm in heißer Männerschlacht;
Glück und Ruhm ist von ihm abgefallen,
Und vernichtet seine Herrschermacht.

Eine Thräne perlt in seinem Blicke
Und er spricht, dem Knappen zugewandt,
Der mit ihm dem blut'gen Kampfgeschicke
Wunderbar entronnen zu dem Strand:

„Geh und laß vom Wahlplatz mir die Todten
Tragen an des nahen Schiffes Bord;
All' den Treuen sei dort Raum geboten,
Die entrissen mir der Schlachtenmord.

Gib dann eine Stelle meinem Throne
Vor der vielgeliebten Heldenschaar,
Reich' mir auch das Scepter und die Krone,
Und den sammt'nen Purpurmantel dar."

Und der König wandert zu dem Schiffe,
Harrt dort still, bis sein Befehl vollbracht;
Schon versinkt der Tag am Felsenriffe
Und im fernen Dunkel naht die Nacht.

Da voll Würde schreitet er zum Throne;
Ihn umrauscht das lichte Sammtgewand,
Herrlich blitzt auf seinem Haupt die Krone
Und das Scepter glänzt in seiner Hand.

Und er setzt sich, schaut mit Herrschermiene,
So, wie er gepflegt in Glück und Ruhm,
Als ob Jeder seinem Wink noch diene,
In dem Kreis der Todtenschaar sich um.

Da auf einmal brechen helle Flammen
Aus des Schiffes innerm Raum hervor,
Schlagen um den edlen Greis zusammen,
Lodern zu dem Sternendom empor.

Und das Fahrzeug, von dem Sturm ergriffen,
Segelt schnell in's off'ne Meer hinein.
Weit erglänzt die Fluth; wie bricht an Riffen
Sich der vollen Feuergarbe Schein!

Plötzlich mitten in der Wasserwüste
Schwinden spurlos Schiff und Flammengluth,
Und die Feinde starren von der Küste
Staunend auf die mondbeglänzte Fluth.

*614. Necken.

Im waldumkränzten Thale
Liegt süße Mondennacht,
Hell glänzt von ihrem Strahle
Der See in stiller Pracht.

Es steigt aus seiner Tiefe
Ein wunderbarer Klang,
Als ob ein Kindlein riefe
Um Hülfe schmerzlich bang.

Es kräuselt sich die Fläche,
Es spaltet sich die Fluth;
Sie rauscht wie Murmelbäche,
Wie flinke Schwanenbrut.

Es taucht empor der Necken,
Ein Jüngling, schön zu seh'n,
Gebannt in's Wogenbecken,
Seit rings die Kreuze steh'n.

Sein rothes Mützlein schimmert,
Wie junger Morgenschein,
Sein Haar und Nacken flimmert,
Wie Gold und Elfenbein.

Es ruht in seiner Linken
Die Harfe, schilfbekränzt,
D'ran goldne Saiten blinken
Und Perlenschmuck erglänzt.

Starr hängt sein feuchtes Auge
Am blauen Himmelszelt,
Als ob es in sich sauge
Das Licht der Sternenwelt.

Er rührt die hellen Saiten
Mit schwermuthsvollem Schlag;
Er singt von alten Zeiten
Und singt vom jüngsten Tag.

Er singt, daß es in Lüften,
Wie durch die Fluthen klingt,
Daß Wiederhall in Düften
Von Blumen auf sich schwingt.

Er singt: „Der auferstanden
Für alle Kreatur,
Erlöset auch von Banden
Die Geister der Natur.

Er wird auch mich befreien;
Dann will ich im Gesang
Ihm Preis und Ehre weihen
Bei frohem Harfenklang."

So singend taucht er nieder
Tief in den grünen Saal
Und seufzet hoffend wieder
Nach der Erlösung Strahl.

615. Der Auswanderer am Orinoko.

Ich stand auf einem Berg im Abendstrahle,
Und schaut' hinab auf Feigenbaum und Palme,
Auf Mais und Blumenpracht im nahen Thale,
Und auf des Orinoko Bambushalme,

Und weit und weiter über die Savannah,
Wo schimmernd wogten tausendart'ge Pflanzen,
Bis zu dem Urwald, bis nach Uruana,
Um dessen Saum des Stromes Fluthen tanzen.

Viel Kolibri's und andre Fittigschläger
Umkreisten farbenreich mich im Gewimmel,
Und leuchtend flattert' ein Laternenträger
Mir dicht um's Haupt, und schwang sich auf zum Himmel.

Dort las mein Blick im höchsten Glanz der Sterne:
„Fern bist du hier vom Vaterland im Süden!“
Dort stand voll Gluth der Mond in dunkler Ferne,
Und winkte majestätisch Ruh' dem Müden.

Da plötzlich hört' ich brüllen eine Heerde,
Und sanftharmonisch läuten ihre Glocken.
Es war, als weh' ein Hauch von deutscher Erde
Den Klang herüber, mich zurück zu locken.

Ich sah im Geist mich in der Waldung Schatten,
Die ich so oft durchstreift als muntrer Knabe,
Sah meiner Heimat Heerd' auf grünen Matten,
Und bei ihr stehn den Hüter mit dem Stabe.

Sah all' die Theuren, die ich schnöd' verlassen,
Die wohl sich oft in Trauer mein erinnern;
Da konnt' ich mich in Wehmuth nicht mehr fassen,
Ich weint' und fühlte mich zerknirscht im Innern.

Nun sind so öd' mir all' die prächt'gen Räume,
Wo ich geglaubt des Daseyns Glück zu finden;
Nach Morgen schau' ich, wo der Kindheit Träume,
Wie Epheu, sich um traute Pfosten winden. —

Hieher, ihr Schiffer, steuert eure Masten,
Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden;
Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
Um nur zu schlummern einst bei lieben Todten.

---

*616. Fides Franzipan.

1.

Hinaus vom Söller biegt
Sich Fides Franzipan;
Ihr zartes Söhnlein schmiegt
An ihre Brust sich an.

Sie blickt gen Palombar,
Auf Kriegerzug im Thal:
„Wohl kehrt mit seiner Schaar
Als Sieger mein Gemahl!“

Sie hebt den Sohn empor
Und winkt voll Lust hinab;
Doch ach! ein schwarzer Flor
Umschlingt der Fahne Stab.

Stumm, wie ein Leichenzug,
Naht führerlos die Schaar;
Frau Fides sah genug
Und rauft im Schmerz ihr Haar.

2.

Wohl zwanzig Jahre flohn,
Eh' Fides Franzipan
Auf's neu', doch ohne Sohn
Zum Söller stieg hinan.

Sie blickt gen Palombar:
Dort aus des Waldes Nacht
Naht eine Reiterschaar
In heller Waffenpracht.

Weit fliegt voran ihr Sohn,
Vom Helmbusch überwallt,
Von lust'gem Hörnerton
Und Siegesruf umschallt.

Sie winkt hinab in's Thal
Und ruft aus voller Brust:
„Willkommen mein Gemahl!“
Und stirbt in hoher Lust.

---

*617. Der Bischof von Stambul.

Zu Stambul in Sophia's Tempel
Verschließet Mauerwerk ein Thor;
Es trägt des Alterthumes Stempel
Und steht so fest noch, wie zuvor.
Ein breiter Rahmen faßt es ein
Aus blendend weißem Marmorstein.

Und hinter dem verschloss'nen Thore,
Da hält ein alter Bischof Wacht,
Die hohe Mitra auf dem Ohre,
In seines Amtes voller Pracht.
Sein Auge ruht auf der Monstranz
Und spiegelt sich in ihrem Glanz.

So sitzt er, mit dem Herrn im Bunde,
Seit Stambul in der Türken Hand.
Es drang davon zu ihm die Kunde,
Als er am Hochaltare stand.
Da fleht' er brünstig: „Schütz', o Gott,
Des Sohnes Leib vor Schmach und Spott!“

Und plötzlich stieg empor die Mauer,
Die stärker, als der stärkste Schutz.
Sie beut in unversehrter Dauer
Dem ganzen Türkenvolke Trutz,
Bis seine Herrschaft einst vergeht
Und Christi Fahne vor ihr weht.

Dann stürzt sie ein mit lautem Schalle
Und weit geöffnet steht das Thor.
Es hebt in seiner dunklen Halle
Vom Sitz der Bischof sich empor.
Er trägt den Leib des Herrn heraus
Und schreitet durch das Gotteshaus.

Er steigt hinauf, ein hehres Wesen,
Die Stufen zu dem Hochaltar,
Beginnt die Messe dort zu lesen
Und reicht das heil'ge Opfer dar,
Spricht: „Amen, jetzt und allezeit!“
Das Volk stimmt ein: „In Ewigkeit!“

Heinrich Stieglitz,

der Sohn eines Kaufmanns, geboren am 12. Februar 1803 zu Arolsen im Waldeckischen, bildete sich unter Jakobs auf dem Gymnasium zu Gotha, worauf er sich seit 1820 zu Göttingen, Leipzig und Berlin der Philosophie und Philologie widmete. In Berlin promovirte er 1826 und ward 1828 als Kustos der Bibliothek, nachher zugleich als Gymnasiumslehrer daselbst angestellt. In demselben Jahre vermählte er sich mit Charlotte (Sophie Willhöft) aus Leipzig. Bald jedoch gab er, vielleicht aus Gesundheitsrücksichten, vielleicht weil er die Wirklichkeit des prosaischen Geschäftlebens unbehaglich fand, beide Stellungen auf; reiste 1833, bei Gelegenheit eines Besuchs bei seinem Oheim, dem Banquier v. Stieglitz in Petersburg, durch ganz Rußland bis Kasan; brauchte 1834 die Bäder zu Kissingen, ohne indessen bei seiner Nervengereiztheit und Ueberspannung die heilsame Gemüthsruhe zu finden. Sein excentrisches Wesen führte ihn auf manche Irrwege im Leben und in der Poesie. Am 29. Dezember 1834 nahm sich seine Frau aus Liebe zu ihm, nach langer Ueberlegung und sorgsamer Vorbereitung, mit einem Dolche das Leben, wohl in dem Wahne, durch diesen Opfertod und die dadurch bewirkte gewaltige Erschütterung unsern Dichter von seinen eingebildeten Leiden zu heilen. Ueberbildung, religiöse Schwärmerei, verkehrte Ideen vom Opfertode Jesu u. dgl. mögen mit dazu beigetragen haben. (Vgl. hierüber Th. Mundt's „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal." Berlin 1835.) Stieglitz verließ nun Berlin, verweilte eine Zeitlang in München und den baierischen Hochlanden, begab sich später nach Italien, und lebt daselbst meistens in seiner provisorischen Heimat Venedig. In letzter Zeit trat er in der Augsburger Allgemeinen Zeitung wiederholt für das gegen Oesterreich um seine Unabhängigkeit kämpfende Italien in die Schranken, nahm sogar Dienste in der venetianischen Nationalgarde (Guardia civica), schied jedoch aus derselben am Tage der Unterwerfung Venedigs unter Karl Albert (4. Juli 1848).

* * *

Bei Stieglitz zeigt sich eine auffallende Unstätigkeit und Zerfahrenheit nicht nur in Leben und Gesinnung, sondern auch in der Poesie. Trotz aller Lebhaftigkeit des Geistes und der Phantasie hat es der Dichter doch zu keiner ursprünglichen und ächten Kunstschöpfung mit innigster Durchdringung des Allgemeinen und Individuellen zu bringen vermocht. Er machte nicht selten begeisterte Anläufe nach den verschiedensten Richtungen, ohne sich eigentlich klar bewußt zu werden, was er poetisch gestalten sollte. So studirte er türkische Geschichte und den Koran — der Hauch des Orients begann ihn anzuwehen — bald blieb er nicht bei Kampfgesängen (Griechenkampf mit den Türken), er wollte auch das Innere, wie er selbst sagt, der Bekenner des Islam, ihren Glauben, ihre Gluth, ihre in der Idee des Fatalismus wurzelnde Gesinnung, diesen in seiner ganzen Stärke unwiderstehlichen Fatalismus darstellen, und seine „Bilder des Orients" zeugen von wahrhaft orientalischer Anschauung und lebendiger Veranschaulichungsgabe. „Der Athemzug, der über die Wüste fährt, das Blattgesäusel im Blüthenhain, alle Geister der Natur, ihr Rauschen, ihr Aechzen, ihr Flüstern — der ganze Duft und Farbenschmelz des Morgenlandes ist — mit Kühne's Worten in den ‚Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik', Februar 1834, — in Stieglitz' Bildern reich vorhanden und zu seinem Recht gekommen; aber — die vorhandene präsente Wirklichkeit des orientalischen Lebens beherrscht unser Dichter weniger, und die lebendig bewegte individuelle Menschenwelt tritt nicht als Höchstes und Letztes, was die Poesie vermag, aus seinen Dichtungen heraus, der Mensch des Orients wird oft nur in Abstraktionen von Gefühlsstimmungen oder in Reflexionen produzirt. Namen treten auf, die für Menschenfiguren gelten sollen, während sich hinter ihnen kein Körper, keine geistige noch leibliche Persönlichkeit, sondern nur eine verallgemeinerte Gedanken- oder Gefühlsemanation birgt. Hier aber ist die letzte Feuerprobe der Kunst, ihr Gipfel, ihre höchste Staffel, in dem Heraustreten der freien Persönlichkeit, der fertigen Menschenfigur zu plastisch selbständigen Bildern, zur frank stehenden Gruppe, die sich selbst bewegt und aus dem Hintergrund herausschreitet, an welchem die halb erhabene Relief- und Stukkaturarbeit hangen bleibt. Ist aber in der Kunst überhaupt der Geist nicht in seiner Abstraktion, sondern wesentlich in seiner vollendeten Inkarnation zur Erscheinung zu bringen, um wie viel mehr nicht unter dem Himmel des Morgenlandes, wo sich der Geist in der Materie vollauf inkarnirte!" — Später dichtete Stieglitz eine lyrische Tragödie im antiken Geschmack: „Das Dionysosfest," nicht ohne schöne Einzelheiten, aber in ihrer allegorischen Kälte und didaktischen Nüchternheit keine Wirkung hinterlassend, und schrieb — wohl das Beste und Frischeste, was wir von ihm besitzen — „Stimmen der Zeit in Liedern", durch welche der gesunde Pulsschlag einer kräftigen, ob auch besonnenen Zeitansicht geht. Alle beziehungsreichen Saiten der Zeit sind darin angeschlagen und mit Interesse berührt. — Seiner vorzugsweise reflektirenden Muse entsprach die Balladen- und Romanzenform weniger. Der dritte Band der Bilder des Orients, welcher eine Gallerie osmanischer Herrscher eröffnet, unter dem Titel: „Heldenbuch," enthält zwar mehrere episch-lyrische Darstellungen, die jedoch, machen wir wie billig die Anforderung an solche Form, auf eine verfehlte Dichtungsweise stoßen lassen, „weil — wie Kühne in den bezeichneten Jahrbüchern bemerkt — alle individuellen Züge mangeln, die concentrirt und zur vollen Gestalt abgerundet jedwede Persönlichkeit von der andern sondern. Hier that es wesentlich noth, daß der Mensch, die besonderte Individualität nicht nach seiner verallgemeinerten Erscheinung als Geltung, noch blos in seiner volksthümlichen Gemüths- und Geistesstimmung, sondern er selbst als solcher, als fertige Persönlichkeit sich geltend machte." — Seiner Tragödie „Selim der Dritte" in den mehrgenannten Bildern des Orients wäre noch zu gedenken, die als ein Gedicht von schöner Form und gediegener Haltung bezeichnet wird, aber als Reflexionstragödie der drastischen Fülle des concreten Lebens entbehrt.

Schriften:

Gedichte. Herausgegeben (mit Ernst Große) zum Besten der Griechen. Leipzig 1833.

Bilder des Orients. 4 Bde. Das. 1831—33.

Stimmen der Zeit in Liedern. Das. 1832; 2. Auflage 1834.

Das Dionysosfest; lyrische Tragödie. Berlin 1836.

Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Leipz. 1838.

Bergesgrüße aus dem salzburger, tyroler und baierischem Gebirge. München 1839.

Ein Besuch auf Montenegro. (Lieferung 21 der ‚Reisen und Länderbeschreibungen der älteren

und neuesten Zeit von Widenmann und Hauff.) Stuttgart und Tübingen 1841.
Illyrien, Dalmatien; Briefe und Errinnerungen. (Lieferung 29 E desselben Werkes). Daselbst 1842.
Drei Monate im Kirchenstaate. Das. 1847.

---

618. Anahid.

(Persisch.)

In der Schönheit Jugendfülle
Blühte strahlend Anahid,
Als sie noch in ird'scher Hülle
Unter Menschen lebt' und litt.

Süße Lockung selbst den Geistern
Wandelte sie rein und gut;
Ihrer Huld sich zu bemeistern
Strebten Harut und Marut.

Doch die Hohe ohne Wanken
Achtet ihres Werbens nicht,
Herz und Auge und Gedanken
Einzig hingewandt zum Licht.

„Laßt uns", flüstern die Gesellen,
Eng zu gleicher List gepaart,
„Sie mit Himmelshoffnung schwellen,
Ob sie nicht uns dann willfahrt."

Und sie nennen treuvergessen
Ihr des Himmels Einlaßwort;
Aber kaum, daß Sie's besessen,
Schwindet's den Verräthern fort.

Anahid in sel'gem Ahnen
Spricht's voll süßer Harmonie,
Und geführt auf lichten Bahnen
Zu den Sternen wandelt sie.

Dort zum Lohne hehrer Tugend,
Allem Erdenbangen fern,
Leitet sie in ew'ger Jugend
Morgenstern und Abendstern.

Mit des Lichtes zarten Saiten
Lenkt den Reigen sie der Nacht;
Sel'ge Melodie'n entgleiten,
Greift sie ein mit Zaubermacht.

So in seliger Beseelung
Jede Nacht durchhaucht die Luft
In erneueter Vermählung
Licht und Liebe, Klang und Duft,

Und da leuchtet, und da klinget
Balsamströmender Gesang;
Durch die ganze Schöpfung dringet
Seelenvoller Wechselklang.

---

619. Bajazet.*)

Von Schlachtenthal zu Schlachtenthal
Zuckt Bajazet, der Wetterstrahl;
Heut schlägt er ein in Kermans Gluthen
Und morgen in des Isters Fluthen.

Athens uralte Götterpracht,
Stambul erzittert seiner Macht,
Natoli's reichste Fürsten spenden
Des Friedens Zoll mit vollen Händen.

Von schweren Zügen auszuruhn,
In Brussa's Hainen schwelgt er nun,
Da weckt ihn längst ersehnte Kunde:
„Europa wider dich im Bunde!" —

„„Nun schütze, heiliger Prophet,
Die Tempel, die ich dir erhöht;
Ich selber zieh' hinauf nach Norden,
Die Feinde deines Worts zu morden.""

Nikopolis, dort winkt zum Streit
Der höchste Herr der Christenheit,
Um ihn geschaart, gleich Ungewittern,
Ein Lanzenheer von Frankenrittern.

Der Fürst der Pfalz, der Wallachei,
Der Ungarn Führer zog herbei,
Auch Hohenzollers treue Schaaren,
Und Baierns Heer, stark in Gefahren.

„„Ihr Krieger, auf von eurem Sitz!
Sonst trifft euch Bajazet, der Blitz.""
Der Frankenritter Rosse traben,
Es fliehn die türkischen Asaben.

Die übermüth'gen Ritter schrei'n:
„„Und stürzte selbst der Himmel ein,
Wir hielten ihn mit unsern Speeren!
Auf! Bajazet die Flucht zu lehren.""

Der aber hält in dunkler Pracht
Mit seiner Schaar am Hügel Wacht;
Jetzt bricht er vor, jetzt reißt die Glieder
Sein wetterleuchtend Zucken nieder.

Vergebens wehrt der Deutschen Muth
Des raschen Kämpfers wilder Wuth,
Denn ihm vereint, sie zu verderben,
Sich zürnend der Despot der Serben.

Die Fahne des Propheten weht,
Der Janitscharen Säbel mäht,
Es treffen mit den Wurfgeschossen
Die Spahis von den schnellen Rossen.

„„Ruht nicht, ihr Würger, im Gefecht!
Mir nach! den Fall der Brüder rächt;
Mir nach! der Staub auf Gottes Wegen
Führt uns dem Paradies entgegen."" —

Wie deckt die Ebne weit und breit
Die blut'ge Saat der Christenheit!
Wie sank im Dienst erhabner Tugend
Europa's heldenmüth'ge Jugend!

Und wie sein Rachedurst gestillt,
Blickt Bajazet auf das Gefild
Und jagt vom Siegerfeld im Westen
Gen Ost zu glüh'nden Freudenfesten.

*) Aus dem dritten Bande der „Bilder des Orients".

Von Blüthen strotzt sein Lebensbaum,
Er schwelgt in neuer Siege Traum:
Da droht der Ost mit schwarzen Wettern
Die volle Krone zu zerschmettern.

Auf blutgetränktem Siegerpfad
Ist Timurs Heeresstrom genaht;
Der große Wolf an ihrer Spitze
Beut Trotz dem löwenmüth'gen Blitze.

Nun sieht Angora's üppig Feld
Den Kampf der Herrschaft um die Welt;
Des Tatars Schlachtdrommeten blasen,
Des Türken Trommelwirbel rasen.

Auf beiden Seiten glüh'n im Streit
Die Kaisersöhne kampfbereit,
Auf beiden Seiten fegt in Massen
Der Tod der Kämpfer dichte Gassen.

Heiß zuckt im Kampf der Wetterstrahl,
Doch Timur's Lager ohne Zahl
Speit für die hingestreckten Horden
Ein neues Heer zum grausen Morden.

Er selbst, der grause Würger, hinkt
Durch's Lager hin; wild grinsend winkt
Sein Blick zum Kampf, und heulend fegen
Die Tausende dem Feind entgegen.

Der Huf der Elephanten stampft
Auf Türkenleibern, hochauf dampft
Im warmen Blut ein Berg von Leichen,
Doch Keiner will dem Andern weichen.

Jetzt dringt der Kern der Türken vor;
Umsonst! sie prallen ab vom Thor,
Wo der Tataren Räderwagen,
Ein undurchdringlich Bollwerk, ragen.

Jetzt schwankt des Kampfes Wechselspiel,
Wo Mustafa am Hügel fiel;
Durchbohrt vom Pfeile der Tataren,
Sinkt dort der Kern der Janitscharen.

Und immer wilder wogt die Schlacht,
Und schwärzer gähnt des Todes Nacht;
Es würgen die gereizten Sieger
Des löwenmüth'gen Sultans Krieger.

Der Löwe selbst, von Wuth entbrannt,
Ist in der Feinde Schwarm gerannt,
In ihrem Fleisch den Zahn zu wetzen;
Und Keiner wagt ihn zu verletzen.

Doch wie vom Kampfe matt sein Arm,
Umzingelt ihn ein dichter Schwarm
Und wirft — gewürgt sind die Begleiter —
Ein Netz um's Haupt dem kühnen Streiter.

Sie schleppen ihn zu Timurs Zelt,
Den Herrn der Welt zum Herrn der Welt;
Ein Eisenkäfig — düstre Kunde! —
Umfängt den Herrlichen zur Stunde.

Den prächt'gen Löwen, stolz und stumm,
Schleppt nun der Wolf mit sich herum;
Das Auge, voll von Ungewitter,
Blitzt durch das dunkle Eisengitter.

Da zehrt und zehrt er nun voll Scham
An seiner Schmach, an seinem Gram;
Da wühlt und wühlt er heiße Schmerzen
Hervor aus todeswundem Herzen.

Er brüllt mit unheilvollem Schall
Sich selbst und seiner Söhne Fall,
Bis er in qualdurchzucktem Beben
Hat ausgebrüllt sein Heldenleben.

In Brussa's Hainen ruht er nun,
Von schweren Zügen auszuruhn;
Doch wenn der Schlachten Wetter schwellen,
Siehst du den Blitz sein Grab erhellen.

---

620. Eine Nacht auf Kamschatka.

Der Nebel feuchtet die eis'ge Luft,
Es stürzt die Krähe zur Felsenkluft.
Wer ist der nächtige Wandrer dort,
Der suchend schreitet von Ort zu Ort? —

Herein bricht schreckend die schwarze Nacht,
Kein Stern ergläntzet, kein Auge wacht;
Ich seh' den einsamen Wandrer nur,
Das Schneelicht hemmt ihm des Pfades Spur.

„'S ist doch recht öde im Fichtenwald,
Ich wollt', ich fände die Hütte bald,
Ich wollt', ich blickt' in ihr Auge klar,
Dann fragt' ich nicht nach der Sterne Schaar."

Er hüllt sich ein in den Mantel dicht,
Er achtet Nebel und Stürme nicht,
Er schreitet über das Feld von Eis,
Er gleitet nieder vom Hügel weiß.

„Muth nur! Schon ist mir die Hütte nah;
Dort ragt die Birke, bald bin ich da!"
Und über den Graben mit frischem Muth
Hebt leicht ihn hinüber der Liebe Gluth.

Und unter der Thüre da steht er still;
Er harrt, ob Keiner ihm öffnen will;
Er harrt und harret; es bebt sein Herz;
Es zuckt im Busen der dumpfe Schmerz: —

„Erglänzt dein Licht
Mir nicht?
Gingst du zur Ruh'
So bald,
Holdselige Gestalt? —

Die feuchte Luft
Voll Duft,
Kein Stern von fern
Zu schau'n —
O düstres Nebelgrau'n!

Auf kaltem Stein
Allein,
Hier harr' ich starr,
Vom Ost
Umweht beim Winterfrost."

Die Krähe krächzt auf dem Birkenzweig,
Der Reif fällt eisig nieder;
Der müde Wandrer sitzt starr und bleich,
Kein Laut entschlüpft ihm wieder.

---

621. Das Denkmal bei Kasan.

In dem Thale der Kasanka
Ist ein Denkmal aufgerichtet,
Wo man unter einem Kirchlein
Viele Schädel aufgeschichtet.

Schädel der gefallnen Christen
In dem Kampf mit den Tataren,
Deren durch Iwan, den Sieger,
Tausende geschlachtet waren.

Und in jenes Grabgewölbe
Hatt' es, zum Gebein der Christen,
Neck'schem Zufallsspiel gefallen,
Ein Tatarenhaupt zu nisten.

Horch, wie's im Gewölbe rasselt!
Um die finstern Mitternächte
Kämpft der Eine gegen Alle
Um des ächten Glaubens Rechte.

Seinen Halbmond wild beschwörend,
Sucht er in den morschen Brettern
Einen Aufgang zum Altare,
Dort das Kreuz herabzuschmettern.

Und die Christenschädel alle
Seh'n mit zürnender Geberde,
Ihres bessern Rechts versichert,
Jenen auf geweihter Erde.

Und sie suchen gläub'gen Grimmes
Einen Ausgang aus den Gängen,
Um den Feind der reinen Lehre
Gläubig da hinaus zu drängen.

Horch, wie's über dem Gewölbe
Plötzlich dröhnt in nächt'gen Stunden!
Alle Steine sind zerborsten
Und der Aufgang ist gefunden.

Und auf dem Altar der Kirche
Flammen tausend helle Lichter,
Milde Strahlen niedergießend
Auf die grellen Beingesichter.

Und auf leuchtendem Altare
Tönt vom Kreuz der Liebe Stimme:
„Einer ist der Vater Aller;
Brüder, laßt von eurem Grimme!"

Und es zittert das Gewölbe,
Und der Riß hat sich geschlossen,
Und seitdem hat Ruh' und Friede
Auf die Schläfer sich ergossen.

Ludwig Storch

wurde am 14. April 1803 zu **Ruhla** bei Eisenach, einem großen halb koburg-gothaischen, halb weimar-eisenachischen Marktflecken im nordwestlichen Thüringerwalde geboren. Sein Vater war daselbst praktischer Arzt und bei seiner Geburt schon 78 Jahre alt, ein äußerst kräftiger und lebenslustiger Greis; seine Mutter war eine geborene **Gotter**, Beide aus berühmten Familien stammend. Mit 8 Jahren verlor Ludwig seinen Vater, worauf die Mutter leichtsinniger Weise ein anderes Ehebündniß mit einem viel jüngeren Manne schloß und dadurch bald genug in die tiefste und bitterste Armuth versank. Dieser sein Stiefvater war ein Pfeifenkopfsbeschläger, eine damals in Ruhla sehr häufig und fabrikmäßig betriebene Profession. Storch wurde (wir geben die Hauptmomente seines interessanten und vielbewegten Lebens aus dem brieflich uns mitgetheilten curriculum vitae) frühzeitig zu dieser Arbeit angehalten und lernte, ein Knecht des Hephästos, mit Zange, Hammer und Feile das Messingblech zu zierlichen Deckeln und Beschlägen auf Tabakspfeifenköpfe bilden. Dabei genoß er den Unterricht der Dorfschule, und da dieser seiner Mutter zu dürftig schien, den einiger Privatlehrer. Die Erzählungen seiner Mutter von ihren reichen und berühmten Vorfahren (darunter waren der Graf Gustav Adolf v. Gotter, preuß. Staatsminister und Oberhofmarschall Friedrichs des Großen, und der beliebte Dichter Friedr. Wilh. Gotter, Geheimsekretär in Gotha, der Jugendfreund Goethe's) warfen, vereint mit seiner verachteten Armuth, einen bittern Stolz in seine Seele.

Er wünschte Theologie zu studiren, und der Nachlaß seines Vaters, so gering er war, hätte wohl dazu hingereicht; aber seine Mutter genoß den Nießbrauch davon, und so wurde er von ihr und ihrem Manne beredet, Kaufmann zu werden, und trat im Spätherbst 1816 in eine en gros-Landesprodukten-Handlung zu Erfurt in die Lehre. Er griff zu Allem, um nur aus dem elterlichen Hause zu kommen, da seine Eltern ein Leben „schlimmer als Katz und Hund" führten und die Mutter ihn sogar (sie war wahnsinnig gewesen) in einem Ausbruch wilder Tobsucht hatte ermorden wollen, wobei er nur mit Mühe ihren Messerstichen entging. — Storch's dichterisches Talent hatte sich in der romantischen Gebirgsumgegend seines Geburtsortes früh entwickelt. In der Kaufmannslehre machte er Verse und schrieb ein Drama. Sein Principal fand es, und da er sich aus andern Wahrnehmungen überzeugte, daß der Lehrling nicht zum Geschäfte tauge, so schickte er ihn nach 1¼ Jahre fort. Weil er aber keinen triftigen Grund zu dieser Wegweisung angeben konnte, so wollte ihn die Regierung zu Gotha, als Storch's Vormundschaft, zwingen, diesen wieder anzunehmen. Der Landesproduktenhändler verstand sich aber blos zur Ausfindigmachung eines andern Lehrherrn, und im Frühjahr 1818 trat Storch in einem Materialladen zu Erfurt als Lehrling ein. Das alte Elend ging wieder an; es dauerte zum Glück nur einige Monate. Ein fürchterlicher Sturz mit einem Oxhoft Essig in einen tiefen Keller hätte ihn fast vom Leben erlöst, wenigstens erlöste er ihn von einem seiner Neigung widerstrebenden Berufe.

Nun gab seine Mutter nach und brachte ihn zu Michaelis 1818 auf's Gymnasium nach Gotha. Hier blieb er vier Jahre und machte außerordentliche Fortschritte. Aber er erlag fast dem Mangel. Seine Umstände waren oft zum Verzweifeln. Die Tochter eines nicht unbemittelten Handwerkers in der Nachbarschaft erfuhr seine Bedrängniß und unterstützte ihn heimlich durch seine Wirthsleute. Ein Zufall verrieth ihm seine Wohlthäterin. Seine Dankbar-

keit suchte ihre Bekanntschaft; aus Dankbarkeit wurde Liebe, und öftere heimliche Zusammenkünfte hinterließen Folgen, die sein äußeres Lebensglück später zwar schwer beeinträchtigen, dafür aber dem künftigen Dichter und Schriftsteller den Ruhmespfad anbahnen sollten. Er kam Michaelis 1822 nach Nordhausen auf's Gymnasium, wo der Direktor Kraft sich seiner äußerst freundlich annahm und eine Sammlung seiner Gedichte („Knospen und Blüthen") drucken ließ.

Im Herbst 1823 bezog Storch die Universität Göttingen und hörte theologische Vorlesungen; aber schon nach dem ersten Semester war ihm diese Wissenschaft verleidet und er beabsichtigte, sich für ein Schulamt vorzubereiten. Ein Besuch bei seiner Geliebten in den Michaelisferien 1824 machte bald diesen Vorsatz wanken und bestimmte ihn, zu Ostern 1825 die Universität zu verlassen, um das geliebte Wesen zu heirathen.

Seine Bemühung in Gotha um eine Anstellung bei der Bibliothek blieb erfolglos. Gatte und Vater zweier Kinder, ohne Brod, fing er an zu schriftstellern. In Göttingen war eine zweite Auflage seiner „Knospen und Blüthen" erschienen, die ihm etwas einbrachte; das Aussterben des Fürstenhauses von Gotha veranlaßte ihn, ein großes Gedicht zu schreiben, das ihm abermals einiges Einkommen verschaffte. Auch schrieb er einen kleinen Roman: „Die Intrigue", womit er die Druckkosten jenes Poems deckte. Zugleich arbeitete er an einer von der Göttinger Akademie gestellten Preisaufgabe über die griechischen Kolonieen. Sein einziger Wunsch war, seine Studien zu vollenden. Er schrieb einen zweiten Roman, dessen Manuscript später verloren gegangen ist. Die Mutter mußte ihm den Rest seines väterlichen Vermögens herausgeben, und so wanderte er im Herbst 1826 nach Leipzig und ließ sich als Student der Philosophie inscribiren. Er hörte anfangs Kollegia; doch vermochte ihm die Kathederweisheit keinen Geschmack abzugewinnen. Er versenkte sich in Bücher. Dabei las er für eine Verlagsbuchhandlung Korrekturen, schrieb einige Novellen unter dem Titel: „Dur- und Molltöne" und gleich darauf den historischen Roman „Kunz von Kauffung".

Nun war Storch als Novellist bekannt und von Verlegern gesucht. Im Spätherbst 1827 ging er wieder zu seiner Familie nach Gotha. Ein Lebensplan, verabredet mit einem jungen Manne, den er in Leipzig kennen gelernt, scheiterte am Leichtsinn desselben, und unser Dichter nahm im Spätjahr 1828 ein Engagement in Stuttgart zur Herausgabe eines Journals an. Mit Weib und Kind zog er dahin; aber der Buchhändler hielt ihm nicht Wort, worauf er sich gegen Ende 1829 mit mehreren Manuscripten („Der Freiknecht"; — „Die Fanatiker"; — „Der Glockengießer"; — „Förberts-Hens") nach Leipzig begab und dieselben verkaufte. Er gedachte hier zu bleiben und redigirte den „Planeten", auch eine Zeit lang die „Sachsen-Zeitung"; die sich verschlechternde ökonomische Lage seines Verlegers jedoch vereitelte sein Vorhaben; er kehrte gegen Weihnachten 1830 mit seiner Familie nach Gotha zurück, wo er, trotz der Trübseligkeit seiner gesellschaftlichen Stellung, seither anhaltend verweilt. In den Jahren 1831—1838 schrieb er eine Reihe von Romanen und lieferte jährlich in die beliebtesten Taschenbücher Novellen und Gedichte. Die im letztern Jahre nach St. Schütze's Tode übernommene Redaktion des „Taschenbuchs der Liebe und Freundschaft" besorgte er nur bis 1840, mit welchem Jahrgang dasselbe einging. Im J. 1839 litt Storch an schwerer Krankheit, einer nervösen Abspannung, die ihn zu aller geistigen Arbeit unfähig machte und eine Anlage zu Schwerhörigkeit, die sich schon einige Jahre früher gezeigt, sehr verschlimmerte. Im Sommer 1840 traf ihn die niederschlagende Botschaft vom Tode seines älteren Sohnes, der, Lohgerber geworden, im Frühling desselben Jahres als ein bildschöner siebenzehnjähriger Jüngling in die Fremde dem Rheine zuwanderte und am ersten Pfingstfeiertage, als er bei Mainz im Strome badete, ertrank. Das Unglück sollte ihn noch weiter verfolgen. Ein von ihm seit 1841 errichtetes Buchdruckerei- und Verlagsgeschäft, wozu er sich nach einander mit einigen jungen Männern verbunden, ging durch diese seine Kompagnons und andere widrige Verhältnisse zu Grunde, so daß Storch 1844 im Konkurs Alles verlor und bettelarm wurde. Seit dieser Katastrophe setzte er seine, längere Zeit unterbrochene schriftstellerische Thätigkeit wieder fort und schrieb, außer mehreren Bänden Novellen, die größeren Romane: „Max von Eigl" und „Ein deutscher Leinweber". — Es sollte ihm leider nicht gelingen, ein seinen Fähigkeiten angemessenes Amt zu erhalten.

* * *

In den zerstreuten, noch wenig bekannt gewordenen Gedichten dieses beliebten und geschätzten Erzählers offenbart sich, zumal in den episch-lyrischen, eine ungewöhnliche Kraft der Anschauung und eine seltene Lebendigkeit der Schilderung. Sie sind in der Form meistens untadelhaft und die Diktion, die sonst bei ihm häufig Auswüchse der Kraft darbietet, zeigt hier eine angemessene Begrenzung. Seine Balladen behandeln gern mit volksmäßigen Elementen durchwebte Stoffe aus Mythe und Sage, deren Naturlaut anklingen zu lassen er wohl versteht. Das Schaurige des Volksliedes sagt ihm ganz besonders zu (vortrefflich nach Ton und Ausführung ist „Der finstre Waffenschmied"); aber auch für heitere Darstellungen weiß er die Farben glücklich aufzutragen z. B. in der komischen Romanze: „Herr Ritter Ochsenlendenstück". In seinen lyrischen Ergüssen überraschen nicht selten die reinsten und tiefsten Empfindungen, und einige seiner geistlichen Lieder — ein Gebiet, auf dem man ihm wohl kaum zu begegnen erwartet — sind voll Erhebung.*)

---

*) Wir können uns nicht versagen, eine Probe seiner religiösen Muse mitzutheilen.

Abendlied.

Mein Auge blickt andächtig
Zum weiten Himmelszelt.
O Gott, wie groß und prächtig
Erscheint mir deine Welt!
Und wenn die Blicke schweifen
Im Raume noch so weit:
Nie kann mein Geist begreifen
Doch die Unendlichkeit.

Welch himmlisches Entzücken,
Wenn in der Mitternacht
Ich mit erstaunten Blicken
Beschau' der Sterne Pracht,
Die rein im ew'gen Glanze
Am dunkeln Himmel glühn,
In immer gleichem Tanze
Durch ihre Bahnen ziehn!

Da steht vor mir allnächtig
Der goldne Lebensbaum,
Und leuchtet flammenprächtig
Durch unermeßnen Raum.
So weit die Blicke schweifen,
Sie nehmen Blüthen wahr,
Die knospen, blühen, reifen
Zu Früchten wunderbar.

Des Baumes Zweige ragen
Durch alle Räume reich,
Doch meine Blicke tragen
Mich kaum zu einem Zweig.
Es reicht sich ohne Schranke
So Blüth' und Frucht am Baum,
Der zagende Gedanke
Er faßt das Wunder kaum.

In jede Knospe sprühte
Dein Odem Duft und Pracht,
Wie du der Erde Blüthe
Voll Glanz und Duft gemacht;

Die Urtheile der öffentlichen Kritik (Jen. Lit. Ztg. 1833; — Menzel's Lit.-Blatt 1841; — Duller's Phönix 1841) lassen sich über Storch als Romandichter etwa in Folgendem zusammenfassen: Er besitzt eine glühende Phantasie, eine unversiegbare Erfindungs- und höchst lebendige Darstellungsgabe; er kombinirt mit großer Leichtigkeit, oft mit Leichtsinn, und hat einen erstaunlichen Situationsreichthum. Seine von Haus aus tüchtige, zum Derben entschiedenen hinneigende Natur verführt ihn manchmal, seinen Naturdrang zu weit ausschweifen zu lassen, wodurch die Wirkung seiner Erzählungen beeinträchtigt wird. Namentlich leiden einige seiner großen Romane an dem Grundfehler roher und unvermittelter Zusammenstellung des Historischen mit dem Phantastischen, die, anstatt eins in dem andern aufzugehen, grell und ohne Schmelzung neben einander hingestellt sind. Glücklicher beherrscht er den kleinen Stoff, wie ihn die Erzählung, die Novelle für sich auswählt. Hier gelingen ihm gute Würfe; Begrenzung und Einkleidung des Stoffs zeugen von Geschick und gutem Urtheil, und die Darstellung von einem gewandten und oft von einem farbenreichen und kunstfertigen Pinsel. Ganz vorzüglich gerathen ihm in der Regel die alterthümlichen Darstellungen, reichsstädtische Idyllen im alten Kostüme, biographische Stillleben und Bearbeitungen von deutschen Volks- und Lokalsagen; weniger die tieftragischen Nachtstücke, die Humoresken und das moderne Vornehme.

Schriften:

Knospen und Blüthen (Gedichte). Nordhausen 1822; 2. Aufl. Göttingen 1824.
Die drei Flämmchen. Gedicht. Gotha 1825.
Das Fürstenhaus Gotha. Gedicht. Das. 1825.
Die Intrigue. Novelle. 2 Bde. Erfurt 1825; 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1834.
Dur- und Molltöne. Novellen. Leipzig 1827.
Kunz von Kauffung. Historischer Roman. 3 Thle. Daselbst 1827.
Die Kuruzzen. Historischer Roman. 2 Theile. Das. 1828.
Heimgebrachtes auf literarischen Streifzügen gesammelt. Erzählungen, historische Aufsätze u. s. w. Stuttgart 1829.
Förberts Hens. Novelle. Leipzig 1830.
Der Glockengießer. Novelle. Daselbst 1830; 2. Aufl. Gotha 1842.
Die Fanatiker. Historischer Roman. 2 Theile. Leipzig 1831.
Der Freiknecht. Histor. Roman. 3 Thle. Das. 1830—1832; 2. Aufl. 4 Thle. Gotha 1841.
Die Königsbraut. Histor. Roman. 2. Theile. Mainz 1832.
Der Freibeuter. Historischer Roman. 3 Thle. Leipzig 1834.
Die Rückreise aus dem Bade. — Die Schmuggler. (Novellen.) Gotha 1834.
Pauline von Belsis. Novelle. Das. 1835.
Orestes in Paris. Novelle. Das. 1836.
Die Beguine. Histor. Roman. 3 Thle. Frankfurt 1833.
Malers Traum. Novelle. Das. 1835.
Novellen. 4 Bde. Das. 1835.
Der Karikaturist. Novelle. 2 Thle. Das. 1836.
Der Diplomat. Novelle. Das. 1834.
Winterflora. Novellen. 2 Bde. Gotha 1835.
Zimmergarten. Novellen. 2 Bde. Frankf. 1836.
Erzählungen und Sagen. 2 Bde. Gotha 1835.
Licht und Nacht. Novellen. 2 Bde. Schwerin 1836.
Die Haideschenke. Histor. Roman. Bunzlau 1837.
Der Jakobsstern. Messiade. 4 Theile. Frankfurt 1838.
Die Feuerschlange. — Der Prophet Thüringens. (Novellen.) Frankfurt 1836.
Nepenthes. Novellen. 4 Bde. Stuttgart 1839.
Neue Novellen. Daselbst 1840.
Max von Eigl. Roman. 3 Thle. Leipz. 1844.
Allerlei Geschichten. Novellen. 2 Bde. Das. 1846.
Was euch beliebt. Novellen. 2 Bde. Das. 1847.
Ein deutscher Leinweber. Histor. Roman in 3 Abtheilungen. I. Philipp von Oesterreich. 3 Thle. Leipzig 1846. II. Karl von Spanien. 3 Thle. Das. 1848. III. Das Haus Fugger. 3 Theile. Das. 1848.

---

*622. Die Saite.

Ich trat in eines Saitenspinners Haus
Und sucht' für meine Laute Saiten aus.

Und eine Weile sah ich dort mit Ruh
Dem freundlichen Geschäft des Mannes zu.

Da wurde bald ein harter dunkler Draht
Straff ausgespannt; dann drehte sich das Rad.

Und um den Draht her flog ein lichter Kreis
Von Silberdrähtchen zart und blüthenweiß.

Es schnurrte wie ein seltsam Lied im Traum,
Und glänzt, und webte weiß wie Wellenschaum.

Wo kaum das Silberfädchen kreiste schnell,
War auch der Draht schon übersponnen hell.

Der Draht, der düster erst von Farbe war,
Als Saite lag er vor mir blank und klar.

Und gab sie auch nur tiefen ernsten Klang,
Doch war's ein reiner, edeler Gesang.

Und jeder Stern muß zeugen
Von dir durch ew'ges Glühn,
Vor dem sich Engel beugen
Und Geister niederknien.

Des Menschen Stolz wie bricht er
Zusammen bleich und fahl,
Wenn all die Himmelslichter
Aussenden ihren Strahl!
Fast möcht' ich bang verzagen;
Zum Himmel aufgewandt
Möcht' ich verzweifelnd fragen:
Hält mich auch deine Hand?

Da sieh! wie in den Lüften
Der Vogel sicher schwebt!
Den Wurm, der in den Grüften
Von der Verwesung lebt!
Die Blum' am Stiele schwankend!
Den thaubeschwerten Halm!
Sie alle stimmen dankend
Ein in den Schöpfungspsalm.

Er, der die kleinste Made,
Den größten Stern erschuf,
Er schrieb auch meine Pfade
Mit seinem Schöpferruf;

Er, der im Weltgetriebe
So Stern, wie Stäubchen lenkt,
Er ist es, der mit Liebe
Auch meines Heils gedenkt.

Drum schau' ich ohne Bangen
Empor zum Sternenzelt,
Weil er mich weich umfangen
Mit Vaterarmen hält.
Das Große, wie das Kleine
Er nimmt es wohl in Acht:
Ihm sei mein Herz, das reine,
Zum Opfer dargebracht.

Da dacht' ich bei mir: Deines Lebens sieh
Ein wahres Bild, wie du's gesehen nie!

Die Sorge ist der harte dunkle Draht,
Straff aufgespannt auf meines Lebens Pfad.

Und um den festen freudelosen Kern
Fliegt mancher Blüthentraum und Liebesstern.

Und um den dunklen Draht webt hell und licht
Sich manches silberstrahlende Gedicht.

Der Hoffnung und des Glaubens reiner Glanz
Schlingt um die Sorge ew'gen Jugendtanz.

So spinnen sie die dunkle Sorge ein,
Draus wird mein Leben silberklar und rein.

Und hinter mir als Saite liegt es da,
Was ich als dunkeln Draht erst vor mir sah.

Und gibt sie auch nur tiefen ernsten Klang,
Doch ist's ein reiner edeler Gesang.

*623. Der Bramin und die Bajadere.

Vor Wischnu's Bild schwebt hochgeschürzt
Der Tänzerinnen leichter Chor;
Die Luft, von Opferduft gewürzt,
Trägt rings der Hymnen Schall empor.
Da tritt der Jüngste der Braminen
Mit Opferfrüchten zum Altar;
Allein will er dem Gotte dienen
Und winket fort der Jungfrau'n Schaar.

Sie zieh'n verschlungen Hand in Hand
Aus der Pagode heil'gem Ort;
Nur Eine bleibt, den Blick gebannt
Auf ihn, und strebt vergebens fort.
Noch einmal weist er auf die Pforte;
Sie zaudert noch, sie weilt, sie steht;
Die Blicke werden stumme Worte,
Womit sie ihn um Schonung fleht.

Und er versteht das stumme Wort,
Es faßt ihn wunderbar und stark;
Da reißt sie Kama's*) Flamme fort,
Die ihr durchraſt des Lebens Mark;
Sie wirft sich wild zu seinen Füßen,
Sie hält den Jüngling fest umstrickt:
„Mit meinem Tode laß mich büßen,
Daß ich in's Auge dir geblickt!"

Doch stärker als die Liebe ist
In des Braminen Brust die Pflicht.
Geschlichtet ist sein inn'rer Zwist:
„„Nein, schuldvoll leben sollst du nicht!
Sollst nicht des Gottes Tempel schänden!""
Er wirft den weißen Trauerflor
Ihr um das Haupt mit starken Händen
Und führt sie durch das Felsenthor.

„„Herbei, Braminen! eilt herbei!
Nehmt dieses Weib mit Schuld bedeckt,
Daß sie dem Gott ein Opfer sei,
Deß Tempel sie mit Schmach befleckt!"" —
„‚Der Flamme Kraft muß sie vernichten!'"
So ruft die Schaar der Priester laut.
„‚Wohlauf, laßt uns den Holzstoß schichten,
Das Flammenbett der Flammenbraut!'"

Sie folgt dem Worte treu und still,
Das ihr zu sterben streng gebot.
Der junge Priester ruft: „„Ich will
Sie selber führen in den Tod!"" —
Verstanden hat sie wohl die Worte,
Wie Keiner sie zu deuten weiß,
Und folgt entzückt ihm zu dem Orte,
Wo ihrer harrt der Feuerkreis.

Die Sonne steigt in goldner Pracht
Stolz aus des Ganges heil'gem Fluß
Und weiht zu Jama's**) kurzer Nacht
Die Jungfrau durch den Weihekuß.
Der Priester schreitet ihr zu Seiten;
Es tönt der Hörner dumpfer Klang.
Wie sie so freudig vorwärts schreiten,
Als strebt' zum Brautbett hin ihr Gang!

Sie sind am Ziel. Der Jüngling trägt
Die Jungfrau auf den Feuerthron.
Gesang erschallt — die Flamme schlägt
Um sie die glüh'nden Arme schon.
„„Ja,"" ruft er aus, „„die Gluth ist heilig!
Und unsre war, wie diese, rein;
Dein Hochzeitflammenlager theil' ich!""
Und stürzt sich in die Gluth hinein.

624. Der finstere Waffenschmied.

Auf dem Ambos frisch und hell
Hammerklang mit frohem Liede.
Tritt ein finsterer Gesell
Trotzig in die Waffenschmiede,
Spricht den Gruß mit Hammerklang;
Da verstummet der Gesang.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Und vom Meister Schmied begehrt
Er die Arbeit mit dem Hammer;
Dieser langt ein rost'ges Schwert
Aus der vollen Waffenkammer:

„Schmied' ein neues Schwert daraus,
Und du bleibst in meinem Haus."
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Wieder tönet Hammerklang
In der ruß'gen Waffenschmiede;
Aber nimmer tönt Gesang.
Keiner bringt's zu einem Liede.
Keinem ist es wohl und recht
Um den finstern Schmiedeknecht.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

*) Kama, der Gott der Liebe.
**) Jama, der Gott des Todes.

Klirr! — der alte Stahl zerspringt
Unter'm Schlage seines Hammers.
Gräßlich wild das Schwert erklingt,
Wie ein Schrei des tiefsten Jammers,
Dröhnend durch das ganze Haus. —
Alle faßt ein stummer Graus.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Kohle flammet, Kohle zischt
An des Schwertes rost'ger Klinge.
Bläs't der Balg, die Gluth erlischt.
Meister, das sind böse Dinge!
Ist's ein Dämon, der im Schwert
Gegen Gluth und Schlag sich wehrt? —
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Ruhig schaut der Meister zu,
Ernst und mit betäubten Zügen.
„Schwere Sünde thatest du!
Dir wird sich das Schwert nicht fügen."
Der Geselle steht erblaßt,
Wie von Schreck und Angst erfaßt.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Auf des Schwertes rothen Rand
Legt der Meister seine Finger.
„Merk' dir: eine reine Hand
Ist der finstern Macht Bezwinger,
Und es nützt ein frommer Spruch
Mehr als Schwur und Zauberbuch."
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Kohle sprüht und Hammer klingt,
Und der Stahl fügt sich den Schlägen,
Bis das neue Schwert gelingt,
Dank des Meisters Zaubersegen.
Und es singt der düstre Schmied
Leis vor sich ein traurig Lied.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Plötzlich zuckt der scharfe Stahl
In die Hand, die ihn geschmiedet,
Und des Blutes rother Strahl
Auf der heißen Klinge siedet.
„Weh dir!" zürnt des Meisters Wort,
„Du vollbrachtest schlimmen Mord!"
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

„Wiß, dies ist ein Henkerschwert,
Richtstahl, schwere Schuld zu rächen,
Und dein sündig Blut begehrt
Heut er streng für dein Verbrechen.
Deines eignen Hammers Schlag
Brachte deine Schuld zu Tag."
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Drauf der Finstre: „„Ich gesteh'
Meine That."" — Er spricht's mit Zagen:
„„Meinen Vater hab' ich, — weh'! —
Meuchelmörderisch erschlagen,
Und mit Arglist den Verdacht
Auf ein andres Haupt gebracht.""
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

Und der Stahl, der ihn verrieth,
Straft den bösen Vatermörder.
Hammerklang und frohes Lied
Tönen in der Schmiede förder,
Oft doch auch ein traurig Lied
Von dem finstern Waffenschmied.
Das Eisen glüht und der Hammer klingt,
Die Kohle sprüht und der Funke springt.

*625. Herr Ritter Ochsenlendenstück.

(Sir Loin of beef.*)

Von einem König in Engeland
Vernehmt eine schöne Geschichte!
Auf seiner prächtigen Tafel fand
Er immer die besten Gerichte.

Sein liebster Freund auf der ganzen Welt
Das war sein Küchenmeister;
Er hat ihn höher in Ehren gestellt
Als alle die größten Geister.

Rehbraten genoß er täglich schier,
Doch Rindfleisch war ihm noch lieber,
Am liebsten Lendenbraten vom Stier;
Es ging ihm nichts darüber.

Der Küchenmeister einstens briet
Das saftigste aller Stücken;
Beim ersten Bissen der König gerieth
In schnalzendes Hochentzücken.

In Wonnethränen glänzte sein Aug'
Auf's Fleisch der trefflichen Lenden;
Den Mund voll Wasser strich er den Bauch
Sich mit höchsteigenen Händen,

Und öffnete dann den weisen Mund:
„Ihr Ritter und ihr Vasallen,
Es hat auf dem weiten Erdenrund
Mir wahrlich nichts besser gefallen

Als solch ein köstliches Lendenstück
In euerm Kreis zu verspeisen;
Drum billig ist, es für solches Glück
Zu ehren und hoch zu preisen.

Die edelste sei von aller Speis'
Vom Könige heute geadelt!
Der König gebeut's! der König weiß,
Daß Keiner darob ihn tadelt."

*) Es möchte in Deutschland nicht allgemein bekannt seyn, daß in England die Lendenstreifen des Rinds, zu beiden Seiten des Rückens, worin die Nieren liegen, und aus welchen eigentlich die Beefsteaks bereitet werden, den Baronstitel führen. Zuweilen heißt auch das ganze Rückenstück des großen Ochsen, das bei festlichen Gelegenheiten auf die königliche Tafel kommt: Sir Beef.

Der Herrscher erhebt sich und zieht sein Schwert
Und redet mit Wohlbehagen:
„Wir wollen, o Lendenbraten werth!
Dich heute zum Ritter schlagen.

Der König will, daß zu dieser Stund
Du sollst ‚Herr Ritter‘ heißen!
Dich macht sein Schwert, dich macht sein Mund
Zum Edelmanne der Speisen.“

Und auf das Ochsenlendenstück
Sehn Alle das Schwert ihn strecken;
Dann sinkt er froh in den Stuhl zurück
Und läßt sich's vortrefflich schmecken.

So wurde das Ochsenlendenstück
Zum Ritter gemacht und geschlagen.
Es war ein erhabener Augenblick,
Als dieses sich zugetragen.

Und wo durch Kochkunst und Geschick
Die Beefsteaks immer gerathen,
‚Herr Ritter Ochsenlendenstück‘
Heißt dort der herrliche Braten. —

Und seit dem weltgeschichtlichen Tag
Spielt auch in andern Staaten
Bei manchem fürstlichen Ritterschlag
Oft mit der Rinderbraten.

Julius Mosen

ist am 8. Juli 1803 zu Marienei, einem Dorfe des sächsischen Voigtlandes, geboren, wo sein Vater Schullehrer war. Durch häuslichen Unterricht und seit dem vierzehnten Jahre auf dem Gymnasium zu Plauen vorgebildet, bezog er 1822 die Universität zu Jena und wählte die Jurisprudenz zum Brodstudium. Zwei Jahre später starb sein Vater. Mutter und vier unerzogene Geschwister geriethen durch den Verlust ihres Ernährers in große Dürftigkeit und Mosen sah sich seinem Schicksal allein überlassen. Er begab sich mit einem Freunde nach München, pilgerte von da durch Tyrol und Italien nach Rom, besuchte 1826 Florenz und Venedig, und kehrte im nämlichen Jahre mit dem „Lied vom Ritter Wahn“ nach Hause zurück. Sein Gedicht fand damals keinen Verleger und die Lage des jungen Dichters war eine sehr trostlose. Er wandte sich nun 1827 nach Leipzig, vollendete mit angestrengtem Fleiße sein Fachstudium, bestand im folgenden Jahre das juristische Examen mit Auszeichnung, praktizirte dann, ohne einen Gehalt zu beziehen, bei einem Sachwalter in seiner Heimat, „gedrückt und gedrängt, in tiefer Einsamkeit und Abgeschlossenheit, oft Tage lang durch die Wälder streifend und fast an sich selbst verzweifelnd,“ bis ihn, nachdem er kaum seine juridischen Probeschriften zur Erlangung der Advokatur eingereicht hatte, die Julirevolution mächtig erfaßte und aufrüttelte, „indem er jetzt von seiner selbstmörderischen Seelenquälerei abließ und seinen Blick von individuellen Zuständen auf die großen Weltbegebenheiten richtete.“ Er ging nun abermals nach Leipzig, übernahm 1831, nach schon erlangter Advokatur, bei dem Patrimonialgerichte in Kohren die Stelle eines Aktuars, und schlug endlich, als 1834 das Patrimonialgericht an den Staat überging, seinen Wohnsitz in Dresden als Advokat auf, wo er fast zehn Jahre, zugleich als bestellter Armenadvokat, thätig war. Im Jahre 1844 folgte Mosen einem Ruf als Hofrath und Dramaturg an das Hoftheater in Oldenburg, hat aber kürzlich diese Stelle niedergelegt.

* *

Mosen ist nicht nur ohne Frage einer der ersten und selbstständigsten, sondern auch einer der gesinnungsedelsten und bescheidensten Dichter der Gegenwart, gleich ausgezeichnet als Lyriker, Epiker und Dramatiker, und überdies unter den vollendeten Prosaisten unserer Literatur einer der hervorragendsten. Seine Gedichte, bei allem Gedankenreichthum klar, anmuthig und volksmäßig, sind zum Theil der kräftig-einfachen, männlich-edlen Uhland'schen Weise verwandt; mehrere seiner historischen Lieder mit volksthümlichen Anklängen, z. B. „Hofer's Tod“, „Die letzten Zehn“ u. a. haben sich ganz im Munde des Volkes eingelebt. — Seine Eposlegende „Ahasver,“ und namentlich das für klassisch geltende Märchenepos „Das Lied vom Ritter Wahn“ suchen in Hinsicht auf poetische Begeisterung, romantischen Zauber, Ernst und Fülle der Ideen, Form und Gestaltung ihres Gleichen. Das letztgenannte Gedicht „nimmt (s. Jenaische Literatur-Zeitung. 1831) die uralten Elemente des Weltmythus, Zeit, Raum, Welt, Sinnlichkeit, Vernunft, den durch Stolz verirrten und durch Demuth in's Paradies zurückgeführten Menschengeist als seine höchsten Interessen auf; es handhabt sie auf die würdigste Weise; es gewährt durch Tiefe des Gedankens und durch harmonische Form einen reinen Genuß. Mitten inne zwischen Dante und Childe Harold schwebend, individualisirt es das Menschenschicksal, wie Faust, gleich ferne von ascetischer Trockenheit, wie von überkünstelter Allegorie. Alle Gestalten darin sind rein, leicht erkennbar, und so persönlich, wie es der Allegorie nur irgend möglich ist. Form und Gestaltung zeugen von einem tiefen und zugleich mit den Gesetzen des Schönen vertrauten Geiste. Das altitalienische Mandolinenlied, welches die Grundlage dieser trefflichen Dichtung bildet, ist ein steifes und ziemlich trockenes ascetisches Reimwerk, welches dem Dichter zum Rahmen für seine köstliche Bildergabe gedient hat. Er hat das blos Angedeutete mit Liebe entwickelt, das epische Moment klarer gestaltet, das Dogmatische ausgesondert und die steife Kapuzinerpoesie in eine romantische Dichtung umgewandelt.“ — Das historische Schauspiel ist jetzt fast allein durch ihn würdig vertreten und erkennt ihm die Kritik den Vorrang zu, „wenn von der dramatischen Idealisirung der Geschichte seit Schiller die Rede ist.“ Seine Stücke: „Heinrich der Finkler,“ — „Kaiser Otto III.,“ — „Don Johann von Oesterreich,“ glänzend durch Schönheiten und Kräfte der Diktion, reich an lebendiger Handlung bei treffender Charakteristik, gehoben durch ideelle Einheit, haben sich rasch, so weit es bei den bestehenden Bühnenverhältnissen und der Indolenz der Zeit für dichterische Intentionen möglich war, siegreiche Bahn gebrochen. Daß er in letzterer Zeit dem gewöhnlichen Effekt manch ein Opfer zu bringen sich herabließ, verdient zwar Tadel, dürfte aber weniger dem Dichter, als vielmehr dem verkehrten Geschmack unseres heutigen tonangebenden Theaterpublikums anzurechnen seyn. — Seine Erzählungen und Romane endlich („Der Kongreß zu Verona,“ — „Georg

Venlot" u. a.), lebenvolle, durch des Dichters warme Theilnahme für die schönsten und edelsten Ideen gehobene Darstellungen, stellen ihn in die Reihe unserer besten historischen Novellisten. Bei Beurtheilung seiner „Novellen" sagt ein Rezensent in der Jenaischen Literatur-Zeitung (Jahrg. 1837) unter Anderm: „Die tiefsten Schauer mit köstlicher Laune zu umschleiern, daß sie darunter zu einer hinreißenden Melancholie verklärt werden, das ist überhaupt offenbar der Grundton, welcher beinahe alle Dichtungen Mosen's durchzittert, und auf dem von ihm schmerzlichst empfundenen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit zu beruhen scheint."

Schriften:

Der Gang nach dem Brunnen. Eine Novelle. Jena 1825.
Das Lied vom Ritter Wahn. Eine uraltitalische Sage in 24 Abenteuern. Leipzig 1831.
Georg Venlot. Eine Novelle mit Arabesken. Daselbst 1831.
Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Historisches Schauspiel in 5 Akten. Das. 1836.
Gedichte. Ebd. 1836; 2te verm. Aufl. 1843.
Novellen. (Enth.: Ismael; — Die italienische Novelle; — Helena Vallisneria; — Das Ondinenbild.) Ebd. 1837.
Ahasver. Episches Gedicht. Dresden und Leipzig 1838.
Die blaue Blume (im Taschenb. „Urania" für 1840.)
Der Kongreß von Verona. Ein Roman. 2 Thle. Berlin 1842.
Theater. (Enth.: Kaiser Otto III.; — Cola Rienzi; — Die Bräute von Florenz; — Wendelin und Helena; — Der Sohn des Fürsten; — Die Wette.) Stuttgart und Tübingen 1842.
Die Dresdener Gemäldegallerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken erklärt. Dresden und Leipzig 1844.
Don Johann von Oesterreich. Historisches Schauspiel (als Manuscript gedruckt, zuerst aufgeführt am 31. März 1845 in Oldenburg.)
Ueber Goethe's Faust. Dramaturgische Abhandlung. Oldenburg 1845.
Bilder im Moose. Novellenbuch. 2 Theile. Leipzig 1846.

---

626. Andreasnacht.

Andreasnacht, Andreasnacht,
Drei Jungfrau'n haben sie durchwacht;
Die wollten gerne wissen
Vom Liebsten sich're Kund',
Der sie einst würde küssen
Auf ihren rothen Mund.

Sie breiteten ein weißes Tuch
Und legten drauf das heil'ge Buch,
Die Kelle sammt der Schüssel,
Ein Licht gab trüben Schein,
Dabei lag noch ein Schlüssel
Bei einem Todtenbein.

Die Erste satzt' sich hin und aß,
Das dort in leerer Schüssel was;
Sie wollte gerne wissen
Vom Liebsten sichre Kund',
Der sie einst würde küssen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, ein Reitersmann
Kam hoch herein und schaut sie an;
Da kehrt' sie um die Kelle
Und lachte still für sich,
Da ging der Mann gar schnelle,
Die Sprach' hielt sie an sich.

Die Zwote satzt' sich hin und aß,
Das dort in leerer Schüssel was;
Sie wollte gerne wissen
Vom Liebsten sichre Kund',
Der sie wohl würde küssen
Auf ihren rothen Mund.

Die Thür ging auf, es kam heran
Ein Kater, der miaut sie an;
Da kehrt sie um die Kelle
Gar schnell und ärgerlich,
Da trollet er sich schnelle,
Die Sprach' hielt sie an sich.

Die Dritte satzt' sich hin und aß,
Das dort in leerer Schüssel was;
Sie wollte gerne wissen
Vom Liebsten sichre Kund',
Der sie einst würde küssen
Auf ihren rothen Mund,

Die Thür ging auf, ein Knochenmann
Starrt sie mit hohlen Augen an. —
Sie kehrt nicht um die Kelle,
Die Hände streckt sie aus,
Und an derselben Stelle
Ergreift sie Todesgraus.

---

627. Der Wasserkönig.

Die Nordsee hat viel Wunder; —
Dort saß einmal am Strand
Der Wasserkönig, und rührte
Die Harfe mit der Hand.

Da tanzten um ihn die Fische
Und manche Wasserblum',
Hüpften und sprangen Wellen
Wie Lämmer um ihn herum.

Ein Mägdlein ging zur Kirche,
Das sprach den Harfner an:
‚Du wirst doch nimmer selig,
Du schöner Wassermann!

Du wirst doch nimmer selig,
Du armer Wasserneck!'
Da schrie er vor Entsetzen
Und jähem Todesschreck.

Da rang die weißen Hände
Er, weinte und schluchzte sehr,
Und stürzte sich verzweifelnd
Wieder in's brandende Meer.

628. Das Waldweib.

Im Wald, im Walde drinnen
Tönt es wohl wunderbar,
Durch Blätter und Zweige rinnen
Verstohlne Lieder gar.

Der Hirte horcht und stehet,
Der Hirte steht und lauscht;
Es flüstert, singet und wehet,
Im Eichenwald es rauscht.

Hell klingen der Heerde Glocken,
Ihn faßt eine süße Pein;
Er läßt sich ziehen und locken
Den Waldgrund tief hinein.

Welch wundermächtig Singen
Und Zaubermelodie!
Das Herz will ihm zerspringen;
Er stürzet auf die Knie'.

Vom Laube fast verstecket
Des Waldweibs nackte Gestalt
Ruht auf das Moos gestrecket,
Vom Goldhaar ganz umwallt.

Es ruht mit gewaltigen Gliedern
Und singet aus voller Brust
In unbekannten Liedern
Von überseliger Lust.

Gar tiefblau die Augen scheinen
Und gluthenhell der Mund.
Der Hirte möchte vor Weinen
Vergehen zu dieser Stund.

629. Hofer's Tod.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt in's Thal,
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er ringen sah,
Da rief er laut: Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unter'm Schlägel vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!*)
Ade, mein Land Tyrol!

630. Donay, der Verräther.

Es brennen zu Loretto
Im heil'gen Haus voll Pracht
Viel tausend güldne Lampen
Und Kerzen Tag und Nacht
Bei'm Muttergottesbild.

Dort sollen große Wunder
An Gläubigen geschehn,
Und manches Glied von Silber
Ist dort geweiht zu sehn
Bei'm Muttergottesbild.

Nur Einen kann's nicht heilen,
Das ist der Kapellan;
Das Bild sieht ihn mit düstern,
Schrecklichen Augen an —
Das Muttergottesbild.

Das Wort von Sandwirth Hofer:
Ich bin es, den ihr sucht!
Das drückt sein Haupt ihm nieder
Mit felsenschwerer Wucht
Bei'm Muttergottesbild.

Von Donay, dem Verräther,
Der Hofer übergab,
Wend't alle seine Fürsprach',
Sein gnädig Antlitz ab
Das Muttergottesbild.

Von Donay, dem Verräther,
Läßt nicht der Hölle Graus,
Es würgt ihm seine Seele
Mitten im heil'gen Haus
Bei'm Muttergottesbild.

*) Die beiden ersten Chargen je aus 6 Flinten tödteten ihn nicht, erst die dreizehnte Kugel, die der feindliche Korporal unmittelbar vor Hofer's Stirn abschoß, zerschmetterte ihn, wie den unschuldigen Palm erst das dritte Feuer.

631. Der sächsische Tambour.

Erschossen liegen zu Namur im Sand
Wohl wackere Leut' aus Sachsenland.

Sie wollten nicht weichen vom Sachsenpanier,
Erschossen liegen die Braven hier.

Und gingen die Andern in's himmlische Haus,
Der Eine steigt nächtens vom Grab heraus.

Er sitzt auf dem Hügel in tiefem Schmerz,
Durchlöchert von Kugeln das treue Herz.

Er singet mit knöchernem Todtengesicht:
„Ich fürchtete euere Kugeln nicht!

Dem Sachsenkönige galt mein Eid:
Ihn hab' ich gehalten zu aller Zeit!

O Vaterland, daß du zerrissen bist!
Wie könnt' ich noch schlafen zu dieser Frist?

Die Trommel schlug ich in mancher Schlacht,
Dürft' ich sie rühren in solcher Nacht!

Mußte denn Alles brechen entzwei,
Mit dem deutschen Reiche die deutsche Treu'?"

So singet nächtens auf Namur's Sand
Der todte Tambour vom Sachsenland.

---

632. Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet,
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert,
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

---

633. Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

Zu Warschau schwuren Tausend' auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment!

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Kein Kamerad hat einen Schuß gethan;
Und als wir dort den argen Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran.
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt;
Wir waren dort das vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir die Bahn!
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt;
Wir waren dort das vierte Regiment!

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan!
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regiment!

O weh! das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dies Leid gethan;
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an; —
Doch fragt ihr, wo die tiefste Wunde brennt?
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sah'n!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimat ewig ist's gethan.
Herr Gott im Himmel schenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom vierten Regiment! —

Von Polen her im Nebelgrauen rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit düsterm Schweigen, gramumwölkten Blicken.
Ein „Werda!" schallt; sie stehen festgebannt,
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die Letzten Zehn vom vierten Regiment!"

634. Polonia.

Ein Polenweib in wilder Nacht
Auf einem Hügel ruht;
Ihr Vaterland ist umgebracht,
Zu Eis ward ihr das Blut.

Ihr Vater ritt so hoch voran,
Als Kosziusko rang,
Bis die Kartätsch' in seine Bahn,
Und ihm das Herz zersprang.

Ihr Bruder flog so rasch hinaus
Mit Poniatowski's Glück;
Er aber kehrte nicht nach Haus,
Der Tod hielt ihn zurück.

Ihr Heldenmann ging wiederum,
Als ihn die Freiheit rief,
Doch alle Beide sind nun stumm,
Die Weichsel ist so tief.

Ihr junger Sohn im Walde stritt, —
Es ist die Welt so groß, —
Ihr Sohn, den sie vom Galgen schnitt,
Er ruht auf ihrem Schooß.

Nicht ward ihr noch das Auge naß,
Sie klagt nicht ihre Noth;
Sie aber sinnt mit altem Haß
Dem Russen Schmach und Tod.

Aus:

635. „Das Lied vom Ritter Wahn."

Der Zauberwald.

— — —

Und so gelangt der Ritter einst um Abend
In einen Wald. Da wehte mildiglich
Ein linder Lufthauch, Mann und Roß erlabend.

Das späte Dämmerlicht umwebt die Bäume.
Viel Waldesblumen blühen hier allum,
Und hauchen süßen Duft durch alle Räume.

Die Rüstern prangen stolz mit starken Zweigen,
Und tragen hoch ihr dunkelgrünes Laub,
Daß ihre Kronen wolkenaufwärts steigen.

Die alten Stämme stehn mit grauem Moose,
Die gleichen greiser Männer trägen Reihn,
Mit langen Bärten bis hinab zum Schoose.

So wie geheimnißsel'ge Feenlieder,
Tönt durch der Bäume Wipfel Abendluft,
Und flüsternd schwanken Blätter auf und nieder.

Da fängt den Ritter heimlich an zu grauen;
Denn immer dichter, dunkler wird der Wald,
Und längst schon war kein Pfad da mehr zu schauen.

Die Thiere, die sich sonst zur Flucht anschicken,
Wenn sie das Antlitz eines Menschen sehn,
Neugierig stehn sie still, ihn anzublicken.

Es will mit lust'gem Sprung die Hirschkuh necken,
Es gucken weiße Rehe durch den Busch,
Und selbst der Hase mag sich nicht verstecken.

Das Roß auch spitzet froh gelaunt die Ohren
Und necket springend jetzo rechts, jetzt links;
Der Ritter hält's im Trab mit scharfen Sporen.

Er sprengte durch den Wald schon an drei Stunden.
Schon lange war es finster um ihn her,
Und keinen Ausgang hat er noch gefunden.

Dicht, immer dichter wird der Wald und wüster,
Die Buche streckt die knot'gen Aeste vor,
Und wild vermählt steht Ahorn mit der Rüster.

Von seinem Rosse war er abgestiegen,
Haut mit dem Schwert gewaltig sich die Bahn,
Daß rings um ihn die laub'gen Aeste fliegen.

Hindurchgezogen, zieht er noch drei Stunden.
Dann setzt er endlich sich. Sein treues Roß
Hat er an einen Ulmenbaum gebunden.

Wann wird das enden? soll ich so verderben?
Spricht er, und schüttelt bang das Lockenhaupt;
Soll ich allhier im öden Walde sterben?

Als er so sprach, erblickt' er in der Ferne
Viel Lichter fliegende wohl kreuz und quer,
Als suchten ihren Weg verirrte Sterne.

Es nahte. Hu! welch wunderlich Gelichter!
Langbein'ge Frösche tanzten um ihn her,
Und trugen auf den Köpfen große Lichter.

Er schaute lange nach den wirren Leuchten,
Und ihm gefiel der Wesen buntes Spiel,
Wie sie sich neigten, hoben, glitzernd beugten.

Seid ihr bekannt in diesem Waldgehege,
Spricht Ritter Wahn, ihr Herrlein allzumal,
So zeiget lieber mir die rechten Wege!

Da schießen sie heran von jedem Ende,
Und tanzen gaukelnd vor ihm hin und her.
Er stehet auf, besteigt das Roß behende,

Und durch den Wald geht's nun mit Windesschnelle:
Der Ritter eilt erhitzt den Lichtern nach,
Die wunderbar erleuchten jede Stelle.

Halb sichtbar wird so Stein und Stamm in trüber
Beleuchtung, die sich naht und näher schwebt
Und weht und geht, und flieget schnell vorüber.

In seines wilden Sinnes heft'ger Regung
Verfolgt die ganze Nacht durch Ritter Wahn
Des Lichtes schnelle zuckende Bewegung.

Jetzt fing es an die Bäume zu bethauen,
Und plötzlich war erloschen jedes Licht
Im Morgenwinde bei des Tages Grauen.

Der Alte Ird.

Der Ritter findet sich in grauser Wildniß,
Es rauscht und braust der dichte dunkle Hain,
Der um ihn formt gar wundersam Gebildniß.

Gleich einem hohen Haus ist er zu schauen,
Auf Riesensäulen ein beweglich Dach,
Das willig Laub und Aeste wölbend bauen.

Ein grüner Dämmerschein bricht durch die Schatten,
Verklärend all' die Pflanzen und das Laub,
So daß sich seltsam Nacht und Tag hier gatten.

Und mitten drin, er wußt' es nicht zu nennen,
War's ein gebrochner Stamm, war es ein Greis,
Saß Etwas dort, er konnt' es kaum erkennen.

Er schreitet vor, gewahrend einen grauen,
Betagten, hohen, doch gebeugten Mann,
Mit langem Haar und dichten Augenbrauen.

Gleich einem Fichtenstamm mit grauem Moose
Sitzt er mit langen Bartgeflechten hier,
Die niederwallen bis zu seinem Schooße.

Ein großes Buch liegt offen vor dem Alten,
Drin Pflanzen, Thiere, jegliches Gestirn
Stehn abgemalt in mancherlei Gestalten.

Der Ritter schauet Alles nach Belieben.
Der Alte wendet fleißig Blatt um Blatt,
Und lieset eifrig, was da stand geschrieben.

Wahn stellt sich zu des alten Lesers Füßen,
Und da er liest und immer weiter liest,
So fängt er an recht freundlich ihn zu grüßen.

Der Greis nun blicket auf. Zu deinem Frommen,
Spricht er, bist du herein zu meinem Haus,
In meiner Werkstatt Finsterniß gekommen.

Der Ritter Wahn fängt höflich an zu fragen:
Wie heißest und was treibest du allhier?
Willst du mir gütigst eine Antwort sagen?

Ich heiße Ird und lebe sonder Sorgen,
Antwortete der Greis, muß wirken hier,
In dieser schönen Waldesnacht verborgen.

Die hohe Buche, jedes Moos, die Blume,
Der Hirsch, das Reh im Walde preiset mich,
Ein jedes Wesen spricht von meinem Ruhme.

Doch sage du, was konnte dich bewegen,
Zu irren also weit durch Wald und Nacht?
Was jaget dich herum auf öden Wegen?

Mich jaget nichts, spricht Ritter Wahn dagegen;
Nur vor dem Tode flieh' ich, mächt'ger Greis:
Denn jeden Andern schlägt mein scharfer Degen.

Schon lange wandernd such' ich auf den Helden,
Der mich mit seiner Hand vor ihm beschirmt.
Kannst du mir etwa seinen Namen melden?

Oder kannst du selber, Herr, den Tod bezwingen,
So will ich mich als allertreusten Knecht
Um Broteslohn allein an dich verdingen.

Der Alte schaut ihn an mit starren Blicken,
Als könnt' er sich mit allem Sinnen nicht
So ganz in so seltsame Worte schicken.

Dann sprach er: Dennoch wirst du, Kind, verwesen.
Verwandelt und verkehret wird zu Staub
Hienieden jeglich Seyn und alles Wesen.

Stets wandelt mitten in dem Firmamente
Der Erde Kugel, längst hinausgerollt,
Erhalten durch den Streit der Elemente.

Doch, lösen friedlich sich dereinst die Kämpfe,
Ja, dann verwandelt sich der Erde Rund
Und ihre Stoffe lösen sich in Dämpfe.

Aus diesem Kampfe bist auch du entstanden.
Im Kleinen bist du, was das Weltall ist,
Worin die Urkraft Erdenmassen banden.

So ist das Leben nichts, als Kampf und Ringen;
Und wenn der Geist den niedern Stoff besiegt,
Muß endlich auch der Fesseln Last zerspringen.

Wird einst die Kraft in dir den Sieg erhalten,
Dann fällt dein Leib hin, gähret und verfault,
Um sich zu anderm Ding umzugestalten.

Du siehst des Waldes ungemeß'ne Räume;
Viel tausend Jahr lang standen also hier
Die starkgewachsnen, mark'gen Eichenbäume.

Ein gold'ges Vöglein wirst du dort erblicken,
Deß Schnabel ist von klarem Diamant;
Siehst du es dort am dürren Stamme picken?

Wie lange, glaubst du, wird es nun wohl währen,
Bis daß es solchen hochgewachs'nen Baum
Mit seines Schnäbleins Picken kann verzehren?

Doch wird es picken, bis die ganze Waldung
Rein aufgezehrt ist, nichts dann übrig bleibt,
Bis auf die kleinste Blatt- und Laubgestaltung.

Ist so vom Wald kein Splitter mehr vorhanden,
Dann zieht das Vöglein singend durch die Luft,
Ich aber fall' anheim des Todes Banden.

Wohl werden noch Jahrhunderte vergehen,
Eh' statt des grünen ungemeßnen Hains
Nur Wüste rings die trüben Augen sehen;

Doch nur der Unerschaffne kennt kein Sterben.
Willst du nun bei mir bleiben, sollst auch du
Ein gleiches Lebensziel mit mir erwerben.

Ein Ziel? kein ewig Leben? sprach der Ritter.
Zwar viele Jahre pickt das Vögelein,
Doch endlich pickt es auch den letzten Splitter.

Und immerfort zu sehen, wie das starke
Gezweig allmälig kleiner wird und kahl,
Den Vogel fressen sehn am Lebensmarke,

Und dann zu hören gar von Tag zu Tagen
Den diamantnen Schnabel hell und laut
Selbst an die allerhöchsten Bäume schlagen —

Das füllte sicher mir den Geist mit Schauern
Des Todes; besser ist gestorben seyn,
Als solch ein langes Leben bang vertrauern.

Für deine Güte dank' ich, doch verfluche
Solch banges Leben, das nicht ewig währt;
Drum bist du's nicht, den ich so lange suche.

So sprach er, sprang auf's Roß, da fröhlich brauste
Das muth'ge Thier, durch Wald und Busch dahin,
Daß um den Reiter her die Luft ersauste.

Der Alte Raum.

Der Ritter eilte durch den Wald so schnelle,
Daß kaum die Nacht schwand, als er aus dem Hain
Entgegenritt des Tages klarer Helle.

Da breitet sich ein Thal im Schmelz der Blüthen
Vor ihm, die in der Morgensonne Strahl
Mit bunten Farben wunderlieblich glühten.

Denn Krokus prangten, röthliche Narzissen,
Der Lorbeer war geziert mit Blüthengold,
Und süßen Duft verbreiteten Melissen.

Hell brennt der rothe Mohn an jeder Ecke,
In Blatt und Blüthe glänzt der Mandelbaum
Und ringsum grünt die Staude und die Hecke.

Wie der Zitronenhain sich doppelt schmücket
Mit weißen Blumen und mit gelber Frucht,
So zieht der Ritter doppelt auch beglücket.

Wie Silberfüßlein sah er leis hintanzen,
Bald sichtbar, bald von Gräsern leicht umspielt,
Der Bächlein Wellen durch die hohen Pflanzen.

Darüber schaukeln bläuliche Libellen;
Von jedem Hügel ziehn zum Bächlein her
Mit Lustgemurmel wasserreiche Quellen.

Bald hüpft die Welle munter über Kiesel,
Zum großen Strome wird der muntre Bach,
Bald wird Gebraus des Wellenlaufs Geriesel.

Sinds Fluthen, die daher durch Felsen brausen?
Der Ritter hört' es längst, gleich Harfenspiel,
Machtvoll ertönen, wild und wilder sausen.

Die Wellen werden strudelnd hingezogen
Durch Felsenklüfte mit erzürnter Fluth,
Verschwindend in des Felsenthores Bogen.

Er fliegt behend zum Felsenabsturz vornen
Hin durch Gestrüpp und wild verwirrten Busch,
Durch hohen Distelwuchs und spitz'ge Dornen.

Aus nahen Felsen hört er heller dringen
Und wilde Töne, die er schon vernahm,
Zu mildern Tonreihn kühner sich verschlingen.

Er sieht empor. In hellem Scheine blitzet
Ein ries'ger Harfenmeister, welcher hoch
Auf grauem Felsblock unbeweglich sitzet.

Dem floß, noch weißer als des Schneees Flocke,
Bis zu den Hüften reich und voll herab
Des schlichten Bartes Silberglanzgelocke.

Und spiegelähnlich glänzet ihm dagegen
Der kahle Scheitel, wie der tiefe See,
Wenn ihm die Winde nicht die Fluth erregen.

Vom weißen Mantel sitzt er da umwehet,
Der stets verändert seinen Faltenwurf,
So wie der Sturm ihn peitschet, trägt und bläbet.

Der Greis mit mächt'ger Hand rührt eine große
Mit Gold bezogne Harfe, die er hielt
An seine Brust gelehnt, in seinem Schooße;

Indessen unter ihm mit heftgem Krachen
Die Fluth laut donnernd bricht hervor und wild
Aus einer Felskluft aufgesperrtem Rachen.

Doch tiefer malt in Silberstaubes Wogen
In hellem tausendfachen Farbenspiel
Sich zaubervoll ein weiter Regenbogen.

Der Ritter grüßt den Alten ohne Zagen,
Und wagt nach seinem Namen und Geschäft
Ihn freundlich und mit Ritterzucht zu fragen.

Ich heiße Raum, antwortet er dagegen;
Doch du, wie kommst du her zu meinem Haus?
Was treibt und jaget dich auf solchen Wegen?

Wer kann des Schicksals Willen wohl bezwingen?
Sprach traurig Ritter Wahn; und doch verdammt
Bin ich unausgesetzt mit ihm zu ringen.

Wohin, und wie ich einst zu dem gelange,
Wonach die Sehnsucht mir das Mark ausdörrt,
Ich weiß es nicht; doch dies nur macht mir bange:

Dem Tod entfliehend, such' ich mir den Helden,
Der ihn besiegen kann in seiner Macht,
Kannst du mir etwa, wo er weilet, melden?

Wie Orpheus einst zum Tartaros gedrungen,
Die früh erblichne Gattin hat erlöst,
Dem Tod sie mit der Leier abgerungen,

So kannst auch du vielleicht den Tod bezwingen.
Kannst du, so will ich deinem Dienst mich weihn,
Treu leisten, was du immer magst bedingen.

Thor! sprach der Greis, du bist nicht wohl bei Sinnen!
Ein jedes Ding, sei's noch so stark und groß,
Rafft doch der Tod früh oder spät von hinnen.

Hältst du den Tropfen, der im Wind vergehet?
Greifst du den Sturm, der durch die Wälder fährt?
Bannst du den Ton, der in der Luft verwehet?

Ein jeglich Ding folgt ewigen Gesetzen.
Wo ist der kecke Sinn, die Kraft der Kraft,
Die widerstreben kann und sie verletzen?

Doch, willst du deines Sinnes dich begeben,
Und weise dich ernüchtern, kannst du wohl
Auf lange Zeiten glücklich bei mir leben.

Schau' hin, wie tausend Wellen eilig gehen
Zu jenem See, der weit hinaus sich streckt,
Daß deine Augen nicht sein Ende sehen!

Aus jedem Felsen siehst du Flüsse dringen.
Siehst du, wie lustig hüpfend lämmerweiß
Zum See dahin die schnellen Wogen springen?

Siehst du der Wolken Zug und kraus Gewimmel?
Nicht minder tief ist auch der breite See,
Als hoch hinauf es ist zu ihrem Himmel.

Auf diesem See wirst du den Schwan erblicken
Mit silberweißem, krummgebognen Hals,
Hinein in's Wasser tief und tiefer nicken.

Wie lange, meinst du, kann der Schwan nun trinken,
Eh die Gewässer in dem mächt'gen See
Auch nur bemerkbar mindern sich und sinken?

Doch, schlürft er immerfort, was kann bestehen?
Wie lang es währt, so nahet doch die Zeit,
Wo alle Fluthen vor dem Schwan vergehen.

Wenn dann kein Tropfen mehr vom See vorhanden,
Dann ziehet singend durch die Luft der Schwan,
Ich falle sterbend in des Todes Banden.

Der Ritter stand und ohne sich zu regen
Wälzt' er im Sinn erwägend Wort um Wort.
Drauf sprach mit festem Sinn er ihm entgegen:

Wohl ist unendlich tief der See, wohl dringen
Zu ihm viel Ströme; doch was frommt dies auch?
Muß sie der Schwan am Ende nicht verschlingen?

Und soll mir mit der Fluth allmäl'gem Fallen
Zugleich in meiner Adern Zweiggeflecht
Des Blutes Strömung träg und matter wallen?

Soll ich des Sees Bett leerer schaun und trocken,
Und ängstlich fühlen mehr und immer mehr
Herzschlag und alle Pulse mälig stocken?

Vom Schwane sehn den Lebensstrom verzehren,
Indem er gierig schluckt des Seees Naß,
Und ihn nicht schlagen, nicht dem Unhold wehren?

Das wäre schlimmer als Prometheus' Leben,
Der an den Kaukasos geschmiedet ward,
Zum ew'gen Fraß den Geiern hingegeben.

Nein, fort in's Weite muß ich wieder eilen.
Drum, alter Harfner, spiel' du fort und fort;
Ich kann hier länger nicht bei dir verweilen.

Und unverdrossen spielt der Harfner weiter;
Doch ungeduldig mit dem treuen Roß
Jagt weiter ostwärts toll und wild der Reiter.

Der Alte Zeit.

Was hilft mir Alles, bleibt der Tod das Letzte?
Ja finden muß ich deine Burg, o Herr!
Ob sich das Schicksal selber widersetzte.

So sprach der Ritter, ließ dem Roß die Zügel,
Und eilig flog es fort von Flur zu Flur,
Durch Steppen hin und über wüste Hügel.

Doch steiler wurden bald die schwier'gen Wege,
Abgründe hielten Roß und Reiter auf,
Und oft erbangt das Thier auf schmalem Stege.

Bald sieht er des Gebirges Zackenecken
Beeist sich strecken, recken hoch hinauf,
Daß sie den ganzen Himmelsraum bedecken.

Und Wolken ziehen um des Berges Lenden,
Doch drob erheben sich die Zinnen hoch,
Als wollten erst in Himmelshöh' sie enden.

Wie's unten nachtet, prangt es tagend oben,
Daß Alles steht in Feuer und in Gold,
Als brennten Wälder in dem Aether droben.

In Scharlachgluth, in Purpurfluthen prangen,
In blut'gem Schein die Steppen auf der Höh,
Mit einem Feuermantel weit umhangen.

Wild fegt der Sturmwind, Klippenwände rollen
Lautdonnernd abwärts, und in ihrer Wucht
Lawinen stürzen, eisversteinte Schollen.

Als ob der Hölle Schlund mit Feuerfitzen
Hier aufgebaut wär', glüht es lichterloh
Wie Nordlicht, wie der Wetterwolke Blitzen.

Was mag des Ritters kühnen Sinn erschrecken?
Er reitet ruhig fort auf seiner Bahn,
Wie sich's geziemt für kampfgestählte Recken. —

Am Fuß des Bergs aufglänzet eine Helle
In steter Klarheit, und inmitten steht
Ein altes Männlein an der hellsten Stelle.

Fortwährend regen sich des Alten Hände,
Die hohen Sträucher glühn im schönsten Grün,
Beleuchtet stehn die schroffen Felsenwände.

Der Ritter naht und ohne Rast sich bücken
Sieht er das Männlein mit dem kahlen Haupt,
Mit runzlichtem Gesicht und krummem Rücken,

Dann wieder beten vor sich hin andächtig,
Und emsig feilen einen Felsenblock,
Rastlos, doch langsam und gar wohl bedächtig.

Es zuckt ihm wunderlich im Angesichte,
Wie Wetterleuchten. Selbst die Feile war
Nicht Stahl sowohl, als Strahl vom Sonnenlichte.

Als nun der Ritter sich den Greis besehen,
Wagt er mit kühnem, unerschrocknem Sinn
Zum Sonderbaren näher hinzugehen.

Und er beginnt zu grüßen und zu fragen:
Wie nennst du dich? Was treibst du hier allein?
Willst du wohl Antwort mir gefällig sagen?

Er sah sich um mit Zucken im Gesichte,
Und sprach: Zu dienen dir, ich heiße Zeit.
Und fragst du ferner, was ich hier verrichte?

Nun, dies Gebirge muß ich ganz zerfeilen;
Ich muß und will's, es ist so meine Lust,
Ich eile, feile sonder Rast und Weilen.

Doch willst du mir nicht auch das Leiden sagen,
Das dich mir scheinet in gar hoher Angst
Zu meiner Werkstatt selber herzujagen?

Sprach Wahn: Ich suche mir den mächt'gen Helden,
Der selbst den Tod besiegt in seiner Macht;
Kannst du vielleicht mir seinen Namen melden?

Des Alten Antlitz wurde gelb und gelber,
Die Falten zuckten schneller im Gesicht,
Indem er schielend lachte für sich selber.

Ei, sprach er, mußt ja doch vergehn, verwesen,
Du blödes Menschlein! denn verkehrt zu Staub
Wird auf der Erde jeglich Seyn und Wesen.

Du siehst am Himmel viel der Sternenkreise,
Kristallen leuchtet am Gezelt die Uhr,
Und Alles dreht sich rings in ew'ger Weise.

Die Sterne sind im Auf- und Niedersteigen, —
Wo ist die starke Hand begabt mit Kraft,
Die hemmend eingreift in des Rades Speichen?

Nicht anders gehn Minuten, gehn die Stunden;
Ein Ding ist stets des andern treibend Rad,
Wie's oben wechselt, wandelt's gleichfalls unten.

Zum Himmel siehst du seine Hörner recken
Den Fels, als griff er in den Mond hinauf,
Um ihn zu fassen mit den Zackenecken.

Und doch muß meine Hand zu Staub ihn feilen,
Und ob es lang' auch währe, nach und nach
Zerfeil' ich doch der Felsen lange Zeilen.

Wenn endlich nicht ein Steinchen mehr vorhanden,
Dann brennt die Feile mir in meiner Hand,
Ich sinke sterbend in des Todes Banden.

Und also muß ich unabläßig feilen —
Ich muß und will's, es ist so meine Lust,
Ich feil' und eile sonder Rast und Weilen.

Wohl wird's gar manchen lieben Tag noch währen,
Eh dieses Felsens hochgethürmte Burg
Die kleine scharfe Feile wird verzehren.

Drum willst du deines Sinnes dich begeben
Und dich ernüchtern, nun so kannst du auch
Mit mir gewiß am allerlängsten leben.

Was hilft mir auch das allerlängste Leben?
Sprach Ritter Wahn, nein, bleiben mag ich nicht,
Kannst du ein ewig Leben mir nicht geben.

Meinst du, ich könnte still und ruhig liegen,
Dem Feilenklingen lauschen mit dem Ohr,
Mit meinem Auge sehn die Stäubchen fliegen,

Sehn deine Hand sich unabläßig regen,
Zermalmen Block um Block, das kahle Haupt
Nach solch verfluchtem Takte sich bewegen?

Das muthest du mir an, der ich empfinde,
Ein Wesen bin mit Fleisch und warmem Blut,
Und nicht, wie du, geformt aus Stein und Rinde!

So tobte Ritter Wahn mit heft'ger Stimme;
Der Alte feilt und wackelt mit dem Kopf;
Wahn zieht das Schwert erbost in tollem Grimme,

Faßt an den Knauf mit seinen beiden Händen
Und schlägt den Alten auf das kahle Haupt. —
Der feilet fort, und ohne sich zu wenden.

Und wieder schlägt er, daß die Lüfte pfiffen,
Den alten Feilmann auf das kahle Haupt
Mit seinem Schwerte blank und scharf geschliffen.

Der Alte fühlet nichts, und ohne Weilen
Regt er die dürren Hände ruhig fort,
Thut emsig fort am Felsenblocke feilen.

Dem Ritter fängt der Odem an zu stocken,
Er schwingt sich auf das Roß, und fliegt davon,
Und schaut sich ängstlich um und ganz erschrocken.

— — —

August Nodnagel,

geboren 1803 in Darmstadt, bildete sich auf dem dasigen Gymnasium, welches er gleichzeitig mit Gervinus, Kriegk, Zimmermann u. A. besuchte, und widmete sich darauf zu Gießen den theologischen Studien. Nachdem er die Universität verlassen und als Hauslehrer drei Jahre sich weiter für die praktische Theologie interessirt hatte, ward er, ohne es gewünscht zu haben, zum Lehrer an dem Gymnasium seiner Vaterstadt 1835 ernannt, wo er noch steht. Diese Stellung und der ihm theilweise übertragene Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur veranlaßten ihn, seine Studien in der deutschen Philologie fortzusetzen und einige von vielseitiger literarischer Bildung und Schärfe des Urtheils zeugende Schriften herauszugeben — z. B. die Erläuterung der Lessing'schen Dramen u. s. w. — wozu er auf pädagogischem Wege den Stoff gesammelt hatte. Lieblingsbeschäftigung war ihm, das Gebiet der deutschen Sage zu durchwandern, und weil die Theilnahme für dieselbe zu erkalten schien, gab er zwei Sammlungen heraus, in denen die Sage, nur im Versgewande erscheinend, von Neuem fesseln sollte. Er hatte sich nicht geirrt; es folgten seit 1836, wo seine erste Sammlung erschien, viele ähnliche, wodurch der Sage die ihr gebührende Rücksicht erhalten wird. Nodnagel beschäftigt sich seit Jahren mit einer „Sagenkunde der Deutschen," wodurch er den Dank vieler Freunde des Volkslebens und der Volkspoesie zu verdienen hofft. — Außer seinen eigenen Sammlungen enthalten Müllner's „Mitternachtblatt", Hell's „Abendzeitung", Stöber's „Erwinia" und die „Elsäßischen Neujahrsblätter", so wie andere gelesene Zeitschriften und Almanache seine Gedichte, die, in geschmeidiger Sprache und gefälliger Form eine glückliche Bildungsfähigkeit beurkundend, zumeist der Gattung der Ballade und Sage angehören. Poetische Anschauungen stehen Nodnagel vielfach zu Gebot, auch zieht sich durch seine Musespenden bei edlem Ideengehalt ein dichterischer Grundton; aber zu eigenthümlicherer Gestaltung mangelt ihm die Kraft der Phantasie und der Intuition.

Von ihm:

Deutsche Sagen, aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller gesammelt. Dresden u. Leipz. 1836. 2te Ausg. 1843.

Diutiska. Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit. Darmstadt 1837.

Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen. Das. 1839; 2. (Titel-) Auflage 1845.

Lessing's Dramen und dramatische Fragmente, erläutert. Das. 1841.

Deutsche Dichter der Gegenwart, erläutert. 2 Hefte. Das. 1842.

Ritter Rodenstein, der wilde Jäger. Vaterl. Volksmärchen in 5 Abtheilungen. (Aufgeführt den 5. März 1843 zu Darmstadt.) Als Manuscript gedruckt für sämmtliche Bühnen. Ebd. 1843.

Poetische Frauenbilder. Ein Lesebuch für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 2 Bde. Ebd. 1845.

Der ewige Jude von Eug. Sue. Zwanzig Briefe an eine Dame. Ebd. 1846.

Pestalozzi. Eine Charakteristik. (In Duller's: „Die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks 2c.") Frankf. 1847.

---

636. Das Kriegsschwert.

Brausend, wie der Tiefe Wogen
Auf dem sturmgepeitschen Meer,
Kam der Hunnen wildes Heer
Fern aus Osten hergezogen;
Waren schmutzige Gesellen,
Klein, breitmäulig, struppig, rauh,
Stürmten hin durch Wald und Au
Mit den Rossen, windesschnellen.

„Attila, du sollst uns bringen
In des Westens Zauberland,
Wo aus klarem Silbersand
Hohe, frische Brunnen springen;
Wo die Häuser sind von Steinen,
Und der Baum auch Früchte hat,
Doch die Männer, feig und matt,
Vor dem Kampfe klagen, weinen."

Und er säumet viele Tage,
Greifet nicht zum Schlachtenhorn,
Regt der Völker Wuth und Zorn,
Unbesorgt um ihre Klage.
Eines muß sich erst noch zeigen,
Eh' er Kampf und Reich begehrt:
Das verlorne Kriegesschwert
Muß ein armer Mann ihm reichen.

Einst, als frisch der Morgen winket,
Durch das Thal ein Hirte treibt,
Siehe! weit zurücke bleibt
Eine Kuh, die blutend hinket.
Und der Hirt beschaut die Wunde,
Folgt der Spur, von Blut befleckt,
Und gewahrt, im Moos versteckt,
Bald ein Schwert im Felsengrunde.

Vor den Thron des Königs bringet
Er alsbald die Wehr des Kriegs.
Attila, gewiß des Siegs,
Freudigstolz die Waffe schwinget:
„„Auf! nun sind des Westens Bronnen
Ohne Müh' euch aufgethan!
Hunnen, auf die Siegesbahn!
Bald ist uns die Welt gewonnen!

Gottesgeißel peitscht die Länder,
Wie sein Odem voller Gluth.
Jammer, Heulen, Brand und Blut
Schickt voran, des Todes Pfänder!
Hunnen, hört des Königs Stimme!
Füllt mit Siegesklang das Zelt!
Gottesgeißel trifft die Welt
Mit des ew'gen Zürners Grimme."'

637. Der fliegende Holländer.

Stumm liegt das Meer in stiller Nacht,
Beglänzet von des Vollmonds Pracht,
Und alle Wellen ruhen aus;
Im Schiff nur halten Saus und Braus
Die lustigen Seeleute.

Sie haben erjagt den besten Fang
Und schmausen und toben Tage lang;
Sie fragen nichts nach der Welt, nach Gott —
Sie haben des Alles ihren Spott,
Die lustigen Seeleute.

Da sieh! da fliegt es leicht heran,
Aus Nebel weiß ein Riesenschwan;
Ein Schwan dreht nicht so leicht um's Riff —
Hilf Himmel! das Gespensterschiff!
Der fliegende Holländer!

Er nahet sich im Mondenlicht,
Den Ruderschlag, den hörst du nicht;
Ihm bringt auch keine Fahr der Sturm,
Nie wendet nach dem Küstenthurm
Der fliegende Holländer.

Er schickt ein Boot; 'ne Stimme rief:
‚Gebt euerm Herren diesen Brief!'
Der wird dem Kapitän gereicht;
Der finstre Mann liest und erbleicht —
Die lustigen Seeleute.

Er hat im Zorn den Brief gefaßt
Und nagelt flugs ihn an den Mast —;
Doch Allen graut's, sie springen auf:
Gewiß steht unser Tod darauf,
Ihr lustigen Seeleute!

Der alte Bootsmann schleicht herum:
„Frisch, Jungen, heult mir nicht so dumm!
Bringt mir herbei das Bibelbuch,
Dann trifft uns nicht der Geister Fluch,
Die lustigen Seeleute."

Das Bibelbuch — vergessen ist!
„Nun haben wir drei Tage Frist,
Drei Tage vor der letzten Noth —
O weh! uns deutet bittern Tod
Der fliegende Holländer!"

Stumm geht der Kapitän umher,
Schaut nach dem Himmel, blickt in's Meer:
„‚Es schreibet mir der Ahne mein,
Drei Tag', und du sollst bei mir seyn —
Der fliegende Holländer!

Mein Ahn', ich weiß es, wollt' sein Schiff
Beim Sturme zwingen um das Riff,
Das fern aus weißen Wellen glänzt
Und grüner Inseln Bucht bekränzt —
Der fliegende Holländer.

Ich will und muß! so rief er aus,
Mit Donnerstimm' in Wogengraus,
Und fahr' ich bis zum jüngsten Tag,
Bis ich das Land gewinnen mag —
Der fliegende Holländer.

Der Teufel nahm ihn stracks bei'm Wort,
Nun steu'rt das Schiff auch fort und fort,
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Die Küsten ab, die Welt entlang —
Der fliegende Holländer.

Doch mir verkündet er den Tod!
Drei Tag' noch bis zur letzten Noth.
Es geht sein Stamm mit mir zur Ruh —
Wohlan, wir sind bereit dazu,
Die lustigen Seeleute!'" —

Drei Tage — und mit scharfem Zahn
Ein Felsen bohrt das Schiff ihm an;
Die Wellen gellen hell Gebell,
Und Mann und Maus versank zur Stell'.
Die lustigen Seeleute!

Und wollt ihr meiden der Geister Fluch:
Vergesset nicht das Bibelbuch,
Geht ihr zur See, fern oder nah,
Sonst, eh' ihr's denket, ist er da,
Der fliegende Holländer.

---

638. Zwei Brüder.

Kein Vaterherz ward je in Gram versenkt,
Wie Kunibald, der Führer tapfrer Gothen.
Als Zwillingssöhne ihm sein Weib geschenkt,
Hat Priestermund ihm diesen Fluch entboten:
„Zur selben Stunde sahen sie das Licht,
Zur selben Stunde sollen sie verscheiden —
Von Bruderhand das Bruderauge bricht,
Die Knaben laß, o Fürst, sich ewig meiden."

Das füllt mit Gift den Becher süßer Lust,
Das muß als wundes Maal im Busen brennen.
Sie scherzen lieb und hold an Einer Brust,
Und sollen sich für's ganze Leben trennen?
Daß Athaulf lebt und liebt, sei nie bekannt
Dem Bruder, ach! den seine Züge schmücken,
Und Wulfila soll nie die theure Hand
Des Mitgebornen in die seine drücken!

So wuchs im Gothenland das junge Paar,
Eh' es vernahm, was hart ein Gott beschlossen,
Mild wie die Taube, trotzig wie der Aar,
Im Laufe flink, und rüstig auf den Rossen.
Da ward ihr Herz beschwert in gleicher Stund'
Mit dem Geheimniß ihrer ersten Stunde,
Da ward das bittre Loos den Armen kund,
Und fortzuziehn trieb sie die Todeskunde.

Athaulf erwählt ein Schiff mit hohem Bord,
Das trägt ihn auf den wilden Meereswegen
Durch Eis und Schnee dem unwirthbaren Nord,
Dem Sitze seiner Ahnen rasch entgegen.
Er sucht im Wald des scheuen Rennthiers Spur,
Und Luchs und Bären fliehen den Verweg'nen.
Er spricht: „Wohl werd' ich auf der öden Flur
Dem Tritt des Bruders nimmer ja begegnen."

Indeß schweift Wulfila im Palmenhain,
Sein Pfeil erreicht die zitternde Gazelle;
In Schlummer wieget Rosenduft ihn ein,
Er träumet süß am Rand der Felsenquelle.
Was soll nun, Priester, euer schwerer Fluch?
Wie mochtet ihr die Zukunft wohl ermessen?
Vergessen ist schon lang' der Unheilspruch,
Im Gothenland das Brüderpaar vergessen.

So schwanden endlich sechzig Jahre hin,
Von Altersmüde starren ihre Glieder,
Da steht in Sehnsucht vor der Greise Sinn
Das neue Bild der alten Heimat wieder.
Ein Jeder denkt: Die Heimat such' ich auf,
Will sterben in dem Gaue freier Gothen,
Längst schloß mein Bruder seines Lebens Lauf
Und schläft, ein Glücklicher, bei unsern Todten.

Wie bald durchpilgern sie den weiten Raum!
Schon glänzt das Schloß im Abendstrahl den Müden,
Sie grüßen fremd sich unter einem Baum,
Zur Seite ruhen ihre schlanken Rüden.
Willkomm, o Greis! spricht Jeder froh gewandt
Mit trauter Heimatrede zu dem Andern:
Gewiß, du zogst aus fremder Männer Land,
O sage mir, wohin dein spätes Wandern?

Da treibt die Rüden grimme Zorneswuth,
Sie fallen gleich sich an mit scharfen Bissen.
Auf springt das Paar, es brennt der Greise Blut,
Mag doch sein treues Thier kein Jäger missen!
Das Wort der Sühne wird zum Groll und Zank,
Mit gleichem Recht greift Jeder nach dem Schwerte —
Und eh' die Sonne noch in's Meer versank,
Trank Brüderblut von Brüderhand die Erde.

Zur Leichenschau zog aus dem Ahnenschloß
Held Kunibald, der Führer tapfrer Gothen,
Die Thrän' im Barte stieg er von dem Roß,
Und betend fiel er auf den blut'gen Boden:
„„Zur selben Stunde sahen sie das Licht,
Zur selben Stunde sollten sie verscheiden!'
Was euer Mund, ihr ew'gen Götter, spricht,
Sind wir zu klein, im Staube hier zu meiden!"'

639. Pan ist todt.

Nacht ist's, auf stiller Meeresfluth
Selene's Auge träumend ruht,
Das Schiff, nach Westen hingewandt,
Stieß ab vom schönen Griechenland.
In dem Hafen, in dem Hafen,
Liebchen, laß die Alten schlafen,
Nicht sicher ist für uns der Strand.

Sie sprach: O süßer Knabe mein,
Ergib dein Herz dem Heiland rein!
Wir tragen über Meeres Strom
Den neuen Gott in's alte Rom:
Aus der Ferne, aus der Ferne,
Jüngling, schimmern Hoffnungssterne
Und mir verzeiht der gute Ohm. —

Auf deinem Schooße ruht mein Haupt,
Nicht frage, was es sinnt und glaubt.
Hier, wo Poseidon Herrscher ist,
Sprich nicht von deinem Jesus Christ!
Nimm die Krone, nimm die Krone!
Meiner Liebe Gluthen lohne,
Laß mich nicht fluchen meiner List!

Sie sprach: Poseidon ist nicht mehr,
Zerstoben deiner Götter Heer,
Die ew'ge Jugend gar verblaßt,
Kein Lachen schallt in dem Palast.
Vor dem Einen, vor dem Einen
Weichen sie mit bangem Weinen,
Von Todesgrauen schier erfaßt. —

Du trübst mir nicht den frischen Sinn,
Und wären Alle längst dahin, -
Doch bleibet, Liebchen, Eros mir,
Er drängt an's volle Herz mich dir:
Weg den Schleier, weg den Schleier,
Venus winkt zur Abendfeier,
Und diese Stunde weih' ich ihr!

Er springt empor in wilder Lust,
Es pochet mächtig Brust an Brust,
Da hält das Schiff und regt sich nicht,
Verschwunden ist Selene's Licht.
Von dem Strande, von dem Strande,
Von dem nahen Insellande
Ein banger Ruf die Nacht durchbricht.

Verworren, herzbethörend dringt
Der Klang herüber, angstbeschwingt,
Wie aus des Hades tiefer Noth
Ein Götterdräu'n, ein Zorngebot:
Hört die Klagen, hört die Klagen,
Zum Olymp emporgetragen,
Der große Pan ist todt, ist todt!

Hoch strahlt am Mast des Kreuzes Bild,
Vom sanften Wind das Segel schwillt,
Und Licht ward's in des Jünglings Sinn,
Er stürzt vor die Geliebte hin —
Fern dem Strande, fern dem Strande,
Fern dem Zauberinsellande
Ward nun die Taufe sein Gewinn.

Otto Friederich Gruppe

ist am 15. April 1804 zu Danzig geboren. Er widmete sich anfangs dem Kaufmannsstand, entsagte jedoch diesem Berufe wieder, bereitete sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für die höheren Wissenschaften vor, bezog dann die Universität zu Berlin, wo er neben dem Studium der Philosophie das der klassischen Philologie fortsetzte und promovirte. Seitdem lebt er als Privatgelehrter daselbst.

* *

Gruppe, bekannt als scharfsinniger Philolog und Kunstphilosoph, hat sich auch als vortrefflichen, vielseitigen Dichter bewährt. Feiner Geschmack, äußerst bewegliche Phantasie, klare, biegsame Diktion, Gedankenreichthum, Kraft und Anmuth der Darstellung, Heiterkeit, Mannichfaltigkeit und Vieltönigkeit (vgl. Allgem. Literaturzeitung, 1835) sind seine hervorragenden poetischen Eigenschaften. In der lyrisch-epischen Gattung vorzugsweise produktiv, hat er neben Gegenständen aus dem wirklichen Leben, aus der nächsten Gegenwart, aus der Geschichte der neuesten Zeit, auch altrömische Stoffe, altdeutsche Märchen und Sagen, Züge aus der deutschen Reichsgeschichte, aus dem Leben der nordischen Kämpfer, aus dem spanischen und sicilianischen Heldenleben mit gleicher Virtuosität behandelt. — Sein „Alboin" stellt ihn unter die besseren Epiker der Neuzeit. — Geistreich und ergötzlich ist seine Persiflage der Philosophie Hegel's und seiner Schule in der aristophanischen Komödie: „Die Winde."

Schriften:

Alboin, König der Lombarden. Ein Gedicht in 6 Büchern. Berlin 1830.

Antäus. Ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache. Das. 1831.

Die Winde, oder ganz absolute Konstruktion der neueren Weltgeschichte durch Oberons Horn, gedichtet von Absolutulus von Hegelingen. Zauberspiel in 3 Akten. 2. Aufl. Leipzig 1831.

Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwickelung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. Berlin 1834.

Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert. Das. 1834.

Gedichte. Ebd. 1835.

Lyrisches Schatzkästlein der Deutschen. (Proben aus der deutschen Lyrik von Opitz bis auf die neueste Zeit.) Ebd. 1836.

Ueber die Entwicklung der neueren deutschen Kunst (in K. Büchner's „Deutsch. Taschenbuch auf 1837.“).

Die römische Elegie. 2 Bde. (Enth.: Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen; — Tibull, Properz und die Amoren des Ovid.) Leipzig 1838 u. 1839.

Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift. Berlin 1840.

Ueber die Theogonie des Hesiod, ihr Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Berlin 1841.

Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit. Das. 1842.

Lehrfreiheit und Preßunfug (als Fortsetzung der vorhergehenden Schrift). Das. 1843.

Karl Friedrich Schinkel und der neue Berliner Dom. Nebst Schinkel's Bildniß und einen Grundriß. Ebd. 1843.

640. Mithridates' Tod.

Wie du zitterst, bleicher Knecht,
Misch' dein Gift und habe Muth,
Mach' mir deinen Trank zurecht;
Reich' ihn her, — der Trank ist gut!

Siehe, Thränen wein' ich dir,
Sohn! doch fluch' ich dir zugleich,
Der du mich gekerkert hier,
Weil dich's lüstet nach dem Reich!

Diese volle Schale Gift
Trinkt dir, Sohn, der Vater zu!
Wen der Fluch des Vaters trifft,
Hat im Leben keine Ruh!

Steige, Fluch, zu ihm empor,
Dumpf aus dieses Kerkers Graus,
Stündlich schlag ihm an sein Ohr:
Ihm zum Fluche leer' ich's aus!

Doch mit Gegengiften, ach,
Hab' ich meinen Leib gestählt,
Freund, dein Gift ist mir zu schwach:
Schickt den Mörder, der nicht fehlt!

Hier ist König Mithridat!
Bebst auch du, gedung'ner Sklav?
Mörder, komm, sei rasch zur That,
Zage nicht und stoße brav!

„Nimmermehr kann ich es thun,
Mich durchbohrt sein Adlersblick,
Wenn er wird im Schlafe ruhn,
Komm' ich wieder still zurück.“

Gut, ich will auch freundlich sehn,
Hier steh' ich und halte Stand:
So, nun mag der Stoß geschehn,
Stoß', ich führe dir die Hand!

641. König Perses.

Rom hat den Sieg davon getragen,
Aemilius Paulus hat gesiegt,
Doch Macedonien ist geschlagen,
Und König Perses unterliegt.

Den König bringen sie gefangen,
Und des Gefangnen Loos ist schwer.
Er läßt den Blick am Boden hangen:
Er war einst König, jetzt nicht mehr!

Da quillt dem Sieger selbst die Zähre,
In seiner Brust ist tiefer Schmerz;
Er nimmt den König auf mit Ehre,
Er schließt ihn näher an sein Hrrz.

Verloren hat er Reich und Krone,
Jedoch gewonnen einen Freund.
O, muß ein König erst vom Throne,
Um zu gewinnen einen Freund?

Sie theilen Alles, und sie lagen
Auf Einem Polster bei dem Mahl;
Sie fuhren Beid' in Einem Wagen:
Nur Einmal nicht, ein einzig Mal!

Der Konsul zieht mit weißen Rossen,
Im Lorbeerkranz, siegprangend, ein;
Der König folgt zu Fuß, geschlossen,
In schweren Ketten hinterdrein.

642. Das wohlbestellte Haus.

Sie kommen, sie kommen die Straß' entlang,
Mit Trompetenschall und mit hellem Gesang.
Der Fried' ist da und der Krieg ist aus,
Die Männer ziehn ein jeder nach Haus.

„Nun, Kinder, lasset die Augen gehn,
Daß wir den Vater nicht übersehn.“
Willkommen! mein Weib! o Freud', o Lust!
Er hebt sie an's Roß und an seine Brust.

Nun springt er vom Roß, nun sind sie am Thor,
In den Sattel hebt er den Knaben empor,
Er trägt das Knäbchen und sie den Speer,
Und fröhlich springt der Hund um sie her.

Nun tritt er in's Haus und setzt sich hin,
Und ruft die Diener mit frohem Sinn,
Und wieder die Knaben, sie kommen im Lauf,
Nach Größ' und Alter stellt er sie auf.

Er tritt auf den Hof und geht um das Haus,
In den Garten, und schaut auf das Feld hinaus:
Und Alles ist wohlbesorget und gut,
Da freut sich sein Herz und wächst ihm der Muth,

Und rufet dem Weibe: Nun schenke mir ein,
Und gib uns zum Trunk einen guten Wein.
Sie aber wendet ihr Angesicht,
Die quellenden Thränen bezwingt sie nicht.

„Was ist dir mein Weib, was kümmert dich schwer,
Wir sind ja beisammen, was willst du mehr,
Wir Alle beisammen, gesund und froh:
Das Leid ist vorüber, was weinest du so?“

„„Du fragtest nach Allen, nach Diener und Magd,
Doch hast du mich nicht nach Einem gefragt;
Wohl brechen Thränen vor Schmerz mir aus,
Du suchst ja nach keiner Wieg' in dem Haus.““

„Komm, laß dich küssen mein Weib zum Lohn,
Sag', ist es ein Töchterchen, ist es ein Sohn?“
„„Nun ja, das Töchterchen, das du gewollt,
Da sieh, es lächelt dich an so hold.““

„Gelt Frau, ich hatte mein Haus bestellt,
Da rief der König hinaus in's Feld;
Du hast es behütet und wohl verwahrt,
Und hast es gemehret in aller Art.

Nun Weib, und lauf in den Keller geschwind,
Gib uns vom Besten und allem Gesind,
Und den Gaul, da er nicht mittrinket den Wein,
Geh, laß in das Erbsenfeld ihn hinein!“

643. Reiters Abschied.

O mußt du denn scheiden, und mußt du denn reiten?
Und mußt du denn fort, und mußt mich verlassen?
Ich darf ja nicht mit und dich nicht geleiten,
Und darf dich nicht lieben und soll dich nur hassen.

Du liebliche Schenkin, du liebe, du lose,
Nun gib mir zu trinken zur letzten Stunde,
Und gib mir von deinem Busen die Rose,
Und gib mir den Kuß auch vom rosigen Munde.

Wohl reicht' auf das Roß ihm den Becher die Schenkin,
Er bat sie zu trinken, dann trank er mit Wonne.
Sie sprach: O wirst du auch mein so gedenken?
Da schien ihr in's weinende Antlitz die Sonne.

Sie gab ihm vom Busen die blühende Rose,
Sie nahm auch vom Halse das Tuch sich geschwinde,
Sie bog ihn hernieder, sie schlang es, die lose,
Ihm schnell um den Hals, ihn zu schützen im Winde.

Sie schaute sich um, ob es einer auch sähe,
Sie neigt' an das Roß sich, die Hand sie ihm drückte,
Sie bot ihm zum Kuß den Mund in die Höhe,
Doch konnt' er nicht reichen, wie sehr er sich bückte.

Da stieg sie hinan und stand in dem Bügel,
Er küßte sie heiß und hielt sie umschlungen —
Wohl fühlte das Roß da gerucket die Zügel,
Und hat sich so muthig von dannen geschwungen.

Hinauf, ja hinauf auf die luftigen Höhen,
Hinauf auf die sonnigen Höhen und weiter —
Man hat sie vor Sonn' und Staub nicht gesehen,
Die liebliche Schenkin, den glücklichen Reiter.

644. Der König von Elfenheim.

O liebes Lieb, in solcher Nacht,
So traut und so geheim,
In solcher Nacht voll Mondespracht,
Kam König von Elfenheim
Zu einem Königskinde
Wohl über'n See geschwinde
Durch's Goldgitter.

Und einmal als er kam zu ihr,
So sprach das Königskind:
Du Guter und nun sage mir,
Ja sage mir's geschwind,
Deinen Namen will ich wissen,
Damit ich dich kann grüßen,
Du Herztrauter!

Und wie durch's Schilf ein Windhauch fährt,
Husch war Elfkönig fort.
O hätte sie das nie begehrt,
Und nie gesagt dies Wort.
Sie ging am Ufer weinen,
Der Mond hört' auf zu scheinen —
Die Trostlose!

645. Der Papagei.

Urwildniß! Der Schlingpflanzen Last
Von Baum zu Baum geschlungen,
Und Affen schwatzen, Ast bei Ast,
Und Papageienzungen.
Doch unten wohnt seit Anbeginn
Im hohen Palmendome
Ein friedsam Volk von sanftem Sinn,
Am stillen breiten Strome.

Da blitzt, da kracht die Donnerwehr
In schatt'gen Waldeshallen,
Von allen Seiten hallt es her,
Die nackten Männer fallen.

Da hielt man wohl mit Jägerlust
Durch's Dickicht wildes Jagen,
Bis daß, geschossen durch die Brust,
Die rothen Leiber lagen.

Ein Greis und eine Jungfrau nur
Verbargen sich im Rohre,
Ein Papagei folgt ihrer Spur,
Und horcht mit klugem Ohre.
Wohl hört er nichts als Jammerlaut,
Und nichts als Angstgestöhne,
Um ihren Jüngling weint die Braut,
Der Greis um seine Söhne.

Die Jungfrau hub zu klagen an,
Bis ihr der Laut versagte,
Dann seufzte tief der greise Mann
Die Nacht durch bis es tagte;
Und schwiegen Beide dann gemach,
Von Klag' und Leid ermattet,
So sprach der Vogel alles nach,
Von Palmenkron' umschattet.

Sie wankt, sie stirbt. Es sinkt das Weib
In's Farnkraut bei der Quelle,
Das Farnkraut überwächst den Leib,
Das Haar spült in der Welle.
Der Alte sitzt versteint dabei,
Das Wasser fließt und rauschet,
Zuweilen thut er einen Schrei,
Und nur der Vogel lauschet.

Der Vogel redet vor sich hin,
Hoch auf dem schwanken Baume,
Der Greis hört's mit erstauntem Sinn,
Fährt auf aus dumpfem Traume.
Gesellig läßt der Papagei
Sich zu dem Alten nieder,
Und sagt ihm Alles klar und treu,
Was er vernommen, wieder.

Ich bin der Letzte, sprach der Greis,
Bald wird mein Auge brechen,
Drum will ich, Vogel, dich mit Fleiß
Die Sprache lehren sprechen,
Daß doch nicht ganz verstummt ihr Laut,
Nicht ganz des Volkes Namen,
Das ausgetilgt ward, wie ein Kraut,
Bis auf den letzten Samen.

Er lehrt ihn jedes Herzenswort
Und manchen Fluch darunter.
Der Vogel spricht es nach sofort
Und horcht so klug und munter.
Er lehrt ihn vieler Worte Klang,
Er lehrt ihn unverdrossen
Sein einsam ödes Leben lang,
Bis sich die Augen schlossen.

Die Leiche liegt im Sonnenbrand,
Von Geiern schwarz umflogen;
Der Papagei flieht aus dem Land
Fort mit der Winde Wogen,
Weit über Wald, weit über Fluß,
Bis ihm die Kraft vergangen,
Bis er ermattet sinken muß,
Und wird gar leicht gefangen.

Im Käfig sitzt der Vogel nun,
Gekrallt im blanken Reife,
Umher auf seidnem Polster ruhn
Die Pflanzer mit der Pfeife.
Der Vogel spricht, wohl lauschen sie
Erstaunt den fremden Tönen —
O grübelt nicht: Ihr kanntet nie
Des Herzens tiefes Stöhnen!

---

646. Das Wrack.

„Es weicht die Nacht, der Morgen dämmert näher.
Ein Schiff! ein Schiff! Da seht es groß und klar.
O Tag der Rettung, das sind Europäer!
Das ist kein Trugbild, dieses Bild ist wahr.
Nur weiß ich nicht die Nation zu nennen,
Die Flagge kenn' ich nicht. Ihr, Steuermann,
Habt jüng're Augen, könnt Ihr sie erkennen?
Es rede, wer mir das berichten kann.

Setzt aus das Boot und löset die Kanone,
Und tummelt euch, nun ist die Rettung da.
Wer sie auch sei'n, in so entlegner Zone
Als Brüder sind sie unserm Herzen nah.
Hört ihr die Antwort? O, ein Ton der Wonne,
Verhallt der Donner auf dem Ozean;
Zwei Schiffe grüßt mit rothem Strahl die Sonne,
Die sich begegnen auf weltferner Bahn.

Nun schlagt im Rudertakt die frische Welle,
Vielleicht, daß sie das Sprachrohr schon erreicht.
Bei Gott, sie hören's. Muthig, Kinder, schnelle!
Sie legen bei, sie machen es uns leicht.
Hört ihr sie rufen? Das sind heim'sche Klänge,
Franzosen sind's, Gott schickt sie uns zum Heil.
Das Schiffsvolk singt; wir kennen die Gesänge;
Nun aufgepaßt! sie werfen uns das Seil.

Willkommen uns, willkommen uns, ihr Retter,
Gesendet, da am höchsten unsre Noth!
Zuerst Orkan und dann windstilles Wetter,
Und unser wartete der stiere Tod.
Gebt einen Trunk frisch Wasser, reicht uns Speise,
Denn wir verschmachten, wir sind welk und krank.
Am Gaumen klebt die Zung' — auf langer Reise
Ging aller Vorrath aus — Gott lohn's, habt Dank.

Ja, das ist Wein vom Ufer der Garonne,
O Labsal nach der Qual! Das stärkt den Muth!
O das erquickt am Strahl der trop'schen Sonne,
Nach langem Dürsten auf der salz'gen Fluth!

Seht unsre Häupter an, die todesbleichen,
Doch euer Antlitz blühet lebensroth.
Wir senkten in das Meer schon sieben Leichen,
Denn jede Nacht holt' Einen sich der Tod.

Zu Berge trieb' es starrend euch die Haare,
Doch das erzählt sich nicht mit Einem Wort.
Daß wir Frankreich verließen, sind zwei Jahre,
Das Unheil haben wir seitdem an Bord.
Kommt selbst und seht, und holt die Kameraden,
Die siechen, in den Adern faules Blut,
Doch laßt für sie auch frische Nahrung laden,
Denn der Genoß des Elends heißt Scorbut.

Ihr Uebrigen bleibt hier. — Ich will euch führen —
Wie anders rudert ihr mit frischer Kraft!
Da seht, wie sie sich an den Pumpen rühren,
Doch fruchtlos nicht; der müde Arm erschlafft.
Das war der stolze Lis, jetzt arg entblättert,
Entmastet vom Orkan, am Bauch ein Leck,
Die Rippen locker und der Kiel zerschmettert,
Und Wasser haben wir im zweiten Deck.

Wir schauten die Gefahr und kein Entweichen,
Uns warf die Strömung an's Korallenriff;
Dann sah'n wir Land und konnten's nicht erreichen,
Denn mit dem Segelwerk lenkt sich kein Schiff.
So trieben wir auf launischem Gewässer,
Ein hülflos Wrak im wilden Ozean. —
Hier ist die Leiter, folgt! — Seht, leer die Fässer,
Vom Hunger ausgekratzt bis auf den Spahn.

Wir mußten, flott zu bleiben, Tonn' und Ballen
In's Meer versenken, theu'r erworbnes Gut;
Nur ward bewahret von den Gütern allen,
Was hier in wohlverschloßner Kiste ruht:
Des Inselfürsten seltene Geschenke,
Durch uns an unsern König übersandt;
Ich weine Freudenthränen, wenn ich denke,
Daß ich's noch legen werd' in seine Hand.

Zuerst, als Ehrenmantel anzulegen,
Dies rothe Lederkleid; seht, wie es brennt!
Sodann die alten Götter; hier dagegen
Havaiisch ist das neue Testament,
Und dies des Herrschers von Havaii Zeichen,
Und dies sein Bild, als ob ihr selbst ihn säh't,
Wir sollen's Frankreichs König überreichen,
Der allerchristlichst heil'gen Majestät!" —

„„Welch Wort! Meint ihr den König der Franzosen?
So wißt ihr nichts? Scholl nichts zur Südsee her?""
„Sprecht, was gescheh'n? Ob Völkerschlachten tosen?
Ging Frankreich unter? Brandschatzt feindlich Heer?" —
„„Laßt länger nicht die weiße Fahne wehen,
Ein Phönix hob sich Frankreich neu empor:
Habt ihr denn unsre Flaggen nicht gesehen,
Die Wimpel an den Masten tricolor?""

Bei diesem Wort hob aus dem untern Decke
Ein hagrer Mann sich auf, irr, fieberbleich.
Er rief: „„Napoleon! ich komm', ich wecke
Die Todten auf! Heil! Heil dem Kaiserreich!
Steht auf, Kam'raden, kommt ihr Bärenmützen!
Die Trommel rührt! Laut! daß es die im Schnee
Auch hören, und bei Leipzig und bei Lützen,
Und die am Nil! — Er mustert die Armee!

Weg, weiße Bourbonisten, blaß und heiser!
Wir sind die Garde, erstes Regiment!
Achtung! Die Suite kommt, voran der Kaiser!
Richt't euch! Ob er mich gleich im Glied erkennt?''' —
Er reckte lang sich auf, die Augen quollen
Blitzend heraus: „„Napoleon und Triumph!'''
Mit diesem Wort war auch der Geist verschollen,
Die steife Leiche schlug hinunter, dumpf.

„Genad' ihm Gott, dem schlachtergrauten Alten,
Er hat doch auch noch überlebt die Noth.
Im Fiebertraum die alten Kriegsgestalten,
Gleichwie in Schlacht und Sieg fand er den Tod. —
Ihr aber sagt, und wollet nichts verschweigen,
Ward heil'ge Ordnung und Gesetz zum Spott?
Hält wüth'ge Raserei den wilden Reigen?
Floß heilig Königsblut auf dem Schaffot?"

„„Nicht Königsblut. — Der König ward entlassen,
Drei heiße Julitage sah Paris;
Stellt eine Schlacht euch vor in allen Gassen,
Bis Gott am dritten Stillstand werden hieß.
Die Trommeln wirbelten mit langem Rollen,
Schwül war's, doch wie der erste Schuß geschah,
Da schlug das Herz und alle Glocken schollen,
Die Plätze füllten sich: das Volk war da!

Kühn in den Tod, im Siege Maß und Schonen,
So ward gekämpft die Straßen Wall an Wall;
Unsel'ger Ton der donnernden Kanonen
Die finstern Gassen durch mit dumpfem Hall!
In die Kartätschen, in die Bajonette
Warf sich der Bürgerhaufen wild hinein,
Geordnet ohne Führer; Lafayette,
Der alte Graukopf, kam erst hinterdrein.

Das heiße Pflaster tränkte die verwegne
Schaar mit dem Herzblut; rings ein weites Grab,
Und Leichen schwammen, Sieger und Erlegne
Bunt untermischt den Seinestrom hinab."" —
„O sagt es kurz, ihr wollt uns langsam morden:
Ward Frankreich Raub der Revolution?
Verschlang's die Republik? Was ist geworden?
Sagt, steht noch der Bourbonen alter Thron?"

„„Er steht, und festgegründet mög' er stehen,
Doch herrscht der frische Zweig der Orleans,
Und Louis Philipp's Friedensbanner wehen;
Heil ihm und uns! Nach Gottes Rath gelang's!
Es ist gewehrt dem sinnberauschten Wahne,
Das Steuer ist in einer weichen Hand;
Vergebens schwingt der Aufruhr seine Fahne,
Denn Glück genießen lernt das Vaterland.""

Der greise Schiffsmann hört's und schwieg mit Denken,
Dann sagt' er: „Laßt uns den Kam'raden nun
In's feuchte Grab am Meeresgrund versenken,
Da soll er neben den Genossen ruh'n.
So! — Nehmt das Segel, wickelt drein die Leiche,
Zu Füßen zwei Kanonenkugeln näht
Zu beiden Enden, daß die Last sich gleiche.
Laßt ihn hinunter, — sprecht ein still Gebet.

Nun rasch in's Boot! Geht nur voran, ihr Kinder,
Denn ich muß auf dem Schiff der Letzte seyn.
Schon sinkt das Schiff — geschwind in's Boot, geschwinder!" —
Sie waren drin, er zog die Leiter ein,
Und trat zur weißen Flagge: „Grüßt das neue
Frankreich, ihr Kinder, doch ich bin zu alt;
M e i n Frankreich sank, ich folg' ihm nach in Treue." —
Der Eis versinkt — — die letzte Spur verwallt.

Johann Gabriel Seidl

ist geboren zu Wien am 21. Juni 1804, und besuchte das akademische Gymnasium daselbst. Nach vollendetem philosophischem Lehrkurse wendete er sich, gemäß dem Wunsche seines Vaters, welcher Hof- und Gerichtsadvokat war, dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Durch den Tod des Letzteren (1823) in die dürftigste Lage versetzt, fand er gerade in dieser mannichfache Anregung, das Talent auszubeuten, wofür er schon in seinem sechszehnten Jahre durch seine ersten Proben in der Dresdener Abendzeitung ein günstiges Vorurtheil erweckt hatte. In diese Zeit (1824) fällt sein erster dramatischer Versuch, ein dreiaktiges romantisches Schauspiel: „Der kurze Mantel.“ Die Herausgabe seiner Dichtungen (1826) begründete seinen literarischen Namen, und die bald darnach erschienenen ächt volksthümlichen „Flinserln“ machten ihn populär. Inzwischen hatte sich Seidl, nach zurückgelegten Fakultätsstudien, unter unausgesetzter literarischer Produktivität, auf eine Professur vorbereitet, welche er auch am k. k. Gymnasium zu Cilli in Untersteiermark im Jahre 1829 erhielt. Am Tage seiner Vermählung mit einer Wiener Bürgerstochter, dem „schwarzaugát'n Derndal mi'm nußbrauná Haar,“ übersiedelte er nun dorthin, und verlebte auf dem klassischen Boden der alten Claudia Celeja, welchen die freundlichste Romantik einer überaus reizenden Ländlichkeit umgibt, glücklich in seinem Berufe, seine freie Zeit zwischen Poesie und Häuslichkeit theilend, die elf schönsten Jahre seines Lebens. In jenem freundlichen Asyle, das Viele für sein Exil ansahen, entstanden seine schönsten und besten Dichtungen. Höherer Rücksichtnahme auf seine erfolgreiche literarische Thätigkeit, „welcher jederzeit eine ehrenhafte, von jedem servilen Augendienste, wie von dem exorbitirenden Ungestüme der Neuzeit gleich entfernte, ächt patriotische Gesinnung zu Grunde liegt,“ verdankt er — kurz nachdem man ihn in allen Blättern todtgesagt — seine Berufung nach Wien (1840), wo er, als Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinet, einen seiner klassischen Bildung vollkommen entsprechenden Wirkungskreis erhalten hat, wofür seine archäologische Arbeit „Epigraphische Exkurse“ in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1843 — welche ihm die Aufnahme in die historischen Vereine zu München und Klagenfurt und in die archäologische Gesellschaft zu Rom verschaffte — zum Belege dient.

* * *

Seidl, obgleich von der politischen Richtung der modernen Schule ganz unberührt geblieben, fand nichtsdestoweniger eine seltene Anerkennung seiner lieblichen Gesangsmuse, und gehört jedenfalls zu den besten unter Oesterreichs „tendenzlosen“ Dichtern. Er ist mehr liebenswürdiger, gemüthlich-zartsinniger, als tiefer Natur, und vielleicht (s. Morgenblatt 1840, Nr. 48) der Einzige, auf den sich das Prädikat: ein „österreichischer Dichter“, mit Recht anwenden läßt. Grillparzer, Zedlitz, v. Auersperg, Lenau, haben in ihrer Anschauung und Darstellung durchaus keinen provinziellen Typus. Seidl ist durchaus Oesterreicher, und gerade seine originellsten und besten Lieder sind in Deutschland weniger bekannt, weil sie in der Mundart niedergeschrieben sind, in welcher er seine Empfindungen am schärfsten aussprechen konnte. Es gibt wenig deutsche Lieder, worin eine eigenthümliche Mischung von Naivetät und Witz, Lebensfreude und Melancholie herrscht, wie in dessen „Flinserln.“ Diese Dialektlieder sind Volkseigenthum geworden, weil sie die Stimmung des Volks wiedergaben, jene gesunde Alpenempfindung, die auf den Bergen Oberösterreichs, Steiermarks, Tyrols, bis weithin, wo die Stammburg des österreichischen Hauses in der fernen Schweiz steht, wie ein langgehaltener Ton sich hinzieht. — Die romantisch-epische Form ist Seidl meistens trefflich gerathen, besonders in „König Erich's Glaube,“ „Hans Euler,“ im „Aelpler“ u. a. klar-objektive, einfache und wirkungsreiche Kompositionen, die zugleich seine Meisterschaft im Ausdruck der Empfindung und in erhabener Naturschilderung beurkunden. — Erwähnen wollen wir noch seiner dramatischen Idyllen in niederösterreichischem Volksdialekt: „'s letzte Fensterln“ und „drei Jahrl'n nach 'm letzt'n Fensterln,“ welche die Runde über alle Bühnen Deutschlands gemacht haben. — Seine Prosaschriften fanden weniger Anklang.

Schriften:

Dichtungen. 2 Bde. Wien 1826.
Flinserln, oder: Oestreichá'rischi G'setz'ln, G'säng'ln und G'schicht'ln. 4 Hefte. Das. 1826; 3te Aufl. (Gesammtausgabe) 1844.
Bifolien. Das. 1836; 3te Auflage 1844.
Novelletten. Daselbst 1839.
Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Daselbst 1839.
Episoden aus dem Roman des Lebens. Daselbst 1839.
Liedertafel. Daselbst 1840.
Laub und Nadeln, Erzählungen. 2 Bde. Daselbst 1842.
Wanderungen durch Tyrol und Steiermark. (VIII. Sektion zum malerischen und romantischen Deutschland. Leipzig 1842.)
Pentameron, ein Cyklus von 5 Novellen. Wien 1843.

Dramatisch hat er bearbeitet: Scribe's „Maçon“ unter dem Titel: Der Maurer und Schlosser, Singspiel in 3 Aufzügen, (aufgeführt im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor 1826) und Ponsard's „Lucrèce“ (mit vielem Beifall gegeben auf der Wiener Hofbühne, zu Ofen, Prag und Lemberg 1845).

---

647. Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Luft,
Walzend wogt es auf und nieder
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodieen
Schmeicheln sich in's Herz hinein;
Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebsten Grame seyn.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan;
Um die müden abzulösen,
Wogen frische, lüstern, an.

Und in kühler Fenster Ecke
Stand ich, ein Vergeßner, da,
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als schmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah' die Spieler irr;
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brausende Gewirr.

Jetzt verstummen Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang,
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenster klang.

---

648. Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es! Geh, laß den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, seyn. —
Grüß' Gott, du schmucker Krieger! Nimm Platz an unsrem Tisch!
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist hell und frisch."

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Noth mir thut;
Doch so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr todt.

Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät, an Euch!"" —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
Und kommt Ihr, ihn zu rächen: — wohlan, ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand;
Im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand!
Den Säbel, Marthe, weißt du, womit ich ihn erschlug;
Und soll ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun steh'n sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Luft,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreist,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt!"

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen in's Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst du mir verzeihen, komm Hans, ich bin bereit!""

---

649. Der Aelpler.

„Leb' wohl, mein Weib! Leb' wohl, mein Kind!
Ich muß hinaus, zu jagen!
Die Sonne scheint recht mild, der Wind
Ist lau und lind,
Wie nicht seit langen Tagen.
Benützt will solch ein Wetter seyn;
Es ist nicht täglich Sonnenschein;
Vielleicht, daß wir die Strahlen
Mit langer Nacht bezahlen!"

Der Aelpler Rudi spricht's, und nimmt
Gewehr und Stock und Tasche;
Geht, ruft von fern noch, weich gestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruh'n heute, scheints, im Felsversteck,
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

Resli, sein Weib, indeß zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das, bunt und kraus,
Umstarrt von Eiskristallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt,
Und hält mit inn'rem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf Gott! Es ist der Lauwe Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunter flügelt!

Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur in's Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton,
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen. —

Schon blickt aus leicht gewölktem Blau
Der erste Stern hernieder,
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht,
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüber hastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar,
Und sträubt sein Haar,
Und drückt auf ihm und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen,
Und wieder hohl verstummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heißersehnte Schwelle; —
Er schaut; — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, — es fiel
Wohl Schnee; — auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Wiederschein;
Auch kann er nicht daheim noch seyn; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah zu wähnen.

Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel; —
Was dort, thurmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel!
Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen!

Er sucht und sieht nicht; — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er sieht's, und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan; schreit: „Weh'!"
Und wirft sich heulend nieder.
Dann springt er auf; stürzt fort im Lauf,
Und schreit, daß Thal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen,
Nachjammernd, wiederdröhnen:

„Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
Ist eingescharrt, verschüttet,
Zerschmettert vom Lawinenfall;
Vom Eiskristall
Vermauert und verkittet!
Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
Zwei Leben, drei stehn hier zu Kauf!
Auf, auf, mit Hand und Spaten
Zu helfen und zu rathen!"

Und mit der Sonne wallt's hinan
Im hilfbeflíss'nen Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felsenbuge.
Die Hände ruh'n und rasten nicht,
Eisscholl' um Scholle schmilzt und bricht;
Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schooß bleibt unergründet.

Drei Tage, wechselnd, wallt's hinan
In hilfbefliss'nem Zuge,
Mit Hack und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Umsonst, umsonst! Das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abstehn sie alle, klagend,
Nur er stürzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin,
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht,
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz allen Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf! Die Last
Des Schnee's ist abgequollen; —
Und wieder gräbt er, ohne Rast,
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund als Schollen.
Stößt wieder ein, stößt wieder an,
Und gräbt und schaufelt, was er kann, —
Auftaucht's — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes!

Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen!
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauscht im Grund,
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen!
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich — „Resli! — sprich!
Und — Seppi — dich!
Hab' ich euch wirklich wieder? —
Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
Und habt's ertragen, Gottes Joch?"
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küssen;

Nur beten, flehn zu ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als sie hervor
An's Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen!

Wie schien da alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für sie der Föhn;
Die Adler kreischten Wonne;
Die wüste, schneebedeckte Flüh
War mehr als Frühlingsschmelz für sie;
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen.

---

650. Aennchen von Tharau.

Zur Pastors Tochter, Aennchen von Tharau, in's Gemach
Trat einst, zur Morgenstunde, der Dichter Simon Dach.*)
Sie stand am Gartenpförtchen vor einem Marmortisch,
Und auf dem Tisch ein Körbchen mit Blumen, bunt und frisch.

Sie hatt' ein seiden Mieder voll buntem Zierrath an,
Ein blauer Sapphir glänzte, bedeutsam, vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geschmückt,
War gar ein herzig Kränzchen von Astern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk.
So stand sie lächelnd — einzig nur ihres Schmucks gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leise Simon Dach,
Schlich hin, besah sie schweigend, und seufzte tief und sprach:

„Mein Aennchen, lächelnd stehst du; dein Reiz ist deine Welt;
Du dünkst dich wie die Blumen, so du als Zier bestellt;
Du freust dich, daß die Wangen dir wie die Rosen blühn,
Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glühn.

Du bist mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
Und daß man drum dich ansieht, das ist es, was dich freut!
Ein Sapphir schmückt dein Mieder, den dir ein Andrer gab;
Das ist's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

An deinen Händchen schimmert ein buntes Perlenband,
Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
O Aennchen, einst mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
Thu, was dein Herz gelüstet, — doch glaubst du recht zu thun? —

Der mir dein Herz entwendet, ist reich — und das ist viel, —
Er gibt dir Perl' und Sapphir, und Gold und Modespiel;
Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold ist ungetreu,
Und mit den Reizen ist auch das Modespiel vorbei.

Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
Und wohl durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
Und Aennchen heißt das Mädchen, so sich der Dach ersehn,
Und mit ihm wird sein Aennchen durch hundert Jahre gehn.

Laß uns mitsammen wandern durch Deutschlands Süd und Nord; —
Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
Das Leid, durch's Lied gemildert, ist nur Verknotigung,
Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greise jung.

Und wenn ich, Aennchen, sterbe, sei mir nicht nachgeklagt,
Daß man die Wittib wegwirft, wie eine Bettelmagd;
Dann sollst du erst erfahren, was noch dein Simon galt:
Denn erst im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt!

Dann setzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
Mit reuigem Bekenntniß, als Denkmal, auf das Grab;
Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir schrieb, für Gold,
Und die den Mann beneidet, sind dann dem Weibchen hold!

Dann fragen dich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
Und ob er denn auch wirklich, was er besang, geübt.
Und wo du gehst, da flüstert's in frommer Scheu' dir nach:
Das Aennchen ist's von Tharau, das Weib des Simon Dach!"

*) Simon Dach, gekrönter deutscher Dichter, starb zu Königsberg 1659. — Die in diesem Gedichte mit „—" bezeichneten Worte sind aus Dach's Lied „Aennchen von Tharau" entlehnt.

So spricht zu seinem Aennchen der Dichter, tief erregt,
Und wähnt, dieweil sie weinet, auch ihre Brust bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht sie mit eitlem Sinn,
Und gibt sich, treuvergessen, dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod;
In Liedern nur ergießt er des Herzens herbe Noth.
Doch daß noch jetzt des Aennchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simons Lied gemacht.

---

651. Eck von Reischach.

In's Türkenlager stürmt es, und ist doch heute Rast.
Wer mag nur seyn gezogen hinab in toller Hast?

Ein Häuflein kecker Krieger, an seiner Spitz' ein Leu,
Die machen tausend Heiden im Kampfe feig und scheu.

Vom Wall das Ringen schauend, steht Eck von Reischach da,
Denn Einen sieht er kämpfen, wie er noch Keinen sah.

Es folget ängstlich spähend sein Aug dem Helden nach,
Verliert ihn, sieht ihn wieder — grad wie das Herz ihm brach.

Doch tollkühn stürzt das Häuflein ins tiefste Herz dem Feind,
Und ringet, und erringet — den lieben todten Freund.

Und Reischach sieht vom Walle die kühnen Kämpfer nahn
Und ruft beklommnen Herzens die Seinen schmerzlich an:

„Laßt mich den Helden schauen, der dort den Kranz erwarb:
Und sei's ein Knecht, er fühle, daß er als König starb!"

Sie gehen, kommen wieder, sie schau'n sich schmerzlich an;
Sie wollen ihn nicht bringen den früh verklärten Mann.

Doch schauen will ihn Reischach, gehorchen muß die Schaar,
Und langsam kommt die Bahre mit schwarzem Sammttalar.

Und während Reischach schweigend auf's Opfer niedersieht,
Und langsam von der Leiche die Trauerdecke zieht:

„Dich," ruft er, „soll man kennen, dich jugendlicher Held!
Dein Volk, das soll dich nennen und segnen dich die Welt.

Doch sprich, wer bist du, Jüngling? — Mein Sohn!" — Sein Sohn, schallts nach,
Und Allen mit dem Vater das Herz im Busen brach.

Das Knie halb eingesunken, den Lorbeer in der Hand,
So küßt er heiß den Leichnam, und ruft dann neu ermannt:

„Die Feinde sollen weinen, kommt's an die Rache dran;
Doch unser Blick, der blicke sein Lob zum Himmel an:

Wer solch ein junges Leben gab für des Landes Glück,
Drängt selbst im Vaterauge den Schmerz mit Lust zurück."

---

652. König Erich's Glaube.

In Stadt Upsala's Kirche, da stand der Hochaltar
Umschimmert rings mit Leuchtern, mit Kerzen hell und klar,
Und auf des Altars Stufen, mit fromm erhobner Hand,
Der Schwedenkönig Erich im schönen Festgewand:

„Gott, wer zu dir sich stellet, hat sicher sich gestellt;
Wer sich zu dir gesellet, der hat sich gut gesellt!" —
Er ruft's, und mit ihm Alle, daß Chor und Kuppel hallt:
„Wenn Gott, der Herr, mit uns ist, wer hat da noch Gewalt?" —

Und wie sie also beten, da theilt sich rasch der Chor,
Ein staubbedeckter Bote stürzt athemlos hervor:
„‚Genad' uns Gott! der Däne Skalater rückt heran,
Schon strömt er von den Bergen mit siebenhundert Mann!'"

Der König hört es ruhig und ruft, von Gott erhellt:
„Herr, wer zu dir sich stellet, der hat sich wohlgestellt!"
Da stürzt ein zweiter Bote dem ersten keuchend nach:
„„Skalater steht am Walle, der letzte Riegel brach!"" —

Der König aber hört es und singt, von Muth geschwellt:
„Wer sich zu Gott gesellet, der hat sich gut gesellt!"
Da kommt ein dritter Bote, — doch eh' er Kunde gab,
Schnellt ihm ein Dänensäbel das Haupt vom Rumpf herab.

Da dröhnt ein wildes Lärmen, da wirbelt wüst Geschrei;
Skalater kommt gewüthet voll Glaubensraserei;
Skalater kommt gewüthet mit siebenhundert Mann, —
Um Gut und Blut und König und Glauben scheint's gethan.

Da faßt mit Eins Herr Erich das güldenhelle Kreuz,
Und streckt es gegen Himmel, und schwingt es allerseits,
Und aus der sieben Wunden des Heilands jeder bricht
Ein Hundert Strahlen blitzend dem Feind in's Angesicht.

Und auf die Stirnen fallen die siebenhundert Mann,
Und beten stumm im Staube den großen Sieger an,
Und Erich und die Seinen frohlocken gotterhellt:
„Wer sich zu Gott gestellet, der hat sich wohl gestellt!"

Eduard Mörike,

geboren am 8. September 1804 zu Ludwigsburg, wo sein Vater Medizinalrath war, kam mit 14 Jahren in das Seminar zu Urach, um sich der protestantischen Theologie zu widmen; wurde 1822 in das Stift zu Tübingen aufgenommen (wo er, „mehr mit Goethe und den griechischen Dichtern als mit der Theologie beschäftigt, seinen ‚letzten König von Orplid' dichtete, den er nachmals als phantasmagorisches Zwischenspiel seinem Roman ‚Maler Nolten' einverleibte"); fungirte — seit 1827 — als Pfarrgehülfe in verschiedenen Gegenden Würtembergs; erhielt 1834 die Pfarrei zu Klever-Sulzbach bei Weinsberg; hat sich jedoch in letzterer Zeit von der Kanzel in's Privatleben zurückgezogen und wohnt gegenwärtig in Mergentheim.

* * *

Mörike, einer der glänzendsten Sterne am poetischen Horizont Schwabens, gehört seiner Grundrichtung nach den Romantikern an, ohne von ihren Irrthümern berührt worden zu seyn, wovor ihn schon seine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste der Alten bewahrte. Innig, frisch und unmittelbar, voll Originalität der Anschauung, sind seine auch in der Form vollendeten Gedichte, gewürzt durch einen gesunden, köstlichen „auf tragischem Hintergrunde sprudelnden und sprühenden" Humor, der hin und wieder zwar burlesk, selbst aber hinter der Burleske tiefe Bedeutung zeigt. Sein Meisterwerk ist der durch Gedankenfülle, Neuheit der Situationen und harmonische Form ausgezeichnete Roman „Maler Nolten," mit Vischer's Worten „eine seltsame Vereinigung phantastisch-romantischer Stoffe mit plastischer Klarheit und Goethe'scher Idealität in einem Styl darstellend, der wegen seiner Klassizität eine ungetheilte Bewunderung verdient."

Auch sein neuestes Gedicht im antiken Versmaße: „Idylle vom Bodensee" ist genial und mit origineller Laune entworfen, und enthält treffliche ländliche Schilderungen. „Die reinsten und innigsten Gefühle der Liebe, die Reize der Natur und die Geheimnisse des Menschenherzens, in welche beide der Dichter oft überraschende Fernsichten eröffnet, sind in dem Rahmen eines Scherzes zu einem schönen Ganzen verbunden."

Fr. Th. Vischer in seinen „Kritischen Gängen," II. S. 243 ff. bezeichnet Mörike vorzüglich als naiven Dichter, als einen Mann, „der auf reichen Bildungswegen die Schätze des Alterthums, die Kämpfe des ringenden Bewußtseyns in Leben und Wissenschaft nicht von sich abgewiesen, aber auch nur so daran Theil genommen hat, wie die Biene, die über Blumen und Disteln hinfliegt, den Honig daraus zu saugen. Die Mehrzahl seiner Lieder — fährt er fort — ist als naiv in dem Sinne zu bezeichnen, daß sie in der Stimmung des Volkslieds empfangen sind; man sieht ihnen an, daß sie gesungen sind, wie der Vogel singt, der auf dem Zweige sitzet, durchaus geworden, nicht gemacht, im Ausdruck schlicht; wie das Volkslied lassen sie sich nicht lesen, ohne sie innerlich oder laut in die Lüfte zu singen; die Empfindung ist ganz in der Gestalt ausgesprochen, wie sie in dem einfältigen Gemüthe des Volkes unvermischt und unreflektirt waltet. Haben wir — da die mittelalterlich-naive Gestalt des Bewußtseyns ein integrirendes Moment des Romantischen ist — diese Naivetät als romantisch zu bezeichnen, so ist in diesem Zusammenhange sogleich ein wesentlicher weiterer Charakterzug seiner Gedichte hervorzuheben. Mörike liebt das Wunderbare, das Geister- und Märchenhafte, kurz das Phantastische in einem Grade, in welchem nur die norddeutschen Romantiker, aus der schwäbischen Gruppe blos Justinus Kerner, es zum herrschenden Geiste ihrer Poesie erheben, während Uhland und Schwab lieber mit den markigen Gestalten und Handlungen gediegener Charaktere verkehren, und das Wunder, wo sie es aufnehmen, häufig aus der Objektivität heraus als blos inneres Phänomen in's Bewußtseyn hineinrücken 2c. 2c. Die Phantasie, in der Dämmerung volksthümlichen Bewußtseyns schweifend, irret gern in das Reich der Wunder, der Phantasmagorie hinüber, und in dieser Art ist denn alles, was uns der Dichter von Balladen und Romanzen gibt.

kein historischer Stoff im engeren oder weiteren Sinne, lauter mythische, märchenhafte. Es soll diese Region dem Dichter keineswegs verschlossen oder verkümmert werden, es ist aber zu wünschen, daß er seine Phantasie an den markigen Gestalten der Geschichte zur Begrenzung und Bestimmtheit zusammennehme. Dann wird es ihm gelingen, große Leidenschaften, welthistorischen Gehalt in rein menschlichen Sphären wirkend, darzustellen. Der unstete Fackelschein ist schön, aber wir sehnen uns doch auch nach der reinen Flamme der Weisheit; Mondschein ist schön, aber nach seinem ungewissen Lichte möchten wir auch die Sonne, nach der Nacht den Tag rc. Heimisch ist es unserm Dichter bei den Nixen in ihrer kristallenen Grotte; im Zauber-Leuchtthurm, wo des Zauberers Tochter die Schiffer hinlockt, daß Schiff und Mann zu Grunde sinkt; einen Geisterzug sieht er nächtlich zum Mummelsee schweben, er hört leise die Gebete der Geister schwirren, sie tragen ihren König zu Grabe, versenken seinen Sarg in die Wogen, die in grünlichem Feuer über ihm zusammenschlagen, und tief unten hört man ihre Lieder summen. Es ist nicht die breitgetretene und tausendmal dagewesene Balladenmanier, Mörike ist ganz Dichter und zieht uns, als hätten wir diesen Eindruck zum ersten Male, ganz in diese mystischen, bangen Gefühle und Anschauungen hinein. Besonders mit dem unsteten Geiste des Windes hat er gern zu thun. Jung Volker, der lustige Räuber, (eine herrliche Figur aus dem Maler Nolten) ist vom Winde empfangen, seine Mutter, ein schön frech braunes Weib, wollte nichts vom Mannsvolk wissen, sie rief lachend: Möcht lieber seyn des Windes Braut, denn in die Ehe gehen! Da kam der Wind, da nahm der Wind als Buhle sie gefangen rc. Etwas Vortreffliches ist das Gedicht, wo der angstvoll wilde Geist der Feuersbrunst in einem wahnsinnigen Feuerreiter personifizirt ist, den man in einer alten Stadt regelmäßig vor Anfang einer Feuersbrunst mit scharlachrother Mütze am Fenster auf- und niederhuschen, dann auf klapperdürrer Mähre nach der Brandstätte jagen sieht.

Gehaltvoller jedoch wird diese Poesie des Wunderbaren, wo das Wunder im Dienste einer konkreten sinnlichen Idee auftritt. Die Ballade Die traurige Krönung ist voll Gewitterschwüle und tragischer Angst, ganz im Geiste des Macbeth. König Milesint von Irland hat sein Brudeskind ermordet, um sich auf den Thron zu schwingen, die Krönung ward mit Prangen auf Liffey-Schloß begangen. O Irland! Irland! warest du so blind? Der König sitzt einsam um Mitternacht beim Pokale, sich seiner neuen Pracht zu freuen, er will sich am Anblick der Krone weiden, sein Sohn soll sie ihm bringen; doch schau', wer hat die Pforten aufgemacht? Ein Geisterzug schwebt herein mit Flüstern ohne Worte, eine Krone schwankt inmitten u. s. w. Aber auch die komische Stimmung weiß der Dichter in's phantastische Element einzuführen, wenn er uns in den Garten des Schloßküpers von Tübingen geleitet und acht Kegel aus dem Todesschlummer erweckt, welche eigentlich verzauberte Studiosen sind aus der Zopf- und Puderzeit, rothe Röcklein, kurze Hosen, und ganz charmante Leut. Wie komisch klingt es, wenn diese altfränkischen Geister den Küfer in der bekannten stehenden Formel des Volksliedes anreden: Ach Küper, lieber Küper mein! und erzählen, ihr ehemaliger Schoppenkönig, ein geschworener Weintrinker — kam Tags auf sieben Maß — habe sie in Kegel verzaubert, weil er sie mit ein paar lausigen Dichtern beim sauren Bier, zwar sämmtlich nudelnüchtern, auf der Kegelbahn traf, er habe hierauf, da das Biertrinken ganz in Schwang kam, seine Krone weggelegt — „an mir ist Hopfen und Malz verlorn", und sei in edlem Zorn vom Throne gestiegen, für Kummer und für Grämen zerfallen wie ein Schemen, gestorben und in das tiefe Gewölbe des Schlosses bestattet worden" rc. Vischer erwähnt noch besonders seiner lieblichen Epigramme erotischer Gattung, und macht auf gar manches Anmuthige aufmerksam, das er im Sinne der elegischen und epigrammatischen Lyrik der Alten gegeben, zugleich auf den reichen Stoff für Komponisten in seinen Liedern voll Innigkeit. „Mörike hat die lieblichsten Lieder, und eben deßwegen liest man ihn nicht, denn in jetziger Zeit gilt einmal Pathos für Poesie."

Von ihm:

Maler Nolten. Novelle in 2 Theilen, mit einer Musikbeilage. Stuttgart 1832.
Gedichte. Das. 1838; 2te vermehrte Auflage 1848.
Idylle vom Bodensee, oder Fischer Martin und die Glockendiebe. In sieben Gesängen. Daselbst 1846.

Gab heraus:

Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten (gemeinschaftlich mit W. Zimmermann). Stutgart 1836.
Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen. Mit zwei Darstellungen nach Zeichnungen von Fellner und Nisle. (Enthält Mörike's von Lachner komponirte Oper „Die Regenbrüder".) Daselbst 1839.
Klassische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegieen, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer; nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen rc. Daselbst 1840.

---

653. Vom Sieben-Nixen-Chor.

Manche Nacht im Mondenscheine
Sitzt ein Mann von ernster Schöne,
Sitzt der Magier Drakone
Auf dem Gartenhausbalkone
Mit Prinzessin Liligi;
Lehrt sie allda seine Lehre
Von der Erde, von dem Himmel,
Von dem Traum der Elemente,
Vom Geschick im Sternenkreise.

‚Laß es aber nun genug seyn,
Mitternacht ist lang vorüber,' —
Spricht Prinzessin Liligi, —
‚Und nach solchen Wunderdingen,
Mächtigen und ungewohnten,
Lüstet mich nach Kindermärchen,
Lieber Mann, ich weiß nicht wie!'

„Hörst du gern das Lied vom Winde,
Das nicht End' noch Anfang hat,
Oder gern vom Königskinde,
Gerne von der Muschelstadt?" —
‚Singe du so heut wie gestern
Von des Meeres Lustrevier,

Von dem Haus der sieben Schwestern,
Und vom Königssohne mir.‘

„Zwischen grünen Wasserwänden
Sitzt der Sieben-Nixen-Chor;
Wasserrosen in den Händen,
Lauschen sie zum Licht empor.

Und wenn oftmals auf der Höhe
Schiffe fahren, schattengleich,
Steigt ein siebenfaches Wehe
Aus dem stillen Wasserreich.

Dann, bei'm Spiel von Zauberglocken,
Drehn die Schwestern sich im Tanz,
Schütteln wild die grünen Locken
Und verlieren Gurt und Kranz.

Und das Meer beginnt zu schwanken,
Well' auf Welle steigt und springt,
Alle Elemente zanken
Um das Schiff, bis es versinkt.“

Also sang in Zaubertönen
Süß der Magier Drakone
Zu der lieblichen Prinzessin;
Und zuweilen, im Gesange,
Neiget er der Lippen Milde
Zu dem feuchten Rosenmunde,
Zu den hyazintheblauen,
Schon in Schlaf gesenkten Augen
Der bethörten Jungfrau hin.
Diese meint im leichten Schlummer,
Stets noch höre sie die Lehre
Von der Erde, von dem Himmel,
Vom Geschick im Sternenkreise,
Doch zuletzt erwachet sie:

‚Laß es aber nun genug seyn!
Mitternacht ist lang vorüber,
Und nach solchen Wunderdingen,
Mächtigen und ungewohnten,
Lüstet mich nach Kindermärchen,
Lieber Mann, ich weiß nicht wie!‘

„Wohl! — Schon auf des Meeres Grunde
Sitzt das Schiff mit Mann und Maus,
Und die Sieben in die Runde
Rufen: Schönster, tritt heraus!

Rufen zierlich mit Verneigen:
Komm! es soll dich nicht gereu'n;
Woll'n dir unsre Kammer zeigen,
Wollen deine Mägde seyn.

— Sieh, da tritt vom goldnen Borde
Der bethörte Königssohn,
Und zu der korall'nen Pforte
Rennen sie mit ihm davon.

Doch man sah nach wenig Stunden,
Wie der Nixenbräutigam
Todt, mit sieben rothen Wunden,
Hoch am Strand des Meeres schwamm.“

Also sang in Zaubertönen
Süß der Magier Drakone;
Und zuweilen, im Gesange,
Neiget er der Lippen Milde
Zu dem feuchten Rosenmunde,
Zu den hyazintheblauen,
Schon in Schlaf gesenkten Augen
Der bethörten Jungfrau hin.

Sie erwacht zum andern Male,
Sie verlanget immer wieder:
‚Lieber Mann, ein Kindermärchen
Singe mir zu guter Letzt'!‘

Und er singt das letzte Märchen,
Und er küßt die letzten Küsse;
Lied und Kuß hat ausgeklungen,
Aber sie erwacht nicht mehr.
Denn schon war die dritte Woche,
Seit der Magier Drakone
Bei dem edlen Königskinde
Seinen falschen Dienst genommen;
Wohlberechnet, wohlbereitet,
Kam der letzte Tag heran.
Jetzo fasset er die Leiche,
Schwingt sich hoch im Zaubermantel
Durch die Lüfte zu dem Meere,
Rauschet nieder in die Wogen,
Klopft an dem korall'nen Thor,
Führet so die junge Fürstin,
Daß auch sie zur Nixe werde,
Als willkommene Genossin
In den Sieben-Nixen-Chor.

654. Der Zauberleuchtthurm.

Des Zauberers sein Mägdlein saß
In ihrem Saale, rund von Glas.
Sie spann bei'm hellen Kerzenschein,
Und sang so glockenhell darein;
Der Saal, als eine Kugel klar,
In Lüften aufgehangen war
An einem Thurm auf Felsenhöh',
Bei Nacht hoch ob der wilden See,
Und hing in Sturm und Wettergraus
An einem langen Arm hinaus.
Wenn nun ein Schiff in Nächten schwer
Sah weder Rath noch Rettung mehr,
Der Lootse zog die Achsel schief,
Der Hauptmann alle Teufel rief,
Auch der Matrose wollt' verzagen:
O weh mir armen Schwartenmagen!
Auf einmal scheint ein Licht von fern
Als wie ein heller Morgenstern;
Die Mannschaft jauchzet überlaut:
Heida! jetzt gilt es trockne Haut!
Aus allen Kräften steuert man
Jetzt nach dem theuren Licht hinan,
Das wächst und wächst und leuchtet fast
Wie einer Zaubersonne Glast,
Darin ein Mägdlein sitzt und spinnt,
Sich beuget ihr Gesang im Wind;
Die Männer stehen wie verzückt,
Ein Jeder nach dem Wunder blickt
Und horcht und staunet unverwandt,
Dem Steuermann entsinkt die Hand,
Hat Keiner auf das Schiff mehr Acht,
Bis es am Felsenriffe kracht.
Die Luft zerreißt ein Jammerschrei:
Herr Gott im Himmel, steh uns bei!
Da löscht die Zauberin ihr Licht;
Noch einmal aus der Tiefe bricht
Verhallend Weh aus Einem Munde:
Da zuckt das Schiff und sinkt zu Grunde.

655. Die Geister am Mummelsee.

Wechselgesang.

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.
O nein!
So sage, was mag es wohl seyn?

Das, was du da siehest, ist Todtengeleit,
Und was du da hörest, sind Klagen,
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sind's, die ihn tragen.
Ach wohl!
Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder in's Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und netzen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten:
O schau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiher.
Nur still:
Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Ich glaube, sie nahen, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

656. Romanze vom wahnsinnigen Feuerreiter.*)

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rothe Mütze wieder?
Muß nicht ganz geheuer seyn,
Denn er geht schon auf und nieder;
Und was für ein toll Gewühle
Plötzlich auf den Gassen schwillt!
Horch! das Jammerglöcklein grillt:
Hinter'm Berg, hinter'm Berg
Brennt's in einer Mühle!

Schaut! da sprengt er wüthend schier
Durch das Thor, der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Thier,
Als auf einer Feuerleiter!
Durch den Qualm und durch die Schwüle
Rennt er schon wie Windesbraut!
Aus der Stadt, da ruft es laut:
Hinter'm Berg, hinter'm Berg
Brennt's in einer Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle borst in Trümmer,
Doch den wilden Reitersmann
Sah man von der Stunde nimmer;
Darauf stiller das Gewühle
Kehret wiederum nach Haus;
Auch das Glöcklein klinget aus:
Hinter'm Berg, hinter'm Berg
Brennt's! —

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Gerippe sammt der Mützen
Ruhig an der Kellerwand
Auf der beinern' Mähre sitzen:
„Feuerreiter, wie so kühle,
Reitest du in deinem Grab!"
Husch! da fällt's in Asche ab!
Ruhe wohl! Ruhe wohl
Drunten in der Mühle!

657. Jung Volker.

(Gesang der Räuber.)

Jung Volker, das ist unser Räuberhauptmann,
Mit Fidel und mit Flinte,
Damit er geigen und schießen kann,
Nachdem just Wetter und Winde.
Fidel und die Flint,
Fidel und die Flint!
Volker spielt auf.

Ich sah ihn hoch im Sonnenschein
Auf einem Hügel sitzen:
Da spielt' er die Geig' und schluckt rothen Wein,
Seine blauen Augen ihm blitzen.
Fidel und die Flint,
Fidel und die Flint!
Volker spielt auf.

Auf einmal, er schleudert die Geig' in die Luft,
Auf einmal, er wirft sich zu Pferde;
Der Feind kommt! Da stößt er in's Pfeifchen und ruft:
Brecht los, wie der Wolf in die Heerde!
Fidel und die Flint,
Fidel und die Flint!
Volker spielt auf.

---

*) Ist aus dem Roman: „Maler Nolten." In einer alten Stadt, so wird erzählt, habe im Giebeldache eines kleinen Hauses ein junger fremder Mann gewohnt, von dessen Lebensweise Niemand näher wußte, der sich Jahr aus, Jahr ein auch niemals habe blicken lassen, außer — nach dem Volksglauben — regelmäßig vor dem Ausbruch einer Feuersbrunst. Dann sah man ihn in einer scharlachrothen, netzartigen Mütze unruhig am kleinen Fenster auf und niedergehen, zum sichern Vorzeichen des nahe drohenden Unglücks. Mit dem ersten Feuerlärmen kam er auf einem magern Klepper aus dem Stalle hervorgesprengt und nahm pfeilschnell, unfehlbar seinen Lauf nach dem Orte des Brandes.

658. Jung Volkers Lied.

Und die mich trug in Mutterleib,
Und die mich schwang im Kissen,
Die war ein schön frech braunes Weib,
Wollte nichts vom Mannsvolk wissen.

Sie scherzte nur und lachte laut,
Und ließ die Freier stehen:
Möcht' lieber seyn des Windes Braut,
Denn in die Ehe gehen!

Da kam der Wind, da nahm der Wind
Als Buhle sie gefangen:
Von dem hat sie ein lustig Kind
In ihren Schooß empfangen.

659. Die traurige Krönung.

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen;
Der meuchelte sein Bruders-Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! warest du so blind?

Der König sitzt um Mitternacht
Im öden Marmorsaale,
Er freut sich seiner neuen Pracht
Beim einsamen Pokale;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau', wer hat die Pforten aufgemacht?“

Da kommt ein seltsam Todtenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt in Mitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen, —
Er neiget über eine Leiche sich.

660. Des Schloßküpers Geister zu Tübingen.

In's alten Schloßwirths Garten
Da klingt schon viele Jahr kein Glas,
Kein Kegel fällt, keine Karten,
Wächst aber schön lang Gras.

Ich mutterseelalleine
Sazt' mich an einen langen Tisch;
Der Schloßwirth regt die Beine,
Vom Rothen bringt er frisch.

Und läßt sich zu mir nieder;
Von alten Zeiten red't man viel,
Man seufzet hin und wieder;
Der Schöpplein wird kein Ziel.

Da nun der Tag gegangen,
Der Schloßwirth sagt kein Wörtlein mehr;
Neun Lichter thät er langen,
Neun Stühle setzt er her.

Als wie zum größten Feste
Auftischt er, daß die Tafel kracht.
Was kämen noch für Gäste?
Ist doch schier Mitternacht!

Der Narr, was kann er wollen?
Er macht sich an die Kugelbahn,
Läßt eine Kugel rollen,
Ein Höllenlärm geht an.

Es fahren gar behende
Acht Kegel hinter'm Brett herauf,
Schrei'n: Hagel und kein Ende!
Wer Teufel weckt uns auf?

Und waren acht Studiosen,
Wohl aus der Zopf- und Puderzeit:
Rothe Röcklein, kurze Hosen,
Und ganz charmante Leut'.

Die sehen mit Ergetzen
Den edelen Karfunkelwein,
Gleich thäten sie sich letzen
Und zechen und juchhein.

Den Wirth erbaut das wenig;
Er sprach: Ihr Herren, wollt verzeihn:
Wo ist der Schoppenkönig?
Wann seid ihr denn zu Neun?

Ach Küper, lieber Küper!
Wie machest uns das Herze schwer!
Wohl fünfzig Jahr und drüber
Begraben lieget er.

Gott hab' den Herren selig,
Mit seiner rothen Habichtsnas'!
Regierete so fröhlich,
Kam Tags auf sieben Maß.

Einst thät er uns bescheiden,
Sprach: Männiglich kennt mein Gebot:
Den Gerstensaft zu meiden;
Man büßet's mit dem Tod.

Mit ein paar lausigen Dichtern
Traf man bei'm sauren Bier euch an,
Versteht sich, nudelnüchtern,
Wohl auf der Kugelbahn.

Kommt also her, ihr Lümmel!
Er zog sein' Zauberstab herfür —
Wir stürzten wie vom Himmel —
Acht Kegel waren wir!

Jetzt ging es an ein Hudeln,
Einen hölzern König man uns gab,
Doch schoß man nichts wie Pudel,
Da schafften sie uns ab. —

Nun dauert es nicht lange,
So zieht das Burschenvolk einmal
Auf's Schloß mit wildem Sange,
Zum König in den Saal:

Wir woll'n dich Lands verweisen,
So du nicht schwörest ab dem Wein;
Bierkönig sollt du heißen!
Er aber saget: Nein!

Da habt ihr meine Krone!
An mir ist Hopfen und Malz verlor'n. —
So stieg er von dem Throne
In seinem edlen Zorn.

Für Kummer und für Grämen
Der Herre wurde krank und alt,
Zerfiele wie ein Schemen
Und holt der Tod ihn bald.

Mit Purpur ward gezieret
Sein Leichnam als ein König groß;
Ein tief Gewölb man führet
Zu Tüwingen im Schloß.

Vier schwarze Edelknaben
Sein' Becher trugen vor der Bahr';
Der ist mit ihm begraben,
War doch von Golde gar.

Damal ward prophezeiet:
Wenn nur erst hundert Jahr herum,
Da würd' der Thron erneuet
Vom alten Königthum.

So müssen wir halt warten,
Bis daß die Zeit erfüllet was;
Und in des Schloßwirths Garten
Derweil wächst langes Gras.

Ach Küper, lieber Küper!
Jetzt geige du uns wieder heim!
Die Nacht ist schier vorüber:
Acht Kegel müssen wir seyn.

Der Schloßwirth nimmt die Geigen
Und streicht ein Deo gloria,
Sie tanzen einen Reigen
Und Keiner ist mehr da.

Luise von Plönnies,

Tochter des ausgezeichneten Arztes und Naturforschers Dr. Philipp Achilles Leisler, ist am 7. November 1804 in Hanau geboren. Ihr Talent für Poesie wurde frühzeitig durch ihren Vater geweckt und genährt, und so kam es, daß sie, unterstützt durch große Gewandtheit in Erlernung fremder Sprachen, schon mit neun Jahren metrische Uebersetzungen aus dem Englischen machte. Eine dreizehnjährige Waise kam sie zum Vater ihrer Mutter, dem berühmten Dr. Georg Frhr. v. Wedekind, welcher Alles anwendete, die Erziehung seines Lieblings zu vollenden. Im Jahre 1825 vermählte sie sich mit dem Medizinalrathe und Ritter Dr. August v. Plönnies in Darmstadt. Seit dem Sommer 1847 ist sie Wittwe.

* * *

Erst in den letzten Jahren hat es die reichbegabte Dichterin gewagt, mit ihren gesammelten Poesieen in die Oeffentlichkeit zu treten, nachdem sie vorher pseudonym, dann mit ihrem wahren Namen in Duller's „Phönix", im „Morgenblatt", in Lewald's „Europa" u. a. Proben mitgetheilt hatte, welche, von außergewöhnlichem Auffassungs- und Darstellungsvermögen zeugend, bald die Aufmerksamkeit auf sie hinlenkten. Ein besonderer Vorzug ihrer Gedichte — die freilich mitunter bekannte Vorbilder nicht verleugnen — ist die blühende kräftige Imagination, die tiefe und lebendige Empfindung, die sinnige, nicht selten eigenthümliche Naturauffassung und die frische reichgefärbte Bildersprache. Zu ihren Hauptverdiensten gehört, daß sie außer der britischen auch die flämische Literatur vermittelt und, indem sie dies mit Glück versucht, in Britannien und bei den Flamändern die Theilnahme für deutsche Poesie wach erhält.

Von ihr:

Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen älterer und neuester Zeit, übersetzt. Frankfurt a. M. 1843.
Gedichte. Darmstadt 1844.
Ein fremder Strauß. Heidelberg 1844.
Ein Kranz den Kindern. Darmstadt 1844.
Reise-Erinnerungen aus Belgien, nebst einer Uebersicht der flämischen Literatur. Berlin 1846.
Vondel's Luzifer, übersetzt. Das. 1846.

661. Flachs.

Es hat der Flachs auf's Neue überzogen
Mit leichtem Blau das braune Feld umher;
Es spielt der Frühlingswind mit seinen Wogen,
Daß leicht sie wallen wie ein blaues Meer.

Du schönes Meer! aus Blüthen deine Wellen,
Geküßt vom Morg'n- und vom Abendroth,
Umstrahlt vom gold'nen Sonnenlicht, dem hellen, —
In deinem Schooße schlummert nicht der Tod!

Du friedlich Meer! die blauen Wogen ahnen
Nichts von dem Schrecken und dem Todeskampf,
Der auf den weiten Weltenozeanen
Die Opfer faßt im wilden Wellenkampf.

Du Blüthenmeer! die stillen Wogen heben
Sich wie der See, d'rin sich der Himmel bricht,
Du bist ein heiter lächelnd Kind vom Leben,
Den Tod mit seinem Grauen kennst du nicht. —

Da wallte dicht heran zu meinen Füßen
Des Flachses Flur, und im Vorüberzieh'n
Schien jede blaue Welle mich zu grüßen,
Und leise säuselt's durch die Halme hin.

Die erste sprach: Auf fernem Ozeane,
Umzuckt von Blitzen und von Sturmes Grau'n,
Werd' ich als Segel flattern im Orkane,
Den Tod werd' ich, und seine Schrecken schau'n.

Die zweite sprach: Ein milder Loos beschieden
Ist mir, entfernt von Grauen und von Weh;
Ein holdes Kind, umhüllt von Schlummerfrieden,
Bedeck' ich sanft wie weißer Blüthenschnee.

Die dritte sprach: Ein rauhes Loos gefallen
Ist mir, ich spann' mich aus als Kriegeszelt;
Die Trommeln hör' ich, die Trommeten schallen,
Und unter meiner Leinwand schläft ein Held.

Die vierte sprach: Bei'm frohen Siegesmahle
Breit' ich mich aus als glänzender Damast;
Es schimmern Kerzen, klingen die Pokale,
Mich schmückt des Silbers und Kristalles Last.

Die fünfte sprach: Gedreht zum starken Seile
Knüpft an das Fenster vom Gefängnißthurm
Mich der Gefang'ne an in banger Eile,
Und fährt an mir hernieder wie im Sturm.

Die sechste sprach: Ein Seil durft' ihn erlösen,
Und doch vom Seil ist ihm der Tod bestimmt,
Denn schlangengleich umstricke ich den Bösen,
Wenn bebend er das Hochgericht erklimmt. —

Da seufzt' ich schaudernd auf, doch eine klare
Lichtblaue Woge rollt' heran und sprach:
Als Spitzenschleier wall' ich einst im Haare
Der schönsten Braut an ihrem Hochzeitstag. —

Ich walle frisch und deine Pulse pochen,
So sprach die siebente im Morgenroth, —
Bald ist mein Flachs, und bald dein Herz gebrochen,
Zu deinem Leichenhemd webt mich der Tod! —

---

662. Der sterbende Schiffer.

Aus der Hütte engen Wänden
Tragt mich in den Kahn hinaus!
Auf dem Meere will ich enden,
Nicht im dumpfen Erdenhaus.
Meine bange Fieberhitze
Kühl' der frische Hauch der See,
Und die weiße Woge spritze
Mir in's Angesicht den Schnee!

Oftmals mit der Fluth gerungen
Hab' ich in dem Segelkahn,
Hab' mit lautem Ton gesungen
In den brausenden Orkan;
Oftmals blieb ich drinnen liegen
In der hellen Mondennacht,
Ließ mich von den Wogen wiegen,
Sah empor zur Sternenpracht.

Solche Nacht ist unvergeßlich!
Schöner als am hellsten Tag
Glatter Meerfluth unermeßlich
Grüner Spiegel vor mir lag.
Oft dann wünscht' ich mir die Ruhe
In der freien Wogen Gruft,
Nicht in enger Kirchhofstruhe,
Eingesenkt in Moderduft.

Nicht vom Trauerzug geleitet
Und der Glocken dumpfem Schall,
Nein, den Himmel ausgebreitet
Ueber freiem Wogenschwall.
Nicht von Brettern eingeschlossen
Und gedeckt mit Erde schwer —
Nein, von Hügeln licht umflossen,
Wie sie spielend wölbt das Meer!

Meine Stunde hat geschlagen!
Kahn, spann' deine Segel aus!
Sollst als offner Sarg mich tragen
In mein herrlich Grab hinaus.
Löst die Seele sich vom Leibe,
Dann vom Ufer lös't den Kahn,
Daß er mit dem Todten treibe
In den Weltenozean!

---

663. Tinctura thebaica.

Laß mich dein wunderbares Glück erwerben,
Leblos zu leben, ohne Tod zu sterben.

Gebt mir den Saft! den braunen Saft vom Mohne,
Den Wundertrank von einer fremden Zone,
Der kochte dem Aequator nah;
Das Schlummergift, d'ran die Granatenlippen
Der Odalisken im Seraile nippen,
Den Lethekelch aus Afrika!

Gottlob! schon senkt ein schweres Nachtgefieder
Umhüllend, schützend sich auf mich hernieder,
Ich liege willenlos gebannt;
Die Glieder ruhn, ich mag sie nicht bewegen,
Allein mein Herz, es klopft in mächt'gen Schlägen,
Stark pocht der Puls an meiner Hand.

Und um mich wogt's und wirbelt's von Gestalten,
Aus Nebelschleiern seh' ich sich entfalten,
Auftauchen Bilder wunderbar.
Die gelben Strahlen von dem Sonnenbrande,
Darin der Mohn gereift im heißen Sande,
Durchblitzen meine Träume klar.

Welch prächtig Feld! wie schimmern die Turbane,
Purpurn, gleich jenen, welche die Sultane
Sich schlingt in's rabenschwarze Haar!
Wie, oder sind es Köpfe, die zum Schrecken
Des Volks der Pascha ließ auf Piken stecken,
Ein Schmaus dem Geier und dem Aar?

Nein, glühende Turbane sind's vom Mohne,
Der riesig aufschießt in der heißen Zone,
Wo Kopf an Kopf sich prächtig drängt.
Schon seh' ich, wie an allen feinen Ritzen,
Die braune Männer mit den Messern schlitzen,
Ein großer Opium-Tropfen hängt.

Es quillt und quillt, die Köpfe alle bluten,
Alsdann gerinnt in heißen Sonnengluthen
Des Mohnes Hirn, sein Lebenssaft.
Kein Wunder, daß in unserm schwachen Hirne
Er in der dunkeln Höhle unsrer Stirne
So wunderbare Träume schafft.

Denn in der Tropennacht, der dämmerklaren,
Steh'n geisterhaft des Mohns verletzte Schaaren;
Da quillt und tropft das Opium.
Der Himmel! blauer See mit Naphtaflammen,
Flicht über ihnen Strahl und Strahl zusammen; —
Wie trinken sie den Schimmer stumm!

Und Geisterklänge süß und schaurig schweben
Herüber aus dem einst so prächt'gen Theben,
In alle Tropfen dringt der Klang.

Denn Theben ward erbaut in Harmonieen,
Und seines Königs Lyraklänge ziehen
Um die versunknen Mauern bang.

Und nächtlich legt sich auf die klaren Lüfte
Der schwarze Schatten jener Königsgrüfte,
Des sieb'ten Wunderwerks der Welt.
Es schlägt umsonst der Pyramiden Mauern
Der Flügelschlag der Zeit in Wetterschauern; —
Sie streben auf zum Sternenzelt!

Könige ruhn, von Hüllen fest umwunden,
Mit köstlichen Gewürzen eingebunden,
Jahrtausende darin in Todesruh.
Und beinah scheint mir's, daß ich ihrer Leiche,
Umhüllt von Orient's Schlummerbanden, gleiche; —
Doch traumlos schlafen jene zu.

Es wogt und wallt, die Meereswellen stöhnen,
Sie brechen sich am Strand mit dumpfem Dröhnen,
Durchrauschen meine Träume bang.
Wie schwarz die Wolke, — jetzt wird sie zerrissen,
Es flammt ein Strahl aus ihren Finsternissen,
Und horch! ein wundersüßer Klang!

Der Memnon klingt, des Bräut'gams eh'rnen Zwinger
Berührt Aurora mit dem Rosenfinger,
Der süße Klang, noch hallt er nach.
Und immer heller wird der Nebelschleier,
Mein Blick wird klar, mein Athem hebt sich freier,
Es siegt der Tag!

---

664. Quintin Messys,

der Schmied von Antwerpen.

Wer ist's, der den Hammer so mächtiglich schwingt,
Daß dröhnend, wie Donner, es ringsum erklingt?
Gebräunt ist sein Antlitz von Ruß und von Rauch,
Doch blau, wie der Himmel, sein strahlendes Aug' —
Der Schmied von Antwerpen.

Er hämmert noch schneller, von Funken umspritzt,
Im Auge noch heller der Funken ihm blitzt;
Es lodern die Flammen, es sauset wie Sturm,
Er schmiedet das Dach zu dem Brunnen am Thurm,
Der Schmied von Antwerpen.

Da schauet ein Köpfchen mit rosigem Schein,
Mit goldenen Flechten in's Fenster herein.
Wem mag er wohl gelten, der lächelnde Gruß? —
Er gilt dem Gesellen, gebräunet von Ruß,
Dem Schmied von Antwerpen.

Die Tochter des Malers ist's, lieblich und hold,
Sie trägt an den Armen wohl Spangen von Gold;
Die schöne Gestalt schmückt ein seiden Gewand,
Sie drückt ihm die kräftige, schwarzbraune Hand,
Dem Schmied von Antwerpen.

Sie geht — wie durch Schatten das Morgenroth bricht,
Umleuchtet der Purpur sein dunkel Gesicht.
Es lodern die Flammen, es sauset wie Sturm,
Er schmiedet das Dach für den Brunnen am Thurm,
Der Schmied von Antwerpen.

Doch als er vollendet das künstliche Dach,
Das Fieber die Kraft zu der Arbeit ihm brach,
Nun liegt er verlassen in ärmlicher Zell',
Das Auge so düster, das Angesicht hell,
Der Schmied von Antwerpen.

Da rollet ein Tropfen, wohl brennend und heiß,
Ihm still auf die Hand hin, die schwach nun und weiß;
Auf schlägt er das Auge in Wonne und Leid
Und blickt in das Auge der rosigen Maid, —
Der Schmied von Antwerpen.

Drauf spricht sie mit Lächeln und Thränen im Blick:
‚Wohl mag sich noch wenden das finst're Geschick,
Der Vater gewährt mich dem Maler allein;
Drum strebe, ein tüchtiger Maler zu seyn,
Der Schmied von Antwerpen.

Sieh, Pinsel und Farben hab' ich dir gebracht,
Schon größere Wunder hat Liebe vollbracht.
Ich fleh' zu Marien, der Königin mild,
Sie strahle in's Herz dir ein himmlisches Bild,
Dir, Schmied von Antwerpen.'

Sie scheidet. Als Schlummer das Auge ihm schließt,
Ein glänzender Traum seine Seele umfließt;
Maria erscheint ihm, die Königin mild,
Sie strahlet in's Herz ihm ein himmlisches Bild,
Dem Schmied von Antwerpen.

Und als er erwachet, mit zitternder Hand
Er malet sein Traumbild entzückt an die Wand,
Und wer es erschauet, spricht freudig gerührt:
Maria hat gnädig die Hand ihm geführt,
Dem Schmied von Antwerpen.

Es hallen die Glocken; ein glückliches Paar
Wallt, festlich geleitet, zum heil'gen Altar;
Es leuchtet die Jungfrau holdselig und hell,
Und freudig und stolz blickt der edle Gesell,
Der Schmied von Antwerpen.

---

665. *Ritter Aage und Jungfrau Else.

(Nach einer dänischen Sage.)

Es war am Maientage, die Glocken hallten laut,
Da freite Ritter Aage schön' Else, seine Braut.

Und als sie sich umschlungen, da blühten die Rosen all,
Da hat ihr Kind gesungen, die holde Nachtigall.

Ein Monat ist verflossen, die Rosen fallen ab,
Das Glück ist all genossen, Herr Aage ruht im Grab.

Viel heiße Thränen rollen von Elsens Aug' herab,
Wohl durch die braunen Schollen, hinunter in sein Grab.

Eine Thräne ist gesunken ihm auf das todte Herz,
Als wie ein glüh'nder Funken, — da wacht er auf voll Schmerz.

Die Lieb' hat aus den Banden des Grabes ihn befreit,
Da ist er aufgestanden, zur mitternächt'gen Zeit.

Er hat den Sarg genommen wohl auf die Schulter sein,
Und ist damit gekommen bis vor ihr Kämmerlein.

„Schließ auf die Thür, Geliebte, dein Liebster der ist nah,
Schließ auf die Thür, Betrübte, der Bräutigam ist da!"

„„Sprich aus des Heilands Namen, wie sonst laß ich dich ein.""
Herr Aage der sprach Amen, und trat in's Kämmerlein.

Das waren sel'ge Wonnen, er lag an ihrer Brust,
Das Leid war all zerronnen, versunken in der Lust.

Sie strich auf seinem Haupte mit goldnem Kamm das Haar,
Für jedes das sie raubte, fiel eine Thräne klar.

„„O du Herzliebster sage, wie ruht sich's in dem Grab? —""
„Wenn du lächelst," spricht Herr Aage, „dann fallen Rosen hinab."

„„Doch wenn ich weine, sage, fühlst du's in deinem Grab? —""
„Wenn du weinest," spricht Herr Aage, „tropft es wie Blut herab."

Sie schmiegt in Lust und Leide sich fester an ihn an.
„Horch, Zeit ist's, daß ich scheide, es kräht der rothe Hahn.

Jetzt müssen alle Todten zurück zum Erdenschoos."
„„Laß kräh'n den Hahn, den rothen, ich laß dich nimmer los! —""

„Es kräht zum zweitenmale, das ist der schwarze Hahn,
Jetzt wird im Morgenstrahle der Himmel aufgethan.

Laß mich den Sarg erheben und folgen dem Gebot!"
„„Ach Liebster, nimm mein Leben, und gib mir deinen Tod!""

Mit seinem Sarge schreitet Herr Aage aus dem Haus,
Von seinem Lieb begleitet, in dunkle Nacht hinaus

Zum Kirchhof, durch den dunkeln und langen Tannenwald.
„Sieh, wie die Sterne funkeln, zur Stelle sind wir bald."

Sie treten aus dem Walde, der Kirchhof ist erreicht;
„„Herr Jesu, wie ist balde dein golden Haar gebleicht!""

Sie treten zur Kapelle im blassen Mondenstrahl;
„„Herr Jesu, wie so schnelle wird deine Wange fahl!""

„Süß Lieb, du darfst nicht weinen, schlag auf dein Augenpaar,
Sieh wie dort oben scheinen die Sterne hell und klar."

Sie läßt die Blicke fliegen empor in blaue Luft,
Indeß ist er gestiegen hinab in seine Gruft.

Sie sah ihn nimmer wieder, ging heim in stillem Gram,
Bald legte man sie nieder zu ihrem Bräutigam.

Rudolf Marggraff,

geboren am 28. Februar 1805 zu Züllichau in der Neumark, Sohn des Kreissteuereinnehmers Marggraff daselbst, bereitete sich auf dem dortigen Gymnasium zu den akademischen Studien vor und bezog 1824 die Universität zu Berlin, wo er zwei Jahre lang der Theologie, zwei folgende ausschließlich philologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien oblag. Es war damals die Blüthezeit des Hegelthums. Nachher übernahm er die Leitung zweier Prinzen von Biron-Kurland, die im Kadettencorps zu Berlin lebten, im folgenden Jahre jedoch auf eine an ihn ergangene Einladung die interimistische Verwaltung des Rektorats an der höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt. Aus diesem Verhältniß schied er 1829, um zuvörderst, mit Abweisung jedes bindenden Pflichtverhältnisses, in häuslicher Zurückgezogenheit für das höhere Lehrfach sich vorzubereiten. Im Jahre 1830 gab er mit seinem Bruder Hermann eine Sammlung eigener Gedichte heraus, die, obgleich von der öffentlichen Kritik durchaus günstig aufgenommen (sie erkannte darin hauptsächlich eine der Uhland'schen verwandte Stimmung, einen entschieden lyrischen Geist, lebhaften dichterischen Ausdruck, Klarheit und Durcharbeitung der Ideen ꝛc.), bei ihrer vorwiegend individuell-lyrischen Richtung in jener Zeit politischer Aufregung nur beschränkteren Anklang fanden. Zu Berlin, wohin er 1833 zurückgekehrt war, fand er Veranlassung, in den von Dr. Fr. Bartels und Hennig geleiteten höheren Lehr- und Erziehungsanstalten praktisch als Lehrer sich zu üben. Mit dem Herbst des Jahres 1834 ging jedoch diese pädagogische Epoche seines Lebens zu Ende, und mit längst gehegter Vorliebe wandte er sich jetzt lediglich ästhetischen und kunsthistorischen Studien zu. Die Kunstausstellungen, wie sie in Berlin stattfanden, bedeuteten damals noch etwas; man suchte und fand in ihnen Ersatz für den Mangel an monumentalen Werken der Malerei, der sich dort erst später fühlbar machen sollte, und die Theilnahme an den Kunstbestrebungen, zumal der Düsseldorfer Malerschule, stand damals, noch unberührt von politisch-religiösen Wirren, in voller Blüthe. Glücklich daher, wer, wie Rudolph Marggraff, Stimmung und Muße hatte, öffentlich als Berichterstatter darüber aufzutreten; er fand ein aufmerksames und dankbares Publikum. Seine Kunstberichte in dem Beiblatt des Gesellschafters und später in der Vossischen Zeitung hatten sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen, obgleich darin die Mängel der seitherigen Lieblinge des Berliner Kunstenthusiasmus nicht geschont waren. Für mehrere kritische und belletristische Zeitschriften, namentlich für das von seinem Bruder redigirte „Berliner Konversationsblatt" und für den vom Verein der jüngeren Berliner Dichter herausgegebenen „Norddeutschen Frühlingsalmanach" (1836) lieferte er kunstliterarische und poetische Beiträge. Unter der unmittelbaren Leitung des alterthumskundigen und trefflichen Ed. Gerhard war inzwischen das schon früher begonnene Studium der Archäologie und Denkmäler-Erklärung mit erneutem Eifer von ihm wieder aufgenommen worden, und so entstand in der Folge seine Doktor-Dissertation „De serpentis usu mythologico-symbolico ejusque imagine in veteris artis monumentis expressa," wovon die ersten Grundzüge das oben erwähnte Beiblatt zum Gesellschafter in deutscher Sprache gebracht hatte.

Eine mit seinem Bruder nach dem südlichen Deutschland unternommene Reise im Jahr 1837 hatte zur Folge, daß er in München sich dauernd niederließ. Den dortigen Kunstbestrebungen widmete er seitdem lange Zeit fast ausschließlich Studien und Kräfte. Er gab die Münchener Jahrbücher für bildende Kunst heraus, lieferte für die neue Auflage des Konversationslexikons der Gegenwart (von 1838 bis 1841) außer vielen biographischen, auch mehrere größere Artikel über Kunst, insbesondere die über Baukunst, Metallguß, Polychromie, Skulptur, Stempelschneidekunst und Wachsmalerei, nicht minder betheiligte er sich mit umfassenderen Arbeiten an verschiedenen Zeitschriften, wie früher namentlich am „Phönix", an der „Zeitung für die elegante Welt", an „Ost und West", an Willkomm's „dramaturgischen Jahrbüchern" und an den „Blättern für literarische Unterhaltung", so später besonders an der „Allgemeinen Zeitung", am „Kunstblatt" und an dem von dem neuentstandenen Verein für Oberbaiern herausgegebenen Archiv. Politisches war damals nicht völlig von seiner publizistischen Thätigkeit ausgeschlossen. Nicht ohne anregenden Einfluß auf seine dichterischen Bestrebungen blieb die Mittheilnahme an der Gesellschaft der sogenannten „Zwanglosen" in München, welche damals die namhaftesten in Baiern lebenden Schriftsteller zu ihren Mitgliedern zählte, wie Ed. Schenk, Zu Rhein, Maltitz, Pocci, Elsholtz, Kobell, Zuccarini, Büssel, Weichselbaumer, Darenberger, Thiersch, Neumann, Martius u. A. Die durch ihre Beiträge vermittelten „Deutschen Blätter" (1840) empfingen auch von ihm poetische Spenden. Seitdem Marggraff im Herbst 1841 als Professor der Kunstgeschichte und Aesthetik, sowie als Sekretär an die königliche Akademie der bildenden Künste zu München berufen worden war, eine Stelle, welche seit 1808 Schelling, späterhin Schorn und Ferd. Olivier bekleidet hatten, beschränkte sich seine Thätigkeit lange Zeit fast ausschließlich auf den Kreis seiner amtlichen Obliegenheiten, die gerade damals um so dringender sich gestalteten, als die Akademie der neuen Umgestaltung entgegengeführt werden sollte, wie sie seit Kurzem eingetreten ist. Zugleich ward ihm der Kunstunterricht der Prinzessinnen Hildegard und Alexandra, so wie des Prinzen Adalbert anvertraut. Von seinen Vorträgen mannichfaltiger Art, die er bis jetzt an der Akademie gehalten hat, so wie von seinen Reisen in Deutschland und in jüngster Zeit in Italien, haben bis jetzt nur einzelne unbedeutendere Bruchstücke durch den Druck den Weg zur Oeffentlichkeit gefunden.

Von ihm:

- Gedichte. (Gemeinschaftlich herausgegeben mit seinem Bruder Hermann.) Zerbst 1830.
- Münchener Jahrbücher für bildende Kunst. 4 Hefte. München 1838—42.
- Erinnerungen an Albrecht Dürer und seinen Lehrer Michael Wohlgemuth. Nürnberg 1840.
- Beschreibung der Ludwigskirche in München und der in ihr enthaltenen Freskomalereien. (Eine Monographie.) Das. 1840.
- Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg. (Eine aus den Quellen geschöpfte historische Schilderung merkwürdiger, zumal artistischer und literarischer Persönlichkeiten in Deutschland, aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts.) Nürnberg 1840.
- München mit seinen Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten ꝛc. (Gemeinschaftlich mit Hermann Marggraff.) München 1846.
- Dramaturgische Abhandlungen, Kunstartikel im Konversationslexicon der Gegenwart, Monographieen u. s. w.

666. Burschenfahrt.

Es fuhren drei Bursche über den See,
Und träumten von Liebeslust und Weh.

Sie saßen still im kleinen Kahn,
Und sahen die Furchen des Wassers an.

Der Eine lenkte das Steuer gut,
Die Andern das Ruder mit frischem Muth:

Sie tragen was Großes in ihrem Sinn,
Und lenken zum anderen Ufer hin.

Da hat ein Wirth ein Häuslein klein,
Im kühlen Keller auch guten Wein;

Davon bestellen sie ein Faß
Und lagern allsammt sich in's Gras.

Sie trinken ein Glas und auch mehr,
Das hat den Burschen gemundet sehr.

Der Erste: „Wie dieser Wein fürwahr
Erglänzt Ihr Aeuglein so hell und klar!"

Sie trinken zwei Glas und auch mehr,
Und höher und höher steigt ihr Begehr.

Der Zweite spricht: „Wohl macht gesund
So Kuß als Wein zu guter Stund'!"

Sie trinken drei Glas und auch mehr,
Und immer höher steigt ihr Begehr.

Der Dritte spricht: „Wie diesen Guß
Möcht' ich trinken und schlürfen des Liebchens Kuß!"

Und als sie getrunken noch zwei, drei Glas,
War leer geworden das große Faß;

Dann fuhren sie wieder über den See,
Und träumten von Liebeslust und Weh.

---

667. Der alte Lord.

1.

„Er ist zum Tod getroffen!"
So haben sie gesagt.
„Weit steht die Wunde offen!
Dem Himmel sei's geklagt!"

Der Thäter hat vernommen
Der Zeugen Schreckenswort.
Schon ist der Tag verglommen,
Und schnell enteilt der Lord.

Vor Richtern seines Gleichen
Klagt man den Mörder an;
Man bringt vor sie den bleichen
Von ihm erschlag'nen Mann.

„Mord! Mord!" tönt's in der Runde;
„Verflucht der Mörder sei!
Wohlan, bringt ihm die Kunde,
Dem Lord auf seiner Abtei!"

2.

„Und hab' ich ihn erschlagen,
So war's ein edles Wild!
Ich bin, es zu beklagen,
Wohl nimmermehr gewillt.

Und haben sie gesprochen
Fluch über den Mörder aus:
Mit der Welt hab' ich gebrochen;
Wen kümmert denn mein Haus?

Vereinsamt will ich wohnen
Auf meiner stillen Abtei!
Hochfürstlich will ich thronen,
Als ob ich König sei!"

Er ruft dem Diener, dem alten:
„Sei du mein Hofmarschall!
Nach Willkür magst du schalten
In Küche, Kammer und Stall.

Du magst mir schenken vom besten
Südländisch-feurigen Wein,
Bei Tische, leer von Gästen,
Zugleich mein Truchseß seyn.

Und hab' ich Rath vonnöthen,
Magst du mir sitzen bei;
Und will das Wild ich tödten,
Mein Jägermeister sei!

Wir brauchen Niemand weiter,
Du alter, treuer Knecht!
Sei du nur mein Begleiter,
Dann ist mir's eben recht.

Den Dienertroß, den lauten,
Den jag' zum Thor hinaus! —
Und was die Künstler bauten,
Zerfall' in Schutt und Graus!"

3.

Der Lord mit dem alten Diener
Sitzt einsam auf seiner Abtei,
In den weiten Hallen und Gängen
Wandeln fortan nur Zwei.

Und bei den Fenstern nisten
Der Krähen schwarze Reih'n;
Durch die zerbroch'nen Scheiben
Pfeift lustig der Wind herein.

In Hallen und in Gängen
Da steigt der Schutt zu Hauf,
Vom Dache fall'n die Steine,
Vom Thurm der gold'ne Knauf.

Die Gärten steh'n verödet,
Das Feld unangebaut,
Derweil in langen Jahren
Dem Lord das Haar ergraut.

4.

Der Diener ist verblichen
Auf öder Lagerstätt',
Die ihm nach seinem Sterben
Noch dient als Grabesbett.

Der Lord mit grauen Haaren
Und wildverworr'nem Sinn
Sitzt einsam in der Halle
Und starrt zur Diele hin;

Das Haupt zur Brust geneiget,
Getrübt der Augen Licht,
Und aus den bleichen Zügen
Ein wildes Drohen spricht.

So sitzt er unter Trümmern,
Der Lord auf seiner Abtei,
Und Keiner hat gemeldet,
Wann er verschieden sei.

668. Der Vater im Schnee.

Die Mutter, die Kinder, Großvater zumal,
Die saßen zu Abend bei'm häuslichen Mahl.
Die Mutter schaute zum Fenster hinaus:
„Wie wirbelt der Schnee im schrecklichen Graus!"
Des Greisen Mienen sind ernst und kalt:
„„Im Frost erliegt der weite Wald!""
Die Kinder speisen; — noch ist nicht Noth:
Wie dampft die Schüssel! wie lockt das Brot!

Die Mutter: „Wo weilet der Vater so lang!
Wie wird mir zur Stunde um's Herz so bang!"
‚O sieh doch, lieb' Mutter, die Blumen schön,
Wie Frühlingsgarten am Fenster zu seh'n!
O wären beim Vater wir in dem Hain,
Wie wollten am silbernen Wald wir uns freu'n,
Da wachsen gleich Blumen himmelan
Die Tannen und Fichten, weiß angethan!'

Großvater spricht: „„Wenn die Sonn' aufgeht,
Dann laßt uns zum Walde, jetzt ist's zu spät.
Der Windmann hat heut viel zu thun,
Er läßt nicht Bäume noch Häuser ruh'n.
O weh! wie der Schnee an's Fenster flirrt,
Wie im Kamine der Sturmwind schwirrt!""
„Eure Hände faltet!" die Mutter spricht:
„Daß Gott ihn lass' ohne Hülfe nicht!"

Die Kinder stehen vom Abendmahl
Und falten die kleinen Hände zumal,
Sie heben die Augen zum Himmel empor,
Und sprechen der Mutter nach im Chor;
Der Alte schweigend zur Erden schaut,
Die Mutter, die Kinder beten laut:
„Ach Herrgott, führe durch deine Macht
Den Vater glücklich durch Sturm und Nacht!"

Und draußenher ein seltsamer Sang,
Wie Sterbelied, in's Zimmer drang:
„„Nimm meine Seel' in Gnaden auf!
Bald ist geendet mein Lebenslauf.
Behüte die Kinder, beschütze das Weib! —
Nimm, Himmel, die Seele! Nimm, Erde, den Leib!""
Im Winde verhallet das letzte Wort,
Der Schnee treibt weiter, der Sturm heult fort.

Die Mutter spricht: „Wer mag es seyn,
Den so spät man scharret in's Grab hinein?"
Der Greis saß schweigend da und sann,
Die Kinder schmiegten sich furchtsam an.
Der Vater am Abend nicht kam zu Haus,
Die Kleinen ruhten im Bettlein aus;
Doch kaum ergraute der Morgenschein,
Bracht' man eine starre Leiche herein.

Ida Gräfin von Hahn-Hahn,

Tochter des Grafen Karl Friedrich von Hahn=Neuhaus, am 22. Juni 1805 zu Tressow im Großherzogthum Mecklenburg=Schwerin geboren, verlebte ihre Jugendjahre in Rostock, Neubrandenburg und seit 1821 in Greifswald bei ihrer Mutter, während ihr Vater, „bekannt durch seine verschwenderische, fast abenteuerliche Neigung für Theaterunternehmungen," als Führer einer Schauspielertruppe von seinen über und über verschuldeten Gütern meistens abwesend war. Im Jahre 1826 vermählte sich die Dichterin mit dem Grafen von Hahn=Hahn, der sich aber bereits 1829 von ihr scheiden ließ. Seitdem suchte sie Trost in der Poesie und auf Reisen, besuchte 1835 die Schweiz, 1836—37 Wien, 1838—39 Italien, 1840—41 Italien, Spanien und Frankreich, 1842 Schweden und in letzterer Zeit Syrien und den Orient. Sie rastet gewöhnlich in Berlin oder Dresden.

* * *

Wenn ihre Verse auch nicht geradezu in die Kategorie des poetischen Dilettantismus gehören, so können sie doch auch keineswegs auf eigenthümliche Neuheit und genialen Charakter Anspruch machen. In gebildeter und edler Sprache sind sie meistens dem Gemüth entsprungen, unabhängig von Zeitrichtungen. Beachtung verdienen einige ihrer kleinepischen Darstellungen, wozu wir die nachstehenden Proben zählen. Dagegen steht sie im Gesellschafts=Roman und in Reiseschilderungen unter den deutschen Schriftstellerinnen unübertroffen da. Das soziale Verhältniß der Geschlechter, und den Kampf der Aristokratie und Demokratie — beide große Lebensfragen — wägt sie mit Ernst und Scharfsinn, leider zu sehr auf Kosten der Bürgerlichen, welche bei ihr lauter ordinäre Personagen sind. Es ist unbegreiflich, daß die Frau Gräfin bei ihrer reichen Menschenkenntniß und ihren meist tiefgedachten Ansichten und Meinungen noch nicht darüber nachgedacht zu haben scheint, woher eigentlich der Adel stammt! Die Natur, sagt E. M. Arndt, kennt keine Stammbäume und Geschlechtstafeln, sie theilt Tugend und Talente nicht nach alten Geschlechtern aus, und es ist ein seltner Stern, daß große Väter große Söhne zeugen. Edel und wohlgeboren ist nichts, als was die Natur gut gemacht hat.

Dr. Hillebrand in seiner „Deutschen Nationalliteratur" (III., S. 571) nennt sie die „Dichterin der exklusiven Gesellschaft und der Salonsherzlosigkeit. Besäße sie in so hohem Grade Genie als sie Schreibfertigkeit hat und subjektive Willkür walten läßt, so würde man ihr die aristokratischen Einbildungen gern zu Gute halten, mit denen sie jetzt bei gänzlicher Poesielosigkeit den ächten Geschmack fast nur anwidern kann. Wenn hohle Blasirtheit sich über das Menschliche hinweghebt und in dünkelhafter Leerheit sich das Gesicht der Dichtung anschminkt, so muß die Kritik gegen solche Attentate auf das Heiligthum der Musen, selbst auf Kosten der Galanterie, ein entschiedenes Wort zu reden wagen. Daß Frau Gräfin Hahn gebildet ist, daß sie einen feinen sozialen Hautgout hat, daß sie gute Beobachtungen machen kann, der Sprache mächtig ist, daß sie überhaupt nicht geistverlassen ist, dies und Anderes geben wir gern zu, wenn man uns nur erlaubt, sie mit ihrem gesellschaftlichen Absolutismus für keine Dichterin zu halten. Freilich zeigt sie hin und wieder, daß sie wohl eines höheren Tones fähig ist, allein sie weiß ihn nicht zu halten und in seiner eigenthümlichen Bewegung durchzuführen."

Von ihr:

Gedichte. Leipzig 1835.
Neue Gedichte. Das. 1836.
Venezianische Nächte. Das. 1836.
Lieder und Gedichte. Berlin, Posen und Bromberg 1837.
Aus der Gesellschaft. Novelle. Berlin 1838.
Der Rechte. Das. 1839.

Astralion. Eine Arabeske. Daselbst 1839.
Jenseits der Berge. Daselbst 1840; 2te vermehrte Auflage. 2 Theile. 1845.
Gräfin Faustine. Das. 1841; 2te Aufl. 1843.
Ulrich. 2 Bde. Das. 1841; 2te Aufl. 1845.
Reisebriefe. 2 Bde. Das. 1841.
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Bde. Ebd. 1842.
Ein Reiseversuch im Norden. Ebd. 1843.
Die Kinder auf dem Abendberg. Ebd. 1843.
Sigismund Forster. Ebd. 1843; 2te Aufl. 1845.
Cecil (als Fortsetzung des vorigen Romans). 2 Bde. Ebd. 1844.
Orientalische Briefe. 3 Bde. Ebd. 1844.
Die Brüder. Ebd. 1845.
Zwei Frauen. 2 Bde. Ebd. 1845.
Sibylle. Eine Selbstbiographie. 2 Bde. Ebd. 1846.
Clelia Conti. Ebd. 1846.
Levin. 2 Thle. Ebd. 1848.

Eine Gesammtausgabe ihrer Romane erschien unter dem Titel: Aus der Gesellschaft.

---

669. Kato.

Der Stern war untergangen
Von Roma's größter Zeit,
Die Freiheit lag gefangen,
Gestürzt die Herrlichkeit.
Auf Sklaven und auf Siegen
Erbaut sich Cäsars Thron,
Die Diademe liegen
Zu seinen Füßen schon.

Im Volke war gesunken
Die alte Römerkraft,
Erloschen jeder Funken,
Der Freiheit will und schafft;
Sein Wollen war ein Schwanken
Zum Schmeicheln jeder Macht,
Es hat nur noch Gedanken
Für Spiele, Brot und Pracht.

So ganz, so tief gefallen,
Muß es sich Herrschern weih'n;
Wo große Sieg' erschallen,
Wird es auch groß noch seyn,
Mit stolzen Lorbeerzweigen
Bedecken seine Schmach,
Bis sich die Zeiten neigen
Zu Roma's letztem Tag.

Ein Auge sah mit Beben
Erfüllt die Zeiten schon,
Woran Jahrhundert' weben — —
Du, Roma's größter Sohn! —
In seinem Busen nagen
Die Schlangen bittrer Pein,
Ein Kato kann nicht klagen
Und kann nicht Retter seyn.

Das ist von allen Schmerzen,
Was ihn am tiefsten traf:
Kraft nur im eignen Herzen,
Im Volke — Todesschlaf!
Er kann es nicht erwecken
Zu seiner Tugend Glanz,
Denn es verschmäht voll Schrecken
Den Bürger-Ehrenkranz.

Und Kato's große Seele
Bedrückt dies Sklavenland,
Sein Leben ohne Fehle
Schließt Tod durch eigne Hand.
Als Heros unter Knechten
Geht er zur Freiheit ein,
Und ewig wird Gerechten
Sein Name heilig seyn.

---

670. Der Schwur.

„Harald, du willst es wagen,
Den Göttern treulos seyn,
Der Väter Dienst entsagen,
Dem Fremden falsch dich weih'n? —

Laß droh'n des Kaisers Heere, —
Und, wenn sein Zorn erschallt,
So kämpf' für Glaub' und Ehre,
So stirb als Held, Harald!" —

„„Laß ab, laß ab, Gunilde,
Ich fürchte nicht den Tod;
Krieg tobt durch die Gefilde,
Bringt meinem Volke Noth.

Der Kaiser bietet Friede
Mir für des Glaubens Preis,
Ich bin des Blutes müde
Und nehm' das Palmenreis."" —

„Harald, die Götter rächen
An dem Verräther sich,
Und Schreckenszeichen sprechen
Aus Priestermund für mich.

Du bringest dir Verderben
Mit deiner zarten Scheu,
O lehr' dein Volk, zu sterben,
Und bleib dem Glauben treu!" —

„„Nicht ziemet wilder Jammer
Der Königin so mild,
Geh still in deine Kammer,
Verlasse mich, Gunild!"" —

„Ich darf nicht mehr dir wehren,
Da hart dein Mund mir spricht,
Doch ich — von den Altären
Der Götter lass' ich nicht." —

„„Gehorchen und ergeben
Wirst du dich dem Gemahl,
Wo nicht — verstoßen leben!
Ich schwör's! Du hast die Wahl."" —

„Und muß ich wirklich wählen,
So sei es gleich gescheh'n!
Ich geh' für deine Seelen
Zu meinen Göttern fleh'n." —

Im Heiligthum verborgen,
Vernimmt ihr Ohr die Stimm'
Der Priester, die, voll Sorgen,
Voll Haß und bitter'm Grimm,

Des Königs Tod beschließen,
Der ihrem Dienste feind,
Mit seinem Leben büßen
Soll, daß er Christenfreund.

„Harald, thu auf die Pforte,
Ich muß dich, König, seh'n!
O, gönne mir zwei Worte,
Sonst ist's um dich gescheh'n!" —

„„Naht sanft und still Gunilde,
Gehorsam, dann, o traun!
Werd' ich mit Lieb' und Milde
Ihr holdes Antlitz schau'n."" —

„Ich bin für's Leid geboren,
Doch Glauben wählte ich!" —
„„So ist's und bleibt's geschworen,
Ergeben seh' ich dich."" — —

Und als die Nacht sich senket,
Ist Mörderschaar nur wach,
Die ihre Schritte lenket
Hin zu Harald's Gemach.

Da tritt im Purpurkleide
Er sorglos vor sie hin;
Sie kennen sein Geschmeide,
Sie morden ihn und flieh'n.

Als Sonn' der Nacht entsprossen,
Zeigt sich ein schaurig Bild,
Von ihrem Blut umflossen, —
Die Königin Gunild'.

Im purpurnen Gewande
Harald's, im Mondenstrahl,
Täuscht' sie die Mörderbande
Und rettet' den Gemahl.

Harald gedenkt mit Beben
Des Schwur's, vor dem ihm graut; —
Er hat Gunild', ergeben
Bis in den Tod, geschaut.

---

671. Entstehung der weißen Rose.

Der Lenz war gekommen,
Das Thal war grün,
Die Sonne entglommen
Zur Erde schien.

Der Nachtigall Klage
Durchflötet den Hain,
Die Wonne der Tage
Schien ewig zu seyn.

Es blühet die Rose
In purpurner Pracht,
Aus schwellendem Moose
Die Liebliche lacht.

Die Sonne erblicket
Das schöne Gebild,
Ihr Strahlen entzücket
Das ganze Gefild.

Nun all' ihr Flammen
Die Rose durchglüh'n,
Sie brennen zusammen,
Verkläret sie blüh'n

Und Rose und Sonne
Statt Zwei sind nun Eins,
Ein Spiegel der Wonne
Des süß'sten Vereins.

Ihn feiern die Lieder
Auf blumiger Flur,
Von ihm tönt es wieder
Rings in der Natur.

Und Erde und Himmel
Erfreuen sich drob,
Und Lebens Gewimmel
Wird jubelndes Lob.

Die Sonne am Morgen —
Wenn Rose noch schlief
In Blättern geborgen —
Zum Leben sie rief.

Ist jene gesendet
Zur nächtlichen Ruh',
Die Rose dann spendet
Ihr Düfte noch zu.

So nehmen und geben
Sie beide das Glück,
Und doppeltes Leben
Ist beider Geschick.

Doch es nahet sich auf Stürmen
Dunkler Wolken mächtig Heer,
Ihre Schatten düster thürmen
Um die schöne Sonn' sich her.
Morgen geht, der Abend weichet
Dann der Nacht, die Tage flieh'n,
Ohne daß die Sonne leuchtet,
Weil zu wild die Stürme zieh'n.

Endlich, endlich überwunden
Hat sie all das nächt'ge Graus;
Ihren Sieg nun zu bekunden,
Geht sie stolz von Osten aus.
Ihres Lichtes erste Strahlen
Suchen gleich die Rose auf,
Um die Schöne hold zu malen
In des ganzen Tages Lauf.

Doch die Rose — nicht entblättert,
Noch gebrochen man sie sah,
Auch zu Boden nicht geschmettert, —
Nur erbleichet stand sie da.
Mit dem Lebenslicht entschwunden
War die Farb' vom schönsten Glück;
Als sie jenes wiederfunden,
Blieb dies Schmerzensbild zurück.

Ludwig Karl Wittich

ist 1805 zu Darmstadt geboren, wo sein Vater damals Assessor beim Stadtgericht war. Er erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog alsdann die Universität Gießen und widmete sich den juristischen Studien. Nachdem er die üblichen Prüfungen bestanden, ging er in die praktische Laufbahn über, wirkte abwechselnd bei einigen Landgerichten, bei einem Anwalt und beim großherzoglichen Hofgericht zu Darmstadt, wurde 1846 als Landgerichtsassessor nach Seligenstadt berufen und lebt gegenwärtig in gleicher Eigenschaft zu Gernsheim am Rhein.

Schon als Jüngling widmete Wittich seine Mußestunden poetischen Beschäftigungen, wozu ihm eine sehr tiefe Kenntniß des Alterthums und eine umfassende Bekanntschaft mit der neueren deutschen und fremden Literatur Anlaß gab. Noch hat er seine, durch Gedankenfülle, sinnige Naturanschauung, reine Form und edle Tendenz ausgezeichneten Poesieen nicht gesammelt herausgegeben; sie finden sich zum Theil in Müllner's „Mitternachtsblatt" (1826—29), im „Morgenblatt," in der „Abendzeitung," in den „Elsässischen Neujahrsblättern," in den Sagensammlungen von Nodnagel, sowie in einigen Musenalmanachen.

---

672. Heimweh nach der Fluth.

Es weint ein Waisenknabe
Wohl schon drei Tage lang
Verlassen an dem Grabe,
Das seinen Vater schlang;
— Der war im Kahn ertrunken,
Als sich der Sturm erhob,
Der Leichnam war versunken,
Da wild die Windsbraut schnob.

Es netzen kalte Wellen
Des Knäbleins Füße bloß,
Und neue Thränen quellen
Herab in seinen Schooß;
Bald Blumen, bald Syringen
Streut es den Fluthen viel,
Und seine Locken schlingen
Sich in der Lüfte Spiel.

Und als es so drei Tage
Am Seegestade saß,
Und bei der Thränen Klage
Die Welt und sich vergaß:
Da tauchten licht drei Schwäne
In nächt'ger Ferne auf,
Die zogen sanft wie Kähne
Zum Uferthal herauf,

Und winkten ihm und nickten
Und lockten auf die Fluth;
Die goldnen Sterne blickten
In traulich stiller Gluth,
Die linden Wellen spielten
So kühlig und so mild,
In feuchten Armen hielten
Sie sanft des Mondes Bild.

Ein Brettchen schwebt zum Sande,
Der Knabe schwingt sich drauf,
Und in die Fluthenlande
Nimmt schnell die Wog' ihn auf.
Da hört er Engelslieder
Um seine Schläfe weh'n, —
Als er erwacht, da sieht er
Drei Frauen vor sich steh'n. —

Die haben ihn in Kissen
Gar mild und weich gelegt,
Zu dienen ihm beflissen,
Im Liebesarm gepflegt;
Jetzt rühren sie die Saiten
Und singen Lieder drein;
In Paradiesesfreuden
Wähnt schon das Kind zu seyn.

Und als es sich genesen
Fühlt durch den holden Sang,
Spricht Eines drauf der Wesen
Mit süßem Zauberklang
Und Engelhuld in Mienen:
‚Sprich und gebiete frei,
Wie mögen wir dir dienen?
Wohl mächtig sind wir Drei!'

Drauf zeigen sie ihm Hallen
Und Gärten sonnig klar;
Gold, Silber und Korallen
Und Steine wunderbar;
Die fernen Berge strahlen
In schwülem Himmelblau,
Auf Höh'n wie in den Thalen
Glänzt dunkelgrün die Au.

Und viele Sommertage
Verweilt er bei den Frau'n;
Doch da erwacht die Klage,
Die Oberwelt zu schau'n;
Den Vater will er haben,
Den ihm der See verschlang,
Bei all den bunten Gaben
Quält ihn der Sehnsuchtsdrang.

Und klagt sein ew'ges Sehnen,
Bis er die Wesen rührt,
Bis deren Eins mit Thränen
Ihn wieder aufwärts führt.
Dort, wie der Winde Wehen,
Entweht sein Wonnetraum;
Was er erlebt, gesehen,
Es glaubt's der Knabe kaum.

Doch ein unendlich Sehnen
Schwellt jetzt sein wundes Herz,
Es rinnen seine Thränen
In namenlosem Schmerz,
Er stöhnte seine Klagen
Wohl in der Winde Weh'n,
Und ward nach dreien Tagen
Von Niemand mehr geseh'n.

---

673. Kalanus.

Beredet mich, ihr Treuen,
Zum ferner'n Leben nicht!
Ich scheide, mich zu freuen
Im neuen Sonnenlicht! —
Ihr, denen noch die Locken
Der Jugend Kranz umweht,
Wißt nicht, wie ihren Rocken
So trocken
Für mich die Parze dreht! —

O großer Alexander!
Wie klein ist deine Welt,
Wenn klingend auseinander
Des Lebens Kette fällt!
Wenn Müdigkeit und Schwere
Langsam das Mark beschleicht,
Und Phöbus und Cythere
Der Scheere
Der finstern Parze weicht! —

O wißt, aus meinem Thore
Ist jeder Gott entfloh'n;
Es klingt zu meinem Ohre
Nicht mehr der Tuba Ton;
Es schallt zu meinem Herzen
Nicht mehr des Sieges Heil! —
Statt Zechlied, Sang und Scherzen,
Sind Schmerzen
Mein zugemessen Theil! —

Auch mir war einst erschienen
Der Jugend gold'ne Zeit;
Es lacht' aus meinen Mienen
Der Gott der Fröhlichkeit;
Der Ströme dunkle Wogen
Theilt' ich mit Manneskraft;
Kühn spannt' ich meinen Bogen,
Es flogen
Der Pfeil mir und der Schaft! —

Drum weinet nicht um Einen;
Euch Allen ist es nah
Das Schicksal, das noch Keinen
In Wollust altern sah! —
Die von Prometheus stammen,
Sind Erde, wie zuvor. —
Auf, stoßt die Brände zusammen! —
In Flammen
Steigt jung mein Geist empor! —

---

674. Kornmütterlein.

Er ging durch die Auen, er ging durch das Korn,
Es wogten die Halmen, es grünte der Dorn.

Es duftete süß, es zog durch die Au
Ein wallender Nebel, ein dämmerndes Blau.

Die Wachtel schlug tief im Grünen versteckt,
Ihr heischeres Lied hat den Wand'rer erschreckt. —

Er schauet mit träumenden Augen sich um;
Die Flur ist so einsam, der Abend so stumm. —

Da quillt's in den Halmen; da knistert's empor;
Kornmütterlein lugt aus den Aehren hervor;

Im grünen Gewand, mit blondem Haar,
Mit Aeuglein, wie junge Cyanen so klar.

Jetzt theilt es die Halme, mit Händchen weiß,
Und singet in zärtlichen Tönen ihm leis:

„Schon beugt sich die Aehre; schon reifet das Gold;
Das ferne Liebchen blieb treu dir und hold;

Wenn die Flur sich belebt, wenn die Sense klingt,
Wenn die emsige Schnitterin Lieder singt,

Wenn der Mond glänzt wieder im vollen Schein, —
Dann ist die Herzallerliebste — dein!" —

Balthasar Reber,

geboren zu Basel am 7. Dezember 1805, studirte von 1825—30 in Berlin Philologie, Geschichte und Theologie, bei Böckh, Lachmann, Raumer, Ranke, Neander und Schleiermacher. Später zum Doktor der Philosophie, zum Mitglied der Baseler historischen und der Schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft ernannt, lebt er in seiner Vaterstadt, beschäftigt mit dem Studium der Geschichte und Poesie.

Einer der begabtesten Schweizerdichter und zugleich einer der deutschesten in Neigung und Gesinnung, die sich namentlich in seinen mit W. Wackernagel herausgegebenen „Zeitgedichten" kräftig und edel ergossen, bewegt sich Reber mit besonderem Glück in der malerischen Sphäre der Poesie; Schilderungen und historische Darstellungen gelingen ihm besser als Gesang und Lied, obgleich seiner Lyrik auch das musikalische Element nicht fremd ist. Frischanschaulich versteht er die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Landes und Volkes zu schildern. Seine Phantasie ist blühend, nicht selten plastisch, seine Diktion reichgefärbt; nur verfällt er gern in den Fehler der Bildersucht und pathetischen Redegepränges.

Seine Gedichte sind erschienen seit 1838 in den „Alpenrosen," in den verschiedenen Schweizerischen „Weihnachtsgaben," in den „Elsässer Neujahrsblättern," in einer Gedichtesammlung zur Feier des Johannistages (des Buchdruckerfestes) 1840, in der „Baseler Schützenzeitung" von 1844, u. a.

Von ihm:

Beiträge zur Baseler Buchdruckergeschichte (gemeinschaftlich mit Immanuel Stockmeyer). Basel 1840.
Zeitgedichte (mit W. Wackernagel). Das. 1843.
Reding, Landammann von Schwyz im 15. Jahrhundert. (In den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Bd. 2. Basel 1843).
Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs, nach den Urkunden der Zeitgenossen, herausgegeben (mit mehreren Andern). Das. 1844.

Die Schlacht bei St. Jakob, erzählt für die Jugend. Das. 1844.
Felix Hemmerlin von Zürich. Neu nach den Quellen bearbeitet. Zürich 1846.

Zwei größere epische Gedichte: Der König von Staffa und Die Schlacht bei Granson hat er zum Druck vorbereitet.

675. Die beiden Alten.

Dort an des Gießbachs steilem Rand
Einsam ein hölzern Hüttchen stand,
Von alten Leutlein war's bewohnt,
Und Gottes Frieden drinnen thront'.

Der Vater zählte neunzig Jahr,
Die Mutter nicht viel jünger war,
Und beide freuten inniglich
Auf Gottes schönen Himmel sich.

Nur Eine Sorge drückt sie leis:
Sie lieben beide sich so heiß!
Wenn nun das Eine stürb' vorher,
Das trüg' das Andre nimmermehr.

Drum beteten sie jedes Mal
Beim Morgen- und beim Abendstrahl:
„Ach Herr, nimm in dein Himmelreich
Uns alle beide doch zugleich!“

Und einst in einer stillen Nacht
Ist im Gebirg der Föhn erwacht,
Er löst die Gletscher, löst den Schnee,
Das Wässerlein schwillt auf zum See,

Zum Strom das Bächlein, reißt hinab
Die Hütten all' in's Wassergrab,
Trägt auch hinweg der Alten Haus,
Sie hören nichts von dem Gebraus.

Sie schlafen selig wie noch nie,
Und beide träumend beten sie:
„Ach Herr, nimm in dein Himmelreich
Uns alle beide doch zugleich!“

676. Die Schlacht von Näfels.
1388.

Der Winter deckt die Lande
Der hohen Alpenwelt,
Das schien den Herr'n vom Adel,
Als hätt' es Gott bestellt:
Nun armes Ländchen Glarus,
Du trotz'ger Eidgenoß!
Hoff' nichts von deinen Schwyzern,
Der Schnee liegt thürmegroß.

Nun armes Land von Glarus,
Mach' deine Augen auf,
Von fünfzehntausend Mannen
Ein auserwählter Hauf!
Wir kommen her von Wesen,
Und klopfen an dein Thor,
Hier an dein Thor von Näfels,
Laß uns nicht stehn davor.

Was ist das Thor von Näfels?
Ist eine Schanzenwand,
Die langt von Berg zu Berge
Quer durch das niedre Land;
Auf dieses Thores Zinnen
Da stehn Zweihundert kaum,
Ihr Vaterland zu schützen,
Sie haben reichlich Raum.

Zwar drunten stehn viel Tausend,
Ein stundenlanger Schwarm,
Der Schnee schmilzt unter ihnen,
Sie stehn so dicht und warm;
Das kleine Häuflein droben
Nur wen'ge Spannen mißt's,
Sie stehn in kaltem Winde,
Doch warm im Herzen ist's.

Am heißesten wohl brannte
In Am Bnols Herz die Gluth,
Es steht der wackre Hauptmann
Zuvorderst auf der Hut.
Er und sein treues Häuflein
Sie haben dort gekämpft,
Daß Feindes Blut vom Walle
Wie vom Altare dämpft.

Dann ziehn sie von der Wehre
In's hintre Land zurück,
Mit hochgeschwungnen Waffen,
Mit Thränen in dem Blick;
Wie hundert Waldesströme
Hat sie umwogt das Heer,
Der Wall ist überbrauset,
Nun wallt ins Land das Meer.

Und aus dem Meere raget
Vom Platz, den er erkor,
Am Bnol mit seinem Banner
Hoch wie ein Fels empor,
Er steht am Berge Röüti,
Läßt von den eis'gen Höhn
Schlachtruf ins Land erschallen,
Das blut'ge Banner wehn.

Sie haben ihn gehöret
Zuhinterst im Gebirg,
Geschauet auch sein Banner
Hellroth von dem Gewürg;
Auch hören sie vom Thale
Herauf ein Jammerschrei'n,
Auch sehen sie am Himmel
Von Flammen Widerschein.

Da bricht aus allen Schluchten
Ein zornig Volk hervor,
Sie sammeln sich um Am Bnol,
Wo's Banner weht empor,
Sie werfen weg die Waffen,
Hellbart und Morgenstern,
Sie stürzen auf die Kniee
Und flehn zu Gott dem Herrn!

Dann von des Röuti's Gipfeln,
Da brechen sie mit Macht
Herab die Felsenzacken,
Daß all der Berg erkracht;
Sie schwingen hoch in Händen
Das zackige Geschoß,
Laut saust es durch die Lüfte,
Zerschmettert Mann und Roß.

Herr'n Ritter! solcher Hagel
Seid ihr doch nicht gewohnt,
Im milden Osterlande
Bleibt ihr davon verschont;
Gott läßt dort allzugnädig
Euch Herren in der Ruh;
Allein der Glarner Bauer,
Hat keinen Grund dazu!

Er reißet Fels auf Felsen
Von seinem Röuti los,
Gibt's keine Meer' am Röuti,
O Glarisland ist groß,
Es hat noch viele Berge,
Felswand an Felsenwand,
Die strecken selbst sich freudig
Dem Bauer in die Hand.

Da war es in dem Grunde
Ein Grausen anzusehn,
Wie lagen da in Trümmern
Rüstungen blank und schön!
Rüstung von Roß und Mannen,
Zermalmte Leichen drin,
Von schweren Leichensteinen
Ein Saatfeld drüber hin!

Ja, schrecklich kämpft der Glarner,
Wenn es sein Glarus gilt;
Doch auch die Herr'n vom Adel
Sind nicht so bald gestillt:
Sie wollen endlich rächen,
Heut fing sie an die Rach',
Von Morgart bis auf Sempach
Die siebzigjähr'ge Schmach.

Manch Tausend liegt erschlagen,
Mehr Tausend' stehen noch,
Mehr Tausende, als Felsen
Auf eurer Berge Joch!
Laßt eure Felsen alle
Ihr fliegen auch wie Laub,
Wir bleiben doch genug noch,
Zu drücken euch in Staub!

Drum vorwärts schnaubt ihr Hengste!
Der Kampf beginnt auf's neu.
Eilf Mal hat er begonnen;
So kämpft nicht Leu und Leu.
Um vier Uhr war's am Morgen,
Da klopften sie an's Thor;
Jetzt ist es Mittag worden,
Jetzt reißt der Wolken Flor.

Jetzt bricht hervor die Sonne,
Sieht staunend über Nacht
Ihr weißes Ländchen Glarus
Erblüht in Rosenpracht;
Sie weilet ob dem Glärnisch,
Verklärend seinen Kranz:
Des Berges Eisgefilde
Verbreiten mächt'gen Glanz.

Da war der hohe Glärnisch
Von Weitem anzusehn
Als wie ein Ries' im Panzer,
Der in den Kampf will gehn!
Und horch! von seinen Häupten
Da klingt's wie Jubelgruß,
Es schien der Berg zu jauchzen
Vom Gipfel bis zum Fuß.

Es sind die Schwyzer Helden,
Die haben durch den Schnee
Sich eine Bahn gebrochen
Durchs Thal und durch die Höh';
Gerad als ob dem Berge
Die Sonne grüßend stand,
Sind sie auch durchgebrochen
Und grüßeten das Land.

Da war der hohe Glärnisch
Von Weitem anzusehn
Als wie ein Ries' im Panzer,
Der in den Kampf will gehn!
Und horch, von seinen Häupten
Da klingt's wie Jubelgruß;
Es schien der Berg zu jauchzen
Vom Gipfel bis zum Fuß.

Da stehen starr die Hengste
Und starr die Ritter drauf,
Die Schwerter sinken nieder,
Die Helme schaun hinauf:
Stets heller strahlt der Glärnisch,
Stets näher hallt sein Gruß,
O schaut, jetzt auf die Hügel
Vor uns setzt er den Fuß!

Als ob aus allen Gauen
Die Eidgenossenschaft
Im West' wär' aufgebrochen
In allgewalt'ger Kraft,
Als ob die Grimm'gen alle
Da stünden als ein Mann,
So schritt aus blauen Lüften
Der Riesenberg heran.

Laßt ruhen eure Felsen
Ihr starken Glarner jetzt,
Gott steht auf euern Bergen;
Die Feinde fliehn entsetzt.
Dumpf dröhnet aus den Tiefen
Die Flucht wie Donnerton,
Von Röutis Höhen steiget
Dank auf zu Gottes Thron.

---

677. Das glückhafte Schiff von Zürich.

Der Dampf ist König unsrer Zeiten,
Sein Flammenscepter lenkt die Welt;
Wir können wie die Riesen schreiten,
Weil uns der Dampf von dannen schnellt.
Seht! wie die Schiffe Flügel tragen
Und Flügel tragen unsre Wagen;
Seht! wie die Welt zusammenrückt:
Entgegen rollen sich die Städte,
Den Ozean auf kurzem Brette
Wir überhüpfen ihn entzückt!

Ja, du mein fliegendes Jahrhundert,
Du ausgespreizter Riesenaar,
Du sonnst dich, ob dir selbst verwundert,
In deiner Thaten Strahlenschaar;
Du hast dich schwindelnd aufgeschwungen
Hoch über alle Niederungen
Der nebligen Vergangenheit;
Schaust du nach jenen trüben Thalen
Zurück in mitleidvollem Prahlen,
Dehnt deine Brust sich doppelt weit.

O blick' du stolzer Aar des Dampfes,
O blick' doch einmal scharf hinab
In jene Zeit des Zwergenkampfes,
In der Vergangenheiten Grab;
Schau' rückwärts viele Hundert Jahre
Und rühr' an jener Zeiten Bahre,
Draus siehst du Geister auferstehn,
Die haben Höheres geleistet
Und zu noch Größer'm sich erdreistet,
Als was durch deinen Witz geschehn.

Was mit den finsteren Gewalten
Des Dampfes keuchend dir gelang,
Das haben jene Kraftgestalten
Vollbracht mit heiter'm Seelendrang;
Sie haben Flügel sich gewoben
Aus Manneskraft, die stammt von oben,
Sie wühlten nicht im Höllenreich;
Sie waren Adler echt erhaben
Damals die wackern Schweizerknaben!
Du bist nur einem Drachen gleich.

Von Straßburg scholl die frohe Kunde
In's große Eidgenossenland:
Ihr lieben Brüder auf zur Stunde!
Die Büchs', die Armbrust von der Wand,
Wir geben euch ein Freudenschießen,
Wir wollen eure Treu' genießen;
Die schönsten Gaben sind erwählt,
Bekränzet harren unsre Thore;
Aus Straßburgs reichem Töchterflore
Die Blüthe winkt euch gluthbeseelt.

Da ist im Land der Eidgenossen
Ein reges Leben auferwacht,
Da hat auf Wagen, hat auf Rossen
Das munt're Volk sich aufgemacht;
Denn wie mein Volk vom Schießen höret,
Ist freudig gleich sein Herz empöret,
Das ist ein wahres Zauberwort;
Und fehlt ein Feind mit breitem Leibe,
So nimmt es sich zum Feind die Scheibe,
Und schießet grimmig hier wie dort.

Und vor den Schweizergauen allen
Hat Zürich seine Schaar bestellt;
Die Zürcherfahne sie darf wallen
Voraus der kühnen Schweizerwelt,
Wir sind der Vorort der Genossen;
Drum ward's im Zürcherrath beschlossen:
Der erste Freund muß Zürich seyn,
Der Straßburgs edlem Volke zeiget,
Wie treu die Schweiz ihm sei geneiget
Im Wetter wie im Sonnenschein.

Da haben sie ein Schiff gerüstet,
Das glänzt wie eine Siegeskron,
Und Zürichs Herrscherfahne brüstet
Sich oben auf des Schiffes Thron;
Und zu des Ehrenbanners Fuße
Da glüht ein Topf mit Hirsenmuße,
Den kochten Zürichs Frau'n zu Haus;
Ihn sollen ihre schmucken Gatten,
Die flugs das Schiff bestiegen hatten,
Gen Straßburg bringen warm zum Schmaus.

Auf nun! und weckt Trommetenzungen
Mit euerm Hahnenschrei den Tag!
Und wie die Sonne aufgesprungen,
So rauscht im Takt der Ruderschlag.
Du Sonne, Rennerin dort oben,
Hör', was wir Zürcher hochgeloben:
Mit dir beginnen wir den Streit!
In einem Tage kannst umkreisen
Die halbe Erde du, wir reisen
Nach Straßburg wohl in gleicher Zeit!

Die Sonne horcht empor und staunet
Das Schifflein an mit vollem Glanz;
Doch sie ist trefflich heut' gelaunet
Und freut sich auf den Wettetanz.
Mit den gewalt'gen Schweizermannen,
Vor deren Blick in Nacht zerrannen
Die Fürstensonnen dieser Welt,
Mit diesen ists der Himmelssonne
Zu kämpfen eine wahre Wonne:
Mich schlagt ihr doch nicht aus dem Feld!

Sie läßt dem Schiffe das vermelden
Durch ihren besten Morgenwind;
Der kommt und flüstert um die Helden
Und ihre Fahne pfeilgeschwind,
Er bringt in ihre wärmsten Adern,
Da werden sie so frisch zum Hadern,
Sie heben an ein Kriegsgeschrei,
Das dröhnet mächtig in die Lüfte
Und reißt die scharfen Nebeldüfte
Auf Flur und Bergen rings entzwei.

Sie waren alle feuerhelle
Gehüllt in lichtes Seidengold,
Sie hatten auf der Heimat Schwelle
Schon diesen kühnen Kampf gewollt;
Drum trugen sie der Sonne Zeichen
Und waren Sternen zu vergleichen
Auf ihres Schiffes Himmelsrund.
Ha, prächt'ge Sterne, Schweizersöhne!
Wie sind wir stolz ob eurer Schöne,
Auf, schlagt die schön're Sonne wund!

Die Limmat war zuerst erschrocken
Vor solchem Schwane, den sie trug,
Sie wollte schwinden, wollte stocken
Und hemmen bang des Schiffes Flug;
Die Ruder schlugen sie zu Häupten,
Daß ihre Wasserfunken stäubten,
So schwoll sie wieder hoch daher:
Nein, das sind keine Kaufmannsgüter,
Das sind ganz andere Gemüther,
Als wenn ganz Zürich drinnen wär'!

Jetzt flogen sie vorbei an Baden,
Dem Garten Zürcherischer Lust;
Da war's noch still auf allen Pfaden,
Das Städtlein lag an Schlummers Brust,
Da lag gar mancher Zürcherzecher
Und träumte von dem süßen Becher,
Den er geleeret in der Nacht;
In diesen köstlichen Revieren
Beginnt das Schiff zu jubilieren,
Daß Baden plötzlich ist erwacht.

Das Paradies will taumelnd schauen,
Doch jene sind schon längst davon.
Da fängt's der Limmat an zu grauen
Vor diesem neuen Wassersohn;
Es ist nicht bloß ein Menschenbangen,
Wie es im Anfang sie umfangen,
Ein Geisterschreck ergreifet sie:
Daß frisch lebend'ge Zürcherknaben
Durch Baden schiffen, sich nicht laben,
Das hat sie noch erfahren nie!

Schon höret sie der Aare Rauschen,
Sie muß das Wunder schaun zuvor,
Sie rafft zusammen sich, zu lauschen,
Sie spitzt das breite Wellenohr;
Doch wie sie ihre Wasser hebet
Und an des Schiffes Wänden strebet
Emporzuklimmen mit dem Haupt,
So ist das Schiff in ihren Armen
Nur höher immer ohn' Erbarmen
Und reißender dahingeschnaubt.

Da wird vor Ungeduld sie grimmig,
Zur Aare stößt sie es mit Macht;
Die Limmat hat ihm dunkelstimmig
Halb nachgeweint, halb nachgelacht.
Doch Zürichs Söhne froh gerühret,
Daß sie die Limmat so geführet,
Sie neigen dankend sich ihr zu
Zum Mütterlein, dem treuen, guten;
Und sie hebt segnend ihre Fluthen
Empor noch in versöhnter Ruh.

Und jene riß die Aar von dannen,
Sie thut des Namens Adel kund
Der Bernerherr den Zürchermannen:
Ich heiße Aar mit gutem Grund,
Ein Adler bin ich, der darf horsten
In des gewalt'gen Bären Forsten,
Die Limmat war ein Täubchen bloß.
Die Zürcher gönnen ihm das Rühmen
Und lassen von dem Ungestümen
Sich wiegen in des Rheines Schooß.

Und nun dem Rheine zugewendet
Umarmen sich die Helden stolz,
Im Strome, der zum Weltmeer sendet
Den Schnee, der fern im Gotthardt schmolz,
Im großen Strom der Schweizergauen,
Im großen Strom der deutschen Auen,
Im Strom so lang, breit wie ein See,
Da ist viel größer auch geworden
Ihr Herz, und sprenget schier die Pforten
Vor Kampfeslust und Kampfesweh!

Das Schiff zugleich es dehnt die Seiten
Am Bauche rings gewaltig aus,
Und in die Höhe, wie die Breiten,
Steigt's auf ein Rheines-würdig Haus;
Die Fahne auch löst alle Binden,
Sie hat erst vor den Rheineswinden
Ihr ganzes Prangen aufgebläht.
So schwimmt in ihrem Wellendome
Vom Bürgerfluß zum Kaiserstrome
Hinüber Zürichs Majestät.

Und auf des Thurmes Zinnen droben
Schwenkt Zürich der Trommeten Strahl,
Und hat zu blasen angehoben:
Der Ton durchfährt des Rheines Thal.
Er fährt bis an die Felsenwände
Zurück, die ihre Zackenhände
Vorstemmen trutzig seinem Drang,
Er fährt zurück bis gen Schaffhausen;
Man hört den Ton bei Basel brausen;
Trommeten-Donner war's, kein Klang!

Das war ein Gruß, der hat dem Rheine
Behagt bis in den tiefsten Grund,
Er hebt im hellen Sonnenscheine
Sein grünes Haupt empor zur Stund';
So sprach er, der smaragdne Riese:
Ihr Herren, Dank! ich kenne diese,
So grüßt mich nur ein Eidgenoß;
Fürwahr, ich bin auch Eidgenosse,
Des ew'gen Gotthardt erster Sprosse,
Heil Brüder, euerm Wasserroß!

Heil Zürcher! ich fass' es am Zügel,
Ich geb' ihm meiner Wogen Sporn,
Ich schwing' mich selber in die Bügel,
Ich stoße in mein Reisehorn.
So woll'n wir, meine Zürcherknaben,
Recht brüderlich gen Straßburg traben,
Noch vor der Sonne sind wir dort;
Sagt's nur der schnellen Frau im Blauen,
Im grünen Rhein, sie könn' es schauen,
Da wandle man noch schneller fort.

Hei! wie hat doch die Zürcherherzen
Das fromme Bruderwort erbaut!
Wie hat die Sonne heiß in Schmerzen
Dem grünen Söhnlein zugeschaut;
Sie wandelt hoch schon über ihnen
Und ihre grad'sten Strahlen schienen
Um sie als wie ein Glorischein,
Da wird der Feind nur schöner immer,
Sie sucht nach Wolken, findet nimmer
Ein Wölklein, sich zu bergen drein.

So sprengt in gold'nem Panzerstrahle
Wie ein St. Georg hoch zu Roß
Mein Zürich spiegelnd durch die Thale;
Die Wellenflur von Blumen sproß,
Und Silberlilien, Silberrosen
Sieht man den Herrlichen umkosen,
Auf seinen Spuren seufzend blühn;
Die andern Wellen fern am Strande
Erzählen singend es dem Lande:
Saht ihr das Roß? die Hufe sprühn?

Weh, da verkündet Donnerrollen
Bei Laufenburg den gähen Schuß,
Weil vor zwei Berglein, neidisch tollen,
Der hohe Strom sich bücken muß;
Und ob er noch so zornig schäumet
Und noch so dräuend auf sich bäumet,
Die Berglein schau'n geruhig zu;
Der breite Riese muß sich zähmen,
Zum schmalen Bache sich bequemen,
Und auf ihn nieder lacht die Fluh.

Jetzt aber mit den Eidgenossen,
Im Bund der starken Männerzucht
Kommt er in höher'm Schwall geflossen,
Kommt er mit unerhörter Wucht,
Er nimmt den Anlauf, dehnt die Flügel,
Und siegreich über's Haupt der Hügel
Schwingt er sich selbst und Zürich mit.
Ha! wack're Brüder, eure Stärke
Sie gab mir Kraft zu diesem Werke,
Zum Danke renn' ich schneller'n Schritt.

Dem Oesterreicher sind die Lande,
Drum hassen sie den Schweizerrhein,
Und schlagen tückisch ihn in Bande
Mit stumpf- und spitzer Felsenpein.
Drum Schwarzwald fort und fort Seckingen!
Fürwahr, uns fehlt zum Messesingen,
Sankt Fridolin, heut' alle Zeit!
Und doch: ein Opfer könnt' nicht schaden,
Hört, wie's im Strom dem glatten, graden
Von neuen grausen Strudeln schreit.

Da ist es, schaut! der Höllenhacken,
Seht wie es greifet nach dem Schiff
Und lechzt, uns auf sein Rad zu packen,
Wie Mehl zu malmen uns am Riff!
Haut mit den Rudern auf die kalten,
Die nassen Teufel, sie zu spalten,
Haut Schweizerbrüder! ruft der Strom,
Das ist nur eine falsche Hölle
Dies wässerige Stromgerölle,
Die wahre brennt ja, lehrt uns Rom.

Rheinfelden! herzlich uns willkommen;
Hier wird der Rhein ein eben Feld,
Und keine Felsenhöll' den frommen
Fortan mehr in den Klauen hält.
Bis hieher schlichen wir an Krücken,
Jetzt soll es gehn wie Blitze zücken!
So sprich: was weilst du Bruder Rhein?
Warum urplötzlich denn so sachte?
Wär's Basel schon, das dort uns lachte?
Der Bruder Rhein er sagt nicht nein!

Der Reißende hier muß er stille
Bei dieser Pracht vorübergehn,
So zwingt im Busen ihn der Wille,
Sein Basel muß er gründlich sehn.
Zwar schau'n viel prunkendere Städte
In's Aug' ihm lockend, eine Kette
Von goldnen Jungfraun wunderhold;
Doch keine schaut der Gotthardt=Riese
So gegenliebend an wie diese;
Seht, wie er hier so wonnig rollt!

Ich hab's im Busen ihm gelesen,
Als ich auf seiner Brücke stand,
Was seiner Liebe Grund gewesen:
Hier scheidet er vom Vaterland!
Hier wirft er sich zum letztenmale
Mit Augen naß vom Heimwehstrahle
Dem Schweizerboden an das Herz;
Und Basel auch das treue, warme,
Es nimmt ihn traut in beide Arme,
Und fühlet tief der Trennung Schmerz.

Die Edeln haben's auch empfunden,
Auf ihrem Schiff des Stromes Weh'n,
Als zu den Ufern sie, den bunten,
Und zu der Brücke aufgesehn.
Sie sind es werth! nehmt die Trommeten,
Laßt einen Scheidegruß uns beten
In's Ohr der letzten Bruderstadt;
Ist sie die letzte auch des Landes,
Ist sie im Rang des Liebesbandes
Die erste doch, die Zürich hat!

Der Rhein benetzt mit hellen Thränen,
Da er vernimmt den sanften Klang,
Der ganz das Wort ist für sein Sehnen,
Er netzt die Ufer mild entlang;
Die Basler auch auf den Gestaden
Und auf der Brücke engen Pfaden
Sie haben brüderlich gegrüßt:
Die Theuern können jetzt nicht weilen,
Zum Glücke ist's, wohin sie eilen!
So ward der Abschied schön versüßt.

Jetzt ist das Schwerste überstanden.
Der Bruder Rhein nun doppelt stark
Umfaßt sein Schiff mit Liebesbanden,
Und leihet ihm sein tiefstes Mark;
Sie sind die Einzigen, die Lieben,
Die in der Fremde ihm geblieben,
Auf and'res ist er nicht bedacht,
Als dieser Lieben Wunsch zu stillen,
Als nur zu leben ihrem Willen,
Er schießt dahin mit Wundermacht.

Ha, welch ein Dorf=, welch Stadtgewimmel
An Elsaß' Ufern Hand in Hand,
Das ist ein Ländchen wie ein Himmel
Im azurblauen Duftgewand!
Alsatia, Frau von deutschem Blute,
Halt an dem Gatten fest mit Muthe
Am deutschen, den dir Gott getraut.
O dürften doch wir Schweizermannen
Dich schirmen, nimmer trüg' von dannen
Der welsche Buhle Deutschlands Braut!

Laßt, laßt ihr Männer diese Träume,
Bald kommt die Nacht zum Traumesspiel;
Schaut aufwärts in des Aethers Räume,
Die Sonne neigt zu ihrem Ziel!
Seht, wie schon die Vogesenfürsten
Auf ihren Burgen feurig dürsten,
Die Himmelsfürstin zu empfahn
In ihren königlichen Betten.
Es gilt, den Schweizerruhm zu retten,
Wir müssen vorher Straßburg nahn!

Jetzt Bruder Rheinstrom gilt's zu rennen!
Der Rheinstrom nickt mit seinem Haupt;
Jetzt, Brüder, laßt die Ruder brennen
In Händen, krönt sie siegbelaubt!
Jetzt, Banner, zeig' uns Zürichs Schilder,
Die niegebeugten Wappenbilder
In ihrer Drohung ganzer Gluth!
Jetzt ihr Trommeten, die zum Gruße
Ihr nur erklangt bisher zur Muße,
Jetzt sprüht uns an zur Kampfeswuth!

Sie ordnen sich als wie zu Schlachten,
Umfahn die Ruder Schwertern gleich,
Des Schiffes Eichenhüften krachten,
So holeten sie aus zum Streich!
Vom Schwerterstreich sieht man die Fluthen
Des Stromes bis zum Grunde bluten,
Bis in die Knochen hauen sie.
Und schaut der Angesichter Dräuen,
So blicken nur die Schweizerleuen;
Wie sie des Kampfes Gischt umspie!

Das Schiff wie eine Wetterwolke
Geschleudert durch den Sturm des Herrn,
So fleugt's dahin mit seinem Volke,
In weißem Flor ein dunkler Kern.
Und aus der Wolke zuckt's von Blitzen:
Es sind des Zürcherbanners Spitzen,
Die leuchten aus dem Nebelduft!
Und aus der Wolke feuchten Hüllen
Erschallet es wie Donners Brüllen:
Die wetternde Trommete ruft!

Und droben in den Himmelsauen
Da rollt des Wettgestirnes Pracht,
Die Strahlgewänder hat im Blauen
Die Sonnen=Jungfrau losgemacht,
Weit flattern hin die Lichtgewande
Und sinken schimmernd auf die Lande
Rückwärts von ihrer Sohlen Sprung,
Die Sonne in des Kampfes Gluthen
Wird zum Komet mit Schweifesruthen
Und peitscht die Welt im Zornesschwung!

Und mit der Ruthen allerschlimmsten
Schießt sie hinunter in den Rhein,
Des Schweifes Strahlen, sie die grimmsten,
Sie zucken in das Schiff hinein;
Sie will die Augen ihnen blenden,
Versengen sie an Häuptern, Händen,
Daß finstre Schrecken sie umwehn,
Daß heißer Wahnsinn sie erfasse,
Daß ihre Faust das Ruder lasse
Vor Qual im Strome untergehn.

Ha Zürich, ja, du kämpfst in Aengsten,
Die große Stunde sie ist da;
Doch jetzt, da dir's am allerbängsten,
Halt fest, halt fest, dein Ziel ist nah!
Sieh deinen Rhein, der wackre Bruder
Er spritzet doppelt hoch am Ruder,
Kühlt dich mit seinem tiefsten Thau!
Umsonst, der Feindin rothe Ruthen
Sie brennen kochend auch die Fluthen,
Schon jauchzet Sieg die Sonnenfrau.

Ha Zürich, ja, du kämpfst in Aengsten,
Die große Stunde sie ist da;
Doch jetzt, da dir's am allerbängsten,
Halt fest, halt fest, dein Ziel ist nah!
Laß du die Sonne triumphiren,
Du darfst nach lauter jubiliren,
Die Augen auf: siehst du den Stern?
Siehst du den Stern? er steigt und steiget:
Der Münster Straßburgs ist's! er neiget
Dem Sieger froh sich zu von fern.

Ja, nun hat Zürich ausgelitten:
Der Münsterthurm, er ist mein Hort!
Ja, nun hat Zürich ausgestritten:
Die Siegespalme winket dort!
Ja, Münsterthurm! du Siegespalme,
Begrüßt von meinem Siegespsalme,
Schon fass' ich dich mit meiner Hand,
Ein Ruck noch mit dem Siegesruder,
Ein Stoß noch, Rhein, du Schweizerbruder,
Ein Ruck, ein Stoß, sie sind am Land!

Die Sonne strahlt am Himmelsbogen,
Sie sind bei hellem Sonnenschein
In Straßburgs Thore eingezogen!
Die ganze Stadt trug sie hinein;
Da sah im Sonnenstrahl dem hellen
Man noch die Freudenthränen quellen
Als Perlen in den Ehrenwein;
Die Zürcher aber, die Pokale
Sie heben sie zum Sonnenstrahle:
Heil Straßburg, schön im Sonnenschein!

Die Sonne wankt, ins Herz getroffen:
Das ist des Tellensohn's Geschoß!
Ein Wolkenbett ist wallend offen,
Darein ihr Blut in Strömen floß.
So ist sie sterbend hingesunken,
Verglühend stets in mattern Funken,
Zu der Vogesenfürsten Zelt.
Die hüllen sich in finstre Schleier,
Und halten stumm die Todtenfeier
Des schönsten Helden dieser Welt.

Anton Alexander Graf von Auersperg,

mit dem Dichternamen Anastasius Grün, ist am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren. Sein Vater war der Graf Maria Alexander Karl von Auersperg, nach dessen Hinscheiden (8. Februar 1818) er die Grafschaften Gürkfeld und Thurn-am-Hart erbte. Hier und in Wien machte er seine Studien; bereiste mehrmals Italien; lernte 1837 Frankreich und Paris kennen; vermählte sich 1838 mit Maria Gräfin von Attems, Tochter des k. k. Geh. Raths, Oberst-Erbland-Kämmerers und Landeshauptmanns in Steiermark; wurde zum k. k. Kammerherrn ernannt, und lebt abwechselnd in Wien und auf seiner Herrschaft in Krain.

* * *

Seinen Ruhm verdankt v. Auersperg hauptsächlich jenen begeisterten, farbenprächtigen und gedankenleuchtenden Gesängen in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ und in „Schutt“, womit er sich in die vorderste Reihe der Tendenzdichter stellte und worin er mit unnachahmlicher Anmuth der Ironie zeigte, was die politische Lyrik Feinsinniges zu leisten im Stande ist. Nur freudig konnte es überraschen, daß ein österreichischer Dichter, noch dazu den ersten Familien des Kaiserstaates entsprossen, so freimüthige, aus einem edlen lebendigen Gefühle für Volksglück und wahre Humanität stammende Gesinnungen an den Tag legte. Die Verdächtigungen, der goldene Kammerherrschlüssel habe ihm für politische Freiheitslieder den Mund geschlossen, weist er in den „Nibelungen im Frack“ voll edlen Unwillens ab, indem er singt: „Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen, abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen.“ Aber auch abgesehen vom politischen Liede, das er daselbst apostrophirt: „Du Donner, der Felsenherzen spaltet, du heil'ge Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet, du Feuersäule, dem Volke aus Knechtschaftswüsten hellend, du Jerichoposaune, der Zwingherr'n Bollwerk all zerschellend“ u. s. w., — überall vernimmt man das Flügelrauschen des Genius in seiner Poesie, die sich durch tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur, klares und wahres Empfinden, lebendige Anschauung, fröhlichen Humor, Gedankenfülle in der edelsten und schönsten Form und nicht selten schlagende Kraft in den Antithesen auszeichnet. Seine Bilder, oft überraschend neu, sind freilich nicht immer ganz korrekt, oft allzusehr gehäuft, und die Anwendung der Kontraste erscheint nicht selten forçirt, was ihm den Vorwurf rhetorischer Prunksucht, berechneter Witzspielerei und Effekthascherei zuzog; aber ungerecht scheint das Urtheil Schwenck's über ihn in der Allg. Lit.-Ztg. 1842, der die angedeuteten Fehler geradezu als charakteristische Merkmale seiner Gedichte aufstellt, die er „als formlose, in einen rauschenden glitzernden Flitterstaat von poetischen Puppenkleidchen gehüllte und mit Rosensträußchen von oben bis unten besteckte Ideen-Embryonen“ nennt, um so ungerechter, als höchstens die größere und angemessenere Einfachheit der Darstellung, die Gewalt der Idee und vollkommen schöne Verkörperung derselben vermißt werden mag.

Anast. Grün und Nik. Lenau werden gerne zusammengenannt und mit einander verglichen. „Beide haben (s. Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland, 1836) die höchsten Interessen der Zeit in großartiger Weltumschauung aufgefaßt. Grün baut auf historischem, Lenau auf metaphysischem Grunde. Jener spiegelt die Gegenwart in der Vergangenheit, in den Erlebnissen der Geschichte ab; Dieser bezieht die Geschichte seines Seelenlebens auf die Gestaltungen der Außenwelt. Jener führt uns durch einen Hain lebensfrischer Bilder, durch eine Reihe leuchtender Gedanken allmälig zur Idee hinan; bei Diesem tritt die Idee gleich anfangs kolossal auf, Gedanken und Bilder zucken gleich Feueradern hindurch. Jener erfaßt das Poetische in der Erscheinung, seine Gestalten haben einen heiteren Charakter, eine hellere Färbung; bei Diesem strömt die Poesie von Innen nach Außen, seine Schöpfungen sind tiefer, aber düsterer Natur, der dem Menschengeschlecht nachhinkende Fluch, der ewige Zwiespalt tritt grell hervor. In der Form sind Beide Meister. Lenau's Sprache ist klingendes Metall, aus einem Gusse, der kategorische Imperativ des poetischen Styls, jedes Wort ist nothwendig und durch sich selbst bedingt; Grün's Sprache ist kräftig und dennoch einschmeichelnd, er beredet und überrascht den Leser und lenkt ihn, wohin er will“ u. s. w.

Beim Mangel urkräftiger Unmittelbarkeit der Phantasie, die nichtsdestoweniger eine schöpferische und reiche ist, und der nöthigen Objektivität, sind

die Romanzen und Balladen unserem Dichter nicht vollkommen gelungen; es fehlt ihnen der rechte Ton und hauptsächlich die energische Bewältigung und Zusammenfassung des Stoffes. Zu den Besseren gehören: „Der Deserteur“, — „Ein Schloß in Böhmen“ u. a.

Schriften:

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.
Der letzte Ritter. Romanzenkranz. Das. 1830; 4te Aufl. (5te der Miniatur-Ausgabe) 1847.
Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831; 3te Aufl. 1844.
Schutt; Dichtungen. Leipzig 1835; 8te Auflage, das. 1847.
Gedichte. Das. 1837; 7te Aufl. (6te der Miniatur-Ausgabe) 1847.
Die Nibelungen im Frack. Das. 1843.

Erwartet wird von ihm eine auf das Volksbuch vom Pfaffen Amis sich stützende Dichtung „Der Pfaff vom Kalenberg“ und die Herausgabe einer Sammlung von ihm übersetzter Krainischer Volkslieder.

---

678. St. Stephans Eid.

Wie die Glocken hell des Morgens heut zu Weissenburg getönt!
Jetzt ist's wieder still geworden, und der König ist gekrönt. —
Sieh, nun tritt er aus dem Dome, purpurstrahlend, glanzverklärt,
Auf dem Haupt die neue Krone, in der Hand das blanke Schwert.

Englein schmiedeten die Krone, wie die fromme Sage spricht,
Aus Demanten sonnenhelle, aus Rubinen morgenlicht!
Doch ein derber Schmied zu Dobschan ließ erglühn am Flammenherd,
Schlug mit Hämmern auf dem Ambos das gewalt'ge scharfe Schwert.

Vor dem Stadtthor ragt ein Hügel, dessen Pfade Teppich schmückt,
Drein des Landes helle Farben, roth und weiß und grün gestickt;
Unten harrt der greise Kanzler, hält empor mit stolzem Muth
Hoch das sammtne Purpurkissen, drauf des Landes Satzung ruht.

Rings geschaart in weitem Kreise Ungarns edle Völkerkraft!
Hohe, bärtige Magnaten mit dem Kern der Ritterschaft,
Aebt' und Bischöf' in den Infuln mit dem Krummstab und Brevier,
Und des Reiches Bannerträger mit dem flatternden Panier!

Auf den Hügel sprengt der König, jung und blühend, hoch zu Pferd,
Nord- und südwärts, west- und ostwärts schwingt er flink sein blankes Schwert;
Dann, gleichwie ein goldnes Standbild, steht er ruhig festgebannt,
Und empor zum blauen Himmel hebt er feierlich die Hand:

„Sei gegrüßt, mein Volk, und höre! Nimm aus meines Kanzlers Hand
Die Geschenke deines Königs, meiner Liebe erstes Pfand!
Freien Willens, freien Herzens geb' ich Freiheit dir und Recht,
Dem ich mich der Erste beuge, huldigend als treuer Knecht!

Ich beschwör's beim ew'gen Himmel, der im Sturm selbst Segen sprüht,
Ich beschwör's beim eignen Herzen, das im Zorn selbst Liebe glüht,
Nicht zu herrschen blind nach Willkür, nein, nach Recht und Satzung stets!
Fürsten sind nicht immer Weise, nie ein Thor ist das Gesetz.

Und, beim Himmel, aufrecht halten will ich's heilig, fest und treu,
Nie nach eignem Hirn es deuteln, nach Gelüst es modeln neu!
Will auch nicht in seinen Fugen halten mehr ein einz'ler Stein,
Falle drob doch nicht das ganze, herrliche Gebäude ein!

Wend' es Gott, daß je ich führe in den Kampf für's Unrecht euch,
Daß dem Schild des Brudermörders meines Volk's Geschichte gleich,
Drauf, so prunkvoll auch das Wappen, grausenhaft ein Blutfleck spricht!
Keine Thräne, keine Quelle wäscht ihn wieder rein und licht!

Ich beschwör' es, zu bewahren glänzend meines Landes Ruhm,
Blank wie Krieger ihren Panzer, sorgsam, wie ein Heiligthum!
Einem garbenreichen Saatfeld ist des Volkes Glück wohl gleich,
Doch sein Ruhm dem Aetherdome, glanzerfüllt und sternenreich!

Ich beschwör's, zu treuem Rathe gern mein Ohr und Herz zu leihn,
Nie des Freien Wort zu fesseln, sei er noch so schwach und klein!
Nicht in reichen Fürstengärten, wo ihr sie zu finden hofft,
Auf verlaßner, stiller Haide blüht die schönste Rose oft.

Ich beschwör's, mit eurem Gute haus zu halten karg und weis',
Dran der Wittwe Thränen kleben, und des armen Landmanns Schweiß!
Wie doch könnte Jenem munden noch sein süßer goldner Wein,
Der die schönste seiner Perlen in den Becher warf hinein?

Ich beschwör's, zu seyn ein Vater meinem Volke immerdar!
Haltet nicht dies Herz zu enge für die große Kinderschaar!
Vaterherz ist doch an Liebe doppelt groß und reich und warm,
Zu umschlingen und zu schirmen reicht um All' ein Vaterarm!"

Längst verweht sind schon die Lüfte, die der Königseid durchhallt,
Ueber jene grünen Fluren sind Jahrhunderte gewallt,
Jenes Bollwerk von Vasallen, rings als Riesenwand erhöht,
Ist in Asch' und Staub zerfallen und in alle Wind' gesät!

Doch es wahrt die Burg zu Ofen Stephans Mantel, Kron' und Schwert,
Wächter, blank in Waffen, schirmen jener Schätze theuren Werth;
Wenn sie einen König krönen, wird er damit angethan.
Ach, daß man doch Stephans Geiste keine Wächter stellen kann!

Sieht das Volk dann Stephans Mantel, wünscht es auch sein Herz hinein!
Sieht sein Schwert es wieder schwingen, — möcht' es doch sein Arm auch seyn!
Sieht es seine Krone blinken, — wär' nur auch sein Geist dabei!
Hört es Stephans Eidschwur tönen, — hielt ihn Jeder auch so treu!

679. Salonscene.

Abend ist's; die Girandolen flammen im geschmückten Saal,
Im Kristall der hohen Spiegel quillt vertausendfacht ihr Strahl,
In dem Glanzmeer rings bewegen, schwebend fast, und feierlich,
Altehrwürdige Matronen, junge, schöne Damen sich.

Und dazwischen ziehn gemessen, schmuck im Glanze des Ornats,
Hier des Krieges rauhe Söhne, Friedensdiener dort des Staats;
Aber Einen seh' ich wandeln, jeder Blick folgt seiner Bahn,
Doch nur wenig der Erkor'nen sind's, die's wagen, ihm zu nahn.

Er ist's, der das rüst'ge Prachtschiff Austria am Steuer lenkt,
Er, der im Kongreß der Fürsten für sie handelt, für sie denkt;
Doch jetzt seht ihn! wie bescheiden, wie so artig, wie so fein!
Wie manierlich gegen Alle, höflich gegen Groß und Klein!

Seines Kleides Sterne funkeln karg und lässig fast im Licht,
Aber freundlich mildes Lächeln schwebt stets um sein Angesicht,
Wenn von einem schönen Busen Rosenblätter jetzt er pflückt,
Oder wenn, wie welke Blumen, Königreiche er zerstückt.

Gleich bezaubernd klingt's, wenn zierlich goldne Locken jetzt er preist,
Oder wenn er Königskronen von gesalbten Häuptern reißt;
Ja fast dünkt's mich Himmelswonne, die den sel'gen Mann beglückt,
Den sein Wort auf Elba's Felsen, den's in Munkats' Kerker schickt!

Könnt' Europa jetzt ihn sehen, so verbindlich, so galant,
Wie der Kirche frommer Priester, wie der Mann im Kriegsgewand,
Wie des Staats besternter Diener ganz von seiner Huld beglückt,
Und die Damen, alt' und junge, er bezaubert und entzückt!

Mann des Staates, Mann des Rathes! da du just bei Laune bist,
Da du gegen Alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh, vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Klient,
Der durch Winke deiner Gnade hochbeglückt zu werden brennt.

Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten; er ist artig und gescheidt,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid;
Oestreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht ganz artig: dürft' ich wohl so frei seyn, frei zu seyn?

680. Gastrecht.

Alexander Ypsilanti stürzt vom Schlachtfeld kampferhitzt,
Wo die Freiheit ihres Blutes letzten Tropfen hat verspritzt,
Wo er einen hohen Orden sich gewonnen, unbewußt,
Eine schöne Heldenwunde, klaffend vorn an seiner Brust.

So mit stolzer Purpurrose seinen Busen ausgeschmückt,
In der Hand den Stumpf des Schwertes, kampfzerbrochen und zerstückt,
Tritt der Held auf Oestreichs Boden, — o beträt' er ihn doch nicht!
Beut vertrauend uns die Hände, tritt an unsern Herd und spricht:

„Wenig ist's, darum ich flehe! Gebt mir Linnen zum Verband,
Laßt an eurer Luft mich laben, und erfreu'n an eurem Land!“
Mächt'ger als der Mund des Gastes spricht sein rinnend Heldenblut!
Und sie heißen ihn willkommen, und zu bleiben wohlgemuth.

„„Munkats ist ein hübsches Schlößlein, Luft und Aussicht schön und rein!
Nur beschränkt Euch noch einstweilen auf ein einz'ges Fensterlein;
An Verband soll's Euch nicht fehlen, der wohl fest und gut Euch paßt,
Scheint er auch zu seyn von Eisen, gleicht er auch den Ketten fast.““ —

Durch sein Gitterfenster nieder blickt der Griechenheld auf's Land,
Das in schwelgerischer Fülle zaubervollen Lenzes stand:
„O wie können Rosen duften, Saat und Frucht noch schwellen dicht,
Saft'ge Reben lockend winken, wo des Gastes Recht man bricht?“ —

Sieben lange Jahr' in Ketten dort der Leu aus Hellas lag.
Sieh, nun löst man sie, daß wieder frei mit uns er wandeln mag!
Aber kaum nach sieben Tagen brach der Tod sein Herz entzwei!
Traun, mich dünkt, daß er gestorben wohl an unsrer Freiheit sei!

---

681. Unsere Zeit.

Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, schwarzgekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit;
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herr'n:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?

Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit: so hell, so rein!
Wollt des süßen Wein's ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein!
Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sonst sich aus,
Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus.

Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld; — da ihr Disteln ausgesä't,
Ei wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit,
Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

Zeit ist eine stumme Harfe; — prüft ein Stümper ihre Kraft,
Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein.“

---

682. Max und Dürer.*)

Fürst, Troßbub, Ritter, Gauner, durchwimmelt Augsburgs Gassen,
Im Saal die Rathsherr'n zankend, und zankend Volk auf den Straßen,
Hier doppelt volle Schenken, doch Armuth rings im Land!
Wie mögt ihr solches heißen? — Reichstag war's deutsch genannt.

Max sah vom Fenster düster in's tolle Gewühl hinein,
Da trat, in schlichtem Wamse, ein Mann gar schüchtern ein;
„Gott grüß' dich, Meister Dürer!“ rief Max so freudig schnell,
„Wie kommt die Kunst zum Reichstag? nach Babel mein Apell'?“

„„Nur eine Gnade wollt' ich, o Herr, von Euch erfleh'n,““
Erwiedert drauf der Meister, „„laßt freundlich es gescheh'n!
Ach, gerne malt' ich einmal noch Euer Konterfei,
Hell strahlend, wie sein Urbild, doch auch so wahr und treu.““

---

*) Aus: „Der letzte Ritter; Romanzenkranz.“

Der Kaiser faßt wehmüthig des Künstlers Hand und spricht:
„Bei mir ist's Abendroth schon; drum, eh' die Nacht anbricht,
Willst du die Landschaft zeichnen, vom Spätlicht karg verklärt! —
Gelt, Freund, so magst du meinen? wohlan, gern sei's gewährt!“

Der Maler nimmt den Pinsel, Leinwand und Farbenschrein:
„„Noch bitt' ich Eins, mein Kaiser, seht nicht so finster drein.““
Starr auf die graue Leinwand ist Maxens Blick gebannt:
„Ich denk' an Staub und Asche, auch grau wie diese Wand.“

Der Maler zeichnet weiter, Mund, Wange, Nas' und Blick,
Der Kaiser sinkt vor Lachen jetzt in den Stuhl zurück:
„Ho, ho, da droht sie wieder, als ob sie der Spiegel wies,
Die ungeheure Nase, die sich so oft schon stieß!“ —

Und Farb' auf Farb' entlodert, wie Frühlingsblüthenglanz,
Und Leben, Frühlingsleben, durchschwillt den Farbenkranz,
Aufblüht die Farb', umkosend als Lächeln hier den Mund,
Als Ernst gar finster thronend dort auf dem Stirnenrund. —

— „Seht da den ganzen Menschen, dies alte, treue Haus,
Schmerz sieht zum einen Fenster wehmüth'gen Blicks heraus,
Die Freude steht am andern und nickt und lächelt mild,
Nur hängt an diesem Hause die Kron' als Aushängschild!

Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! Ja, Bruder nenn' ich dich,
Ein König heiß' ich, König bist du so gut, als ich;
Ein Stückchen Gold mein Zepter, mein Reich ein Stück grün Land,
Dein Zepter Stift und Kohle, dein Reich die Leinewand.

Die Heere bunter Farben sind Unterthanen dir,
Wohl treuer dir ergeben, traun, als die meinen mir!
Und Leben ist das Endziel, dem unsre Kraft geweiht,
Und Beider Müh' und Arbeit gilt der Unsterblichkeit.

Und doch, ist's einst gelungen, und glauben wir's vollbracht,
Wornach wir treu gerungen Tags über und bei Nacht,
Kommt, unser Werk besehend, manch nüchterner Gesell,
Und meint: das Bild sei leidlich, der Thron steh' schief zur Stell!

Behüt' dich Gott, mein Albrecht! Kehrst du nach Nürnberg heim,
So grüß' mir den Hans Sachse, den Mann mit Sang und Reim;
Macht er ein Liedlein wieder, so sei's ein Leichenlied,
Bald hört ihr, daß ein König, der lieb euch war, verschied.“

So sprach der Fürst. In's Auge schaut er dem schlichten Mann,
Und sieht ihn milden Blickes wohl lang und schweigend an,
Blickt dann auf's eigne Bildniß, geschmückt mit Kron' und Gold,
Und lächelt still, wie einer, der lieber weinen wollt'. —

---

683. Das Vaterland.

Wir schwebten mit vollen Segeln
Durch grüne Meeresfluth;
Ein Völklein, bunt und luftig,
Mit leichtem frohem Muth;

Ein Völklein, wie es heute
Der Wind zusammensät,
Und wie es morgen wieder
Flink auseinander weht.

Da war ein Mann aus Frankreich,
Vom grünen Rhonestrand;
Goldsaaten, Rebenhügel
Nannt' er sein Vaterland.

Ein Andrer pries als Heimat
Des Nordens Felsenwall,
Die Gletscher Skandinaviens,
Die Seeen von Kristall.

Dort wo als ew'ger Leuchtthurm
Vesuv, der hohe, glüht,
Stand eines Dritten Wiege,
Von Lorbeern überblüht.

In deutsche Eichenforste,
Auf Berge, hoch und grün,
Zu frischen Au'n der Donau
Zog mich das Heimweh hin.

„Laßt hoch die Heimat leben!
Nehmt All' ein Glas zur Hand!
Nicht Jeder hat ein Liebchen,
Doch Jeder ein Vaterland!“

Und Jeder trank den Becher
Mit flammendem Antlitz aus;
Nur Einer starrte schweigend
Weit in die See hinaus.

Ein Mann war's aus Venedig,
Der sprach in sich hinein:
„Mein Vaterland, o Heimat,
Du bist nur Wasser und Stein!

Einst glomm der Freiheit Sonne,
Da lebt' und sprach der Stein,
Und tönte, wie Memnons Säule,
In's Morgenroth hinein!

Da wogte glühend das Wasser,
Mit Purpur gürtend die Welt,
Und Regenbogen schleudernd
Hinauf in's Himmelszelt!

Warum bist du erloschen,
Du schöner Sonnenschein?
Warum bist du, o Heimat,
Jetzt Wasser nur und Stein?" —

Er schwieg und starrte lange
Auf's Meer hin unverwandt,
Und, unberührt noch, glänzte
Das Glas in seiner Hand.

Jetzt, wie zum Todtenopfer,
Goß er's hinab in's Meer;
Wie funkelnde Thränen stoben
Die goldnen Tropfen umher.

684. Der gefangene Räuber.

Von Sabinerbergen nieder
Wallt das braune Räuberweib,
Schmiegend ihres Knäbleins Glieder
Sorglich fest an ihren Leib.

Wie sie tritt durch Roma's Pforte,
Glocken, Trommeln und Gebet!
Ist's ein Fest, ist Markt am Orte?
Beides hier gar nahe steht!

Affen, Charlatane, Springer,
Auf dem Seile Gauklertritt!
Jetzt an fremder Bestien Zwinger
Lenkt das Räuberweib den Schritt.

Ab und auf in wildem Satze
Tobt ein Königstiger hier,
An den Käficht schlägt die Tatze,
Glühend flammt das Aug' dem Thier.

„Mutter, warum sperrt dies gute
Schöne Thier so fest man ein?"
„„Kind, weil's durstig lechzt nach Blute,
Weil's unbändig wild im Frei'n.""

Ruhig neben dran im Bauer
Sitzt ein fremdes Täublein zart,
Senkt das Haupt in milder Trauer
In's Gefieder weißbehaart.

„Mutter, warum schließt das gute
Fromme Vöglein auch man ein?
Dieses lechzt doch nicht nach Blute?"
„„Kind, weil's trägt zwei Flügelein."" —

Kapitols Steintreppen stiegen
Sie jetzt auf im Menschenstrom,
Wo du sahst nach Kränzen fliegen
Deine alte Kraft einst, Rom!

Wo du jetzt auch deine ächte,
Rauhe, ungeschwächte Kraft,
Doch gefah'n, in Kerkernächte,
Deine Räuber, hingeschafft!

Seht an's Fenster klimmen einen
Der Gefangnen, pfeilgeschwind!
Zu ihm hebt das Weib den Kleinen:
„„Siehe deinen Vater, Kind!""

Und zum Kind durch Eisenstangen
Blickt der Mann so blaß und mild,
Küßt es lachend, ob die Wangen
Auch ein Thränenstrom durchquillt;

Hat es an die Brust gerissen,
Herzt das Kind, fast möcht' es schrei'n;
Dennoch hat es denken müssen
Dort der Taube, fromm und rein.

Doch wie Lebewohl sie sagen,
Sträubt sein Haar sich auf in Wuth,
Seine Fäust' an's Gitter schlagen
Und sein Auge rollt in Gluth.

Ach, des Kindes Arm' umschließen
Scheu die Mutter, angsterfüllt;
Da hat bang es denken müssen
Dort des Königstigers wild.

685. Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen
Der dreimal der Fahn' entflohn.

Heute gönnten mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost,
Doch in seiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Trost:

„Mutter, seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl seyn ein guter Mann;
Guter Mann, nicht wollt mein Leben!
Was blieb' euch denn, Mutter, dann?

Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus,
Und der Liebsten goldne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie gar fein
Ein geflügelt Raubthier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

Dem Gevögel, Adlern, Geiern
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch' einen, der zu euern
Und der Liebsten Heerden kam!

Ueber eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell;
Welch Gedröhn, statt Lerch' und Wachtel,
Die im Korn einst schlugen hell!

Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höhn,
Wo die duft'gen grünen Tannen,
Meine ächten Fahnen wehn!

Unserm Küster lauscht' ich lieber,
Der die Fidel tapfer strich,
Während vom Gebirg herüber
Süß'rer Klang mein Ohr beschlich!

In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf;
Einen Höcker sollt' ich tragen,
Und als Hut solch schwarzen Topf!

Besser läßt, das sieht doch Jeder,
Mir der grüne Schützenrock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzen auch und Alpenstock!

Wachtstehn sollt' ich nachts vor Zelten!
Lullt mein Wachen sie in Ruh'?
Legt der Herr den mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

Besser als durch mich geborgen
Stellt' in Himmelsschutz ich sie;
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand als Ehrenwacht ich früh.

Morgen wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch,
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

Besser will mir's so behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blüh'ndsten Rosen zwei!" —

Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blüthenbaum
Ruht die Sennin; ihre Heerde
Weidet rings am Bergessaum.

Horch! Im Thalgrund Büchsenknalle,
Daß aus seinem Morgentraum,
Aufgeschreckt vom rauhen Halle,
Lang und zitternd lauscht der Baum.

Daß ihm's aus der Krone rüttelt
Blüthenflocken taumelnd hin;
Tropfen Thau's, wie Thränen, schüttelt's
Auf das Haupt der Sennerin!

Und entsunken sind zur Stunde
In dem Thale, grün und frei,
Einem rothen Jünglingsmunde
Wohl der blüh'ndsten Rosen zwei.

---

686. Elfenkönig O' Donoghue.

Die Maiensonn' kommt aus dem See gezogen,
Wie eine Kön'gin aus des Bades Fluth,
Noch schwimmt der Purpurmantel auf den Wogen,
Sind's glüh'nde Fluthen, ist es flüß'ge Gluth?
Weißbärt'ge Diener dort: die alten Berge,
Sie bringen Goldgeschmeid, der Schönheit Zoll;
Die jungen Hügel hier: dienstfert'ge Zwerge,
Sie steh'n, mit Blumen alle Hände voll.

Seht nun, wie's kocht im schäumenden See!
Aufsprüht's, wie stäubende Flocken von Schnee,
Und wühlt, wie mit Rossehuf, sich hervor,
Und glitzert, wie flammende Panzer, empor.

Auf weißem Rosse steigt, im Waffenglanze,
Ein junger Held aus der gespaltnen Fluth;
Ob auch das Schlachtschwert an den Lenden ruht,
Schlingt doch um's Haupt der Oelzweig sich zum Kranze.
Ob Schild und Panzer sich zum Kriegsschmuck eine,
Spricht Frieden doch die milde Gluth des Blicks,
Und ob er auch der rauhe Kriegsgott scheine,
Ist Schutzgeist er des Friedens doch und Glücks.

In kühlen Fluthen, da blüht sein Reich,
An Fried' und Segen ist keines ihm gleich;
Und daß er auch segn' und beglücke die Welt,
Erscheint mit dem Lenz alljährlich der Held.

Vor allen doch will er die Menschen segnen,
Die seiner stillen Friedensbahn begegnen;
Beglückt, wer ihm in's Auge schauen kann!
Da zündet Lieb' ihr mildes Licht sich an,
Der goldne Friede blickt aus seinen Augen,
Und Elend wandelt sich in blühend Glück,
Der blaue Tod selbst könnte Leben saugen,
Und Siechthum Kraft aus seinem Wunderblick.

Hieher, o Freundschaft, den welkenden Kranz!
Rasch sprühn die Blumen im Frühlingsglanz.
O Wehmuth, hieher dein gebrochenes Herz!
Bald schlägt es entfesselt von Sorg' und Schmerz.

Seht seine Schaar in Schneegewändern glänzen,
Von Perlen trieft das weiche Lockenhaar,
Hier bieten Jungfrau'n goldne Früchte dar,
Dort winken Jünglinge mit Blüthenkränzen.
Und über'm Wasser singt's wie junge Quellen,
Wenn Rosen singen könnten, wär's ihr Klang;
Ist das ein Frühlingspsalm der jungen Wellen?
Ist's liebestrunkner Elfen Zaubersang?

„Hieher all' ihr Menschen, und hieher den Blick!
Elfenkönig naht und sendet euch Glück;
Die Sonn' ist erglüht, o seht, wie sie blinkt!
Das Glück ist erblüht, o seht, wie es winkt!"

Da hüpft der Gießbach froh in schnellerm Drange,
Fromm blickt das Veilchen blauen Aug's empor,
Zur Sonne steigt ein junger Lerchenchor,
Und Ros' an Rose lehnt die glüh'nde Wange;
In Morgenwolken taucht die Fichte kühn,
Im Kronenschmuck der Lilien blühn Demanten,
Aus Grüften selbst ist Leben frisch erstanden,
Und Gräber kleiden sich in Hoffnungsgrün.

Und was sich noch regen und singen kann,
Laut schwebt's im Liedersturme heran;
Ach, aber kein Mensch vernahm den Gesang,
Kein Mensch die weiten Gefild' entlang! —

Schon will mit seiner Schaar hinab der Held
In's Reich des Friedens, in die Heimatwelt;
Noch einmal flammt der Schild, die Panzer glänzen,
Noch einmal scharrt der Rosse Silberhuf,
Noch einmal winkt es mit des Segens Kränzen,
Noch einmal freundlich lockt des Liedes Ruf;
Sieh da, jetzt kann's kein forschend Aug' erspäh'n:
Ein Menschenpaar auf blum'gen Ufershöh'n!

Im Grünen, da ruht ein liebendes Paar,
Das blickt sich in's Antlitz, so innig und klar,
Das blickt sich in's funkelnde Aug' hinein
Und sieht nicht die Welt, sieht sich nur allein.

Der Kranz winkt wieder, — ach, sie sehen nicht!
Gesang ertönt, umsonst, — sie hören nicht!
Der Held blickt segnend auf die Fluren wieder,
Jetzt aber fährt er in die Fluthen nieder,
Die luft'ge Elfenschaar sinkt tönend ein,
Und ruhig drüber rauscht der Wogen Reihn.
Doch, wo versunken sie, an jener Stelle
Taucht nun ein Blumeneiland aus der Welle.

Die Liebenden ruhn umschlungen, wie vor,
Nur seliger pochen die Herzen empor,
Der Himmel ist doppelt goldig und licht;
Doch wie es so kam? — sie wissen es nicht.

687. Ein Schloß in Böhmen.

In Böhmens Bergen hocheinsam liegt
In Trümmern eine Veste,
Dran Epheu sich statt des Mörtels schmiegt,
Drin Geier die schmausenden Gäste.
Der Feind zerbrach einst Wall und Thurm,
Gebälk und Getäfel fraß der Wurm,
Die Zeit zerrieb die Reste.

„O Wunderblick in's Thal hinein
Und über die Berg' und Lande!
Raff' auf die Knochen, dein morsch Gestein,
Steig auf im alten Gewande,
Du Leiche jetzt, o Väterschloß!
Ersteh zum Leben neu und groß,
Ein Schmuck und Stolz dem Lande!"

Der junge Ritter sprach's und gebot;
Die Felsen im Bruch zerknallen,
Im Flammengewölb' der Kalkstein loht,
Die Riesen des Forstes fallen,
Und stämmige Stiere keuchen bergan
Mit Sparren und Quadern, mit Sims und Altan,
Mit Balken und Säulen der Hallen.

Hei, an den Bau griff Hand an Hand,
Ein Tagwerk gab's auf's Beste:
Der neue Bau zwier mannshoch stand
Schon über dem Trümmerneste!
Doch weh, was der Tag zu Werk gebracht,
Zerfallen ist's wieder über Nacht,
In Schutt liegt morgens die Veste.

„O schlechter Mörtel, schlechtre Hand!
Gebt Kraft ihm mit starkem Weine,
Und zwingt mit eiserner Klammern Band
Die ungehorsamen Steine!„
Und so geschah's; doch über Nacht
Zerfiel, was der Tag zu Werk gebracht;
Nur Trümmer im Morgenscheine!

Zum Ritter tritt ein Werkmann alt:
„Sieh hin, und uns nicht fluche:
Das Rüstholz liegt, wo sie's fällten im Wald,
Die Quadern unten im Bruche!
In solcher Art kein Bau zerfällt,
Den hat ein gewalt'ger Feind zerschellt;
Laß Wächter stehn dem Besuche!"

Die Wächter lehnen bei Nacht am Wall.
Da fächeln so lau die Weste,
Der Mond bestreut ihr Aug' mit Metall,
In Träumen flüstern die Aeste;
Da schlummern sie leise, leise ein.
Man fand sie am Morgen unter'm Gestein,
In Trümmern lag die Veste.

Der Ritter sprach: „Nur Muth bewahrt!
An's Werk und laßt das Trauern!" —
Das geht nicht zu in rechter Art,
Denkt er bei sich mit Schauern.
Gen Kloster Kukus trabt er dann:
„Herr Abt, o schließt des Segens Bann,
Ihr könnt's, um meine Mauern!"

Zu Nacht umwallten des Tages Bau
Der Abt und seine Genossen,
Der Weihrauch wirbelt in's nächt'ge Blau,
Vom Glanz der Fackeln umflossen.
Sie trugen ihm Kreuz und Weihbronn vor,
Der Mönche Lieder im ernsten Chor
Sie durch die Nacht ergossen.

Seht dort, behelmt, langbärtig am Wall
Von riesigem Leib drei Recken!
Seht sie im Harnisch von dunklem Metall
Drei Aexte hochauf strecken!
„„Im Namen des Herrn, der dem All gebeut,
Ihr Söhne der Nacht, steht Rede heut!""
Der Abt rief's fast mit Schrecken.

Drauf aber erhoben die Drei das Wort,
Kein irdisch Singen noch Sprechen!
Ein Brausen war's des Walds, der verdorrt,
Ein Rauschen von wallenden Bächen,
Ein Todesjubeln der Glock' im Thurm,
Ein Herbstfrohlocken, das der Sturm
Ausjauchzt über Stoppelflächen:

„„Ihm Ruhm und Lob! Ihm Preis und Ehr'!
Wir flieh'n nicht vor seinem Namen.
Hier ist kein Haus für Lebend'ge mehr,
Hier reift des Todes Samen.
Der Herr sprach: Tödtet nicht, was da lebt!
Doch auch in's Leben zu wecken bebt,
Was dem Tode verfallen! Amen!

Nie grünt der Baum, den gefällt dein Beil,
Nie glimmt der Stern, der verlodert,
Nie grast der Hirsch, den erlegt dein Pfeil;
Was des Todes, nicht heim mehr fodert!
Nie mehr wird blond dein Schneehaupt, Greis,
Nie weckt den todten Leib dein Geheiß,
Noch minder den Geist, der modert!"" —

So sprachen sie; abschütteln dabei
Ihr dürres Laub die Aeste;
Die blanken Aexte schwingen die Drei,
Da bekreuzen sich fromm die Gäste:
Ein mächt'ger Schlag, ein donnernder Knall!
Ein Staubgewölk, ein dröhnender Fall!
In Trümmern liegt die Veste.

---

688. Das rechte Wort.

Die Auen ein fürstlicher Jagdzug weckt,
Inmitten Herrn Leopolds Majestät;
Die Bäume sich neigen, doch nicht aus Respekt,
Es beugt sie der Wind, der die Wipfel verdreht,
Der Himmel, unartig, schickt böses Wetter,
Schon fallen die schweren Tropfen und Blätter,
Da ruft Leopoldus von seinem Gaul:
„„Ah, schaut's, jetzt regnet's mir gar in's Maul!""

Indeß die ipsissima verba ein Graun
Verbreiten im Zug, laßt ein Monument
Aus jener Zeit, sein Bild, uns beschaun;
Ich trag's in der Tasche, Siebzehner man's nennt.
Ein Lorbeerkranz in Perrückenwildniß
Und eine Lippe, sonst nichts! So sein Bildniß.
Draus männiglich sieht, wie dem frommen Mann
Gar leicht in den Mund das Wasser rann.

Ihr Hoflakeien nun rennt und sprengt,
Ein Regenschirm ist's, was retten kann!
Hofmarschall beschließt ganz still: der Mann,
Der des Kaisers Hut gemacht, der hängt!
Hofmedicus denkt: nach dem Ebenmaße
Wohnt friedlich der Mund im Schatten der Nase;
Durchlauchtigste Nase verschmäht das System,
Wie stell' ich nun dieses der Nase genehm?

Schön tröstet den Kaiser der Hofjesuit:
„Den Weihbronn der Priester entgegenhält,
Wenn die Majestät in die Kirche tritt;
Ein Dom des Herrn ist Wald und Feld,
Gott selber hat hier den Weihbronn ergossen,
Zu grüßen dich, Leopoldum den Großen!“
Der Kaiser wird grimmig wie König Saul:
„„Zum Teufel, mir regnet's noch immer in's Maul!““

Der Eine erstarrte, der Andere lief,
Der rang die Hände, der stand wie im Traum,
Der Günstling des Herrn, in Gedanken tief,
Lehnt mit dem Haupt an dem Eichenbaum;
Aufspringt er nun, heiliger Sendung trunken,
Die Stirn' ihm umsprühn der Erleuchtung Funken:
„Mein allergroßmächtigster Kaiser geruh'
Und schließe huldreichst die Lippen zu!“

Lobsinge, du heiliges römisches Reich,
Wie leicht du zu schirmen, zu retten bist;
Geschoß der Karthaunen und Schwerterstreich
Trifft nicht wie ein Wörtlein zur rechten Frist;
Send' immer dir's Gott zur rechten Stunde
Und Fürsten, die horchen dem rechten Munde,
Und Räthe zu weisem Rathe nicht faul! — —
Dem Kaiser regnet es nimmer in's Maul.

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel

ist zu Berlin am 23. April 1806 geboren, wo er seit 1824—27 vorzugsweise dem Studium des Altgermanischen unter Anleitung des berühmten Karl Lachmann oblag. Nachdem er von 1828 bis 1830 zu Breslau privatisirt, begab er sich 1831 nach Berlin zurück und folgte 1833, da er in seiner Vaterstadt keine ihm entsprechende Anstellung erlangen konnte, einem Rufe an die Universität und das Pädagogium zu Basel, wo er die ordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur, und 1837, als Ersatz für das ihm 1836 entzogene preußische Staatsbürgerrecht, das Diplom als Ehrenbürger von Basel erhielt. — Seine Frau ist eine Schwester des bekannten Staatsraths Dr. Bluntschli.

* * *

Wackernagel hat sich als vielseitiger und gründlicher Forscher im Gebiete der älteren deutschen Sprache und Literatur dankenswerthe und bleibende Verdienste erworben. Seine Poesie sog hauptsächlich aus diesem Studium ihre Nahrung; es ward der Hintergrund seines dichterischen Schaffens, zugleich auch seiner altchristlich-germanischen Sympathieen. Seine ersten Versuche waren die „Lieder eines fahrenden Schülers“ (1828), theilweise in mittelhochdeutscher Mundart, noch allzusehr behaftet mit jener Mittelalterthümlichkeit des Geschmacks, welche gern Ungelenkigkeit und Geschraubtheit der Form und des Ausdrucks mit Kraft der Gedanken und Bilder, mit der Stärke der Empfindungen verwechselt. Mehr geglückt waren ihm die beigegebenen Epigramme. Wackernagels „Neuere Gedichte“ dagegen und die „Zeitgedichte“ empfehlen sich nicht nur durch Formenschönheit und stylistische Geschmeidigkeit, sondern auch, bei männlich frommem Sinne, durch Charakter und Zartheit der Empfindung, Naivität und Kraft der Anschauung, gediegene Darstellung und Phantasieschwung. Zu dem Vortrefflichsten, was er gedichtet, gehören die süßinnigen Brautstands- und die frischen fröhlichen Weinlieder, — letztere im „Weinbüchlein“, — worin eine selbsteigene und liebenswürdige Individualität sich kund gibt.

Ob und in wie weit der ihm von verschiedenen Seiten gemachte strenge Vorwurf (wohl hauptsächlich wegen seiner öffentlichen Erklärung für die bekannte Züricher Revolution) begründet ist, daß er, „dem Pietismus, ja dem Fanatismus befreundet, der Parteisucht sich hingegeben habe, um mitunter sogar in zelotischer Erbitterung die Sache des orthodoxen Supranaturalismus zu führen“, lassen wir dahin gestellt seyn.

Schriften:

Spiritualia theotisca. Berol. 1827.
Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen. Berlin 1827.
Gedichte eines fahrenden Schülers. Das. 1828.
Geschichte des deutschen Hexameters. Das. 1831.
Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt und erläutert (mit K. Simrock). Das. 1833.
Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833.
Deutsches Lesebuch. 3 Thle. (Th. 1. und 2 in zwei Auflagen.) Das. 1835—1843.
Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek. Das. 1835.
Schweizerisches Museum für historische Wissenschaften (mit Gerlach und Hottinger). Frauenfeld 1837. 38.
Ueber die dramatische Poesie. Basel 1838.
Das Landrecht des Schwabenspiegels. Zürich 1840.
Karl Friedrich Drollinger. Basel 1841.
Neuere Gedichte. Zürich 1842.
Zeitgedichte. Basel 1843.
Das vierte Säkularfest der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Das. 1844.
Walther von Klingen. Das. 1845.
Weinbüchlein. Leipzig 1845.
Altfranzösische Lieder und Leiche. Das. 1846.
Vocabularius optimus. Das. 1847.
Geschichte der deutschen Literatur. Das. 1848.
Altdeutsche Predigten. Das. 1848.

Antheil an Hoffmann's „Monatschrift von und für Schlesien;“ an Hoffmann's „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur;“ an Haupt's und Hoffmann's „Altdeutschen Blättern;“ an Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum;“ an den „Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, ausgb. von der historischen Gesellschaft zu Basel;“ an Schreiber's „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum;“ an den „Elsäßischen Neujahrsblättern;“ an den „Beiträgen zur Geschichte und Literatur“ von Kurz und Weißenbach.

Poetische Beiträge zum Leipziger „Musenalmanach;“ zu den „Poesieen des Breslauer Künstlervereins;“ in den von ihm, Fröhlich und Hagenbach herausgegebenen „Alpenrosen“ u. „Weihnachtsgaben;“ in den „Gedichten zur Feier des Johannistages“ (des Buchdruckerfestes). Basel 1840, u. a.

689. Kater Freier.

Der Kater kam zum Fuchse hin
Und sprach: Auf's Freien steht mein Sinn;
Ich drückte gern in Liebeslust
Ein treues Weib an meine Brust;
Doch bin ich von so edler Art,
So schön von Leib und Aug' und Bart,
Auch schlägt mein Herz so hoch und hehr:
Eine Katze, — die nehm' ich nimmermehr;
Des Größten Kind nur will ich frei'n,
Nun sage, Fuchs, wer mag das seyn?

„Dort hoch die Frau am Firmament,
Die alles was sie will verbrennt,
Und alles nährt, was ihr beliebt,
Und Allem Licht und Leben giebt:
So leuchten alle Kerzen nie,
Kein Feuer brennt so heiß als sie."
Fürwahr, das ist ein hoch Geschlecht:
Eine Sonne, — die wär' mir grade recht.
Doch sprich, mag noch was größres seyn?
Des Größten Kind nur will ich frei'n.

„Wohl weiß ich, wem sie unterliegt:
Der Wolke, die da oben fliegt;
Wenn die sich vor die Sonne drängt
Und ihr das Angesicht verhängt,
Ist alle Schönheit ihres Lichts
Und ihre ganze Hitze nichts."
Fürwahr, das ist ein hoch Geschlecht:
Eine Wolke, — die wär' mir grade recht.
Doch sprich, mag noch was größres seyn?
Des Größten Kind nur will ich frei'n.

„Das ist der Wind: der stürmt daher
Und jagt die Wolken kreuz und quer;
Sie haben weder Ruh noch Rast,
Wenn der sie in die Seite faßt;
Ein Hauch, so reißt er sie entzwei,
So ist's mit ihnen gar vorbei."
Fürwahr, das ist ein hoch Geschlecht:
Eine Windinn, — die wär' mir grade recht.
Doch sprich, mag noch was größres seyn?
Des Größten Kind nur will ich frei'n.

„Es gibt ein Weib, das alle Frist
Den Winden übermächtig ist:
Das ist die Mau'r des Thurmes dort;
Dagegen rennen fort und fort
Seit Jahren Wind und Windes Kind:
Die Mauer steht und weicht der Wind."
Fürwahr, das ist ein hoch Geschlecht:
Eine Mauer, — die wär' mir grade recht.
Doch sprich: mag noch was größres seyn?
Des Größten Kind nur will ich frei'n.

„Die Mauer, die kein Wind bezwingt,
Ein Thierchen sie zu Falle bringt,
Das Loch auf Loch hinein sich gräbt,
Bis endlich noch die Mauer bebt
Und niederstürzt das ganze Haus:
Dieß Thierchen nennet sich die Maus."
Fürwahr, das ist ein hoch Geschlecht:
Ein Mäuschen, — das wär' mir grade recht.
Doch sprich, mag noch was größres seyn?
Des Größten Kind nur will ich frei'n.

„Weißt du nicht, wie die Maus erschrickt,
Wenn deine Muhme sie erblickt?
Wie sie beim frohsten Hochzeitsfest
Den schönsten Schmaus im Stiche läßt
Und in ihr Löchlein sich verkriecht,
Wenn deine Muhme sie nur riecht?"
Fürwahr, das ist ein hoch Geschlecht:
Eine Katze, — die ist mir grade recht.
Mag irgend noch was größers seyn?
Meine Muhme Katze will ich frei'n.

690. Morgenländische Sage.

„Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit." (Prediger Salamonis XI. I.)

Vernimm mit merkendem Verstand
Hier eine Sag' aus Morgenland.

Als von des Christenthumes Jahren
Achthundert waren hingefahren,
Da war in Bagdad beim Kalifen
Ein Knabe, dem sie Fatich riefen,
Schlank wie ein Baum, schön wie ein Stern,
Der liebste Diener seinem Herrn.
Auf deß Geheiß, durch dessen Gunst
Ward Fatich früh in jeder Kunst,
Um die nur Menschen sind gepriesen,
Von guten Meistern unterwiesen;
Und eine, die vor vielen werth,
Das Schwimmen, ward ihn auch gelehrt.
Einst aber, wie solch junges Blut
Sich gern gefällt in Uebermuth
Und über's Maß wird dreist und dreister,
Entrann er seinem Schwimmemeister,
Und warf allein sich in den Fluß.
Gleich riß mit übermächt'gem Guß
Der Tigris fort und fürder immer
Den armen unberath'nen Schwimmer.
Schon war am Leben er verzagt,
Schon hatt' er ihm Ade gesagt,
Und einzig sich anheimgestellt
Dem Herrn und Schöpfer aller Welt:
Da von der mildesten der Wogen
Ward wieder landwärts er gezogen,
Und lebend endlich ausgespien.
In einer Höhle ließ sie ihn,
Die mannstief in den Felsen ging,
Der obenher den Fluß befing,
Und wie er sich vornüber senkte,
So auf wie ab den Blick beschränkte.
Da lag nun Fatich, froh daß eben
Er jetzo hatte noch das Leben,
Sonst ohne Hoffnung, ohne Trost.
Indessen hatt' ihn, erst erbost,
Dann ängstlich immer mehr und mehr,
Gesucht sein Meister hin und her;
Und da er an des Ufers Rand
Statt seiner nur die Kleider fand,
Und ihn, so weit den Blick er schickte,
Nicht hie noch da im Fluß erblickte,

Kam endlich mit des Schreckens Schnaufen
Hin zum Kalifen er gelaufen,
Und rief: „O weh der großen Noth!
Fatich ist todt, Fatich ist todt!
Begraben liegt der arme Knabe
Am Tigrisgrund in feuchtem Grabe!“
Laut schrie und weinte der Kalif;
Zuletzt nach langem Jammern rief
Und hieß er alsogleich zur Stund
Verkünden durch der Diener Mund:
„Mit Gottes Hilfe wem's gelingt,
Daß er mir Fatichs Leichnam bringt,
Dem dank' ich's hoch, den mach' ich gleich
An Gütern und an Ehren reich.“
Da rührte sich's in Stadt und Land;
Da ward den Strom hinab gesandt
Schnell Mann auf Mann und Kahn auf Kahn;
Doch nirgendwo im Flusse sahn
Noch wo am Ufer sie die Leiche.
So in dem weiten Flußbereiche
Nahm Tag für Tag, nahm Wochen lang
Vergeblich manches Schiff den Gang.
Zuletzt da kaum noch einer fuhr,
Wies einem Fischer Gott die Spur,
Daß dahin er den Nachen lenkte,
Wo schattend sich die Klippe senkte,
In deren schmaler Höhlenspaltung
Fatich gefunden die Erhaltung.
Der Fischer schaut' hinein, und sah
Nicht eine Leiche: lebend da
Und fröhlich saß der Todtgeglaubte,
Und winkt' ihm zu mit Hand und Haupte.
Vor Staunen blind, vor Freude stumm,
Schnell wandt' er seinen Nachen um,
Und mit der Ruder strengstem Zug
Zurück nach Bagdad ging's im Flug.
Vor des Kalifen goldnen Thron
Trat er und sprach: „Herr, großen Lohn
Versprachst du, welcher deiner Knechte
Dir Fatichs Leichnam wiederbrächte:
Was aber, sage, willst du geben,
Führ' ich ihn her mit heilem Leben?“
„„Begehre du, nichts wird versagt,
So viel du willst, was dir behagt.““
Schnell fuhr er fort, schnell holt' er dort
Den Knaben vom geheimen Ort.
So stand nun, gleich der Rose blühend,
Von Wiedersehensfreude glühend,
Der Schlankheit Baum, der Schönheit Stern
Stand weinend da vor seinem Herrn.
Der halst' ihn, küßt ihn tausendmal;
Laut jauchzte Freude durch den Saal,
Durch den Palast, und vom Palast
Die Gassen auf und ab mit Hast.
Der manchen lieben Tag gefastet,
Mit Lasten Goldes ging belastet
Der Fischer nun, der arme Mann,
Als reicher Mann ging er von dann:
So viel er wollte ward ihm Gold,
Und mehr noch denn er selbst gewollt.
Nun mußte Fatich alles sagen,
Was sich und wie sich's zugetragen:
Wie seinem Meister er entsprungen,
Wie mit den Wellen er gerungen,
Wie endlich jener Felsenspalt
Geworden ihm zum Aufenthalt.
„„Wie aber““, sprach zu seinem Lieben
Der Fürst, „„wie bist du lebend blieben
So manchen Tag, so viele Wochen?
Denn wer hat dir sein Brot gebrochen?
Der Tigris hat dich wohl getränkt,
Doch schwerlich Brot dazu geschenkt.
Hat's Manna über dich geregnet?
Sprich, oder wie wardst du gesegnet?““
Und Fatich sprach: „Wohl hat mit Brot
Mir Gott gebüßt die Hungersnoth;
Wohl speisten mich in meinen Nöthen
Die Wasser, die mich wollten tödten:
Denn täglich kamen mir zum Frommen
Der Brote sieben hergeschwommen;
Die fischt' ich auf mit flinker Hand.
Und wiss', auf jedem Brote stand:
‚Mohammed Hassans Sohn;‘ es kamen
Die Brote stets mit diesem Namen.“
Es winket der Kalif: da laufen
Hinaus die Diener, wie in Haufen
Das Volk vor dem Palaste steht,
Neugierig auf nach Fatich späht;
„Mohammed;“ laufen sie und rufen,
„Wo bist du? Vor des Thrones Stufen
Komm mit! Wo bist du? Vor den Thron
Komm mit, Mohammed Hassans Sohn!“
Da aus der Menge dichtem Chor
Drängt sich ein Handwerksmann hervor,
Den Turban schmal, das Röcklein kurz,
Um's Knie den engen Schusterschurz:
„‚Hier bin ich‘“, spricht er kurz und schlicht,
Und folgt mit freudigem Gesicht
Getrosten Muthes hin in's Schloß,
Und staunend bleibt und gafft der Troß.
„„Sag an““, so spricht der Fürst ihm zu,
„„Was willst damit, was meinest du,
Daß täglich du der Brote sieben,
Mit deinem Namen all beschrieben,
Die werthe Kost, das edle Gut,
Hinauswirfst in die wilde Fluth?““
„‚Herr“‘, sprach der Schuster mit Bedacht,
„‚Ein Sprüchlein ist auf uns gebracht,
Von Ahn und Vater auf uns kommen:
Deß hab' ich treulich wahrgenommen,
Und hab's gehalten manches Jahr,
Und will's auch halten immerdar:
‚Dein Brot wirf in die Wasser nieder:
Nach Jahren findest du es wieder.‘
Ich dachte: wenn's kein Fisch auch frißt,
Und wenn der Fisch es auch vergißt,
Und wenn's auch niemand sieht noch weiß,
So wirf es doch hinein mit Fleiß:
Gott sieht es doch, Gott weiß es doch;
Gott läßt dich's wiederfinden noch,
Hier oder dort einst am Gericht:
Der liebe Gott vergißt es nicht;
Er hat den frohen Geber lieb.
Warum ich drauf den Namen schrieb?
Um mich dem lieben Gott zu nennen,
Und daß ich's wieder möcht' erkennen,
Käm' es mir wieder einst zur Hand,
Als jenes Brot, das ich versandt.‘“
„„Und herrlich hast““, rief der Kalif,
Dem warm das Auge überlief,
„„Und herrlich hast zu diesen Stunden
Du all' die Brote wiedergefunden,
Und nicht umsonst hast du genannt
Des frohen Gebers milde Hand.
Nicht weiß die stumme Fluth darum,
Und auch die Fische blieben stumm;
Doch der im Glauben dich gestärkt,
Gott hat's gesehn, Gott hat's gemerkt;
Dein Name steht, es steht dein Lieben
Im Buch des Lebens angeschrieben.
Sieh, den gerettet deine Gaben,
Sieh hier wie Milch und Blut den Knaben!
Bleib nun bei ihm, bleib nun bei mir:
In goldner Schüssel findest hier
Nach Jahren all das Brot du wieder,
Das in die Fluth du warfest nieder.““

691. Spielmannslohn.

Großes Fest beging der Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
Speere brachen da wie Reiser,
Schilde wurden nicht gespart;
Reiche Spenden
Stoben da von milden Händen.

Wer die Geige streichen lernte,
Oder Gauklerkünste pflag,
Wohl ein Tag der vollsten Ernte
Ward ihm dieser Freudentag:
Heut im Schlosse
Gab man Kleider ihm und Rosse.

Zwischen zwei gar weisen Leuten
Saß zu Tisch der Kaiser werth,
Die Gesetz und Recht zu deuten
Meister waren wohlgelehrt.
Zu den beiden
Sprach er: „Wollet mich bescheiden!

Alles neiget meinem Schwerte,
Alles beugt sich meiner Hand;
Was ich wolle, niemand wehrte
Meinen Willen mir im Land;
Meine Rede
Schaffet Frieden, schaffet Fehde.

Sagt, bin ich von Gottes wegen
Angethan mit solcher Macht?
Hat der Herr so reichen Segen
Kaiserkronen zugedacht?
Sagt, ob ihnen
Also muß die Erde dienen?"

„„Gottes Will' ist, was Ihr wollet,""
Sprach der Meister linker Hand.
„„Gotte zollet, wer Euch zollet;
Euer ist von Gott das Land.
Der Euch krönte,
Wollte, daß Euch Alles fröhnte.""

„„Wehe, wehe diesem Worte!""
Sprach der Meister rechter Hand.
„„Wehe, wenn dies Wort die Pforte
Eures Herzens offen fand!
Herr, o leihet
Mir die Ohren, und verzeihet!

Euer Recht ist nur das Rechte,
Euer Unrecht ist kein Recht:
Denn der Herr gab ew'ge Rechte
Auch dem dienenden Geschlecht.
Die Gewichte
Prüft er, daß er beiden richte.

Wenn Ihr von des Volkes Theile
Nur ein Korn des Rechtes nahmt,
Weh, so schadet's Eurem Heile,
Daß Ihr je zur Krone kamt:
Auch des Kornes
Denket einst der Herr voll Zornes.""

Sinnend sprach der gute Kaiser
Friedrich mit dem rothen Bart:
„Hier ein Weiser, dort ein Weiser,
Beide treu und wohlgelehrt:
Einem Jeden
Will ich lohnen seine Reden.

Der du sagst, mein Wille gelte,
Wenn er Gottes Wille sei,
Daß ich dankend dir vergelte,
Gib du der Gesetze drei,
Du statt meiner;
Und ich weiß, die schilt mir keiner.

Doch der sagte, was ich wolle,
Wolle Gott im Himmel auch,
Fürstenhand die gnadenvolle
Lohnt auch dir nach mildem Brauch:
Roß und Kleider
Geh und nimm, und freu' dich beider!"

---

692. Kaiser Rudolfs Grabritt.

Was wandelt denn durch's Land für Trauerkunde?
Die Leute steh'n und weinen an den Wegen,
Und alle Glocken klagen in die Runde.

Und einen Zug seh' ich herabbewegen
Zum Thale sich von Germersheim dem Schlosse,
Und auf der Straße weit den Staub erregen.

Und herrlich raget über all dem Trosse,
Der weinend folgt und schmerzlich weheklagend,
Ein Greis hervor auf langsam geh'ndem Rosse.

Und Priester ihm zur Seite, Kreuze tragend,
Gebete sprechend, feierliche Lieder
Mit Schluchzen singend, Segensworte sagend.

Und durch die Felder geht der Zug hernieder
Zum Rheine hin, und alle Leute weinen
Und schau'n und fragen sich und weinen wieder.

„Der Kaiser ist's, den diese Klagen meinen,
Der Kaiser Rudolf ist's, er will mit denen,
Die schon in Speier schlafen, sich vereinen.

Der Kaiser Rudolf ist es: da, wo Jenen,
Die vor ihm herrschten, ist das Grab bereitet,
Will er sein Haupt auf's Sterbekissen lehnen.

Der Kaiser ist's: er weiß, sein Engel leitet
In dreien Tagen ihn zur Todespforte:
Der Kaiser ist es, der zu Grabe reitet!" —

Und er ist todt! mit solchem Schmerzensworte
Geh'n Zähr' und Seufzer in das Land als Boten,
„Rudolf ist todt!" So klingt's von Ort zu Orte.

Und alles kommt und drängt und will mit rothen,
Verweinten Augen nur noch einmal schauen,
Nur einmal noch den heißgeliebten Todten.

Es zeigen ihren Kindern ihn die Frauen:
„Seht, diese Hand ließ einst sich das verwaiste
Deutschland als Braut in rechter Liebe trauen!"

Sie steh'n und jammern; doch die allermeiste
Wehklag' erhebt ein Alter, dem an Kinne
Und Scheitel längst die Locke schon ergreiste.

„Ihr Fürsten, gönnt mir Eins nur zum Gewinne,
Nur eins zum Trost. Ich schuf aus festem Steine
Einstmal sein Bild mit meinem besten Sinne.

Das Werk der Lieb' und Treue, laßt es seine
Ruhstätte nun für alle Zeit bewahren;
Zu Rudolfs Denkmal gnügt sein Bild alleine.

Zu Rudolfs Denkmal, der mit grauen Jahren
Die Krone wie ein Jüngling hat getragen,
Drin Mild' und Recht die schönsten Steine waren!"

Der Meister sprach's und trat mit neuen Klagen
Zum todten Kaiser, welchem tiefgefaltet
Der unbewegten Stirne Furchen lagen.

„Noch ist das Bild zu Ende nicht gestaltet!
So rühre, Meißel, manches Bilds Gestalter,
Noch einmal dich, eh' meine Hand erkaltet!

Denn eine Falte grub ihm noch das Alter.
Nun sei, o Hand, zur letzten Arbeit eilig!
Wer so in Sorgen war des Reichs Erhalter,

An dessen Stirn ist jede Falte heilig."

693. Die Erfindung der Druckerpresse.

Ihr habt das Liederbuch zur Hand,
Und habt zur Hand die Gläser,
Und seid mir sonst auch wohlbekannt
Als Trinker, Sänger, Leser:
Vernehmt denn mit geneigtem Ohr,
Wie aus dem gleichen Quell hervor
Sind Wein und Buch entsprungen.

Längst war Johannes vorgerückt
Von Brettern bis zu Lettern;
Schon war aus freier Hand geglückt
Manch Dutzend auch von Blättern:
So aber ging's zu mühsam doch;
Das war ihm erst ein Sorgenloch,
Daraus kein Weg zu finden.

So weilt' er eines Abends auch
Tiefgrübelnd still zu Hause:
Da rührte sich mit frischem Hauch
Musik vor seiner Klause;
Er trat zur Thür: sieh da! ein Zug
Von Winzern, der die Trommeln schlug
Und blies die hellen Pfeifen.

Hoch auf dem Wagen schwankt das Faß,
Die Gäule gehn im Sprunge,
Und jauchzend selbst im duft'gen Naß
Der Beeren hüpft ein Junge.
So drängt das Volk zur Kelter hin,
Wo Winzer sich und Winzerin
Zum letzten Tanze rüsten.

Woran nur streift der Strom der Lust,
Das wird mit fortgerissen:
Herr Guttenberg auch unbewußt,
Noch halb in Kümmernissen,
Läßt sich von ihm die Gassen auf,
Die Gassen ab, in muntrem Lauf
Bis hin zur Presse tragen.

Da wird ein langer starker Baum
Gewaltig umgeschwungen,
Und mit dem Baum der trübe Schaum
Gedrungen und gezwungen,
Bis er verklärt zu Tage quillt,
Und Bütte rings um Bütte schwillt
Von süßem klarem Moste.

Nun plötzlich ist auch wolkenhell
Des Sorgenlöchers Stirne;
Nun springt und klingt auch ihm ein Quell
Im Herzen und im Hirne:
„Ich hab's, ich hab's! die Presse nun
Soll meinem Herbst auch Dienste thun,
Soll mir den Wein auch keltern!"

Seit jenem Herbst, seit jenem Tag
Nun wird an allen Enden,
Was nur die arme Presse mag,
Gepreßt mit rüst'gen Händen;
Wein geben uns nur Süd und Herbst,
Du aber, Druckerpresse, färbst
Die Welt und alle Zeiten.

Du machst die durst'ge Seele satt
Mit Oel und guter Kohle,
Und deinen Rausch, ein rauschend Blatt
Trägt ihn von Pol zu Pole;
Du kelterst alles Zeug zu Most:
Herlinge sind dir Alltagskost,
Du nimmst auch Heidelbeeren.

694. Junker Durst.

Als der erste Sonnenstrahl
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe schrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenster kam er so
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab, und stellte sich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durst,
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Strahl hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie sie flammt und sprühet!

Willst du heute sicher seyn
Vor so großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja wenn du im Beutel hast
Nur noch einen Heller,
Wend' ihn dran und miethe dich
Ein im tiefsten Keller."

Also sprach er, und verschwand.
Aber ich, vermessen,
Hatte seinen guten Rath
Alsobald vergessen,
Nannte durch die ganze Stadt,
Straßen auf und nieder:
Sieh, da stand auf eins vor mir
Junker Durst schon wieder.

Jetzo war's kein Knabe mehr,
War ein tücht'ger Degen.
Und er sprach: „Du willst mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unversehens hatt' er sich
An mir aufgeschwungen,
Und da ging ich nun und trug
Diesen großen Jungen.

Und er saß mit schwerer Wucht
Fest mir auf dem Nacken.
Endlich streckt' ich meine Faust,
Um ihn derb zu packen.
Also rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Riesen.
Was er für ein Recke war,
Hat sich bald erwiesen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer schneller;
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erst ging er mir zu Leib,
Und ich mußt' erliegen:
Eh' ich mich's versah, so fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt' er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann bei'm Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kämpe!
Labe dich nach unserm Strauß!"
Ging und zog die Krämpe.

Hier nun sitz' ich ganz in Angst
Bei dem großen Fasse,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm' ich auf die Gasse.
Lieber wart' ich, bis es Nacht
Ist geworden droben.
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.

Karl Dräxler,

am bekanntesten unter dem Doppelnamen Dräxler-Manfred (letzteren, aus Tieck's „Phantasus" gewählt, legte er sich in der ersten Zeit seiner literarischen Thätigkeit darum bei, weil seine Familie nichts von seinen Versen wissen sollte und hauptsächlich, weil ein Oesterreicher jenseits der Grenzen ohne eingeholte österreichische Censur nichts drucken lassen durfte, ein Zwang, der sich auf den Pseudonymus nicht erstrecken konnte), ist am 17. Juni 1806 zu Lemberg in Galizien geboren. Noch kaum Jüngling, übersiedelte er mit seinen Eltern nach Prag und machte hier, in Wien und Leipzig seine Studien. Während er von früh auf zur Kunst sich gedrungen fühlte, nöthigten ihn Familienansichten „auf die Zwangsbank der juristischen Studien", die er zwar glücklich zu Ende brachte, aber nach gewonnener Selbständigkeit beim Tode seiner Großeltern aufgab, um sofort „als freier wandelnder Rhapsode" zu leben und zu dichten. Bereits seit 1823 literarischen Strebungen zugewandt, war er bis etwa 1836 Mitarbeiter an Wiener Zeitschriften, „deren Seichtigkeit und gedrückte Lage ihn aber mit einmal so anwiderte, daß er den Wanderstab ergriff und aus dem Lande ging." Nun reiste er; zuerst im südwestlichen Deutschland, dann nach Belgien, England, Frankreich und dem nördlichen Deutschland, lebte nach und nach in Mannheim, Frankfurt, Meiningen, Köln, und domizilirt jetzt abwechselnd in Darmstadt und Wiesbaden. Vor einigen Jahren hat ihn der Herzog von Meiningen aus freundlicher Rücksicht für seine literarischen Leistungen zum Hofrath titulirt. Zu Anfang 1848 erhielt er den luxemburger Orden der Eisenkrone und die königlich württembergische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

* * *

Ein Dichter von nicht gewöhnlicher Bildungsfähigkeit, dessen schönes Talent, hauptsächlich durch Rückert's Einfluß und Vorbild angeregt, „an dem nie ermattet sein Herz in seiner glühenden Begierde", in verschiedenen Formen und Gattungen sich erprobt. Seine Lieder, vorzugsweise „in der schönen Symbolik zwischen Natur und Liebe schwelgend," sind nicht ohne poetische Innerlichkeit und Melodie der Empfindung; häufig jedoch wird bei ihm die lebendige Unmittelbarkeit von einem gewissen reflexiven Drange überwirkt, welche die Herzlichkeit und Einfachheit nicht recht aufkommen läßt. Seine Sprache

ist blühend und bilderreich, aber auch nicht selten schwülstig und pretiös; Bild und Gedanke decken sich selten. Für die objektivste Gattung der Lyrik, die Romanze und Ballade, ist seine Phantasie zu wenig plastisch; vorzüglich dagegen glückt ihm der didaktische Ton der Orientalen in seinen Erzählungen. Erfindung und Gedanke zeugen meistens von einem tiefen und edlen sittlichen Gefühle. — Anerkennung verdient Dräxler's warme und kräftige Theilnahme an den Freiheits- und Humanitätsfragen der Gegenwart, wie sich solche namentlich in seinem Kunden- und Sagenbuche vom „Sonnenberg" und in mehreren seiner neueren lyrischen Erzeugnisse kund gibt.

Schriften:

Romanzen, Lieder und Sonette. 2 Bändchen. Prag 1826. 28.
Die Löffelritter. Novelle. Hamburg 1826.
Glockenblumen. Novellen, Erzählungen und Sagen. 2 Bde. Braunschweig 1827. 28.
Bunte Bilder. Nürnberg 1830.
Gruppen und Puppen. Novellen und Erzählungen. 2 Bändchen. Leipzig 1834.
Gedichte. Frankfurt 1838; 3te (Miniatur-) Auflage. Das. 1848.
Herz und Ehre. Novellen und Schilderungen. 2 Bde. Das. 1839.
Fahrten. Erlangen 1840.
Vier und zwanzig Stunden. Ein Feuilleton des Tages. Leipzig 1842.
Das Blumen-Album. Siegen und Wiesbaden 1843.
Vignetten. Porträts und Genrebilder. Frankfurt 1845.
Sonnenberg. Kunden und Sagen. Siegen und Wiesbaden 1845.

Uebersetzungen:

Des P. O. Naso Lieder der Liebe. (In gereimten Jamben.) Leipzig 1826.
Victor Hugo's „Hernani." Drama. Das. 1833.
Victor Hugo's „Ruy Blas." Drama. Frankfurt 1839.
Victor Hugo's „Der Rhein; Briefe." 2 Bdchn. Das. 1842.
Ein Weib aus dem Volke. Schauspiel aus dem Französischen. Darmstadt 1846.

Herausgeber von:

W. Genth's Dichtungen. Siegen und Wiesbaden 1845.
Rheinisches Taschenbuch 1843 bis jetzt. Frankfurt a. M.
Der Kursaal, Wiesbadener Saisonsjournal. 1843 bis jetzt.

---

695. Das Märchen beim Weine.

Es war am reichen, reizgeschmückten Rhein,
Da saß ich still in einer Rebenlaube;
Zu Füßen mir der Fluß im goldnen Schein,
Zu Häupten mir die schwere goldne Traube.

An meiner Seite stand ein holdes Kind,
Gleichwie des Rheines Tochter anzuschauen,
Gelblockig und blauaugig, wie sie sind,
Die schönen Mädchen in den Pfälzergauen.

O unbeschreiblich süße Doppellust,
Zu gleicher Zeit mit seligem Entzücken,
Gelehnt an eine weiße Mädchenbrust,
Dem Rhein ins klare Auge tief zu blicken!

Dort siehst du der Vergangenheiten Pracht
Aus Wellenmärchen dir entgegenstrahlen;
Hier fühlst du, wie der Schönheit Zaubermacht
Die Gegenwart weiß reizend auszumalen.

Der Sonnenschein, die Trauben über mir,
Süßduftend vor mir die gefüllte Flasche:
Ein seltnes Bild; sie schien der Phönix hier,
Die Sonne Gluth, die Trauben seine Asche.

Und als ich ob des Weines starkem Duft
Verwundert, sprach das Kind mit süßem Munde:
Erstaunt nicht, Herr, das liegt so in der Luft,
Gekeltert ward der Wein auf Arnspergs Grunde.

Und wie die Sage reizend sich am Rhein
Und unverholen schmiegt an die Geschichte,
So schenkte mir die Kleine mit dem Wein
Zugleich das Märchen ein, das ich berichte.

Ein Köhler war's, der ging des Weges her,
Vorbei an Arnspergs einsamem Gemäuer,
Heiß war der Tag, die Arbeit lang und schwer,
Den Armen brannte heiß des Durstes Feuer.

Rings wo sein Auge späht in Berg und Kluft,
Kein Quell, der labend ihm entgegenlachte;
Vom Schlosse aber kam ein Weinesduft,
Der ihm die trockne Zunge lüstern machte.

Und jetzt ein Männlein sieht er alt und klein,
Mit grüner Kapp' und großem Schlüsselbunde;
Das winkt, er folgt, tritt in den Schloßhof ein,
Und steht nun in bemooster Trümmer Runde.

Und abwärts geht's wie einen Kellergang,
Bis sie vor einer Felsenwand nun halten;
Des Alten Schlüssel winkt, der Felsen klang
Gleich einem Thore, doppelt aufgespalten.

Ein Keller ist's, worin das Paar nun hält,
Die Wand von hellem Lampenlicht umsäumet;
Ein Ehrenbett, worauf der Wein, der Held,
Von Rosenlippen schöner Zukunft träumet.

Rings ungeheure Fässer ohne Zahl,
Wie blanke Harnische von alten Riesen,
Auf jedem ein kristallener Pokal,
Als Page solchem Helden zugewiesen.

Und einen hebt mit Wein der Alte voll,
Und spricht kredenzend: „Nach vollbrachtem Werke
Bekommt ein Becher edeln Weines wohl;
Trink, Freund, er spende Labung dir und Stärke!

So hielts mein Herr; Gastfreundschaft hat er mir
Im Kellermeisteramte aufgetragen;
Ich übe sie dreihundert Jahre hier —
Laß dir den edlen Königswein behagen!"

Der Köhler trinkt. Zwar rieseln bei dem Wort
Geheime Schauer ihm durch Herz und Glieder;
Doch bannt des Weines Zauber bald sie fort,
Und Kraft und Muth und Frohsinn kehren wieder.

Und selber füllt er jetzt den Becher an,
Und reicht mit heitrer Miene ihn dem Alten:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan,
Ein wackrer Gastfreund muß sich zu mir halten!"

Des Alten Auge wird verklärt, er trinkt.
„Hab' Dank, o Freund, ob des Erlösungswortes!
Und daß dir diese Stunde Segen bringt,
Gedenk des Königsweines und des Ortes!"

Er sprach es und verschwand; mit ihm verschwand
Pokal und Faß; das Frühroth hob den Schleier,
Der Köhler auf dem alten Wege stand,
Und dachte an das seltne Abenteuer.

Er sann und fand die Deutung für das Wort.
Weinreben pflanzt' er hin auf Arnspergs Grunde,
Die brachten reiche Schätze ihm sofort;
Das war der Segen ihm von jener Stunde. —

— Das Mädchen schwieg; die Gläser füllt' ich an
Und sprach, indem ich eines ihr kredenzte:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan!"
Sie that Bescheid, das schöne Auge glänzte.

Und wie so reizend war das Lippenpaar,
Indem es nippend mir den Wein versüßte,
Da dünkte mir, daß doppelt reizend gar
Im heißen Liebeskuß es werden müßte.

Erproben wollt' ich meinen stillen Satz,
Da lief sie fort — verschwunden war die Kleine.
Der Köhler fand und ich verlor den Schatz:
So wechseln Menschenloose selbst beim Weine!

696. Die Felsenhöhle.

Es zog Suleiman in den Wald
Mit seinem Hofstaat zum Besuche,
Der einem Eremiten galt
Von strenger Sitt' und weisem Spruche.

In einer Felskluft wohnte der,
Wohin kein Blick der Sonne schaute:
Da fragt der König staunend sehr,
Warum kein Hüttlein er sich baute?

O Herr! so sprach der Weise drauf,
Wohl lag das Bauen mir in Sinnen,
Ich raffte schon die Steine auf,
Und wollte frisch das Werk beginnen.

Die Steine aber riefen mir:
„O laß uns liegen auf den Wegen,
Wir haben schon als Gräberzier
Ob Leichen, so wie du, gelegen.

Nach andern Stoffen lange zu,
Wir dienten schon zu Todtenstellen!"
Da ließ die Steine ich in Ruh
Und eilte Bäume mir zu fällen.

Die Bäume sprachen ringsherum:
„Nicht möge uns dein Beil erreichen;
Wir sind des Todes Eigenthum
Und wurzeln alle nur auf Leichen.

Nimm was da lebt, wir alle sind
Verstorbene Vergangenheiten."
Da ließ die Bäume ich dem Wind
Und wollte aus der Erde beuten.

Doch wie ich Erde nahm und Staub,
Da riefen die mir laut entgegen:
„Wie wagest du mit frechem Raub
An deine Brüder Hand zu legen?

Wir sind, was du gewesen bist,
Und sind, was du wirst werden wieder."
Da gab ich auf mein Baugelüst,
Und ließ in Ruhe auch die Brüder.

Ich wandte trüb mich von der Flur
Und zog in diese Felsengrotte,
Bedenkend, daß die Erde nur
Dem Tode huldigt, ihrem Gotte.

— Der weise König sann gar viel
Ob dem gehörten ernsten Spruche:
Doch wie dem Hofstaat er gefiel,
Davon steht nichts in meinem Buche.

697. Der König.

Es war ein König einst, der fühlte sich schwach,
Dem Körper nur, doch nicht dem Geiste nach,
Die Zeit des Sterbens rückte langsam herbei:
Er aber hatte der blühenden Söhne drei,
Drei Jünglinge von Kraft und schönen Mienen,
Und hätte gern gewußt, wer unter ihnen
Nach ihm zu herrschen der würdigste sei.

Drum ließ er sie eines Tages berufen
Als Vater und Fürst an seines Thrones Stufen
Und sprach: „Das Leben verlangt seinen Zoll:
Doch daß euch kein Streit entzweien soll
Um dieses Landes gesegnetes Erbe,
Wenn ich dereinst in Frieden sterbe,
So sollt ihr, Böses zu vermeiden,
Jetzt selber euer Loos entscheiden.
Der Schatzmeister wird nach meinen Befehlen
Euch Jedem zehntausend Goldstücke zählen,
Die nehmt und wählt euren Weg mit Bedacht.
Und wer von euch, wenn ein Jahr vollbracht,
Den edelsten Gebrauch davon gemacht,
Den ich loben muß vor den andern Zwein,
Der soll nach mir des Volkes Vater seyn.

Die Söhne gelobten Gehorsam dem Wort,
Empfingen das Gold und zogen fort.
Der König herrschte weise, daß alles gedieh,
Drum schwand das Jahr, man wußte nicht wie.

Und kaum war es um, so kam der eine Prinz,
Lastträger hinter sich und Reihen Gesinds,
Die trugen an prachtvollen Kleidern schwer,
An Geschirren und Waffen und anderm mehr,
Geschmeide und Zierrath von blendender Pracht,
Das fremde Prunksucht mühsam erdacht;
Ein Herrscher — so meinte der älteste Sohn —
Muß sitzen in Pracht auf dem fürstlichen Thron.

Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte nicht geglaubt,
Daß Glanz dem Fürsten nöthig sei," —
Da kam der zweite Sohn herbei.

In Händen trug er eine Schilderei,
Die er dem Vater selbstgefällig wies.
Die zeigt ein Schloß mit Mauern und Verließ,
Das er im Lande sich erbauen ließ,
Zugbrücken, Wälle, Thürme, Stein auf Stein,
Vor Feinden und Meuterern sicher zu seyn.

Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: „Ich hätte doch geglaubt,
Ein Volk sei seines Fürsten stärkster Wall
Und fester als Burgen und Schlösser all."

Da kam der jüngste Sohn heran
Mit verschossenen Kleidern angethan,
Vom Sonnenbrand gebräunt, doch heiter gesinnt,
Und an jeder Hand führend ein ärmliches Kind.
Der beugt sich vor dem Fürsten und spricht:
‚O Vater, sie gaben dir falschen Bericht,
Sie sagten dir stets von des Volkes Segen
Und von Zufriedenheit auf allen Wegen,
Von fröhlichen Hütten und schwellender Saat, —
Ich aber wo ich das Land betrat,
Ich fand so viel der Gebeugten und Armen,
Die still aufseufzten um mein Erbarmen,
Daß bald verschwand des Schatzmeisters Gold,
Das ich edel und fürstlich anwenden gesollt.
Und wie ich, nun selber arm, heimwärts zog,
Fand ich am Wege diese zwei Kinder noch;
Ihr Vater liegt siech daheim und arm:
Du bist reich und gut, dein Herz ist warm;
O hilf! und sei gnädig der Kleinen bedacht,
Die ich statt reichen Kaufes heimgebracht.' —

Der alte König weint vor Vaterlust,
Er drückt den Jüngling freudig an die Brust: —
„Wer zweifelte nach solcher Schatzverwendung
An deinem Fürstengeist und deiner Sendung!
Du sollst der Erbe dieser Ländereien,
Des Volkes und der Armen Vater seyn;
Denn wer die Armen und Leidenden erhebt,
Der hat die schönste Krone sich erstrebt."

698. Zwei Freunde.

Sie saßen traulich still beisammen,
Der Dichter und sein Jugendfreund,
Die Herzen schienen wie zwei Flammen
Vom milden Windhauch jetzt vereint.

Es glänzt der Sohn des Rheins, der blanke
Im Glas, und an die Lippen drückt
Havannas Tochter sich, die schlanke,
Indeß die Sonne niederdrückt.

Der Dichter ließ die Gläser klingen
Und rief mit frohem leichten Sinn:
„O laß mich hoch den Becher schwingen,
Weil ich geheilt, gerettet bin!

Ich sah ihn wieder, den Versucher,
Er wies mir Liebe und Besitz
Und all den stillen Freudenwucher,
Der auslöscht eines Künstlers Witz.

Ein Weib fand ich auf meinen Wegen,
Daß Wonneschauer mich durchfuhr,
Die Seele mildes Frühlingsregen,
Der Körper eine Rosenflur.

So stand ich auf des Tempels Zinnen,
Vor mir der Schönheit heil'ge Stadt,
Und hörte mit berauschten Sinnen
Es flüstern hold und süß und glatt:

Dies Alles soll dir angehören,
Das volle Liebesglück der Welt,
Ein Glück, von Menschen nicht zu stören,
Auf dich und Kinder ausgestellt.

Ein Schwelgen in des Reizes Füllen,
Ein Wesen, das, dein eigen ganz,
Sich schmiegen will in deinen Willen
Und sonnen sich in deinem Glanz. —

O Freund, es war nicht leicht, entringen
Sich diesem reizenden Idill,
Und diese Sehnsucht zu bezwingen,
Die schaffen und auch lieben will.

Doch will die Kunst für sich ein ganzes
Und ungetrenntes Herz fürwahr,
Und legt die Hälfte ihres Kranzes
Nicht auf den stillen Hausaltar.

Und ganz gehör' ich meinem Volke,
Für das mein Geist, mein Wort entbrennt;
Das Weib ist eine Rosenwolke,
Die mich von meiner Erde trennt.

Kreuzprediger der Freiheit trage
Mein Wort ich hin durch Stadt und Hain
Und lebe stolz in meinem Hage,
Ein echter Hagestolz zu seyn.

Dir fiel, o Freund, ein andres Leben,
Und glücklich ist dein stiller Sinn;
Doch mich laß hoch den Becher heben,
Weil ich geheilt, gerettet bin!"

Der Tag erlosch im Abendschimmer,
Die Beiden schieden ernst gesinnt,
Der Dichter auf sein einsam Zimmer,
Sein Freund nach Haus zu Weib und Kind.

Es schien als ob ein Jeder weine,
Weil er des Andern Loos ermißt:
Von holden Lippen wurde eine
Der Thränen rasch hinweggeküßt;

Die andre ungesehen rollte
Auf des Papieres weißen Raum,
Wo sie als Blüthe trocknen sollte,
Herabgeweht vom Lebensbaum.

*699. Die Jungfrau.

In dem fernen Blüthenlande
Am Tyrhener Meeresstrande
Tritt mit mir in jene Grotte,
Wunderdinge zu gewahren.
Sieh, da liegt seit hundert Jahren,
Wie von einem bösen Gotte
Schlafbezaubert und versteckt,
Eine Jungfrau, eine schöne,
Die durch keine Macht der Töne
Neu in's Leben wird erweckt.

Jünglinge voll edlem Feuer
Lockt das seltne Abenteuer,
Die Gebannte zu erlösen;
Einzeln kamen und in Schaaren
Sie herbei seit hundert Jahren,
Doch erlagen sie dem bösen,
Dem verhängnißvollen Gott,
Der in wildem Zorn entflammte
Und zum Kerker sie verdammte,
Zum Exil und zum Schaffott.

Was die Jugend nicht erzwungen,
Einem Greise ist's gelungen;
Mit dem starken Hirtenstabe
An die stille Grotte pocht er:
„Auf, erhebe dich, o Tochter,
Aus des Zaubers dunklem Grabe
Wandle neu in's Leben ein!
In Sankt Petri Namen rufe
Ich dich auf die helle Stufe,
In des Tages goldnen Schein."

Und sie hört es süß erschrocken,
Schüttelt ihre schwarzen Locken,
Langem Traum sich zu entrücken,
Schlägt empor die Augenlider
Und erhebt die schlanken Glieder,
Horch, da jauchzet das Entzücken
Zu ihr auf aus Blick und Wort,
Und der Jungfrau neu geboren,
Und dem Greis, der sie beschworen,
Jubeln sie von Ort zu Ort.

Herrlich in der Reize Prangen
Mit den lebensfrischen Wangen,
Eine Göttin anzuschauen,
Wandelt sie, den Fuß beflügelt,
Von dem Greise kaum gezügelt,
In den Städten und den Gauen
Froh vom Po bis zum Vesuv;
Und der träge Lazzarone,
Wie die mächtigen Barone
Jauchzen den Evvivaruf.

Ja sie ist's, die Langverlorne,
Ja sie ist's, die Neugeborne,
Die in alten Römertagen
Segnend ist herabgestiegen
Und dem Volk zu Ruhm und Siegen
Einst die Adler vorgetragen.
Fesseln jetzt und lange Qual
Weiß sie rasch vergessen machen,
Und sie reicht mit süßem Lachen
Der Begeisterung Pokal.

Sinnend, doch das Aug' erhoben,
Auf dem Vatikane droben
Sitzt, der sie in's Leben führte.
Daß die Holde, wo sie schreitet,
Glück und tolle Lust verbreitet,
Ob wohl das den Alten rührte?
Oder ob er sorgenvoll,
Wo dies jubelnde Getriebe,
Dieser Uebermuth der Liebe
Ueberall noch enden soll?

Von des Berges milder Schwelle
Löst sich eine klare Quelle,
Die als Bach befruchtend näßen
Kann die Wiesen und die Lande,
Doch vertrocknen auch im Sande;
Die als Strom das Reich durchmessen
Kann mit bunter Wimpel Zier,
Aber auch die Welt verwüsten; —
Quell aus Apenninenbrüsten,
Gottes Segen sei mit dir!

Friedrich Beck

(mit dem vollständigen Taufnamen Christian Friedrich; sein Taufpathe war Graf Christian Friedrich Stolberg, Friedrich Leopold's Bruder) wurde am 21. Juni 1806 zu Ebersberg in Oberbaiern geboren, wo sein Vater, ein Freund des edlen Johann Michael Sailer, nachmaligen Bischofs von Regensburg, als Johanniterordens-Großprioratspfleger damals seinen Wirkungskreis hatte. Im Jahre 1809 wurde derselbe als königl. baierischer Landgerichtsvorstand nach Innsbruck versetzt, und die reiche Alpennatur wirkte frühzeitig durch ihre großartigen Bilder auf die empfängliche Seele des Knaben. Aber erst zu Neuburg an der Donau begann seine reifere Entwicklung, wo 1815 sein Vater, der in Folge der Abtretung Tyrols an Oesterreich Innsbruck verlassen mußte, endlich eine bleibende Stätte fand. Beck absolvirte das dortige Gymnasium und bezog 1822 das Lyzeum zu München, um die philosophischen Fächer zu hören. Nach Beendigung eines zweijährigen Kursus sollte er sich für ein Brodstudium entscheiden. Nur kurze Zeit schwankte er zwischen der in München durch den Anblick so vieler Kunstwerke und den Umgang mit Künstlern geweckten Neigung, sich ganz der von ihm mit Vorliebe betriebenen Landschaftmalerei zu widmen, und zwischen dem Wunsche seines Vaters, welcher ihn dem gelehrten Unterrichtsfache bestimmte. Er entschied sich für das Letztere, besuchte das unter Thiersch's Leitung stehende philologische Seminar und beschäftigte sich, nachdem er 1826 die Konkursprüfung für ein Gymnasiallehramt bestanden, mit Privatunterricht, poetischen und künstlerischen Versuchen. Im Jahre 1836 erfolgte seine Anstellung an der lateinischen Schule zu München, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet. Die seit 1839 besorgte Redaktion der Münchner politischen Zeitung legte derselbe nach achtjähriger Führung, da sie ihm neben seinem Lehrberufe zu beschwerlich ward, Ende 1846 freiwillig nieder.

* * *

Als Schriftsteller trat Beck zuerst mit der mittelalterlichen Kunstnovelle „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" und mit „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst" (1834) auf, welche die früher von ihm mitbegründete Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde (v. Bernhard, Hoffstadt, Graf v. Pocci, Quaglio, Schlotthauer, v. Aufseß gehörten zu ihren Stiftern) herausgegeben hat. In seiner 1844 erschienen Sammlung „Gedichte," vorher zum Theil veröffentlicht in mehreren Jahrgängen des von Ed. v. Schenk redigirten Taschenbuchs „Charitas," herrscht, bei lyrischer Grundstimmung, ein religiös-philosophischer Ton und ein warmes Naturgefühl vor; den Mittelpunkt seiner Weltanschauung findet er vorzugsweise in den Lebensformen einer katholisch-romantischen Welt, in Vorzeit und Natur. Für epische Darstellungen fehlt ihm nicht die Kraft einer lebenschaffenden, gestaltenbildenden Phantasie; aber seine Helden treten zu häufig im Geiste seiner Subjektivität, nicht in voller, bestimmter Individualität uns entgegen. Neuerdings entsagt er mehr jenen romantischen Sympathieen, um an den Tendenzen der Literatur der Gegenwart sich mit Wärme zu betheiligen.

Außer mehreren kleineren Aufsätzen zur literarischen und Kunstkritik in der Münchner politischen Zeitung sind von ihm noch erschienen:

Bericht über die Münchner Kunstausstellung von 1845 (im Kunstblatt Nr. 85—89).
Nekrolog Ludwig Aurbachers (in der Beilage der Allg. Zeitung Nr. 166 v. 15. Juni 1847).
Rückblick auf das Leben und künstlerische Wirken Friedrich Hoffstadt's (im Jahresbericht des histor. Vereins für Oberbaiern 1847).
Ueber die Schicksalsidee in der Religion der Griechen (Programm der lateinischen Schule zu München 1847).

700. Der Wunderstern.

Einst vor vielen hundert Jahren
War's gescheh'n in einer Nacht,
Daß die Sterne sich besprochen,
Die am Himmel hielten Wacht,
Wen von ihnen als den schönsten
Hätte Gott der Herr gemacht?
Jeder rühmte seines Glanzes,
Seiner Farben stille Pracht,
Als ein neuer Glanz im Osten
Sie zum Schweigen hat gebracht;
Jeder hat ihn angestaunet,
Zweifelnd so bei sich gedacht:
„Ist die Sonne aufgegangen
Schon in tiefer Mitternacht?
Ist ein Diamant gestiegen
In die Luft aus dunklem Schacht?
Wurden aller Blumengeister
Farbengluthen angefacht,
Und in eines einz'gen Lichtes
Neues Wunderbild gebracht?
Doch der fremde Stern hat freundlich
Seine Brüder angelacht;
An dem dunkelblauen Bogen
Stieg er in die Höhen sacht;
Ueber einer armen Hütte
Stand er still die ganze Nacht;
Dort in Bethlehem'scher Krippe
War das Licht der Welt erwacht!

701. Wandrer und Eremit.

Wandrer.

Rings breiten ihr feuchtes Gefieder
Schwebende Wolken auf und nieder,
Umspannen
Die grauen Bergesgipfel;
Es dröhnen die Wipfel
Der alten Tannen;
Sturm, bist mein Geselle!
Blitz, so helle,
Wie Gedankenblick
Dich regend,
Zünde, zück'
Ueber Thal und Gegend!
Jugendglück,
Wie bist du ferne!
Keine Sterne
Leuchten in tiefer Nacht;
Um meine Ruhe bin ich längst gebracht!

Eremit (in der Zelle singend).

— Du fährst, o Herr, im Grimme dar,
Und bist doch stets die Güte;
Wie ist dein Walten wunderbar,
Gib mir ein rein Gemüthe! —

Wandrer.

Lichtgefunkel
Durch des Waldes Dunkel!
Eine Hütt' im einsamen Thal!
Die kühlen Bäche brausen
Allzumal
Den finstern Wald entlang;
Durch Donner und Windessausen
Tönt seltsam ein Gesang!

Eremit.

— Gib eine schmerzenlose Nacht
Den Kranken, Ruh' den Müden,
Und wenn ein Herz im Grame wacht,
So schenk' ihm deinen Frieden! —

702. Die wilden Frauen.

Sie kommen hervor aus den felsigen Höh'n
Vom Berge die Frauen, die wilden;
Da hütet die Ziegen ein Knabe so schön;
„O hüt' uns die Schäflein, die milden!"
Sie flehen und locken mit schmeichelndem Wort,
Sie haschen ihn eilig, sie ziehen ihn fort
Am ringsum bebüschten, am schattigen Ort;
Das Kind ist hinweg und entschwunden,
Noch hat es kein Auge gefunden.

Es forscht der Vater; wie schmerzlich dringt
Zum Mutterherzen die Wunde;
Ein Jahr ist vergangen; kein Hirte bringt,
Kein Jäger den Aeltern noch Kunde;
Da gingen sie einstmal im Walde hinan:
„Wer sitzet so säuberlich angethan
Mit dem grünen Röcklein auf schattigem Plan?
Der Knabe, der ist es! O Wonne,
Heut schien uns die glücklichste Sonne!"

Sie rufen ihm freudig, sie rufen ihm laut:
„O eil' in die Arme der Deinen!
Wir haben gesund dich und blühend erschaut,
Den längst wir als Todten beweinen;
Wer gab dir Gewande so zierlich und neu?
Wer pflegte wohl deiner so lieb und treu?
Bekenne nur Alles, verkünd' es uns frei;
Wer immer uns schützte den Knaben,
Wir wollen's ihm danken mit Gaben!"

Sie traten ihm näher, sie priesen ihr Glück,
Das Kind, das betrachtet sie lange,
Es heftet mit Schweigen den staunenden Blick
Auf beide gar furchtsam und bange;
Und als sie ihm reichen zum Gruße die Hand,
Da hat es sich eilend zum Fliehen gewandt,
Hat Vater und Mutter nicht wieder erkannt,
Schon ist es im Dickicht entschwunden,
Kein Aug' hat es wieder gefunden.

Und abermals stiegen von felsigen Höhn
Die Frauen des Berges, die wilden;
Ein Brüderlein hatte der Knabe so schön,
Er war es, auf den sie nun zielten;
Er saß auf dem Rosse, das zog vor dem Pflug,
Den jubelnden Reiter es willig ertrug,
Da gab es wohl Scherze und Lust genug,
Der Vater, er weilte von ferne;
Wie hatt' er sein Söhnlein so gerne!

Und als er die wilden Frauen ersah,
Da kam er zur Rettung geflogen;
Bald war er dem Kinde, dem sträubenden, nah,
Sie hatten's vom Pferde gezogen,
Doch furchtlos schalt er die Frechen aus:
„Gebt meinen Knaben mir schnell heraus,
Was treibt euch so kühn aus dem Felsenhaus?
Schon habt ihr geraubt mir den Einen;
Nicht will ich den Zweiten beweinen!"

Da sahen die wilden Frauen sich um,
Ihr Haar flog nieder im Winde,
Sie standen mit Thränen, sie standen stumm,
Sie ließen die Hand von dem Kinde:
„O wehe, wie wehe ist uns doch gescheh'n!
Wir dürfen dich, Kindlein, nicht wiederseh'n!"
So hörte man klagend zum Walde sie gehn;
Sie schwanden wie Nebelgedüfte
Auf immer dahin in's Geklüfte.

703. Die Heldenschlacht.

Ich sah einst in dem Traume
Ein Thal so wunderbar;
Dort aus des Waldes Saume
Trat eine Heldenschaar.

Die stolzen Nibelungen
Sie schritten wohlgemuth;
Es hatten ausgerungen
Die Recken kühn und gut.

Sie ruhten längst vom Streite
Auf Paradieseshöh'n;
An Herrn Siegfriedens Seite
Sah man da Hagen gehn.

Der starke Spielmann munter
Im Sange schritt daher;
Es horchten König Gunther,
Gernot und Giselher.

Da sprach von Bechelaren
Herr Markgraf Rüdiger:
„Sind Helden zu gewahren
Gleich uns wohl andre mehr?

Von Worms wohl bei dem Rheine
Bis an der Donau Strand
Sind nimmer Degen keine
So laut als wir genannt."

„Deß wird uns schnelle Kunde,"
Rief Siegfried, der es hört,
„Ein theurer Mann zur Stunde
Naht hier, der uns belehrt.

Er stieg zur deutschen Erde
Von mir hinabgesandt,
Auf daß uns Botschaft werde
Von Leuten und von Land."

Drauf gingen sie zu grüßen
Wolfram von Eschilbach;
Als sie sich niederließen,
Der Sänger klagend sprach:

„Ich kehre gerne wieder;
O weh', daß ich's geseh'n;
Die Münster liegen nieder,
Die Burgen öde steh'n.

Das Land ist wohl geblieben,
Doch nicht der Leute Sinn;
Sie gaben, was wir lieben,
Für thöricht Blendwerk hin.

Wo fand ich Tugend bieder,
Die keinen Vortheil sucht,
Wo Treue, Mannheit wieder
Und reiner Minne Zucht?"

Da sprach mit hohem Grimme
Der Held aus Niederland:
„Die Märe ist viel schlimme;
Ist andre dir bekannt?"

Der Sänger neu zu klagen
Begann und bitter lacht:
„In allen meinen Tagen
Hätt' ich dies nie gedacht!

Ihr seid wohl eitel Thoren,
Daß ihr mit Stolz euch rühmt
Als Degen auserkoren;
Nicht länger euch dies ziemt!

Man kennt nun andre Namen
Aus fernem Griechenland;
Es hat, seit diese kamen,
Sich Kunst und Art gewandt.

Man preist nun den Peliden,
Achill den Göttersohn;
Geraubt ist selbst Siegfrieden
Durch sie der Ehren Lohn!"

Da grollten ob der Rede
Die Nibelungen sehr;
Der Sänger sprach nicht blöde:
„Ich rufe die Helden her."

Er fuhr im dunklen Walde
Zum fernen Wunderschloß;
Man sah ihn kehren balde:
Rasch war sein Flügelroß.

Ihm folgt' auf grüner Haide
So mancher fremde Mann;
Dies war zum herben Leide
Den Kühnen wahrlich gethan.

Von Hellas die Heroen
Sie schritten allzumal
Mit stolzer Mienen Drohen
In lichter Waffen Schall.

Man sah hier den Atriden,
Auch Ajar, Palamed,
Den schrecklichen Peliden,
Ulyß und Diomed.

Als sie nun dargekommen,
Sprach Siegfried ungemuth:
„Wir haben von euch vernommen,
Ihr Recken kühn und gut!

Euer Ruhm drang aus der Ferne
In deutsche Lande her;
Dies dulden wir ungerne,
Es kümmert uns gar sehr.

Wir wollen uns ersiegen
Den Preis der Ritterschaft;
Zeigt nun, ob wir erliegen
Von eurer Ueberkraft.“

Da schalten die Argiven
Von wildem Zorn entbrannt,
Und zu den Waffen riefen
Die Helden insgesammt.

Es sprach Siegfried der Kühne
Zum Göttersohn Achill:
„Das Gras so frisch und grüne
Dein Blut nun röthen will!“

Es sprach der grimme Hagen
Zu Ajax hingewandt:
„Mein Schwert soll dich erschlagen;
Dies sei dir wohlbekannt!“

Die auserwählten Degen
Sie schossen die Gere bald,
Es toste von Schwertesschlägen
Das Feld auch und der Wald.

Man sah die Fürsten streiten
Im Sturm drei Tage-lang;
Auf Erde zu keinen Zeiten
Ein Kampf war also bang.

Schon ward von Siegfrieds Streichen
Achill durch Wunden roth,
Da rief er: „Soll ich weichen?
O weh mir dieser Noth!

Hilf uns, o Pallas, milde,
Es drängt uns die Gefahr;
Deck' uns mit lichtem Schilde,
Eh' wir der Ehren bar!“

Da fuhr ein seltsam Brausen
Wohl über Berg und Thal,
Man hörte Winde sausen,
Es zuckten Flammen zumal.

In schwarzen Wolken zogen
Die Heidengötter einher;
Sie spannten die Todesbogen,
Sie warfen Geschoß und Speer.

Da sprach Siegfried der schnelle:
„Dies ist des Teufels Spott!
Zu weichen von dieser Stelle
Ist wahrlich uns nimmer noth!

Durch Christus und Marien!“ —
So rief er, rief's und schlug —
Da mußten die Helden fliehen
Sammt ihrem Göttertrug.

---

704. Die Erstürmung der Veroneser-Klause.

Wo die Etsch im Thale schäumet
Bei der alten Bernerklause,
Und die Kluft den Pfad verenget,
Hoch auf Felsen eine Burg ragt,
Zog zur Heimat hingewendet
Mit dem Heere Barbarossa,
Dessen Zorn der stolzen Römer
Und Tortona's kühner Trotz sank.
Tückisch lauert auf den Höhen
Noch mit Feindessinn Verona,
Will der Deutschen Heer verderben,
Wo sich um den Fels der Fluß wand;
Jäh hinab Gestein und Stämme
Donnernd wälzt vom steilen Burgrand
Alberich, der Veroneser,
Weilend dort mit frecher Mordschaar,
Daß, wer fürder wagt zu gehen,
Hingeschmettert seinen Tod fand.
Da nun Fürsten, Ritter, Knechte
Zaudernd standen, da der Ruf kam
Von der Mauer: „Ist euch Leben
Lieb und Freiheit, gebt uns Gold dar,
Gebt uns Roß und Helm und Wehre;“
Sprach voll Grimmes laut der Rothbart
Hin zu Wittelsbach gewendet:
„Pfalzgraf Otto, Euer Muth hat
Solchen Schimpf für uns zu rächen!“
Sprachs, und wie der Flamme Gluthbrand
Klimmt mit wenig Auserwählten
Schnell hinauf die hintre Burgwand
Pfalzgraf Otto der Verwegne,
Drang zur Felshöh', welche vorstarrt,
Unbeachtet von den Räubern,
Weil sie nur der Aar im Flug sah.
Heller Jubelschall ertönte,
Als der Pfalzgraf in die Luft warf
Das Panier, und wie in Wettern
Nieder auf den Feind mit Zorn drang,
Der das Wunder sah voll Schrecken,
Und dahin in seinem Blut sank.
Frei nun zog mit seinem Heere
Zu der Heimat Barbarossa,
Wo es ward in Eile kundbar,
Daß gerettet Deutschlands Ehre
Otto, den des Kaisers Zug bald
Rief nach wenig Jahren später
Wieder südwärts, wo sein Muth las
Ritterlicher Thaten Ernte
Für das Reich und Barbarossa.
Und so kam es, da des Löwen
Heinrichs Macht durch eigne Schuld schwand,
Daß zu Theil ward Luitpolds Enkel
Seiner Ahnen altes Ruhmland,
Und wie Er zu Thatenhöhen,
Dringt noch jetzt in edler Gluthkraft
Wittelbachs Geschlecht mit Lust an!

Balth. Friedr. Wilhelm Zimmermann,

geboren am 2. Januar 1807 in Stuttgart, von ganz unbemittelten Eltern, sollte ein Handwerk lernen, fing jedoch in seinem elften Jahre das Lateinische an und wurde 1821 in das philologische Seminar zu Blaubeuren aufgenommen, eine der vier altwürttembergischen Anstalten, worin Knaben ohne Unterschied des Herkommens vier Jahre lang unentgeldlich, mit Allem wohl versorgt, auf das Studium der Theologie vorbereitet werden. Unter den damals mit ihm Aufgenommenen befanden sich auch

der jetzige Professor G. Pfizer, Pfarrer Julius Krais, der jetzige Professor der Aesthetik zu Tübingen: Friedr. Theod. Vischer, und bereits namhafte oder werdende Gelehrte, wie Dr. David Friedr. Strauß, Prof. Märklin, Prof. Gust. Binder u. A. Schloß sich hier schon mit diesen ein freundschaftlicher Bund, so traf er im Jahre 1825 in Tübingen noch Wilh. Waiblinger, mit dem er in täglichem Verkehr war, und Eduard Mörike, auch Adolf Schöll, als traute Freunde. Er befaßte sich auf dortiger Hochschule mehr mit Geschichte, Poesie und Philosophie, als mit seinem Fachstudium, und war der erste, der den berühmten Landsmann Hegel studirte und daselbst aufbrachte.

Nach vier Jahren absolvirte Zimmermann als Theologe, wirkte kurze Zeit als Pfarrgehülfe, nahm hierauf Theil an der Redaktion politischer Blätter in seiner Vaterstadt, wo er seinen Sitz im Sommer 1830, kurz nach der Julirevolution, aufschlug, und seit 1832 verheirathet, bis zum Sommer 1840 blieb. Bereits 1831 hatte er als Doktor der Philosophie in Tübingen promovirt. Im nämlichen Jahre erschienen seine gesammelten „Gedichte", die einen „gesunden, frischen und fröhlichen Geist" athmend, in Lied und Romanze des Ausgezeichneten nach Ideegehalt und kräftiger patriotischer Gesinnung nicht wenig bieten und ihm einen ehrenvollen Platz in unserer poetischen Literatur anweisen. Auch in Drama („Masaniello") und Erzählung („Fürstenliebe," u. a.) bekundeten sich seine ausgezeichneten Dichtergaben. Von 1834 an wandte er sich mit Beruf und gutem Erfolg der Geschichtsschreibung zu, und veröffentlichte mehrere, hauptsächlich vom demokratischen Standpunkt aufgefaßte Schriften („Geschichte der Hohenstaufen," u. a.), welche zugleich durch geistvolle Auffassung des Poetischen in der Geschichte fesseln. Sein vorzüglichstes Werk dieses Fachs ist die ganz aus Archivalquellen von Schwaben, Franken, Elsaß, Baiern, Schweiz und Oesterreich geschöpfte „Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges".

Um sorgenfreier arbeiten zu können, machte Zimmermann 1840 wieder von seinem Fachstudium, der Theologie, Gebrauch, bekleidete bis 1847 das Diakonat zu Dettingen im Ermsthal, und ist gegenwärtig als Professor in Stuttgart am Gymnasium angestellt. — Zur Nationalversammlung in Frankfurt gewählt, gehört er der radikal-demokratischen Fraktion der Linken an und zu ihren thätigsten Mitgliedern.

Schriften:

Gedichte. Stuttgart 1831; 2te Aufl. 1839.
Amors und Satyrs. 2 Bdchn. Das. 1832.
Masaniello. Trauerspiel in 5 Akten. Das. 1833.
Fürstenliebe. Novelle aus der neueren Geschichte Schwabens. Das. 1834.
Geschichte von Würtemberg, nach seinen Sagen und Thaten. 2 Bde. Das. 1834. 35.
Prinz Eugen von Savoyen und seine Zeit. Das. 1836.
Geschichte der Hohenstaufen für das deutsche Volk. 2 Bde. Das. 1837. 38; 2te verm. Aufl. 1843.
Deutscher Kaisersaal. Vaterländische Gemälde. Das. 1840—41.
Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. 3 Thle. Das. 1841—43; neue Ausgabe 1847.
Geschichte der prosaischen und poetischen deutschen Nationalliteratur (3te Sektion der „Allgemeinen deutschen Volks- und Jugendbibliothek"). Das. 1846.
Geschichte der Poesie aller Völker (9te Sektion der „Allgemeinen deutschen Volks- und Jugendbibliothek"). Das 1847.

---

705. Kaiser Friedrich's II. Tod.

In Firenzola's Garten
Dort in Italia
Sitzt, still des Tods zu warten,
Der große Kaiser da.

Er sitzt im Kaisergepränge,
Geschmückt mit Scepter und Kron',
Sein Baldachin Wolkengehänge,
Die grünende Erde sein Thron.

Wie einem göttlichen Schauer
Erglänzen die Augen ihm hehr,
Rings steh'n die Getreuen, von Trauer
Die tapferen Herzen schwer.

„Ich habe gelebt, und sterb' ich,
So sterb' ich in gutem Krieg,
Und hier und dorten erwerb' ich,
Ein treuer Held, den Sieg.

Schon seh' ich das Nordland krönen
Das neue Morgenroth,
Doch möcht' ich mich versöhnen
Noch mit der Kirch' im Tod."

Doch stillt kein Priester sein Hoffen,
Und reicht den Leib ihm des Herrn;
Den schwer der Bann getroffen,
Der bleibt vom Heile fern.

Es will kein Gottesweiser
Ihm mit dem Blute nah'n,
Und stille lächelt der Kaiser,
Das Auge zum Himmel hinan.

Es ruht, wie in Leichengewande,
Die Erd' in's Gewölke vermummt,
Nicht rauschen die Wogen am Strande,
Die Vögel sind todesverstummt.

Und Lorbeer, Cypressen und Myrten,
Sie halten den Athem ein,
Am Sterbbett des Völkerhirten
Muß heilige Stille seyn.

Da reißet am Himmelsrande
Der schwarze Vorhang entzwei,
Draus tritt in purpurnem Brande
Die Sonne leuchtend auf's Neu'.

Wie Traubenblut in der Schale,
Ein feuriger Lebensquell,
Glänzt sie im goldnen Pokale
Des Ozeans blutigroth hell.

Den Kelch mit des Blutes Gaben,
Den Becher des Nachtmahls hält,
Als Hoherpriester erhaben,
Der ewige Geist der Welt.

Und der Held, der sterbende, trinket
Das heiligste Abendmahl,
Anbetend fleht alles, da sinket
Die Sonn' in erlöschendem Strahl.

Und dreimal mit dumpfem Schallen
Bebt Land und Wasser umher, —
Es ist ein Stern gefallen,
Der Kaiser ist nicht mehr.

706. Herzog Ulrich.

„Spiel' auf, spiel' auf, mein Edelknab,
Die Lieb' all, die ich im Herzen hab'!
Blas, blas im stillen Schlafgemach
Mit hellem Klang mein Liebchen wach!
Sie weiß wohl, wer so süße
Sie grüße."

Der Knabe bläst, das Waldhorn klingt,
Zur Schönsten auf das Lied sich schwingt;
Es weht der Wind, der Vorhang weht,
Eine Jungfrau hold am Fenster steht,
Sie ahnt, wer auf den Straßen
Mag blasen.

Das Waldhorn klang, die Schöne stand,
Das Waldhorn schwieg, die Schöne schwand,
Das Waldhorn ruft: „Gut Nacht, gut Nacht,
Hast mich um meine Ruh' gebracht."
Und lieblich flüster's nieder:
„Bald wieder."

Der Herzog und sein Edelknab,
Sie ritten wohl die Straß' hinab;
Sein Sinn ist trüb, sein Haupt ist schwer,
Er spricht, und redet sonst nichts mehr,
Und zieht die Brauen nieder:
„Wann wieder?"

Und in des Waldes grünen Hall'n,
Da buhlen süß zwei Nachtigall'n.
Er jagt sein Roß mit Gert und Sporn,
Wild setzt er über Heck und Dorn:
Den Vögelein muß er neiden
Die Freuden.

Zu Stuttgart vor seinem Herzogschloß,
Da stürzt ihm entgegen der goldne Troß,
Da flunkert und glitzt es im Feierkleid
Von Hochzeitdamen und Herren heut;
Der Bräutigam fehlt nur zum Feste,
Das Beste.

Lang harret im Saale die Braut schon fein,
Die Baierfürstin, die muß er frei'n.
Er gibt ihr die Hand, das Herz doch nicht,
Der Priester Segen und Amen spricht.
So werden sie Eheleute
Noch heute.

Im Stuttgarter Schlosse da glänzt es und blinkt's,
Im Stuttgarter Schlosse da klingt es und singt's.
Das Auge trunken der Tag zumacht,
Im Hochzeitsaale da wird es nicht Nacht,
Hell, lustig flackern die Kerzen
Und Herzen.

Viel köstlich Geschmeide, viel buntes Gewand,
Den Schönsten reichen die Schönsten die Hand,
Sie tanzen den Saal hinab und hinauf,
Gar fröhlich spielen die Spielleut' auf,
Der Bräutigam fehlt nur zum Feste,
Das Beste.

Der reitet schon ferne den Wald hinan,
Die Tannenbäum' sehen so traurig ihn an.
Gen Nürtingen geht's in flugschnellem Lauf,
Das Waldhorn erklinget die Straße herauf:
„Wach' auf, wach' auf dort im Stübchen,
Mein Liebchen!"

Das Waldhorn klinget so süß, so weh:
Fahr wohl, mein Lieb, ade, ade!
Es klinget, wie wenn ein Herz zerbricht,
Und er sendet ihr Ros' und Vergißmeinnicht;
Sie sendet Je länger je lieber
Herüber.

Das Waldhorn klagt, das Waldhorn klingt,
Wie wenn ein liebend Herz zerspringt.
Und er jaget zurück über Berg und Thal,
Und er steht im hellen Hochzeitsaal:
„Rast, rast, ihr Trommeten und Geigen,
Zum Reigen!

Blast, blast, und sprängen die Zinken euch!"
Und er fasset die Braut zum Tanze sogleich;
Da spielt die Musik wie in wildem Zorn,
Er hört nicht ihr Gellen, er hört nur das Horn,
Das Waldhorn, klingend voll Schmerzen
Im Herzen.

---

707. Nikodemus Frischlin auf Hohenurach.

Das Element der Geister
Ist Freiheit nur allein;
Des Liedes ächter Meister —
Er kann nicht Sklave seyn.
Der Lerche Hymnen klingen
Nur schön aus freier Luft,
Und Nachtigallen singen
Nicht in der Todtengruft.

Zum höchsten Fels sich schwinget
Der Aar im Liedesdrang,
Ein freier König singet
Er dort den Sonnensang.
Dort schreckt kein Feindesbogen,
Dort trifft ein Pfeil ihn nie,
Da rauscht in vollern Wogen
Der Strom der Melodie.

Wie wurdest du bezwungen,
Du stolzer Aar, Frischlin!
Wie ist dein Sang verklungen,
So mächtig einst und kühn!
Die Schranzen macht erzittern,
Der Pfaffen stolzen Bund,
Wie Blitz aus Ungewittern,
Das Wort aus deinem Mund.

Da ging's an eine Hetze
Land auf- und niederwärts,
In des Verrathes Netze
Fing sich das große Herz.
Auf Urach's schroffer Veste
Schloß man den Adler ein,
Im hohen Felsenneste,
Da sollt' sein Lustsitz seyn.

Wohl ist er nah' der Wolke,
Wie es der Adler mag,
Doch dringt zu seinem Volke
Von dort kein Harfenschlag.

Schwer drücken Fesseln nieder,
Wie einen Sohn des Mords,
Den Sänger süßer Lieder,
Den Mann des freien Worts.

Der Lerchen muntre Chöre,
Die Falken sieht er zieh'n,
Weit über Land und Meere
Möcht' er mit ihnen flieh'n;
Er hört des Donners Schläge,
Er sieht die Blitze sprüh'n
Die glühenden Schlangenwege
Am schwarzen Himmel hin.

Er ruft dem Blitz, dem schnellen,
Er fleht den Donner an,
Den Kerker ihm zu hellen,
Zu brechen ihm die Bahn;
Doch will kein Gott ihn retten,
Ihn faßt ein wilder Geist,
Er greift und sprengt die Ketten,
Und Stab und Gitter reißt.

Hoch auf der Mauer steht er,
Gerettet, wie er meint:
Da wird der Mond Verräther,
Der ältste Dichterfreund.
Getäuscht von seiner Helle,
Vom Drang der Freiheit warm,
Stürzt von der schroffsten Stelle
Dem Tod er in den Arm.

Da lag es still, getödtet,
Das Herz, so kühn und groß!
Von seinem Blut geröthet
War rings das Felsenmoos.
Und aus des Busens Quelle,
Wie frommer Glaube spricht,
Blüht eine Blum' zur Stelle,
Die man sonst nirgends bricht. *)

Nicht lebet im Gedichte
Er, der Tyrann ihm war;
Brandmarkt vom Weltgerichte
Ist seiner Hasser Schaar;
Dreihundert Lenze kamen
Seitdem wohl auf die Flur,
Stets hat des Sängers Namen
Erneuert die Natur.

708. Das verlorene Paradies.

Der Himmel hell von Rosen
Und still das Wasser glüht,
Es singen die Matrosen
Ihr frohes Abschiedslied.
Die Winde lustig wehen,
Schon sind sie fern dem Strand,
Sie fahren zu erspähen
Ein uralt seliges Land.

Ein Weiser sprach: „Auf Erden
Ist noch das Paradies,
Und wird gesucht es werden,
Es findet sich gewiß."
Der König hört die Kunde,
Mit allen Sinnen gleich
Greift, ruhelos zur Stunde,
Er nach dem Wunderreich.

Und hundert Schiff' geschwinde
Entsendet er sofort,
Ob er das Eiland finde,
Nach Ost, Süd, West und Nord.
Voll Siegesmuth sie dringen
In's weite Meer hinaus,
Es fliegt mit Adlerschwingen
Die Hoffnung kühn voraus.

Nach Monden und nach Jahren
Die Schiffe stehn am Strand,
Die Erde ist umfahren,
Gefunden nicht das Land.
„Und wär' es nach der Hölle,
Es muß gewonnen seyn!"
Der König ruft's und schnelle
Schifft er sich selber ein.

Es wiegen sanft die Wellen
Das Fahrzeug hin und her,
Und die Gedanken schwellen
Sich höher auf dem Meer.
Schwebt wolkenhoch der Reiher,
Tief unten Meeresbrut,
Der König stolz am Steuer
Durchfurcht die mächtige Fluth.

Und schneller fliegt und schneller
Der Segel blühender Schnee,
Und freier wird und heller
Der Himmel und die See.
Der König staunend siehet
Vom Steuer tief hinab,
Da glühet und da blühet
Das kalte Wellengrab.

Die Auen, die sonst ruhten
In tiefe Nacht versteckt,
Sind hier von lichten Gluthen
Der Sonne aufgedeckt.
Geheime Blumen kühlen
In Silberbächen sich,
Und tausendfarbig spielen
Hier Bäume seltsamlich.

Der König schaut und schauet
Den Garten glühn und blühn;
Von fremder Lust durchgrauet,
Entlockt's hinunter ihn.
„Wo Meer und Himmel glühet
Am selig stillen Ort,
Hier oder nirgend blühet
Das Paradies noch fort!"

Er spricht es und das Steuer
Entsinket seiner Hand,
Ihm ist des Auges Feuer
Bezaubert und gebannt.
Nicht sieht er, wonnetrunken,
Das halbverborg'ne Riff,
Zerborsten und versunken
Ist schnell das Königsschiff.

---

*) An der Stelle, wo Frischlin starb, soll eine Orchisart, deren Blumen einem Todtenkopfe ähnlich sehen (**ophrys arachnites**) hervorgesproßt seyn.

August Kahlert,

geboren zu Breslau am 5. März 1807, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem dasigen Magdalenäum unter dem berühmten Geschichtschreiber und Humanisten Manso, dem er viel verdankt; studirte die Rechte und Philosophie zu Berlin, und arbeitete als praktischer Jurist mehrere Jahre bei den Breslauischen Gerichten. Seit 1836 Doktor der Philosophie, habilitirte er sich als Privatdozent an der Universität seiner Vaterstadt, und wurde 1840 zum Professor der Aesthetik und deutschen Literatur daselbst ernannt.

* *

Kahlert, vorzugsweise geschätzt durch seine musikalischen Kritiken und manche treffliche Leistung in der musikalischen Kunstnovelle, hat sich auch als idyllischer Epiker („Ewald und Bertha") und als Romanzendichter in unserer poetischen Literatur einen geachteten Namen erworben. Seine gesammelten Romanzen, „das eigene innere Leben des Verfassers abspiegelnd," beurkunden ein schönes plastisches Talent, das sich im Bereiche volksthümlicher Anschauungen mit Glück bewegt, aber noch nicht ganz zum Abschluß gediehen zu seyn scheint.

Die mittelalterlich-romantische Auffassungsweise seiner Gegenstände erinnert öfters an Uhland und Kerner. Eine sentimental-elegische Grundstimmung ist vorherrschend. — In seinem „System der Aesthetik" neigt er mehr den Schelling'schen Prinzipien zu als den Hegel'schen.

Schriften:

Ewald und Bertha. Idyllisches Epos. Leipzig 1829.
Blätter aus der Brieftasche eines Musikers. Breslau 1832.
Novellen. Das. 1832.
Romanzen. Das. 1834.
Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Das. 1835.
De homoeoteleuti natura et indole. Dissertatio. Das. 1836.
Tonleben. Novellen und vermischte Aufsätze. Ebd. 1838.
Breslau vor hundert Jahren. Chronikauszüge. Das. 1840.
System der Aesthetik. Leipzig 1846.
Viele Abhandlungen über musikalische Gegenstände in den verschiedenen deutschen Zeitschriften für Musik.
Zerstreute Gedichte im „Berliner Gesellschafter," und manchen Taschenbüchern.
Aufsätze zur Geschichte deutscher Literatur in den „Schlesischen Provinzialblättern" seit 1836, in Mundt's „Freihafen," den „Halle'schen Jahrbüchern," in Prutz's „lit.-hist. Taschenbuch," u. a.

---

709. Sängerlohn.

Auf hartem Lager liegt der Sänger,
Der greise, matt, doch heitern Blicks;
Es athmet leis und bang und bänger
Die Brust, gewohnt des Mißgeschicks.

Am Lager schweigend hängt die Leier,
Stumm ist der liederreiche Mund,
Es fühlt der Göttergeist sich freier
Und mit den Engeln schon im Bund.

Die holde Maid zur Seite, weinend
Küßt einmal noch die theure Hand:
‚O du, der Welt vermessen scheinend,
So sollst du scheiden denn verkannt?'

Und sieh, es öffnet sich die Pforte,
Zwei Männer treten schweigend ein;
Und zweifelnd nahen sie dem Orte,
Wo nur der Sorge trüber Schein.

Und auf das Haupt des Sängers leise
Legt ihre Hand den Lorbeerkranz:
„Der König schickt's dem Dichtergreise,
Und beut ihm Glück und Ehr' und Glanz."

Des Sängers Engelmiene lächelt
Noch einmal, milde, glanzumwallt,
Noch einmal, wie vom West gefächelt,
Rauscht seine Leier und — verhallt.

---

710. Der Kalif.

Geschlagen ist Aegyptens Volk, es glänzt
Der Säbel des Kalifen, ruhmbekränzt.

„Ihr kühnen Araber, jetzt folgt mir schnell,
Den Lohn zu holen, welcher hier zur Stell'!

Zum Lohn wird euch viel köstlich Erdengut,
Das in der Pyramiden Schooße ruht."

Am Riesendenkmal sitzt ein ernster Greis;
Grau ist sein Kleid, sein Haar ist silberweiß.

„Laß ab, o Fremdling, von dem schnöden Thun,
Im tausendjähr'gen Grab die Todten ruhn.

Schau', wie die Donnerwolke drohend grüßt
Und dieses Tempels heil'gen Gipfel küßt!"

„„Hinweg! Verruchter! nimm der Rede Lohn!""—
Im Blute schwimmt der Ptolemäer Sohn.

Die Grabespforte weicht des Eisens Macht,
Sie steigen nieder in die Wundernacht.

Die Mumien schauen den Kalifen an:
„Weh dir, was hast für Frevel du gethan!"

Kein Gold ist rings zu schau'n, noch Edelstein;
Nur eine Tafel strahlt im Fackelschein.

Ihr eh'rnes Wort, wohl viel Geschlechter alt,
Es redet, wie mit Geisterstimmgewalt:

„Der Böse thut die Schandthat ohne Lohn,
Des Bösen wartet Reu' und Strafe schon!"

Im Zorn kehrt der Kalif zum Tageslicht,
Der lästernd von der Todten Truge spricht.

Sieh da, der Donnerwolke Rächermacht
Im Wetterstrahl vom Himmel niederkracht.

Zerschmettert in Aegyptens Sande liegt
Der Menschen Schreck, von Menschen unbesiegt.

711. Die Hahnkrähe.

Ein Ritter zu Breslau in alter Zeit
Hätt' Gott allein seine Faust geweiht;
Er verließ sein treues Weib mit Grämen,
Doch zog er in's Weite, die Heiden zu zähmen.

Die Heiden, die waren von großer Zahl,
Er schlug auf die Häupter die Heiden all'.
Der Böse, der sah sein Thun mit Neide,
Thät gerne dem Helden auch was zu Leide.

Der Ritter steckt in die Scheide das Schwert,
Und sprach: Nun will ich zum Heimatsherd,
Ich diente Christo in meinem Leibe,
Nun kehr' ich fröhlich zu meinem Weibe.

Er zieht zur Nachtzeit durch den Wald;
Da heulet der Sturm, der Donner erschallt.
Dem Ritter graut' in innerster Seele,
Er barg sich in einer finsteren Höhle.

Da saß am Feuer ein alter Mann,
Den trat er mit christlichem Grußwort an.
Der alte sagte mit listigen Mienen:
Ich wollt', Herr Ritter, ich könnt' Euch dienen.

Ei, wenn ihr mir wollt was Liebes geben, —
Nach frischem Trunke verlangt mein Leben.
Der Alte sprach mit listigen Mienen:
Mit frischem Trunke kann ich Euch dienen.

Er reicht ihm einen blanken Pokal,
Der Ritter trank daraus mehremal,
Und wieder, und dürstet doch immer wieder,
Zuletzt, da wurden ihm schwer die Glieder.

Er taumelte her, er taumelte hin,
Ihm ward so wunderbar zu Sinn;
Der Wein, der zwang den starken Recken,
All' seine Glieder von sich zu strecken.

Und wie er lag in der Höhle da,
So traten ihm Traumgestalten nah;
Ihm war in seinen seltsamen Träumen,
Als wär' er in seines Hauses Räumen.

Er tritt in seines Hauses Kapell,
Die ist von Lichtern gar so hell;
Geputzte Ritter und Edelfrauen
Sind um ein Brautpaar hold zu schauen.

Die Braut, o Gott, ist sein eignes Weib,
Schmuck ziert des fremden Bräutigams Leib.
Aus Ritters Augen sich Thränen pressen:
So hast du mich, Falsche, so schnell vergessen?

Er fährt erbebend empor aus dem Traum,
Er schaut sich um in dem schaurigen Raum.
Der Alte fragte mit listigen Mienen:
Herr Ritter, mit was kann ich Euch noch dienen?

Der Ritter sprach: Mir ist sehr bang, —
Mein Weg nach Hause, der ist lang,
Ich wäre dort gern in wenigen Stunden,
Mein Weib wird sonst einem Andern verbunden.

Der Alte sprach mit listigen Mienen:
Herr Ritter! ich kann damit Euch dienen,
Wollt Ihr mir's danken, so schlaget ein,
Eh' der Hahn kräht, sollt Ihr in Breslau seyn.

Dem Ritter wurde gar bang zu Sinn,
Er reicht dem Alten die Hand schnell hin, —
Da zuckt es gleich mit heftigen Schmerzen
Als wie ein Stich in seinem Herzen.

Und eh' er's gedacht, da saß er schon
Auf einem Vogel und flog davon.
Der Vogel hätt' Krallen und schaurige Zeichen,
Er mochte fast einem Hahne gleichen.

Er fliegt dahin mit Sturmesgebraus,
Die Thier' und Menschen, die fliehen mit Graus,
Mit Schreien entfliehen die Eulen und Krähen,
Wie sie den seltenen Gast ersehen.

Es braus'te gewaltig sein Flügelschlag,
Es war, als käme der jüngste Tag,
Und durch die Lüfte hin weiter und weiter
Entbrauste der Vogel mit seinem Reiter.

Die Sonne begann den Tageslauf,
Stieg hoch ob Breslau's Thürmen herauf,
Der Ritter grüßte mit bangem Herzen
Die Stadt, die er einst verließ mit Schmerzen.

Und wie die Morgenluft ihn umweht,
Da drängt es ihn zum Morgengebet:
Laut rief er, als er gebetet im Stillen:
„Erhöre mich, Vater, um Christi Willen!"

Und, wie die heiligen Worte schallen,
Da läßt der Vogel den Ritter fallen,
Er kräht, es klang wie die Stimme der Hölle,
Entflog dann schreiend, mit Windesschnelle.

Der Ritter, vom Falle erschrocken sehr,
Dem dünkte nicht mehr das Herz so schwer;
Er erhob sich, ging mit fröhlichem Sinne
Hin, nach dem Hause seiner Minne.

Leis trat er in's Schlafkämmerlein,
Zu seinem schlafenden Lieb hinein.
Da lag sie, still, gar hold zu schauen, —
Sie träumt von ihm, die Perle der Frauen.

„O komm zurück, lieb' Gatte mein,
O komm und lasse die Heiden seyn!" —
Da schließt er die Holde in seine Arme, —
Und Freud' und Friede folget dem Harme.

Und dort, wo der Hahn des Bösen gekräht,
Vor Breslau heut eine Säule steht;
Die mag euch Allen die Lehre geben:
Versucher umschleichen die Frommen im Leben.

---

712. Der Advokat.

Er sitzt allein beim Lampenschimmer,
Der ernste, blasse Advokat.
Erstorben ist das Klaggewimmer
Des Elends, das um Schonung bat.
Er sitzt allein in seinem Zimmer,
Dem fluchbeladnen Quell der Schmerzen,
Er sitzt, und lächelt; seinem Herzen
Entkeimet neuen Elends Saat.

Es labet die erstorbnen Augen
Ein schrift- und siegelreich Papier,
Als gält' es, ew'ges Heil zu saugen
Aus krauser Federzüge Zier. —
„Es leb' das Recht! mein Plan wird taugen!"
Der schwarze Kater, ihm zur Seiten,
Fängt knurrend an, ihn zu begleiten; —
„He, Kater, freue dich mit mir!"

Es eilen die gelenken Glieder,
Zu-schaffen, was der Sinn erdacht.
Schnell haben Stahl und Kiele nieder
Gebeugt des Dokumentes Macht;
Und siegreich auf die Schrift hernieder
Fällt schlau der Blick, es ruhn die Hände:
„Triumph! die Zweifel sind zu Ende,
„Beug', starres Recht, dich meiner Macht!"

Sprichts, und ein leises Flüstern klinget
Ihm bang und bänger an das Ohr;
Aus des Gemaches Winkeln dringet
Ein Sausen, Brausen, graus hervor.
Vor des Erbebten Blicken schwinget
Sich auf ein gräßlich grinsend Wesen,
Und krächzet: „Mensch bist du gewesen!
Bist mein! herauf, o Höllenchor!"

Und Flammen zischen rings, und Schlangen
Entschlüpfen der Papiere Schacht;
Gestalten in den Lüften hangen,
Von deren Hohn das Haus erkracht:
„Es leb' das Recht, du bist gefangen,
„Dein Maß ist voll!" —, noch ein Gewimmer,
Drauf sitzet in dem weiten Zimmer
Nur eine Leiche, — rings ist Nacht. —

Die Alte starb im Irrenhause,
Die, lauschend, diesen Spuk erblickt.
Die Leiche, ob auch Jedem grause,
Sei, sagt der Arzt, an Dampf erstickt.
Der schwarze Kater ist im Hause
Und überall seitdem verschwunden. —
Sich kreuze, wer in Abendstunden
In's Advokatenhaus geschickt.

713. Der Hungerthurm.

An glanzgeschmückter Tafel, beim goldenen Pokal,
Da sitzet Hans, der Herzog, zu Sagan, stolz im Saal.

„Was soll das düstre Schweigen, was irrt so bang dein Blick?
Die Feinde sind geschlagen, es lächelt dir das Glück!

Herr Balthasar, dein Bruder, zu Priebus tief im Thurm,
Wagt nicht mehr dir zu trotzen, jetzt ein zertretner Wurm!"

Herr Hans mag sich nicht freuen am herzoglichen Mahl,
Ihn freut kein Klang der Saiten, kein goldner Festpokal.

Er thät sich still erheben, läßt satteln schnell sein Roß,
Er reitet fort alleine, ohn' allen Dienertroß.

„„Was wagt dein Fuß zu straucheln, mein Roß, erprobt und kühn,
Sahst du den blut'gen Schatten, drohend vorüberziehn?""

In Priebus in dem Thurme trat Herr Johann herein,
Thät eine Leiche schauen, die lag auf kaltem Stein.

Er las die blut'gen Worte: — dem Herzog graute sehr —
‚Mich quälte sehr der Hunger, — der Durst, der Durst noch mehr.'

Herr Hans sein Roß besteiget, wohl mit gebeugtem Sinn:
„„Hinaus, mein Roß, in's Weite, mein' Ruh ist doch dahin!""

In Kampf und Lärm und Schlachten, umringt von tapferm Heer,
Mocht' er sich wohl ergötzen, fand doch kein' Freude mehr.

Ihn freut kein Trank noch Speise, nicht Lieb' noch Kampf noch Roß, —
„„Was läßt du, blut'ger Schatten, mich nie und nirgend los?""

Zu Wohlau in der Kirche die Sonn' ein Grab bescheint,
Dort liegt des Stammes Letzter, der Herzog, unbeweint.

714. Die Schleichhändler.

„So schafft die Waaren denn in's Land hinein,
Nur still, daß nicht die Mauth erwacht!
Im Sturm erlosch der Wächterfackeln Schein,
Uns günstig ist die Waldesnacht."

„„Holla, ihr Burschen, zu den Waffen schnell,
Gesindel merk' ich hier im Wald!
Schleichhändler sind's! doch wir sind auch zur Stell',
Mir nach! wir haschen sie wohl bald!""

„Uns droht Gefahr! doch nicht verliert den Muth,
Zur Rettung bin ich euch bereit;
Des Waldes Schliche kenn' ich gar zu gut
Aus meiner frühen Kinderzeit."

„„Dort schleichen sie, noch ist mein Auge brav,
Ob ich ein schwacher Greis auch bin, —
Sie schießen, — ha! — sie zielten gut, es traf, —
O Gott, nimm meine Seele hin!"" —

„Der Eine fiel, — wir sind, Gefährten, frei,
Doch graut es auch im Osten schon, —
Laßt sehn, ob ihn zum Tode traf mein Blei, —
Die Feigen alle sind entflohn, —

O, — Gott, was muß ich schaun, — o große Noth!
Der mich verstieß, den strengen Mann,
Den eignen alten Vater schoß ich todt!
Der Hölle nun gehör' ich an.

So schafft die Waaren in den Wald hinein,
Eh' euch die Rächerhand erreicht, —
Mein Werk ist aus, bei dieser Leich' allein
Bleib' ich, die Rache hab' es leicht!"

715. Der Baumeister.

Ein Meister hatt' einen Dom gebaut,
So hoch, daß den Menschen zusammt gegraut.

Und des Domes Wölbung hat er gespannt
So breit, wie noch nimmer auf Erden bekannt.

Wie er sieht, was er Riesiges hat erstrebt,
Er selbst vor dem eig'nen Vermessen erbebt.

Und er wagt nicht zu rauben die Stützen des Bau's,
Und es treibt ihn die Angst aus der Kirche heraus.

Und es flüstert um ihn: „du hast Gott versucht,
Und du bist jetzt mein, und du bist verflucht!"

Horch! welch ein Geschrei! es kreischt und gellt.
O Meister, man schreiet: es fällt, es fällt!

Und es kommen Gesellen zur Kirche heraus,:
„O Meister, wir raubten die Stützen des Bau's!

Die Wölbung ist frei! und das Werk ist vollbracht,
Es hält, es hält, was du Kühnes erdacht.

Wo bist du, Meister, o komm herein! —
Wie muß der Meister verschwunden seyn?"

Es strahlet der Dom noch heut unversehrt,
Der Meister ist nie mehr wiedergekehrt.

Gustav Pfizer,

Sohn des 1844 verstorbenen Direktors des Obertribunals v. Pf., Paul Achazius Pfizer's Bruder, ist am 29. Juli 1807 in Stuttgart geboren. Auf dem Gymnasium daselbst und im Seminar zu Blaubeuren gebildet, studirte er im Stift zu Tübingen Philosophie und Theologie 1825—30, versah eine Zeitlang die Stelle eines Repetenten in demselben, begab sich im Jahre 1834 auf einer Reise nach Italien, und lebte, von dort zurückgekehrt, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Stuttgart. Von 1836 bis 1840 redigirte er die als Beiblatt zum „Ausland" erschienenen „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands," und von 1838, nach G. Schwab's Wegziehen von Stuttgart, bis 1846 den poetischen Theil zum „Morgenblatt". Im Herbst dieses Jahres wurde er zum Professor am Obergymnasium in seiner Vaterstadt ernannt.

* * *

In Pfizer's Gedichten herrscht eine lyrisch-didaktische Richtung vor; ein mehr klassischer als romantischer Geschmack, Reichthum an Gedanken und Anschauungen, Wohlklangfülle und weiche Rundung der Sprache, größtentheils blühende Diktion, Bilderschmuck und ein sinniges, oft zartes Antithesenspiel, ideale Lebensansicht und sittliche Schönheit sind ihre charakteristischen Merkmale. Was Pfizer in unserer schönen Literatur vor gar Vielen auszeichnet, denen bei der hohen Ausbildung unserer Sprache wohl gelingen mag, Poesien zu liefern, die ohne eigenthümliche Neuheit und Werth, geradehin keine auffallende Makel an sich tragen und die dem Zeitalter angehörigen dichterischen Elemente in mancherlei Variationen wiedergeben; oder vor Jenen, welche vorzugsweise durch Bilderrhetorik, Redeschminke, prunkenden Firniß u. dgl. schillern und Manchen, der in solchem Flitterstaat ungewöhnliche Poesie erblickt, bestechen: das ist der Reichthum seines Geistes, die Reinheit und Tiefe der Empfindung, die hohe Gabe, seine Phantasiegebilde im Verein mit Verstand und Gemüth zur harmonischen Erscheinung zu bringen, das seltene Talent (vgl. Allg. Lit.-Ztg. 1833), „an einer einfachen äußeren Erscheinung die tiefere geistige Bedeutung zu sehen und sie zur sinnigen Allegorie zu erheben. Mit wahrhaft dichterischem Bewußtseyn hat er des Dichters Beruf und seine Stellung zum Leben erfaßt. Allein er bleibt nicht im Allgemeinen stehen, oder erinnert an Andere (nur einige mal an Schiller, dessen Lyrik jedoch weniger Weichheit und Zartheit, aber mehr energischen Glanz hat); es sind vielmehr bedeutungsvolle Zustände, tiefe Regungen, die er mit dem Zauberstabe seiner Muse aus der Tiefe des Gemüthes hervorhebt, und in Bild und melodischen Wohllaut fesselt. In den lyrisch-epischen Gedichten zeigt sich das Talent Pfizer's in eigenem Glanze da, wo er die Mythe („Hermes Psychopompos"), Sage („El sospiro del Moro") und Geschichte („Ferdinand's VII. Tod," u. a.) mit warmem Leben durchdringt und in hoher Bedeutsamkeit darstellt, wobei bemerkt werden muß, daß bei ihm immer mehr die Idee den Stoff bestimmt, als umgekehrt, und die Bedeutung mehr gilt, als das Stoffartige." Bei so ausgezeichneten Vorzügen lassen wir gern den Goethe'schen Vorwurf moralischer Befangenheit, und den allerdings nicht unbegründeten Tadel oft übermäßiger Breite seiner epischen Darstellungen, unästhetischer Ueberladung, und allzuhäufiger Subjektivität, welche sich in die Situation und Empfindung eindränge und dadurch die objektive Haltung beeinträchtige, in den Hintergrund treten. — In seinen Zeitliedern offenbart sich ein edler kosmopolitischer Enthusiasmus, eine ehrenhafte Freisinnigkeit. — Seine kritischen Leistungen tragen insgesammt das Gepräge eines gereiften, festgestellten Urtheils, einer wohlthätigen Klarheit.

Von ihm:

Gedichte. Stuttgart 1831. Neue Sammlung das. 1835.
Martin Luther's Leben. Das. 1836.
Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch. Das. 1837.
Heine's Schriften und Tendenz. (In der „deutschen Vierteljahrsschrift," I. 1838.)
Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung (enth.: Salomo's Nächte; Magie der Liebe; Fragmente aus Italien; Ezzelin, Tyrann von Padua; die Tartarenschlacht, u. a.). Stuttgart und Tübingen 1840.
Der Nibelungen Noth. Das. 1842.
Der Welsche und der Deutsche. Historisch-poetische Bilder aus dem 15ten Jahrhundert. Stuttgart 1844.
Geschichte Alexanders des Großen für die Jugend. Das. 1845.
Geschichte der Griechen für die reifere Jugend. Das. 1847.
Uebersetzungen (Byron's Dichtungen, — Bulwer's Romane); verschiedene historische und kritische Aufsätze in der „deutschen Vierteljahrsschrift."

716. Gesang der Mänaden.

Schwankend stürzen sich Thäler und Hügel
An dem entzückten Auge vorbei;
Jakchos erfaßt die goldenen Zügel;
Gib statt der Arme, o gib uns Flügel,
Daß begleitet dein Wagen sei!

Seht, sie entfliehen die nüchternen Gäste!
Aber wir bleiben und feiern die Nacht!
Jubel ergießt jetzt das Herz, das gepreßte;
Frei ist die Brust; vom lebendigen Feste
Reißet uns los keine sterbliche Macht.

Sonne ist blutroth untergegangen,
Sterne und Mond sind düster und fahl;
Feuer und Blut nur ist unser Verlangen!
Feurig das Auge, geröthet die Wangen,
Lohend die Fackel und Blut im Pokal!

Schüret die lodernden Flammen im Herzen!
Becher auf Becher hinuntergestürzt!
Lasset noch dunkler die Schatten sich schwärzen!
Heller entsteigen die siegenden Kerzen,
Heißer die Lieder vom Zorne gewürzt!

Schauet die Hütten! Kinder und Greise
Schließet das düstre Gefängniß noch ein!
Lehret sie jubeln nach unserer Weise!
Himmlischen Trank statt der irdischen Speise!
Weckt sie mit glühendem Fackelschein!

Tödtlicher Haß sei den Männern geschworen,
Die uns so lang den Genuß schon verwehrt!
Aber jetzt sind wir aus Wonne geboren,
Und von der Lust, die wir kühn uns erkoren,
Weichen wir nicht, bis sie ganz uns verzehrt.

Lange die schüchterne Seele sich scheute,
Lebend kaum pochte das Herz in der Brust;
Aber entbrannt auf die köstliche Beute
Stürzen, wie lechzende Tiger, wir heute,
Raubend auf Einmal die herrliche Lust.

Jetzt ist das Reich der Freiheit erschlossen!
Tage der Knechtschaft, ihr seid nun vorbei!
Männer nicht suchen wir mehr zu Genossen,
Haben den Kindern die Seele verschlossen,
Rissen die schmählichen Fesseln entzwei.

Wasser dort unten! willkommen zum Bade!
Stürzet euch heiß in das brausende Kühl!
Lüsterner Buhle der nackten Mänade!
Kosend enträgst du zum grünen Gestade
Wiegend die Braut auf kristallenem Pfühl.

Schauet, o schauet! ohne Gewande
Schimmert durchsichtig der blühende Leib!
Herrlich den Wald durchleuchtet die Bande!
Innen durchgossen vom purpurnen Brande,
Wurde zur Eos das sterbliche Weib.

Wie aus dem grünen bergenden Laube,
Schwellend mit sonnegeborenem Saft,
Lockend sich drängt die geröthete Traube:
Also laden zum wonnigen Raube
Schimmernde Glieder die göttliche Kraft.

Dränget euch dicht um den eilenden Wagen!
Hemmet der Panther rasend Gespann!
Jakchos! du darfst die Gewähr nicht versagen!
Weiter nicht wollen den Thyrsus wir tragen,
Bis du dem Wunsche Genüge gethan.

Seht ihr der Sterne die Nacht sich entkleiden?
Fühlt ihr des Todes schmelzendes Grau'n?
Eilet, vom trunkenen Leben zu scheiden!
Wer sie genossen, die nächtlichen Freuden,
Darf nicht am Himmel die Sonne mehr schau'n!

---

717. Hermes Psychopompos.

Schwärzlich ruh'n des See's Gewässer
Unermeßlich, unbelebt,
Und der Sonne Gluth wird bläßer,
Wenn sie diesen Kreis durchschwebt;
Und des Himmels Blau ist trüber
Und kein Vogel fliegt darüber,
Und es flöhen gern die Bäume,
Wenn sie könnten, diese Räume.

Selbst der unverzagt'ste Schwimmer,
Dem vor keiner Brandung graut,
Diesen Wassern hätt' er nimmer
Sich zum Wiegen anvertraut;
Grauser als der Sturmnacht Reigen
Ist das nie gebrochne Schweigen,
Das zu diesen Gramgestaden
Scheint den Wahnsinn einzuladen.

Was dies feuchte Grab verhehle?
Keinem Auge ward es kund;
Unerforscht, wie einer Seele
Haß und Liebe, ist sein Grund.
Keine Wasserlilien schwanken
Mit dem Haupt, dem silberblanken;
Nur in grünlichem Gespinnste
Tauchen auf verborgne Künste.

Jener Bach, aus Fels geboren,
Grüner Wiesen Silberzier,
Hat nun Kraft und Glanz verloren,
Seine Leiche modert hier.
Der Najaden Sarg umschweben
Nur noch Flüchtlinge vom Leben:
Seelen, die vom Leib entbunden,
Und noch nicht ihr Ziel gefunden.

Die in eines Tags Vollendung
Abgeschieden, harren dort,
Bis der Gott der letzten Sendung
Hin sie führt zum ew'gen Port;
Bis er mit dem goldnen Stabe,
Was nicht angehört dem Grabe,
Zu der stillen Insel lenket,
Welche keine Rückkehr schenket.

Schwankend, neblig sind die Züge
Ihres fahlen Angesichts,
Die Gestalt wird selbst zur Lüge,
Angerührt vom Pfeil des Lichts;
Aber die zerfloßnen, matten
Glieder sammeln sich im Schatten
Unter einer Wolke Schilde
Wieder zu des Leibs Gebilde.

Könnten sie noch Thränen weinen,
Höher schwöll' empor der See;
Könnt' ihr Leid im Wort erscheinen,
Stürme zeugt' ihr tiefes Weh.
Ach! im Leib mit bittrem Sehnen
Ließen Lächeln sie und Thränen,
Schmerzenslaut und Lustgeflöte,
Liebeskraft und Wangenröthe.

Seit dem grauen Morgen sammeln
Sich die Schaaren, alt und jung;
Aber kaum ein leises Stammeln
Flattert durch die Dämmerung;
Keines steht dem andern Rede,
Ausgelöscht sind Lieb' und Fehde;
Jedes in sich selbst versunken,
Halb vom Lebenswein noch trunken.

Bilder möchten noch sich ringen
Aus der Trauer Einerlei;
Doch wie Wasserblasen springen
Im Entstehen sie entzwei;
Wie die Blum' im West sich bücket,
Trüb ihr Haupt zum Abschied nicket,
Aber willenlos dem Zuge
Folgen sie mit raschem Fluge.

Und im stolzen Königskleide,
Mit der Sonne letztem Strahl,
Naht der Gott, von ird'schem Neide
Glühen sie zum letztenmal.
Aber Er, mit Götterschritte
Wandelt durch der Seelen Mitte,
Sie vom Ird'schen zu befreien
Und zur Ruhe einzuweihen.

Und nur aus dem dichten Drange
Flüstert's manchmal dumpf und hohl,
Wie ein Schatten von Gesange:
„Schöne Erde, lebe wohl!"
Doch sie folgten ihrem Hirten,
Daß sie nicht vom Pfad verirrten,
Bis sie hinter schwarzen Thoren
Leise klagend sich verloren.

Und mit ungetrübter Wonne,
Von dem Nachtwerk unentstellt,
Schreitet mit der jungen Sonne
Hermes freudig in die Welt.
Ewig schön und ewig heiter
Führt er die Geschlechter weiter
Mit dem Stab, den er am Morgen
Unter Blüthen hält verborgen.

718. El sospiro del Moro.

Edle Reiter kommen gezogen
Aufwärts den Berg in buntem Zug;
Und Kameele von Lasten gebogen,
Starke Rosse mit triefendem Bug.

Aber sie ziehen so öd' und stille,
Ohne der hellen Trommeten Tusch,
Nicht von des Turbans farbiger Fülle
Wehet der freudige Reiherbusch.

Tief in den Boden die Rossen hauen,
Nach dem Gipfel gerichtet den Blick;
Aber die Männer und die Frauen
Sehen voll Gram in's Thal zurück.

Unter der Last verhalt'ner Klagen
Quält sich des vordersten Reiters Herz;
Kann das mächtige Roß ertragen
König Boabdil und seinen Schmerz?

Ach! die süße Heimat verloren!
Wo der Himmel so mild und klar!
Aus dem Lande, das sie geboren,
Scheidet der trüben Verbannten Schaar.

Allah segnet des Feindes Fahnen;
Sengende Blitze sind sein Geschoß,
Und des verhaßten Kreuzes Fahnen
Wehen von des Alhambra Schloß.

Angelangt auf dem Gipfel wenden
Alle zum Thale den finstern Blick;
Und die Frau'n mit gekreuzten Händen
Klagen um das verlorene Glück.

Jeder gedenkt, was er besessen
In des fröhlichen Xenil's Au'n;
Was er geliebt, er soll es vergessen,
Und eine neue Heimat erbau'n.

Aber Boabdil in Gram verloren,
Denket an Krone und Macht und Reich;
Ach! im Purpur war er geboren;
Sterben wird er dem Bettler gleich.

Wandeln soll er auf dornigem Pfade,
Der geruht im seidenen Zelt;
Missen das schöne Recht der Gnade,
Welches üben die Herrscher der Welt.

Daß er noch einmal sein Herz erquicke,
Schaue noch einmal der Väter Haus,
Sendet er dürstend heiße Blicke
Ueber die sonnige Landschaft aus.

Aber er sättiget seine Seele
Mit dem schmerzlichen Abschied nicht;
Daß er die fließende Thräne verhehle,
Hüllt im Gewand er sein Angesicht.

Und die Ritter und die Frauen
Denken nicht mehr der eigenen Weh'n,
Wenn sie den klagenden Fürsten schauen
An seines Reiches Marken steh'n.

Granada lag im goldenen Schimmer
Und der Alhambra in sonnigem Brand —
Da entfloh der König, und nimmer
Sah er sein schönes Vaterland.

Flüchtig verhallt der Sterblichen Klage,
Wie der Wind geht über die Flur;
Und das malmende Rad der Tage
Löschet ebnend des Kummers Spur.

Doch nicht vergaß das seltene Trauren
Eines Königs der heilige Ort;
Und der letzte Seufzer des Mauren
Tönt auf dem Berge noch immer fort.

719. Almansor.

Almansor klagt in der Wüste, verirrt;
Kein Vogel die brennenden Lüfte durchschwirrt;
Im Sande verloren ist jegliche Spur,
Der einzige Quell ist der Thränenbach nur,
Der heiß von den Wangen ihm fluthet.

Da nahet dem Betenden eine Gestalt
Von weißem, glänzendem Mantel umwallt,
Verheißenden, milden, tröstlichen Blicks,
Und glückliche Wendung des droh'nden Geschicks
Im Auge, dem seligen, tragend.

Dem Hoffenden reicht sie mit gütiger Hand
Durchwirket mit seltsamen Zeichen ein Band:
„Ein herrliches Wunder gönnt Allah dir!
Verbürget ist mit dem Pfande hier
Dir des liebsten Gebetes Erhörung!"

Almansor beugte sich tief in den Staub;
Doch achtet es seine Seele für Raub,
Jetzt gleich zu verschwenden des Himmels Huld;
Es wuchs ihm die Kraft und die eh'rne Geduld;
Er entkam dem Grab in der Wüste.

Nach Jahren wurde das Feld ihm verheert
Und das Haus und die Habe vom Feuer verzehrt;
Doch focht es den Mann, den verarmten, nicht an;
Ihm blieben die Kräfte ja unterthan,
Die er anzurufen noch zögert.

Dann starb ihm die blühende Gattin dahin;
Er sah auf die Leiche mit heiterem Sinn:
„„Ich kann ja noch immer zu neuem Glück
Aus dem Grabe die Todte rufen zurück!
Mein bist du, sobald ich gebiete!""

Die lieblichen Kinder auch pflückte der Tod;
„„Es führt sammt der Mutter sie mein Gebot
Dem Leben, dem goldenen, wieder zu!""
Er lächelte sanft und schaute mit Ruh'
Die Särge versenken im Grabe.

Und Monde und Jahre noch zögert der Greis
Und sparet das mächtige Zaubergeheiß;
Er darf nur wünschen, so kehret das Glück,
Das Leben dem einsamen Hause zurück;
Oft labt sich sein Geist an dem Bilde.

Die tödtliche Krankheit nagt ihm das Mark;
Doch ist noch immer der Talisman stark;
Bald will er beleben nun Kinder und Weib,
Sich selber verjüngen den welkenden Leib;
Die Hoffnung verscheucht ihm die Schmerzen.

An einem Morgen, da müd' er erwacht,
Beschließet er fest: heut sei es vollbracht!
Er schlummerte ein und schlummerte fort,
Der Tod, der eilende, nahm ihm das Wort
Von der bleichen lächelnden Lippe.

Die Nachbarn fanden den Alten todt,
Der immer so froh war in Armuth und Noth;
Sie schmückten den Sarg mit dem seltsamen Band,
Und keiner von allen Weisen im Land
Vermochte die Zeichen zu deuten.

---

720. Der Schmuck.

„Reich' mir das Kleid von Seide,
Mit Purpurfluth getränkt,
Das, zu der Mädchen Neide,
Der Fremdling mir geschenkt.

Es werden alle Gäste,
Erschein' ich so, entzückt;
Der Vater sieht bei'm Feste
So gern sein Kind geschmückt!"

„„Du freust dich am Gewande;
Laß dir erzählen, Kind,
Wie man im fernen Lande
Solch theures Kleid gewinnt:

Es ist geschickt zu weben
Die Raupe, schwach und klein;
Sie zieht ihr ganzes Leben
Die Fäden silberrein.

Da flüstert eine Stimme
In ihres Herzens Ruh':
In weicher Hülle schwimme
Du der Verwandlung zu!

Sie wendet alle Schätze
Auf's schimmernd weiße Haus;
Sie spannt die linden Netze
Zum Schlummerkleide aus.

Sie übet treu die Gabe;
Doch hat sie's nicht Gewinn:
Sie schafft am eignen Grabe,
Die fleiß'ge Spinnerin.

Und endlich ganz beschlossen,
Ruht sie im engen Raum;
Es ist der Leib zerflossen
Zu einem Hoffnungstraum.

Der Mensch, mit gier'gem Muthe
Sieht er das zarte Haus,
Und löscht mit kühlem Blute
Des Lebens Funken aus.

Er tilgt das stille Hoffen,
Das jene Hülle barg,
Und wirkt zu theuren Stoffen
Den silberhellen Sarg.

Die Kön'ge selber trachten
Darnach um theuren Sold;
Die Seide hoch sie achten
Und köstlicher als Gold.""

„Gar artige Geschichten
Erzählst du mir fürwahr!
Gewiß, du weißt zu dichten
Die Märchen wunderbar.

Gib zu dem Kleid von Seide
Die Perlen licht und klar,
Flicht sie mir als Geschmeide
In's dunkle Lockenhaar."

„„Ich will dir auch erzählen,
Woher die Perle stammt,
Die aller Menschen Seelen
Mit Sehnsucht heiß entflammt.

Die Muschelthiere schliefen,
Bei dunkelem Gestein,
Ganz in des Meeres Tiefen,
In ödem Schlummer ein.

Einst drangen lichte Strahlen
Hinab in ihre Ruh';
Da schlossen sie die Schaalen,
Die Lichtberauschten, zu.

Da ward in ihrem Kerne
Ein Feuer angefacht;
Da flogen goldne Sterne
Durch ihre trübe Nacht.

Sie harrten auf den Morgen,
Zu steigen aus der Fluth;
Sie trugen ja verborgen
In sich schon Morgengluth.

Da stürzen kecke Schwimmer
Sich nieder in die Fluth,
Gelockt vom edlen Schimmer,
Der in der Tiefe ruht.

Das eigne Leben wagen
Sie um den hohen Kauf;
Die theuren Muscheln tragen
Vom Grunde sie herauf.

Sie tödten in die Wette
Mit raubbegier'ger Hand,
Und eine Leichenstätte
Wird schnell der grüne Strand.

Das Leben zuckt in Schmerzen;
Sie achten es nicht groß,
Sie brechen aus dem Herzen
Die edlen Perlen los.

Wie lichte Sterne leuchten
Sie in der Locken Nacht,
Doch auch wie Thränen feuchten
Sie der Gewande Pracht.

Es fügte sie der Meister
Zum strahlenreichen Kranz;
Sieh zu, ob nicht die Geister
Noch zittern in dem Glanz!""

„O weh, mich so zu quälen!
Gar hübsch ist es erdacht;
Doch was hat bei'm Erzählen
So traurig dich gemacht?"

„„Ich habe dir mit Scherzen
Gedeutet deinen Schmuck;
Doch lastet auf dem Herzen
Ein ernster, banger Druck.

Ich kann nicht mehr verschließen
Das Weh' in meiner Brust;
Es will hinüberfließen
Und küssen deine Lust.

Nach einer Spindel Rauschen
Neigt sich mein banges Ohr;
Der Wehmuth Perlen lauschen
Mir aus der Brust hervor.

Es wird, wie ich dich schaue,
Dein holdes Antlitz blaß;
Von heller Thränen Thaue
Ist deine Wange naß!

O rede, Süße, Bleiche! —
Sie sinkt in meinen Arm,
Sie ist schon eine Leiche,
Berührt von meinem Harm.

So war's kein eitles Wähnen,
Was mir das Herz bedroht!
Ja, Perlen deuten Thränen,
Und Seide deutet Tod.

Den Purpur um die Lenden,
In's Haar der Perlen Pracht —
Dir ward von kühnen Händen
Ein Leichenschmuck gebracht!""

---

721. Winterscene aus Polen.

„O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Würdest dich verirren in dem Schnee;
Heulend freche Wölfe nur und Raben
Halten jetzt im Mondschein ihren Schmaus;
Beutegierige Kosaken graben
Leichen aus dem Schnee heraus.

O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Denn ein Narr schweift draußen durch den Schnee,
Würde dich erschrecken und dich fragen,
Dich, du scheues Kind, der tolle Mann:
Wie man wohl aus den vergangnen Tagen
Wieder heute machen kann?

O mein Kind! nicht aus der Hütte geh!
Wenn du dich verirrtest in dem Schnee —
Hast ja keinen Vater, der dich suche,
Heim dich leite an der treuen Hand;
Schläft er unter'm kalten Leichentuche?
Irrt er um in fremdem Land?

Siehe dort! ein kältezitternd Reh
Flüchtet vor den Wölfen durch den Schnee!
Laß es ein, damit es kann erwarmen!
Ja, barmherzig muß man seyn, mein Kind,
Daß die Fremden auch so voll Erbarmen
Deinem flücht'gen Vater sind!"

---

722. Ferdinands VII. Tod.

1.

Dunkel ist's — die Fackeln brennen
In St. Ildefonso's Schloß;
Diener, heimlich flüsternd, rennen —
Schon gesattelt steht manch Roß,
Harrend, bis des Trauerboten
Fuß sich in den Bügel schwingt,
Wenn der Tod den langbedrohten
Fürsten endlich niederzwingt.

In die innersten Gemächer
Einzuschleichen — ist's erlaubt?
Wo der Tod, — als grauser Rächer! —
Zerrt an einem Fürstenhaupt;
Wo auf weichem Flaumenbette
Lastet eines Fluchs Gewicht, —
Spaniens kalte Etikette
Kältre Todesangst zerbricht!

Priester, der du Beichte hören
Willst von dieses Königs Mund —
Laß, o laß ihn nicht beschwören:
Alle Schuld zu geben kund!
Wollt' er seine Sünde nennen,
Drob so bang das Herz ihm pocht:
Ein Jahrhundert müßte brennen
Noch sein matter Lebensdocht!

Wohlbekannt dem trostesvollen
Priester ist des Hofes Brauch;
Zentnerlasten Frevels rollen
Weg vor seinem leichten Hauch!
Mit der letzten Oelung Bade
Wascht er ihm die Seele rein,
Und ein Wort — ihm fremd sonst — „Gnade!"
Flüstert seinem Ohr er ein.

An des Priesters sichrem Munde
Hängt der König, furchtberauscht,
Gierig, wie er sonst der Kunde
Von Verrath und Trug gelauscht;
Angst doch kriecht ihm in den Knochen:
Hält des Mönchs Versprechen Gott?
Ihn, der nie sie ausgesprochen,
Dünket Gnade fast ein Spott!

Und zum Ird'schen wieder flieht er
Mit von Angst verwirrtem Sinn,
Und an seinem Lager sieht er
Seine junge Königin —
Eine Königin jetzt der Schmerzen,
Einsam, bang im Höflingsschwarm,
Die ein Kind trägt unter'm Herzen,
Die Infantin auf dem Arm.

Diesem Kinde, das er zeugte,
Als sein Haupt der Jahre Reif
Und der Sünden Wucht schon beugte,
Denkt er zu den goldnen Reif,
Dem das Blut, der Koth, die Zähren
Ausgelöscht längst allen Glanz —
Welcher Rest noch blieb von Ehren
An der Krone Ferdinands?

Bleiche Mutter! mit dem Kinde
Tritt nicht näher Spaniens Herrn!
Halt es von dem Hauch der Sünde,
Halt's von Vatersegen fern!
Daß sein Athem nicht verderbe,
Was am Säugling noch ist gut!
Daß sein Geist sich nicht vererbe,
Weil zu viel schon ist sein Blut!

Seinem Bruder Karlos nickt er,
Der der nächste Mann dem Thron;
Sorglich nach der Tochter blickt er,
Die ausschließt den Königssohn;
Mund und Aug', beredt mit Bitten,
Stürmen des Infanten Brust,
Daß er nicht, den er erlitten,
Räch' am Kinde den Verlust;

Daß er ihrer Kindheit Hüter,
Ihres Throns Beschützer sei,
Daß er lenke die Gemüther
Spaniens zur festen Treu'!
Sähst, Kronmäkler von Bayonne,
Du in dies Gemach herein:
Deinem Geist müßt' eine Wonne
Deines Hauses Eintracht seyn.

Ferdinand, deß Thränenlüge
Nicht der Seele Mißtraun hehlt, —
Karlos, der die Athemzüge
Seines Bruders neidisch zählt —
Deine Enkelin, die der Vater
Sterbend ihrem Ohm empfiehlt,
Der sie lieb hat — wie der Kater,
Der nach einer Taube schielt!

Alle Diener, alle Granden
Traten weg von Spaniens Herrn;
Wer wird Herr jetzt in den Landen?
Wessen Name gilt, weß Stern?
Während noch nicht des gequälten
Königs Seele kam zur Ruh,
Flogen die als treu gezählten
Herzen andern Fahnen zu!

Und es liegt allein — verlassen
Jetzt der König — nein! ha, nein!
Drängen her nicht dichte Massen?
Reißt die Thür' auf! laßt sie ein!
Oder — laßt die Thür' verschlossen —
Dennoch brechen sie sich Bahn —
Ha! von fahlem Licht umflossen
Sie des Königs Lager nahn!

Schaut! sein Vater an des Zuges
Spitze! Tausend hintennach,
Die des Meineids und des Truges
Meister stürzt' in Gram und Schmach!
Die sein Wort, sein falsches, kirrte,
Die er würgte dem Altar,
Denen er, statt Fürst und Hirte,
Jäger nur und Schlächter war.

Die er mit des Waidmanns Freude
Zum Schaffott hin schaarweis trieb,
Daß ihr Blut lösch' aus die Erde,
Die er nur mit Tinte schrieb;
Ob er auch sich will verblenden
Mit der Hand und kreischt: „Genug!"
Zwischen des Tyrannen Händen
Drängt sich durch der Schatten Zug.

Wild Riego's, des Erhenkten,
Halberstickte Stimme zischt;
Mit dem Tuch, dem blutgetränkten,
Ihm den Schweiß Torrijos wischt;
Palafox führt die Verbannten,
Deren Herzen, weil zu kühn
Sie für Spaniens Ehre brannten,
Er im Elend läßt verglühn.

Mit Gestalten so, mit düstern
Füllt den Saal sein banger Traum,
Die in's Ohr ihm höhnisch flüstern:
„Eile dich und mach' uns Raum!"
Sichtbar sind sie, die kein Riegel
Abhielt, andern Augen nicht;
Doch man schaut sie, wie im Spiegel,
In des Königs Angesicht.

Furchtbar kämpft der Docht des Lebens
Mit des Todes eis'gem Wehn —
Lange sträubt er sich — vergebens —
Keinen Puls mehr fühlt man gehn;
Er ist todt! von Ohr zu Ohre
Fliegt's — erledigt ist der Thron!
Waffnet euch, ihr Matadore!
Wer trägt diesen Preis davon?

2.

Wer noch fragt nach dem Erblaßten?
Sie nur, die den Sarg ihm baun!
Die ihm schmeichelten, ihn haßten,
Jetzt nach andern Häuptern schaun.
Nur die Königin voll Jammer
Vor des Königs Leiche steht —
Wähnt nur in der Todtenkammer
Sicher ihre Majestät!

Fast im Sterbesaal noch tragen
Arme, Stimmen, Gunst sie feil;
Wird das Kronjuwel zerschlagen,
Rafft sich Jeder seinen Theil!
Auch der Beicht'ger, ohne Säumniß,
Hat verkauft, was, nah dem Tod
Er bekannt — ein schwer Geheimniß,
Dem, der ihm am meisten bot!

Reiter sind hinausgeflogen,
Die schon lang zuvor bestellt;
Ausgestrahlt in weitem Bogen
Zieht die Botschaft durch die Welt;

Und der Majo, der die Kunde
Rauschen hörte durch das Land,
Nimmt die Glühroll' aus dem Munde,
Und den scharfen Dolch zur Hand.

Der Verbannte hört's mit Hoffen;
Lichte Heimatrosen glühn,
Wie vom Lenzesstrahl getroffen,
Aus des Heimweh's Dunkelgrün.
Selbst in feuchte Kerkermauern
Hat sich ein Gerücht verirrt,
Daß sich klärt das dumpfe Trauern
Und das Erz wie Silber klirrt!

Die Infantin, ohne Kummer,
Ruht auf ihrer Mutter Schoos,
Und das Kind, in süßem Schlummer
Lächelt, ob's gleich kronenlos!
Ob die Hand gleich, der im Sterben
Sie der Vater noch empfahl,
Gierig, selbst es zu erwerben,
Sie um's Diadem bestahl.

Trauermasken kann nicht tragen
Lange, wer nach Kronen greift;
Karlos kürzt die Zeit der Klagen,
Nun sein kühnes Werk gereift;
Eine Schrift, in irrer Stunde
Ab dem Sterbenden gepreßt,
Gibt dem Volke Spaniens Kunde,
Daß die Kron' er Karlos läßt.

Schon mit Zungen, Gold und Eisen,
Feder, Schwert und Kruzifix
Rüsten Alle sich; die Weisen
Spähn in's Uhrwerk des Geschicks —
Plötzlich — aus der Todtenkammer
Hört man ein Geflüster wehn —
Kündet an der Glockenhammer,
Daß die Stunden rückwärts gehn?

Ha! den König, der so gräßlich
Lange mit dem Sterben rang,
Dessen Schuld so unermeßlich,
Daß der Tod sie kaum verschlang:
Ihn behielt noch nicht die Ruhe,
Nicht die stille Schlummernacht;
Schon am Rand der Sargestruhe
Ist zum Leben er erwacht!

Hat, so lang in seinen Adern
Zähgestockt das dicke Blut,
Er gehört das wilde Hadern,
Der Parteien Haß und Wuth?
Die den Purpurmantel packten,
Die den Hermelin zerfetzt,
Während sich um seinen nackten
Leichnam kaum ein Aug' genetzt!

Aus des Todes bangen Träumen
Langsam er empor sich wühlt;
Findet sich noch in den Räumen,
Wo er Geisterfurcht gefühlt!
Und nach Menschen streckt die Hände
Hülfesuchend er jetzt aus,
Und bald wird ihm klar: es schände
Der Verrath sein Königshaus!

Racheheischend mit dem Kinde
Zu ihm hin die Königin eilt;
Sein versteinert Hofgesinde
Schüchtern in der Ferne weilt —
Ist's die überraschte Treue?
Ist's die schuldbewußte Scham?
Kleiner wär' wohl ihre Scheue,
Wenn als Geist er wiederkam!

Staunt er, daß so schnell vom Samen
Des Verraths, den er gesät,
Diese üppigen Ernten kamen,
Die er, neuerwacht, jetzt mäht?
Doch nicht spricht er Blutbefehle!
Seit ihn Todesangst durchfuhr,
Blieb in des Tyrannen Seele
Tück'scher Feigheit Hefe nur.

Nur sein Haus will er bestellen,
Sichern seiner Tochter Thron,
Will die Treu' an seine Schwellen
Fesseln jetzt mit goldnem Lohn;
Seines Volkes Recht erneuen,
Das er zweimal trat in Staub,
Daß die Königin es in Treuen
Schütze vor Verrath und Raub.

Und es pocht zum zweiten Male
Bald der Mahner, weil die Frist
Abgelaufen, leer die Schale,
Die nicht süß mehr mundet, ist;
Leben ist ihm schon verbittert
Durch den Vorschmack vor dem Tod,
Und vor'm Tod er doppelt zittert,
Weil er einmal ihm gedroht.

Blasser wird die Stirn und blässer —
Schleier zieht der Tod jetzt dicht
Um ein Auge, welches besser
Niemals sich erschloß dem Licht!
Sorgsam späht man, ob auf's Neue
Er nicht bricht des Todes Nacht;
Aber Liebe nicht und Treue
Hält bei ihm die Leichenwacht!

Wie er kaum zur Ruh' gebettet,
Schwingt der Krieg den Feuerbrand,
Und die Zwietracht tobt entkettet
Durch das tief zerrißne Land.
Meineid, Undank — sein Gedächtniß!
Haß und Hohn — sein Leichentuch!
Bürgerkrieg noch sein Vermächtniß!
Und sein schuldlos Kind — ein Fluch! — —

Bis dies Kind zur Jungfrau worden —
Wird der Zwietracht Brand verglühn?
Auf den Feldern, feucht vom Morden,
Blumen zwischen Ernten blühn?
Wird vom Pulverdampf, vom Tone
Wilder Wuth der Aether rein,
Wird die schmachbefleckte Krone
Auch jungfräulich wieder seyn?

Von der Berge Schlachtenbühnen
Wird der Freiheit Fahne wehn?
Wird, den Vater zu entsühnen,
An sein Grab die Tochter gehn?
Wird sie aus des Frevels Wogen
Segnend steigen, makellos?
Oder sinkt, vom Fluch gezogen,
Sie auch in des Abgrunds Schoos?

Karl Friedrich Günther,

geboren den 5. November 1807 zu Altenburg im Herzogthum Sachsen-Altenburg, wurde unter Matthiä, Ramshorn u. A. auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet und bezog 1826 die Universität Jena. Hier, wie schon auf der Schule, lebte er mit mehreren Freunden dem Dienste der Musen neben seinen Studien der Theologie und Philologie. Von 1829 an brachte er vier Jahre als Hauslehrer in dem schönen Löbichau zu, dem früheren Sitze der Herzogin von Kurland, und hier entstand sein größeres, noch ungedrucktes Epos: „Jaroslaw von Rußland." Im Jahre 1834 ward er als geistlicher Kollaborator und Lehrer an der Karolinenschule in Altenburg angestellt, und ist seit 1844 Diakonus an den beiden Hauptkirchen daselbst.

Nachdem Günther eine Reihe von Jahren an mehreren Zeitschriften und Taschenbüchern, Heller's „Rosen," Hell's „Abendzeitung," Apel's „Panorama," Puttkammer's „Preuß. Volksfreund" u. a. mitgearbeitet und theils Novellen, theils Romanzen und Balladen geliefert hatte, gab er 1842 einen Band dieser Dichtungen heraus. Der Anlage nach meistens romantisch, zum Theil in hohem historischem Styl gehalten, empfehlen sich dieselben bei großer technischer Gewandtheit durch eine frische, blühende, oft plastische Phantasie, Neuheit der Auffassung Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung, und schönen Ideegehalt.

Von ihm:

Romanzen und Balladen. Leipzig 1842.

---

*723. Sanges Macht.

Bagdad fiel. Des Feindes Menge
Füllt die Stadt mit Mord und Brand;
Sorglos in des Zimmers Enge
Schlägt die Saiten Kuli's Hand.
„Was wir auch empfangen haben
Durch des Himmels reiche Gunst,
Herrlich doch vor allen Gaben
Ist des Sanges heil'ge Kunst."

Murat hört's, der wilde Sieger,
Jäher Zorn wird in ihm wach,
Und im Bunde rauher Krieger
Tritt er unter Kuli's Dach.
„„Wo ich wandle, da erklinge
Nur der Jammer, todesbang!
Singe, kecker Knabe, singe
Selber dir den Grabgesang!""

Ruhig streicht die schwarzen Locken
Von der Stirn des Dichters Hand,
Und der Blick hat unerschrocken
Auf den Sultan sich gewandt.
„Nun, so lausche meinem Sange,
Und Dich fasse Gottes Geist,
Der mit tiefem Seelendrange
Jetzt zu dir mich reden heißt!""

Kuli singt von Kampfeswettern,
Von des Helden Siegeslust,
Und wie lautes Hörnerschmettern
Tönt das Lied ihm aus der Brust. —
Murat wähnt sich im Gefechte,
Aus dem Auge flammt der Strahl,
Und es zuckt und schwingt die Rechte
Um das Haupt den blut'gen Stahl.

Kuli singt mit Weh-Akkorden
Trunkner Sieger Grausamkeit,
Singt der Unschuld rohes Morden
Und der Mütter Herzeleid. —
Murats Auge sucht die Erde,
Und die Hand verbirgt das Schwert,
Und die trotzige Geberde
Hat in Mitleid sich verkehrt.

Kuli singt mit ernsten Klängen
Von dem ewigen Gericht,
Wo dem Herrscher, dem gestrengen,
Gott ein strenges Urtheil spricht. —
Murat hat sich abgewendet,
Von der Reue Qual bewegt,
Und ein Diener eilt entsendet,
Der das Wort der Gnade trägt.

Zu dem Sultan tritt der Dichter,
Beugt das Haupt zum Todesstreich,
Aber zögernd steht sein Richter,
Scheu den Blick, die Wange bleich.
„„Jüngling!"" spricht er, „„Glück und Ehren
Will ich lohnend dir verleih'n!
Komm mit mir! Du sollst mich lehren
Gegen Menschen menschlich seyn!""

Da erhebt sich Kuli wieder,
In die Saiten greift die Hand,
Und er singt: „Die Macht der Lieder
Rettete mein Vaterland!
Was wir auch empfangen haben
Durch des Himmels reiche Gunst,
Herrlich doch vor allen Gaben
Ist des Sanges heil'ge Kunst!"

---

*724. Solyman vor Ofen.

Vor Ofens Thoren lagert der wilde Solyman.
„„Stürmt! stürmt! und treibt mit Peitschen die Weichenden hinan!
Kaum hält noch in der Mauer der Stein am Steine fest;
Ich muß den Vogel fangen in seinem Felsennest!""

Wie haben da die Türken, zur Rache wild gereizt,
Dem kleinen Ungarhäuflein gewaltig eingeheizt!
Pechkranz, Granate, Bombe, die fliegen hageldicht,
Doch in dem Feuerofen die Männer rührt es nicht.

So kommt die Nacht, da weichen die Türken wund und matt
Der alte Held Nadasti schützt seine Vaterstadt.
„„Nadasti!"" knirscht der Sultan, „„wenn sich der Morgen hellt,
Du alte, morsche Eiche, sinkst du, vom Blitz zerspellt!""

Es graut der Tag, die Türken bereiten neuen Sturm.
„‚Halt! halt! — die weiße Fahne weht dort von Wall und Thurm!
Allah ist groß!‘“ — Drauf öffnet sich das verrammte Thor;
Langsam und still bewegt sich der Ungarn Zug hervor.

Und in dem Zuge schreitet ein Greis mit mattem Gang,
Die Arme festgeschlossen von starker Ketten Zwang.
Verrathen von den Seinen, — das Schicksal ist wohl hart,
Drum netzt auch eine Thräne des grauen Helden Bart.

Die Ungarn knie'n am Boden, er bleibet aufrecht steh'n.
Sie sprechen: „Magst erbarmend auf Deine Sklaven seh'n!
Wir fleh'n um Deine Gnade! Längst hätten wir's gethan,
Doch täglich trieb Nadasti zu neuem Kampf uns an.

Heut sollten wir ihm folgen, die Schwerter in der Hand,
Und uns dem Tode weihen für König Ferdinand.
Wir liefern den Verweg'nen Dir aus! — Nadasti mag,
O Herr, allein auch büßen, was er allein verbrach!“

Der Kaiser winkt, Nadasti wird in das Zelt geführt.
„‚Es soll, bei Mahmud! werden dem Greis, was ihm gebührt!
Und Ihr — aus eurer Veste zieht in das Feld herab,
Und dort am Donaustrande legt eure Waffen ab!‘“

Nicht lange weilt Nadasti im goldnen Kaiserzelt,
Das Haupt gebeugt, von Wehmuth die Heldenbrust geschwellt,
Da tritt, sich tief verneigend, ein Pascha rasch herbei; —
Den Arm, den Ungarn banden, der Türke macht ihn frei.

Dann kommt der Sultan selber und setzt sich hin und schweigt,
Indeß den Bart er lächelnd und selbstzufrieden streicht.
Bald blickt er nach der Pforte, bald schaut er auf den Greis,
Bis ihm der Pascha meldet: „Vollbracht ist dein Geheiß!“

Da winkt er dem Gefang'nen, der ihn begleiten soll;
Der Graf erhebt sich ruhig und folgt erwartungsvoll.
Am Zelte steh'n zwei Rosse, sie setzen flugs sich auf,
Und hin zum Donaustrande lenkt Solyman den Lauf.

„Was ist das? Ungarleichen auf blutgedüngtem Grund?“ —
„‚So straft' ich die Verräther!‘“ versetzt des Kaisers Mund.
„‚Dich mag Allah geleiten! Sag' König Ferdinand,
Daß ich in Ofens Veste nur Einen Braven fand!‘“

---

*725. Der Pfalzgraf und seine Tochter.

1.

Der Kaiser Heinrich hielt Gericht
In seiner Burg zu Wien.
Der Kanzler stand zur Seite dicht,
Und rings mit ernstem Angesicht
Der Richter Kreis um ihn.
„‚So führt den Kläger uns herbei,
Daß Recht wir sprechen frank und frei,
Wie Gott uns Macht verlieh'n!‘“

Ein hoher Kriegsmann tritt herein
Auf seines Herrn Gebot.
Der strenge Pfalzgraf ist's am Rhein; —
Die starken Glieder hüllt ihm ein
Ein Mantel blutigroth.
„‚Willkommen, Graf, im Festeskleid!
Besiegt ist endlich Gram und Leid
Um Eurer Tochter Tod!‘“

Der Graf sieht finstern Blicks hinan,
Die Lippe zuckt in Wuth:
„Das Trauerkleid ist abgethan,
Das Kleid der Rache zog ich an,
Den Mantel, roth wie Blut!
Mein Kind sank nicht in Todesgraus, —
Mein Kind stahl Herzog Bratislaus
Aus heil'ger Klosterhut.“

Er zieht aus seiner Brust ein Blatt
Und legt's in Heinrichs Hand.
„Les't, was sie selbst geschrieben hat!
O Schmach! dort in der Herzogsstadt
Lebt sie, am Moldaustrand!“
Der Kaiser nahm den Brief und las —
Das Auge ward ihm trüb und naß
Von dem, was drinnen stand.

‚O Vater, lieber Vater mein,
Durch Kindesschuld gekränkt,
Wollt wieder sanft und gnädig seyn
Und lieben Euer Töchterlein,
Das sehnend an Euch denkt!
O kommt gen Prag, mit eig'nem Blick
Zu schau'n der Liebe süßes Glück,
Vom Himmel mir geschenkt!

Ein holdes Knäblein bring' ich Euch,
Entsprossen edlem Blut; —
O Vater, macht mich doppelt reich!
Seid auch des Stammes jüngstem Zweig
Gesinnet mild und gut!
Die Lieb' ist Hauch von Gottes Mund,
O segnet, segnet unsern Bund,
Drauf Gottes Segen ruht!‘

Die Richter haben all' den Blick
Zum Kläger starr gewandt.
Der Kaiser gibt das Blatt zurück:
„‚Sprecht selber, Graf! Des Kindes Glück
Lieg' in des Vaters Hand!'"
Der zürnt: „Dem Herzog Bann und Acht!
Mein Kaiser, gebt mir Heeresmacht,
Zu zieh'n in's Böhmerland!"

2.

Der Herzog hält sein Weib im Arm,
Ihn kleidet blankes Erz.
„Lösch' aus im Busen Sorg' und Harm!
Bald schließ' ich wieder liebewarm
Dich an das treue Herz.
Und wird dein Auge sehnsuchtfeucht,
Des Knäbleins süßes Lächeln scheucht
Wohl aus der Brust den Schmerz."

‚O nein! o nein! mein Bratislaus!
Ich lasse dich nicht los!
Ziehst du zu Streit und Kampf hinaus,
So bleib' ich nimmer mehr zu Haus
Im öden Herzogsschloß!
Der engsten Hütte niedres Dach
Wird mir zum gold'nen Prunkgemach,
Darf theilen ich dein Loos!'

Sie zog mit ihm weit durch das Land
Bei Sonn' und Mondesschein.
Erst als der Feind genüber stand,
Reicht' er zum Abschied ihr die Hand:
„Gott mag dein Hüter seyn!
Siehst du das Dörfchen dort im Thal?
Siehst du die Hütte klein und schmal?
Dort sollst du harren mein!"

Bald klangen Horn und Schwert und Schild
Und rauhes Kriegsgeschrei.
Da lag sie vor Marias Bild:
‚O heil'ge Jungfrau, lieb und mild,
Steh ihm im Kampfe bei!'
Sie drückt ihr Knäblein an die Brust, —
Doch nicht Gebet, nicht Mutterlust
Macht' ihr die Seele frei.

Und als nun näher kam die Nacht,
Hielt sie's nicht länger aus;
Es trieb der Ahnung dunkle Macht
Sie durch das Thal in's Feld der Schlacht,
Zu suchen Bratislaus.
O wehe! Vater und Gemahl,
Sie steh'n ergrimmt, den scharfen Stahl
Gezückt zum Todesstrauß.

‚Halt ein! halt ein!' Der Krieger Troß
Durchbricht sie angstbewegt,
Und hat vor ihres Vaters Roß
Das Kindlein, das ihr Arm umschloß,
Verzweiflungskühn gelegt.
Drauf vor den Gatten in den Sand
Kniet sie erzitternd: ‚Fluch der Hand,
Die frech den Vater schlägt!'

Da stieg vom Roß der Graf am Rhein,
Dem alle Härte brach;
Er hob empor sein Enkelein,
Schloß in die Arm' es fest hinein
Und küßt' es heiß und sprach:
„Die Lieb' ist Hauch von Gottes Mund; —
Ich segne, Kinder, euern Bund!
Auf! auf! — zum fernen Prag!"

---

*726. Narrenstreiche.

Im Schloßhof zu Paris, da ist ein festlich Prangen;
Es wird von König Franz der Kaiser Karl empfangen.
Die zehnfach sich getäuscht und zwanzigfach belogen,
Sie haben an das Herz, wie Brüder, sich gezogen.

Da tönen die hellen,
Die klingenden Schellen;
Der Narr kommt gerannt
In buntem Gewand,
Und klopfet ein wenig
Die Schulter dem König,
Und langt eine Maus
In der Falle heraus.

„‚Was soll das, Triboulet? Hinweg aus unsern Augen!
Wir können heute nicht des Narren Witze brauchen!'"
Doch dieser lacht und reckt hoch die verwachs'nen Glieder,
Und flüstert in das Ohr dem zürnenden Gebieter:

„Herr, sieh im Gefängniß
Des Feindes Bedrängniß,
Der lang Dich geplagt
Und am Scepter genagt!
Herr, schlau ist das Mäuschen,
Halt fest es im Häuschen!"
Und fort ist geschwind
Der Narr, wie der Wind.

Im Schlosse zu Paris, da schmausen frohe Gäste;
Es lud der eitle Franz den klugen Karl zum Feste.
„Herr Bruder!" heißt es hier, „vergessen sei die Feindschaft!"
„Herr Bruder!" heißt es da, „stoßt an auf treue Freundschaft!"

Da tönen die hellen,
Die klingenden Schellen;
Getümmel wird wach
Im nahen Gemach.
Bald hört man ein Schnurren,
Bald wieder ein Knurren;
Dann bellt es und schreit
Und balgt sich im Streit.

Der König springt vom Stuhl und tritt mit raschem Schritte
In's Zimmer und erblickt — den Narren in der Mitte.
Vor einer Schüssel stehn ein Hund und eine Katze,
Und zeigen kampfbereit sich grollend Zahn und Tatze.

„Herr, kaum ist verflossen
Ein Stündchen, da schlossen
Die Katz' und der Hund
Freundschaftlichen Bund.
Da kannst Du nun schauen,
Wie solchen zu trauen!"
Und fort ist geschwind
Der Narr, wie der Wind.

Im Garten zu Paris, da wandelt Karl mit Franzen;
Tief bücken sich vor Karln des Hof's geschmeid'ge Schranzen.
Er hat mit Kreuz und Stern der Männer Brust geschmücket,
Mit Ring und Kette schlau der Damen Herz beglücket.

Da tönen die hellen,
Die klingenden Schellen;
Mit hüpfendem Fuß
Und eiligem Gruß,

So sieht man ohn' Harren
Hintanzen den Narren,
Ein mächtiges Buch
Im Arme er trug.

Laut lacht der König auf. „Schaut nur des Narren Eifer!
Holt mir einmal herbei den buchbeschwerten Läufer! —
Sag' an, was soll das Buch? Willst du Gesetze schreiben?
Merk' dir's! der Schuster muß bei seinem Leisten bleiben!"

„Herr, meine Geschwister
Enthält dies Register.
Nur fürcht' ich, zu klein
Wird bald es mir seyn,
Denn Alles im Reiche
Macht närrische Streiche!
Heut wählt' ich der Schaar
Einen König sogar!"

„Laß deinen König seh'n!" Und obenan im Buche
Befand sich Kaiser Karl mit großem Namenszuge.
„Narr, sei nicht allzufrech! — Frei zieht durch Frankreichs Lande
Mein Bruder Karl, er hat mein Fürstenwort zum Pfande."

„Nicht wußt' ich es freilich,
Daß Solches Dir heilig!
Drum streiche zu Haus
Karls Namen ich aus,
Und schreibe für seinen,
Mein König, den Deinen!"
Und fort ist geschwind
Der Narr, wie der Wind.

Der Kaiser zog hinweg, und was er hat versprochen,
Da in der Fall er steckt', hat er entschlüpft gebrochen.
Der treue Triboulet legt ab seit jenen Tagen
Das bunte Narrenkleid, — er hat's nie mehr getragen.

Friedrich Julius Krais,

geboren in dem württembergischen Städtchen Beilstein am 29. November 1807, widmete sich auf dem Seminar zu Blaubeuren und zu Tübingen der Theologie. Im letzten Jahre seines Aufenthaltes daselbst (1830) hatte er das Glück, Uhland's Vorlesungen über die deutsche Poesie des Mittelalters zu hören und seines näheren bildenden Umganges sich zu erfreuen. Von 1833 bis 1847 verwaltete er die Pfarrei zu Thalheim bei Heilbronn, und ist seit Oktober dieses Jahres Stadtpfarrer in Güglingen.

* * *

Ein seelenvoller Lyriker. Seine Gedichte, eben so wohl von genauer Bekanntschaft mit der Klassizität des Alterthums zeugend, als mit der modernen, durch Uhland kräftig verjüngten Romantik (nicht jener Poesie der Täuschungen, der Schwärmerei, des mystischen Gefühls, sondern der Wahrheit, in geistiger Durchdringung des Lebens der Gegenwart), haben, bei naiver Anschauung und idyllischer Anmuth, die Vorzüge einer frischen und gestaltenkräftigen Phantasie, feuriger Empfindung, blühender Diktion, und glücklicher Wahl und Behandlung besonders historischer Stoffe (preiswürdig ist die Romanze „der Tod des Demosthenes," und durch ergreifende Wahrheit der Schilderung ausgezeichnet die Erzählung „Friedrich der Große"), in gewähltem Style der Form, wobei er hauptsächlich die sittliche Schönheit der Geschichte in's Auge faßt.

Von ihm:
Gedichte. Heilbronn 1839.
Gesänge unter den Palmen. Heidelberg 1847.
Als Seitenstück dazu sollen nächstens „Gesänge unter den Eichen, vaterländische Dichtungen," an's Licht treten.

---

727. Das Feuer am See.

1.

Am blauen See im Tannengrund
Der schönen Kinder viel
Mit muntern Knaben in die Rund'
Ergötzte Scherz und Spiel.

„Wie weht am herbstlichen Abend kalt
Der Wind schon über den See!
Ein warmes Feuer flakre bald
Gar lustig in die Höh!"

Anzünden sie die Funken gut,
Drauf liegt viel tannen Reis;
Doch wird zur Flamme nicht die Gluth,
Ob sie auch schüren mit Fleiß.

Da spricht mit feuriger Augen Strahl
Schwarzlockiges Mägdlein so:
„Gebt Acht! laßt mich nur blasen einmal,
Dann brennt es lichterloh."

Seitwärts der schelmischen Augen Paar
Sieht nach dem Knaben sich um,
Der liebt sie heimlich im Herzen gar,
Und bleibt so kalt und stumm.

Sie bläst: da prasselt hoch und licht
Die Flamme schnell empor;
Da glüht noch schöner ihr Gesicht
Und holder, als zuvor.

Im Knaben zuckt des Feuers Schein,
Es brennt im ganzen Haus;
Doch drückt er's tief in sich hinein,
Daß es nicht schlägt heraus!

2.

Und heimwärts kehrt der frohe Schwarm
Mit Scherz und Lachen um;
Der Jüngling bietet ihr seinen Arm,
Doch bleibt er schüchtern und stumm.

Sie reißt von ihm sich zürnend los:
„Daß er nicht reden will!
Ich weiß, sein' Lieb' zu mir ist groß,
Doch thut er so kalt und still!"

Von wilden Beeren im Gebüsch
Pflückt sie die Schürze voll,
Daß mancher Wurf ihn derb und frisch
Zur Strafe treffen soll.

Und auf ihn her fährt ihr Geschütz,
Das nimmer rastet und ruht,
Aus ihrem Auge Blitz auf Blitz
In wundersüßer Gluth.

Er flieht voran; sie eilt ihm nach
Und neckt und neckt von fern;
Doch dunkel wird es allgemach,
Aufgeht der Liebe Stern.

Die Andern blieben weit zurück;
Da hält er endlich Rast:
Wie er im rechten Augenblick
Die süß Erschreckte faßt!

Was er verhehlt am Tage, muß
Auf einmal jetzt heraus:
Das Feuer prasselt — Kuß auf Kuß!
Gewaltig aus dem Haus!

728. Die treue Sklavin.

Ha! fühlt ihr urplötzlich von Erdgewittern
Die Insel und Stadt und die Pflanzungen zittern?
Wie Donnergeroll, bricht Stoß auf Stoß
In den unterirdischen Tiefen es los.

Da zucken hervor aus der Erde Spalten,
Wie Geister des Abgrunds, die Flammengestalten;
In Wellengebirgen braust das Meer
Landeinwärts über die Ufer daher.

Aus den Häusern rings, die Zerschmetterung drohen,
Sind aufgeschreckt die Bewohner entflohen,
Gestürzt in die offenen Weiten hinaus, —
Was will noch die Negerin dort in dem Haus?

Dort blieb in rosenumkränzter Wiegen
Des Knäbleins schlafende Unschuld liegen;
Vergaßen die Eltern im Schrecken das Kind,
So will noch die Sklavin es retten geschwind.

Doch rennt sie dem sicheren Tod in den Rachen,
Die Decken, die Wände schon bersten und krachen;
Dumpf schmettert der Balken und Steine Gewicht
Herunter auf sie, doch sie achtet es nicht.

Wie der Adler im felsigen Horst um die Jungen
Vor dem Wettersturm schirmende Flügel geschwungen,
So schützt mit den Armen, so deckt mit dem Leib
Den bebenden Kleinen das muthige Weib.

Bald gibt sie der Mutter gerettet ihn wieder,
Doch blutig sind ihr und zerbrochen die Glieder:
Noch lächelt sie heiter im tödtlichen Schmerz,
Dann bricht ihr, ein freudiges Opfer, das Herz.

729. Der Tod des Demosthenes.

Auf Chäroneas Gefilden starben
Hellenische Blüthen im Abendroth;
Vor Phalanx, dem schrecklichen Schnitter, wie Garben,
Sank der liebenden Jünglinge Schaar in den Tod.
Geschmettert hat Asiens Reiche zusammen,
In die Burg der Perser geworfen den Brand
Ein Komet, der, verheerend mit blutigen Flammen,
Vom Westen her zog und im Osten verschwand.

Schnell ist um die Trümmer gefallener Throne
Der zornige Kampf der Satrapen erglüht;
Aus Alexanders hellstrahlender Krone
Ein Kleinod sich jeder zu rauben bemüht.
Der Freiheit die letzten muthigen Zungen
Ausreißt nun in Hellas der Dränger Gewalt,
Daß der Grimm in Schrecken erstirbt und, verschlungen
In schweigenden Tod, auch die Klage verhallt.

Da ruht auf Kalaurea, müde von Irren,
In Poseidons Tempel ein Mann so stumm,
Und rings, ein eherner Wald, umklirren
Mazedonische Lanzen das Heiligthum.
Ihm klang, wie feurigen Bergstroms Brausen,
Einst von den Lippen der Rede Macht,
Die zur Lohe noch einmal mit Sturmes Sausen
In Hellas erlöschende Gluthen gefacht.

Hier naht dem Redner ein goldener Sklave
Mit glatten und gleißenden Worten sich:
„Komm, folge von hinnen mir! fürchte nicht Strafe;
Der fürstlichen Gnade vertraue dich!“
„„Nicht will ich des Tempels Asyl verlassen,
Bekannt ist mir mazedonische Treu':
Wie werden die gierigen Jäger ihn fassen,
Wenn im Netze sich thöricht gefangen der Leu!““

„Ha! spare den Hohn und das trotzige Pochen,
Sonst beugt sich dein Nacken bald unter das Schwert!“
„„Wohl! nun erst hast du vom Dreifuß gesprochen,
Was dich dein fürstlich Orakel gelehrt!““
Nachschaut ihm der Scherge mit grimmigen Blicken
Und hält in der Seele die Rache kaum,
Als der Redner verachtend ihm wandte den Rücken
Und entwich in des Heiligthums inneren Raum.

„„Ja,““ ruft er, „„am Ziele nun seh' ich erschüttert:
Wo faul in dem Volke geworden das Mark,
Wo der Eintracht heilige Säulen zersplittert,
Die frei das Vaterland hielten und stark;
Wo die Feilen und Feigen in goldenen Träumen
Von Freiheit sich wälzen auf Kissen der Ruh,
Unmächtig knirschen und ewig säumen,
Und jauchzen dem Bringer der Ketten zu:

Da ringen die Edelsten alle vergebens,
Die einsame Schaar im verlorenen Streit,
Verzehren im Drange die Gluthen des Lebens,
Im Sinnen bei nächtlicher Lampe die Zeit.
Sie stürmen den Himmel mit Kämpfen und Klagen
Und hemmen doch nimmer das rollende Rad;
Das Schicksal zermalmend auf eisernem Wagen
Fährt über die Leichen den blutigen Pfad.

Dann ruhen sie wohl: von ihnen verkündet
Ferntönende Stimme des Ruhmes doch,
Daß die Enkel es hören und rufen entzündet:
Auch Männer waren im Volke noch!
Nicht konnten die Reden, die zürnenden, alle
Das Vaterland reißen aus Todesnoth:
Des Vaterlands Herrlichkeit will noch im Falle
Demosthenes ehren durch freien Tod.

Komm, trauter Kiel, in dir ist verschlossen,
Das schnell und sicher mich rettet, ein Gift!
Einst sind dir in Strömen des Feuers entflossen
Die Züge der unauslöschlichen Schrift.
Leb' wohl, mein Athen! du, Burg auf dem Hügel,
Du, des Ozeans heiliger Wellenschlag!
Empfangt mich, ihr Götter! es hebt mich, wie Flügel,
Hinaus in der Freiheit unsterblichen Tag!““

Nun schlürft er nimmer erschrocken die Fülle
Des Kieles hinunter, den tödtlichen Saft;
Dicht um sich schlägt er des Mantels Hülle
Und neigt das Haupt; es ermattet die Kraft.
Das Angesicht küßt ihm noch einmal, das bleiche,
Die Mutter Hellas mit Jammerton:
Sein Geist entflieht, und sie stürzt als Leiche
Am Altar über den letzten Sohn.

730. Ulrich von Hutten.

Noch herrscht auf Roma's hohem Sitze
Der Priester, um ihn rings die Nacht;
Noch bebt die Welt vor seinem Blitze,
Der dumpf aus Wolken niederkracht:
Da ruft: es werde Licht! der Meister,
Und, wie sein mächtig Wort befahl,
So fühlen schauernd schon die Geister
Des neuen Tages ersten Strahl.

Wer aber ist in dunkeln Locken,
Auf den der trübe Schimmer fällt,
Sein Blick so stolz und unerschrocken,
Gehüllt in Erz, der junge Held?
Man sieht in Flammen roth und röther
Ihm Schild und Helm und Panzer glüh'n;
Wie Sankt Georg, der Drachentödter,
Ragt er gewaltig, hoch und kühn.

Er führt mit starkem Arm die Waffen,
Doch schrecklicher, als Schwert und Speer,
Auf die Tyrannen und die Pfaffen
Zückt er des Geistes freie Wehr.
Wie Schwerter, scharf ist seine Rede,
Wie Pfeil und Lanze sein Gedicht;
So kämpft die rastlos kühne Fehde
Ulrich von Hutten für das Licht.

Ihm zündete schon in der Wiege
Der heiße Strahl im Busen tief,
Der ihn zum jugendlichen Kriege
Empor aus finstern Banden rief.
In Klostermauern soll verderben
Des Geistes feurig stolzer Drang?
Nicht in der Moderluft zu sterben,
Keck wirft er ab den dumpfen Zwang.

Wie, seines Gitters Haft entronnen,
Der Aar den Jugendfittich hebt,
Hinaus, hinan zum Glanz der Sonnen
Mit königlichem Fluge strebt:
So in des Lebens heitern Morgen
Taucht sich entfesselt nun die Kraft,
Sie schwärmt im Frühling ohne Sorgen,
Sie schwillt und braust, sie ringt und schafft.

Bald jagt das ewig wache Feuer
Mit Ungestüm durch Land und Meer,
Durch Sturm und Noth und Abenteuer
Den Jüngling rastlos hin und her.
Der Menschen Städte sind und Sitten
Dem irren Wandrer viel bekannt,
Der viel gekämpft und viel gelitten
Am Rhein, am Belt, am Tiberstrand.

Doch mit des Donners jähem Schlage
Reißt nach der Heimat mächtig fort
Ihn seines Hauses schwere Klage:
Mord, ruft es laut, Verrath und Mord!
Und auf den fürstlichen Verbrecher
Des Wortes bittre Geißel schwingt
Er, des verwandten Blutes Rächer,
Daß sie durch Nerv und Leben dringt.

Sieh da, welch finsteres Getümmel
Mit gräßlichem verworr'nem Schrei'n,
Verdunkelt an dem Morgenhimmel
Des neuen Lichtes klaren Schein?
Wie hört man krächzen rings und heulen
Von dem Geschoß, so wild und stark,
Die nachterzeugte Brut der Eulen,
Getroffen bis in's tiefste Mark!

Dem kommenden, dem reinen Lichte
Entgegenschaut er unverwandt;
Daß es die finstre Nacht vernichte,
Ist er von heil'gem Zorn entbrannt,
Schwillt ihm die Brust von hohem Muthe,
Der nimmer zaudert, nimmer zagt,
Und, wenn er sinkt in seinem Blute,
Noch jauchzend ruft: Ich hab's gewagt!

Heiß schlägt dem theuren Vaterlande,
Dem Volke schlägt sein großes Herz;
Doch zürnend um die alte Schande
Zerreißt ihn ganz ein wilder Schmerz,
Daß in jahrhundertlangen Nächten
Dem Priester es den Nacken bog,
Der Fluch und Segen seinen Knechten
Herab vom stolzen Throne wog.

Ha! wie empor die Schläfer schüttelt
Der donnergleichen Stimme Schall!
Wie er an Petri Stuhle rüttelt!
Es wankt der Grund, es bebt der Wall.
Den Trug und Frevel, der im Grauen
Der Nächte tief verborgen war,
Soll alle Welt enthüllet schauen,
Er macht ihn kund und offenbar.

Für Licht und Recht den kühnen Zeugen
Lockt nicht des Hofes eitler Dunst,
Und nimmer blenden, nimmer beugen
Ihn Fürstensold und Fürstengunst.
Ob Wolken sich wie Berge thürmen,
Und Blitze sprüh'n aus dunklem Schooß,
Er hält den Flammen und den Stürmen
Das Haupt entgegen, frei und groß.

Geschmiedet sind für ihn die Ketten,
Geschliffen sind die Dolche schon,
Wer wird von Schmach und Tod ihn retten?
Doch bebt er nicht, doch blickt er Hohn.
Wenn schwärzer sich die Wolken thürmen,
Der Strahl schon zückt, der ihn zerspällt:
Ihm lebt, gewaltig ihn zu schirmen,
Ein Freund noch, Sickingen der Held.

Ihn birgt vor Feindes Wuth und Tücke
Im sichern Port die treue Hand;
Doch, wehe! daß nach kurzem Glücke
In Todesnacht die Sonne schwand!
Wie Thurm und Mauer fällt mit Schalle,
So sinkt der graue Held in's Grab,
Und mit ihm stürzt vereint im Falle
Der junge Streiter bald hinab.

Im schönen freien Schweizerlande
Da steigt aus silberblauem See
An Ufnau's lieblich grünem Strande
Ein Rasenhügel in die Höh':
Da wird von den kristall'nen Fluthen
Der müde Kämpfer sanft umspült,
Und ihm die niegestillten Gluthen,
Der Brand der Wunden abgekühlt.

Die stolze Brust hat ausgerungen,
Die einst von Kühnheit überschwoll;
Das freie Wort hat ausgeklungen,
Das vormals wie ein Donner scholl.
Es ging aus Nacht und Kampf und Schmerzen
Zu Licht und Freiheit ein der Held;
Sein Sarg sind freier Männer Herzen,
Und seines Ruhmes Mal die Welt.

Auf reinlich-weißem Lager schläft der Todte,
Mit duft'gen Blüthen, jungem Grün geschmückt,
Und scheint zu träumen. Friede webt um ihn.

O, hochbeglücktes Volk, das um den Tod
Der Liebe wie der Schönheit Kränze schlingt. —
Das vor der Nacht, in die kein Auge dringt,
Kein Zerrbild sieht, nur tröstend Abendroth.
Stets lauter, ernster schwillt nun der Gesang,
Von Saitenklang und Flötenschall verstärkt,
Braust klagend auf im vollen Chor — und stirbt.
Nach ernster Pause hört man eine Stimme:
Das Leben jedes Guten auf Erden
Ist ein Ringen, ist ein Ermüden;
Des Ermatteten harret Ruhe:
Gebt der Erde den Staub zurück!

Von Fackelschein erglänzt nun rings der Hain;
Die Lebenden, sie nahn in dichten Schwärmen,
Am Bild des Tods sich für den Tag zu stärken.
Sie haben ihn gekannt, an seiner Seite
Gekämpft, an seinem Wandel sich erbaut.
Sein Freund trägt die Geschichte seines Lebens,
In ein versiegelt Buch verzeichnet, mit.
Er bricht es auf, er lies't. Die Brüder horchen,
Des Himmels Sterne, schweigend sehn sie nieder,
Das Rauschen in den Zweigen scheint verstummt,
Und nur des Gießbachs Brausen aus der Ferne
Scheint feierlich den Redner zu begleiten.
Ernst tönt das hohe Wort in stiller Nacht,
Es trifft mit Donnerkraft die edlen Seelen,
Um ewig drinn zu haften. Und er schweigt.
Es schweigt der Hörer Schaar; es schweigt Natur,
Als übersänne sie ein Menschenleben.
„Tretet nun vor, Väter des Volks!
Was er getragen, was er erkämpft,
Ihr habt es vernommen. Richtet gerecht,
Richtet das Leben des Dulders nun!“

Der Aelteste tritt vor, und richtet ernst:

„Was fordert ihr vom Sterblichen? Was kann
Er mehr, als wollen? Und ist Wollen selbst
Sein eignes Werk? Er liebte stets das Gute.
Hat er, was gut sei, stets gewußt? Er fühlte.
Hat seines Herzens Pochen nie geirrt?
Er träumte. Frommt' es ihm und euch? Er strebte
Nach Weisheit. Fand er sie? Er ward geliebt;
Er liebte. Täuschet Neigung nie? Er wirkte.
Wer zieht den Schleier weg, der Thaten deckt?
Ihr höret die Geschichte seines Lebens:
Ein Mensch hat es gelebt, ein Mensch beschrieben;
Ein Mensch soll's richten. Nun, so hört mein Wort:
Schwer war der Kampf, den wir sein Leben nannten,
Und gnädig schaue Gott auf ihn und uns!“

Musik erklang. Ein banger, langer Schall —
Die Gruft ward aufgethan, und schloß sich stumm
Auf ewig ihrem Opfer zu.
„Ein Räthsel“ — so erscholl des Priesters Spruch,
„Ist unsre Wanderschaft. Die Parze webt,
Und: gut seyn ist das Beste, was sie spinnt.“

Und als sie schon am fernen Hügel wallten,
Scholl noch der Jünglinge Gesang herüber:
Es webt das Geschick
Ein Geheimniß aus;
Wir pilgern im Dunkel.
Das herrlichste Loos
Ist: gut seyn.
Es gießet Licht auf die Pfade.

Und andre Stimmen hörte man erwidern:

Das Angedenken der Todten,
Wie eine Gottheit wohnt es
Im stillen Herzen;
Kraft dem Entschließen gibt es,
Würde dem Handeln, dem Fühlen Tiefe,
Und der Freude veredelnden Ernst.
Stumme, düstre Vergänglichkeit!
Die du, neben dem Schooß der Natur,
Neben dem ewig gebärenden,
Deinen Abgrund geöffnet hälst —
Lehr' uns weise genießen!
Thaten-zeugenden, festen Ernst,
Ernst am Sarkophage geholt,
Nehmt ihn, nehmt ihn in's Leben mit!
Schlingt in duftiger Kränze Schmelz
Auch den einfachen Rosmarin:
Denkt der Todten und lebet!

---

733. Bithon und Kleobis.

Bereit ist alles. Weiße Rosen
Umblühn das Haupt der Priesterin;
Sie wallt einher mit stillem Sinn,
Es strömt die Menge zu mit Tosen;
In Lust und Prangen
Wird Here's Opferfest begangen.

Seht hin! die Priesterin besteigt,
Die Herrliche, den Silberwagen,
Des weißen Kleides Falten schlagen
Sich groß um sie, wie sie sich neigt;
Und weiß ergänzt
Der Jungfrau'n Kreis, der sie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Wonne
Auf ihrer Söhne holdem Paar,
Die sie beim Morgengruß der Sonne,
Am Jahrstag dieses Fest's gebar;
Und früh gelehrt
Verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchsen so, die lieben Knaben,
Im Dienst der Gottheit fröhlich auf;
Erwarben ohne Schmerz und Kauf
Reinheit und Kraft, die höchsten Gaben.
Doch, Freunde, seht,
Weßhalb der Zug noch stille steht?

„Die weißen Rosse, die den Wagen,
Wie sonst, zum Tempel führen sollten,
Als wir zum Dienst sie schmücken wollten:
Sie flohn — und sind nicht zu erjagen —
Im Blitzesnu
Der nahrungslosen Freiheit zu!“

Erschrocken hört's die Priesterin —
Schon ist die Schaar zum Aufbruch fertig,
Die Göttin des Tributs gewärtig,
Und leicht erregt ist Here's Sinn; —
Wer schaffet Rath?
Die Worte selten, oft die That.

Und sieh! — die goldgelockten Söhne
Der hehren Frau, — mit gleicher Hast,
Wie von der Gottheit Macht erfaßt
(Daß ächter Dienst das Opfer kröne),
Sie stehn und bücken
Dem heil'gen Joche ihren Rücken.

Hat er nicht bald sich ganz verblutet?
Frohlocken wollen sie mit Schalle
Schon über seinem nahen Falle;
Und wenn er unter ihren Streichen
Die kühne Seele sterbend ließ,
Zerreißen sie sein goldnes Vließ
Aufjauchzend als Triumpheszeichen.

Hernieder sank ein trüber Abend,
In Dunkel Stadt und Flur begrabend:
Da tritt noch Friedrich ganz allein
Bei dem „Husarenkönig“ ein,
Dem er seit jener Siegesschlacht
Gar manchen Klang der innern Laute
In stillen Stunden gern vertraute,
Der ihm in Leid und Lust erwacht.
Sternlos die Nacht, voll Regenschauer,
Des Königs Stirn umflort von Trauer
Um sein und seines Reiches Loos;
Hier schüttet er den bangen Kummer,
Den nicht einlullen mag der Schlummer,
Aus in der Freundschaft treuen Schooß.
„O Herr!“ spricht jener, „fasset Muth
Trotz Schicksalstücke, Feindesgrimme!
Mir sagt fürwahr des Herzens Stimme:
Es geht zuletzt noch Alles gut!“
„„Kannst du vielleicht durch einen neuen
Verbündeten die Ungewitter
Um unsre Häupter noch zerstreuen?““
Fragt ihn darauf der König bitter.
Die Blicke, die von Rührung feuchten,
Die hell als Hoffnungssterne leuchten,
Hat himmelwärts der Greis erhoben:
„Nein,“ ruft er, „es ist noch der Alte
Mit uns im Bunde, der dort oben;
Ihm trau' ich, daß er Wort mir halte!“

Und plötzlich aus den Wolken greift
Jetzt eine Hand, die Kronen rüttelt
Von Fürstenhäuptern, wie sie Sterne
Vom Himmel, Laub vom Baume schüttelt,
Nach einer Frucht, zum Tod gereift
Und zum Gericht, verfault im Kerne:
Sie rafft vom Thron der Zaare hin
Die lustberauschte Schwelgerin.
Und Friedrichs Horizont wird heiter;
Heim ziehen Rußlands wilde Streiter,
Die jüngst noch als Oestreichs Genossen
Den Allbedrängten hart umschlossen.
Nun keine Furcht mehr fern und nah,
Frei steht und hoch er wieder da!
Doch wer hat Rettung ihm gesendet?
Wer Untergang und Schmach gewendet?
Nicht Riesenkraft, nicht Blitzesschnelle
In seinem Geist, in seinem Arm:
Wie nie zuvor, geht nun es helle
Ihm auf, sein Herz ist voll und warm;
Es treibt ihn, was er fühlt, zu nennen,
Dem grauen Feldherrn zu bekennen:
„„Deinem Verbündeten, dem alten,
Sei Dank! Er hat uns Wort gehalten!““

Ernst Freiherr von Feuchtersleben

ist im Jahre 1808 zu Wien geboren, wo er als Professor der Heilkunde und Vicedirektor der medizinischen Studien lebt.

Einer der geachtesten Schriftsteller Oesterreichs, der nicht bloß in seiner Fachwissenschaft, sondern zugleich auch als Aesthetiker und Dichter schon Bedeutendes geleistet hat. An den klassischen Alten und Goethe, dessen Widersacher er „verschrobene Söhne dieser kranken Zeit“ nennt, rankte sich hauptsächlich sein poetisches Talent empor. „Die holden griechischen Naturen beglückten“ — wie er von sich in einem Sonette sagt — „läuternd sein Gemüth, dann ward's von Rom's Thatkraft durchglüht, er wandelte auf Freiheitsspuren.“ Im Geschmack des Alterthums sinnend und schaffend, sind ihm die „teuto-mystisch-Romantischen“ zuwider. Seine Gedichte können „als Resultate eines aus dem innigsten Gemüthsleben eingedrungenen Verständnisses (s. Phönix; deutsche Frühlingszeitung, 1836) der Natur gelten. Der Mensch und die Welt in ihrer höheren Bedeutung spiegeln sich in dem ruhig-tiefen Strome seiner schönen Seele.“ Was von ihm im erzählenden Tone vorhanden, gehört weniger der Romanze und Ballade, vielmehr dem Mythos und der Legende an. Seine Darstellungen, worin bei originaler Auffassung, das ethisch-didaktische Moment überwiegt, entbehren nie des tiefen Ideegehaltes, wohl aber mitunter der belebenden Wärme. — In seinen „Beiträgen zur Literatur, Kunst und Lebenstheorie,“ sowie in der Schrift „Zur Diätetik der Seele,“ u. a. offenbart sich die Sehnsucht nach der Freiheit des Geistes, die bisher — zumal in seiner engeren Heimat — in die stabilen Formen hierarchischer und aristokratischer Prinzipien gebannt war.

Er hat veröffentlicht:

Ueber das hippokratische erste Buch von der Diät. Wien 1835.
Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1836; 4te vermehrte Auflage. Das. 1846.
Beiträge zur Literatur, Kunst und Lebenstheorie Bd. 2. (auch unter dem Titel: „Lebensblätter“). 2 Bde. Wien 1837. 41.
Zur Diätetik der Seele. Das. 1838; 3te Aufl. 1842.
Die Gewißheit und Würde der Heilkunst. Für das nichtärztliche Publikum dargestellt. Das. 1839.
Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. Als Skizze zu Vorträgen bearbeitet. Das. 1845.

732. Todtenfeier.

Im Thale des Gerichts, im eng-umschloss'nen,
Wo um zerborstne sturmgepeitschte Felsen
Der schwarze Wald in Dämmerung sich hüllt,
Erglänzt aus düstrem Nebel eine Flamme.
Halb sichtbar, von des Feuers dunklem Roth,
Und von des Mondes blauem Glanz beleuchtet,
Ein Bild des Lebens-Zwielichts, stehn des Hains
Uralte Stämm' im ernsten Halbkreis da.
Am Eingang in das grüne Labyrinth —
Ein Opferaltar, kündend, daß hier Götter
Und Menschen wohnen. Aber nun ist's still.
Des Todes Ernst bezeichnet den Moment.
Zuweilen schwebt mit leisen Schritten langsam
Ein Schattenbild vorbei. Gedämpfte Stimmen,
Von Schluchzen unterbrochen, klingen still,
Ein feierlicher Klaggesang, herüber.

Auf reinlich-weißem Lager schläft der Todte,
Mit duft'gen Blüthen, jungem Grün geschmückt,
Und scheint zu träumen. Friede webt um ihn.

O, hochbeglücktes Volk, das um den Tod
Der Liebe wie der Schönheit Kränze schlingt. —
Das vor der Nacht, in die kein Auge dringt,
Kein Zerrbild sieht, nur tröstend Abendroth.
Stets lauter, ernster schwillt nun der Gesang,
Von Saitenklang und Flötenschall verstärkt,
Braust klagend auf im vollen Chor — und stirbt.
Nach ernster Pause hört man eine Stimme:
Das Leben jedes Guten auf Erden
Ist ein Ringen, ist ein Ermüden;
Des Ermatteten harret Ruhe:
Gebt der Erde den Staub zurück!

Von Fackelschein erglänzt nun rings der Hain;
Die Lebenden, sie nahn in dichten Schwärmen,
Am Bild des Tods sich für den Tag zu stärken.
Sie haben ihn gekannt, an seiner Seite
Gekämpft, an seinem Wandel sich erbaut.
Sein Freund trägt die Geschichte seines Lebens,
In ein versiegelt Buch verzeichnet, mit.
Er bricht es auf, er lies't. Die Brüder horchen,
Des Himmels Sterne, schweigend sehn sie nieder,
Das Rauschen in den Zweigen scheint verstummt,
Und nur des Gießbachs Brausen aus der Ferne
Scheint feierlich den Redner zu begleiten.
Ernst tönt das hohe Wort in stiller Nacht,
Es trifft mit Donnerkraft die edlen Seelen,
Um ewig drinn zu haften. Und er schweigt.
Es schweigt der Hörer Schaar; es schweigt Natur,
Als übersänne sie ein Menschenleben.
„Tretet nun vor, Väter des Volks!
Was er getragen, was er erkämpft,
Ihr habt es vernommen. Richtet gerecht,
Richtet das Leben des Dulders nun!“

Der Aelteste tritt vor, und richtet ernst:

„Was fordert ihr vom Sterblichen? Was kann
Er mehr, als wollen? Und ist Wollen selbst
Sein eignes Werk? Er liebte stets das Gute.
Hat er, was gut sei, stets gewußt? Er fühlte.
Hat seines Herzens Pochen nie geirrt?
Er träumte. Frommt' es ihm und euch? Er strebte
Nach Weisheit. Fand er sie? Er ward geliebt;
Er liebte. Täuschet Neigung nie? Er wirkte.
Wer zieht den Schleier weg, der Thaten deckt?
Ihr hörtet die Geschichte seines Lebens:
Ein Mensch hat es gelebt, ein Mensch beschrieben;
Ein Mensch soll's richten. Nun, so hört mein Wort:
Schwer war der Kampf, den wir sein Leben nannten,
Und gnädig schaue Gott auf ihn und uns!“

Musik erklang. Ein banger, langer Schall —
Die Gruft ward aufgethan, und schloß sich stumm
Auf ewig ihrem Opfer zu.
„Ein Räthsel“ — so erscholl des Priesters Spruch,
„Ist unsre Wanderschaft. Die Parze webt,
Und: gut seyn ist das Beste, was sie spinnt.“

Und als sie schon am fernen Hügel wallten,
Scholl noch der Jünglinge Gesang herüber:
Es webt das Geschick
Ein Geheimniß aus;
Wir pilgern im Dunkel.
Das herrlichste Loos
Ist: gut seyn.
Es gießet Licht auf die Pfade.

Und andre Stimmen hörte man erwidern:

Das Angedenken der Todten,
Wie eine Gottheit wohnt es
Im stillen Herzen;
Kraft dem Entschließen gibt es,
Würde dem Handeln, dem Fühlen Tiefe,
Und der Freude veredelnden Ernst.
Stumme, düstre Vergänglichkeit!
Die du, neben dem Schooß der Natur,
Neben dem ewig gebärenden,
Deinen Abgrund geöffnet hältst —
Lehr' uns weise genießen!
Thaten-zeugenden, festen Ernst,
Ernst am Sarkophage geholt,
Nehmt ihn, nehmt ihn in's Leben mit!
Schlingt in duftiger Kränze Schmelz
Auch den einfachen Rosmarin:
Denkt der Todten und lebet!

---

733. Bithon und Kleobis.

Bereit ist alles. Weiße Rosen
Umblühn das Haupt der Priesterin;
Sie wallt einher mit stillem Sinn,
Es strömt die Menge zu mit Tosen;
In Lust und Prangen
Wird Here's Opferfest begangen.

Seht hin! die Priesterin besteigt,
Die Herrliche, den Silberwagen,
Des weißen Kleides Falten schlagen
Sich groß um sie, wie sie sich neigt;
Und weiß erglänzt
Der Jungfrau'n Kreis, der sie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Wonne
Auf ihrer Söhne holdem Paar,
Die sie beim Morgengruß der Sonne,
Am Jahrstag dieses Fest's gebar;
Und früh gelehrt
Verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchsen so, die lieben Knaben,
Im Dienst der Gottheit fröhlich auf;
Erwarben ohne Schmerz und Kauf
Reinheit und Kraft, die höchsten Gaben.
Doch, Freunde, seht,
Weßhalb der Zug noch stille steht?

„Die weißen Rosse, die den Wagen,
Wie sonst, zum Tempel führen sollten,
Als wir zum Dienst sie schmücken wollten:
Sie flohn — und sind nicht zu erjagen —
Im Blitzesnu
Der nahrungslosen Freiheit zu!“

Erschrocken hört's die Priesterin —
Schon ist die Schaar zum Aufbruch fertig,
Die Göttin des Tributs gewärtig,
Und leicht erregt ist Here's Sinn; —
Wer schaffet Rath?
Die Worte selten, oft die That.

Und sieh! — die goldgelockten Söhne
Der hehren Frau, — mit gleicher Hast,
Wie von der Gottheit Macht erfaßt
(Daß ächter Dienst das Opfer kröne),
Sie stehn und bücken
Dem heil'gen Joche ihren Rücken.

So in erstaunten Volkes Mitte
Führt die gelenke Zweigestalt,
Das Haar vom Silberzaum durchwallt,
Die Mutter, mit gemess'nem Schritte
Und frohem Sinn
Zum weitentlegnen Tempel hin.

Sie aber schweigt, entzückt im Stillen,
Und opfert nach der alten Sitte;
Dann weilt sie in des Tempels Mitte,
Und fleht empor gewandt zu Here,
Was sie begehre
Dies Einemal, ihr zu erfüllen:

„Nicht nach eitler Thoren Weise,
Göttin! fleht die Priesterin;
Schicksalsrad rollt ew'ge Gleise,
Wandelvoll ist Menschensinn,
Was uns unten wahrhaft frommt,
Ihr allein erkennt es droben;
Was ihr wirkt, ich werd' es loben,
Preisen, was von euch uns kommt.
Dies Gefühl im Busen fleh' ich,
Wollest meinen Kindern lohnen!
Sterbliche sind deß nicht fähig, —
Lohnt sich frommer Sinn mit Kronen?
Wollest ihnen unter allen
Loosen, die den Menschen fallen,
Jenes gönnen, das ihr hohen
Götter selbst das Beste nennt, —
Welches Feinde nicht bedrohen,
Und der Mensch vielleicht nicht kennt!"

Noch weilt, noch betet sie, die Hohe, Reine,
Da sieht man ihre Söhne, sich umarmend,
Wie von des Zaubers leiser Hand getroffen,
Vielleicht ermattet von des Dienstes Mühe,
An heil'ger Stätte unbesorgt entschlummern;
Ein sanfter Friede schwebt auf ihren Lippen,
Auf ihren Stirnen ruht ein sanfter Friede.
Man scheut sich gern, den süßen Schlaf zu stören,
Und läßt sie Haupt an Haupt, die Unschuldvollen,
Auf dem geweihten Teppich lächelnd athmen,
Und kehret heim. Die Knaben aber kehrten
Nicht wieder heim. Sie starben so im Schlafe.

---

734. Die Glücklichen.

1.

Umringt von Sardis wundervollen Schätzen,
Auf Asia's höchstem, üppig=stolzen Thron,
Sprach Krösus, sich an fremdem Lob zu letzen,
Behaglich=kühn zu Hellas' weisem Sohn:

„Man nennt mit Recht, o Solon! dich den Weisen, —
Blick' auf zu meinem Thron; ich frage dich:
Du sahst die weite Welt auf deinen Reisen;
Wen rühmst du der Beglückten Höchsten? sprich!" —

Und Solon sprach: „„Es lebte zu Athen
Ein Mann, der Tellus hieß; ihm ward beschieden
Zu schöner Zeit, durch Wohlfahrt und durch Frieden
Die liebe Vaterstadt beglückt zu sehn.

Drei wackre Söhne wurden ihm geboren,
Sie haben rühmlich, so wie er, gestrebt;
Auch seine Enkel hat er noch erlebt,
Und nichts Geliebtes hat er je verloren.

Und als Athen begann den Heldenkrieg,
Da zog er aus, stritt, und erstritt den Sieg;
Und siegend ward es ihm gegönnt zu fallen.
Den rühm' ich dir den Glücklichsten von Allen."" —

2.

Und Krösus drauf mit ernstrem Herrscherblick:
„Doch wen, nach deinem Landsmann, kluger Grieche,
Nennst du zum zweiten, der, gekrönt vom Glück,
Sich jenem Tellus billig wohl vergliche?"

So frägt er, denn er hat der Rede Sinn,
Bethört von eitler Selbstsucht, nicht verstanden.
„„Zwei Jünglingen in der Archiver Landen
— Erwidert Solon — ward der Hochgewinn.

Der Mutter Wagen zogen einst die Brüder
Bei Here's Fest mit kindlichem Bemühn
Zum weitentleg'nen Tempel treulich hin,
Und sanken matt an dessen Stufen nieder.

Da wendete die Mutter sich zu Here
Und flehte, daß ihr waltendes Gebot
Den Guten das Beglückendste gewähre!
Die Göttin gab's: die Söhne waren todt.

Noch lebt der Göttersprụch in Hellas fort,
Und weise deutet ihn des Dichters Wort:
Ihr Geist und ihr Geschick sind nicht zu trennen —
Sie sind die wahrhaft Glücklichen zu nennen.""

3.

Da wendet sich des Fürsten Angesicht,
Und seine Stirne kräuselt sich in Falten:
„Wie?" spricht er zu sich selbst — „den Knaben nicht,
Nicht jenem Bürger will er gleich mich halten?"

Und auf die Pracht, die ihn umblühte, deutend:
„So sind dir" — rief er — „diese Schätze nichts?
Nichts diese Strahlen, Glanz und Glück verbreitend,
Ein irdisch Bild des hehren Himmelslichts?"

Und Solon lächelte und sprach: „„Genieße,
Erhabner Fürst, der Fülle, die dir ward!
Genieße doppelt, wenn du gibst! Doch wisse:
Der Menschen Glück ist wie der Menschen Art.

Dem Geiste wird das Dauernde gegeben,
Vergänglich ist und täuschend die Gestalt;
Ein zartes Schattenbild ist dieses Leben,
Leicht löschbar auf des Todes Grund gemalt.

Nur reine Thaten sind die ewigen Farben —
Sie blühn erst auf, wenn längst die andern starben:
Drum wirke, daß dein Bild sich schön vollende —
Und keinen preise selig — vor dem Ende!""

August Stöber,

Sohn des geschätzten elsässischen Dichters Ehrenfried Stöber, wurde den 9. Juli 1808 zu Straßburg geboren und auf dem dasigen Gymnasium gebildet. Nachdem er 1826 den für die Uebungen in der deutschen Poesie gegebenen Preis erhalten, betrat er die Akademie und wählte die Theologie zu seinem Fachstudium, das er 1833 absolvirte. — Akademische Dissertation über Geiler von Kaisers-

berg's Leben und Schriften 1834. — Von 1833—36 wirkte er zuerst als Privatlehrer, dann als Vikar zu Oberbronn, später zu Rohrbach, zugleich als Schulinspektor im Kanton Niederbronn; von 1838—41 als Lehrer der oberen Mädchenschule in Buchsweiler; von 1840—41 als Schulinspektor im Kanton gleichen Namens, und ward in demselben Jahre zum Professor am Kollegium von Mülhausen, im Oberelsaß, ernannt.

* * *

August Stöber hat sich um Verbreitung deutscher Literatur und Aufrechterhaltung der deutschen Elemente am Alsastrande vielfache Verdienste erworben. Mit seinen poetischen Leistungen, welche vermöge seiner wesentlich heiteren und äußerlich wirksamen Individualität weniger durch lyrische Tiefe sich auszeichnen, reiht er sich der schwäbischen Dichtergruppe, vorzüglich G. Schwab an in Behandlung der Romanze und vaterländischen Sage, deren einfach gemüthlichen, treuherzigen Ton er wohl zu treffen versteht. Die geistige Eigenthümlichkeit seiner Muse besteht, bei geschmeidiger Technik, in glücklicher Naturanschauung, poetisch warmem Gefühl, Heiterkeit und feiner Ironie, und ehrenwerther deutscher Gesinnung.

Schriften:

Kurze Geschichte der neuesten französischen Revolution, mit Anmerkungen und Briefen von Augenzeugen. Straßburg 1830.

Essai historique et littéraire sur la vie et les sermons de Geiler de Kaisersberg. Strasbourg 1834.

Alsabilder. Vaterländische Sagen und Geschichten. (Gemeinschaftlich mit Adolf Stöber). Das. 1836.

Erinnerungen für fremde und einheimische Freunde des Straßburger Münsters. Das. 1836.

Gedichte zur Feier des 400jährigen Münsterjubiläums. Das. 1839.

Erwinia, belletristische Zeitschrift, herausgegeben. 2 Jahrgänge. Das. 1838. 39.

Elsässisches Sagenbuch, mit 12 Stahlumrissen. Das. 1842.

Elsässisches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime u. s. w. Das. 1842.

Gedichte. Ebd. 1842.

Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Basel 1842.

Geschichte der schönen Literatur der Deutschen für elsässische Schulen. Straßburg und Heidelberg 1843.

Die Jesuiten. Vorlesungen von Jules Michelet und Edgar Quinet; aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen. Basel 1843.

Elsässische Neujahrsblätter, (mit Friedrich Otte) herausgegeben. Straßburg 1843. Basel 1844—48.

Cours complet de lectures allemandes. Tome 1. Mulh. 1847.

Bereitet vor: eine Sammlung kleiner prosaischer Schriften; ein elsässisches Idiotikon; eine neue vollständige Sammlung der elsässischen Sagen; Leben und Charakteristik von Geiler von Kaisersberg, nebst Auswahl von dessen Schriften, und Glossar dazu; neue Ausgabe der Gedichte.

---

735. Seliger Tod.

Es steht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fischerhaus.
„Du allerliebste Meine,
Du Meine,
Schau' nur einmal heraus!"

Heraus will ich wohl schauen,
Auch treten vor die Thür,
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!

„Und mag dir nimmer grauen,
So ist's die beste Zeit!
Und willst du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein steht bereit!"

Sie springen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind,
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küssen sich so lind.

Ein Blitzstrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb' wohl, leb' wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm, der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
In's weite Meer hinein.

Die Sonne schaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Ja Wellen,
Treibet der Todtenschrein.

---

736. Bischof Kletus.

Der Kaiser sitzt auf goldnem Thron,
Im Purpurkleid mit goldner Kron'.
Auf seidnen Kissen funkelnd ruht
Des Golds und der Kleinodien Gluth.

Es letzt sein Blick sich an dem Licht
Das blitzend aus den Schätzen bricht;
Es tönt ihm süßer als Gesang
Der goldnen Stücke heller Klang.

‚Ihr Diener alle um mich her:
Wann werden meine Kisten leer?'
„Ausschöpfen läßt das Meer sich nicht,
Nicht wägen deines Golds Gewicht!"

‚Ihr Diener, nennt mit einem Mal
Mir meiner Edelsteine Zahl!'
„Wer zählt der Sterne zahllos Heer?
Der Edelsteine hast du mehr!"

‚Wo blitzt etwan ein hellrer Schein
Als der aus mein's Geschmeides Schrein?‘
„Die Sonne hat wohl funkelnd Licht,
Wie dein Geschmeide glänzt es nicht!“

So prahlt des Kaisers stolzes Wort;
Es schmeicheln so die Knechte fort.
Da schreitet aus der Söldner Chor
Mit finstrer Stirn Sankt Kletus vor.

Der Bischof tritt zum Kaiser hin:
„„Mein Herr! nicht bringt dir das Gewinn!
Laß ab! laß ab von Trug und List,
Vernimm, was an der Wahrheit ist!

Wohl funkelt hell der Schätze Gluth,
Doch weh! dran klebt manch schuldlos Blut!
Doch weh! dran klebet brennend heiß
Der armen Unterthanen Schweiß!

Doch weh! dran haften Seufzer bang,
Die schallen das ganze Land entlang,
Und Waif'- und Witwenthränen viel
Träufeln von deinem Augenspiel!

So roth und hell die Schätze sprühn,
So heiß soll dein Gewissen glühn!
Soll schelten in dein sündig Thun
Und nimmer mit seinem Schelten ruhn!““

Der Kaiser flammt vor Zorneswuth,
Er zückt sein Schwert in wilder Gluth:
‚Ihr Knechte, was haut sogleich ihr nicht
In Stücken den kecken, frevlen Wicht!‘

Der Knechte Schwerter blitzen hell,
Sie zücken nach dem Bischof schnell.
Der stehet furchtlos und ruhig doch:
„„Herr Kaiser, vergönn' ein Wörtlein noch!

Reich' mir aus deiner Schätze Zahl
Ein Goldstück her nach eigner Wahl;
Reich' einen Edelstein mir klar,
Und prüf', ob ich geredet wahr!““

Der Kaiser willigt das Begehr,
Reicht Edelstein und Goldstück her.
Der Bischof bricht entzwei den Stein —
Es quillen draus viel Thränen rein.

Er bricht entzwei das Goldstück schnell,
Draus träufeln viel Blutstropfen hell...
Den Kaiser greifet Angst und Graus;
Die Knechte stürzen zum Saal hinaus.

Es sitzt ein Bild auf güldnem Thron,
Im Purpurkleid mit goldner Kron'.
Die Schätze funkeln hell — und bleich
Starret herab die Kaiserleich'.

---

737. Der Kellermeister auf Arnsburg.

Ein Köhlersmann im Walde geht noch zu später Nacht;
Die Luft ist schwül und stille, im Laub kein Vogel wacht.
Die Sonn' hat heiß geschienen ihm auf den ganzen Weg,
Es rinnt kein Brünnlein nieder aus moos'gem Felsensteg.

Möcht' gern die Lippen netzen, die Zunge klebt ihm an,
Die müden Füße wanken den schroffen Pfad hinan.
„Ha, steigt nicht aus den Buchen die Arnsburg dort empor?
Die morschen grauen Trümmer umwebt ein trüber Flor.

Was weht so süß und duftig vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit Schlüsselbund und Stab?“
„„Die Brünnlein sind versieget in heißer Sommergluth,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensfluth.““

Das Männlein nickt und winket dem müden Köhlersmann,
Es führt ihn durch die Hecken zur finstern Burg hinan.
Es schließt mit schweren Schlüsseln die alten Felsen auf;
Die halbverfallnen Treppen weht duft'ger Wein herauf.

Da liegt ein kühler Keller, mit manchem vollen Faß,
Drin ruht, in süßen Strömen, das helle goldne Naß;
Und viel kristallne Becher stehn da im Lampenschein;
Das Männlein füllt den größten hochvoll vom besten Wein,

Und reichet ihn dem Köhler, der führt ihn rasch zum Mund,
Und zieht und leert den Becher bis auf den tiefsten Grund.
„„Der ist von alten Zeiten, ein goldner Königswein,
Den trank, beim frohen Mahle, der Schloßherr nur allein;

Der fluthet oft im Fasse, und gibt so wilden Schaum,
Der braust und rauscht und glühet, als hätt' er alten Traum,
Und schlägt in weißen Wellen an's enge Kerkerhaus,
Möcht' Ritterherzen wieder erfreu'n nach kühnem Strauß.

Ich darf hier unten wohnen, in weinesduft'ger Welt,
Bin wohl zum Kellermeister viel Jahre schon bestellt.
Doch Zeit ist um! . . . es reget das Vöglein sich im Hain,
Ein Sternlein nach dem andern löscht aus den Silberschein.““

Der Köhler wankt und sinket, weiß nicht, was ihn erfaßt,
Fühlt weit sich fortgetragen mit mächt'ger Windeshaft.
Schon dringen Morgenlichter in Waldesnacht herein,
Da steht er auf dem Pfade, und wandert ganz allein.

So rüstig zieht er fürder, so heiter strahlt sein Blick,
Wünscht oft auf seine Lippen den süßen Trank zurück. —
Noch weht, im schwülen Sommer, vom Schloß der duft'ge Wein,
Doch lud der Kellermeister schon lang mehr Keinen ein.

738. Münsterbeschwörung.

Und wieder auf den hohen Zinnen
Steh' ich in heller Sternennacht,
Und schau' empor, mit ernstem Sinnen,
An des verklärten Thurmes Pracht.

Da schwingt sich tief aus dem Geklüfte
Des Schwarzwalds ein Gebild hervor,
Und leuchtend rauscht es durch die Lüfte,
Gehüllt in trüber Wolke Flor.

Ein weiter Schleier deckt die Gassen
Mit dichter, schwarzer Hülle ein,
Als wollt' er nicht der Erde lassen
Des Himmels milden Silberschein.

Und nur das Licht in tiefer Ferne,
Und nur den glanzumfloss'nen Thurm
Erblick' ich noch, und alle Sterne
Sie kreisen, wie bewegt vom Sturm.

Aus Sturm und Sternen donnert's nieder;
Es ist genaht das Riesenbild;
Und wie vom Hall verklung'ner Lieder,
So tönt's im Thurme, bang und wild:

„Wenn einst der Geist, der dich gegründet,
Du Tempelhaus, du deutsches Haus!
Aus dieses Landes Gauen schwindet,
Dann rege dich mit Sturmesgraus!

Dann schüttle wild, und immer wilder,
Vom wolk'gen Knauf, bis tief zum Grund,
Herab die alten Heldenbilder!
Thu' mahnend deine Schrecken kund!

Laß steigen von den hohen Rossen
Die Reiter ab, auf luft'ger Bahn,
Daß sie die mächtigen Genossen
Zum Streite führen frisch voran!

Reiß' ab der Krone Steingeblätter!
Lösch' aus der Minnerosen Schein!
Die Heil'gen all', im Sturmeswetter,
Sie sollen schließen ihren Reih'n!

Sie sollen wandeln durch die Straßen,
Und suchen alter Helden Gruft,
Die schlummern, einsam und verlassen,
Viel Zeiten schon, in Berg und Kluft.

Sie sollen wecken alte Weisen
Und alten deutschen Liedeston;
Der muß in hohen Worten kreisen
Um den verlass'nen Tempelthron!

Dann öffne seinen schwarzen Rachen
Tief, meerestief, ein weiter Schlund,
Und schling' hinein, mit Welttags Krachen,
Die alte Zeit in ew'gen Grund!

Und sonnenhelle drauf soll's tagen
Um den verlass'nen, öden Raum!
Kein Bild, kein Sängermund soll tragen,
Zur neuen Zeit, den alten Traum!"

— So hat's im Sturmesgraus gerufen;
Die Sterne glänzten wieder mild.
Im Silberlicht, auf hohen Stufen,
Stand manch verklärtes Heldenbild.

Ludwig Wihl,

von israelitischen Eltern geboren den 24. September 1807 in Väwelinghofen bei Düsseldorf, studirte in München Philologie und Philosophie, promovirte daselbst als Doktor der Philosophie 1830, lebte dann längere Zeit auf Reisen, war eine Zeitlang Mitredakteur des Gutzkow'schen Telegraphen in Hamburg, wandte sich von dort nach Frankfurt und Aachen, zur Begründung eines Erziehungsinstituts, und verweilt gegenwärtig, von einer Reise nach Amsterdam zurückgekehrt, wo er in nahe Beziehung zu den ersten Dichtern der Niederlande, mit van Lennep und da Costa getreten, wieder in Frankfurt.

* * *

Wihl reiht sich den besseren Lyrikern der Gegenwart würdig an. Vom Einfluß Heine'scher Dichtungsweise, der deutlich aus mehreren seiner kleinen, plastischen Darstellungen einer früheren Periode spricht, in Bilderchen, Gruppen und einzelnen Figuren, wie sie sein Vorbild in unsere Poesie einführte, hat er sich in letzterer Zeit ganz losgerungen. Selbständig zeigt er sich bereits in seinen preiswürdigen „Frühlingsliedern" (im Jahrbuch für Kunst und Poesie, 1843), die, wenn gleich vom Gedanken und der philosophischen Betrachtung ausgehend, durch Wärme der Empfindung und schöne Naturbegeisterung Herz und Seele ergreifen. Das Vorzüglichste aber leistete Wihl in seinen „Westöstlichen Schwalben," worin sich morgenländische Phantasie mit deutscher Innigkeit und Tiefe des Gefühls paart. Den Leiden und Empfindungen seiner dem Osten entstammten Glaubensbrüder, ihrer sozialen Stellung im christlichen Westen, gelten diese den Stempel der Individualität tragenden Gesänge.

Von ihm:

De gravissimis aliquot Phoenicum inscriptionibus commentatio philologico critica, cui accedit oratio germanice scripta de artium inter Graecos primordiis. Cum duabus tab. lithog. inscriptionum. Monachii 1831.

Gedichte. Mainz 1836.

Englischer Novellenkranz. Hamburg 1839.

Geschichte der deutschen Nationallitteratur, von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage. (Nur fünf Hefte sind davon erschienen.) Altona 1840.

Jahrbuch für Literatur und Kunst; herausgegeben. Hamburg 1842.

Jahrbuch für Kunst und Poesie; herausgegeben. Barmen 1843.

Westöstliche Schwalben. Mannheim 1847.

739. Herbstfäden.

Es sitzt auf hohem Brocken
Ein altergraues Weib,
Das spinnt an einem Rocken
Aus lauter Zeitvertreib.

Das spinnt gar lange Fäden,
Wie die der Spinne fein,
Und lehrt die Eulen reden,
Die Fledermäuse schrei'n;

Und läßt vom Winde tragen
Die Fäden in die Welt,
Daß sie den Bäumen sagen,
Daß Schnee und Reif bald fällt.

740. Noah.

Den Noah mag ich leiden,
Der schenkte uns den Wein;
Drum soll bei Lust und Freuden
Er nicht vergessen seyn.

Zur Fluth sprach er: „O rase,
Du machst mir keine Noth,
So lang es mir im Glase
Erstrahlt wie Abendroth!"

Und trank und sang und lachte
Und schlief beseligt ein,
Und stand, als er erwachte,
Bei Koblenz an dem Rhein.

Da pflanzte er die Reben
Den lieben Strom entlang;
Drum laßt aus Dank ihn leben
Bei jedem Becherklang!

741. Der Beduine.

Mein Roß, mein liebstes, hat mir geraubt
Ein Schuft, der nicht an Allah glaubt;
Er zog es nächtens aus meinem Zelt,
Weh' ihm; ich hab' ihm nachgestellt!
Doch wie ich ihn verfolg', mein Gaul
Trabt trotz der Hiebe doch nur faul,
Indeß er auf des Hengstes Bug
Dem Vogel eilt voran im Flug.
Wie glüh der Odem aus den Nüstern weht,
Wie trägt's den Schweif mit stolzer Majestät,
Wie antilopenschlank die Beine sind,
Daß selbst es nicht im Lauf einholt der Wind!
Sein Wiehern ist nachtsüße Melodie,
Sein Kopfbewegen Märchenpoesie,
Sein Auge leuchtet eine Sonne klar,
Die Mähne glänzend gleich der Liebsten Haar!
O Allah, wo mag jetzt mein Liebling seyn? —
Schon trabt der Morgen in die Welt hinein.
Umsonst! — die Mähre will nicht fort,
Es fliegt der Räuber von Ort zu Ort.

Was hält ihn unter einem Palmenbaum,
Ist es ein Wüstenbild, ist es ein Traum?
Er sieht, wie dort im weiten Feld
Ein Reiter mit dem Rosse hält.
Das Roß ist sein; er springt vor Freuden auf,
Doch wehe, weh', was hemmt des Rosses Lauf?
Der Räuber drückt die Schenkel in die Weichen ihm,
Es wieh'rt und bäumt sich auf mit Ungestüm,
Es heben sich Wolken Sands in die Höh',
O, daß ich es, Allah, so leiden seh'!
Ha, jenem ist das Mittel nicht bekannt,
Durch das mein Roß so feurig und gewandt
Durchfliegt der Wüste weiten Plan,
Ein wilder, staubaufwirbelnder Orkan.

Da so sein Roß er blutig sieht verletzt,
Vergißt er gar, was ihn hierher versetzt,
Und was der Beduine nie verräth,
Das Zeichen, das allein sein Roß versteht,
Das preßt der Jammer seines Thiers ihm aus,
Es drängt ihn so; es muß zur Brust hinaus:
„Krau' ihm in's linke Ohr, du feiger Schuft!"
Der Räuber thut, wie ihm der Andre ruft —
Das Roß fährt wie ein Blitz einher,
Sein Herr, der sieht es nimmermehr.

742. Die Willi's.

Wenn der Mond aus den Wolken bricht hervor,
Steigen aus dem Grabe die Willi's empor;
Ihre Augen suchen gierig zu späh'n,
Ob sie die treuen Geliebten dort sehn,
Rufend: „Herzliebste, o findet euch ein
Zum Kusse, zum Kusse im Mondenschein! —
Uns wurde da unten so lange die Zeit,
Auf, Herzliebste, macht euch bereit!"

Und siehe, die trauernd am Grabe steh'n,
Die Treuen erschrecken beim Wiederseh'n;
Es nahet sich Jedem der Liebsten Gestalt,
Doch mit ihr ein Grauen wie Eis so kalt,
Bis sie halb willig und halb gezwungen
Vom Arm der Liebsten sich fühlen umschlungen:

„O daß so frühe das Leben uns schwand,
O daß man umsonst den Kranz uns wand;
Der Kranz wird grün, das Herz schlägt warm,
Herzliebste, Herzliebste in eurem Arm!
Hier oben wie schön, hier oben wie hell,
Warum verschweben die Stunden so schnell!"

Das Grauen verschwindet, die Liebe beseelt,
Da hat sich das Leben dem Tode vermählt.

„„Wie blühen die Rosen der Liebe so roth,
O Bräute, o Bräute, ihr seid nicht todt;
O Bräute, o Bräute, ihr lebet wie wir,
O ziehet, o ziehet mit uns von hier!""

„Herzliebste, Herzliebste, wir können nicht fort,
Wir sind, ach, gebannt an den schaurigen Ort.
Nur einen Kuß noch, nur einen Kuß,
Bevor treue Liebe sich scheiden muß!"

Im letzten Kusse umzüngeln sie Flammen;
Die Lebenden sinken als Asche zusammen.

743. Die beiden Matrosen.

In Odessa, in Odessa, an des schwarzen Meers Gestade
Stand der Kaiser aller Reußen auf der hohen Balustrade,
Sah, so weit sein Auge reichte, wie die stolzen Kriegs-Fregatten
Im Manövre ihm zu Ehren Posto auf's Commando hatten;
Sah die Schiffe kühn wie Adler feindlich aufeinander fliegen,
Sah, wie diese muthig siegen, sah, wie jene unterliegen.
Welch ein Schauspiel, groß und prächtig, für das Aug' des Autokraten! —
Ha, wie wächst auf seinen Beifall stets der Eifer der Soldaten!
Doch vor Allem sieht er staunend zwei Matrosen, die zusammen
Heldenmüthig sich bekämpfen wie zwei große Wetterflammen.
Beifall winkt des Kaisers Gnade und er grüßt sie froher Miene,
Nennt belobend laut die Beiden Offiziere der Marine.
Diese sich in Ehrfurcht beugend, treten in die Vorderreihe;
Doch der Admiral erschrocken, rufet: Czar, o Czar, verzeihe!
Weißt du, Herr, denn nicht, daß Beide dem verhaßten Stamm entsprossen,
Der das Blut des Weltenheilands, Jesu, unsres Herrn, vergossen?
Juden sie? — versetzt der Kaiser — Gut, des Czaren Wort bleibt stehen,
Doch sie müssen Christen werden und zur Kirche übergehen!
Ach, in ihres Glückes Blüthe ist zu schnell der Sturm gefahren.
Eine Gnade zu erbitten wagen zitternd sie vom Czaren:
Laß uns, Herr und Kaiser, würdig deiner Huld uns Beide zeigen;
Laß uns Beide in die Tiefe, in das Meer hinunter steigen,
Daß wir als todmuth'ge Taucher deinen Beifall auch erringen,
Dir zu Ehren wird das Höchste, Herr und Kaiser, uns gelingen!
Bravo! Bravo! — rief der Kaiser — hätt' ich solcher Juden viele,
Wär' ich längst mit euch, Tscherkessen, ihr Rebellen, schon am Ziele,
Und der Osten und der Westen wäre längst mir zugefallen,
Und der Ruhm von meinen Siegen würd' in China wiederhallen.
Siehe, wie die Augen Aller sich auf die Matrosen lenken,
Die wie Brüder, sich umarmend, keck sich in die Fluthen senken;
Siehe, wie sie untertauchen die todmuthig kühnen Schwimmer;
Höre sie Jehova preisen und versinken dann für immer.
In Odessa, in Odessa, auf unheimlich schwarzem Meere
Starben diese Juden, beide ihrem Glauben, ihrer Ehre.

Heinrich Hoffmann,

geboren den 21. Juni 1809 zu Frankfurt a. M., lebt daselbst als praktischer Arzt.

Seine frischen, zartempfundenen, naiv-heiteren Lieder, mit beachtenswerthem musikalischem Element, haben vor manchen andern den bedeutenden Vorzug, daß sie, über die Allgemeinheit sich erhebend, eine Individualität, eine Persönlichkeit herausstellen. Die Romanzen, theilweis im Volkscharakter, geben meistens ein anziehendes und lebendiges Bild der Handlung. — Als Humorist hat sich Hoffmann durch seine Komödie der Gegenwart „Die Mondzügler," mit aristophanischen Zügen, und durch das komische, ächt volksmäßige Kindermärchen „Struwwelpeter," sowie neuerdings durch das „Handbüchlein für Wühler" besondere Geltung erworben.

Er hat veröffentlicht:

Gedichte. Frankfurt a. M. 1842.

Die Mondzügler. Das. 1844.

Der Struwwelpeter, oder lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder von 3—6 Jahren. 5te verm. und verb. Aufl. (24 color. Blätter). Das. 1847.

Humoristische Studien (enth.: Die Kartoffelkomödie; — Tagebuch eines mittelalterlichen Chronikschreibers über die Ausstellung des hl. Rocks zu Trier; — Die Mondzügler, Komödie der Gegenwart, neu umgearbeitet und vermehrt; — Wie der Teufel den Schwanz verlor; — Stomachika für tafelnde Aerzte). Ebd. 1848.

Handbüchlein für Wühler, oder kurzgefaßte Anleitung, in wenigen Tagen ein Volksmann zu werden. Von Peter Struwwel, Demagog, Leipz. 1848.

744. Die Glaserfindung.

Es lehnte das Schiff an den sandigen Strand,
Die Schiffer von Tyrus betraten das Land.
Sie waren gezogen
Durchs dunkele Meer,
Sie waren geflogen
Im Sturme daher;
Jetzt wollten gemächlich und sicher sie ruh'n
Und gütlich sich thun.

Bald flackerten lustig die Scheiter im Brand,
Es glühte der trockene, kiesige Sand.
Die Kessel voll Braten,
Die Schläuche voll Wein;
Zu Gaste geladen
Möcht' Mancher wohl seyn.
Doch Jammer, sie haben umsonst sich gequält;
Der Dreifuß, der fehlt.

Mit List und mit Schlauheit geht viel in der Welt.
Es wurden drei Blöcke an's Feuer gestellt,
Drei mächtige Stücke
Von salzigem Stein,
Und dann mit Geschicke
Die Kessel hinein.
Jetzt brodelts und knisterts; es wallt durch die Luft
Ein köstlicher Duft.

Die Tyrier schmausten aus Schüssel und Krug,
Erzählten Geschichten sich viel und genug,
Bald ernst, bald zum Lachen,
Bis tief in die Nacht.
Dann wurden die Sachen
Zu Schiffe gebracht;
Doch statt der drei Steine, da schimmert es gar
Hellglänzend und klar. —

Die Gläser, die liebt ihr nun Alle so sehr,
Der Schiffer von Tyrus gedenkt ihr nicht mehr.
Doch lacht euch entgegen
Der Wein im Kristall,
So dankt ihr den Segen
Den Tyriern all.
Ich dachte gar oftmals, das Glas in der Hand,
Der Schiffer am Strand.

Und wurde dem Liebchen ein Vivat gebracht,
Und klang es recht lustig hinaus in die Nacht,
Da klang mir zum Zweiten
Das Glas in der Hand;
Ich dachte mit Freuden
Der Schiffer am Strand —
Die sind zwar gestorben, nach Menschengebrauch,
Sie liebten wohl auch!

Und wär' ich ein König, so mächtig und reich,
Ich ließ' euch errichten ein Denkmal sogleich.
Ihr solltet mir ragen
Hellleuchtend von Glas,
Von Bergen getragen
In riesigem Maß;
Wie solltet ihr blicken so hell durch das Land,
Ihr Schiffer vom Strand!

---

745. Die drei Liebchen.

Drei muntre Bursche saßen
Gemüthlich bei dem Wein,
Und schenkten ihn gar wacker
In ihre Gläser ein.

Da sprach der Eine: ‚Füllet
Die Becher bis zum Rand!
Ich hab' zu Haus ein Liebchen,
Dem sei ein Gruß gesandt.

Schwarzaugig und schwarzlockig,
Wie eine Tanne schlank,
Und Lippen, glühend frische,
Wo manchen Rausch ich trank.‘

Da trafen sich die Gläser
Und gaben guten Klang;
Es mochte fernhin tönen
Wie grüßender Gesang.

‚Ei‘ — sprach der Erste wieder —
‚Das deut' ich mir schon gut:
Mein Liebchen denkt jetzt meiner
Und unsrer Küsse Gluth.‘

„Nun denn," — so rief der Zweite, —
„Auch ich besitz' ein Lieb',
Mit dem ich schäckernd manchmal
Mir schon die Zeit vertrieb.

Braunaugig und braunlockig,
Leichtfüßig wie ein Reh,
Und ihre Stimme reiner
Als Glöcklein von Bergeshöh'."

Da trafen sich die Gläser
Und gaben guten Klang;
Es mochte fernhin tönen
Wie grüßender Gesang.

Da rief der Zweit' in Freuden:
„Dies Klingen ist mir werth;
Sie singt jetzt wohl das Liedlein,
Das scheidend ich sie gelehrt."

„‚Auch ich,"' — sprach leis der Dritte —
„‚Ich weiß wohl eine Maid;
Wir lieben uns so treulich
In alle Ewigkeit.

Blauaugig und blondlockig,
Mild wie des Mondes Licht;
Ich kann es nicht beschreiben,
Dies Engelsangesicht!'"

Da trafen sich die Gläser;
Des Dritten Glas zersprang —
Ein Schmerzensruf, lang zitternd
Und gellend war der Klang. —

Die beiden Ersten schauten
Ernst, schweigend hin vor sich;
Der Dritte aber weinte
Viel Thränen bitterlich. —

Und zu derselben Stunde
In fernem Heimatsthal,
Da tönten wie Himmelsgrüße
Die Glocken im Choral.

Nur eine Einzige hörte
Die frommen Klänge nicht:
Sie schlummerte still und selig,
Ein Engelsangesicht.

Die milden blauen Augen
Die waren ohne Glanz,
Und durch die blonden Locken
Schlang sich ein Todtenkranz.

---

746. Die trauernde Nixe.

Rauschend in dem Felsenthal
Kommt der dunkle Strom gezogen;
Durch das Laubwerk spielt der Strahl
Heitrer Sonne nach den Wogen.

Auf der lichten Welle wiegt
Sich die Nix' im Silberkleide,
Und die goldne Harfe liegt
Kaum berühret ihr zur Seite.

Heiße Sehnsucht haucht ihr Lied,
Singt von schönen heil'gen Sternen,
Und ihr blaues Auge sieht
Nach des Himmels tiefen Fernen. —

Staunend geht ein Kinderpaar
Durch des Ufers Blumen, lauschend,
Wie das Lied so schmerzlich klar,
Wie der Fluthen Drang so rauschend!

„Dein Gesang“ — der Knabe spricht,
„Nire, wird dir wenig frommen!
Vater sagt, du werdest nicht
In das Land der Engel kommen.“

Da verstummt ihr Lied; es neigt
Muthlos sich ihr Haupt; das helle
Auge trübt sich und es schleicht
Still die Thräne hin zur Welle.

„Schöne Frau, sei unverzagt!“ —
Ruft das Mädchen ihr entgegen.
— „Meine Mutter hat gesagt,
Auch für dich sei Gottes Segen.“

Jetzt ist aller Schmerz versöhnt,
Froh der Blick emporgehoben;
Aus den goldnen Saiten tönt
Es wie Jubelgruß nach Oben.

Eilig geht der Wellendrang
Nach dem fernen Meere rauschend,
Leis verklingt der Nire Sang,
Und die Kinder stehen lauschend.

747. Der schwedische Trompeter.

Wie mähet und saust
Der Stahl in der Faust!
Wild schnauben die Rosse
In Dampf und Geschosse.
Wie triefet vom Blut
Der Hügel, vom rothen!
Die schwed'schen Reiter fochten gut; —
Sie liegen All' am Boden.

Nur Einer, der sucht
Sein Heil in der Flucht;
Er trägt als der Letzte
Die Fahn', die zerfetzte.
Es reißt ihm ein Schuß
Vom Helme die Feder; —
Sein heilig Banner retten muß
Der schwedische Trompeter.

Wie stiebt da der Sand!
Aus blutender Hand
Fast sinkt ihm der Zügel;
Fort über den Hügel
Geht donnernd die Flucht.
Schon nahen die Reiter;
Da sperrt die thurmestiefe Schlucht
Den Weg zur Rettung weiter.

„Jetzt gilt es, mein Rapp!
Hinan und hinab!
Aus feindlichen Ketten
Mag Gott mich erretten!“
Hoch bäumt sich am Rand
Das Roß im Verzagen;
Mit letzter Kraft in schwacher Hand
Er zwingt's hinabzujagen.

Und sieh! auf dem Grund
Sind heil und gesund
Geborgen die Beiden.
Da bläst er zum Scheiden,
Den Reitern zum Spott,
Die staunend da gaffen:
‚Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.‘

So reitet in Ruh'
Dem Walde er zu.
Es pfeift ihm zur Seite
Manch' Kugel in's Weite,
Und sauset und dringt
Durch Zweige und Blätter;
Doch bald aus sich'rer Ferne dringt
Des Liedes froh Geschmetter.

August Schnezler,

mit vollem Taufnamen: August Ferdinand Alexander, wurde den 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein mit Jakobi, Pfeffel, Hebel u. A. innig befreundeter Vater Stadtdirektor und Kreisrath war, und die mit einem Unterhaltungsblatt verbundene Freiburger Zeitung 28 Jahre lang redigirte. Schnezler genoß eine sorgfältige Erziehung und verdankt, neben seinem vortrefflichen Vater, die erste Anleitung zur Poesie dem ausgezeichneten Henne (jetzt Professor in Bern), der 1821 als sein Hauslehrer im väterlichen Hause wohnte. Unter den Augen dieses seines geliebten Mentors schrieb der zwölfjährige Knabe seine ersten Versuche nieder. Er machte seine höheren wissenschaftlichen Studien auf dasiger Universität und zu München, wo 1833 die erste Sammlung seiner Gedichte erschien. Der Aufenthalt im „deutschen Athen“ gab seinem Geiste reiche künstlerische Nahrung, sowie der Einfluß Oken's, dessen Haus er fleißig besuchte, ihn zum eifrigen Studium der Naturphilosophie hinlenkte. Seither hielt er sich als Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, als Mitherausgeber des rheinischen Musenalmanachs „Odeon“ (mit Ignaz Hub und Ferdinand Freiligrath, 1837—40), und Redakteur des belletristischen Blattes „Gutenberg“ (von 1842 bis Mitte 1844), nach einander in Heidelberg, Mainz, Frankfurt und Darmstadt auf, wandte sich dann nach Stuttgart, Mannheim und Karlsruhe, wo er sein großes „Badisches Sagenbuch“, die zweite Ausgabe seiner „Gedichte“ und die „Badische Kammer“ dem Druck übergab. Nachdem im März 1847 erfolgten Tod seiner über Alles geliebten Mutter brachte er den Rest des Jahres in Heidelberg zu und lebt gegenwärtig in Frankfurt a. M.

* * *

Schnezler hat vornehmlich am Studium Goethe's und Platen's sein schönes Talent gezeitigt. Das eigentliche Element seines poetischen Lebens bildet ein inniges, wahres Gefühl für Natur, eine von aller kränklichen Sentimentalität unberührte Zartheit der Empfindung, verbunden mit naiver Lebensanschauung, und überhaupt ein frisch gesunder, idyllischer Humor, der besonders aus seinen trefflichen märchenhaften Darstellungen („Märchen vom Mummelsee“ u. a.) spricht. Er belauscht gerne das Lächeln seiner waldromantischen Muse, welches er

höchst anmuthig aufzufassen und zu veranschaulichen weiß. Das Schaurige des Volksliedes gelingt ihm weniger; kühne Begeisterung ist seiner milden Natur nicht eigen, doch beurkunden seine seit 1842 geschriebenen „Zeitgedichte," welche das 6te Buch der neuen Sammlung seiner Poesien bilden, eine kräftig-gemüthliche Theilnahme an allen höheren Menschheitszwecken. Sein Streben gilt einem erhabeneren und reineren Ziele, als einem ephemeren Dichterlorbeer auf dem Kampffelde der politischen Parteien.

Von ihm:

Gedichte. München 1833; neue vermehrte Ausgabe, Karlsruhe 1846.

Quintin Messis; Schauspiel in 1 Akt (im „Deutschen Horizont," München 1834).

1999. Lustspiel in 1 Akt (in „Erwinia." Straßburg 1839).

Der Riß zum Kölner Dom. Festspiel in 1 Akt. Darmstadt 1842.

Badisches Sagenbuch. Eine Sammlung der schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des Badischen Landes aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der Dichter; herausgegeben. 2 Bde. Karlsruhe 1846.

Aurelia's Zauberkreis. (Auszug aus dem „Badischen Sagenbuch" für die Besucher Baden-Baden's und seiner Umgebungen.) Das. 1846.

Die Badische Kammer. Auswahl der gediegensten Kammerreden u. s. w.; herausgegeben. Das. 1847.

Mehrere noch ungedruckte Lustspiele; zahlreiche lyrische, humoristische und novellistische Beiträge in den namhaftesten deutschen Zeitschriften.

Eine Sammlung seiner „Novellen und Humoresken" 2 Bde. und eine große lyrisch-ethische Anthologie: „Poetisches Familienstammbuch des deutschen Volkes" hat er zum Druck vorbereitet.

748. Der Müller in der Fremde.

Wohl gibt es hier Sausen und Brausen genug,
Wohl gibt es hier Mühlen die Menge;
Wohl dreh'n sich die Räder in schäumendem Flug,
Und doch ist das Herz mir so enge!

Wohl öffnet manch rosiges Lockengesicht
Am Morgen die knarrenden Lädchen,
Wohl sitzen des Abends im dämmrigen Licht
Im Garten holdselige Mädchen.

Doch nirgends am Weiher, von Pappeln umkränzt,
Mit klapperndem Rädergewühle,
Wenn über dem Thale der Abendstern glänzt,
Begrüßt mich die heimische Mühle,

Wo ich in der Laube, von Geißblatt umstrickt,
Im grünen, verschwiegenen Grunde,
Die duftigsten Blumen der Liebe gepflückt,
Die Küsse vom süßesten Munde.

Wohl klappern die Räder, es donnert der Fluß,
Doch muß ich mein Bündelchen schnallen,
Mir fehlt ja der lieblichsten Müllerin Kuß,
Wie könnt' es denn sonst mir gefallen?

749. Die verlassene Mühle.

Das Wasser rauscht zum Wald hinein,
Es rauscht im Wald so kühle;
Wie mag ich wohl gekommen seyn
Vor die verlaß'ne Mühle?
Die Räder stille, morsch, bemoost,
Die sonst so fröhlich herumgetos't,
Dach, Gäng' und Fenster alle
Im drohenden Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da knisterten die Aeste,
Da trippelten den Bach entlang
Gar sonderbare Gäste:
Viel Männlein grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie schleppten Müllersäcke
Daher aus Busch und Hecke.

Und alsobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen sich im Saus,
Das Glöcklein schellt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer voller schwärmten sie
Wie Bienen um die Zellen,
Und immer toller lärmten sie
Durch das Getos der Wellen;
Mit wilder Hast das Glöcklein scholl,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond sich erhoben.

Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondenglanze
Und ruft vernehmlich durch's Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
‚Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!'

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und Jeder sitzt auf seinen Sack
Und reitet in die Wildniß;
Schön Müllerin schließt's Fenster zu,
Und alles liegt in tiefer Ruh;
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben. —

Und als ich kam den andern Tag,
In banger Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern.
Das Wasser rauschet neben mir hin,
Als wüßt' es, was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die verlaß'ne Mühle.

750. Die Lilien im Mummelsee.

Im Mummelsee, im dunkeln See,
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen sich, sie biegen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht hernieder sinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern an's Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Zum schwesterlichen Kranze,
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durch's nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maß,
Und immer lauter schwellen
Zum Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es widerhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!"

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrei'n
Und werden immer bläßer:
‚Der Vater ruft! Puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!'
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

---

751. Der letzte Doge.

Umwirrt von bangen Träumen der letzte Doge ruht,
Rings um sein Lager schäumen hört er des Meeres Fluth.

Es wälzen Riesenwellen sich durch den Saal daher,
Und immer höher schwellen sieht er um sich das Meer.

Und eine Woge hebt sich an seinem Bett empor,
Und aus dem Wasser webt sich ein Weib in weißem Flor.

Sie steiget und sie neiget sich zu des Dogen Ohr,
Rings voll Erwartung schweiget der Schwesterwellen Chor.

‚O komm, mein letzter Gatte!' ruft sie mit feuchtem Blick,
‚Verlaß die lebenssatte, entnervte Republik!

Sieh hier an meinem Finger den goldnen Ehering,
Den ich vom Bucentauro aus deiner Hand empfing!

Venedig ist ein Schatten und sinkt in Nichts dahin,
Doch retten meinen Gatten will ich aus dem Ruin!

In meines Reiches Grunde steht dein Palast bereit,
Dort trotzen wir im Bunde den Stürmen dieser Zeit;

Dort reißet kein Jahrtausend die Zaubergärten ein,
Dort schäumt im Kelche brausend der Freiheit Götterwein.

O komm in meine Arme, voll Liebesüberfluth,
Dein kaltes Herz erwarme darin zu neuer Gluth!'

Und ihre Arme schlinget sie um des Dogen Leib,
Doch voll Entsetzen ringet er mit dem wilden Weib:

„Hinweg, hinweg Sirene, mit deiner Liebesgier!
Hinweg von mir! Ich sehne mich nimmermehr nach dir!

Nicht fallen kann Venedig! Noch steht der alte Leu;
Du aber, laß mich ledig! Dir schwur ich niemals Treu'!"

‚So hast du denn betrogen die Meereskönigin!
Wohlan, so stürmt, ihr Wogen, auf den Treulosen hin!'

Sie bäumen sich und schäumen heran in wildem Lauf,
Da fährt aus seinen Träumen der Doge stöhnend auf.

„‚Venedig ist gefallen!'" brüllt's draußen auf dem Meer,
Und Galliens Flaggen wallen vom Bucentauro her.

---

752. Konrads von Würzburg Tod.*)

(1287.)

In die stille Klosterzelle
Blinkt der Abendsonne Licht
Auf die schlichte Lagerstelle,
Auf ein todtenbleich Gesicht;
Zu dem Bruder Dom'nikaner,
Der schon Jahre lang hier wohnt,
Trat der strenge letzte Mahner,
Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
Seiner Brüder Ordenszahl,
Aber aus dem braunen Kreise
Glänzt auch mancher Ritterstahl;
Freiburgs edler Herren viele,
Wackre Bürger noch dabei,
Meister in dem Saitenspiele,
Schließen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie, zu lauschen
Konrads letztem Athemzug,
Konrads, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor;
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Draus im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glühn;
Und die eh'rnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den frommen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Dürstend hangen Konrads Augen
Am verklärten Münsterbild,
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Lustgefild;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zu neuem Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln,
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seid voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Trost versüßt!
Euerer Gebete Schwingen
Lassen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geist sich ringen
Nach dem ew'gen Vaterland.

Von hienieden scheid' ich gerne:
Diese kampfestrübe Zeit
Hüllt des Sängers schönste Sterne
Tiefer stets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erschlaffen
Sie der blinden Leidenschaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürstenstand und Ritterschaft.

Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erschrocken
Vor der Lüste wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch schallen,
Wüster Spaß und Becherklang,
Wo sonst in den Ritterhallen
Tönte keuscher Minnesang.

Wo nur noch die Faust sich Recht schafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtschaft
Er noch sieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für seine Kunst,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunst.

Darum hatt' ich hier ins Kloster
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo sturmdurchtoster
Seelenhimmel sich erhellt;
All mein irdisch Minnen streifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Busen reifte
Heiß mein höchstes Lied empor.

Und ich schuf die goldne Schmiede,
Drin mein Herz mit vollster Gluth
Zu Maria's Ruhmesliede
Hat verschmolzen all sein Gut:
Was nur Köstliches mein Seelen-
Schacht umschloß an Erz und Stein,
Gold und Silber und Juwelen
Schmiedet' ich ins Lied hinein.

Nehmt die Pergamentesrollen
Dort hervor aus jenem Schrank;
So nur, Brüder, Freunde! zollen
Kann ich euch noch meinen Dank
Für die Liebe, die dem greisen
Mönche stets bewahrt ihr habt:
Wenn an dieses Liedes Weisen
Ihr nach meinem Tod euch labt.

Was so kühn ich jetzt gesprochen,
Nehmt es hin als Schwanenlied!
Mein Geräth ist morsch gebrochen,
Selbst zusammenbricht der Schmied.
Von den andern Sängern neide
Ich nur einen einz'gen, dich,
Walther von der Vogelweide!
Du warst glücklicher als ich.

Denn dein Grab ist Würzburgs Erde,
Meiner theuern Vaterstadt,
Und auf seinem Futterherde
Ißt sich manches Vöglein satt.
Sei's, auch in der Fremde Grunde
Schläft der Sänger sanft und kühl,
Lebt er fort im Freundesmunde
Und in seines Volks Gefühl.

*) Nach Angabe einiger Literatoren soll der Sänger des „Trojanischen Kriegs," der „goldenen Schmiede" ꝛc. und so manch zarter Minnelieder, 1287 in Freiburg i. B. gestorben seyn. Ein Verzeichniß der Mönche des dortigen Dominikanerklosters aus jener Zeit führt u. A. auch einen Bruder Konrad aus Würzburg auf.

Aber euch, ihr jüngern Meister
In dem edlen Sangesspiel!
Mögen reine, gute Geister
Leiten zu dem hehrsten Ziel!
Strebt zum Lenz des höhern Lebens
Aus dem Wintersturm der Zeit;
Baut auf Gott! — und nicht vergebens
Ringt ihr nach Unsterblichkeit!" —

Konrads Worte still verklingen
Mit der Glocken letztem Zug,
Mit des letzten Strahles Schwingen
Nimmt sein Geist den Himmelsflug.
Auf den Schatz der goldnen Schmiede
Drücken alle heiß den Mund:
„Friede seiner Asche, Friede!"
Tönt aus jedem Herzensgrund.

753. Benedikt XIII. auf Peniskola.

(1417.)

Von seiner Felsburg zu Peniskola
Der alte Papst ingrimmig niedersah:

„Setz' mich nur ab, Konstanzer Pfaffenbund!
Spar' deine Bitten, Kaiser Sigismund!

Absetzen läßt sich nicht Papst Benedikt,
Er schleudert auf die Welt sein Interdikt!"

Und auf des Schlosses Zinnen steigt der Greis,
Es fliegt sein Haar im Winde silberweiß;

Mit Feuerblicken schaut er rings umher,
Zieht Kreise mit der Hand um Land und Meer,

Dem Donnergotte gleich, der seinen Blitz
Will niederschleudern von dem Wolkensitz:

„Noch bin ich Papst und bleib' es euch zum Spott,
Bis seinen Stellvertreter absetzt Gott!

Den Bannstrahl schleudr' ich jetzt auf Sigismund,
Den Bannstrahl auf das ganze Erdenrund.

Und du vor Allen aber, falsches Rom!
Sink fluchbeladen in der Zeiten Strom!"

754. Die weiße Frau.

Die weiße Frau, die greise Frau,
Macht wieder in dem Fürstenbau
Zur Mittnachtsstunde
Die leise Runde
Die bebende Reih'
Der Wachen vorbei — —
„Halt! Werda!" schallts mit dumpfem Klang
Die Hall' entlang;
Doch keine Gewalten
Vermögen zu halten
Die weiße Frau von Gang zu Gang.

Die weiße Frau, die greise Frau,
Geht wieder um im Königsbau;
Sie bannt die Wache
Vor'm Schlafgemache
Des Fürsten, zu Stein,
Und schreitet hinein:
„Wach' auf, wach' auf! Wie kannst in Ruh
Noch schlummern du,
Wo drohend die Stimme
Des Volkes im Grimme
Braust immer lauter auf dich zu?

Horch, wie der Sturm der neuen Zeit
Am Zwingethurm der Geistsfreiheit
Die Quadern rüttelt,
Die Zinnen schüttelt!
Horch! donnert es nicht
‚Es werde nun Licht!'
Im vollen Chor vom Volk empor
Dir bang ins Ohr? —
O neig' es ihm willig!
Es fordert ja billig,
Was schon dein Ahnherr ihm beschwor!

Die weiße Frau, die greise Frau,
Hält in die Zukunft weise Schau.
Bei deinen Ahnen
Laß dich mahnen!:
Verbanne vom Thron
Die Scheinreligion,
Die dem Gebet schlau widersteht,
Das zu dir fleht
Herauf aus dem Volke!
Verscheuche die Wolke
Der finstern Schaar, so dich umweht!" —

Ihr Wort verklingt; die weiße Frau
Zerrinnt, verschwimmt im Morgengrau.
Doch bald in Gluthen
Beginnts zu fluthen
Vom sonnigen Strahl,
Blutroth ist der Saal —
Da starrt, ein Greis, die Adern Eis,
Die Haare weiß,
— Noch gestern so blühend
Und jugendlich glühend —
Der Fürst in seiner Wachen Kreis.

Hermann Marggraff,

geboren zu Züllichau in der Neumark am 14. September 1809, empfing seine vorbereitende wissenschaftliche Bildung auf dem dortigen Gymnasium und studirte seit 1829 mehrere Jahre auf der Universität zu Berlin, wo er philologische, philosophische und ästhetische Vorlesungen hörte. Steffens, der anthropologisirende Gefühlsphilosoph, war damals an der Tagesordnung. Bereits im Jahre 1830 gab

er mit seinem Bruder Rudolf eine Sammlung „Gedichte“ (Zerbst) heraus, welche, die Bewunderung und Nachahmung Goethe's und Uland's nicht verleugnend, „von einem entschieden lyrischen Geiste durchweht, in meistens elegischer Form, durch Zartheit und tiefe Innigkeit der poetischen Auffassung, lebhaften dichterischen Ausdruck, mitunter kühnen Flug in Bildern, und Gefühl für Wohllaut und Rhythmus“ (vgl. Jen. Lit.-Zeitung 1830) sich auszeichnen, freilich aber auch den damals in Aufnahme kommenden weltschmerzelnden Ton herausklingen lassen. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien bestand Marggraff in Berlin die Prüfung für ein Gymnasiallehrfach. Doch machte er von der hiedurch erlangten Erlaubniß, am Gymnasium zu unterrichten, keinen Gebrauch, indem er sich, einer vorherrschenden Neigung folgend, der freien literarischen Thätigkeit widmete, nicht ohne daß er vorher die Leiden und Freuden eines Berliner Elementarhilfsschullehrers gekostet hatte. Seine prosaischen Aufsätze, zum Theil poetischer, zum größeren Theil aber kritischer Natur, namentlich in Mundt's „Zodiakus,“ wo er unter Nro. 88 schrieb, und in den „Blättern für literarische Unterhaltung,“ gingen nicht unbeachtet vorüber, und so sah er sich im Anfang des Jahres 1836 als Redakteur an die Spitze des „Berliner Konversationsblattes“ gestellt, das in kurzer Zeit alle jüngeren literarischen Kräfte Berlins um sich schaarte. Zu gleicher Zeit fand er für seine kritischen Ansichten, zumal über die Zustände der deutschen Bühne und Bühnenliteratur, namentlich in dem von Büchner herausgegebenen „Deutschen Taschenbuch,“ in Mundt's „Dioskuren“ und andern, in Leipzig erscheinenden Blättern freien Spielraum. Die Theilnahme an den Versammlungen eines Vereins jüngerer Dichter regte ihn mittlerweile auch zu lyrischen Ergüssen an, wovon einige im „Norddeutschen Frühlingsalmanach“ (Jahrg. 1836) mitgetheilt sind. Eine Auswahl seiner kritischen und humoristisch-novellistischen Aufsätze erschien 1837 (Leipzig) unter dem Titel: „Bücher und Menschen.“

Von der Reise, die er in demselben Jahre mit seinem Bruder nach dem südlichen Deutschland machte, allein nach Berlin zurückgekehrt, übersiedelte er doch bald darauf nach Leipzig, theils um die Herausgabe der Münchner Jahrbücher für Kunst zu betreiben, theils um im Hauptsitze des deutschen Buchhandels einigen ihm enger verbundenen literarischen Freunden nahe zu seyn. Nachdem Willkomm's „Dramaturgische Jahrbücher“ mit Marggraff's historischem Trauerspiel „Kaiser Heinrich IV.“ eröffnet worden waren, erschienen bald nacheinander von ihm: „Deutschlands jüngste Kultur- und Literaturepoche“ (Leipzig 1839), ein Buch, worin er die Resultate seines bisherigen kritischen Bestrebens zusammenfaßte, bei dessen Beurtheilung es aber nöthig ist, sich daran zu erinnern, daß seine Entstehung bereits in die Zeit fiel, wo die Vertreter der jüngeren Literatur, zum Theil durch äußere Einflüsse, doch auch durch eigene Schuld und gegenseitige Verhetzung, immer mehr zerfielen; ferner das auf mehreren Bühnen mit Beifall gegebene Trauerspiel: „Das Täubchen von Amsterdam“ (Leipzig 1839), sodann einige komische Romane, und das Trauerspiel „Elfride“ für das von Gubitz redigirte „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ (Jahrg. 1841); Im Jahre 1843 folgte er, nachdem er noch das Drama „Die Maler von Florenz“ beendigt, der Aufforderung seines Bruders, in München seinen Aufenthalt zu nehmen. Mit diesem gab er ein Buch über München heraus, schrieb humoristische Aufsätze für die „Fliegenden Blätter,“ literarische für die „Grenzboten,“ das „Morgenblatt,“ die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ und ihre monatlichen Ergänzungsblätter und trat, nachdem er von der Redaktion der Allg. Zeitung anfangs wegen interimistischer Arbeiten nach Augsburg berufen worden war, später mit ihr in engere Verbindung, was ihn veranlaßte, in dieser Stadt sich häuslich niederzulassen. Im Sommer 1847 erhielt er von der Redaktion der „Deutschen Zeitung“ einen Ruf nach Heidelberg, wo er bis zum Herbst 1848 wohnte. Seitdem die genannte Zeitung Verlag und Redaktion gewechselt, lebt er in Frankfurt.

Außer den oben bezeichneten Schriften sind von ihm noch erschienen:

Gebrüder Pech. Komischer Roman. Leipzig 1840

Johannes Mackel; bunte Schicksale einer häßlichen, aber doch ehrlichen deutschen Haut. 2 Bde. Das. 1841.

Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock an bis auf die Gegenwart (mit einer kritischen und literarhistorischen Einleitung). Herausgegeben. Das. 1843.

Literarhistorische biographische Artikel im Konversations-Lexikon der Gegenwart (unter andern über Frauenleben und die Emanzipation der Frauen), in der neuesten Auflage des Konv.-Lexikons; in der Zeitung f. d. elegante Welt; in den Blättern für literarische Unterhaltung, u. v. a.

---

755. Die Mythe von den Schmetterlingen.

Der Mai erschien mit mildem Strahlenregen,
Mit seines Thaues goldnem Ueberfließen,
Vom Haupte wallt' ihm reicher Blüthensegen,
Der Kränze Fülle lag zu seinen Füßen;
Die Vögel sangen fröhlich ihm entgegen,
Die Blumen dufteten mit stillem Grüßen,
Und vor ihm war ein Lager ausgegossen
Von jungen Kräutern und von Frühlingssprossen.

Und wie er schlief im Würzehauch der Düfte,
Vom bunten Blumenglockenkranz umhangen,
Und über seinem Haupt in's Blau der Lüfte
Sich wohlgemuth die Vögelchöre schwangen,
Und in das tönelose Reich der Grüfte
Der Frühlingslieder allerschönste sangen —
Da seufzten viele Blumen auf der Erden:
„O könnten wir wie diese Vöglein werden!

Wie wollten wir uns hoch und höher schwingen,
Uns fittigen zum Strahlentanz der Sonnen!
In Lust und Weh durch Aetherströme dringen,
Umquollen rings von namenlosen Wonnen!“ —
Sie lauschen — himmelher ein Tönen, Klingen,
Ein linder Duft — der Duft in Licht zerronnen —
Und vor den Blumen lächelnd steht ein Engel,
In seinen Händen Stab und Lotosstengel.

Und er berührt die Blumen mit dem Stabe,
Verleihet Flügel all den Flügellosen,
Und hoch erfreuen sich der milden Gabe,
Halb Blüth', halb Vogel, Lilien und Rosen.
Noch siehet man zu seines Durstes Labe
Den Schmetterling um seine Freundin kosen,
Mit Blüth' und Blume kommen und entstehen,
Mit Blüth' und Blume leben und vergehen.

756. Der arme Hirte.

Der Schäfer saß am Bachesbord
Und sah die Fluth sich wellen,
Die krausen Schäume fort und fort
Im Lichtglanz sich erhellen.
Die Lerche sang, die Woge rauscht'
Am Felsenhang, der Schäfer lauscht'
Und hatte Wonneträume.

Da trat hervor ein ernstes Weib
Aus dunkler Felsenspaltung,
Von Wuchse hehr und schlank von Leib
Und leicht in Gang und Haltung.
Sie schaute ihn, er schaute sie;
Voll Liebesglühn, voll Melodie
Ertönte Stimm' und Laute.

„Sahst du, o Hirt! die Berge dort
Im blauen Nebelkranze?
Und zog's dich nimmer sehnend fort
Zu ihrem Sonnenkranze?
Sie steigen blau in blaue Luft;
Dort Liebesthau, dort Liebesduft,
Dort ew'ger Wonnereigen!"

In wundersüßem Wehen schwand
Die Königin der Zwerge,
Und wie am ew'gen Zauberband
Folgt er dem Zug der Berge.
Die Berge zieh'n, wo, wann er steht,
Die Berge flieh'n, wohin er geht,
Und ragen blau in's Blaue.

---

757. Herzog Hans vor Drossen.

Herzog Johann von Sagan, der böse Hans genannt,
Zog her mit seinen Mannen in's Brandenburger Land.
Er stillt sein Mordgelüsten an Kampf und Schlachtengluth,
Und seine Augenweide ist Dörferschutt und Blut.

Gen Drossen ziehet sengend und brennend Hansens Heer;
Es rüsten sich die Bürger zur tapfern Gegenwehr.
O Drossen, armes Städtlein! nun wird dir zugesetzt,
Die Lanzen sind geschliffen, die Klingen sind gewetzt.

Schon dröhnet Speereschwingen und wilder Rosselauf;
Schon sammeln sich die Feinde am Thore all' zu Hauf.
Umschildet stürmen mächtig die wilden Haufen an;
Von Spießen rings umstrahlet, so dränget Mann an Mann.

Die Bürger stehen droben und rufen mauerab:
„Bereitet uns dort unten ein wohlgebettet Grab,
Daß wir, zu Grund gefallen, am Boden liegen weich,
Und sanft gelagert kommen in's liebe Himmelreich!" —

Nun geht es an ein Stürmen, daß rings der Boden dröhnt,
Daß unter Rosseshufen die Erde bangt und stöhnt,
Und zu dem Schweiß des Tages rinnt rother Todesschweiß,
Und an der Mauer liegen die Todten stufenweis.

Schon klimmt an Leichenhaufen der kühne Feind empor,
Aus weiter Ferne windet sich neu Geschwärm' hervor.
Hei, wie durch Staubeswirbel die Heereswirbel zieh'n;
Da überfällt die Städter ein Schrecken — sie entflieh'n.

Was Männer nicht erfochten, ha'n Weiber wohl vermocht,
Die ha'n in Topf und Kessel siedheißen Brei gekocht,
Und gießen von der Mauer so manchen schönen Guß,
Darin Herr Hans von Sagan beinah ertrinken muß.

Die Feinde, die gekommen ganz trocken, wohl und kalt,
Die flieh'n verbrannt, durchfeuchtet und ohne Aufenthalt;
Und noch ein Sprüchlein gehet durch's ganze Märkerland:
„Herr Hans hat sich vor Drossen am Brei das Maul verbrannt!"

---

758. Der tolle Tambour.

1.

Was klingt vor Liebchens Fenster
So laut in der Nacht hinein?
Das muß wohl eine Trompete
Und eine Trommel seyn.

Ja! ein verliebter Trompeter
Bläs't in's Metall so stolz,
Und ein verliebter Tambour
Schlägt wacker auf Fell und Holz.

Der Eine steht links im Garten,
Der Andre rechts am Zaun;
Die beiden Nebenbuhler
Sich in die Augen schaun.

Der Tambour legt in die Trommel
Der Sehnsucht ganzen Schmerz,
Der Trompeter an die Trompete
Seinen Mund und auch sein Herz.

So stehen sie und warten,
Wem Hand und Herz sie giebt,
Ob mehr sie die Trompete,
Ob mehr sie die Trommel liebt.

2.

Was wirbelt auf der Straße
Vor der Liebsten niedrigem Haus,
Als zöge nächtlich zum Thore
Ein Regiment hinaus?

Das klingt so wildverworren,
Das hat einen lauten Takt,
Das hat mit Furcht und Entsetzen
Die Nachbarn angepackt.

Wie Feuerlärm so störig,
Wie sterbende Liebe bald,
Wie ein Signal beim Aufruhr
Die wirbelnde Trommel schallt.

So wirbeln können viele,
So flüstern kann eine blos;
Es läßt der Tambour die Geister
Des liebenden Wahnsinns los.

Die überkollern und jagen
Sich alle in wilder Lust;
Sie steigen nicht aus der Trommel,
Sie steigen aus tiefer Brust.

Die Fenster werden helle —
Da erscheint sie im Nachtgewand! —
Mein Tambour, lieber Tambour! —
Sie winkt mit der weißen Hand.

Wie quillt die Brust aus dem Tuche,
Das Wort aus den Lippen schon!
Der Tambour hält an die Schlägel;
Da spricht sie mit sanftem Ton:

„Mein Tambour, lieber Tambour,
Was treibst du vor meinem Haus?
Du Wilder! du störst den Trompeter
Und mich aus dem Bett heraus."

Da faßt er an die Schlägel,
Da rührt er sie mit Macht,
Da hat er durch die Straßen
Gewirbelt und laut gelacht.

Das Fell, das ist zersprungen,
Die Trommel fand man im Fluß.
Mein Tambour, lieber Tambour,
Nach dir man suchen muß. —

Viktor Strauß,

geboren am 18. September 1809 zu Bückeburg, studirte zu Halle und Göttingen, trat 1832 in Staatsdienste und lebt als Archivrath (seit 1840) in seiner Vaterstadt.

Ein reiches Gemüth, ein durchgebildeter Geist offenbart sich in seinen melodiösen „Gedichten" und eine edle, dem fortschreitenden Leben und Wirken zugewandte Denkart, theils in Liedern, die öfters einen epigrammatischen Ausdruck nehmen, theils in Elegieen, mit gewandter Durchführung einer bestimmten Situation und deren lyrisch-dramatischen Schattirungen, theils in anmuthigen und kräftigen, musikalisch wohlklingenden Romanzen, die sich überdies durch sinnige Wahl des Stoffes empfehlen. In letzterer Zeit hat er sich vorzugsweise der geistlichen Liederdichtung zugewandt, mit gesunder ächter Religiosität, fern von mystisch-frommem Eifer. — Beachtung verdient sein Epos „Richard," das in Hexametern ein interessantes Kapitel aus der neuesten Geschichte unseres Vaterlandes behandelt.

Schriften:

Katharina. Trauerspiel. Halle 1828.
Anfangsgründe der allgemeinen Theorie der Musik, nach Grundsätzen der Wesenlehre von K. Chr. Fr. Krause; herausgegeben. Göttingen 1838.
Theobald. Roman. 3 Bde. Bielefeld 1839.
Richard. Zwölf Gesänge. Das. 1841.
Antigone von Sophokles, übersetzt im Versmaße des Originals. Das. 1842.
Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Hamburg 1843.
Schrift oder Geist? Eine positive Entgegnung auf des Pfarrers Wislicenus „Verantwortung gegen seine Kläger". Das. 1845.
Das Kirchenjahr im Hause. 1te und 2te Hälfte. Heidelberg 1845.
Lebensfragen in sieben Erzählungen. 3 Bde. (1r Bd.: Die Bauern. — Des Lebens Nachtseite. 2r Bd.: Die Ehepaare. — Der Zweikampf. — Die Kommunisten. 3r Bd.: Das Pfarramt. — Mammon.) Das. 1846.
Ueber die Gesangbuchssache in Preußischen Landen. Eine Denkschrift. Das. 1846.
Das kirchliche Bekenntniß und die lehramtliche Verpflichtung u. s. w. Halle 1847.

759. Sage von der Springfluth.

Das Segel schwoll, das Schiff stieß ab,
Der Schiffer stand am Rand,
Er sah in's ferne Meer hinab
Und hob zum Schwur die Hand:
„Ihr Wolken alle, horchet her,
So viel am Himmel sind,
Zum Zeugen ruf' ich dich, o Meer,
Und dich, allmächt'ger Wind!"
Da huben sieben Meerfei'n grün
Sich auf vom dunklen Riff,
Sie winkten her und zeigten hin
Und schwammen nah zum Schiff.

Er sprach: „Nun segnet meine Bahn
Und wendet alle Noth,
Ob auch Gefahr und Stürme nahn,
Und Blitz und Klippe droht;
Dann schwör' ich, daß ich lebenslang
Nicht eure Bahnen scheu',
Und bleibt ihr mir getreu im Drang,
So bleib' ich euch getreu."
Da sahn die sieben Meerfei'n grün
Still deutend Blick in Blick,
Sie winkten her und zeigten hin
Und sanken zum Grund zurück.

Frei fuhr er durch an manches Land,
Was auch des Sturms geschah.
Da landet er am schönsten Strand,
Den je ein Schiffer sah;
Da schritten Jungfrau'n, hold und frisch,
In sonniger Morgenluft;
Aus Blüthengärten und Gebüsch
Quoll heimatsüßer Duft;
Das Horn vom Walde tönte voll
In nahen Zitherklang,
Aus hellen, luft'gen Häusern scholl
Ein lieblicher Gesang.

„So manches Jahr, nach manchem Platz,
Fuhr ich dahin, daher,
Und schwebte mit dem reichsten Schatz
Arm auf dem armen Meer.
Hab' Gruß, du Land, so fest und gut!
Du grünst und blühst von Glück;
Leb' wohl, du öde, weite Fluth!
Nie kehr' ich mehr zurück."
Da sahn die sieben Meerfei'n grün
Empor mit dräu'ndem Blick,
Sie winkten her und zeigten hin
Und sanken zum Grund zurück.

Am Strande baut er sich ein Haus,
Das glänzte fern in's Meer;
Der Schiffer sah zum Fenster aus,
Als ob er König wär'.
Die schönste Jungfrau führt' er ein
Mit reicher Hochzeitpracht;
In ihren Armen schlief er ein,
Es war die schönste Nacht.
Da huben die sieben Meerfei'n grün
Sich aus der Fluth empor,
Sie winkten rings, sie zeigten hin
Und riefen laut: Hervor!

Da rauscht und wogt es rings am Strand,
Es quillt und schwillt empor,
Die Wogen brausen auf das Land
Und wallen an das Thor;
Sie steigen auf von Stein zu Stein,
Und wühlen durch das Haus,
Die Wand erkracht, das Dach stürzt ein —
Der Schiffer springt hinaus.
Da mahnen die sieben Meerfei'n grün
Ihn an den alten Bund,
Sie winken her, sie zeigen hin,
Und reißen ihn in den Grund.

Verfolgt vom Rochen und vom Hai
Muß er den Grund durchfliehn.
Doch wenn die Büsche blühn im Mai,
Das Mägdlein singt im Grün:
Dann, will er flüchten auf das Land,
Ihm nach die Woge quillt;
Dann eilt der Fischer von dem Strand,
Und ruft: Die Springfluth schwillt!
Dann sehn die sieben Meerfei'n grün
Empor mit ernstem Blick,
Sie winken her und zeigen hin,
Und reißen ihn zurück.

---

760. Die Zwerge.

Wie war die Zeit so lieblich, der Tag so froh und klar,
Als noch mit jedem Morgen der Zwerge bunte Schaar
Stieg aus den Bergesklüften herab in Wies' und Feld;
Wie haben sie so traulich den Menschen sich gesellt!

Da schadete kein Regen, kein Hagel dem Getreid,
Die klugen Zwerge wußten's, sie schnitten's vor der Zeit;
Sie schufen in den Feldern, in Haus und Hof und Stall,
Und Menschen, Vieh und Früchte gediehen überall.

Da droben an der Wiese, noch steht der Ahorn da,
Wo man auf schwankem Aste die Zwerglein sitzen sah;
Dort saßen sie im Schatten, die kleinen Gesellen treu,
Wenn drunten die Mähder wandten das frische, duft'ge Heu.

'S ist über Nacht geschehen, daß man zersägt den Ast,
Er hing nur noch am Stamme, ihn hielt ein Streiflein Bast.
Arglos am Morgen kamen die Kleinen allzugleich,
Sie klommen auf den Ahorn und sprangen auf den Zweig.

Da ist der Bast gerissen, der Ast erkracht und fällt,
Die treuen Zwerglein stürzen gar jämmerlich in's Feld.
Wer mochte da sich freuen, der solches angesehn?
Wer mochte da noch lachen? Und dennoch ist's geschehn.

Sie aber raffen eilig sich von dem Boden auf
Sie hoben Händ' und Stimmen erzürnt zum Himmel auf:
„O dort der blaue Himmel, wie ist er hoch und hehr,
Und o wie groß die Untreu! Heut hier und nimmermehr!"

So riefen sie und gingen. Da ist die Zeit ergraut;
Es bringt nicht Heil noch Segen, was dort der Landmann baut;
Die Saaten hageln nieder und Scheun' und Stall sind leer.
Die treuen Zwerge schieden und kehren nimmermehr.

---

761. Unterthanenliebe.

Der Graf zu Schaumburg-Lippe, Herr Friedrich Christian,
In seiner Wehr zu Rosse kommt er die Straß' heran;
Da tritt ein stiller Bürger aus seinem Haus hervor,
Sieht den gestrengen Herren und birgt sich hinter'm Thor.

Das hat der Graf gesehen, er hält und ruft: „Heraus!“
Nichts kommt; er ruft's noch einmal, — es regt sich nichts im Haus;
Er ruft es laut zum dritten — und noch bleibt alles still.
„Nun möcht' ich doch erfahren, wer hier mir trotzen will.“

Er zieht aus seiner Holfter das Schießgewehr und schießt,
Daß man am Loch im Holze noch heut das Zeugniß lies't.
Fast traf er den Versteckten; der birgt sich länger nicht,
Er stürzt hervor und neigt sich mit bleichem Angesicht.

„Was birgt Er sich?“ ruft jener, die Stirn von Zorn gefurcht.
„„Gestrenger Herr, ich sah Euch, da barg ich mich aus Furcht.““
Da setzt der Graf den Sporn ein und fährt ihn donnernd an:
„Ihr dürfet mich nicht fürchten! Ihr sollt mich lieben, Mann!“

---

762. Der Flüchtling.

Der Wanderer.

Einsam am äußersten Missouri
Treff' ich den Freund, so wohlbekannt,
Den einst des Paradieses Houri
Mit ihrem weißen Arm umwand?
Noch, dünkt mich, stehen die Gemächer
Prachtvoll und blendend vor mir da,
Wo ich der Lust kristallnen Becher
Voll Feuergluth ihn schlürfen sah.

Der Ansiedler.

Auch mir, auch mir steht's vor den Blicken,
Haus, Laubengarten, Blüthengang,
Wo ich an's Herz sie durfte drücken,
Mein Arm den holden Leib umschlang.
Noch klingt der Schwur in meinen Ohren,
Der ew'ge Lieb' und Treu' versprach,
So falsch und ach! so hold geschworen,
Ein ganzer Himmel klang ihm nach.

Ich kam zurück, so froh gelaunet,
Gelungen war, wornach ich rang.
Ich war schon fremd, ward angestaunet,
Mein Anblick währte schon zu lang.
Vergessen wart ihr, süße Zeiten,
Wo ich im Dunkel zu ihr schlich;
Ich sah den Hochzeitschmuck bereiten,
Sie schmückte sich, ach! nicht für mich.

Wer war's, der diese Philomele
Mit ihrem Zaubersang umschloß?
Der einz'ge Freund, in dessen Seele
Mein süß Geheimniß ich ergoß.
Nachts stand ich in der Straße Mitten
Und sah zum Fenster schwer und bang,
Da kam ihr Freund mit leichten Schritten
Vorbei, wo ich in Schmerzen rang.

Ich hab' ihn am Gewand ergriffen,
Ich zerrt' ihn rückwärts, hielt ihn fest.
„Wer seid Ihr Bettler ungeschliffen,
Der Ihr Euch solcher That vermeßt?
Hinweg! ich habe nichts zu geben.
Was fordert Ihr in tiefer Nacht?“
„„Nichts, als dein feiges schlechtes Leben,
Ehrloser Schurke!““ sprach ich sacht.

Es schien der Mond so voll und helle,
Die Schwerter waren schon zur Hand.
Wir schritten stumm zur fernen Stelle.
Die Nacht, wie still und bleich sie stand!
Die Klingen gellten, gellten wieder,
Die Schuld entkräftete den Mann;
Verblutend sank er vor mir nieder —
Entsetzt sah ich den Todten an.

Dann blickt' ich tief in meinen Busen,
Ich suchte Schuld und fand sie nicht,
Doch furchtbar grins'ten die Medusen
Mir die Gesetze in's Gesicht.
Grausame, eurer Strafen Köcher
Füllt ihr für seine Schandthat nicht;
Ruft uns Natur und Gott zum Rächer,
Schleppt ihr uns höhnend vor Gericht!

Da floh ich scheu. Ich bin entgangen
Der Rechte langsam giftgem Grab.
Den Alligatorn und den Schlangen
Rang ich die neue Heimat ab.
Die Rothhaut kennt schon meine Tritte
Und staunt der rüstgen Thätigkeit. —
Komm! treten wir in meine Hütte
Und plaudern von vergangner Zeit.

Eduard Duller,

geboren zu Wien am 8. November 1809, studirte auf dasiger Universität Philosophie und Rechtswissenschaft; verließ jedoch, der geistbeengenden heimatlichen Zustände wegen, 1830 die österreichischen Staaten und wandte sich vorerst nach München, wo er mit dem Romanschriftsteller Spindler in freundschaftliche Verbindung kam und an dessen „Damenzeitung“ und „Zeitspiegel“ mitarbeitete. Im folgenden Jahre begleitete er denselben nach Baden-Baden, begab sich 1832 nach Trier, von da 1834 nach Frankfurt, wo er die Zeitschrift „Phönix“ gründete (1835—38), und wählte 1836 Darmstadt

zum bleibenden Wohnsitz, wo er, unermüdlich thätig auf dem Felde unserer Literatur, nebenbei die Redaktion des halbpolitischen Blattes „Das Vaterland“ 1842—45, und 1848, nach der Märzrevolution, kurze Zeit die der „Darmstädter Zeitung“ besorgte.

* * *

Duller ist einer der hochbegabtesten Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, von ehrenwerther Gesinnung. Phantasie- und Erfindungsreichthum, lebendige Auffassungs- und Darstellungsgabe, tiefes Gefühl, Humor, und eine größtentheils reine, geglättete, bilderreiche Sprache sind seine rühmlichen Eigenschaften, und er würde wohl, bei seiner seltenen Befähigung, zur Klassizität des Styls es gebracht haben, wenn er nicht jahraus jahrein zu viel produzirte. Bereits mit siebenzehn Jahren schrieb er das (1828 im Theater an der Wien zur Aufführung gekommene) Trauerspiel „Meister Pilgram“, welchem etwas später die Dramen „Der Rache Schwanenlied“ und „Franz von Sickingen“ folgten, unreife aber begeisterte Jugendarbeiten, die letztgenannte, ob auch an Goethe's Götz von Berlichingen stark erinnernd, nicht ohne selbstständige Haltung. Von der Bühnendichtung wandte er sich nun mehr und mehr der Novelle und dem historischen Roman zu, anfangs in der gespenstisch-düstern, phantastischen Manier eines Hoffmann, Weisflog u. A., dabei schwülstig und verworren, später klarbesonnen die Ueberfülle seines Gedankenstoffs ordnend und beherrschend, und zu mehr naturwahrer Gestaltung läuternd. Für eine seiner vorzüglichsten Schöpfungen dieser Periode kann der Roman „Kaiser und Papst“ gelten. In neuerer Zeit hat Duller vorzugsweise der vaterländischen Geschichtschreibung, in freimüthiger populärer Darstellung, seine Kräfte gewidmet und in der Fortsetzung von Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ seinem Vorbild mit Erfolg nachgestrebt. Ob auch auf ihn Anwendung findet, was Schiller einmal von sich sagte: „Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden“, mag dahingestellt bleiben. — Auch als Lyriker und lyrischer Epiker hat Duller ein großes dichterisches Talent bewährt, weniger in dem Balladen-Cyklus „Die Wittelsbacher“, worin er sich mit Vorliebe in Uhland'schen Manieren bewegt, als vielmehr in seinen „Fürst der Liebe“ überschriebenen poetischen Erzählungen, ächten Humanitätsdichtungen, worin er „das Menschliche in der Religion der Liebe zu verherrlichen sucht, wie sein Freund Sallet in der philosophischen Weltanschauung.“ Sie zeichnen sich, wie auch mehrere in den gesammelten „Gedichten“, durch Tiefe der Gedanken, erhabene, großartige Anschauung, Bilderpracht und feine Behandlung der Form aus. Eine seiner schönsten und eigenthümlichsten Poesien ist „Das Kind“, wo der Dichter die schauerliche Sage von tyrannischen Burgherren sehr glücklich benützt hat, die, um ihre Zwingburgen für Jahrhunderte fest und unversehrt zu erhalten, ein unschuldiges Kindlein in den Grund mauern ließen.

Schriften:

- Meister Pilgram. Trauerspiel. Wien 1829.
- Die Wittelsbacher. Balladen. München 1831.
- Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen. Frankfurt 1833.
- Der Rache Schwanenlied. Schauspiel. Stuttgart 1834.
- Berthold Schwarz. Novelle. Das. 1832.
- Freund Hain. Grotesken und Phantasmagorien. Mit Holzschnitten von Moriz v. Schwind. 2 Abtheilungen. Stuttgart 1833.
- Der Antichrist. Novelle in 2 Theilen. Leipzig 1833; 2te Ausgabe 1836.
- Erzählungen und Phantasiestücke. 2 Bde. Frankfurt 1834.
- Die Feuertaufe. Erzählung. 2 Thle. Das. 1834.
- Geschichten und Märchen für Jung und Alt. 2 Bdchn. Stuttgart 1834—35.
- Kronen und Ketten. Ein historischer Roman. 3 Bde. Frankfurt 1835.
- Phantasiegemälde. Das. 1835. 36.
- Loyola. Hist. Roman. 3 Bde. Das. 1836. 37.
- Deutsches Stammbuch; herausgegeben. 1838.
- Erzählungen. 2 Bde. Das. 1838.
- Kaiser und Papst. Roman. 4 Thle. Leipzig 1838.
- Grabbe's Leben (zu Grabbe's „Hermannschlacht“). Düsseldorf 1838.
- Die malerischen und romantischen Donauländer (als Sekt. 5 des „Malerischen und romantischen Deutschlands“). Leipzig 1839.
- Geschichte der Jesuiten. Ein Büchlein für's deutsche Volk. Das. 1840; 2te stark verm. Aufl. Berlin 1845.
- Die Geschichte des deutschen Volkes. Mit 100 Holzschnitten nach Originalzeichnungen. Das. 1840; 3te Aufl. Berlin 1846.
- Neue Beiträge zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen, bisher ungedruckte Briefe dieses Fürsten und seiner Zeitgenossen, Karls V., Ferdinands I., der Königin Maria von Ungarn rc. Im Auftrage des hist. Vereins für das Großherzogthum Hessen gesammelt im königl. belgischen Staatsarchiv zu Brüssel u. s. w. Darmstadt 1842.
- Der Fürst der Liebe. Dichtungen. Leipzig 1842.
- 1862. Gedicht zum Besten des Kölner Dombaues (mit Ferd. Freiligrath). Darmstadt 1842.
- Maria Theresia und ihre Zeit. 8 Hefte. Siegen und Wiesbaden 1843—44.
- Rom! Gedicht. 1845.
- An die Fürsten. Stimme eines deutschen Katholiken. (Gedicht.) Darmstadt 1845.
- Deutschland und das deutsche Volk. Mit 150 Ansichten in Stahlstichen und 50 kolorirten Abbildungen von Volkstrachten nach Originalzeichnungen. 50 Lieferungen. Leipzig 1845—46.
- Gedichte. Berlin 1845.
- Offener Brief eines deutschen Katholiken an die deutschen Bischöfe. Darmstadt 1845.
- Aufruf an die deutschen Katholiken, Priester und Laien. Das. 1845.
- Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten. Mit 50 kolorirten Volkstrachten-Bildern. 25 Lieferungen. Leipzig 1847.
- Märchen für die Jugend. 2te durchgesehene und verm. Aufl. Mit 6 kolorirten Bildern. Pesth 1847.
- Erzherzog Karl von Oesterreich, geschildert. Mit Illustrationen. 21 Lieferungen. Wien 1847.
- Die Männer des Volks, dargestellt von Freunden des Volks; herausgegeben. In monatlichen Heften. Frankfurt 1847.
- Lieder für Deutschkatholiken. Darmstadt 1848.

763. Der Pfaff vom Kalenberg.

Otto, Fürst von Oesterreich,
Trägt ein Kränzlein frischer Rosen;
Tanz und Fastnacht gleich
Gilt ihm Regiment und Reich,
Spiel soll freu'n den Friedelosen!

Herrschaft? Auch nur — Mummerei,
Froh begonnen, trüb geendet!
Schellenklang, Geschrei,
Schlechter Trost, — dies Einerlei,
Da sich Frieden fortgewendet! —

„Laßt mir“ — ruft er aus im Groll,
„Wiegand kommen, meinen Pfaffen!
Schwank und Kurzweil soll,
Weil das Herz mir unruhvoll,
Mir der lust'ge Pfarrherr schaffen.“

Zu dem Herzog alsogleich
Kommt der Pfarrherr frisch gegangen.
„„Ei, um's röm'sche Reich!
Herr, was seid Ihr trüb und bleich?
Rosen, welk auf Haupt und Wangen?““

Spricht der Herzog drauf: „Ich bin
Unhold; gern, wie ich es meine,
Herrscht' ich! doch darin
Widerstrebt mir jeder Sinn.
Sagt, wie ich sie All' vereine!

Schafft ein Mittel doch dafür,
Kluger Pfarrherr, mir behende;
Daß von Allen mir
Keiner widerstreb' hinfür
Und mein Trübsinn stracks sich wende.“

Wiegand spricht: „„Ich will Euch gern
Guter Räth' ein Schock ertheilen;
Aller Säumniß fern
Möcht' ich solchen lieben Herrn
Wohl von aller Trübsal heilen.““

Und nun führt er ihn sogleich
Auf des Kalenberges Gipfel.
„„Jetzt noch seid Ihr bleich,
Bald der besten Lehre reich;
Guckt mir auf der Kutte Zipfel!““

Sagt's und springt dann schnell wie toll
Fort, und kehret spät erst wieder,
Und die Kutte voll
Bringt er. „„Merket auf! das soll
Bald Euch heilen. Schaut nur nieder!““

Schädel sind's vom Todtenhaus,
Die der Pfaff herbeigetragen;
Aus der Kutt' heraus
Kollern sie anjetzt, im Braus
Bunt den Berg hinabgeschlagen.

„„Lieber Herr, nun sehet hin!
Wie die Gecken Freisinn hegen!
In den Knochen drin
Steckt's! — Nach seinem eig'nen Sinn
Jeder rollt auf eig'nen Wegen.

Thun sie so selbst nach dem Tod,
Zwingt Ihr sie auch nicht im Leben.
Wenn der Schädel droht,
Zwingt das Fleisch kein Machtgebot.
Brecht — die Rosen! Preßt — die Reben!““

---

764. Das Kind.

In heller Tagespracht
Erglänzt des Königs Schloß um Mitternacht;
Durchduftet sind von Würz' und Spezerei'n
Die Säle; stumme Sklaven streu'n
Auf's neue Weihrauch in die goldnen Becken.
Musik ertost; hinschwebt im leichten Tanz
Die zierliche Mänade, Wollust ganz,
Und sinkt ermattend dann auf seidne Decken.

Ihr schwarz Gelocke fließt
Herab in üpp'gen Wellen, und umschließt
Den schlanken Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
Ein Blick, der glüh'nd in's Herz sich schmiegt
Dem Fürsten und durchrieselt seine Glieder.
Sie ist entschwebt. Ein Atlaßvorhang rauscht;
Entgürtelt stehet sie dahinter, lauscht,
Und von den Schultern sinkt die Hülle nieder.

Der wilde Lärm verhallt;
Nur leis einschläfernd noch ein Brautlied schallt.
Ein holder Dämmer webt um ihn und sie,
Und Kuß um Kuß wird Melodie.
Er schlummert endlich ein, betäubt, befangen
Vom Liebeszauber, liegt an ihrer Brust wie todt,
Rosenumkränzt, der mächtige Despot,
Sie bleibt noch wach vor fieberndem Verlangen.

Ihr wird so bang, als hielt'
Am Herzen sie ein kaltes, eh'rnes Bild;
So hart dünkt ihr des Fürsten schwellend Bett,
Wie eines Sarges rauhes Brett;
Der Duft des Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
Als wie geweihten Harzes edler Duft
Bei'm Todtenamt in lang verschloßner Gruft,
Und wie Geruch von Katafalkes-Kerzen.

Fortschläft er todesschwer,
Kein Laut, kein Säuseln hörbar rings umher,
Sie preßt vor Grau'n ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
Vergebens! — Horch! Emporgeschreckt
Springt sie jetzt auf und läßt den Schläfer fahren.
Was wimmert durch die Nacht? So deutlich klang
Es, gleich als ob ein Kind in Schmerzen rang;
Sie bebt vor Frost, deckt sich mit ihren langen Haaren.

Ja, wie aus Kindes Mund,
Und dumpf, als schöll's herauf aus tiefem Grund.
‚Wach' auf,‘ ruft sie; — ‚ein Mord, nah' am Gemach!‘
Er regt sich, halb im Schlaf, halb wach,
Und stammelt bleich: „Auf, faßt den Mörder, Schergen!“
Drauf sie zu ihm: ‚Hörst wimmern du's?‘ — „Ich hör's“ — —
‚So hilf, eh's schon zu spät! Errett' es! Schwör's!
Wir suchen's . . . . nächste Nähe muß es bergen.‘

Zurück rauscht die Gardin',
Sie nimmt die Lampe, Beide eilen hin
Durch Säl' und Prunkgelasse, eins umfaßt
Das andre bang, — sofort in Hast.
Hier war's! — — Nein dort! . . . . Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie schleichen bebend fort; —
Nichts hörbar als der Wächter Losungswort,
Nichts sichtbar als der Partisanen Schimmern.

Schneebleich in's Schlafgemach
Zurücke kommen sie, und Grau'n folgt nach,
Und haucht sie an, zupft sie am Nachtgewand.

Los reißt sich aus der Nymphe Hand
Der Fürst, verhüllt die Augen sich, die Stirne.
Ist's Grau'n? Ist's Scham? Sie faßt ihn schmeichelnd an;
„Hinweg die Hand!“ ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abscheu! Fort von mir, du Dirne!“

Und vor die Schwelle stößt
Er sie, die heiße Lieb' ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewissen durch die nächt'ge Ruh';
An seine Kissen tritt herzu
Ein bleiches Kind mit einer Wund' im Herzen —
Ein luft'ges Bild . . . . Er stürmt entsetzt hinaus,
Er weckt die Diener all' in seinem Haus:
„Licht! Licht! Anzündet Lampen, Fackeln, Kerzen!“

Und als der Morgen graut,
Läßt er's verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geschah in meinem Schloß heut Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.
Wer mir den Thäter bringt, dem will ich fürstlich lohnen!“
Da schaart das Volk sich, bangend ob dem Wort,
Als träfe all' ein einz'ger neuer Mord,
Wenn Frevel sich nicht scheut im Fürstenschloß zu wohnen.

Doch wie der Fürst auch schreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gau'n
Und träuft in alle Herzen Grau'n; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenseit des Grenzsteins sie, und eilt herbei
Zur Hauptstadt; wer ihn siehet, senkt voll Scheu'
Das Haupt; denn jener Greis ist ein Verbannter.

Der Alte aber tritt
Zum finstern König hin mit festem Schritt.
„‚Ich kann dir's sagen, Fürst,‘“ so hebt er an,
„‚Wer diesen Frevel hat gethan;
Du wirst mich tödten, wenn du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit sprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr' ich heim in's Vaterland,
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren.

Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band; bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag empor gebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das sollt im Grund lebendig ihr einsargen!

Und wie er rieth, geschah's;
Und ohne Scheu' und Scham und Mitleid sah's
Dein Ahn, o Fürst, wie man das Kindlein hub
Hinab, und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchsen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun steht das Schloß, gefeit; kein Feind nimmt's ein;
Das Kindlein aber lebt noch unter'm Stein,
Denn Gottes Engel sind mit ihm darinnen.

Und ob dein Schloß auch gleißt
Mit goldnem Dach, und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, du hast's gehört bei Nacht,
Wie es in seinen Schmerzen wacht!
Es wächst so lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, so trotzig sie auch steht,
Ein Odem Gottes ist's, der sie zerweht,
Und über Nacht ist sie in Asch' zerstoben.

Das Kind, o Fürst, das lebt
Im Grabe, wisse: daß es einst begräbt
All deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es betreut;
Wann es im Wachsthum hoch genug geschossen,
Wird es mit seinem heil'gen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchstoßen!

Fragst du: wie heißt das Kind? —
Antwort gibt dir der nächste Frühlingswind,
Der dich nicht fragt, ob du ihn auch gebannt,
Ruft: Freiheit ist das Kind genannt,
Das Gotteskind, das schnöde Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig wie für todt,
Auf dessen Haupt du wandelst jetzt, Despot!
Doch Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben!‘“

Den Fürsten fasset Graus,
Er bebt, und mit ihm bebt und wankt sein Haus;
Es neiget sich der Zinnen goldne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Estrichs glatter, schöngefügter Spiegel,
In Staub stürzt jeder Säule goldner Knauf.
Horch! ein Triumphlied schallt vom Grund herauf!
Geborsten ist der Grund; es schmolz das Siegel.

---

765. Das Mahl zu Burgos.

(8. November 1808.)

Trompetenton erschallt
Durch Burgos' Straßen. Unabsehbar wallt
Das Heer im luft'gen Siegesmarsch herein,
Und „Vive l'empereur!“ tönt zwischendrein;
Franzosen sind's; dreifarbig ihre Fahnen!
Ein schmuckes Volk und recht zum Krieg gemacht,
Das leichten Sinn's dem Tod in's Antlitz lacht,
Voll Jugendlust die ältsten Veteranen.

Stolz hebt das edle Roß
Bei'm Marsch den Kopf; es fühlt: 's ist der Genoß
Des Ruhms, den sich sein Reiter frisch gewann;
Aushielt's getreu wie Mann für Mann,
Wenn ringsumher die heißen Kugeln flogen.
Und streicht der Reiter schmeichelnd ihm den Bug,
So denkt es d'ran, wie's ihn gewandt und klug
Im Siegeslauf dem sichern Tod entzogen.

Des Helmes Schweif zerfetzt,
Die Rechte keck der Seite eingesetzt,
So geht's im Schritt, und mancher Reiter blickt
Hinan rings zu den Fenstern. Nickt
Kein schönes Kind mit altkastil'schen Augen? —
Es zeigt sich keins. Verdrossen in den Bart
Brummt der Soldat: „Verdammt der Mädchen Art,
Die nur für Klöster und für Pfaffen taugen!“

Nicht Frau'n allein, — es will
Kein Aug' sie seh'n. Die Stadt ist todtenstill,
Wie hohe Gräber stehen ringsumher
Die Häuser all'. Und hoch und hehr
Aus einem kommt ein Held herangeschritten,
Der Geist des Cid. Entgegen stellt er sich
Dem Heer und ruft: ‚Zurück! hier hebe ich
Das Schwert noch stets, mit dem ich einst gestritten!

Vernimm den Ruf: Zurück!
Der Schnitter steht im ährenhohen Glück.
Zum letztenmal: Zurück! Vernimm dies Wort!‘ —

Sie hören's nicht; sie reiten fort
Im Siegesmarsch durch Burgos' weite Straßen. —
Quartier gemacht! Sie sitzen ab. Zwei, drei
Kastilier standen dort; sie flieh'n. „Es sei,
Sie fürchten uns, man muß sie laufen lassen!

Lohnt's doch der Mühe! Wein
Und Mädchen wollen stets gefunden seyn.
Wo sucht man sie? Wo sie verboten sind,
Der alte Wein, das junge Kind, —
Im Kloster! Frisch! Es gibt ein froh Begegnen.
Herbei, ihr Patres! Faßt die Zäum' und stallt
Die Rosse ein! Ihr säumt noch? Braucht's Gewalt?
Wein, Wein herbei! Und ihr sollt ihn uns segnen!" —

Ein altes Kloster war
Am End' der Stadt. Da lag der Mönche Schaar
Im Hause Gottes knieend; keiner sprach
Ein Wort; Trompetenhall durchbrach
Die Todtenstille, wie Gerichtsposaunen.
Die Mönche blickten still verzückt empor,
Als schweb' ein Geist herab im hohen Chor,
Das rechte Wort jedwedem zuzuraunen.

Sieh: auf der Kanzel stand
Der Prior, todtenblaß, doch Todesbrand
Glüht' aus dem Blick; er hob die Recht' und sprach:
„Treu bis zum Tod! Wer folgt mir nach?" —
Und alle hoben an mit lautem Sagen:
„Treu bis zum Tod!" Der Prior drauf: „Verflucht,
Wer lieber Knechtschaft als das Leben sucht,
Und Schande lieber als den Tod will tragen!

Die Rache ist des Herrn,
Wir seine Diener, und wir thuen gern,
Was er uns heißt. Getreu wird sie vollstreckt,
Bis Freund und Feind die Erde deckt.
Das Letzte noch, was wir vollbringen können,
Heißt Sterben. Und nicht nutzlos sei's; es sei
Gemeinsam! Wir, o Brüder, sterben frei; —
Laßt ihnen uns ein Grab bei uns vergönnen!" —

„Ein Grab mit uns!" so ruft
Der Mönche Schaar, „doch nicht die freie Luft!
Gebeut, wir thun's!" — Der Prior sinnt und schweigt;
Dann nieder von der Kanzel steigt
Der Greis entschlossen zu der Schaar der Brüder,
Jedwedem drücket er die Hand und spricht:
„Leb' wohl, mein Bruder, doch für lange nicht;
Als Brüder lebten wir, so finden wir uns wieder.

„So rüste," sprach er dann,
„Ein Mahl, wie man kein bess'res finden kann,
Du Bruder Koch, nimm jede Würz' dazu;
Und Bruder Kellermeister du,
Laß mich dir heute helfen! Horch, die Gäste, — —
So früh, ihr Herr'n? Nun, tretet ein, und seid
Willkommen; was da Küch' und Keller beut,
Reich tisch' ich's auf bei diesem selt'nen Feste!

Ihr bringt den frischen Ruhm
In's alte traur'ge Refektorium;
Drum schmück' es sich, wie's noch das Jahr vermag;
Denn leider ist's Novembertag,
Und Grabesblumen sind's nur, die noch blühen;
Doch soll dafür, beim hellen Kerzenschein,
Des Klosters Kleinod euch, der ält'ste Wein,
Dem Schlauch entzapft, in Glas und Herzen glühen!"

Eintritt der General
In's Refektor, das von der Kerzen Strahl
Erhellt, mit Kränzen ist geschmückt; ihm drängt
Der Krieger Schaar sich nach und mengt
Sich in der Mönche Chor mit heit'ren Scherzen.
„So frohen Abend hofften wir uns nicht
Bei euch!" so reden sie vergnügt, — „man spricht
Grau'nhafte Mären sonst von span'schen Herzen!"

Das Mahl wird aufgetischt
Und jeder Offizier erquickt, erfrischt
Sich nach des Tages schwerer Last; nichts ward
An Leckerbissen heut gespart,
Die Gäste recht nach Würden zu bewirthen.
„Wer hätt' es diesen Mönchen zugetraut?"
Fragt mancher Gast, der ihren Frohsinn schaut;
„Sie leben hoch!" — Und alle Gläser klirrten.

„Nun denn, zu guter Letzt!"
So hub der Prior an, „bring' ich euch jetzt
Vom Ausstich, den ich treulich aufbewahrt!
Nie netzt' bis heut er einen Bart; —
Den Schlauch herbei und füllt uns die Pokale!
Den ersten mir! Wahrhaftig, der schmeckt gut,
Ein wenig eigen, doch wie flüss'ge Gluth. —
Auf euer Wohl! Mir nach, ihr Gäste alle!"

Sie nippen d'ran: „Bei Gott,
Ehrwürd'ger Herr, der duldet keinen Spott,
Der strömt wie Feu'r!" Sie trinken! — „Noch einmal
Und wieder füllt uns den Pokal!
Der Kaiser lebe!" — „Wie wir alle leben!"
Der Prior spricht's, trinkt, setzt den Becher hin,
Und steht dann auf; die Brüder steh'n um ihn,
Und ihre Hände zum Gebet sie heben.

Und von den Gästen zieh'n
Sie sich zurück in eine Ecke hin,
Geschlossen Mann an Mann, und heben an
Wie Preisgesang: „Es ist gethan!
Du hast, o Herr, die Diener treu erfunden!"
Drauf singen sie im Chor die Litanei:
„Miserere Domine! Herr, steh uns bei,
Nun richte du, dem wir uns fest verbunden!" — —

„Was soll's? Was ist?" So ruft
Der General, „das tönt wie aus der Gruft!"
Der Prior drauf: „Zur Gruft! Wir wandeln all'
Dahin, eh' unsrer Glocke Hall
Die nächste Stund' ausruft. Es ist geschehen.
Getödtet habt ihr uns die Freiheit; wir,
Wir haben euch getödtet; wir wie ihr
Empfinden bald des Todes eisig Wehen!

Wenn nichts vor Tyrannei
Mehr schützt, dann steht der Tod dem Freien frei;
Wir nahmen ihn, wie er sich dar uns bot
Als Gottes allerletzt Gebot; —
So sterben wir getreu für Spaniens Ehre." — —
Die Gäste schwanken, und die Mönche auch;
Die Mönche rufen mit dem letzten Hauch:
„Ihr sterbet mit uns! durch uns! Miserere!"

Robert Reinick,

geboren 1810 in Danzig, bildete sich in Berlin unter Begas, später in Düsseldorf unter Schadow zum Maler aus, verweilte dann längere Zeit in Rom, und lebt jetzt zu Dresden.

Seine Lieder, durch Zeichenkunst und Musik verherrlicht, verrathen ein zartes, heiteres, liebenswürdiges Gemüth mit einem leisen Anflug des sanften Elegischen. Die Reflexion ist von seinen Grenzen

streng abgeschieden. Gedankentiefe und Vielseitigkeit gehen ihm ab; um so mehr besitzt er Gefühlsfülle und Empfindungsreichthum, und Sinn für das Musikalische des Versbaues. Oefters an die leichtere epische Poesie streifend, aber selten zu eigentlichen Romanzen oder Balladen sich gestaltend (nur einigemal, z. B. in „König Erich", weichlich und subjektiv gefühlselig, und in „Die Monduhr", in Form und Haltung an Goethe's Erlkönig erinnernd), ermangeln seine Darstellungen der bildenden Phantasie. Glücklich ist er in der originellen Manier seiner romanzenähnlichen „Käferlieder". — Wohl kann man sich an der Muse dieses Dichters voll unschuldiger Naturfreude und kindlicher Naivität erfreuen; immerhin aber wird man ihr mehr rechten Gehalt wünschen. Reinick ist überschätzt worden. Seit Jahren ist seine Lyra, bei der Beschränktheit seines poetischen Gebietes, verstummt.

Er veröffentlichte:

Liederbuch für deutsche Künstler (herausgegeben mit Franz Kugler). Mit Melodien und vielen Holzschnitten. Berlin 1833.

Lieder eines Malers, mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf 1838.

A B C-Buch für kleine und große Kinder, gezeichnet von Dresdener Künstlern; mit Erzählungen und Liedern. Leipzig 1845.

---

766. Käferlieder.

1.

Der verliebte Maikäfer.

„Glühwürmchen! Steck's Laternchen an!
Ich will ein Ständchen bringen;
Zur rothen Tulpe führ' mich hin,
Da wohnt meine schöne Fliege drin,
Die hört so gern mich singen!"

Maikäfer spricht's, der eitle Geck;
Er knöpft nach Stutzerweise
Sein braunes Röckchen zierlich auf,
Zieht kraus die Flügel draus herauf,
Und macht sich auf die Reise. —

Auf gelbem Stühlchen saß daheim
Schön Fliege gar zu niedlich,
Trank ihren Thau in guter Ruh,
Aß etwas Blumenstaub dazu,
Und war so recht gemüthlich.

Da leuchtet's durch die rothe Wand, —
Sie war wohl fein gewoben —
Da summt es drauß, da brummt es drauß,
Da wankt und schwankt das Tulpenhaus,
Maikäferchen saß oben.

Schön Fliege denkt: Du alter Narr,
Du kommst mir recht zu passe!
Sie fliegt zum Dach und gießet schlau
Einen ganzen großen Tropfen Thau
Dem Käfer auf die Nase.

Der Aermste sinkt in's tiefe Gras,
Doch spricht er ohn' Verdrießen:
„Das Zuckerkind! wie denkt sie mein!
Wollt' mich mit süßem Trunk erfreun,
Thät nur zu viel vergießen." —

Schön Fliege macht die Aeuglein zu
Und meint, der kommt nicht wieder;
Da summt es drauß, da brummt es drauß,
Da wankt und schwankt das Tulpenhaus, —
Maikäferchen kam wieder.

Schön Fliege denkt: Nun warte Wicht,
Ich will in Takt dich rütteln!
Sie fliegt von Wand zu Wand herum,
Daß sich die ganze Tulpenblum',
Als wär' ein Sturm, muß schütteln.

Der Käfer stürzt herab, doch bald
Vergißt er alles Leiden.
„O Je, wie bin ich doch beglückt,
Mein Ständchen hat sie so entzückt,
Daß hoch sie sprang vor Freuden!" —

Und wieder summt und brummt es drauf,
Es schwankt die Tulpe wieder:
Da stürzt schön Fliege draus hervor,
Schlägt mit den Flügeln ihn um's Ohr,
Und schleudert weit ihn nieder.

Doch bald erholt er sich vom Schreck:
„Nun ist mein Glück vollkommen!
Sie wollt' mich küssen offenbar,
Da mußte grad ich dummer Narr
Ihr unter'n Flügel kommen!

Glühwürmchen, lisch die Lichter aus!
Mußt nicht so viel vergeuden;
Wir brauchen's heute Abend doch,
Da kommen wir viel früher noch,
Es macht ihr tausend Freuden!"

2.

Drei Käferknaben.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
    In Thau ihr Schnäblein tunken,
    Und wurden so betrunken,
    Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum,
    Da wurden die jungen Käfer
    Alle drei verliebte Schäfer
    Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm;
    Sie war von schlauem Sinne
    Und rief die Base Spinne:
    „Spinn mir ein Netzlein um!"

Die Base Spinne kroch heran
Und macht' die Beine krumm krumm krumm,
    Sie spann ein Netz so feine
    Und setzte sich dareine,
    Und saß da mäuschenstumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gesumm summ summ,
    Sind sie hineingeflogen,
    Und wurden ausgesogen,
    Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend sprach,
Und kümmert' sich nicht drum drum drum:
    „So geht's, ihr lieben Käfer,
    So geht's ihr lieben Schäfer,
    Trotz allem Summ und Brumm!"

767. Der Bleicherin Nachtlied.

Wellen blinkten durch die Nacht,
Blaß der Mond am Himmel stand,
Mägdlein saß an Ufers Rand,
Hielt bei ihrem Leinen Wacht,
Sang in wilden Melodei'n
In die weite Nacht hinein:

Bleiche, bleiche, weißes Lein,
In des stillen Mondes Hut!
Bist du bleich, dann bist du gut,
Bist du bleich, dann bist du rein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende seyn!

Sonne gibt zu lichten Schein,
Läßt dem Herzen keine Rast;
Ist der Tag nur erst erblaßt,
Wird das Herz auch ruhig seyn. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende seyn!

War ein thöricht Mägdelein,
Roth und frisch mein Angesicht;
Rothe Wangen taugen nicht,
Locken Unglück nur herein. —
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Bleich muß alles Ende seyn!

Bleichet denn, ihr Wangen mein!
Bleiche meiner Augen Schein!
Bleiche, bleiche, weißes Lein!
Sollst umhüllen mein Gebein! —
Bleich muß alles Ende seyn!
Bist du bleich, dann bist du rein!

768. Die Monduhr.

„Der Förster ging zu Fest und Schmaus!"
Der Wildschütz zog in den Wald hinaus.

Es schläft sein Weib mit dem Kind allein,
Es scheint der Mond in's Kämmerlein.

Und wie er scheint auf die weiße Wand,
Da faßt das Kind der Mutter Hand:

‚Ach Mutter, wie bleibt der Vater so lang,
Mir wird so weh, mir wird so bang!'

„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Schließ deine Augen und schlafe ein!"

Der Mondschein zieht die Wand entlang,
Er scheint wohl auf die Büchse blank.

‚Ach Mutter! und hörst den Schuß du nicht?
Das war des Vaters Büchse nicht.'

„Kind, sieh nicht in den Mondenschein,
Das war ein Traum, schlaf ruhig ein!"

Der Mond schaut tief in's Kämmerlein,
Auf des Vaters Bild mit blassem Schein.

‚Herr Jesus Christus im Himmelreich!
O Mutter, der Vater ist todtenbleich!'

Und wie die Mutter vom Schlummer erwacht,
Da haben sie todt ihn hereingebracht.

769. König Erich.

Herr Erich, der junge Königssohn,
Klein Anna lieb gewann,
Klein Anna mit dem goldnen Haar;
Die schönste Fischermaid es war,
Die je man finden kann.

Für sie früh Morgens in den Wald
Er jagte Hirsch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne sank,
Er fuhr mit ihr den See entlang,
Zog ein die Netze schwer.

„Leb' wohl, mein Lieb, es rufet mich
Des Vaters streng Gebot;
Doch bleib' ich treu dir immerdar!" —
Er kehrte zurück das andre Jahr,
Schön Anna die war todt. — —

Der alte König sank in's Grab,
Herr Erich empfing die Kron'. —
Herr Erich, es ist die höchste Zeit,
Laß ab von Liebesgram und Leid,
Jetzt gilt es Volk und Thron!

Herr Erich ließ vom Liebesgram,
Sein Reich er treu bewacht':
Im Frieden hielt er weisen Rath,
Zu Meer und Land gekämpfet hat
Der Held manch' heiße Schlacht.

Und als er hoch zu Jahren kam,
Und wohlbestellt sein Haus,
Da segnet' er sein glücklich Land,
Nahm wieder Speer und Netz zur Hand,
Und fuhr zum See hinaus.

Von keinem Menschen mehr gesehn,
Dort weilt er ganz allein
In seiner Liebsten ödem Haus;
Die Stürme wehten ein und aus,
Ihn dünkt's wie einst zu seyn.

Früh Morgens zog er in den Wald,
Zu jagen Hirsch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne sank,
Er Netze warf den See entlang,
Als ob's für Anna wär'.

So harrt der greise König dort —
Sein Herz der Liebe voll,
Sein Haupt vom Silberhaar umwallt —
Des Tages, der ihn nun so bald
Mit ihr vereinen soll.

Und wie er einst im Schlummer ruht,
Ein Traum ihn selig macht:
Schön Anna, in der Engel Chor,
Sie öffnet ihm des Himmels Thor,
Dort ist er aufgewacht.

Ignaz Hub,

geboren am 1. Februar 1810 in Würzburg, bildete sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter Hocheder und Eisenhofer, bezog 1829 die dasige Universität, hörte philosophische und philologische Vorlesungen bei J. J. Wagner, Richarz, Osann u. A., beschäftigte sich dann 1833 zu Heidelberg hauptsächlich mit schönwissenschaftlichen und literaturgeschichtlichen Studien, verweilte seit 1835 am Rhein, in Mainz, Koblenz und Düsseldorf, wo er den Musenalmanach „Rheinisches Odeon" (mitherausgegeben von F. Freiligrath und A. Schnezler) gründete, und in verschiedenen Zeitschriften, zum Theil pseudonym unter dem Namen Frank von Steinach, mitarbeitete. Seit 1844 lebt er in Karlsruhe.

Von ihm:

Lyraklänge. Würzburg 1832; neue vermehrte Ausgabe. Augsburg 1833.
Polonia. Gedicht. Mainz 1833.
Rheinische Harfe. Zweibrücken und Mainz 1835.
Rheinisches Odeon. 3 Jahrgänge. Koblenz 1837. 38. Düsseldorf 1840.
Deutschlands Balladen rc.-Dichter. Karlsruhe 1846; 2te Auflage (s. Titel dieses Buchs).
Kritiken, dramaturgische und publizistische Aufsätze, satyrische Bilder u. s. w.

Seine noch nicht gesammelten neueren Gedichte finden sich zum Theil im „Deutschen Horizont," im „Phönix," in der „Mitternachtzeitung," „Erwinia," im „Telegraph," „Salon", im „Badischen Sagenbuch," in den „Elsäßischen Neujahrsblättern," u. v. a.

Im Erscheinen begriffen:

Die humoristisch-satyrische Literatur der deutschen Prosaisten. Von Geiler von Kaisersberg an bis auf die neuere Zeit.

---

770. Der Triumphator.

Auf Wolkenrossen jagt der Sturm
Mit seiner Feuerhauben.
Die Schlacht erbraust, der Donner rollt,
Die wilden Renner schnauben.

Die Erde qualmt von ihrem Huf,
Sie bebt vor seiner Lanze;
Es kocht das Meer und wühlt und schäumt
Im grausenvollen Tanze.

Die Himmelsveste kracht und wankt,
Weit sprüh'n die Schwefelminen,
Und rauschen auf den Kampfesplan
Wie flammende Lawinen.

Da naht der große Feldherr: Gott!
Die Elemente zagen, —
Er zieht als Triumphator ein
Im goldnen Siegeswagen.

---

771. Der Wildheuer.*)

1.

An steiler Bergeshalde,
Fernauf an kahler Flüh,
Da graf't ein armer Heuer
Mit unverdroßner Müh.

Er mäht das karge Futter
Mit seiner Sichel kühn,
Wo nur vom Klippenrande
Noch winkt ein Fleckchen grün.

Tief unten lacht den Sennern
Der zarte Güldenklee,
Hoch oben aber sickert
Durch Gletscher-Eis der Schnee.

Der Arme darf nicht schlagen
Das fette Kraut der Alm,
Sein Leben muß er wagen,
Wo kaum noch sprießt ein Halm.

Und wie er auf die Harke
Sich lehnt zu kurzer Rast,
Sein Blick an Salzleckinen
Ein Gemsenpaar erfaßt.

Auf spitzen Steigehacken,
In wildverwegnem Muth,
Strebt er empor und höher,
In ihm wallt Schützenblut.

Und schnell, statt andrer Waffe,
Die Schleuder nun er schwingt,
Vielleicht, daß ihm zu fällen
Bock oder Geis gelingt.

Den Lederriem geschwungen,
Mit scharfen Kiesels Wucht, —
So hat er oft errungen
Die Beute auf der Flucht.

Noch rühmt das Städtlein unten,
Wie einst zu Thal er schlug,
Ein Kindlein in den Krallen,
Den Geier hoch im Flug.

Das Auge scharf und sicher,
Den sehn'gen Arm, fürwahr!
Er hat sie wohl erprobet,
Und achtet nicht Gefahr.

Er klimmt am Bergesjoche
Hinan, von Eiskristall,
Rings vom Lawinendonner
Erdröhnt der Widerhall.

Vor seinen Blicken öffnet
Ein Schneefeld seine Kluft
Mit stummen Labyrinthen,
Wo nur der Sperber ruft.

Schon glaubt er sich am Ziele, —
Ein letztes Wagen nur, —
Da plötzlich wie verschwunden
Ist vor ihm jede Spur.

Er kann nicht vorwärts dringen,
Er kann nicht mehr hinab,
Dort starren jache Schründe,
Hier gähnt ein offnes Grab.

---

*) Man bezeichnet damit, nach Goethe, die ärmeren Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deßwegen, mit Steigehacken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab. (Vgl. hierzu Schiller's „Tell," Act. 4. Sc. 3.)

Und keine Lehne führet
Durch einen Felsenspalt,
Das Blut vom Ritz der Hände
Gewährt ihm keinen Halt.

Und jedes Mittel scheitert,
Was auch Verzweiflung sucht —
Ihm schwindeln alle Sinnen,...
Er stürzt in die tiefe Schlucht.

Doch sieh, die Wolken tragen
Ihn sanft, ihn wiegt's wie Flaum
Auf unsichtbaren Schwingen...
Den Augen traut er kaum.

Schon ruht er weich gebettet,
Gewiegt in Lenzgefühl,
Inmitten Wundergärten,
Auf moosgeschwelltem Pfühl.

Alprosen und Violen
Verhauchen süßen Duft,
Die silbernen Narzissen
Erglüh'n der Koseluft.

Der Wiesenanemonen,
Der Genzianen Flor
Blickt tausendknospenaugig,
Entzückt, an ihm empor.

Um seine Schläfe lispeln,
Durchweht von Geisterhauch,
Die kühlen, saft'gen Blätter
Von einem Lorbeerstrauch.

Durch Hyazinthen gaukelt
Ein Bach im muntern Tanz,
Ein Kähnlein kommt geschaukelt
Von Perlenmutterglanz.

Drin sitzt der Fürst der Elfen
In funkelndem Gewand,
Er hält das Liliенzepter
In seiner zarten Hand.

Ein Diadem aus Rosen,
Die nie der Winter raubt,
Schlingt sich um seine Locken,
Mit Myrten frisch umlaubt.

Er winkt... ein Maienwölklein,
Gewoben aus Lazur,
Schwebt nieder, ihm zu Füßen,
Und trägt ihn auf die Flur.

„Dich hatte," spricht zum Aelpler
Der Elfenkönig hold,
„Auf jene First verlocket
Ein tückischer Kobold.

Als du den Lämmergeier,
Den Liebling, ihm gefällt,
Da schwur er dir Verderben,
Und hat dich schlau umstellt.

Tief in des Schreckhorns Schlünden,
In seiner Kammern Nacht,
Dort sinnt er Racheplane
Im Bunde finstrer Macht.

Er sendet seine Boten
Durch alle Berge aus,
Sie stürzen von den Säulen
Der Eiswand mit Gebraus;

Sie heulen in dem Waldbach,
Durchtosen Damm und Hag,
Sie schmettern Riesenblöcke
Zu Thal mit Wetterschlag.

Oft wenn auf steilem Grate
Der Wandrer sich verirrt.
Verrammeln sie die Pfade,
Und machen ihn verwirrt.

Gar Mancher liegt begraben
Im Klippenschacht, zerschellt, —
Die Braven zu beschirmen,
Ist meine Macht bestellt.

Ich kenne deine Mühsal
Und deinen Muth und Fleiß;
Zieh heim, du siehst gebahnet
Den Weg auf mein Geheiß!"

2.

Der Heuer zieht von dannen,
Um ihn ein Lustrevier,
Darüber wob den Schleier
Der Himmel von Sapphir.

In blauer Ferne liegen
Die Gletscher, klar und still,
Seladongrün die Bänder,
Der Mantel von Berill.

Und als gemach der Abend
Die Rosenschleifen wand,
Aufflammt es von den Kuppen,
Wie Dankesopferbrand.

Es traben von den Triften
Die Heerden allzumal,
Und von der Alme nieder
Steigt er in's Heimatthal.

Erleuchtet ist sein Hüttlein,
Da trippeln ein und aus
Zwergmännchen mit Laternchen,
Da gibt's wohl Fest und Schmaus.

Sie bieten ihm gar freundlich
„Willkommen von der Fahrt!"
Die kleinen drolligen Wichte,
Um's Kinn den großen Bart.

Sie musiziren, tanzen,
Kredenzen ihm vom Wein,
Und jubilir'n und tollen
In die späte Nacht hinein.

Einschlummert er indessen. —
Geschäftig aber goß
Tief in des Schreckhorns Essen
Der Kobold ein Geschoß:

Zielbogen, Schaft und Bolze
Aus zaub'rischem Metall,
Das unfehlbar die Beute,
Die fernste, bringt zu Fall.

Doch kaum ist mit der Waffe
Gekommen er zu Stand,
Raubt sie der Elfenkönig
Mit unsichtbarer Hand.

3.

Dem Armen aber träumte:
Er sieht durch's Lenzgefild
Im Lilienkleide wallen
Das schönste Frauenbild.

Wo sie nur ging, erblühte
Gesundheit, Freude, Glück,
Und Alle, die sie grüßet,
Beseelt ihr süßer Blick.

Und überall war Tugend
Und hoher Sinn erwacht,
Und geisteskräft'ge Jugend
Aus Aller Augen lacht.

Der Wahrheit goldne Rede
Von allen Lippen quoll;
Aus freier Männer Herzen
Der helle Jubel scholl.

Da plötzlich klirren Waffen....
Der Lanzenknechte Troß
Im freien Alpenthale
Die hehre Maid umschloß.

Umstrickt die edlen Glieder,
Verhüllt den Blüthenmund,
Wird sie hinabgestoßen
Tief in der Zwingburg Grund.

Wie wogt des Träumers Busen!...
Es wallt und tobt sein Blut.
O könnt' er doch entreißen
Sie aus Tyrannenhut!

Wie brennt ihm heiß die Stirne!...
Da naht im Geisterkreis
Der Elfenfürst, die Schläfe
Berührt sein Zepter leis.

Und Zauberstimmen klangen
In wunderbarem Chor:
„Die Freiheit liegt gefangen!
Auf, raffe dich empor!

Dich schützen gute Geister,
Aus Licht gesandt zur Nacht;
Dich waffnet unser Meister!
Nur Muth, der Himmel wacht!“ —

Die Morgenglocken läuten.
Was glänzt verblendend schier
Dem Alpensohn entgegen
Für blanke Waidmannszier?

Von Träumen noch umfangen,
Versucht er bang das Spiel...
„Ha, welche Wunderwaffe!“
Sie fehlet nie das Ziel.

„Weß Meisterhände schnitzten
Solch eine Armbrust mir?
Aus welchem Stahle spitzten
Sie diese Bolzen hier?“

Er holt damit aus Wolken
In's Thal den starken Weih,
Er bohrt dem Königsadler
Im Horst das Herz entzwei. —

Nun graf't auf kahlen Klippen
Der Glückliche nicht mehr,
Bald schaut verwundert Alles
Auf ihn und sein Gewehr.

Ha seht, den Bogen spannt er,
Der freie Mann der Schweiz!
Er löf't aus ihren Banden
Das Götterweib, voll Reiz.

Zu hoher That entschlossen,
Des Traums sich klar bewußt,
Der Tyrannei durchschossen
Hat er die feige Brust.

Da klingt der Ruhm des Schützen
Von Berg zu Bergen hell,
Und alle Thäler jauchzen:
Hoch der Befreier Tell!

---

772. Das Auto da Fé der Todten.

Im Klostergang zu Avila,
In ernster Mitternacht,
Der Prior von Segovia*)
In seinem Grab erwacht.

Die Domuhr zu Sevilla ruft
Den Kardinal zur Beicht';
Mit Stab und Inful aus der Gruft
Pedro Mendoza steigt.

Herr Ferdinand von Aragon
Verläßt sein Todtenschloß;
Der Stände-Rath von Tarragon'
Geleitet ihn zu Roß.

Und dumpf erdröhnt zu Avila
Der Grabesriegel Klang;
Der Prior von Segovia
Sitzt Beicht' im Klostergang.

Die Sünder nah'n in stummer Qual
Mit der Verzweiflung Hohn;
Im Scharlachkleid der Kardinal,
Der König mit der Kron'.

Sie stöhnen ihr Konfiteor,
Die Schädel klaffen weit;
Es braust dem Kardinal in's Ohr:
„Verflucht in Ewigkeit!“

Der hebt empor den Knochenarm:
„„Du sei vermaledeit!
So wahr sich nie die Höll' erbarm',
In alle Ewigkeit!““

Sein Prunkgewand, gefärbt mit Blut,
Zerreißet der Prälat;
Im hohlen Auge Höllengluth
Hohnlacht der Stände-Rath.

Der König wirft die goldne Kron'
Vom Haupt im argen Spott:
„Mir Fluch, und euch von Tarragon'!
Fluch dem Vergelter Gott!“

Und durch den Gang voll Grausen schallt
Ein Wehruf tausendfach,
Daß es durch Spanien widerhallt
Und weckt die Opfer wach.

Der Mönche Schwarm in Ordenstracht,
Die Familiares all',
Erheben sich aus Grabesnacht,
Als ging's zu Fest und Ball.

Dann wallt das Armesünderheer
Der Inquisition
Im gelben Sanbenito her,
In langer Prozession.

Die spitzige Koroza baß
Auf ihren Schädeln kahl...
So geht der Zug ohn' Unterlaß,
Zu der Verdammten Qual.

---

*) Thomas de Torquemada, der berüchtigte Glaubensrichter der Inquisition, starb 1498 und ward in dem aus eingezogenen Ketzergütern für seine grausame Wirksamkeit gestifteten Dominikanerkloster zu Avila begraben. Er war der Beichtvater des Kardinals und Erzbischofs von Sevilla, Pedro Gonzalez de Mendoza, der den Entwurf zur Inquisition legte, wie sie von Ferdinand III. von Aragon und Isabella von Kastilien eingeführt ward, mit Einwilligung der aragonischen Stände, welche 1484 auf der Versammlung zu Tarragona dieselben zu schützen schworen.

Inmitten trägt ein Todtenchor
Langsam der Särge drei:
Die Flammen prasseln rings empor
Und lecken glüh das Blei.

Im ersten, in seinem Richterkleid,
Der Dominikaner liegt;
Im andern der Prälat, in Seid'
Und brennenden Scharlach geschmiegt.

Im dritten der im Hermelin
Und Purpur ächzt sein Weh —
So wallt die Todtenschaar dahin
Und hält Auto da Fé.

Und schrecklich hallt, wie Donnerschlag,
Ihr Fluch durch Welt und Zeit:
„Verflucht bis an den jüngsten Tag!
Verflucht in Ewigkeit!"

---

773. Fahrt durch die Haide.

(Lüneburg, 1839.)

Kahl, unsehbar wie ein Meer,
Dehnt sich die Haide weit und breit.
Es liegt mir auf dem Herzen schwer
In dieser wüsten Einsamkeit.

Der Schwager nickt. — Ein träg Gespann.
Im Wagen sitz' ich seelallein.
Mir fällt ein Lied vom Haidemann,
Und manche trübe Mär noch ein.

Der Mondschein webt im Haidgenist,
Der Nebel bläht den gift'gen Leib.
'S ist Mitternacht. Zu dieser Frist
Steht wimmernd auf das Klageweib.

Man sagt, in ihre Grabesschlucht
Hernieder fluth' des Tages Leid,
Hernieder rausche, gottverflucht,
Willkürlich Recht, gebrochner Eid.

Ha sieh, dort wankt sie riesenlang,
In schreckenhafter Ungestalt!
Der Mund — ein offner Schauergang,
Daraus ein Todten-Echo hallt!

Wie grausig ihre Klage tönt!
Im Winde flappt ihr Leichenhemd! —
Die Eule kreischt, die Unke stöhnt,
Und Stimmen hallen seltsam fremd.

Alraune ächzen ... riesengroß
Aus Hünengräbern ballt's die Faust;
Aus ihrer Hügel dumpfem Schooß
Ein langer Todtenfluch erbraust.

Ha sieh! durch Brake, Busch und Ginst
Entsetzen haucht ihr Angesicht!
Sie glotzt mich an und greint und grinst,
Und folgt mir auf der Fährte dicht.

„Was dräust du mir und reckst die Hand?
Mir bangt nicht vor der engen Truh!
Ich bin ein Fremdling hier zu Land,
Ein Störfried nimmer deiner Ruh."

Sie streicht feldüber. Weh' dem Haus,
Darüber sie den Arm gestreckt,
Da wählt der Tod sein Opfer aus,
Und Trauer hält sich drin versteckt!

„O zeuch vorbei am stillen Dach,
Du leidig Weib! Was ficht dich an,
Daß du mit deinem Weh und Ach
Dich willst des Armen Hütte nah'n?

O zeuch vorüber Hof und Hag!
Im Reiche gleißt so manch ein Schloß,
Wo deine Klage tönen mag
Vom Giebel bis zum Erdgeschoß!"

Sie neigt das Haupt .... sie eilt fürbaß ...
Die Winde schnauben allesammt,
Sie streckt und reckt sich ohne Maß,
Ihr Auge rollt und glüht und flammt;

Sie saust im Wirbelflug davon. —
Die Haide dröhnt von Pferdetrott, ...
Die Hähne krähn ... „Blas Postillion:
Ein' feste Burg ist unser Gott!"

---

774. Die graue Frau von Hohenbaden.

Habt ihr gehört von der grauen Frau
Im Bergschloß Hohenbaden?
Bethört von finstrer Macht, dem Gau
War sie zu Schreck und Schaden;
  Ließ schwingen zu Frohn
  Die Geißel mit Hohn
Auf's Volk, ach! mit Lasten beladen.

Der Herrschaft Zügel hielt sie straff
In frevler Willkür Launen;
Mit ihr zu Rathe saß der Pfaff,
Ihr Unrecht zuzuraunen.
  Wie wetternder Strahl,
  So schmettern in's Thal
Befehle zu Bangen und Staunen.

Wer gab hier Trost dem armen Mann,
Wo fanden Schutz Bedrängte?
Der Büttel nur auf Qualen sann,
Der in den Block sie zwängte.
  Recht fordert der Knecht?
  Kaum Gnade für Recht
Vergönnt sie, für's schmählich gekränkte.

Ihr Herz, so liebeleer und kalt,
Wenn Schmerzensthränen flossen,
Der Mutterliebe Allgewalt
Nur blieb es nicht verschlossen;
  Ihr einziges Kind
  Nur liebte sie blind,
Den blühenden, fürstlichen Sprossen.

Einstmal, im Abendsonnenglanz
Die Sinne zu erlaben,
Der Warte höchsten Zinnenkranz
Erstieg sie mit dem Knaben.
  Sie zeigt ihm das Land
  Im Segensgewand,
Voll prangender, köstlicher Gaben.

„Mein Kind! mein ad'lig Fleisch und Blut,
Herr du von Gottes Gnaden,
In dessen Händen einstens ruht
Mein reiches Witthum Baden:
  Dort kocht dir der Wein
  Am strahlenden Rhein,
Der Quell da mit heilendem Schwaden.

Und Alles ist dir unterthan,
So weit du blickst von dannen;
Dein Wink gebeut: im Staube nah'n
Vasallen dir und Mannen,
Die niedere Brut
Mit eiserner Ruth'
In scheue Verehrung zu bannen.

Regiere stark, dem starren Trutz
Des Volkes zum Entsetzen!
Nie soll sein schnöder Eigennutz
An Kronengut sich letzen!
Dein göttliches Recht
Durch Geburt und Geschlecht,
Das reiße dir Keiner in Fetzen!

Siehst du den Falken, siegeskühn?" —
Sie hob empor den Knaben.
„Aus ihren Purpurrändern glühn
Die Augen stolz; erhaben
Beherrscht er das Blau!
Wie ducken zur Au
Die Schufte, die Häher und Raben!

Die Macht verleiht wohl Kraft und Muth
Dem scharfen Krallenschläger;
Doch fühlt er sein altadlig Blut,
Der hohe Schwingenträger.
Ho hussa zur Hetz'!
Ihm gilt nur Gesetz
Sein eigener Wille, dem Jäger.

So herrsch' auch du!" . . . Da fasset jach
Ein Schwindel ihre Sinnen;
Aus ihren Armen stürzet, ach!
Das Knäblein, von der Zinnen....
Zerschmettert im Fall
Am felsigen Wall....
Da fühlt sie das Blut sich gerinnen.

O qualenvoller Augenblick,
O grausenhafte Stunde!
Wem schlug das rächende Geschick
Je tiefre Herzenswunde?
Von Schmerzen durchras't,
Die Augen verglas't,
So starrt sie zum schaurigen Grunde.

So starrt die Aermste, sprachberaubt,
Hinunter auf die Klippen,
Die Finger krampfhaft eingeschraubt,
Verzerrt die fahlen Lippen.
Wie malmendes Erz,
So schallt ihr das Herz
Und hämmert und pocht an die Rippen.

Verzweiflung gibt ihr endlich Kraft
Und Worte ihrem Jammern,
Das bricht in wirrer Leidenschaft
Aus ihres Herzens Kammern.
Woran, ach woran
Soll nun sich fortan
Ihr mütterlich Hoffen noch klammern?

Sie rafft sich auf, sie fliegt hinab
Der Treppe Steingewinde,
Zu späh'n nach ihres Lieblings Grab;
Nach eilt das Hofgesinde.
Umsonst sie durchsucht
Die waldige Schlucht,
Nie fand sie die Spur zu dem Kinde. —

Noch heut entsteigt, ein Bild von Eis,
Sie nachts des Schlosses Hallen
Im grauen Kleid, die Haare weiß,
Die Wangen eingefallen.
Im klagenden Wind
Ach, wähnt sie das Kind
Zu hören, sein Wimmern und Lallen.

Das ist die Mär von der grauen Frau
Im Bergschloß Hohenbaden;
So büßt sie schwer, was sie dem Gau
Verübt zu Schreck und Schaden.
Nicht findet sie Ruh
In marmorner Truh, —
Gott wolle der Seele genaden!

---

773. Der Retter von Rodeck.

(Badische Sage.)

Nun soll es erklingen das lustige Spiel
Vom Zwerg in dem Schlosse zu Rodeck.
Einst nahmen's die Bauern im Kriege zum Ziel,
Da faßte den Grafen ein Todschreck.
Die Freunde, die besten, sie waren entflohn;
Die Knechte, verschmäh'nd den verheißenen Lohn,
Geh'n über zum Bund der Verschwornen.
Schon zählt er sich zu den Verlornen.

Der Treuste von allen, ein drolliger Wicht,
— Drei Fuß er nicht maß bis zum Schopfe —
Mit röthlichem Barte und Runzelgesicht,
Gewaltigem Höcker und Kopfe:
Der trat nun in rasselndem Harnisch und Helm,
Mit sporenumklirrten Kanonen, der Schelm,
Gar fein salutirend zum Ritter:
„Was grämt Ihr und härmt Euch so bitter?

Vertraut mir, Gebieter! Ich hab' es Euch Dank,
Daß einst Ihr mich wiegtet im Holzschuh,
Wo, gütlich bewirthet mit Speise und Trank,
Ich pflegte vergnüglich und stolz Ruh.
Längst bin ich entwachsen der Schaukel, ein Held!
Ja, glaubt nur, ich tummle mich tapfer im Feld:
Ameis' im Galoppe zu reiten.
Menestratus lehrt' mich's vor Zeiten.

Wie Demas auf Spinnengeweben, fürwahr,
So künstlich zu tanzen auch wag' ich;
Wie Markulus, traun, mit dem Kopfe sogar
Sonnstäubchen zu spießen vermag ich.*)
Kurz: gebt mir, ich bitte, die Burg da in Hut!
Brav wird sie vertheidigt, da steh' ich Euch gut.
O säumt nicht, schon wälzt sich im Trotte
Thaleinwärts die feindliche Rotte!"

---

*) Hirngespinnste der Dichter des Alterthums; Pygmäen der winzigsten Klasse, so zu sagen Infusions-Menschlein. Menestratus ritt eine Ameise, die ihn abwarf und mit ihrem Fuße zertrat; Demas war so leicht, daß er auf einem Spinnengewebe tanzen konnte, und Markulus hat mit seinem Kopfe ein Loch in ein Sonnenstäubchen gebohrt. Ungeheure Riesen dagegen waren, deren Homer im 3. Gesang der Ilias erwähnt, wo er die Schlachten der Trojaner und Griechen mit dem Streite der Pygmäen und Kraniche vergleicht.

„„Was fabelst du, närrischer knirpsiger Daus?““
Kopfschüttelt der Ritter von Rodeck.
„„Du wolltest besteh'n mit dem Feinde den Strauß,
Auffordern zur Rache den Tod keck?““ —
„Das will ich, drum bin ich in Eisen und Stahl!
Jetzt macht aus dem Staub Euch mit Kind und Gemahl!
Dies Zweiglein . . . an felsiger Stelle
Erschließt's euch die traulichste Zelle.“

Der Graf mit den Seinen ergreifet die Flucht, —
Dumpf wirbeln die Trommeln von ferne —
Durch heimliche Gänge zur felsigen Schlucht
Gelangt er im Schimmer der Sterne.
Kaum hat er berührt mit dem Zweig das Gestein,
So ladet ein Zaubergewölbe sie ein
Zu lecker bereitetem Mahle,
Da funkelt der Wein im Pokale.

Wie schmauset und zechet das Gräflein mit Lust!
Er fragt nicht, bei wem er zu Gaste;
Ihm schmiegt sich sein jugendlich Weib an die Brust
Im strahlenden Gnomenpalaste.
Die Kinder, sie jubeln, — o selige Nacht!
So sind sie entschlafen, so sind sie erwacht,
Derweil vor dem stürmenden Trosse
Sich rüstet der Zwerg auf dem Schlosse.

Rings füllt er mit Wasser die Gräben sofort,
Aufzieht er die wuchtige Brücke;
Den Breschbatterieen der Bauern zum Tort
Hoch pflanzt auf den Wall er die Stücke.
Der Ruf: es ergebe die Burg sich! ertönt;
Drauf schallend Gelächter. Man glaubt sich verhöhnt,
Argwöhnet verderbliche Kriegslist
Im Trotz, der so sicher des Siegs ist.

Zur That doch befeuert der Führer die Schaar,
Es schmettern die Hörner zum Sturme.
Nun krachen die Böller, — es wächst die Gefahr: —
Da sieh, auf der Warte vom Thurme
Stolziret in rasselndem Harnisch und Helm,
Mit sporenumklirrten Kanonen, der Schelm,
Aufschlagend entsetzliche Lache.
Dem Feind ist unheimlich die Sache.

Und schwellender gellt sein Gelächter zu Thal,
Und gellender schwillt's in die Runde;
Da hallt's wie Drommeten und Trommeln zumal
Als Echo vom waldigen Grunde.
Wie macht so ein Thürmer die Bauern verdutzt!
Wie haben die Stürmer die Platte geputzt
Bergunter die Kreuz und die Queere,
Aus Angst vor dem schwäbischen Heere.

So blieb nun verschont vom gefürchteten Troß
Die Burg in dem Kriegesgewitter.
Gekehrt aus dem Berge der Graf in sein Schloß
Schlug dankbar das Zwerglein zum Ritter.
Das hat mit dem Rath ihn, dem klugen bedacht:
„Gern hab' ich die Bauern von hinnen gelacht,
Nun aber ist's Euere Sache,
Daß dauernder Frieden Euch lache.

Drum stillet die Klagen der Armen im Land,
Befreit sie vom Joch, dem verhaßten;
Regiert nicht, wie And're, mit eiserner Hand;
Vermindert die Frohnden und Lasten!“ —
So that er, und Segen erfüllte sein Haus.
Oft kam das Gezwerge vom Berge zum Schmaus
Bei Meth und gewürzigem Brodweck.
Hei, ging es da hoch her auf Rodeck!

Ludwig Braunfels,

geboren zu Frankfurt a. M. den 22. April 1810, Israelit, studirte 1829—30 in Heidelberg Geschichte und ältere Sprachen, beschäftigte sich dann bis Februar 1833 in seiner Vaterstadt mit publizistischen Arbeiten, redigirte vom März 1833 bis Ende April 1838 in Koblenz die „Rhein- und Moselzeitung“ im Sinne des politischen und religiösen Fortschritts, studirte hernach bis zum Herbst 1841 in Bonn Jurisprudenz, promovirte als Doktor beider Rechte, und lebt seitdem in seiner Vaterstadt, wo er im Januar 1843 als Advokat aufgenommen wurde.

Seine zerstreuten, vorzüglich dem Epischen in Romanze und Erzählung zugewandten Poesieen, mit volksthümlichen Anklängen, verrathen viel plastisches Talent, gepaart mit Humor und ironischer Laune, wie z. B. die „Etwelche Lieder vom chinesischen Kaiser“ im Musenalmanach 1836, und das unten folgende „Kinderlied,“ voll höhnischer Ironie. Sie sind nicht ohne selbstständige Haltung; nur einigemal erinnert der düstere Farbenton seiner Erzählungen an Chamisso, namentlich in den trefflichen Terzinen „Eine Nacht auf Korsika.“ Des Dichters ungewöhnliche Begabung läßt noch Bedeutendes erwarten.

Von ihm:

Entwickelung der staatlichen Verhältnisse Frankfurts. Koblenz 1834.
Die Patrizier. Trauerspiel. (Manuscript.) 1835.
Agnes. Trauerspiel. (Manuscript.) 1840.
Vorträge über die neueste Geschichte von 1814 bis 1840. Gehalten zu Frankfurt 1841—42. (Manuscript.)
Die Mainufer und ihre nächsten Umgebungen. Mit 54 Stahlstichen. (Ein historisch-statistisches Werk.) 18 Hefte. Würzburg 1844—47.
Leben Washington's. (In Dullers „Die Männer des Volks.“) Frankf. 1847.
Poetische Beiträge in namhaften Zeitschriften, Almanachen und Jahrbüchern; politische und kritische Aufsätze; Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen.

776. Kinderlied.

(1835.)

Die Königin von Spanien,
Die kann wohl lustig seyn!
Sie hat in ihrem dritten Jahr
Ein Krönlein schwer im Lockenhaar;
Sie hat ein purpurn Sammetkleid,
Sie trägt am Halse Goldgeschmeid,
Die Königin von Spanien!

Die Königin von Spanien,
Die kann wohl lustig seyn!
Zu Püppchen und zum Bilderspiel
Hat sie Kastilier, viel und viel;
Zur Schaukel bau'n sie ihr den Thron
Von zwei Kastilien und Leon,
Der Königin von Spanien!

Die Königin von Spanien,
Die kann wohl lustig seyn!
Eh' sie die ersten Schuhe trat,
Da kam vor sie des Reiches Rath
Viel edle Männer, stolz und frei,
Und schworen all' dem Kinde Treu',
Der Königin von Spanien!

Die Königin von Spanien,
Die kann wohl lustig seyn!
Sie hat 'ne gute Frau Mama;
Sie hat viel Knechte, fern und nah,
Und viel Soldaten, schön und blank,
Und viele Cortes, schwach und krank,
Die Königin von Spanien!

Die Königin von Spanien,
Die kann wohl lustig seyn!
Sie hat 'nen Ohm, der will die Kron',
Wirft Blut und Mord um ihren Thron;
Das Land schreit auf, die Pest bricht ein! —
Sie kann wohl heute lustig seyn,
Die Königin von Spanien.

777. Der beste Doktor.*)

Der Ritter mit dem Burgkaplan
Sitzt in dem kühlen Keller;
Er sticht sein bestes Ohmfaß an,
Bernkastler Muskateller:
„Herr Pater, Ihr seid müd und krank;
So nehmt mir, nehmt von diesem Trank,
Der ist der beste Doktor."

„„Für Euren Wein sag' ich Euch Dank;
Wie sollt' er heut mir munden?
Mein guter Bischof liegt so krank,
Als könnt' er nie gesunden.
Er hat durch's Land umhergesandt:
Wer ihm das böse Fieber bannt,
Der ist der beste Doktor.""

„Der Bischof ist ein braver Held,"
So thät der Ritter sagen;
„Hat mich bei Sponheim auf dem Feld
Aus Feinden 'rausgeschlagen.
Ich will ihm zahlen meinen Dank;
Ich gieß' ihm ein von diesem Trank,
Der ist der beste Doktor."

Noch einmal trinkt er's edle Naß
Mit glänzend frohen Blicken;
Dann lädt er das gewalt'ge Faß
Auf seinen breiten Rücken;
Er trägt's zum Bischof Bohemund:
„Der Wein, der fließt aus diesem Spund,
Der ist der beste Doktor!"

Der Bischof hört's in gutem Muth,
Läßt die Arznei sich schmecken;
Das große Medizinglas thut
Den frommen Mann nicht schrecken,
Er trinkt, so lang es läuft vom Spund:
„„Der Wein, der Wein macht mich gesund!
Der ist der beste Doktor.""

Nun haben unsres Bischofs Kur
Viel Kranke nachprobiret;
Ein einzig Faß Bernkastler nur
Hat jeden gleich kuriret.
Das ist fürwahr ein Doktorwein!
Ihr kranken Brüder, schenkt euch ein;
Das ist der beste Doktor.

*778. Die stille Wiese.

(Muggendorf in Oberfranken.)

Am Wiesenrain, da ist der Reih'n
Am Sonntag laut erklungen;
Im heißen Tanz hat sich der Kranz
Der Paare wild verschlungen.
Das ist fürwahr die Sonntagslust!
Es fliegt das Haar, es klopft die Brust
Den Alten wie den Jungen.

Mit hehrem Gang die Wies' entlang
Ein Fremder kommt geschritten,
Schwarz angethan, ein ernster Mann,
In seiner Jünger Mitten.
Die frohen Leut', er grüßt sie fromm;
Doch Keiner beut ihm Gottwillkomm, —
Nach Fichtelberger Sitten.

Da hebt der Mann zu reden an,
Trotz Spiel und Klang und Reigen;
Sein Wort erschallt mit Allgewalt
Laut über Flöt' und Geigen.
„Wohl," redet er, „ihr guten Leut',
Von Gott kommt her jedwede Freud'
Und Spiel und Klang und Reigen.

Doch ist 'ne Zeit, wo tief im Leid
Des Volkes Geister liegen,
Wo Truggespinst und Götzendienst
In Welt und Kirche siegen:
Da gilt nicht Saus und Braus und Tand;
Da heißt's: hinaus mit starker Hand,
Den rechten Krieg zu kriegen.

Jetzt ist die Zeit, wo Gottes Streit
Ausgeht durch eure Gauen;
Und hier ein Ort, wo Gottes Wort
Sich seine Burg will bauen.
Verfälscht so sehr von Menschenmund,
Die gute Lehr', ich geb' sie kund
Euch Männern und euch Frauen!" —

Und wie er sprach, ist allgemach
Des Tanzes Gluth verglommen;
Im dichten Kreis nur murmelt's leis:
‚Der Luther ist uns kommen!'
Das Volk erbebt rings auf dem Plan;
Und wieder hebt der Luther an:
„Der Sonntag soll euch frommen!

*) Die beste Lage des Bernkasteler Weins heißt bekanntlich Doktor.

Und seid ihr gern im Dienst des Herrn,
Legt an des Geistes Wehre;
Steht auf, es tagt! und frei befragt
Die Schrift um ächte Lehre.
Erst geht mir fein der Wahrheit Gang;
Dann mag auch Wein und Weib und Sang
Euch freu'n zu Gottes Ehre!" —

Sie schweigen tief; er aber rief
Die Jünger her zur Wiese,
Stellt aus der Schaar wohl Einen dar:
„Sohn, dir befehl' ich diese!
Geuß heil'gen Sinn in ihre Brust!
Das sei forthin die Sonntagslust
Hier auf der stillen Wiese."

779. Das Recht auf Korsika.

Nacht war's auf Korsika, eiskalte Nacht.
Wer jetzo wandelt durch des Sturmes Tosen,
Dem hat wohl eine Heimat nie gelacht!
Ja, seit als Herr'n hier walten die Franzosen,
Erlosch in Elend manch ein groß Geschlecht;
Manch Edler ward von seinem Herd verstoßen.
Sie brachten ein geschriebnes neues Recht:
Das hat die raschen Schwerter uns zerschlagen;
Das hat die kühnen Seelen uns geschwächt.
Nacht war's auf Korsika; die Thäler lagen
Erstarrt. Wie mag im Walde dort der Mann,
Das junge Weib durch diese Nacht sich wagen?
Im Walde steht ein Haus. Da hält er an;
Da pocht er dumpf, ruft heulend durch die Winde:
Auf, Alter, auf! dich ruft dein Tochtermann!
Aus deinem Bett auf! Schlafen heut ist Sünde!
Du gabst mir deine Tochter; nimm sie hier,
Eh' sie der Frost hinnimmt gleich ihrem Kinde.
Und einen Stein wirft er mit Macht zur Thür',
Daß sie in Stücken flog; da trat der Alte,
Halb nackt und bebend, aus dem Haus herfür. —
Bertaldi, du! und scheutest nicht die kalte
Todstarre Nacht! Und du, mein Töchterlein,
Mit deinem Kind den fernen Weg im Walde! —
Mein Kind ist todt! Sie spricht's und tritt herein.
Des Alten Weib schürt an des Herdes Feuer;
Und wie die Wärme fließt durch ihr Gebein:
Weh! ruft der Greis; welch nächtlich Abenteuer! —
Wohl ist's ein Abenteuer, spricht der Sohn;
Denn sterben soll ein giftig Ungeheuer.
Hier steh' ich nackt, des Wind' und Wetters Hohn,
Mein Kind vom Sturm des Winters aufgerieben;
Deß zahl' ich dir, Colari, deinen Lohn!
Weil ihm die Wucherzinsen ausgeblieben
Für kleine Schuld, hat er von meinem Dach
Am Abend mich, mein Weib, mein Kind vertrieben.
Das neue Recht war's, so den Spruch mir sprach;
Ich aber will nach altem Rechte schalten:
Tod über ihn! — Tod! sprachen Alle nach.
Zwei Monde nur! und schon im Forste halten
Auf ein verrath'nes Wild sie stille Wacht:
Er kommt! er kommt! Da stürzen vier Gestalten
Hervor: Nimm dies für jene Winternacht!
Bertaldi ruft's; gib den Franzosen Kunde,
Daß ich dir nun den Wucherzins gebracht!
Der Greisin Dolch trifft ihn an Hals und Munde;
Des Alten Beil vollführt den Todesspruch;
Die Tochter reißt das Herz ihm aus der Wunde.
Dann um den Leichnam werfen sie ein Tuch,
Und tragen zu den Bergen ihn, und beten
Als Meß' und Requiem ihm Fluch auf Fluch.
Und wie sie aus dem blut'gen Walde treten,
Da naht ein heller Fackelzug sich dort,
Und schallen lustig Pfeifen und Trompeten.
Die Gäste zogen her vom nächsten Ort;
Denn Hochzeit gibt es heut und Jubelfeste
Im Haus Colari's, — Hochzeit oder Mord!
Rausch' auf, Musik! Vier ungelad'ne Gäste
Sind stumm, doch lustig, hinter eurem Zug,
Und bringen zu der Feier erst das Beste.
Ob keinem wohl das Herz vor Ahnung schlug,
Wie nah' vier Mörder sind zu dieser Stätte,
Und wessen Leib man da gemordet trug?
Ein Kirchlein steht: drin liest man keine Mette;
Nur mancher adelstolze Bettler sucht
In heimatlosen Nächten dort sein Bette.
Da bergen sich die Vier in rascher Flucht,
Bis fern des Mordes unbewußte Zeugen;
Dann schleichen sie zur schroffsten Felsenschlucht,
Wohin kein Hirt sich und kein Wild versteigen,
Und schleudern ihn hinab, und jauchzen laut:
Da tanz' hinunter deinen Hochzeitsreigen!
Die Gäste zieh'n derweil zum Haus der Braut,
Und halten Tanz und Mahl beim Fackelschimmer,
Bis am Gebirg der neue Morgen graut.
Der Tag blickt auf des nächt'gen Festes Trümmer;
Geschmückt ist schon die Braut, geziert das Haus,
Doch ihren Bräutigam erblickt sie nimmer.
Ihr bricht die Angst zu allen Adern aus;
Ein wahrer Traum, — doch war's kein bräutlich Träumen! —
Treibt sie zum Garten, zum Gebirg hinaus.
Und wo des Sturzbachs Wellen niederschäumen,
Da späht sie, sieht sie eines Manns Gestalt
Starr liegen auf des Abgrunds Lorbeerbäumen.
Weh mir! gemordet! ruft sie; starr und kalt! —
Ein korsisch Weib erkennt vom Dolche Wunden,
Liegt auch der Leichnam tief im Felsenspalt.
Und wie ein Hirsch, gehetzt von heißen Hunden,
Fliegt sie zurück: Wenn ihr von Hochzeit sprecht,
So seht den Bräutigam, den ich gefunden!
Franzosen! neu Gesetz und neues Recht
Habt ihr, das schirmen sollte Gut und Leben.
Ich seh', wie's schirmte; zeigt mir, wie es rächt! — —
Wohl kann's vom Mörder blut'gen Zoll erheben;
Doch kann das Recht nicht rufen aus dem Grab,
Kann nur dem Grab ein neues Festmahl geben.
Sechs Wochen rollten in das Nichts hinab:
Da stand in Bastia das Gerüst des Blutes;
Und über Vier brach man den schwarzen Stab.
Es waren rings viel Korsen, düstren Muthes,
Weil diese, die nur Korsisches gethan,
Und ausgetilgt den Räuber ihres Gutes,
Und nichts geachtet der Gesetze Bann,
Hier auf ein Bettlerzeugniß sterben sollten;
Nicht von des Gegners Dolch, Mann gegen Mann!
Und bei den Korsen, so da zürnend grollten,
Sah man zwei Augen, die vor Lust entbrannt,
Vor blut'ger Lust in ihren Höhlen rollten.
Es war die Braut. — Der aber bei ihr stand,
Der hatt' in jener Nacht erspäht die Beute,
Und sie verrathen in des Henkers Hand.
Dem trat ein edler Korse nun zur Seite,
Und sprach: Hier stehst du in Franzosenhut;
Bald aber lernst du, bald, was es bedeute,
Dem fremden Beil zu geben Korsenblut.

*780. Auswandrer.

Das Dampfboot zieht den brausenden Weg;
Es hangen die Wolken so schwarz und träg
An des Siebengebirges Kanten.
Da schallt Musik aus der nebligen Nacht;
Das Glöcklein ruft, und das Rad geht sacht.
Was hat uns der Kahn für Gäste gebracht?
Musikanten!

Sie klimmen an Bord mit rüstigem Fuß;
Sie neigen sich fein zu traulichem Gruß,
Als gält' es alten Bekannten.
Gut Morgen, ihr armen, ihr lustigen Leut'!
Mein Weg ist nach West, und mein Ufer ist weit;
Drum blast mir ein Liedel, so's Herz noch erfreut,
Musikanten!

Die Jungen sie blasen das Horn und die Flöt',
Und der Alte schmettert die wilde Trompet',
Ein Heimatlied dem Verbannten.
Da blitzt aus den Wolken ein sonniger Strahl;
Ich sehe mein liebes, mein rheinisches Thal:
'Nen deutschen Walzer zum Letztenmal,
Musikanten!

Wie da Alles sich hob und sich rührt' und sprang!
Wie die Burschen an Bord beim sehnlichen Klang
Der Mädchen Mieder umspannten!
So geht's in vergeßlichem Saus und Braus
In's Land der fremden Freiheit hinaus: —
Lebt wohl, und grüßet mein Vaterhaus,
Musikanten!

Ludwig Adolf Stöber,

Bruder Augusts und Sohn des bekannten Daniel Ehrenfried Stöber, ist den 7. Juni 1810 zu Straßburg geboren. Nachdem er in der Vaterstadt seine theologischen Studien vollendet hatte, trat er 1832 als Erzieher in das Haus des damals in Metz, später in Bordeaux residirenden Präfekten Sers, Pair von Frankreich. Drei Jahre später kehrte er in's Elsaß zurück und lebte zuerst (1836) als Privatlehrer in Oberbronn, dann (seit 1837) als Pfarrvikar in der am Fuß der Vogesen schön gelegenen Landgemeinde Mietesheim. Im Jahre 1839 ward er als Religionslehrer an das Gymnasium und die Stadtschule von Mülhausen berufen, und 1840 zum Stadtpfarrer daselbst erwählt, welches Amt er jetzt noch bekleidet.

* * *

Die Muse Adolf Stöber's zeichnet sich durch ihre innige Natursympathie und eine keusche, allen starren Dogmen fremde Religiosität ganz besonders aus. Zart, frisch und sinnig sind seine Lieder und voll süßer Innigkeit, besonders wo sie in ahnende Symbolik, in holde, keineswegs tändelnde Mystik übergehen. Seine Romanzen und Sagen, in meistens ethischer Auffassung, verbinden Kraft mit Anmuth und oft überraschender Zartheit („Die Kerze," — „Das Lügenfeld," — „Pipin der Höcker," u. a.). Stöber ist einer der besten Lyriker Deutschlands und ohne Frage das bedeutendste lyrische Talent im Elsaß. Karl Gödecke bezeichnet ihn mit Recht als „Repräsentant heiligen deutschen Ernstes an den krausen Grenzmarken französischer Beweglichkeit und Ueppigkeit."

Von ihm:

Idées sur les rapports de Dieu à la nature, et spécialement sur la révélation de Dieu dans la nature. Strasb. 1834.

Alsabilder. Vaterländische Sagen und Geschichten. (Gemeinschaftlich mit August Stöber.) Straßb. 1836.

Gedichte. Hannover 1846.

Poetische und prosaische Beiträge im Morgenblatt und in der Erwinia, im Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach, im Rheinischen Odeon, in der Hannover'schen Morgenzeitung, in den Elsäßischen Neujahrsblättern, u. s. w.

Einzelne Predigten und Gelegenheitsreden seit 1840 (Mülhausen).

---

781. Die Kerze.

Das Mägdlein in der Kammer liegt,
Tief in die weißen Decken geschmiegt.
Die Wangen brennen fieberheiß,
Und von der Stirne rinnt der Schweiß.

Am Bette steht zur Mitternacht
Ein weißes Kerzlein angefacht;
Die Maid sieht in den hellen Schein
Mit irrem Augenstern hinein.

‚O weißes Wachs, du flimmerst hell!
Vertraue mir, zu welcher Stell'
Sind wohl die Bienen hingeschweift,
Und haben aus Blumen dich gestreift?

Ich weiß . . . am Todtengräberhaus
Da summten die Bienen ein und aus,
Und streiften auf meines Liebsten Grab
Den Staub der weißen Lilien ab.

Die Lilien sogen in ihr Laub
Von seinem Herzen allen Staub,
Die Bienen bauten Zellen draus —
Nun brennt das Wachs in Liebchens Haus.

Drum, weiße Kerze, wehst du auch
So heimlich wie ein Geisterhauch!
Mein Herz bricht auch und möchte nun
Still an des Liebsten Seite ruh'n.'

Sie spricht es leis im Fiebertraum
Und flüstert noch, man hört es kaum —
Erloschen ist der Kerze Schein,
Und stille wird's im Kämmerlein.

---

782. Das Lied von der Windsbraut.

Ich lauscht' in die finstere Nacht hinaus,
Im Rauchfang wühlte der Lüfte Braus.

Jetzt hört' ich Flehen und stürmisch Drohn,
Und jetzt Wehklagen und Jammerton.

Und wie es wimmert und stöhnt und rauscht,
Da hab' ich ein seltsam Lied erlauscht:

„Geboren bin ich auf Nordlands Haid,
War eines Königs einzige Maid.

Ein Königssohn mich zu freien kam,
Den gab mir der Vater zum Bräutigam.

Daheim und ledig däuchte mir baß,
Und heimlich schwor ich dem Freier Haß.

Und als wir jagten im dunkeln Holz,
Schoß ich in den Rücken ihm einen Bolz.

Alsbald auf nebelgrauem Roß
Ein Reiter aus den Lüften schoß.

Am langen Haare fing er mich ein:
Hurrah! nun mußt du die Windsbraut seyn!

Und weit auf dem luftigen Roß seither
Reißt er mich fort über Land und Meer.

Und singen muß ich arme Maid
In allen Landen mein eigenes Leid.

Weh, weh, schon gibt er dem Rosse den Sporn
Und reißt mich von hinnen im jähen Zorn!"

Noch hört' ich ferne des Lieds Geschrill,
Drauf ward's im Rauchfang wieder still.

---

783. Das Echo auf Hüneburg.

(Elsässische Sage.)

Auf Hüneburg, am Felsenwall,
Da springt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall,
Und wo nur Seufzer leise stöhnen,
Hört man's am Felsen widertönen.

Die Sage geht seit langer Frist:
Ein Burgpfaff dort begraben ist,
Der einst verrieth mit schlimmer List,
Was ihm zur Beicht von seinen Sünden
Ein junger Ritter mochte künden.

„Soll morgen meine Dame frei'n,
Und tauschte doch mein Goldringlein
Schon mit der Maid von Dreienstein!
O wär' ich meiner Schwüre ledig —
Gott sei mir armem Sünder gnädig!"

Der Pfaffe spricht ihn los vom Eid,
Und eilt nach Dreienstein zur Maid,
Und kündet ihr des Ritters Leid;
Da rafft, entbrannt von Racheflammen,
Ihr Bruder seine Wehr zusammen.

Schon reitet früh des Morgens drauf
Mit seinem blanken Knappenhauf
Der Herr von Hüneburg herauf,
Das Fräulein drüben von Girbaden
In's helle Hochzeitschloß zu laden.

Da sprengt ihm Einer vor's Gesicht:
„„Steh Rede! kennst das Ringlein nicht?
Zieh rasch den Degen, falscher Wicht!""
Und unter seiner Klinge Streichen
Muß schon der Rittersmann erbleichen.

Nach kleiner Weil', denselben Weg
Geschritten, kommt das Pfäfflein reg;
Doch als er klimmt am engen Steg,
Im Blute gleitet seine Sohle,
Daß er zerschellt im Felsenhohle.

Seither am selben Felsenwall
Entspringt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall;
Und wo nur Seufzer leise stöhnen,
Hört man's am Felsen widertönen.

Drum, hast du je geheimen Schmerz,
So schreit' von hinnen niederwärts;
Denn was entschlüpfen ließ' dein Herz,
Das riefe gleich mit hellem Zischen
Die hohle Felsenwand dazwischen.

---

784. Das Lügenfeld.

(Elsässische Sage.)

Bei Thann da grünen Triften voll reicher Wiesenflur,
Und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur;
Doch öde liegt inmitten der blüthenreichen Welt,
In meilenweiter Strecke, das brache Lügenfeld.

Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried,
Der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei,
Ein Fluch hat längst getroffen die bange Wüstenei.

Einst hatte sich da drüben ein Wandersmann verirrt,
Da dröhnt es durch die Wildniß, ein Eisenharnisch klirrt,
Und aus den dichten Sträuchern, und aus dem tiefen Moor,
Da rasselt wilden Schrittes ein Kriegesmann hervor.

„Was rief dich, Unglücksel'ger, in diese Wildniß her?
Was trieb dich, uns zu wecken aus Träumen tief und schwer?
Da drunten in den Höhlen, in weitverschlungnem Gang,
Da schlafen ganze Heere vielhundert Jahre lang.

Verruchter Söhne Frevel, geschworner Treue Bruch,
Hat längst auf uns geladen des Himmels Rachespruch:
Vernimm die grause Kunde — du stehst an selber Statt,
Wo Ludewig den Frommen sein Heer verrathen hat.

Wir schlossen dichte Reihen bis an die Berge fern,
Gerüstet, ihn zu schirmen, den kaiserlichen Herrn;
Da zog in blanken Waffen der Söhne Schaar heran,
Von dumpfem Rasseln dröhnte der weite Rasenplan.

So stürmten sie herüber, die freveln Brüder vorn,
In ihren Fäusten Schwerter, in ihren Blicken Zorn!
Durch unser Lager schlüpfte der tückische Lothar
Und bot uns blanke Münzen und glatte Worte dar.

Der heil'ge Vater selber hat uns den Sinn bethört:
Es gelte keine Treue, die man dem Sünder schwört!
So schlich er durch die Reihen und streute schlimme Saat —
Bis alle wir verblendet uns fügten dem Verrath.

Drauf schlugen die Verruchten des alten Vaters Hand —
Er bot sie schon zum Frieden — in schweres Eisenband,
Sie rissen ihm die Krone vom Haupte silberweiß,
Und führten ihn von hinnen, den weltverlass'nen Greis.

Und Ludewig der Fromme das Aug' gen Himmel schlug:
„,Ist denn geschworne Treue und Kindesliebe Trug?
Weh, falsche Söldnerschaaren, so feil und so verrucht!
Weh dir, du Lügenstätte — ihr seid fortan verflucht!'"

Der Himmel hat vollzogen des Greises Rachewort,
Die Bäche sind vertrocknet, der Anger liegt verdorrt,
Und keine Saaten sprießen, es schallt kein Vögellied;
Nur Farrenkräuter schießen hervor aus schwarzem Ried.

Und in den Höhlen drunten, in weitverschlungnem Gang,
Da schlafen unsre Schaaren vielhundert Jahre lang;
Da schlafen auch die Brüder, die freveln Söhne drei;
Verrostet sind die Schwerter, verstummt das Sieggeschrei.

Fleuch, Wandersmann, von hinnen und sag' es aller Welt,
Weß Fluch in diesen Gauen uns tief in Schlummer hält!" —
Der Wandersmann sich kreuzet und thut zur selben Stund
Im Thanner Münster drüben die Märe beichtend kund.

785. Pipin der Höcker.

1.

Zu Regensburg ward in der Nacht
Sankt Petri Kirchlein aufgemacht,
Ein Sachsenhaufe schlich hinein
Zum dunkeln Chor im Mondenschein,
Und pflog allhier geheimen Rath,
Den Karl, der heut die Stadt betrat,
Den Frankengoliath zu fällen,
Dem Sachsenfeind das Haupt zu spällen.

Pipin der Höcker drängt sich vor:
„Ihr Mannen, schwingt das Schwert empor!
Und eh' der Morgen wieder scheint
Muß fallen aller Sachsen Feind.
Ihr wißt, mich hat der Karl gezeugt;
Ein Sachsenweib hat mich gesäugt,
Ihr, die mich hat zur Welt geboren,
Ihr hab' ich Frankenhaß geschworen.

Als dröhnend fiel der Sachsen Gott,
Die Irminsäule ward zu Spott,
Da saß auf einem grauen Stein
Im Eichenwald die Mutter mein,
Ihr Vater lag, der graue Held,
Erschlagen auf dem Leichenfeld;
Von Karl erbeutet, mußt' den Rücken
Die Sachsenmaid zur Taufe bücken.

Und sie, die meine Mutter ward,
Verstoßen jetzt auf Rache harrt.
Wohlauf, ihr Mannen, folgt mir nach!
Wir brechen in sein Schlafgemach!
Dann gilt es einen guten Streich,
Daß ich der Mutter alsogleich
Zur Morgenlab' an meiner Klinge
Das Haupt des Sachsentäufers bringe!"

Pipin der Höcker sieht sich um,
Die Mannen all' verbleiben stumm,
Da springt er auf: „Und wenn ihr zagt,
So sei's von mir allein gewagt!“
Sie streichen lachend sich den Bart,
Es dünkt sie wohl seltsamer Art,
Daß sich der Zwerge mag erkecken,
Zu ringen mit dem alten Recken.

Und wilder noch ergrimmt Pipin:
„Ja! diese Faust soll fällen ihn,
So wahr mit Einem Schlag sie jetzt
Den Eichenkasten da zerfetzt!“
Und sieh, den Schrank der Sakristei
Schlägt seine starke Faust entzwei,
Daß von den dicken Eichenbrettern
Die Splitter jach zur Erde schmettern.

Ob solchen Zwerges Riesenkraft
Verwundert steht die Männerschaft.
Doch beben sie zurück in Hast,
Ein Schrecken plötzlich alle faßt:
Denn sieh, durch die zerschlagne Thür
Guckt ängstlich jetzt ein Pfaff herfür,
Der in den Kasten sich verkrochen
Und drin erhorcht, was sie gesprochen.

Rasch sind die Schwerter schon gezückt,
Doch flehend sich der Pfaffe bückt,
Auf's Evangelienbuch er schwört,
Zu hehlen, was er angehört.
Die Sachsen drauf entlassen ihn,
Doch heimlich grollt und knirscht Pipin:
„Ein todter Mund nur hält das Schweigen,
Dem er gelobt sich treu zu zeigen.“

2.

Der schlimme Pfaffe lief zur Stund
Und that dem Kaiser alles kund.
Und schon zur Morgenfrühe war
Gefesselt die verschworne Schaar;
Die Feindeshäupter allzumal
Soll treffen heut der Rache Strahl,
Zusammt den jungen Sprossen allen
Soll dieser Stamm darniederfallen.

Und vor der Stadt, auf grünem Grund,
Der Kaiser mit den Recken stund;
Und baarhaupt schritt, in Fesseln schwer,
Die frevle Sachsenschaar daher,
Alsbald sein mächtig Kaiserschwert
Stieß Karol Magnus in die Erd':
Weß Haupt den Degen überrage,
Soll fallen unter Schwertesschlage!

Darnieder stürzte Knab' und Mann,
Soviel das Maß erreichen kann,
Manch graues Haupt, manch blond' Gelock
Entfiel dem blutgen Todesblock.
Vor seinen Herrn mit stolzem Tritt
Zuletzt Pipin der Höcker schritt,
Und ist er auch des Kaisers Knabe,
So mißt man ihn am selben Stabe.

Der Zwerge stolz den Nacken reckt,
Und hoch sich auf die Zehen streckt;
Doch reicht er immer nicht hinauf
Zu seines Vaters Degenknauf.
Betroffen jetzt der Kaiser stund,
Als würd' ihm Gottes Wille kund:
„‚Mich ließ der Himmel also richten —
Soll nicht den Absalon vernichten!‘“

Und kecker stemmt sich jetzt Pipin,
Guckt spöttlich auf den Kaiser hin;
Doch reicht er immer nicht hinauf
Zu seines Vaters Degenknauf.
Entrüstet hebt der Kaiser sich:
„‚Was mühst du, kleiner Höcker, dich?
Du wirst in deiner Zwergenblöße
Nie messen meines Schwertes Größe.‘“

„So mach' ich,“ ruft und zürnt Pipin,
„Dein Schwert noch kürzer als ich bin!“
Und aus der Erde riß er's schon
Und brach es, wie ein Rohr, mit Hohn
Auf seinem Kniee rasch entzwei.
„Sieh her! ich überrag' es frei —
Jetzt lasse, deinen Spruch zu halten,
Dies frevle Sachsenhaupt zerspalten!“

„‚Mit nichten!‘“ ruft der Kaiser nun,
„‚Wie sollt' ich wider Gott es thun?
Doch sei geschoren dieses Haupt
Und alles Adelschmucks beraubt,
Daß wider seinen Herrn es sich
Auflehne nie vermessentlich!‘“
Und nach dem Kloster zu Sankt Gallen
Muß er als Mönch von hinnen wallen.

Pipin der Höcker zornentbrannt
Hat noch einmal sich umgewandt:
„So werde deine Krone jetzt
Auf blöder Söhne Haupt gesetzt!
Doch schwör' ich dir auf Sachsenwort:
So wahr dein Schwert zerbrochen dort,
So wird in feiger Söhne Händen
Dein Kaiserstab zersplittert enden!“

Ferdinand Freiligrath,

geboren am 17. Juni 1810 in Detmold, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war, besuchte das Gymnasium daselbst unter Chr. Friedr. Falkmann bis zum Jahre 1825, vertauschte aber nun, in Aussicht auf das Erbe eines reichen Oheims, die gelehrten Studien mit den arbeitsvollen Lehrstunden auf einem Handlungskomptoir in Soest. Nachdem er 1831 seine Lehrjahre vollendet, fand er in einem Wechselgeschäfte zu Amsterdam als Kommis eine Anstellung, und konditionirte daselbst bis zum Juni 1836. Diese Seestadt war der Eigenartigkeit seines Talents äußerst günstig. Nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete Freiligrath von 1837 bis Ende 1838 auf einem Komptoir in Barmen. In diesem Jahre erschienen seine gesammelten „Gedichte;“ der außerordentliche Beifall, den sie fanden, bestimmte ihn, der kaufmännischen Laufbahn zu entsagen. Er privatisirte nun eine Zeitlang in Unkel am Rhein, wo er seine Gattin (aus Weimar) kennen lernte, und nahm 1842, durch Verleihung eines Jahrgehalts vom Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen überrascht, seinen Wohnsitz in St. Goar, nachdem er sich zuvor in Darmstadt verehelicht hatte. Seit Neujahr 1844 hörte er auf, die königliche Pension zu erheben. Bald trat er mit seinem Aufsehen erregenden „Glaubensbekenntniß“ vor's Publikum, worin er, im

Widerspruch mit seiner früher kundgegebenen politischen Meinung, daß dem Dichter eine höhere Warte zieme, als die Zinnen der Partei, sich „durch Wort und That, offen und entschieden zur Opposition“ bekannte. Er hielt es nun für gerathen, Deutschland zu verlassen, lebte einige Zeit in Paris und Brüssel, nachher in und bei Zürich, und übernahm im August 1846 eine Stelle als kaufmännischer Korrespondent in einem Handelshause zu London. Durch die Amnestie vom 19. März 1848 vor Verfolgung sicher, kehrte Freiligrath vier Monate später an den Rhein zurück und wählte Düsseldorf zu seinem Aufenthaltsorte. Am 29. August ward er wegen seines neuesten, im Geiste seiner früheren „Ça ira“-Lieder verfaßten Gedichtes „Die Todten an die Lebenden“ verhaftet und der „Aufreizung zu hochverrätherischen Unternehmungen“ angeklagt, jedoch am 3. Oktober 1848 von den Assisen freigesprochen.

* * *

Freiligrath hat sich größtentheils nach den französischen und englischen Romantikern gebildet. Der Charakter seiner Poesie ist der der malerischen Kraft, der energischen Schilderung, wodurch er weit alle jüngeren Dichter überragt. Die episch-descriptive Lyrik ist vorzugsweise sein Element. Seine Romanzen und Balladen zeichnen sich durch frische Anschaulichkeit der Darstellung, Pracht und Naivität der Situationen und oft überraschend glückliche Plastik aus. Zu den besten gehören: „Der Blumen Rache“, worin ein einfaches Naturereigniß in schönster Art mythisch gemacht ist; „Banditenbegräbniß“, mit meisterhafter Darstellung des Schauerlich-Ernsten des Vorgangs; „Der Bivouac“, — „Der Scheik am Sinai“, in welchen des Dichters Individualität besonders charakteristisch hervortritt; „Löwenritt“, eine Scene, oder wenn man will Ballade aus einer afrikanischen Thierwelt, voll plastischer Anschaulichkeit und fast erschreckender Wahrheit, ganz entsprechend der Auffassung eines Horace Vernet; „Der Tod des Führers“, von schöner Gemüthsbetheiligung, schmerzdurchdrungener nationaler Subjektivität zeugend; „Prinz Eugen“, im Volksliedertone; „Prinz Ludwig von Preußen“, in derselben den volksthümlich-komischen Stoff hier scharf charakterisirenden Form; ferner mehrere seiner auf sozialistischen Sympathien fußenden Darstellungen, namentlich: „Aus dem schlesischen Gebirge“, „Vom Harze“, welche im „Glaubensbekenntniß“ enthalten sind, u. a. m.

„Noch hat Niemand“ — schreibt M. Carriere in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Januar 1839 — „naturfrischer und in keckeren Zügen das Leben und die Gestalten aller Zonen in überraschender Nähe uns vor Augen geführt; wir fühlen den eigenthümlichen Hauch jeglicher Natur uns anwehen, die Schauer des Urwalds, die brennende Gluth des Südens; der wogende Sand der Wüste und die kahle Düne der Nordsee werden uns unmittelbar gegenwärtig. Der ungetrübte Glanz einer jeden Nationalfarbe ist bewundernswerth. Mit Recht hat darum J. Klein Freiligrath's Lyrik eine ethnographische genannt und in der Neigung des Dichters, sowohl die fremdeste Bilderform bis zu erschreckender Nähe heranzubringen, als auch die in Tracht, Sitte und Gefühlsart nicht minder unter sich verschiedenen, als von unserem Seyn und Wesen sich abhebenden Volksthümlichkeiten in prägnanten, glühfarbigen Saftstrichen hinzustellen, die Richtung unserer Tage ersehen, uns mit allen Nationalitäten zu befreunden, und wie Dampf und Eisen Verkehr und Völkerleben verknüpft, auch die klingenden Fäden der Lyrik als Vermittelungsnetze zwischen den Nationen auszuspinnen. Aber zu bemerken ist hier noch, daß sich Freiligrath vorzugsweise zu den Völkern hinwendet, wo noch die Individualität in eigener Machtvollkommenheit gilt, die sie in der Allgemeinheit europäischer Kultur so schwer sich erringt, wo der leidenschaftliche Vollschlag der Lebenspulse den Menschen zur That treibt, wenn die Deutschen in ruhiger Betrachtung sinnend stehen bleiben; wo die Natur, noch nicht dem Nutzen dienstbar, in ungeschwächter Zeugungskraft jene kühnen und üppigen Gestaltungen hervorbringt, die seiner Phantasie so sehr zusagen. Darum möchte er am Sinai geboren seyn, auf daß der Geist der Wildniß zu ihm spräche, wenn er mit verhängtem Zügel den Libanon durchsprengte, oder des Himmels goldne Schrift läse: da möchte er vor seinem Stamme im Zelt die innere Flamme in lodernden Gesängen aushauchen u. s. w. Indeß gesellt sich zu solchen Vorzügen ein Mangel, der bei vielen Gedichten Freiligrath's nicht minder in's Auge fällt. Er ist zu sehr Poet der Anschauung, zu wenig Poet des Gemüthes. Die innigen, sinnigen Töne des eigentlichen deutschen Liedes schlägt er gar selten an, und so sehr er durch seine Bilderpracht vor den Mitstrebenden hervorragt, fast eben so weit wird er von Manchem durch ächtes tiefes Gefühl und Gedankenfülle übertroffen. Während er in die Weite schweift, vergißt er zu oft das Nächste, das eigene Herz, den Urquell aller Poesie“ ꝛc.

Diesen Mangel betont auch Th. Mundt in seiner ‚Geschichte der Literatur der Gegenwart‘ (Berlin 1842), indem er bemerkt: „Er ist ein Meister in der malerischen und musikalischen Behandlung seiner Bilder zu nennen, aber sein geistiger Horizont ist beschränkt, und wie sehr auch seine Leistungen den ihnen gewordenen Beifall verdienen, so legt man doch auf der andern Seite zugleich durch diese Vorliebe für Freiligrath das Bekenntniß eines verdorbenen Geschmacks an den Tag.“ —

Dr. Jos. Hillebrand in seiner mehr erwähnten deutschen Nationalliteratur (Bd. 3, S. 535) will die an dem Dichter gerühmte Kunst der Schilderung gelten lassen, kann ihm aber darum den Preis ächt lyrischer Kunst nicht ertheilen. „Wir wollen“ — sagt er — „es nicht zu hoch nehmen, daß der Dichter, vom Vaterland und von Europa sich abwendend, den wunderreichen Orient oder die wilden Völkerstämme des Westens sucht, die Naturpracht des heißen Südens den Herzenslauten und Gedankenzügen der nordischen Menschenwelt vorzieht, gern wollen wir vielmehr mit Dingelstedt sagen, ‚daß dieser Drang dieselbe Sehnsucht sei, welche die Hohenstaufen nach Italien, die Kreuzritter zum heiligen Grabe zog‘ — was wir vermissen, ist der Ton der Idee, welcher jeder Dichtung Seele bilden muß, ist die reine Sprache der Empfindung, die nur selten recht erklingt, ist die freie frische Unmittelbarkeit des poetischen Gesangs, die Kunst der reinen plastisch-lebendigen Gestaltung; was wir tadeln, ist die Monotonie der Schilderungen ohne Gemüthsbelebung, die Sucht des Effekts durch den Stoff und die Seltsamkeit des Ausdrucks, die oft nahe genug an Manier streift, das Excentrische, mitunter ganz Verstiegene und Hinaufgetriebene in der Malerei, die breite Schwerfälligkeit im Rhythmus, die schwülstige Dunkelheit der Darstellung überhaupt. Nur selten macht sein unbehilflicher Alexandriner, mit dem er unsere Lyrik neu auffrischen möchte, die Wirkung, welche er davon erwartet. Aus mancher Probe sieht man indeß, daß Freiligrath, strebte er nicht allzusehr nach Absonderlichem und wollte er seine individuellen Liebhabereien überwinden, sich der poetischen Priesterweihe in der von ihm gewählten Sphäre wohl würdig machen könnte, deren ächtes Symbol indeß fe[…]

der berühmte „Löwenritt" nicht trägt. Wenn Freiligrath später als Konvertit des Liberalismus in seinem „Glaubensbekenntniß" den Zeitteadenzen seine Dichtung schlechthin in Dienste gibt, so fällt er damit nur um so tiefer von der Höhe des Parnaß herab, auf dem er sich selber so heimisch zu finden glaubt. Wir ehren des Dichters Stimme, die sich der Freiheit leihet; allein wir leugnen, daß die Stimme dichterisch sei, welche sich so zufällig, wie hier geschehen, in fremde Weisen und Töne drängen läßt. Das Freiligrath'sche Glaubensbekenntniß ist ein Bekenntniß des Abfalls von dem reinen Glauben an die heilige Kraft der Muse, die ihn hier fast ganz verleugnet" 2c.

Daß sich Freiligrath, der seiner ganzen Anlage nach kein Politiker ist (was selbst A. Ruge zugesteht in seinem Buch „Die politischen Lyriker unserer Zeit", Leipzig 1847), der politischen Tendenzpoesie zu eigen gab, war ein um so größerer Fehler, als er nur für die Anschauung durch Schilderung und Malerei, nicht unmittelbar für die Leidenschaft zu dichten versteht, selbst nicht in den seines Namens so unwürdigen Revolutionshymnen des „Ça ira" und andern ähnlichen Ungeheuerlichkeiten seiner in Blouse und Jakobinermütze rasenden Pseudomuse.

Von ihm:

Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1838; 9te Aufl. (der Miniaturausgabe 3te) das. 1846.

Rheinisches Odeon; herausgegeben (mit Ign. Hub und Aug. Schnezler). 2 Jahrgänge. Koblenz 1837. 39.

Rolands-Album; herausgegeben zum Besten der Ruine. Köln 1840.

Rheinisches Jahrbuch; herausgegeben (mit K. Simrock und Ch. J. Matzerath). 2 Jahrgänge. Köln 1840. 41.

Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Stuttgart 1842.

Das malerische und romantische Westphalen; herausgegeben (mit Levin Schücking). Mit 30 Stahlstichen. Barmen und Leipzig 1842.

1862. Gedicht zum Besten des Kölner Doms (mit Ed. Duller). Darmstadt 1842.

Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte. Mainz 1844.

Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, F. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Andern. Stuttgart und Tübingen 1847.

Ça ira. 6 Gedichte. 1847. U. dgl. m.

Außerdem übersetzte er Victor Hugo's „Oden" (Frankfurt 1836) und „Dämmerungsgesänge" (Stuttgart 1836; 6te Aufl. 1843), und Molière's „sämmtliche Werke", gemeinschaftlich mit Ed. Duller (Leipzig 1837).

---

786. Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tief gesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blüthenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt an's Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch um's Lager dreh'n und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich, und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen!

O, wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh' wir sterben,
Mädchen, trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Geister weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die Lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getödtet!

787. „Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donau-Ufer!
Pferde steh'n im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschacko's weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.

Neben seinem müden Schecken
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiserliche Feldstandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!

Vor acht Tagen die Affaire
Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
In gehör'gen Reim gebracht;
Selber auch gesetzt die Noten;
Drum, ihr Weißen und ihr Rothen!
Merket auf und gebet Acht!"

Und er singt die neue Weise
Einmal, zweimal, dreimal leise
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen,
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

788. Banditenbegräbniß.

Auf blut'ger Bahre rastet
Ein Leichnam, blaß und kalt;
Den tragen, schwer belastet,
Sechs Männer durch den Wald.
Sechs Männer, schwarz von Haare,
Bewehrt mit Beil und Stahl,
Geh'n schweigend mit der Bahre
Durch's düstre Fichtenthal.

Die Bahr' sind zwei Gewehre
Mit Läufen rund und lang;
Darüber sind die Quere
Gelegt drei Schwerter blank.
Auf Klingen ruht, der muthig
Einst selber schwang das Erz;
Sein Haupt, entstellt und blutig,
Hangt rücklings erdenwärts.

Weit klafft die rothe Wunde
Am bleichen linken Schlaf,
Wo ihn zur bösen Stunde
Die Todeskugel traf.
Es tröpfelt von den Locken
Geronnen Blut und Hirn;
Vom Weh'n der Berge trocken,
Umklebt es Hals und Stirn.

Das Aug' ist blutumflossen,
Der Wange Braun entflohn.
Die Lippen, fest geschlossen,
Umzuckt ein bittrer Hohn.
Die Rechte, die im Kampfe
Das Schwert mit Macht geführt,
Hält's noch mit starrem Krampfe,
Daß sie es nicht verliert.

Es blitzte Tod dem Sbirren;
Er läßt es nimmer los.
Es schleift mit leisem Klirren
Durch Steingeröll und Moos.
Wie dicke, blut'ge Thränen,
Rinnt rieselnd Blut daran:
Das Schwert, so muß man wähnen,
Weint um den todten Mann.

Die Linke, zugekniffen,
Hält stark den Gürtelshawl,
Als hätt' er ihn ergriffen
In letzter Todesqual.
Gelöst weh'n Schnur und Litze
Um sein zerhau'n Kollet;
Am Gurt mit scharfer Spitze
Schwebt lässig das Stilet.

So liegt der bleiche Schläger,
Der einst so wild, so kühn;
So tragen ihn die Träger
Im finstern Apennin;
So ruht er auf den Degen; —
Im tiefsten tiefen Wald,
Fernab von Straß' und Wegen,
Da ruft der Führer: „Halt!"

Da klirrt die Bahre nieder,
Und muß nun Schaufel seyn;
Da graben ihm die Brüder
Ein Grab tief in den Rain.
Kein Sarg macht ihm Beschwerde:
Los, ledig, sonder Druck,
Grüßt er sein Bett, die Erde,
Im Blut- und Waffenschmuck.

Die Feier ist vollendet,
Das Grab steht schwarz und baar,
Mit finsterm Schweigen wendet
Sich ab die kleine Schaar.

Sie seh'n nach den Gewehren;
Sie laden, da tönt schrill
Ein Pfeifen! — in die Föhren
Stürzt Jeder! — Alles still!

789. Der Bivouac.

Ein Feu'r im Wüstensande,
Zwei Gräben, ein Verhack,
Musketenpyramiden —
Ein Frankenbivouac!

Das sind die Grenadiere
Von Kleber's Vorderhut.
Es sitzt, daß er sie schüre,
Der Feldherr an der Gluth.

Auf müdem Knie die Karte,
Ruh'nd in der Flamme Schein,
So schlummert Bonaparte
Gemach am Feuer ein.

Und mit ihm auf Lafette
Und Mantel seine Schaar;
Es nickt an der Muskete
Der Schilderer sogar.

Schlaft zu, ihr müden Fechter!
Schlaft aus die letzte Schlacht!
Es halten stille Wächter
Um eure Gräber Wacht!

Laßt plänkeln Murad's Reiter!
Laßt kommen Mann und Roß!
Es wollen selt'ne Streiter
Behüten euren Troß!

Es wacht für euch ein Meder,
Der mit aus Theben ritt;
Der in der Spur der Räder
Von Cyrus' Sohne schritt.

Ein hoher Macedone
Tritt eurer Brüstung nah',
Der Alexanders Krone
Bei'm Ammon funkeln sah.

Und sehet: noch ein Schemen!
Ein Kämpfer auf dem Nil,
Ein Führer von Triremen,
Der unter Cäsar fiel!

Die einst der Welt geboten
Auf sand'gem Wüstenfeld,
Sie schicken ihre Todten
Dem neuen Herrn der Welt.

Lebendig an's Geloder
Der Flamme tritt das Grab;
Sie schütteln Sand und Moder
Von ihren Panzern ab.

Es funkeln die uralten
Gewaffen durch die Nacht;
Es weh'n der Chlamys Falten
In alter, blut'ger Pracht.

Sie weh'n um eine Stirne,
In der es kocht und gährt.
Der Held, als ob er zürne,
Tiefathmend fährt an's Schwert.

Er träumt: in hundert Reichen
Erhebt sich ihm ein Thron.
Er zieht mit gold'nen Speichen
Einher, wie Ammon's Sohn.

Es jauchzt ihm tausendkehlig
Der glüh'nde Orient;
Derweil die Flamme mälig
Verglimmend niederbrennt.

790. Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Todtenwetter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Todten schau'n!“

Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern über's Meer,
Seh'n im Todtenhemd den Alten,
Der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ozean;

Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „„Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!““

Der da sprach: „„Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen seyn!
Laßt uns leben, wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur!'" —
Ach, er schauete, gleich Mose'n,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

Rathlos die verlass'ne Schaar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schau'n beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!"
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Grellen Schrei's die Möve fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

---

791. Der Scheik am Sinai.

Im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus sammt meiner Ottomane!
Ich will ihn selber sehn! Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, sagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Wasserbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an seinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit spricht."

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
„'Auf Algier's Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille;
Die Franken kamen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Defilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzerriss'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — Feu! En avant! — Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schau'n dünn und schlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit spitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Gesegnet ist das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — so grüßen sie!'"

„Sie sind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o Tag des Ruhms, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furt. —
Allein ihr Sultan? sprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sahst du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt siehst du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir.‘“

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sei, dem er die Wüstenwege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht!“

792. Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute grasen!
O, zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Er sprach: „„Gern will ich mich entgürten!““
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er setzte sich zu seinen Wirthen;
Des Wüstengeiers Flügel schwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf seinen Knien.
Die Rosse mit den blanken Stangen,
Die finstern Reiter mit den langen
Gewanden, und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften schuf er glühend
Ein Bildniß dieser Wüstenrast.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend
Und schlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten singend ihren Gast:

„Fremdling, laß deine Stute grasen!
O, zieh nicht weiter diese Nacht!
Dies ist die grünste der Oasen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Rasen,
Gleichwie inmitten von Topasen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

793. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe, will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karrou,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen.

---

794. Vom Harze.*)

O stille, graue Frühe!
Die Blätter flüstern sacht;
Der Hirsch hat seine Kühe
Zum Waldrand schon gebracht.
Zum Waldrand in die Saaten!
Da steht und stampft er schon!
Im Busch ruh'n die Kossathen,
Der Vater und sein Sohn.

Der Alte wiegt in Händen
Den rost'gen Flintenlauf.
„Ein Hirsch von vierzehn Enden!
Kerl, Schwerenoth, halt d'rauf!"
Der Junge drückt — ein Knallen!
Das heiß' ich gute Birsch!
Sie seh'n zur Erde fallen
Den vierzehnend'gen Hirsch!

Fortstieben rings die Kühe —
Der Alte ruft: „O Glück!"
Stürzt vor und stemmt die Kniee
Auf das erlegte Stück.
„Ei, Bursch, du zieltest wacker!
Sieh selber — grad' auf's Blatt!
Gott segn' es unserm Acker —
Der frißt sich nicht mehr satt!

Dem ist kein Korn mehr nütze,
Der biegt kein Hälmlein mehr,
Der — nun, was gaffst du, Fritze?
Rasch! gib die Stricke her!
So — Fuß an Fuß gebunden!
Fühl' doch, er wird schon kalt!" —
Da tritt mit Volk und Hunden
Der Förster aus dem Wald.

Hilf Gott, der kennt die Schliche!
Nun gilt's! Auf springt das Paar,
Reißt aus und läßt im Stiche
Die Doppelläufe gar!
Der Förster bleibt nicht hinten,
Nachruft er: „Steh, Gezücht!
Was helfen mir die Flinten,
Hab' ich die Schützen nicht?"

Umsonst! — Da rasch zur Wange
Hebt er der Büchse Wucht;
Zielt — kalt und fest und lange!
Was — Menschen? — auf der Flucht?
Gleichviel, er drückt — ein Knallen!
Halloh, das heiß' ich Glück!
Den Alten sieht er fallen —
Er traf ihn in's Genick!

In seiner eignen Gerste
Daliegt der knochige Mann;
Als ob das Herz ihm berste,
Aufstöhnt er dann und wann!
Sein Blut, dem Wamms entquollen,
Rinnt ab in Furch' und Spur;
Warm sickert's durch die Schollen —
Was denkt die Lerche nur?

Sie sitzt im stillen Neste —
Da schießt das Blut herein!
Aufschwirrt sie gleich zur Veste,
Blut an den Flügelein!
Sie läßt vor Gott es blitzen
Im ersten Sonnenblick,
Sprengt auf die Halmenspitzen
Es schmetternd dann zurück!

Das ist ein kräft'ger Regen,
Das ist ein kostbar Sprüh'n!
Das ist ein Lerchensegen,
Der macht die Saaten grün!
Der tropft auch auf den Jungen,
Der hinras't über's Feld,
Und heulend dann umschlungen
Den todten Vater hält!

Fort, Bursch'! Was noch umklammern
Die starre Mannsgestalt!
Fort nun, und laß dein Jammern —
„Fühl' doch, er wird schon kalt!"
Zurück vom blauen Munde
Mit deinem rothen! — Sieh,
Ankeuchen schon die Hunde —
Herr Gott, zum „Halali!"

Stracks ruh'n auf Einem Karren
Der Hirsch und auch der Mann!
Zum Roth- und Schwarzwildscharren
Fortgeht es durch den Tann!
Fortgeht's in einer Hetze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? — Die Gesetze
Vollstreckt' er nur der Jagd!

---

*) Nr. 794—796 incl. aus „Ein Glaubensbekenntniß; Zeitgedichte."

Drum macht ihm keine Trauer
Des Jungen wild Geknirsch —
Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch!
Ihm selbst wird die Medaille —
Ja so, das fehlte noch! —
Den Fritzen, die Kanaille,
Wirft man in's Hundeloch!

Da starrt er trüb durch's Gitter;
Ein Lei'rer steht am Thor,
Der singt zu seiner Zitter
Ein Lied den Leuten vor:
„Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Der Jäger und die Jagd!"

---

795. Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß in's Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

„Hört er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Muthes noch einmal:
Rübezahl!

„Kein Laut! — Ich bin in's Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Noth!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

„Er half so Vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

„Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

„Dann trät' ich froh in's kleine Zimmer,
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder,
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!"

So rief der dreizehnjähr'ge Knabe;
So stand und rief er, matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte, und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger= bald das Leichentuch!
— Rübezahl?!

---

796. Prinz Ludwig von Preußen.

Weise: Prinz Eugenius, der edle Ritter.

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr allesammt!
Doch kein Teufel weiß jetzunder,
Wie sein Säbel, Gottes Wunder!
In die Zöpfe einst geflammt!

Auf und laßt die Fahne wehen!
Anno fünf ist es geschehen,
Anno fünf zu Altenburg!
Prinz Ludwig bei Spiel und Mahle
Saß allda bei Vogt im Saale,
Zechte flott die Herbstnacht durch.

That's mit hundert Offizieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfrisirten Puderschopf;
Seitenlöcklein, wohlgebacken
Und gekleistert, und im Nacken
Steif und starr den alten Zopf.

Gläser klirrten, Lieder schallten,
Die Champagner=Pfropfen knallten —
Dreimal hoch das Hauptquartier!
Tafelmusik rauschte munter,
Meister Dussek mitten drunter
Dirigirte am Klavier.

Ist der Prinz emporgesprungen,
Hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Zugelacht dem Freunde dann:
„Hackbrettschläger, jetzt an's Hacken!
Hack' den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute soll'n die Zöpfe dran!"

Meister Dussek nahm den Degen,
Thät den Zopf auf's Tischtuch legen,
Auf den Knieen lag der Prinz:
Dussek hieb mit scharfem Streiche,
Auf der Tafel lag die Leiche —
Achtunddreißig Jahre sind's!

Tusch! Das fuhr durch alle Köpfe!
Laut scholl's: „Pereant die Zöpfe!"
Das war eine Wirthschaft heut!
Oberst, Kapitän und Junker
Hieb sich ab den garst'gen Klunker —
Jeder Zopf ließ Haare heut!

Dieses in dem Preußenheere
War'n die ersten Zöpf', auf Ehre!
Die da abgeschnitten seyn!
Zopflos in den lieben Himmel
Rückt' aus Saalfeld's Schlachtgetümmel
Ludwig Ferdinandus ein!

Noch im Dreispitz mit der Krempe,
In der Hand die blut'ge Plempe,
Kam er — doch der Zopf war ab!
Drob der alte Fritz erstaunte,
Und ihm eine gutgelaunte
Oheimliche Nase gab! —

Der Armeezopf liegt erstochen,
Jena's Zopf auch ist gerochen,
Doch manch andrer macht sich breit!
Wann zerfetzt uns die ein Retter?
Ludwig, schick' ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieser Zeit!

Ludwig Seeger

ist am 30. Oktober 1810 zu Wildbad im würtembergischen Schwarzwaldkreise geboren, wo sein Vater Reallehrer war. Mit zwölf Jahren besuchte er die lateinische Schule in Calw, kam 1824 in das evangelische Seminar nach Schönthal und 1828 in's Stift nach Tübingen, aus dem er nach zwei Jahren austrat. Das Studium der Theologie setzte er, seinen eigenen Wünschen zuwider, die sich mehr der Philologie und dem höheren Lehrfach zuneigten, bis zum Herbst 1832 fort, und absolvirte. Drei Jahre lang sah er sich genöthigt, die Stelle eines Pfarrvikars zu versehen, bis er 1836, nachdem er eine Zeit lang in der Schweiz die Erziehung eines Knaben als Hauslehrer geleitet, an die neu errichtete Gymnasialabtheilung der städtischen Realschule (Realgymnasium) zu Bern als erster Lehrer der alten Sprachen berufen wurde. Zwölf Jahre lang versah er diese Stelle und las zugleich an der dortigen Universität über alte und neue Literatur. In Folge der großen Ereignisse in Deutschland hat er im Mai 1848 freiwillig sein Lehramt niedergelegt und lebt jetzt in Stuttgart.

* * *

Seine unter dem Titel „Der Sohn der Zeit" erschienenen Gedichte bekunden ein sinniges und reiches inneres Leben, Schwung und Kraft der Phantasie und des Gemüthes, und wahrhaft dichterische Naturanschauung. Sie haben häufig eine dithyrambische Haltung. Besonders glücklich ist der Dichter in allegorischen und symbolischen Darstellungen, gehoben durch ein blühendes Kolorit der Bilder. Die Zeitlieder, im Sinne demokratischer Partei, gehören zu den begeistertsten und maßvollsten der Gegenwart. In den Romanzen und Balladen tritt seine Eigenthümlichkeit weniger hervor. — Als Uebersetzer griechischer Dichter, namentlich des Aristophanes, strebt er dahin, ächt deutsch und poetisch zu übertragen, und durch gründliche, aber populär gehaltene Abhandlungen und Noten das Band zwischen dem alten Hellas und dem modernen Deutschland enger zu ziehen und für dieses fruchtbringender zu machen, als es bei der bisherigen philologischen Observanz seyn konnte. — Seine Uebersetzung Beranger's ist anerkannt die gelungenste.

Von ihm:

Beranger's Lieder, deutsch. Bern 1841.
Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung. Zürich und Winterthur 1843. Neue Ausgabe, Leipzig 1847.
Die Schweiz. Stuttgart 1844.
Aristophanes, deutsch, mit Einleitungen und Erläuterungen. 3 Bde. Frankfurt 1846—48.
Jahrbuch der Gegenwart. Stuttgart 1848.

Beiträge, in Prosa und in Versen, im „Morgenblatt," in den „Deutschen Jahrbüchern," im „Deutschen Boten aus der Schweiz," in Herwegh's „Einundzwanzig Bogen," in Schwegler's „Jahrbüchern der Gegenwart" (auch pseudonym: Veit Weber), in Ruge's „Poetischen Bildern aus der Zeit," in den „Grenzboten" u. s. w.

---

797. Dichterweihe.

Kaum ist aus dem Nachtgewande
Leis geschlüpft der junge Tag,
Zieht der Knab' durch Busch und Hag;
Glühend, wie in lichtem Brande
Schwimmend Erd' und Himmel lag.
Gleich, als müßt' er was ereilen,
Das er glücklich einst besessen,
Das er nimmer kann vergessen,
Fliegt entgegen ohne Weilen
Er der Sonne rother Essen.

Durch die Lüfte geht ein Singen —
Wie, wenn Alles schlafend schien,
Seufzer durch die Mondnacht ziehn —
Das auf morgenrothen Schwingen
Hin sich wiegt. — Woher? — wohin? —
Und er lehnt sich auf den Stab,
Horcht dem wunderbaren Rauschen,
Hört der Lüfte Redetauschen,
Senkt das Augenlid herab,
Recht im tiefsten Sinn zu lauschen.

Nein, das ist nicht Lerchenklang,
Ferne Saiten auch nicht klagen,
Keine Nachtigallen schlagen,
Und es ist kein Hirtensang,
Den die Morgenwinde tragen.
Dort im Osten muß es schallen,
Geisterlaut aus Himmelsduft,
Der ihn grüßt und lockt und ruft,
In prophetischem Verhallen
Wallend durch die hohe Luft.

In den heil'gen Morgenthau
Sinkt er nieder, fromm ergossen,
Brünst'ger Andacht aufgeschlossen;
Und herab vom Himmelsblau
Hat es flammend ihn durchschossen,
Daß er tief zusammen schüttert.
Und die Welt enthüllt sich malen
Sieht er in der Glorie Strahlen,
Wie in tausend Bildern zittert
Sonnenschein in goldnen Schalen.

Blumen beten zu den Höhen,
Düfte sind ihr leis Gebet;
Und der Baum stilllauschend steht,
Hört des Frühlings Stimme wehen,
Und erschließt sein Blüthenbeet;
Bienen froh wie Kinder lärmen,
Und es wallet auf und nieder
Farbenhelles Glanzgefieder,
Wonne singt aus tausend Schwärmen,
Erde dehnt vergnügt die Glieder.

Rauschend laut vor Thaueslust
Nickt das Waldgrün in die Tiefen;
Berge still, als ob sie schliefen,
Saugen an des Himmels Brust.
Wellen, die sonst schleichend liefen,
Schütteln stolz die Schaumeskronen;
Und gelöst sind ihre Zungen,
Und sie reden ungezwungen
Von der Fahrt nach fernen Zonen,
Gleich, als wär' sie schon gelungen.

Auf den Knieen noch voll banger
Lust, als wie im Betersaal,
Liegt der Knab' im Frühlingsthal,
Und ihm ist, als führ' ein langer,
Glänzender Trommetenstrahl
Zuckend ihm durch alle Glieder
Weit dahin im Blitzeslauf,
Wühlt ihn um vom Grund herauf:
Als ein Knabe sank er nieder,
Als ein Dichter stand er auf.

---

798. Die beiden Schiffer.

Der Donner sprach zum Blitze, seinem Bruder:
„Komm, laß uns draußen schiffen gehn!"
Der Alte setzt sich munter an das Ruder,
Vorn muß der And're mit der Leuchte steh'n.

In kohlenschwarzer Nacht dahin zu steuern
Ist dem Gesellen schlechter Spaß,
Er peitscht die Nacht mit zischend grellen Feuern,
Und schwingt den rothen Brand ohn' Unterlaß.

Und wie so hell die lust'gen Funken springen,
Wacht auf des Alten Jugendmuth:
Das Ruder fällt, er greift die Harfe, singen
Muß er in diesem Kampf von Nacht und Gluth.

---

799. Wengern Alp.

Ich sehe dich, du unerreichbar Hohe,
Du stille Königin im Alpenreich!
Mit sanftem Schimmer glüht die Abendlohe
Auf deinem Geisterantlitz, ernst und bleich.
Gekommen ist sie endlich doch, die frohe,
Ersehnte Stunde, überschwenglich reich,
Wo du, von der ich oft geträumt, gedichtet,
Nun vor mir stehst, titanisch aufgerichtet.

Du gabst mir Flügel, hoch hereingebogen,
So lang ich klomm hinan die steile Bahn.
Ein Schmetterling, von Halm zu Halm geflogen,
Zog ein beschwingter Führer mir voran.
Den Duft der Matten hab' ich eingesogen,
Der Blümchen, weiß und röthlich angethan,
Und bei dem Eis, entlang des Baches Tosen,
Sah ich ein blühend Beet von Alpenrosen.

Hier ist's so still. Dort unten liegt bestattet
In Dämmerung die bunte Sommerwelt,
Und Wolkenroth und Mondenschein gegattet
Schlägt über Hoch und Tief ein weites Zelt.
Wie eine Wimper zuckt, ist überschattet
Dein Haupt, auf das der letzte Schimmer fällt.
Mit regungslosem, starrem Angesichte
So sitzest du, als säß'st du zu Gerichte.

Und nun beginnt ein wundersames Leben:
Den dunkeln Ecken, wo sie sich versteckt,
Bis in des Mondes Hut die Welt gegeben,
Entschlüpfen Elfen, luftig, aufgeweckt;
Sie legen Hand in Hand, sie flattern, schweben
Um die entschlaf'ne Riesin ungeschreckt,
Und spielen, unbekümmert, ob sie dürfen,
In ihres weißen Mantels Faltenwürfen.

Und bunter wird, bewegter das Gedränge,
Und wogt bis zu des Throngerüstes Höh'n,
Verfolgt und neckt sich, treibt sich in die Enge,
Und tanzt den Reih'n in Gruppen dämmernd schön.
Gedämpftes Jauchzen, Alpenglockenklänge
Verschlingen sich zum lieblichsten Getön. —
Sie wiegt das Haupt, und Perlenströme rollen,
Vom glänzenden Gelock herabgequollen.

Dann schläft sie fort. Zerronnen ist der Reigen,
Das Schattenspiel verwischt von weißer Wand.
Ich lausche durch das mitternächt'ge Schweigen
Vom Hüttenfenster, wo ich Obdach fand.
Am Monde, der sich im Herniedersteigen
Verschlaf'nen Auges lehnt am Bergesrand,
Vorüber rauscht ein Adler: also kreist
Hoch über'm stummen All der wache Geist.

800. Drei Spanier.

Südlich glüht die Luft, der Heerweg
Dehnt sich schnurgerad gezogen.
Das Dragonerregiment
Saust dahin, von Staub umflogen.

Schwarz der Thurm und schwarz die Häuser,
Die zur Nachtruh' wir erkoren.
Torquemada, halbverbrannt,
Starrt uns an aus öden Thoren.

Nirgends Menschen auf den Gassen,
Keine, die durch's Fenster schauen;
Schutt und Hausrath liegt verstreut,
Und darüber Todesgrauen.

Offen stehn die Kirchenthüren,
Keine Lamp' erhellt die Gänge,
Keine Abendglocke tönt:
Abgeschnitten sind die Stränge.

Wiederhallt der Rosse Stampfen
Einsam, wie im dunkeln Walde.
Auf der Steinbank regt es sich:
„Sprecht, wer seid Ihr?" — „,Der Alkalde.'"

Er, sein Bruder und der Knabe,
Wenig, wie es scheint, betroffen.
„Nachtquartier für Roß und Mann!" —
„,Alle Thüren stehn euch offen.'" —

Und des andern Morgens Frühe
Weckt die fränkischen Bewohner;
Rosse scharren, wiehern, käu'n,
Harrend sitzen die Dragoner.

„Fünfundzwanzig bleiben!" — Keiner
Will sie führen. — „Meinetwegen,
Werft das Loos!" — Getroffen ward
Rapatier, der alte Degen.

Und nach Torquemada ritten
Wir zurück in wenig Tagen,
Siegreich bei Valladolid
Hatten wir die Schlacht geschlagen.

Die Dragoner aber? Keiner,
Nicht ein Einz'ger, den wir trafen.
Doch der Oberst meint: „Vielleicht
Ein Geleit!" und legt sich schlafen.

„Spanier, wo sind die Dragoner?"
Nunez, ohne lang zu sinnen:
„,Alle miteinander fort!
Hier das Haus, behagt euch drinnen!'"

Und nach allen Seiten rennen
Beutelustig die Soldaten.
Boden, Keller, Garten wird
Aufgewühlt mit Schwert und Spaten.

Vor dem Fenster, in dem Garten,
Drängen dichter sich die Massen.
„Ha, ein Schatz!" — der Mann bekommt
Eine kalte Hand zu fassen.

Eine Hand, ein Arm, ein Leichnam,
Zwei Dragoner, drei, sie zählen:
Alle miteinander, ja,
All' mit abgeschnittnen Kehlen!

Nunez sieht durch's Küchenfenster
Schmauchend nieder auf die Reiter;
Perico, der Knabe, legt
Zu dem Feuer neue Scheiter.

Gelb und steif, im braunen Mantel,
Angeflammt vom Fackelscheine,
Ruhig vor dem Fenster sitzt
Der Alkalde auf dem Steine.

Und der Oberst, aufgeweckt
Durch das Toben, tritt zum Alten,
Angesichts der Leichen ward
Jetzo Kriegsgericht gehalten.

„Wer hat diese abgeschlachtet?" —
Lautlos, ohne sich zu wenden,
Sitzt der Greis, der Junge schweigt.
„Nunez, du?" — „,Mit diesen Händen.'" —

„Du allein?" — Das lange Messer,
Die Navaja zeigt er ihnen.
„,Ich allein, mit diesem Stahl,
Meinem Vaterland zu dienen.

Als sie branntweintrunken lagen —
Bei dem Bruder war der Knabe —
Schnitt ich ihnen ab den Hals:
Morgens half er mir am Grabe.

Ist es ein Verbrechen, einzig
Mein ist's, sag' ich unverholen!'" —
Der Alkalde steht und spricht:
„,,Mensch, du thatst, wie ich befohlen!

Schlagt uns todt, und jeder Spanier
Strafe so, die uns bedrängen!'"
Und der Oberst gähnt ihn an:
„Hört, Alkalde, Ihr müßt hängen —

Hängen, Ihr und Euer Bruder!" —
Nunez wendet kaum das starre
Haupt: — „,Das will ich glauben!'" legt
In die Kohlen die Cigarre.

Abgeführt zum Henkertode
Wurden sie, sobald es tagte,
In's Gehölz, wo Christi Kreuz
Zwischen grünen Bäumen ragte.

Nunez führet den Alkalden,
Beide ruhig, fest und heiter —
Hinter ihnen Perico
Mit den Strängen und der Leiter.

An dem Fuß des Kreuzes knieet
Der Alkalde, Gott zu danken.
Nunez aber tritt heran
Zu dem Kapitän der Franken:

„,Don Juan Nunez de Guintana,
Der Alkalde war seit Jahren,
Der mein ältrer Bruder, laßt
Keine Schmach ihm widerfahren!'" —

„Wie Ihr wollt, nur kein Verzögern,
Schnell und kurz, das ist mein Wille!"
Nunez dankt ihm, küßt und hängt
Seinen Bruder. Rundum Stille.

Nunez wartet auf der Leiter,
Die Dragoner flüstern, schelten:
„Hängen war mein Handwerk nie,
Einen Schuß, das laß' ich gelten."

„,Habt nicht bange!'" — ruft herunter
Nunez. Perico daneben
Kommt auf seinen Wink und gibt
Ihm den Stoß in's andre Leben.

„Laß die Leiter, Bursch!“ Zum nächsten
Baume trägt er sie in Stille:
‚Ist's an mir?‘ — „Nein, Kind, du wirst
Nicht gehängt.“ — ‚Wie Gottes Wille!‘

Und er ging mit uns nach Hause,
Schaute zu mit unbewegten
Mienen, wie die Todten wir
Wieder in die Grube legten.

Eine Stunde später war er
Aus den Augen uns gekommen,
Und er hatte Nunez's Stahl,
Die Navaja, mitgenommen.

---

*801. Die Junirevolution.

1848.

Sturmglocken läuten, Barrikaden steigen,
Den Blutkelch an die heißen Lippen setzt
Die junge Republik; zum Todesreigen
Ist abermals das Bürgerschwert gewetzt.
Ihr Herzblut für die Freiheit zu verspritzen
Glüh'n beide Heere, patriotisch schwört
Der Bürger, ihre Säulen fest zu stützen,
Der Blusenmann, von herbem Groll bethört.

Sich gegenüber stellt des Schicksals Strenge
Die Söhne Einer Mutternation.
Hier Bürger, dort der Vorstadt bleiche Menge,
Der Erbe hier, dort der verstoßne Sohn.
„Freiheit und Brüderschaft?“ — Und Brüder morden
Die Brüder, und das Pflaster schwimmt im Blut.
Weh', sind wir in der Steppe wilder Horden?
Spie aus die Wüste ihre Tigerbrut?

Du armes Volk, du warst so lang geschunden,
Und vor drei Monden warfst du in den Sand
Den goldbepackten Reiter. Ungebunden,
Siegstrunken schwärmtest du im freien Land,
Und Freiheit scholl's, und Gleichheit, Bruderliebe!
Du wiegtest dich in stolzem Selbstvertrau'n,
Und Brudermörder hießen dir und Diebe,
Die dir den Himmel nicht auf Erden bau'n:

„Wer nicht ein neues, schöpferisches Werde
Dem Chaos zuruft, dieser Welt der Noth,
Wer nicht des Elends Grünspan von der Erde
Abstreifen, Steine wandeln kann in Brot,
Der — nun der will nicht!“ — Dumpfer gährt das Murren:
„Auch in der Republik noch Müh' und Noth,
Und Schwielen, müde Glieder, Magenknurren? —“
Und durch die Gassen schreit's: „Freiheit und Brot!“

Voll Geigen hängt der Himmel; doch betrogen
Sind wir! Ein Schlummerlied für unsre Noth!
Wir wissen's wohl: ihr habt den Fidelbogen,
Heraus damit! Ihr müßt! Brot oder Tod! —“
Das hören fern mit aufgesperrten Nüstern
Die Herr'n, verjagt vom fetten Königsmahl;
Nach der verwirkten Krone schaun sie lüstern,
Und schicken Boten über den Kanal.

Die bieten Gold und Silber, Führer, Waffen:
„Schlagt eure Hand in unsre, tapfre Schaar!
Was ihr begehrt, wir wissen's euch zu schaffen,
Denkt, was wir jetzt euch sind, vergeßt, was war!
Wir werden fürstlich Alles euch erstatten,
Noch Einen Kampf, dann habt ihr, was ihr sucht!
Sanft ruht ihr in des Freiheitsbaumes Schatten,
Und in den Mund euch wächst der Gleichheit Frucht!“

Ein Murmeln geht durch's Volk, ein dumpfes, hohles:
„Kein Funke Mitleid glimmt in eurer Brust;
Doch — gebt das Sündengeld, der Teufel hol' es,
Gebt her, ihr stahlt es uns, wir brauchen's just!
Brot oder Tod! Spielt auf, ihr Himmelsgeigen!
Bluthochzeit tanzen wir zu eurem Klang!“ —
Sie rasen hin in blutig wilden Reigen,
Vier volle Tage und vier Nächte lang.

Roth glüht der Himmel und die Stern' erblassen,
Es tagt, wird Nacht, es tagt, wird wieder Nacht,
Roth alle Barrikaden, alle Gassen,
Ohn' Ende wogt die grause Hunnenschlacht.
Ha sieh: mit Thränen in den Augen nieder
Schießt Bürger sich und Blusenmann. Es bückt
Der Sieger sich, umarmt die blut'gen Glieder
Des Todten, ladet wieder, spannt und drückt....

Herr Gott, in deiner Welt ist's nicht geheuer!
Uraltes Räthsel! Weh, es dunkelt mir
Vor'm Aug'! — Und doch — dein Schuldbuch wirf's in's Feuer,
O Volk! Wer sind die Schuldigen? Nicht wir! —
Wißt ihr's vielleicht, an Albion's Gestaden
Ihr finstern Gäste? Weidet ihr euch dran,
Wie freie Männer sich im Blute baden?
Stimmt das zu eurem mitternächt'gen Plan? —

Der Donner schweigt, der Aufruhr ist geschlagen,
Vorstadt und Stadt in tiefer Trauer, Leich'
An Leiche, wo die Trümmerhaufen ragen,
Graunvolle Stille, wie im Schattenreich!
Erstarrt im Blute liegen Männer, Weiber
Und Kinder in den Gassen hin und her.
Der Strom schiebt Hekatomben todter Leiber
Dumpf klagend, grollend fort hinaus in's Meer.
— — — —

Johann Bartholomäus Goßmann,

geboren am 28. September 1811 zu Frammersbach, im baierischen Regierungsbezirke Unterfranken, erhielt seinen ersten Unterricht in der Dorfschule, ward hierauf seiner glücklichen Anlagen wegen von einem Landpfarrer für die Studien vorbereitet, und besuchte vom dreizehnten Jahre an das Gymnasium zu Würzburg. Im Jahre 1829 bezog er die Universität daselbst, bestand 1832, nachdem er schon

früher für Lateinschulen sich hatte examiniren lassen, mit gutem Erfolg die Prüfung für das Gymnasiallehramt, wurde Assistent und Repetitor an der Studienanstalt, erwarb sich 1835 den philosophischen Doktorgrad, und erhielt 1842 die lange Zeit vergebens ersehnte wirkliche Anstellung im Lehramte, indem er als Studienlehrer nach Landau in der Pfalz berufen wurde. Zu Ostern 1848 ward er, seinem Ansuchen gemäß, in gleicher Eigenschaft nach München versetzt. Er ist Ehrenmitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereine.

* * *

Goßmann zeigt in seinen Poesien viel schöne Begabung; er besitzt Phantasie, eine für alles Schöne leicht erregbare Innerlichkeit, große Gewandtheit in Handhabung der Form und Sprache, und Geschmack. Ein entschiedenes Talent zu gestalten, verrathen namentlich seine Epopöen „Kurfürst Maximilian I." und „Max Emanuel," selbst Kraft der Erfindung und Schilderung; um so mehr aber lassen sie bedauern, daß der Dichter, indem er nicht bloß zur Verherrlichung des Hauses Wittelsbach, sondern auch zu Parteizwecken den historischen Stoff willkürlichst sich zurecht machte, der Tendenz sich in Dienste gegeben hat, welche der Tod der Kunst ist. In neuerer Zeit hat er einen mehr freien künstlerischen Standpunkt gewonnen.

Von ihm:

Probakkorde. 2 Bdchn. Würzburg 1830, 31.
König Max I. Gedicht in 4 Gesängen. Das. 1836.
Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld. Episches Gemälde des dreißigjährigen Krieges in 3 Gesängen. Das. 1838.
Drei Tage in Kissingen (Gedichte). Würzburg und Kissingen 1838.
Max Emanuel. Episches Gedicht in 6 Gesängen. Würzburg 1840.
Der Sieg des Kreuzes. Das. 1841.
Bad Gleisweiler und seine Umgebungen; geschildert. (Mit Stahlstichen.) Landau 1846.
Die deutsche Flotte. Ein Ruf an das deutsche Volk. (Gedicht.) München 1848.
Poetische Beiträge in den Taschenbüchern „Cölestina" und „Charitas," im Rückert'schen „Musenalmanach" u. s. w.

Außerdem die Schulschriften:

Emmerig's Anleitung zur lateinischen Verskunst; herausgegeben in 5. 6. und 7ter verbesserter Auflage, die letztere mit einer deutschen und griechischen Verslehre. Würzburg 1835. 40. Nürnberg 1844.
Lateinische Grammatik. Würzburg 1840.
Geographie für Lateinschulen. Landau 1843.
Lateinische Sprichwörter. Das. 1844.

802. Krone und Braut.

Was nützt mir ein Reich und ein Fürstengebiet,
Die Krone, die heiß um die Stirne sich zieht?
Wenn spielend die Liebe mit Kränzen mich schmückt,
So bin ich ein König, so bin ich beglückt! —

Ich wandelt' einst träumend in zaubrischer Welt
Und kam zu dem König der Elfen in's Zelt;
Da saß auf dem Thron er mit Purpur und Macht,
Umklungen, umsungen, umrungen von Pracht.

Er winkt, und es rauschet ein Vorhang empor.
Wie staunte mein Aug' und wie horchte mein Ohr!
„O himmlische Gegend, wie lockend, wie schön!
So hab' ich auf Erden noch keine geseh'n!"

Er winkt, und es tritt aus dem schwebenden Chor
Der Feien und Elfen ein Mädchen hervor,
Ein Mädchen, das, wo es auch wandelt' und ging,
Mein Busen mit Lieben und Sehnen umfing.

Nun kehrt er zu mir sich mit freundlichem Laut:
‚Hier wähle die Krone, hier wähle die Braut;
Hier wähle, wofür es im Herzen dir spricht,
Doch Eins nur begehre, das Andere nicht!'

Wohl lockte die Sinne der blendende Glanz,
Da lächelt sie schelmisch im bräutlichen Kranz,
Da ward mir im Busen so eng und so heiß,
Da schien um die Welt mir zu köstlich der Preis:

„Was nützt mir ein Reich und ein Fürstengebiet,
Die Krone, die heiß um die Stirne sich zieht?
Wenn spielend die Liebe mit Kränzen mich schmückt,
Dann bin ich ein König, dann bin ich beglückt!"

*803. Der sterbende Jäger.

„Still! — Hörst du den lustigen Jagdgesang,
Das Büchsengeknall und den Hörnerklang?
Und siehst du, wie bang in entsetzlicher Flucht
Das Wild im Gehölz sich zu bergen sucht?
Den Zwilling herab, und gespannt den Hahn!
Die Treiber hinein, und die Hunde daran!
Gelärmt durch den Wald und geklopft und gehetzt!
Es weiß nicht wo ein und wo aus zuletzt —
O jene Jagd war gräßlich!

„Ich kenne den heimlichen Schützenstand,
Und schleiche hinab an den Wiesenrand.
Ha, siehst du da stehen den Bock, wie er lauscht,
Ob näher, ob ferner der Jagdlärm rauscht?
Und wie er nun ferner und ferner verhallt,
Da hat's in der Nähe verstohlen geknallt,
Da stürzte der Bock von dem sicheren Rohr,
Der Wilderer tritt aus dem Busche hervor —
O jene Jagd war gräßlich!

„Er hat ihn mit nervigen Armen erfaßt,
Und schwingt auf die Schultern die köstliche Last.
‚Ha stehe, du Schurke! Wohin mit dem Wild?'
Da stand er als wie ein versteinertes Bild —
Dann wirft er ihn weg und ergreift das Gewehr;
Er eilte wohl sehr, doch ich eilte noch mehr,
Und schickt' ihm die Kugel als blutigen Lohn —
Er war doch der Witwe alleinziger Sohn —
O jene Jagd war gräßlich!"

Der sterbende Jäger, so ruft er aus;
Da packte den Diener wohl Schrecken und Graus,
Den Diener, so treu, der manche Nacht
Am Bette des kranken Herrn schon gewacht.
Drauf hebt er mit funkelnden Augen sich auf:
„Gerippe, du hältst mir entgegen den Lauf,
Geripp', ob auch fleischlos, ich kenne dich schon,
Du bist ja der Witib erschossener Sohn —
O jene Jagd war gräßlich!

„Was grinzest du, daß ich dich wehrlos erschlug?
Vermag ich zu meistern die Kugel im Flug?
Weh! kann ich es wissen, zu welcher Frist
Des Wilderers Stutzen geladen ist?
Was grinzest du, daß in der Seele mir graust?
Was drohst du mir so mit der knochigen Faust?
Weil ohne Gebet und von Sünden befleckt
Die grimmige Kugel dich niedergestreckt? —
O jene Jagd war gräßlich!

„Gerechtigkeit wohnet auf Erden nicht,
So forderst du mich vor das ew'ge Gericht,
Und winkst mir, zu folgen, und reichst mir die Hand,
O weh mir, wie dort, als das Leben dir schwand!"
Er ruft es, der schrecklichen That sich bewußt.
Zum letztenmal hebt sich die athmende Brust,
Und senkt sich, und senkt sich zur ewigen Ruh.
Der Andere drückte die Augen ihm zu.
O jene Nacht war gräßlich!

---

*804. Cyrus und Crösus.

Mit Ketten an Händen und Füßen stand
Geschlossen am birkenen Stamme
Der Lydierkönig im Sklavengewand;
Im Holzstoß braus't der verderbliche Brand,
Schon schlängelt und reckt sich und streckt sich am Rand
Empor die gefräßige Flamme.

Der Stolz ist gebeugt, und gebrochen der Muth,
Einst härter als Demant und Eisen.
Und wie er nun fühlte die lodernde Gluth,
Da faßt' ihm die Seele Verzweiflung und Wuth,
Da dacht' er an Hoheit und irdisches Gut,
Und dacht' an den griechischen Weisen.

„O Solon, o Solon, wie hattest du Recht,
Als du den Athener erhoben,
Der rühmlich gefallen als Greis im Gefecht!
Du kanntest die Götter, ich kannte sie schlecht!
Glücksel'ger als ich ist der niedrigste Knecht!
Das muß ich im Sterben erproben.

O Solon!" so rief er zum anderen Mal
Mit herzendurchbohrender Stimme.
„„Wen rufst du, o Crösus, in tödtlicher Qual?""
„Zu spät, schon erfaßt mich der sengende Strahl!
O Solon! o Solon!" — Und Cyrus befahl
Das Feuer zu löschen, das grimme.

Und als es den Dienern mit Mühe gelang
Den Lydier endlich zu retten,
Den Himmlische führten so täuschenden Gang,
Bis Alles der Tag des Verderbens verschlang,
Da stand er vor Cyrus, ihm gleich doch an Rang,
Beladen mit Schmutz und mit Ketten.

„„Was war es? Du riefst es so bang und so schwer!""
Beginnt ihn der Perser zu fragen.
„O Cyrus, ein Name, gepriesen und hehr!
Ein Mann von Athen, wie kein Anderer mehr,
Besuchte mich einst, denn ich bat ihn so sehr,
Zu Sardes in glücklichen Tagen.

Wir hatten auf gold'nen Geschirren gespeis't,
Getrunken aus goldenem Becher.
Ich sprach: Du hast vielerlei Länder bereis't,
Erlaube dem Crösus auch, daß er dir weis't,
Was Er als sein Schönstes und Herrlichstes preis't,
Und führt ihn durch alle Gemächer.

Als wär' es nur Staub und erbärmlicher Sand,
So blickt' er auf Gold und Juwele.
Die funkelnden Perlen vom Indierstrand,
Die köstlichen Steine vom Lybierland,
Sie schienen nur Spiel ihm und kindischer Tand,
Das wurmte mich tief in der Seele.

Und als er nicht lobt' und nicht staunte, begann
Ich endlich zu fragen den Weisen:
Wer scheint dir auf Erden der glücklichste Mann?
Da sprach er, indem er sich kurz nur besann:
Ein Bürger Athens, der sich Alles gewann,
Was irgend als Glück ist zu preisen.

Er lebt' in des Freistaats blühendster Zeit,
Geliebt und geachtet von Allen —
Zufrieden in stiller Genügsamkeit,
Von fröhlichen Kindern und Enkeln umreiht,
Und zog noch als Greis in den feindlichen Streit,
Und ist für die Laren gefallen.

Da hielt ich den Unmuth niedergedrückt,
Und fragte mit freundlichen Mienen,
Auf schwellendem Polster ihm näher gerückt:
O Fremdling, von Weisheit und Tugend geschmückt,
So sage, wer hat denn nach Diesem beglückt
Dir weiter auf Erden geschienen?

Zwei Jünglinge, rühmlich von Allen genannt, —
Entgegnen die Worte des Weisen;
Sie waren als bieder und tapfer bekannt,
Von Liebe zu männlichen Thaten entbrannt,
In leiblicher Uebung vor Vielen gewandt,
Gekrönt mit olympischen Preisen.

Der Jünglinge Mutter, die Priesterin
Der Tochter des Kronos, der hehren,
Muß schnell in den Tempel zur Opferung hin.
Die Thiere zerreißen das Joch und entfliehn, —
Da lassen sich, selber die Mutter zu ziehn,
Die trefflichen Söhne nicht wehren.

Sie spannen sich ein mit ermunterndem Wort,
Dann rasch in beständigem Laufen
Zum Tempel, dem säulengetragenen, fort.
Zwei Meilen entfernt ist der heilige Ort.
Schon harren versammelt die Opfernden dort
In großen, unzähligen Haufen.

Und wie sie erblicken das edle Gespann,
Da klatschen sie laut in die Hände.
Ein Jubelgeschrei und ein Rufen begann;
Sie priesen die Söhne, die würdigen, dann
Die glückliche Mutter, die solche gewann;
Es kannte die Freude kein Ende.

Die selige Mutter, begeistert, entzückt,
Kann nimmer die Thränen erwehren.
Sie tritt, mit der heiligen Binde geschmückt,
Zum Tempel, und fleht, auf den Boden gebückt:
Was sterbliche Menschen am meisten beglückt,
Das mögest du ihnen bescheren!

Die Brüder entfliehen dem Menschengewühl
Und legen ermüdet sich nieder.
Sie legen sich nieder mit Wonnegefühl,
Der Hain ist so labend, der Schatten so kühl,
Das Moos ein so weicher, so lieblicher Pfühl —
Man fand sie als Leichname wieder.

Das pries mir als Glück der Athener, und schwieg.
Erhebend den stolzeren Scheitel,
Weil finsterer Groll in dem Busen mir stieg,
Entgegnet' ich: Also dem Pöbel den Sieg?
Und Könige ziehen umsonst in den Krieg?
Und Länder und Schätze sind eitel?

Viel glücklicher lebt oft der niedrige Mann!
Erwidert die Stimme des Weisen.
Ob Einer auch Länder und Schätze gewann,
Wer weiß, ob er deren sich freuen kann?
Wenn Einer auch glücklich vollendete, dann,
Nur dann ist er glücklich zu preisen!

Ich ward ob der lästigen Reden ihm gram.
O hätt' ich sie nimmer vergessen!
Ich fühlt' in der Seele Verachtung und Scham;
Und als er des anderen Morgens kam
Mit heiterem Lächeln, und Abschied nahm,
Entließ ich ihn kalt und gemessen.

Bald fand ich mit Schrecken, wie wahr er doch sprach,
Ein Söhnlein war stumm mir geboren.
Den Zweiten, ein blühendes Knäblein, erstach
Ein Freund mir zum Leid und zur ewigen Schmach.
Was half es mir, daß ich ihn kreuzigt' hernach?
Verlorenes blieb ja verloren!

Ich habe den Göttern Geschenke gebracht,
Und ließ von Orakeln mich blenden.
Stolz zog ich, des Sieges gewiß, in die Schlacht,
Und habe dich niederzuschmettern gedacht,
Und habe zerstört nur die eigene Macht,
Und muß, ach! so jämmerlich enden!

Nun weißt du, o Cyrus, warum ich so laut
Gerufen den Namen des Weisen.
Ein Thor, wer dem Glücke, dem tückischen, traut!
Ein Thor, wer auf Schätze, vergängliche, baut!
Ein Thor, wer, bevor er das Ende geschaut,
Es wagte, sich glücklich zu preisen!"

So sprach er. — Dem horchenden Könige schwand
In Mitleid Zürnen und Hassen.
Er reicht ihm verzeihend die freundliche Hand:
„„Ja Crösus, das Glück, es hat keinen Bestand!
Du mahnst mich daran in dem Trauergewand,
Drum darfst du mich nimmer verlassen!""

Deß schätzte der König sich glücklich genug,
Und stand ihm getreulich zur Seite,
Wohin er die Waffen, die schlagenden, trug,
Wohin er bewegte den jagenden Zug,
Und wo er die Völker, die zagenden, schlug
Im männererwürgenden Streite.

Und siehe, so lang er ihm folgte, so lang
War Glück ihm und Segen verbunden.
Es hatte sein Name gefeierten Klang,
Er siegte dem Euphrat und Indus entlang,
Und ging als Erob'rer den blutigen Gang,
Bis er auch sein Ende gefunden.

Karl Haltaus

wurde den 1. November 1811 zu **Großgottern** in Thüringen geboren, wo sein Vater eine Mädchenlehrerstelle bekleidete. Später nach Wurzen versetzt, starb dieser im Wahnsinn, als der Sohn neun Jahre alt war. Haltaus hatte anfangs mehr Lust zum Kaufmann als zum Studiren, doch war letzteres immer seines Vaters Wunsch gewesen und so ward es unter großen Opfern durchgesetzt. Michaelis 1826 kam er auf das Gymnasium zu Freiberg, und Ostern 1827 auf die Landesschule nach Grimma, worauf er 1832 die Universität Leipzig bezog, um sich der Theologie zu widmen. Sehr arm, hatte er hier viel mit Noth zu kämpfen. Aus Widerwillen gegen den Orthodoxismus entsagte er der Theologie und verlegte sich vorzüglich auf historische und literarhistorische Studien, um sich darin einst zu habilitiren. Letzteres zerschlug sich durch seine 1835 erfolgte Anstellung als Lehrer der Geschichte und Philologie an der dasigen Thomasschule, wo er mit Glück und großem Segen wirkte. Den philosophischen Doktorgrad hatte er schon vor seiner Anstellung sich erworben. Lange, obwohl vergebens trachtend, an eine Universität zu kommen, raffte den Edlen, wohl in Folge zu eifriger Anstrengung bei seiner Fortsetzung der Geschichte Niebuhr's, der Tod von hinnen im September 1848. Sein äußerlich sehr einfaches Leben war innerlich so bewegt und voller Erfahrungen, wie das Weniger. Noth und Sorgen hat er in reichem Maße tragen müssen.

* * *

Haltaus hat sich nach verschiedenen Seiten rühmlich verdient gemacht. Durch seine kritische Ausgabe des **Theuerdank** legte er, nebst Ziemann in Quedlinburg, den Grund zu dem wichtigen nationalen Unternehmen der „Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur," sowie er durch Herausgabe des Liederbuchs der **Klara Hätzlerin** unsere mittelhochdeutsche Literatur bedeutend bereicherte. In seinem „**Album deutscher Schriftsteller**" trat er entschieden für die Freiheit der Presse in die Schranken. Als Historiker strebte er in seinem „**Handbuch der Weltgeschichte**" nach einer höheren Auffassung derselben, und seine „**Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege**" — leider unvollendet — gilt als eine würdige Fortsetzung der römischen Geschichte Niebuhr's, sowohl in Anbetracht des tüchtigen Quellenstudiums, der scharfen Kritik und der hohen Auffassung der Zeitverhältnisse, als der Schönheit und Kraft der Sprache. Mit seinen „**Gedichten**" endlich tritt er in die Reihe der besseren Lyriker der Jetztzeit. Ein reiches Gemüth, vorherrschend elegische Stimmung, Reinheit und Wohllaut der Bilder, dichterische Auffassung, Schönheit der Form, Freimuth, Entschiedenheit und Biederkeit der Gesinnung sind ihre charakteristischen Merkmale. Zum Besten, was er in der objektiven Lyrik geboten, gehört u. a. „Cäsars Tod" und die düsterprophetische Phantasie „Germania."

Von ihm:

Theuerdank; herausgegeben, mit einer historisch-kritischen Einleitung. Quedlinburg und Leipzig 1836.

Handbuch der Weltgeschichte, für Gymnasien. 3 Bde. Leipz. 1839. 43.

Liederbuch der Klara Hätzlerin; herausgegeben 2c. Das. 1840.

Album deutscher Schriftsteller zur Feier des vierten Buchdruckersäkulums. Das. 1840.

Gedichte. Das. 1844; 2te verm. Aufl. 1845.

Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege, aus den Quellen geschöpft und dargestellt. (Auch unter dem Titel: Geschichte Roms von Anfang des ersten punischen Krieges bis zu Ende des punischen Söldnerkrieges.) Bd. 1. Ebd. 1846.

Literarhistorische Aufsätze über Mosen, Lenau, u. A.

---

805. König Aegeus.

Es sitzt der König Aegeus
Am grünen Meeresstrand,
Und richtet seine Blicke
Auf's Meer hin unverwandt.

„O Theseus, du mein Liebling,
Wann fliegst du an mein Herz?
Mit jedem Sonnenwagen
Wächst meine Angst, mein Schmerz!

Der du befiehlst den Winden,
Der du beschwörst die Fluth,
Zu euch, ihr Götter, fleh' ich,
Beschützt sein theures Blut!

Führt ihr sein Schifflein glücklich
Zurück zum Heimatstrand,
Dann bring' ich Hekatomben
Euch dar in meinem Land."

Die wilden Stürme schweigen,
Vom Zorn läßt ab das Meer,
Das Schiff schwimmt aus der Ferne
Zum Strande langsam her.

Der König Aegeus strecket
Die Arme aus entzückt,
Sein Flehen ward erhöret,
Drum steht er hoch beglückt.

Und immer näher rudert
Das Schiff heran zum Strand,
Es wogt des Königs Busen,
Es zittert seine Hand.

Doch wie ein schwer Gewitter
Die Sonne schnell verhüllt,
So wird des Königs Auge
Auf einmal schmerzerfüllt.

Er stieret voll Entsetzen
In's off'ne Meer hinaus,
Und seine Haare sträuben
Sich hoch empor vor Graus.

Nicht weiße Wimpel wehen
Vom Mast des Schiffs herab,
Schwarz sind die Segeltücher,
Schwarz wie das finstre Grab.

„O weh mir armen Vater,
Todt ist mein einz'ges Kind,
Das hat der Minotaurus
Erwürgt im Labyrinth!

Was hab' ich noch am Leben?
Was frommt mir noch der Thron?
Nimm hin, Athen, die Krone!
Mich zieht's zu meinem Sohn!"

Er spricht's und stürzt vom Felsen
Hinab in's tiefe Meer;
Die gold'ne Krone lastet
Auf Theseus' Haupte schwer.

---

806. Cäsars Tod.

Welch ein Drängen heute, welch ein Laufen
In der Weltstadt an dem Tiberstrom?
Dichtgeschaart, wie Mauern, stehn die Haufen;
Welch ein Fest begeht das stolze Rom?
Ziehen Legionen durch die Siegespforte
Ueber's Marsfeld nach dem Kapitole hin?
Oder spricht ein Redner Freiheitsworte
Zu dem Volk der Völkerkönigin?

Zum Theater des Pompejus wallen
Senatoren kummerschwer hinein;
Furcht und Zittern herrschen in den Hallen,
Auf den Herzen lastet's wie ein Stein.
Weh! was glänzet dort auf jenem Throne?
Eine Krone und ein Scepter d'rauf?
Ist es möglich, Rom und eine Krone?
Sonne, stehe still in deinem Lauf!

„Rom kann nur durch einen König siegen,
Nur ein König rächen Krassus' Tod
Und das wilde Parthervolk bekriegen!"
Der Sybille Götterspruch gebot.
Von der Freiheit, Römer, wollt ihr lassen,
Von dem schwererrung'nen, höchsten Glück?
Eurer Väter Fluch wird euch erfassen,
Fallt ihr in die Knechtschaft feig zurück!

Freiheit wollt ihr frevelhaft vernichten,
Schamlos opfern für ein Königthum?
Furchtbar wird der Götter Zorn euch richten,
Habt zertreten ihr das Heiligthum.
Wenn einst Cäsars Auge zu euch lächelt,
Ihr euch sonnt in seiner Gnade Schein,
Wenn des Hofes Weihrauchluft euch fächelt:
Könnt ihr, Römer, dann wohl glücklich seyn?

Nur auf Freiheit fußet Heldenstärke,
Fußen Ehre, Ruhm und Glanz und Pracht,
Römertugenden und Römerwerke,
Die das kleine Rom so groß gemacht.
Mit der Götterscheu sank eure Tugend,
Mit der Freiheit fällt auch euer Recht,
Und ihr schleicht zum Spott der Völkerjugend
Wie ein fluchbeladenes Geschlecht.

Lebt kein Römer mehr, der Dolche zücket
Und sein Leben weiht der Republik?
Welcher Wahn hat Römersinn berücket,
Daß kein Arm greift in das Weltgeschick?
Wo sind Römer, die wie Brutus wagen,
Die wie Kato fürchten nicht den Tod?
Kann auch Brutus schlafen noch und zagen,
Wenn der Sturz der Freiheit Rom bedroht?

Rom, noch bist du nicht so tief gesunken,
Daß kein Römerbusen schlüge mehr;
Sieh die Männer dort, in sich versunken,
Das sind Felsen im empörten Meer!
Tiefgehüllt in ihrer Togen Falten,
Mit verstörtem Blick, doch festem Gang,
Schreiten sie, gleich höheren Gestalten,
Zum Theater hin dem Volk entlang.

Was sie sinnen, liegt im Schooß des Dunkeln,
Eine Römerthat die muß es seyn,
Zorn und Rache aus den Augen funkeln,
Blutigroth ist ihrer Blicke Schein.
Cäsar, deine Würfel sind gefallen!
Welcher Nachen trägt dich und dein Glück?
Eile nicht in des Pompejus Hallen;
Aus dem Hades führt kein Weg zurück!

Dunkle Kunde dringt zu seinen Ohren,
Böse Zeichen schickt der Götter Hand:
Cäsar bleibe, sonst bist du verloren,
Stehst an eines schwarzen Abgrunds Rand!
Stöhnend fuhr empor aus Traumgedanken
Nachts Kalpurnia, das Römerweib,
Denn sie sah des Hauses Giebel wanken
Und im Blute schwimmen Cäsars Leib.

Cäsar wankt, er sieht der Gattin Zähren,
Hört ihr Bitten, hört ihr heißes Fleh'n;
Eine Krone liegt auf Roms Altären,
Doch die Gattin siegt, er will nicht gehn.
Da naht Brutus, von der Furcht getrieben,
Raunt ihm spöttisch zu: „Es harrt die Stadt!
Soll denn der Senat die Wahl verschieben,
Bis dein Weib einst bess're Träume hat?“

Cäsar geht, ihn zieht ein finstres Fatum,
Reißt hinweg ihn von Kalpurnia.
Geht und sieht Spurinna: „Trifft dein Datum?
Deines Märzes Iden sind nun da!“
„„Da, doch nicht vorbei!““ — raunt der verstohlen.
Cäsar geht. Artemidorus fleht:
„Unglück heftet sich an deine Sohlen,
Lies dies Blatt!“ Doch Cäsar schweigt und geht.

Und er schreitet in die hohen Hallen,
Setzt sich auf den Ehrenstuhl von Gold,
Um ihn stehn die Römer wie Vasallen,
Selbst die Götter scheinen heut' ihm hold.
Großer Tag! an dem ein neu Jahrhundert
Für das stolze Römerreich bricht an,
Und ein Heros, von der Welt bewundert,
Völkern zeigt: die Freiheit sei ein Wahn!

Plötzlich jene Männer ihn umkreisen;
Schweren Kummers nahet Cimber sich:
„Heute, wo dich Millionen preisen,
Ruhmgekrönter, zeig' auch gnädig dich!
Fluchbeladen irrt am Meergestade
Noch mein Bruder, lös', o lös' den Bann!“
Mehr als Sechzig fleh'n mit ihm um Gnade,
Drängen küssend näher sich heran.

Hart bleibt Cäsar, ob die Hände ringen
Und ob Cimber bittend vor ihm kniet.
Auf von seinem Stuhle will er springen; —
Plötzlich Cimber an der Toga zieht.
Wie wenn Eumeniden rasend toben
Mit der Rache wildem Feuerbrand,
Die Verschwornen wüthend sich erhoben,
Als in Cäsars Hals stieß Kaska's Hand.

„Ha, Verräther!“ brüllt mit Donnerstimme
Cäsar und erwidert schnell den Stoß,
Aber mit gereiztem Tigergrimme
Stürzen die Verschwornen auf ihn los,
Zücken ihre scharfgeschliff'nen Stahle,
Lechzend nach des Freiheiträubers Blut.
Grausen und Entsetzen herrscht im Saale,
Der Senat flieht vor der Mörder Wuth.

Cäsar, den nie Todesfurcht berückte,
Wenn zur Schlacht ihn rief der Tuba Ton,
Bebt, als Brutus auch den Mordstahl zückte,
Und ruft seufzend aus: „Auch du, mein Sohn?“
In die Toga hüllt er Haupt und Glieder,
Trägt ergeb'nen Sinns das Hochgericht;
An Pompejus Säule sinkt er nieder,
Wo im Todeskampf sein Auge bricht.

Was er kühn gethürmt, fiel schnell zusammen,
Rom zerbrach das Joch der Tyrannei,
Und ein Feuermeer von Racheflammen
Schwor herauf der Freiheit Feldgeschrei.
Der den Fuß auf freie Männer setzte,
Ward gefaßt vom ehernen Geschick,
Doch das Römervolk, das schwerverletzte,
Blieb ein faules Holz der Republik.

---

807. Das fabelhafte Wesen.

Ruhig saß und sang am Abend
Vor der Thür ein Greis sein Lied,
An dem Purpurroth sich labend,
Als die Sonne glanzvoll schied.

Plötzlich nahte leisen Trittes
Eine winzige Gestalt,
Schritt vorbei gemess'nen Schrittes,
Leichthin grüßend, ernst und kalt.

Aber welch ein seltsam Wesen!
Immer schneller ward sein Lauf,
Blieb nicht klein, wie es gewesen,
Sichtbar wuchs es höher auf.

Endlich macht' es Riesenschritte,
Ragte bis an's Himmelszelt;
Schnell verschwand des Leibes Mitte
In dem Meer der Sternenwelt.

Und er sah es aufwärts gehen,
Bis auch noch der matte Schein
Von den nebelhaften Zehen
In dem Himmel mochte seyn.

Und der Greis stand stumm und traurig,
Nach der Wolke hingewandt,
Wo das Wesen grabesschaurig
Ohne alle Spur verschwand.

Und im Innern fühlt er Grauen;
Was geschah, er glaubt es kaum,
Doch den Sinnen darf er trauen,
Die Erscheinung war kein Traum.

Lange sann er, doch die Wahrheit
Fand er erst am Grabesrand,
Wo das Wesen ihm in Klarheit
Als die Zeit vor Augen stand.

---

808. Germania.

Im Norden am Meeresstrande,
Wo gierig die Möve haust,
Und an den Dünenhügeln
Die Woge schäumt und braust:

Da saß in nächt'ger Stunde,
Bei blassem Mondeslicht,
Auf einem Runensteine
Ein Weib von ernstem Gesicht.

Es wallten goldgelbe Haare
Auf ihre Schultern herab,
Ihr Auge lag heimlich sinnend
Auf einem Runenstab.

Und markige Männer standen
Daneben gedankenschwer,
Sie waren stark wie Eichen
Und grollten wie das Meer.

Es löste vom Runensteine
Das Weib ab Schutt und Moos,
Und Züge, wie magische Zeichen,
Enthüllten der Zukunft Loos.

Das Weib hat seltsam gesungen
Vom Teutoburger Thal,
Vom Volke der Nibelungen,
Vom Kaiser Karl und vom Gral.

Sie sang von Heinrich dem Finkler,
Von Sachsen und Schwabenland,
Von Friedrich im Kyffhäuser,
Vom Rhein und vom Nordseestrand.

Ihr Lied war seelenzerreißend,
Klang dumpf wie ein Hünengrab;
Die markigen Männer bebten,
Hin sank der Runenstab.

Sie fragten: „Was sah in den Runen
Dein Auge, Germania?
Es stürzen die Eichen der Ahnen;
Ist Deutschland's Erlösung nah?"

Da hob das Weib die Blicke
Traurig zum Sternenlicht
Und stöhnte mit Geisterstimme:
„„Die Freiheit, sie wird euch nicht!""

Da hielten die Männer grollend
Die Schilder vor ihren Mund,
Und sangen wild und wilder,
Drob bebte das Erdenrund.

Es flogen der Nordsee Wogen
Wuthschäumend zum Sternenlicht;
Gespenstig schwirrten die Möven:
„Die Freiheit, sie wird euch nicht!"

Eduard Brauer,

Sohn des bereits 1813 verstorbenen Staats- und Geheimen Kabinetsrathes Brauer, eines um Badens Gesetzgebung sehr verdienten Mannes, ist am 2. November 1811 in Karlsruhe geboren. Durch seine Mutter erhielt er eine sorgfältige Erziehung, verlor aber auch sie noch inmitten seiner Studien, die er 1830 in Göttingen begann und 1831—33 in Heidelberg vollendete. Im Jahre 1834 betrat er die gerichtliche Laufbahn in seiner Vaterstadt; wurde 1839 als Assessor beim Oberamte Pforzheim angestellt, 1843 zum Landamt Karlsruhe versetzt, bald darauf zum Amtmann, und 1845 zum Hofgerichtsrath in Mannheim ernannt.

* * *

Baden ist auffallend arm an poetischen Kräften, und außer Hebel, der intensiv freilich um so stärker es vertritt, Aloys Schreiber und August Schnezler, hat dieses von der Natur so bevorzugte Land kaum noch einen oder den andern Lyriker aufzuweisen, deren Leistungen bekannt und der Beachtung werth gehalten worden wären. Eduard Brauer wurde dem Publikum bereits in mehreren Anthologien näher gebracht, namentlich in Simrock's „Rheinsagen," in Wagner's „deutscher Geschichte aus dem Munde deutscher Dichter," in K. Gödecke's Auswahl u. a. Er besitzt eine große Gewandtheit in der Versification und weiß die heimatliche Sage der Volksanschauung angemessen zu behandeln. Uebrigens scheint sein Gebiet beschränkt, und vermissen muß man häufig den vollen frischen Lebenston und die mit innerer Freiheit, ohne Hinblick auf ein Vorbild, strebende Kraft.

Er gab heraus:

Gedichte. 2 Bdchn. Karlsruhe 1835. 39.

Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer näheren und entfernteren Umgebungen, in poetischem Gewande, gesammelt, bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet. Das. 1845.

Neuere Gedichte von ihm enthalten die „Deutsche Chronik" (Pforzheim 1842—44), die „Elsäßischen Neujahrsblätter," das „Morgenblatt" u. m. a.

---

809. Die vierhundert Pforzheimer.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tilly's wilden Schaaren
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herrscherstab, dem Fürstenhut
Entsagt der Fürst mit starkem Muth
Und spricht zu seinem Sohne:
„Sitz du auf meinem Throne!

Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth ist groß! hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bekehren
Von Luther's reinen Lehren.

Doch ferne sei mir's, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land;
Ich will das Schwert erfassen
Und dir das Scepter lassen.

Nimm's hin, mein Sohn, und trag' es weis'
Zu deines Volks und Gottes Preis,
Des heil'gen Rechts-Beschützer,
Der Schwachheit Unterstützer!"

Er sprach's und schwang sich auf sein Roß.
„Leb' wohl, du meiner Ahnen Schloß!"
Viel heiße Thränen rannen,
Doch rastlos ging's von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einst in bessern Zeiten
In off'ner Schlacht zu streiten.

„Der Feigling sucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arms Gewalt,"
So rief er, „kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen!"

Und unaufhaltsam rückt er vor,
Und trifft den Feind vor Wimpfen's Thor,
Viel Tausend wohlgerüstet,
Die all' des Kampfs gelüstet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht schonen.

Und Mancher stürzt', und Mancher sank,
Und mancher Kämpe sterbenskrank
Hat schweren Tod gelitten,
Denn blutig ward gestritten.

Es stach der Sonne heißer Brand
Den Fürsten, der im Freien stand,
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' in Waldes Schatten.

Da hat gar mancher Held geklagt,
Der Markgraf streitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor seines Armes Streichen.

Doch sieh! welch schwarzer Höllendampf
Steigt wirbelnd auf und stört den Kampf?
Hei, wie es kracht und wettert,
Und Alles rings zerschmettert!

Des Fürsten Heer wird schnell zersprengt,
Und Herr'n und Knechte fliehn vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
‚Das Pulver ist entzündet!'

Umsonst war Bitten, Mahnen, Droh'n,
So Muth als Ordnung war entfloh'n;
Bald focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für sein Leben.

Nun spitzt das Ohr und hört die That,
Die nirgends ihres Gleichen hat,
Vernehmt sie, und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Ein Häuflein klein, doch edler Art,
Hat um den Fürsten sich geschaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie standen vor dem Fürsten dicht,
Wie Säulen fest, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtschaft Ketten.

Und Mancher stürzt', und Mancher sank,
Das Blut der treu'sten Herzen trank
Der nimmersatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften, bis der Letzte blieb.
„O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!"

So ward der edle Fürst befreit
Durch seiner Bürger Tapferkeit,
Denn Lieb' ist beſſ're Wehre,
Als Furcht und mächt'ge Heere.

Und ihr, ihr Herren edlen Bluts,
Begebt euch eures stolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert!

---

810. Die Sage von Yburgs Fall. *)

Stolz blickt von Bergeszinnen
Die Yburg in das Thal,
Doch wüst und leer ist's innen,
Und außen öd' und kahl.

Des Hauses letzter Sprosse
Hat all sein Gut verpraßt,
Sitzt einsam nun im Schlosse,
Der Ratt' und Eule Gast.

Er schwingt nicht mehr mit Ehren
Sein Schwert in Fehd' und Spiel,
Des Wandrers Gurt zu leeren
Ward seiner Arbeit Ziel.

Sein Weib ist längst erlegen,
Sein Kind dem tiefen Weh,
So sagten Lieb' und Segen
Der Trauerburg Ade.

Die besten seiner Mannen
Erschlug ein blut'ger Strauß,
Die Schlechten floh'n von dannen,
Da schlich die Noth in's Haus.

Stolz blickt von Bergeszinnen
Die Yburg in das Thal
Beim ersten Nachtbeginnen,
Beglänzt vom Mondenstrahl.

Ein Pilgrim kommt gegangen,
Trägt rabenschwarzes Haar,
Und über finstern Wangen
Ein blitzend Augenpaar.

Er pocht wohl an die Pforte.
„Was suchst du, Fremdling, hier?
Du triffst an diesem Orte
Nicht Labsal noch Quartier.

Denn leer ist Küch' und Keller,
Die Kammer spinnenvoll,
Im Schrein kein rother Heller
Zu frommem Pilgerzoll!"

„„Macht auf dem Reisemüden!
Bin hergewallt zur Buß'
Aus ferner Stadt im Süden,
Vom Pilgern hinkt mein Fuß.

Macht auf, macht auf die Thüre!
So's Euch an Kost gebricht,
In meinem Ranzen führe
Ich manch ein fein Gericht,

Ein Krüglein edlen Weines."" —
„Herein, du fremder Gast!
Laß sehen, was du Feines
In deinem Ränzlein hast."

---

*) Den zahlreichen Besuchern des Bades Baden (im Großherzogthum) ist diese Burg bekannt.

Auf thut sich unverzüglich
Das Thor, der Gast tritt ein;
Bald saßen hochvergnüglich
Die Zwei bei Mahl und Wein.

Ein Vorrath leckrer Speise
Stieg aus des Pilgrims Sack,
Gewürzt auf feinste Weise,
Vortrefflich von Geschmack.

Im Römer perlt' und glühte
Der Wein karfunkelklar,
Als ob er Flammen sprühte,
So feurig wunderbar.

Deß tranken sie selbander
Beim Schmaus manch wackern Zug,
Wettbechernd mit einander,
Und immer floß der Krug.

Bald wurden sie vertrauter,
Der Strom der Rede schwoll,
Daß lauter, immer lauter
Der Lärm die Burg durchscholl.

Die alten Ahnenbilder
Am Söller wurden wach,
Es klangen die rost'gen Schilder
Im nahen Rüstgemach.

„„Ihr mögt viel baß es haben,
Herr Ritter, so Ihr wollt,
In Eurer Burg begraben
Liegt Edelstein und Gold.

Tief unter der Kapelle
Vermodert reicher Schatz
In dumpfer Todtenzelle, —
Fänd' oben bessern Platz!““

„Wie? soll ich frevelnd schänden
Erlauchter Ahnen Staub?“
„„Der Väter Gut verwenden,
Nur Pfaffen nennen's Raub!

Hinweg mit eitlen Sorgen!
Nur flink und frisch daran,
So ist der Hort geborgen,
Eh' wieder kräht der Hahn.

Trink aus bis an den Boden
Den Kelch auf's Wohlergehn —
Auf's Wohlergehn den Todten,
Die niemals auferstehn!““

Zwölf Schläge zittern helle,
Das Werk ist schon im Gang,
Tief unter der Kapelle
Tönt ungewohnter Klang.

Die alten Ahnenbilder
Im Söller wurden wach,
Es klangen die rost'gen Schilder
Im nahen Rüstgemach.

Gesprengt beim Fackelscheine
Erschließt sich Sarg um Sarg,
Die morschen Todtengebeine,
Die werden gerüttelt arg.

Entfleischte Schädel schauen
Den Frevler strafend an.
‚Laß ab!‘ — Unnennbar Grauen
Will innerst ihn umfahn.

„„Ha! macht dich Furcht erbleichen?““
Höhnt sein Kumpan von fern.
Drauf an den letzten Leichen
Will keck der Ritter zerr'n.

‚Laß ab!‘ tönt aus dem Grabe
Ein Stimmlein engellind,
Aufstreckt ein lichter Knabe
Die Hand — sein einzig Kind.

Zu Boden sank der Ritter:
„Vergib, Herr Jesu Christ!“—
Ein furchtbar Ungewitter
Brach an zur selben Frist.

Es wankt die Burgkapelle
Und stürzt mit Sturmgebraus; —
Der Fremdling an der Schwelle
Verschwand in Nacht und Graus.

Friedrich von Sallet,

abstammend aus einer geflüchteten französischen Hugenottenfamilie, wurde den 20. April 1812 in Neisse geboren und von seinem Vater, der Hauptmann im Ingenieurkorps daselbst war, zur militärischen Laufbahn bestimmt. Dieser starb bereits 1814. Als darauf 1816 seine Mutter sich mit dem damaligen Assessor Jungnitz in Breslau verheirathete, kam er mit in diese Stadt, wo er bis zu seinem zwölften Jahre den gewöhnlichen Schulunterricht genoß, in den letzten Jahren in einem Institut. 1824 ward er in das Kadettenkorps zu Potsdam aufgenommen und 1826 in das zu Berlin versetzt, wo sich bis 1829 seine Erziehung vollendete. Früh schon regten sich seine poetischen Anlagen, die namentlich in Schiller's Gedichten und Dramen Nahrung fanden. In letztgenanntem Jahre ging v. Sallet als Sekondlieutenant in den Garnisondienst nach Mainz. Eine, von ihm unvorsichtig, mit Beifügung seines ganzen Namens, veröffentlichte Satyre, worin er seinen Unmuth über die beengenden Verhältnisse als Offizier, die seinem Drange nach Freiheit, Bildung und Wissenschaft widersprachen, Luft machte, in einer durch den von Frankreich ausgegangenen Sturm der Volksbefreiung erregten Zeit, hatte für ihn, nach jahrlanger Untersuchung, einen zweimonatlichen Festungsarrest (1832 in Jülich überstanden) und eine Versetzung nach Trier zur Folge. Hier blieb er von 1832 bis zu Ende 1834. Im Umgang mit Ed. Duller begann für ihn eine frische, jugendliche, hoffnungsreiche Dichterperiode. Um seine wissenschaftliche Bildung weiter zu fördern, begab er sich nach Berlin, wo er die allgemeine Kriegsschule bezog, vorzüglich Geschichte studirte und sich mit der Hegel'schen Philosophie befreundete. Wegen seines unordentlichen Besuches der Vorlesungen auf der Kriegsschule ward er noch vor Ablauf des Kursus nach Trier zu seinem Regiment zurückgeschickt, und hier begann im Sommer 1837 eine der fruchtbarsten Perioden seines Lebens. Zu Ende des folgenden Jahres nahm er seine Entlassung und folgte seinem

Genius in die Freiheit, in das Reich der Poesie und Philosophie. Er begab sich in den Kreis seiner Familie nach Breslau und gründete sich daselbst im Juli 1841 seinen eigenen häuslichen Herd, indem er in seiner Cousine, Karoline von Burgsdorff, aus Reichau bei Nimptsch, eine gleichgesinnte Gattin fand. Doch nicht lange sollte er sich dieses häuslichen Glückes erfreuen. Bei seinem schwächlichen Körper, welchen der mächtige Drang des inneren geistigen Lebens noch mehr aufrieb, erlag er frühzeitig einer unheilbaren Brustkrankheit, den 21. Februar 1843, auf dem seiner Schwiegermutter zugehörigen Rittergute Reichau, wo er in der Familiengruft beigesetzt ward.

* * *

Einer der begeistertsten und entschiedensten politischen Sänger, dessen Poesien jedoch auch des Zarten und Anmuthigen nicht wenig bieten und sich theilweise durch eine heilige Hingebung an die Natur, an das reine stille Blumenleben, an der Schöpfung tiefgeheimnißvolles Walten, den schönsten unserer Romantiker würdig anreihen. (Pantheistische Naturgesänge.) Vortrefflich gelingt ihm auch das Märchenhafte mit satyrischen Zügen auf die wirkliche Wirklichkeit, wozu ihn gern seine ironische Weltansicht drängte. Im Allgemeinen zeigt sich ein Ueberwiegen der Reflexion, des Gedankens über Gefühl und Phantasie. Die von ihm gestalteten Ideen: Vaterland, Fortschritt, Freiheit, in seinen politischen Gedichten, tragen das Siegel eines freien, gedankenstarken Geistes, eines energischen männlichen Charakters. Die Menschenwürde will er zur Anerkennung bringen und das Prinzip aller wahren Staatsbildung in's Herz des Volkes pflanzen. Man begegnet oft wahrhaft prophetischen, oft aber auch zur Unnatur gesteigerten Anschauungen. Die häufig allzugrelle Absichtlichkeit dieser Gedichte wirkt abstoßend. — Sein Hauptwerk ist das philosophisch-rhetorische, die evangelische Geschichte kritisch auslegende „Laienevangelium," das in einem ähnlichen Verhältnisse zur Religion steht, wie seine Gedichte zur Politik. Es ist dasselbe erwachsen aus dem subjektiven Triebe nach Religion, dem Triebe, der selbst gleichsam Religion ist und aus dem Streite stammt, welchen das Dichterherz mit dem ewigen Faust, dem stolzen Philosophen ausfocht. Aesthetische Gestaltung war hier nicht seine Absicht, sondern Förderung der großen religiösen und sittlichen Reformation Deutschlands. Die protestantische Weltanschauung hat darin ihren poetischen Kulminationspunkt erreicht. — Sallet kam für seine Zeit zu früh; er nannte sich selbst einen „Zukunftsartilleristen."

Von ihm:

Gedichte. Berlin 1835.
Funken. Das. 1838.
Die wahnsinnige Flasche. Trier 1838.
Schön Irla. Ein (allegorisches) Märchen. Das. 1838. Neue verb. Aufl. Breslau 1848.
Laienevangelium. Jamben. Leipzig 1842; 4te Aufl. Breslau 1847.
Gesammelte Gedichte. Breslau 1843.
Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit. Leipzig 1844.
Sämmtliche Schriften. 4 Bde. Bresl. 1845—47.

---

811. Das Begräbniß der Rose.

In Blumen und Zweigen vergraben
Lag ich unter schattigem Dach,
Da sah ich 'nen wilden Knaben,
Der ein Waldröslein brach.

Doch bald warf er's zur Erde,
Gesättigt von seinem Hauch;
Dann sprang ohne Sorg' und Beschwerde
Von dannen der kleine Gauch.

Da nahten sich schwärzliche Käfer
Und zogen an grünem Strang,
Zu wecken die träumenden Schläfer
Durch Trauerglockenklang.

Maiglöcklein tönten leise
Mit fernhin säuselndem Hall,
In seltsam schauriger Weise,
Zu künden den Todesfall.

Nun kamen von allen Seiten
Zaubergestalten viel,
Das Begräbniß zu bereiten
Bei Sang und Orgelspiel.

Der Dom war gewölbt von Zweigen,
Fernher erschallte schon
Durch's dumpfe Trauerschweigen
Des Baches Orgelton.

Die Blumen nahten im Leide,
Weil die Schwester gestorben war;
In priesterlich weißem Kleide
Trat die Lilie vor den Altar.

Sie sandte Gebete, so leise,
Unhörbar himmelwärts,
Doch Düfte, wie Seufzer so heiße,
Bezeugten den tiefen Schmerz.

In bunten Chorgewanden
Die Schmetterlingsschaar auch kam,
Die dienend den Altar umstanden;
Die Schwingen erbebten vor Gram.

Die Bienen in Schaaren summten
Herbei von ferner Flur;
Die Blumen in Leid verstummten,
Thauthränen hatten sie nur.

Geschäftige Käfer gruben
Ein Grab im kühlen Moos,
Indessen die Bienen erhuben
Den Todtengesang der Ros':

„Du warst einst Wonne Allen,
Nun bist du Aller Schmerz.
Laßt Todtenglocken schallen
Und Lieder himmelwärts!

Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los.

Doch wenn auch Würmer nagen
Den schönen Leib entzwei:
Laßt ab vom bangen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei.

Die reinen frommen Düfte
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil.

Wo Engelsstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,
Strebt nun auf geist'gen Schwingen
Der Todten Seel' empor.

Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da saugt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein.

So, innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil.
Was klaget ihr und weinet?
Lobsingt und preis't ihr Heil!" —

Das Lied versäuselte schaurig,
Sie senkten die Ros' hinab,
Die Blumen schütteten traurig
Thautropfen und Duft auf's Grab.

Da flüstert ein Veilchen mit Beben:
„Ich habe dich heiß geliebt;
Doch weil du so prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt.

Und drang meiner Düfte Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luft,
So fallen doch meine Thränen
Jetzt nieder auf deine Gruft." —

Ob das Veilchen noch lange gelebet,
Ob's nicht verblichen bald?
Nicht weiß ich's, — von Schauer durchbebet
Verließ ich den stillen Wald.

---

812. Nero.

Denn das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilion hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Ilias.

Schwarzgrau in blauen Sternenhimmel ragen
Die Riesenbauten auf der alten Rom'.
Auf leisen Wellen gleitend hingetragen
Zieht eine Gondel auf dem Tiberstrom.

Drin lehnet, weich geschmiegt auf reiche Kissen,
Ein schöner Jüngling, zart und blondgelockt,
In bangender Erwartung hingerissen;
Horch! wie sein Odem wechselnd stürmt und stockt.

'S ist Nero. Statt der zackigen Weltenkrone,
Die gar zu hart des Weichlings Stirne drückt,
Hält eines Rosenkranzes Purpurzone
Mit weicher Gluth die Schläfen ihm umschmückt.

Was sucht sein Aug' so scharf auf Roma's Zinnen?
Er kann's erwarten kaum, wovor ihm graut,
Er bebt, seufzt auf: „Will es noch nicht beginnen?"
Sein Herz, vor banger Lust, pocht wild und laut.

Jetzt — durch des Himmels Dunkelblau ein Streifen —
Schau' hin! ein Flämmchen leckt sich hell empor —
Und dort, und dort, ha! wie sie schlängelnd schweifen! —
Jetzt bricht's aus tausend Dächern loh hervor.

Rings ist der Himmel brandroth überhauchet,
Und Flamm' und Dünste spiegeln sich im Fluß;
Empor, hinab Gluthdoppelwölbung tauchet,
Furchtbarer Schöne, wie aus einem Guß.

Und in der Gluthenrundung Mittelpunkte
Rudert der Kahn in Schaukeltakten leis,
Drin, lichthell, Amphora und Becher prunkte,
Und auf dem Weine schwamm ein Rosenreis.

Und Nero — so ist einem Gott zu Muthe,
Der, wild zerstörend, thront ob seiner Welt;
Graunvolle Lust spielt wild mit seinem Blute,
Die bald es peitscht, bald eisig zügelnd hält.

Von Bestien, nach malerischem Kampfe,
Schön hingestreckte Sklaven sterben seh'n —
Das ward alltäglich; kaum mit leisem Krampfe,
Durchkitzelt's abgeschwächte Nerv' und Sehn'.

Ein kühn'res Schauspiel hat der Herr der Erde
Zu fieberischer Lust sich heut bestellt,
Auf daß die matte Brust durchschüttelt werde,
Wenn seiner Weltstadt Pracht vor ihm zerfällt.

Schau'! wie die Lohe seine Stirn umfächelt;
Ein Gluthenreif spielt um den Rosenkranz;
Wie, wild begeistert, schön das Auge lächelt;
Schau seiner zarten Finger leisen Tanz!

Sie gleiten zitternd auf der Laute Saiten,
Bis er zum Kraftakkord sie zuckend strafft,
Homero's Trauerhymne zu begleiten,
Wie Ilion ward flammenweggerafft.

Oft sang, mit tief erschüttertem Gefühle,
Der Kaiser jenes Weltenschicksalslied;
Wie heut erst! da von flammendem Gewühle
Er seine Roma hell umschlungen sieht.

Wie schwellen dräuend griechisch weiche Töne,
Und wachsen, mit der Gluth dort, furchtbar an!
Wie fühlt er heut des Liedes Riesenschöne,
Da ferner Angstschrei gellt zum Ohr hinan!

Es spiegelt sich die Gluth in wilder Thräne,
Fast hemmt das Weinen seines Sangs Erguß,
Und süß ermattet sinkt er an die Lehne —
Hier eint sich, traun! Natur- und Kunstgenuß. —

Jetzt ist die Hälfte Rom's in Schutt gesunken,
Die letzte Gluth stirbt hin, der letzte Schrei,
Hin stirbt das Lied, leisbrechend, wollusttrunken,
Und manch ein Leben ist mit ihm vorbei. —

Weltreich! so weit ist es mit dir gekommen?
Der Römerkaiser muß Rom brennen sehn,
Daß ihm der Hochgenuß nicht sei benommen,
Ein griechisch Dichterwerk recht zu versteh'n!

Seht! wie des Heidenvolkes Imperator,
Weibisch geschmückt bei Sang und Lautenschall,
Luftspringer bald, bald Gaukler, Deklamator,
In Herrscherhänden trägt den Erdenball!

Und fällt's ihm ein, wirft er zu tausend Splittern,
Ein eigensinnig Kind, ihn auf den Grund,
Nur daß ein neues, nie gespürtes Zittern
Den weich erschlafften Gliedern werde kund. —

Den andern Morgen ruft er, wie entrüstet:
„Die Nazarener waren's! tödtet sie!"
Weil ihn nach neuen Trauerspielen lüstet,
Nach neu ergreifender Schmerzmelodie.

Für diesmal trafst du's besser, grauser Lüstling!
Wie du im dumpfen Sinne selber meinst:
Dem Römerthum, dem todessiechen Wüstling,
Wer gibt den letzten Gnadenstoß ihm einst?

Ahnst du's? Es steht dein Thron auf morschen Füßen;
Die Nazarener tragen jetzt das Kreuz —
Einst wird vom Kapitole niedergrüßen
Ein weltbeherrschendes Symbol — das Kreuz.

---

813. Michel Angelo.

Michel Angelo saß und malte
Einsam an der Kapelle Wand,
Schöpfungsfeuer dem Aug' entstrahlte,
Schöpfungsfeuer durchpulst die Hand.

Doch nicht weich und zierlich und zagend
Ziemt's zu malen den jüngsten Tag;
Jeder Strich ist treffend und schlagend,
Kühn und stark, wie ein Schwertesschlag.

Drängen auch hundert und hundert Gestalten
Sich in des Meisters gebärendem Sinn:
Stellt des Feldherrn erhabenes Walten
All' in gewaltiger Ordnung hin.

Keinem Lauscher ist Zutritt gegeben,
Ringsum lebet und regt sich nichts,
Nur des Bildes Gestalten beben
Bei der Posaune des jüngsten Gerichts.

Horch'! da kommt es leise geschritten,
Hergelockt von der Neugier Drang
Nahet der Papst sich mit scheuen Tritten,
Denn vor dem Meister ist ihm bang.

Michel Angelo sieht ihn kommen,
In ihm regen sich Grimm und Stolz,
Thut, als hätt' er nichts wahrgenommen,
Packet schnell ein gewaltiges Holz,

Und er wirft es herab. Es krachet
Vor dem heiligen Vater dicht,
Der sich eilig von dannen machet,
Störet den Meister fürder nicht.

Michel Angelo bleibt alleine,
Gott gleich, da er die Welten schuf,
Und wie die Welten zum Vereine
Fügt sich das Bild beim Schöpfungsruf.

Gott gleich hat er entfernt gehalten
Jeden Blick in des Schaffens Zeit,
Und sein hohes, geheimes Walten
Hat kein sterbliches Aug' entweiht.

Als sein Bild nun dasteht — ein Ganzes,
Da erst läßt er den Menschen ein,
Und sein Aug' spricht, göttlichen Glanzes:
„Schau' und staune! dies Werk ist dein!"

---

814. Wat Tyler.

1.

Von Fürsten und Rittern, von Zaubrern und Feen,
Da seid ihr vortreffliche Kenner;
Doch der thut in keiner Ballade noch steh'n,
Wat Tyler, der Ziegelbrenner.

Der lebt in Deptford und schiert sich um nichts,
Er streicht und behaut seine Ziegel.
Tritt zu ihm ein Schwarzrock, gestrengen Gesicht's:
„Seht hier das wächserne Siegel!

Ich komme (nicht länger den Schädel bedeckt!)
Im Namen des gnädigsten Herren.
Gott schütz' König Richard! Nun lest mit Respekt,
Und zahlet das Geld ohne Sperren!"

Wat Tyler legt ruhig den Hammer beiseit:
„„Ei! sind wir genug nicht geschunden?
Die Schranzen (Gott bessre die schlimme Zeit!)
Was haben sie wieder erfunden?

Der Kopf einen Schilling für Arm und für Reich,
Für Jedes vom fünfzehnten Jahre.
So, so! nun nehmet das Geld nur sogleich!
Daß Gott die Armen bewahre!

Doch über zwanzig bezahlt kein Haus.
Vom gnädigsten Herren wie gnädig!
Der Lord, der mag leben in Saus und in Braus,
Denn er ist des Druckes ja ledig.

Hält er sich auch Jäger, Bereiter, Lakai'n
Und Hundejungen dreihundert:
Der König streicht zwanzig Schilling nur ein,
Und Keiner, der drob sich verwundert!

Da habt Ihr das Geld. Es ist richtig gezählt.
So nehmt doch! dem König wird's schmecken.""
„Ihr Tölpel, so zählt doch! ein Schilling noch fehlt
Für's Töchterlein dort in der Ecken." —

„„Mein dreizehnjähriges Töchterlein dort,
Was schiert es Euch?"" spricht er mit Runzeln.
„Ei! fangt einen Andren mit solchem Wort!"
Spricht jener mit lüsternem Schmunzeln.

„Einem Kenner, wie ich bin, macht Ihr nichts weiß,
Seh' ich ihren Busen doch schwellen."
Dem Wat wird's kalt, dem Wat wird's heiß,
Er haut, daß die Ziegeln zerschellen.

Der Schwarzrock tritt auf den Zehen zur Maid
Frech kneipt er die blühenden Backen:
„Nun sagt mir, Kleine, wie alt Ihr seid?"
Wat schreit: „„Wollt Ihr Euch nun packen?"" —

„Und seid Ihr verstockt noch, und seid noch grob,
In des Königs Namen, Rebelle,
Muß ich dann untersuchen, ob . . ."
Wat steht und stiert zur Stelle.

Der Andre sah nicht, wie er stand,
Er zaust und reißt am Mieder;
Das Kind wehrt weinend der frechen Hand,
Die wühlend strebt hernieder.

Der Schwarzrock glüht, ihm fiebert die Stirn,
Entfallen ist ihm sein Stecken:
Da traf ihm Wat Tyler's Hammer das Hirn —
Todt sinkt er nach krampfigtem Recken.

Die Tochter läuft entsetzt hinaus,
Sie seh'n sie mit fliegenden Haaren,
Und Murmeln und Murren wächst rings um's Haus,
Schon drängen sich Schaaren an Schaaren.

Sie dringen ein, Wat Tyler steht
Fest mit dem blutigen Hammer:
„„Ihr lieben Nachbarn, laßt mich und geht!
Was wollt ihr in meiner Kammer?"" —

„„Nein! du hast wohl und recht gethan,
Und kommen die lumpigten Schergen,
So sollen sie dich nimmer fah'n,
Wir wollen dich schützen und bergen.

Und sind wir hier nicht viel und stark?
Was wollen wir uns bedenken?
Der König saugt uns aus das Mark, —
Auf, Wat! du sollst uns lenken!""

2.

Vor London auf dem freien Feld,
Was für ein Volkeswogen!
Wohl fünfzigtausend steh'n gesellt
Mit Aexten, Spießen und Bogen.

Gar wild und dräuend, Schwarm an Schwarm,
Für König und Lord ein Schrecken,
Am schrecklichsten, die bleich und arm
In schlechten Lumpen stecken.

Und vorne hält auf plumpem Gaul
Ein ungeschlachter Geselle.
'S ist Wat. Der donnert: „„Seid ihr zu faul,
Zu kommen, ich komme schnelle.""

Da kommt aus Londons festem Thor,
Mit lächerlichem Prangen,
Langsam ein langer Zug hervor
Und läßt die Köpfe hangen.

Voran eine Mißgeburt, reich geschmückt
Mit Kron' und Hermeline.
Wat Tyler ihm entgegenrückt
Und grüßt mit barscher Miene.

Die Mißgeburt thut auf den Mund
Und lächelt falsch und süßlich:
„Du lieber Wat, nun thu' uns kund,
Was macht unser Volk verdrüßlich?

Wiß'! unsres lieben Volkes Glück,
Sonst wollen wir nichts auf Erden." —
„„Schon gut!"" spricht Wat, und Stück für Stück
Nennt er ihm die Beschwerden.

So gnädig hört ihn der König an,
Und neigt sich ihm so huldig:
„Ich stell' es ab, du wackrer Mann!
Erwartet's nur geduldig!

So Gott unsrer Seele gnädig sei,
Als wir unser Volk nur lieben;
Uns freut's, einmal zu hören frei,
Was ihm zu wünschen geblieben." —

„„So stellt uns deß eine Urkund' aus,
Die Punkt für Punkt macht richtig,
Denn meine Leut' geh'n nicht nach Haus
Ohn' Unterpfand gewichtig."" —

„Was bist du so eilig, wackrer Wat?
Vertraust uns gar so wenig?" —
Gewinkt mit halbem Blicke hat
Herrn Walworth, dem Maire, der König.

Herr Walworth war ein Ritter gut,
Wußt' hinterrücks zu schleichen.
Gut trifft sein Dolch, es spritzte das Blut,
Vom Pferd sank eine Leichen.

O weh, Wat Tyler, o weh du Held!
Jetzt ist um's Volk mir bange.
Der König jagte heim vom Feld:
„Jetzt fehlt ein Kopf der Schlange.

Und wer so klug, wie Wir, seyn will,
Wenn Wir Versprechen geben,
Wer sehn will, statt zu glauben still,
Der darf und soll nicht leben!"

Eduard Ferrand,

mit wahrem Namen E. Schulz, am 13. Januar 1813 zu Landsberg a. d. W. geboren, starb den 23. Oktober 1842 zu Berlin.

In seinen Gedichten, denen das romantische Prinzip nicht ferne geblieben, herrscht eine elegisch-sentimentale Grundstimmung vor, Ahnung, Sehnsucht und Klage. Zartheit und Gefühl, ja selbst Phantasie und eine dichterische Naturanschauung bilden den Charakter derselben. Mehrere altbewährten Sangesweisen lassen sich heraus hören. Die Verse sind melodiös, die Maße fügen sich ihm leicht, wie in der Hand des Meisters. Das Schaurige des Volkslieds, der Ballade und Sage, ist ihm nicht selten vortrefflich gelungen, z. B. in „Das Kind auf der Haide," ein Pendant zu Goethe's Erlkönig; in „Die Jungfrau zu Schildeis" u. m. a. Die bekannte serbische Sage vom „König Trojan" hat Ferrand in ihrer ernstsinnigen Bedeutung mit wahrer Virtuosität behandelt.

Von ihm:

Gedichte. Berlin 1834.
Nachklänge. Das. 1834.
Gedichte. Neue Sammlung. Das. 1835.
Novellen. Das. 1835.
Lyrisches. Ebd. 1839.

813. Das Kind auf der Haide.

„Was machst du so spät hier, liebliches Kind?
Kalt brauset über die Haide der Wind."

„„Laß ihn nur brausen im tollen Muth!
Laß ihn nur brausen! Wir kennen uns gut.""

„Was weilest du hier von der Heimat fern?
Hier hausen die bösen Geister gern."

„„Ich kenne den Weg; doch lief ich zu weit,
Und kann nun zurück nicht vor Müdigkeit.""

„So schwinge dich zu mir auf's Roß herauf!
Es trägt dich zur Heimat im schnellen Lauf."

Rasch folgte der Knabe dem freundlichen Wort,
Sie jagen über die Haide fort. —

Die Nacht sinkt nieder, der Nebel steigt —
„Nun, haben wir bald das Dorf erreicht?"

„„Siehst du den flimmernden Lichterschein?
Das wird meine liebe Heimat seyn.""

Irrlichter steigen aus Sümpfen empor,
Das Pferd versinkt im feuchten Moor.

„„Das ist meine Heimat — was sträubt sich dein Haar?
Hier wohn' ich schon über hundert Jahr!""

Der Knabe reckt sich, und schwillt und schwillt
Zum riesigen, scheußlichen Fratzenbild.

Den Wandrer faßt ein kalter Graus,
Verschwindend lacht der Elf ihn aus.

816. Die Jungfrau zu Schildeis.

Das alte Schloß zu Schildeis,
Das lang' in Trümmern lag,
Erschallt von lustigem Lärmen,
Von Stoß- und Hammerschlag.
Denn rüstige Männer durchwühlen
Den Schutt, und schaufeln auf:
Das Schloß soll neu erstehen
Aus wüstem Trümmerhauf.

Verloren hat in den Kellern
Sich Einer aus der Schaar,
Ein junger, muntrer Bursche
Mit hellem, lockigem Haar.
Er irrt durch dunkle Gewölbe,
In denen sein Tritt verhallt —
Da bricht ein heller Lichtschein
Durch einen Mauerspalt.

Er folgt mit neuem Muthe
Dem winkenden, goldnen Strahl,
Und schaut mit geblendeten Blicken
In einen weiten Saal.
Von farbigen Wunderblumen
Sind Wand und Decke umrankt,
Die, wie mit tausend Sternen,
Von funkelnden Steinen prangt.

Ein greiser König sitzet
Auf hohem, goldnem Thron,
In hellen Strahlen blitzet
Auf seinem Haupt die Kron'.
Doch Alle überflammet
Des dunkeln Auges Blitz —
So thront er ohne Regung
Auf seinem stolzen Sitz.

Und ihm zur Seite ruhet
Ein wunderschönes Weib,
Auf Kissen hingegossen
Den reizgeschmückten Leib.
Süß schmiegt um die jungen Glieder
Sich purpurnes Gewand,
Und eine blühende Rose
Hält ihre weiße Hand.

Wie leuchtet des Auges Bläue!
Das lange Goldhaar wallt
Im glänzenden Strom um die schlanke,
Die blühende Gestalt;
Die rosige Lippe lächelt,
Doch stille Trauer spricht
Zugleich aus unendlich schönem,
Doch marmorblassem Gesicht.

Mit trunknen Augen schauet
Der Jüngling das holde Bild;
Wild tobt sein Blut, das glühend
Von heißer Sehnsucht schwillt.
So steht er lange, und möchte
So ewig verzaubert steh'n,
Und nur in das bleiche Antlitz,
In die blauen Augen seh'n.

Doch wie die Bilder starren,
So stumm und reglos wie Stein,
Fühlt er von jähem Schrecken
Durchschauert sein Gebein;
Mit bebenden Schritten flieht er
Den wunderbaren Ort,
Und tappt durch die dunkeln Gründe
Mit geblendeten Augen fort. —

Wohl fand er wieder den Ausgang,
Doch nimmer den heitren Muth;
Still träumend, ward er verzehret
Von unbekannter Gluth.
Er schwieg von Allem und wankte
Umher so stumm und blaß,
Mit eingefall'nen Wangen,
Das Auge von Thränen naß.

Bald litt es ihn nicht länger
In frischer, freier Luft,
Unwiderstehlich zog's ihn
Hinab zur dunklen Gruft.
Hier blühten so farblos die Blumen:
Dort unten in der Nacht
Winkt ihm ein blühender Frühling
In überirdischer Pracht.

In stiller Nacht einst eilt er
Verträumt, mit wirrem Sinn,
Durch die Gewölbe suchend
Mit Brechstang' und Hammer hin.
Bald zeigt der helle Lichtstrahl
Ihm wieder jenen Spalt,
Zu dem es ihn zog und drängte
Mit zaubrischer Gewalt.

Vor seinen Schlägen sinket
Die morsche trennende Wand:
Er dringt hinein, der Hammer
Entfällt der bebenden Hand —
Er trinkt entzückt der Blüthen
Berauschendes Arom,
Und tönend, melodisch umwallt ihn
Der Lüfte goldner Strom.

Da trifft ihn der Blick der Jungfrau —
Er scheint ihm zu winken: fleuch!
Und zieht doch mit glühenden Banden
Ihn in sein Zauberreich.
Er eilt zu ihr und umschlingt sie
In überseliger Lust,
Und hängt an ihren Lippen,
Und ruht an ihrer Brust.

Da schüttert im rollenden Donner
Die wiederhallende Gruft;
Die Lichter sind erloschen
In eisiger Grabesluft;
Der König ist gesprungen
Von seinem goldnen Sitz,
Hell durch das Dunkel flammet
Des Auges zorn'ger Blitz.

Auflodert das Goldhaar der Jungfrau
Zur hellen Feuergluth,
Und schlingt um des Jünglings Nacken
Sich sausend in wilder Wuth.
Doch in der fressenden Flamme,
Vergehend in Todesnoth,
Noch haucht er mit bebenden Lippen:
„Wie süß — wie süß der Tod!“

817. König Trojan.

(Serbische Sage.)

1.

Sie gehn auf dunklem Gartenpfad —
Mein Lieb, die Stunden eilen!
Schon weht es fröstelnd, der Morgen naht,
Nicht länger darf ich weilen.

Ich darf dich nur küssen in dunkler Nacht,
Mein finsteres Loos, o beklag' es —
Flieh'n muß ich in Nacht, wenn die Welt erwacht
Im goldenen Lichte des Tages.

Meine Mutter war ein Wasserweib,
Mein Vater hat sie gefunden,
Als sie mit mondscheinkaltem Leib
Auftaucht' in nächtigen Stunden.

Und als sie ihr Kind dem Vater gab,
Da sprach sie: „Hüte den Knaben
Vor der Sonne Licht, sonst wird das Grab
Nachtfeindlicher Strahl ihm graben!"

Die Sonne sengt das Leben mir aus —
Fern von dem tödtlichen Scheine
Thron' ich im finstern Königshaus
Aus kaltem Felsgesteine.

Stets floh ich das Licht, drum liebt es mich nicht —
Aus stumm verhüllendem Dunkel
Warf auf mein Volk sein düstres Licht
Nur meiner Krone Gefunkel.

Mein freies, stolzes Volk, ich schlug
Es in drückende Sklavenbande;
Den Ruhm des großen Königs trug
Ein Fluch durch alle Lande.

Ich habe für die Menschen kein Herz,
Was gilt mir ihr Lieben, ihr Hassen?
Nur selten durchzuckt's mich mit dumpfem Schmerz:
Wie stehst du so hoch — so verlassen!

Da neid' ich ihnen in tiefster Brust
Ihre kleinlichen Freuden und Leiden —
O küsse mich! Schmerzschwangre Lust,
In deinem Kusse zu scheiden!

2.

Er jagt dahin — wie feindlich hell
Flammt's um des Berges Zinnen;
Wie flieh'n der Dämm'rung Schatten schnell,
Die Nebel sinken, zerrinnen.

Er jagt dahin — eine Lerche schwingt
Hell singend sich in's Blaue —
Sein Todeslied! — Die Haid' erblinkt
Im zitternden Morgenthaue.

Mit leuchtenden Todeswaffen jagt
Der Tag, ein rüstiger Streiter,
Rascher und rascher nach dem verzagt
Fluchthastigen, finstern Reiter.

Der König wird vom Licht gehetzt,
Blut'ge Sporen wühlen im Pferde —
Da sinkt es, entathmend, schaumbenetzt,
Der König wirft sich zur Erde.

Er hüllt sich in den Mantel, daß
Der Strahl ihn nicht erreiche,
Er drückt in's Gras, vom Nachthauch naß,
Das Haupt, das heiße, bleiche.

Da liegt er, die Stirne angstbethaut,
Vor dem feindlichen Strahl geborgen —
Mit Siegerlächeln auf ihn schaut
Der helle, freudige Morgen.

3.

Ein Wandrer zog im Morgenschein,
Der sang voll Leid und Klagen
Ein trübes Lied in das Land hinein
Von vergangenen bessern Tagen.

Da sieht er den Mantel — da beugt er sich —
Er hebt ihn vom feuchend Matten —
Heiß trifft die Sonne mit Todesstich
Den kalten Sohn der Schatten.

Der König schwand, wie ein Bach im Sand,
Verronnen und versunken.
Das er mit Blut getränkt, sein Land,
Hat froh sein Blut getrunken.

„Wenn dunkelbergende Hüllen nicht
Auf den Thaten der Könige blieben,
Manch stolzer Name würd' im Licht
Des Tages so verstieben!"

Ein Wandrer sprach's im Morgenschein,
Sang keine Leichenklagen,
Er sang ein Lied in das Land hinein
Von künftigen bessern Tagen.

Franz Dingelstedt,

geboren am 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, erhielt seine Schulbildung in Rinteln an der Weser, wohin seine Eltern, der Vater früher Militär, 1822 übersiedelten; absolvirte das dortige Gymnasium; studirte von Ostern 1831 bis Ende 1834 zu Marburg Theologie und Philologie, namentlich neuere Sprachen und Literaturen, und bestand nach ernstem und tüchtigem Studium die vorgeschriebenen Prüfungen in diesen Fächern. Hierauf bekleidete er ein Jahr lang die erste Lehrerstelle an einem Erziehungsinstitute für Engländer zu Ricklingen bei Hannover. Im Jahr 1836 begab er sich nach Hessen zurück, mit einem Lehramte an dem neu organisirten Kasseler Lyceum beauftragt. „Höhere Staatsrücksichten" veranlaßten im Herbste 1838 die Versetzung des Verfassers der „Neuen Argonauten," der „Kasseler Bilder" (in der „Europa") u. s. w., von Kassel nach Fulda, wo er als ordentlicher Hauptlehrer des Gymnasiums bis Michaelis 1841 wirkte. Um diese Zeit nahm der Dichter der Nachtwächterlieder seine Entlassung aus kurfürstlich-hessischem Staatsdienste, um sich ganz der Literatur und Journalistik zu widmen; wandte sich nach Augsburg; ging sofort in Aufträgen Cotta's nach Paris und London, später nach Wien und schrieb für die „Allgem. Zeitung." In Wien erhielt er im Jahre 1843 einen Ruf vom Könige von Würtemberg als Handbibliothekar, ward von demselben zum Hofrathe, und 1846 zum Legationsrathe und Hoftheater-Dramaturgen ernannt.

* * *

Dingelstedt, der elegant elegische, graziös ironische Hessendichter, vielfach angefeindet wegen Apostasie von seinem weiland kosmopolitischen Nachtwächterglaubensbekenntniß, leistet wohl das Vorzüglichste in Prosadarstellungen, deren Stoffe dem wirklichen Leben entnommen sind, mit psychologisch wahrer, oft ergreifender Schilderung des Umgangslebens.

Seinen „Gedichten“ sind die meisten Beurtheiler geneigt hinsichtlich ihres scharfen individuellen Gepräges Bedeutung zuzuerkennen, ohne jedoch den Mangel genialer Ursprünglichkeit und frischer Unmittelbarkeit keit zu übersehen. Am anerkennendsten spricht sich über dieselben Levin Schücking aus (s. ‚Ergänzungsblätter zur Allg. Zeitung Juli 1845): „Seine Gedichte“ — schreibt er — „verdienen schon deßhalb vor vielen andern Auszeichnung, weil sie das Gepräge einer anziehenden Individualität zeigen, die sich in innerem Wesen und Denken fast immer treu bleibt, wenn auch die Form zuweilen die Schule moderner Meister, wie Heine's und Freiligrath's, verräth; die aber nicht nöthig hat, was den Gehalt angeht, etwas anderes als sich selbst zu geben, um zugleich einen sprechenden Spiegel der Leiden, der Verirrungen und der Gedankenfahrten der Epigonen, einer geschiedenen Generation größerer Meister zu bieten. — Neben seinen ersten Liedern, „voll Innigkeit und Reiz,“ hebt Schücking dessen vaterländische Dichtungen und die Lieder der Wanderschaft als die schönsten und gelungensten hervor. „Die große lyrische Anlage Dingelstedt's“ — fährt er fort — „welche uns die übrige schriftstellerische Begabung dieses vielgenannten Autors zu überragen scheint, verbindet sich hier (in den ‚vaterländischen Dichtungen‘) mit einem glänzenden und reichen Geiste und jener Anmuth in Scherz und Ernst, welche wir aus seinen Prosaschriften kennen. Daraus sind diese Gemälde vaterländischer Zustände, diese Echo's vaterländischer Wünsche und Ideen, diese witzigen und sarkastischen Spöttereien entstanden, die uns hier rühren oder ergötzen. Seine „Wanderschaft“ enthält eine Reihe geistreicher, formvollendeter Poesien („Die Flüchtlinge,“ u. s. w.). Wir erhalten Bilder aus Frankreich und England, statt der früheren hessisch-vaterländischen; und statt der begeisterten Liebes- und Patriotismusschwärmerei des Kasseler Jünglings, der noch voll schönem Enthusiasmus war, macht sich jetzt der gereiftere Geist des gereiften Mannes geltend, dem die Gegenstände eine geistreiche Reflexion oder sinnigen Humor eingeben.“ Diese neueren Poesien Dingelstedt's stellt der Beurtheiler um so höher, als darin die ihm sonst beliebte „unfruchtbare und unschöne moderne Art der Dichterklage“ weniger zu Tage kommt, jene „blasirte Klage der Unzufriedenheit, die sich nicht einmal bis zu dem gewaltsamen blutigen Jammer des Weltschmerzes und der tödtlichen Zerrissenheit versteigt, sondern sich mehr als allgemeine Unlust an der Welt und den Menschen, der Natur und der Kunst, und besonders an der eigenen Kunst zeigt, oft auch nur Affektirtheit ist ꝛc. Es war eine Zeit, wo man nicht mehr, wie zu allen Zeiten, über den schmerzlichen Zusammenstoß des Realen und Idealen in seiner Brust klagte, sondern sich wie in den letzten Zügen und Zuckungen liegend stellte in Folge dieses Zusammenstoßes, und sich als Märtyrer der Dichtung vom Kultus des Genius kanonisirt sah“ u. s. w.

Schriften:

Gedichte. Kassel und Leipzig 1838.
Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. Das. 1838.
Frauenspiegel (Novelle in dem Doppelrahmen idyllischer Hexameter und erotischer Sonette). Nürnberg 1838.
Hessisches Album; herausgegeben. Kassel 1838.
Die neuen Argonauten. Kassel 1839.
Wanderbuch. 2 Bde. Leipzig 1839.
Das Gespenst der Ehre. Schauspiel (als Manuscript gedruckt). 1840.
Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. 2 Thle. Leipzig 1840.
Sechs Jahrhunderte aus Gutenbergs Leben. Gedicht zur Gutenbergsfeier, mit Randzeichnungen und Holzschnitten. Kassel 1840.
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1840; 2te Aufl. 1842.
Heptameron; gesammelte Novellen. 2 Bde. Magdeburg 1841.
Sieben friedliche Erzählungen. 2 Bände. Stuttgart 1844.
Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1845.
Jusq' à la mer. Erinnerungen an Holland. Leipz. 1847.

Außerdem gab er die schönwissenschaftlichen Zeitschriften „Die Wage“ (Beiblatt zu Geeh's „Kurhessischer Landeszeitung,“ 1837) und „Salon“ (Kassel 1841) heraus; schrieb eine gediegene kritische Charakteristik Freiligrath's im „Jahrbuch der Literatur“ (Hamburg 1839), und lieferte zahlreiche lyrische Beiträge, Novellen, Genrestücke, Kritiken und Korrespondenzen in die namhaftesten Taschenbücher und Unterhaltungsblätter, so wie publizistische Aufsätze in die großen politischen Zeitungen Deutschlands, namentlich in die Augsb. Allgemeine, die Deutsche, Kölnische u. s. w.

---

818. Die Lilie.

Sinnend schritt ich durch den Garten
Von manch' altem Bild erfüllt;
Auf die Sterne wollt' ich warten,
Die die trübe Nacht verhüllt.
Schwarze Wolken hingen nieder
Zu der fernen Berge Saum,
Und der Vögel Abendlieder
Tönten, wie im leisen Traum.

Horch, da stiegen sanfte Laute
Aus dem Blumenbeet hervor,
Und die weiße Lilie schaute
Mild und licht zu mir empor.
Duftend dann und düsternd tauchte
Sich ihr Kelch in kühlen Thau,
Und die süße Stimme hauchte
Klagend durch die dunkle Au:

„Hyazinth, du lieber Knabe,
Bist du wieder mir entflohn?
Ruhest wiederum im Grabe,
Schönen Frühlings schönster Sohn?
Ach, auf fruchtlos langer Reise
Folg' ich dir, ein scheues Kind,
Durch des Jahres flücht'ge Kreise,
Hyazinth!

Ahnen kann ich deine Nähe,
Mich umweht dein süßer Duft,
Mächtig streb' ich in die Höhe
Aus der Knospe grüner Gruft;
Doch vom Zauber streng befangen,
Kann ich dann, ein schwaches Kind,
Nie zu dir emporgelangen,
Hyazinth!

Immer seh'n und nicht erreichen,
Was die Seele lieben muß,
Mälig nah'n und rasch entweichen,
Das ist, o Natur! dein Schluß.
Laß nach ewigem Verderben
Einmal nur dein armes Kind
Mit ihm leben, mit ihm sterben,
Hyazinth!“

Also sang die Schmerzensreiche,
Aufgelöst in weher Lust,
Und das Haupt, das duftend bleiche,
Barg sie an der Rose Brust.
Stille war's im dunklen Garten,
Und die Lüfte wehten lind,
Und die hohen Bäume starrten
Traurig auf das arme Kind.

Schnelle Vögel sangen's wieder,
Was die schöne Blume litt,
Sternlein blickten fromm hernieder,
Und die Wolken weinten mit.
Um mich tönt' es fern und lange
Durch den lauen Abendwind
Mit der Liebe vollstem Klange
Sehnend, klagend: Hyazinth!

819. Der Scharfenstein.

(Althessische Sage.)

Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang tief innen hörst du's beben;
Das rauscht so dumpf, das klirrt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreisend hebt und aufthut aller Orten.

Dann stürzen aus der Kluft heraus viel reisige Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel weh'n im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das dunkle Heer geschwinde.

Fort brausen sie in's bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich auf Sturm- und Wolken-Schwingen:
In's Vaterland! Zum Tiberstrand! Die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, wir wollen's nimmer wagen!

Der Scharfenstein, der kennt die Mär aus alten Römertagen:
Da ward an seinem steilen Fuß die große Schlacht geschlagen,
Da that die Scholle purpurroth an heißem Blut sich trinken
Und Roma's Adler sieggewohnt in deutschem Staub versinken.

Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen,
Vom Feind und Felsen allerseit die Römer eingeschlossen;
Wie flogen da die Hiebe nicht, wie stürzten die Kohorten,
Gleich Aehren unter Sichelschnitt, gesenkten und verdorrten!

Da warf sich in der höchsten Noth mit flehender Geberde
Der Imperator stolz zu Roß hernieder auf die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter, uns vor Schande,
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in diesem Sklaven-Lande!"

Und ihm zur Rechten donnert's laut; es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerspaltet sich der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunklen Felsenrissen,
Und drüber sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus der deutschen Gruft die Wälschen sich erheben;
Den Weg nach Süden ziehen sie, ein langes Heer von Leichen,
Und zieh'n und zieh'n und können nie des Zuges Ziel erreichen.

Bei'm ersten Hahnenschrei im Dorf, da eilt von allen Enden
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Wänden;
Der Berg geht auf wie dazumal in Feuer und in Flammen,
Und thut sich ob dem letzten Mann ganz todtenstill zusammen.

820. Neue Münstersage.

Zu Straßburg auf dem Münster
Stand jüngst ein Wandersmann,
Der blickte stumm und finster
Das alte Bauwerk an.

Ihn freut' es nicht zu lesen
Die Namen auf dem Stein,
Zu sehen die Vogesen,
Den Schwarzwald und den Rhein.

Es konnte auch der Glocken
Auftönendes Metall
Aus seiner Brust nicht locken
Den alten Widerhall.

Sein starres Auge hatte
Ein andres, eignes Ziel:
Auf einer Thurmesplatte
Das Telegraphenspiel.

Da lag im Sonnenscheine
Das widrige Insekt,
Die Flügel, Flossen, Beine
Und Hörner ausgestreckt.

Es zappelte im Winde
Und zuckte hin und her,
Bald langsam, bald geschwinde,
In's Kreuz und in die Quer.

An seinen wälschen Zeichen
Der Blick des Wandrers hing,
Der Mücke zu vergleichen,
Die sich im Netz verfing.

O wär' ich eine Wolke,
So sprach er vor sich hin,
Ich würde diesem Volke
Sein Spielzeug bald entziehn!

O wär' ich ein Gewitter
Mit Donner und mit Blitz,
Ich schlüg' trotz Stang' und Gitter
In ihren faulen Witz!

Trophäe des Jahrhunderts,
Das durch das meine bricht!
Verketzert's und bewundert's,
Nur läugnet's länger nicht!

Es kriecht gleich einer Spinne
Um dieses heil'ge Haus,
Es nagt an Grund und Zinne
Zumal gleich einer Maus.

Es fliegt gleich einem Drachen
Den Rhein entlang durch's Land,
Und wirft die alten Nachen
Zertrümmert auf den Sand.

Schon flattern seine Fahnen
Siegreich auf diesem Dom,
Auf Dampf- und Eisen-Bahnen,
Auf Straße und auf Strom.

Verklungen Sang und Sage,
Verschlungen Ruh' und Ruhm,
Am Ende seiner Tage
Sogar das Christenthum!

Er sprach es. Schwindelnd lehnte
Sein Haupt an dem Altan.
Den letzten Dichter gähnte
Drunten der Abgrund an.

Da warf er seine Lieder,
Warf sein ergrautes Haar,
Warf seinen Kranz hernieder:
Wie welk das Alles war!

Zu Straßburg auf dem Münster
Stand er, entblößt und kahl
Und starr und stumm und finster,
Sein eigen Todtenmal.

---

821. Die Flüchtlinge.

Es sind der Männer Fünf bis Sechs
Um einen Tisch gesessen:
Darauf steht Wein, ein schlecht Gewächs,
Und Salz und Brod zum Essen;
Die alte Uhr auf dem Kamin
Pickt leise ihre Weise;
Die Männer starren vor sich hin,
Bis Einer spricht im Kreise:

Wann große Herrn beisammen seyn
Der Welt Heil zu berathen,
So reden sie vom Zollverein,
Von Pfaffen und Soldaten,
Von ihrem Reich, von ihrem Ruhm,
Von Fahnen und von Ahnen,
Von alt' und neuem Königthum,
Von treuen Unterthanen.

Wohlan! Die wir beisammen sind,
Wir Bettler von den Straßen,
Ein Häuflein Spreu, vom Schicksalswind
Auf Einen Mist geblasen:
Kommt! Reden wir heut' frank und frei,
Wie sie, von unsrem Lande,
Von unsrer Herrscher Tyrannei,
Von unsrer Völker Schande!

Ich als der Aelt'ste fange an.
Tod ruf' ich dem Regenten
Sammt seinen Cortes lobesan,
Sammt Ayuntamienten!
So ruf' ich hier, so rief ich einst
Am Ebro und Duero,
So ruf' ich, wo du mir erscheinst:
Tod dir, o Espartero!

Mein Vater ein Guerilla war
Vom Land der Navarresen,
Ihr könnet ihn und seine Schaar
Im Buch der Helden lesen:
Guerilla ward, wie er, der Sohn
Und zog, wie er gezogen,
Navarra durch und Aragon
Mit Büchse und mit Bogen.

Bei Nava schlug die letzte Schlacht,
Wo meine Flinte knatterte,
Wo früh am Tag, spät in der Nacht
Die Kreuzesfahne flatterte;
Sie sank, als wir verfolgt und wund,
Gleich Hirschen, die sie hetzten,
Den Fuß von unsrem heil'gen Grund
Auf fremde Scholle setzten.

Ewig verdammt die Nacht der Flucht!
Ich werde nie vergessen,
Wie durch die Pyrenäenschlucht
Wir stürzten wie besessen:
Tod hinter uns und vor uns Tod,
Und Tod im eignen Busen,
Als uns das fränkische Morgenroth
Beschien in fränkischen Blusen.

Für mich gibt's kein Hispanien mehr,
Hispanien ist gestorben,
Und seine Waisen ziehn umher,
Enterbt, verderbt, verdorben;
Zum Spott ward meiner Väter Gott,
Mein König ward zum Spotte,
Hispanien sich selbst zum Spott,
Zum Spott der fremden Rotte.

Seht: wie in meiner Hand erlischt
Das Feuer der Cigarre,
Wird ausgelöscht, wird weggewischt
Der Name von Navarre;
Was überbleibt, ich schleudr' es fort,
Verächtlich, diese Asche:
Komm, Franzmann, hier, komm, Britte, dort,
Kommt, steckt sie in die Tasche!

Er schwieg. Sein Nachbar nahm das Glas
Und rief mit bitt'rem Hohne:
Dir sei's gebracht, Czar Nicolas,
Heil dir und deinem Sohne!
Was scheert mich Volk und Vaterland?
Der Teufel soll sie holen!
Ich bin ein Jud', wie euch bekannt,
Aus Dünaburg in Polen.

Gott's Wunder! Schwur ich denn nicht mit,
Sang mit den Lagienka?
Zuletzt was war's, wofür ich stritt
Und fiel bei Ostrolenka?
Ein Kartenspiel, ein Kegelspiel
Zu schoflem Zeitvertreibe:
Mir blieben blos zwei Stich' zu viel,
Drei Kugeln blos im Leibe.

Drauf focht ich mich von Ort zu Ort,
Den Bettelsack zur Rechten,
Von Warschau bis nach Frankreich fort,
Das war das beste Fechten!
O Deutschland, du gelobtes Land!
Was gab's da für Fourage,
Und Speis und Trank und allerhand
Schöne Reden voll Courage!

Nun ruh' ich aus auf Lorbeerstroh,
Mit leerem Hirn und Beutel.
Ja, weiser Melech Salomo,
Es ist halt Alles eitel!
Mich scheert die ganze Welt nichts mehr,
Auch nicht Czar Nicolai.
Dein Knecht bin ich, dein Ahasver,
Jehovah-Adonai!

Er sprach's und strich den nassen Bart
Und kreuzte seine Lenden,
Spie aus und schlug nach Judenart
Die Brust mit beiden Händen;
Indeß der dritte Mann beginnt
Die Mär vom Türkenkriege:
Er stammt aus Griechenland, Korinth
Die Wiege seiner Siege.

Und was das für ein Ende nahm,
Erzählt er den Vereinten,
Wie alles so ganz anders kam,
Als die Hellenen meinten,
Wie er gen Baiern naseweis
Auf Hydra conspirirte,
Bis daß ihn Othon Basileus
In Gnaden exilirte.

Der Vierte wußte, ein Lombard,
Erbauliche Geschichten,
Wie er daheim gehätschelt ward —
Auf Spielberg! — zu berichten;
Der Fünft', ein ächtes Kind der Schweiz,
Sprach vom Savoyerzuge,
Von Romarino's Schmutz und Geiz,
Vom Propagandentruge.

So wirbelte durch das Gemach
Auf blauer Tabakswolke
Das Bild von mancher großen Schmach,
Von manchem großen Volke;
Schon dämmerte die Mitternacht
Im Hause der Verbannten,
Noch ward geflucht, gezecht, gelacht,
Und alle Herzen brannten.

Nur Einer still geblieben war
Am Eck: ein blasser Junge,
Mit blondem deutschem Lockenhaar,
Mit blöder deutscher Zunge.
Was thatest du denn, kleiner Mann,
Belächeln ihn die Andern,
Daß du so früh in Acht und Bann,
In's Elend mußtest wandern?

„Ich sprach einmal ein freies Wort
In Sachen der Tscherkessen;
Da jagten sie von Haus mich fort,
Nachdem ich lang gesessen.“
So stammelt Jener, roth und bleich
Vor Scham, vor Gram, vor Schrecken,
Und ein Gelächter donnergleich
Schlägt an des Zimmers Decken.

Fürwahr, der weiß noch mehr als wir,
Schrei'n Alle auf im Chore;
Nur dir die Dornenkrone, dir
Der Essigschwamm am Rohre!
Komm, Deutscher, nimm dein Glas zur Hand
Und thue wie wir thaten:
Ruf' Zeter auf dein Vaterland,
Das Land, das dich verrathen!

Ein wüstes Toben. Drinnen stand
Der Jüngling auf vom Sitze,
Im sanften Antlitz Sonnenbrand,
Im blauen Auge Blitze.
Er stieß das Glas hinweg, er warf
Die Scherben an die Wände,
Und so erhob er hoch und scharf
Die Stimme und die Hände:

Da wolle Gott im Himmel nicht,
Daß solches je geschehe!
Nein! wer mit deutscher Zunge spricht,
Ruft Deutschland niemals Wehe!
Und wenn ich sie, die mich verstieß,
Nie wiedersehen werde,
Mein letzt' Gebet und Wort bleibt dies:
Gott schütz' die deutsche Erde!

Er rief's. Und Herz und Stimme brach
In lang verhalt'nem Weinen.
Ein Engel ging durch das Gemach,
Die sechs Verbannten meinen.
Es schlägt die Uhr auf dem Kamin
Zwölf kurze, heisere Schläge;
Die Männer stehen auf und ziehn
Ein Jeder seiner Wege.

---

822. Im Haus der Invaliden.

Er saß, mit dem Bivac-Mantel bedeckt,
Sein hölzernes Bein vor sich ausgestreckt,
Auf der Bank, am großen Kamin;
Er las in der Zeitung; verdrießlich, stumm,
Schlug er ein Blatt nach dem andern um,
Dann murmelt' er vor sich hin:

„Heute wie gestern, morgen wie heut',
Tagtäglich, klagkläglich wiedergekäut
Die Mär' vom ewigen Frieden!
Da schlag' doch ein heiliges Wetter hinein,
Gelähmt, gefangen, begraben zu seyn
Im Haus der Invaliden!

O Frankreich, du gelobtes Land,
Gegeben in der Philister Hand,
Verendest du früh oder spat;
Neue Namen und Menschen rings umher,
Doch nirgends keine Kraft nicht mehr,
Kein Mann, kein Arm, keine That.
Sie tragen für dich weder Frost noch Gluth,
Sie können nur Tinte verspritzen statt Blut,
Statt Schwerter nur Ränke schmieden.
Auf, jage die Schächer zum Tempel hinaus,
Sie gehören, nicht wir in dieses Haus,
In's Haus der Invaliden!

Zum Teufel das Wort und der Gänsekiel,
Die Krämerwag', das Soldatenspiel,
Das Geschreibsel und das Geschrei!
Wo littet und strittet und kriegtet ihr denn,
Wo warbet und starbet und siegtet ihr denn,
Wo war't ihr und wann mit dabei?
Ihr lerntet beim Ofen das A-B-C,
Als wir an der Moskwa schlugen im Schnee,
Und eh' zwölf Jahre schieden,
Da saßt ihr zum Dank fein heil und warm
In der Kammer, und wir, daß Gott sich erbarm'!
Im Haus der Invaliden!

Kamerad vom Sechsten, her deine Hand!
Komm, kehre mich um nach jener Wand,
Daß ich Ihn, meinen Kaiser seh'.
Den drüben mit seinem Boutiquen-Gesicht,
Verzeih' mir's der Himmel, ich mag ihn nicht,
Sein Anblick thut mir weh.
Ich gönn' ihm die Krone alle Weil',
Ich wünsch' ihm droben ewiges Heil
Und ein seliges Ende hienieden;
Hat uns ja auch, der brave Mann,
Der Bürgerkönig, bene gethan,
Im Haus der Invaliden!

Gegrüßt, gegrüßt viel tausend Mal,
Mein Kaiser, mein Feldherr, mein General,
Am liebsten Vater genannt!
Ja, du bist es, aber du bist es nicht recht,
Der Maler, der Pfuscher, traf dich schlecht,
Er hat dich ja nimmer gekannt.
Wohl traf er das Hütlein, klein und spitz,
Doch wo das Auge von Austerlitz,
Wo die Stirn von den Pyramiden?
Nein, malt Ihn noch eins, doch malt Ihn so,
Wie zu Fontainebleau, wie zu Waterloo,
Im Haus der Invaliden!"

Der Alte schwieg. Das Haupt gesenkt,
Die grauen Wimpern thränengetränkt,
Saß er im stillen Gemach;
Dann hinkt' er fort, die Treppen hinab,
In den Dom hinüber, an's Kaisergrab,
Und knieete nieder und sprach:
„Herr Gott, wer hätte das damals gedacht,
Mein Kaiser, als wir in der Judasnacht
Am Bord des Bellerophon schieden,
Daß ich dich — und so! — müßte wiedersehn,
Unter einem Dach mit dir schlafen gehn,
Im Haus der Invaliden!"

Ludwig Kalisch,

1814 zu polnisch Lissa von israelitischen Eltern geboren, verließ, von einem unbewußten Drange getrieben, im Knabenalter seine Heimat, besuchte die Universitäten Heidelberg und München, wo er sich besonders mit fremden Sprachen und literarhistorischen Studien beschäftigte, erlangte in Gießen den Doktorgrad, und lebt gegenwärtig in Frankfurt am Main.

Schüler Börne's. Lustiger und bitterer Humor, oft beißender Spott in seiner „Narrhalla," in den „Schlagschatten" u. s. w. — Prägnante, charakteristische Sprache, dichterische und nicht selten eigenthümliche Auffassung, Entschiedenheit der Gesinnung in seinen zerstreuten Gedichten und „poetischen Erzählungen;" Byron'sche Züge. — Witziger Balladenkarikaturist.

Von ihm:

Poetische Erzählungen. Siegen und Wiesbaden 1844.
Narrhalla. Mainzer Karnevalszeitung; herausgegeben 1843. 44. 46.
Schlagschatten. Mainz 1844.
Buch der Narrheit. Das. 1845.
Lose Hefte. II. (Mit eingedruckten Holzschnitten.) Leipzig 1847.
Lustiges in Wort und Bild. Das. 1848.
Die Wage der Gerechtigkeit. Lustspiel (ungedruckt).

Auch redigirte er das „Rheinland" 1845—47, und begründete die Zeitschrift „Der Demokrat" (1848).

823. Das todte Pferd.

Zwölf Grenadiere sitzen
Um einen Eichenstamm;
Die Bratenwender blitzen,
Es sprüht die Reisigflamm'.

Sie sitzen rings im Kreise,
Mit Messern wohl bewehrt,
Und schneiden sich die Speise
Von einem alten Pferd.

Doch abseits von dem Dutzend,
Da sitzt ein Kriegergreis,
Der schaut bald grimmig trutzend,
Bald weinend in den Kreis.

Er blickt mit wüstem Hirne,
Das Herz voll bittrer Qual,
Mit tief gefurchter Stirne
Die Zecher und ihr Mahl.

Da fragt von ihnen Einer:
„Was schaust du finster drein?
Sag', willst du, alter Greiner,
Nicht unser Gast jetzt seyn?“ —

Der aber spricht: „„O lasset
Mich nur aus eurem Troß,
Die ihr am Fleische prasset,
Am Fleisch von meinem Roß!

Von meinem guten Rosse,
Das mir so viele Jahr
Ein kecker Kampfgenosse,
Ein treuer Freund mir war.

Wo die Kanonen krachten,
In wirrem Kampfesgraus,
Im Donner heißer Schlachten:
Wie war es da zu Haus!

Da hat es kourbetieret;
Da flog es wie der Blitz.
Wie hell hat es gewiehert
Am Tag von Austerlitz!

Wie hat sein Aug' gefunkelt
In Eilau's blut'gem Kampf!
Wie jauchzt' es, rings umdunkelt
Von Wagram's Pulverdampf!

Wie hob es seinen Nacken
Bei Borodino keck!
Selbst schrecklichen Kosaken
War es ein wilder Schreck!

Wie schnob es heiß und heißer,
Da mich's bei Hanau trug!
Umsonst hat nicht der Kaiser
Gestreichelt ihm den Bug.

Ja, Allen war es theuer
Das einz'ge der Schwadron,
Nachdem wir Moskau's Feuer
Und Rußland's Frost entflohn.

Und jetzt von schnöden Messern
Zerstückelt wie ein Aas,
Dient's ekelhaften Fressern
Zum ekelhaften Fraß.

Mir ist's, als ob zerschnitten
Ich selber jetzt auch wär',
Als ob ich selbst gelitten
Den Schmachtod meiner Mähr.

Doch laßt es euch nur schmecken;
Seid froh, wenn ihr's könnt seyn;
Nur mich sollt ihr nicht wecken
Aus meinen Träumerein!

Laßt mich von Frankreich träumen,
Zertrümmert und besiegt!
Laßt mich vom Kaiser träumen,
Der jetzt gefesselt liegt!

Vom Kaiser, den in Schanden
Man hält wie einen Dieb,
Und dem von allen Landen
Nicht eine Spanne blieb.““ —

Er schweigt. Jedoch zur Erde
Die Andern blicken still;
Und Keiner von dem Pferde
Jetzt einen Bissen will.

---

824. Ein Tag vor Warschau's Fall.

(7. September 1831.)

In Czyste an dem Kirchhofshag
Durchkämpften wir, des Heeres Reste,
Den Tag vor Polens jüngstem Tag
Und vor des Czaren schönstem Feste.

Aus tausend Feuerschlünden flog
Der Tod, der Helden-Ueberwinder,
Und Polens theu're Erde sog
Das Herzblut ihrer besten Kinder.

Vom Blei zerfetzt, vom Schwert durchrennt
Lag uns're Schaar im Todeskrampfe
Um uns, vom vierten Regiment,
Die Letzten in dem letzten Kampfe.

Und mir zur rechten Seite stand
Der beste meiner Kameraden,
Der reicht mir hilfreich noch die Hand,
Da ich mich anschick' frisch zu laden.

Er knirschet: „Polen macht sich frei!“
Und will voran zum grimmsten Streite:
Da fährt ein gottverfluchtes Blei
Dem edeln Kämpfer in die Seite.

Er wankt — er stürzt — er rafft sich auf
Und beißt die Zähne in die Lippen,
Und nimmt das Bajonet vom Lauf
Und bohrt die Kugel aus den Rippen.

Und in's Gewehr schnell drückt er sie
Und spannt den Hahn zum letzten Schusse.
Die Büchse knallt; er stürzt in's Knie;
Doch von der Kugel stürzt ein Russe.

Levin Schücking,

mit ganzem Taufnamen: Christoph Bernhard Levin, ist am 6. September 1814 auf dem Lust- und Jagdschlosse Clemenswerth geboren, in jenem nördlichen Theile des ehemaligen Fürstbisthums Münster, den man auf dem Wiener Kongreß zum Königreich Hannover schlug. Hier hatte sein Vater als Justiz- und Verwaltungsbeamter jener Gegend seine Amtswohnung. Auf die Entwickelung des Charakters des Knaben war der Einfluß seiner Mutter, anerkannt einer der bedeutendsten Frauen seiner westfälischen Heimat, von großer Bedeutung. (S. über sie v. Schindler's Schriftstellerinnen des neunzehnten

Jahrhunderts, und eine sinnige Charakteristik in den Gedichten von Annette von Droste, die sich die „fromme Schülerin der Meisterin" nennt.) Frühe schon versuchte er sich in Prosa und Versen. „Mein Eins und alles," — bemerkt er in der Mittheilung seiner Lebensgeschichte an den Herausgeber, — „Alpha und Omega der Literatur war damals Walter Scott, dessen Bilder sich ja auch am einträchtigsten in meine Umgebung, in dies stille Land- und Waldleben einfugten, und die Abends am prasselnden Kaminfeuer, während draußen der Herbstwind durch die Lindenwipfel rauschte, immer wieder und wieder von mir dem Vater vorgelesen wurden. Meine Mutter neigte sich mehr dem Literaturkreise zu, welcher die Zeiten ihrer Jugend beherrscht hatte, und in den sie durch ihren Verwandten, den Regierungsrath und Professor Sprickmann, den Verfasser der „Eulalia," einst Mitglied des Hainbundes und Freund Klopstock's, eingeführt war. Auf mich aber behielt Walter Scott die entschiedenste Wirkung. Sein Torysmus, seine ganze Denkart stimmte mit der Anschauung überein, welche die Familientradition mir von der Vergangenheit, von dem Leben und Seyn meiner Voreltern, vornehmer und stattlicher Herren in der alten Bischofstadt Münster gegeben; und da mein Unterricht meist katholischen Geistlichen als Hauslehrern übertragen wurde, so wuchs ich auf ganz natürlichem Wege in ein ziemlich konservatives politisches Glaubensbekenntniß hinein. Ich wurde ein Westfale, treu der alten Sitte und dem alten Glauben der Heimat. Wenn ich später aus vollster Ueberzeugung der neuen Richtung des öffentlichen Geistes in Deutschland mich hingegeben habe, so bin ich nach und nach durch die Schule des Lebens in eine Bahn geführt, welche den Empfindungen meiner Jugend fern liegt, und habe schmerzlich innere Opfer an Idealen und Lieblingsträumen bringen müssen, auf die ich stolz bin, weil ich sie der Freiheit gebracht habe."

Im sechzehnten Jahre verließ Schücking das Vaterhaus, um das Gymnasium in Münster, dann das in Osnabrück zu besuchen. Nachdem er das Maturitätsexamen hinreichend ehrenhaft bestanden, trat er im Herbste 1833 die erste größere Reise in die Welt an, pilgerte an den Rhein, den Strom hinauf bis Mainz, und durch Franken nach München, um hier der Jurisprudenz obzuliegen; bezog im folgenden Jahre die Universität zu Heidelberg, und vollendete 1834 sein akademisches Triennium in Göttingen. Inzwischen war sein Vater in einen Kampf mit der alten hannoverischen Bureaukratie gerathen, der für ihn nicht anders als unglücklich enden konnte; für Levin aber „die glückliche Folge hatte, ihn vollständig von der Lust zu heilen, ein ‚königlicher Diener' im Reiche Ernst August's zu werden." Er begab sich demzufolge nach Münster zurück, hoffend, im preußischen Staatsdienst eine Laufbahn antreten zu dürfen, für welche ihn wenigstens die akademischen Abgangszeugnisse befähigt erklärten. Aber wo seine Voreltern „seit grauen Zeiten sich eingelebt und ehrenvoll gewirkt und der Kirche, dem Staat und im Heer ihren Fürsten gedient," da schlug man ihm preußischerseits ohne weitere Gründe sein Gesuch als einem ‚Ausländer' rundweg ab! So hatte er nun, wie er schreibt, das Seinige gethan, um ein praktisch nützlicher Mensch zu werden. Gewissenberuhigter konnte er jetzt seinem Hang zur Literatur folgen.

Er kam nun bald mit K. Gutzkow in nähere Verbindung. Einige Beiträge, unter andern eine Uebersicht neuester Literaturzustände für dessen ‚Jahrbuch der Literatur' (Hamburg 1839) und die freundliche Aufnahme derselben machten ihn zum fleißigen Mitarbeiter des „Telegraphen"; novellistische Arbeiten und Gedichte erschienen im „Morgenblatt," andere literarische Arbeiten auch in den „Halle'schen Jahrbüchern" und dem „Rheinischen Jahrbuch," in welchem Freiligrath und Simrock damals den literarischen Bestrebungen der Rheinlande einen Mittelpunkt zu schaffen versuchten. Bald darauf nahm ihn die Beschreibung seiner Heimat in dem „Malerischen und romantischen Westfalen" in Anspruch, ein Werk, welches Freiligrath, mit dem er unterdessen befreundet geworden, anfangs unternommen, aber nicht über den ersten Druckbogen hinausgeführt hatte. Die Idee des Ausbaus des Domes zu Köln tauchte auf und erregte ihn tief als politischer Gedanke, als poetischer Einigungspunkt für die Sehnsucht nach Einheit im deutschen Volke. So entstand seine kleine Schrift: „Der Dom zu Köln und seine Vollendung."

Im Jahre 1841 ward ihm durch eine Freundin seiner Mutter eine Einladung des Freiherrn v. Laßberg vermittelt, seine große an kostbaren Handschriften reiche Bibliothek zu ordnen. Er brachte zu diesem Zwecke ein halbes Jahr auf dem alten Schlosse Meersburg am Bodensee zu. Der Roman „Die dunkle That" war die literarische Frucht des Winters. Im Frühjahr 1842 folgte er einem Antrage des Fürsten Wrede, die Erziehung seiner Prinzen zu leiten; eine Reise nach Wien, ein Aufenthalt während eines Jahres auf den Besitzungen des Fürsten im Salzkammergut knüpfte sich an seine neue Stellung; diese selbst aber wurde ihm bald durch die Familienverhältnisse im fürstlichen Hause verleidet, und er nahm im Frühling 1843 seine Entlassung, nachdem vorher der Roman „Ein Schloß am Meere" vollendet worden. Er eilte nun nach Darmstadt, wo ein durch Briefwechsel eingeleitetes Verhältniß zu einem Bunde für's Leben wurde, und verlebte den Sommer mit der Familie seiner Braut, der Tochter des hessischen Generals Freiherrn von Gall, an den Ufern des Rheins; dann zog er, im Herbst 1843 verheirathet, nach Augsburg, um an der Redaktion der Allgemeinen Zeitung Theil zu nehmen und „politische Lehrjahre in einem Kreise geistreicher Männer anzutreten, unter denen Friedrich List eine hervorragende Rolle spielte." Hier veranstaltete Schücking eine Sammlung seiner „Gedichte" für Cotta, und vollendete unter andern den Roman: „Die Ritterbürtigen." Während eines längeren Aufenthalts am Rhein im J. 1845, wo er, von Ostende gekommen, die Herausgabe eines neuen „Rheinischen Jahrbuchs für 1846" besorgte, wurde ihm der Antrag gestellt, an der Redaktion der Kölnischen Zeitung Theil zu nehmen. Der Druck Metternich's und der baierischen Censur auf die Allgemeine Zeitung machten ihm ein solches Verhältniß willkommen. Seit Oktober 1845 leitet er das Feuilleton dieser Zeitung, und hat inzwischen seinen Lieblingswünschen, Paris, Rom und Neapel kennen zu lernen, Folge geben können.

* * *

Schücking gehört zu den schätzenswerthen Schriftstellern unserer Tage, welche die Forderungen der reinen Poesie und Kunst niemals aus dem Auge verlieren; deren unverwandtes Streben Schöpfungen gilt, welche durch die Wirklichkeit des Schönheitsgesetzes uns über uns selbst erheben sollen. Wie seine kritischen Leistungen sämmtlich das Gepräge eines gründlichen, geistreichen Urtheils, so tragen seine novellistischen, bei lebendigem Anschauungsvermögen, meistens das einer geistreichen Eigenthümlichkeit, gründlicher Erfindung, feiner und durchdachter Auffassung und Schilderung, gediegener und reiner Darstellung, mit vorwaltend romantisch histo-

rischer Färbung. Auch seine „Gedichte“ bieten hinsichtlich des Gehaltes manche eigenthümliche Seite, wenn sie auch, zumal die epischen, hinsichtlich der Form und der Neigung zur Detailmalerei hin und wieder an Freiligrath und Annette von Droste, seine unvergleichliche Landsmännin, erinnern. Reiche poetische Anschauung, Aechtheit der lyrischen Momente, sinnige Gemüthlichkeit, sittlicher Ernst und Biederkeit der Gesinnung, Anmuth und Glanz der Diktion sind ihre charakteristischen Eigenschaften. Durch ihre mehr ideale Tendenz erheben sie sich über den Charakter der Zeitpoesie, ohne übrigens die unserer neueren Lyrik gemeinsame Richtung auf das Nationale zu verleugnen.

Schriften:

Das malerische und romantische Westfalen. Leipzig 1839.

Shakspeare's Frauencharaktere von Anna Jameson; übersetzt. Bielefeld 1840.

Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Köln 1842.

Ein Schloß am Meer. Roman. 2 Bde. Leipzig 1843.

Die Ritterbürtigen. (Auch u. d. Titel: Zeiten und Sitten.) Roman. 3 Bde. Das. 1843.

Eine dunkle That. (Auch als Bd. IV unter obigem Titel.) Das. 1846.

Rheinisches Jahrbuch für 1846. Köln.

Gedichte. Stuttgart u. Tübingen 1846.

Maria Theresia. Hist. Lustspiel (in der „Novellen-Zeitung“ 1846).

Anno 1760. Lustspiel (aufgeführt in Leipzig und Berlin 1847).

---

825. Die Meersburg.

(Konradins Sitz um 1262 und 1267.)

Hoch über Felsen ist sie aufgebaut
Am Seegestad, daran die Wogen schlagen;
So hoch — was über ihr die Wolke braut,
Scheint sie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten steht, den Dagobert gesetzt,
Der Thurm, in dem der Schild Martell's geklungen;
Ein fest Gemäu'r, so stark und unverletzt,
Als ob es sein Jahrtausend übersprungen.

Durch seine Scharten schau' ich in das Land,
Weit, weit hinaus, auf sonn'ge Uferstrecken,
Den frischen Blumenkranz rings um den Rand
Von diesem ungeheuren Silberbecken.

Die stillen Schiffe seh' ich, wie sie sacht
Segel und Masten unter'm Winde neigen;
Wie einen Mast, daran die Wolke flaggt,
Seh' ich das Alphorn in die Lüfte steigen.

Und diese Burg: ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in seinen Psalter!
Mich überwölbt die Decke dieses Bau's
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Hornesstoß! — es rasselt unter'm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelstiegen.
Dort auf der Warte wehet, hoch empor,
Und schlägt die Lüfte, die den Habicht wiegen,

Des jungen Konradin Panier; es steht
Der Sonnenstrahl in seinen goldnen Falten.
Er kommt! — Er hat dem Reiher nachgespäht
Und auf der Faust das Federspiel gehalten. —

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm gestützt
Blickt er hinab, vom blauen See gespiegelt;
Sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Vom weichen Föhn Italia's umflügelt.

Italia's! — es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apenninen;
War's nicht wie süßer Harzesduft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen?

Er fährt empor — ein Falk, der Beute sieht —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen!
Da liegt's, da glüht's, Apulien's Gebiet —
Und nun ein heiß', ein königliches Jagen!

„O Karl von Anjou — Anjou hüte dich!
Von diesen Alpen soll es niederkommen,
Wie jäher Bergsturz kommt es über dich,
Wie sturmgepeitschte Fluthen angeschwommen!

Verdammt! verdammt! noch in dies blanke Schwert
Ist keine Scharte klirrend eingehauen;
Laut wiehernd an der Krippe steht das Pferd,
Und muß am Halfter seinen Schaum zerkauen!“

Er sendet glühend seine Blicke fort,
Die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen;
Sie aber stehen, düstre Warner, dort,
Wie Schilde hebend ihre Gletscherflächen;

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß schwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen;
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als sei's das Leuchten ihrer Gürtelspangen.

---

826. Jakob Balde.

(1623.)

Der Mond bescheint das alte Ingolstadt,
Des Domes Wucht, der spitzen Thürme Pfeile,
Und in der Donau dunkle Wasser hat
Er eingebrannt die lange Feuersäule.

Die Gassen sind verstummt; man hört den Fluß,
Wie seine Welle rauscht in sachtem Gange;
Ein frisches Weh'n zieht von ihm wie ein Kuß
An eines Mannes fieberheiße Wange.

Der steht gelehnt an eines Erkers Wand,
Wirr das Gelocke seiner Stirn, der breiten;
Um eine Zither preßt sich seine Hand,
Und rieselnd zieht der Nachtwind durch die Saiten.

Nun hebt er mit der Rechten sie empor,
Ein dräuend Bild, deß Rahmen ist der Erker;
— „Sei du verflucht! — ich aber bin ein Thor,
Der um sich selber aufgebaut den Kerker.

— Geleiert hab' ich — oft zum Morgenroth,
Um an ihr Herz, das steinerne, zu klopfen,
Und jede Zeile war von Gluth durchloht,
Und jedes Wort von meinem Blut ein Tropfen!

— Vergeudet ist's!“ — Er reckt sich höh'r empor;
Die Schatten von den Saiten seiner Zither
Stehn auf dem mondesbleichen Antlitz, vor
Der Seele drinnen ein Gefängnißgitter.

Und nun ein Schlag und ein gewalt'ger Klang,
In seinem Spiel ein hallendes Gestöhne;
Am Boden liegt's und jeder goldne Strang
Stieß schreiend aus den letzten seiner Töne.

Und auf die Trümmer stellt er seinen Fuß,
Stolz mit dem Haupt rückschnellend seine Locken;
— Da horch — die Nacht durchrollt's — ein voller Gruß,
Das helle Läuten naher Klosterglocken.

Sie streuen ihre Klänge in das Land,
Die Zunge deß, der wacht ob seinem Träumen,
In jede Zelle klingend und am Strand
Sich silbern tauchend in der Donau Schäumen.

Wer ist, dem sie nicht eine fromme Mär
Aus seinem eignen Herzen anvertrauten?
Wem sprachen sie von Frieden nicht, und wer
War einmal nicht ein Heil'ger bei den Lauten?

Der Mann im Erker aber lauscht und steht —
Dann ist die heiße Wange naß geworden;
Und als der Tag emporgestiegen, geht
Der Dichter Jakob Balde in den Orden.

827. Junker Ebbo Wittingau.

(Fragment.)

Es war in mondenheller Herbstesnacht,
Die stille webte ihre halben Lichter;
An's Ufer schlug die Meereswelle sacht
Und netzt der Robben träumende Gesichter,
Daß sie rückschnalzen, plötzlich, tief erschrocken,
Vorm Gruß der See, den dünnen Schaumesflocken.

Auch hebt die Möve manchmal ihren Schrei,
Wenn fernher zieh'nder Wogenschall sie wecket;
In Schaukellinien schießt sie dann vorbei,
Der Schwingen weiße Spitzen ausgestrecket;
Sonst schlummert Alles; selbst das Mondesschimmern
Liegt auf dem Land wie halb erstorbnes Flimmern.

Das Meer ist dunkelrollend, schwärzlich blau,
Und dehnt sich in die Ferne hell und heller,
Bis es sich einsaugt in des Himmels Grau,
Ein weltengroßer weißer Silberteller;
Hier legt und dort ein Wolkenzug, ein trüber,
Gleich dunklen Inseln schwarze Streifen drüber.

Am Horizont, wo das Gewölk sich bäht,
Flattern Phantome, zack'ge Giebel, Säulen,
Tauwerk und Mast — und Segel weit gebläht —
Als sähe man ein Schiff vorüber eilen,
Den dunklen Bau von blut'gen Buccanieren,
Des fliegenden Holländers schwarze Spieren.

Am Strande, ringsum von der Fluth geschützt,
Viereckte Thürme wehrhaft an den Flanken,
Steht eine Burg, auf Bogenreihn gestützt,
Darin die Wogen flüchten mit den schlanken
Schaummähn'gen Hälsen ungeheurer Schlangen,
Und heulend sich in dunkler Kluft verfangen.

Grau das Gebäu vom Nebelrauch der See,
Vom Sturm der Wetter und dem Schwall der Wellen,
So streckt es breit und plump sich in die Höh
Und läßt den Sturm und läßt die Wogen gellen;
Auch ist es öd', verlassen ist's von Allen,
Nur Einer weckt das Echo seiner Hallen.

Er steht im Saal. An kleiner Scheiben Rund
Drückt er — der Schloßherr — seine bleiche Wange;
Er stand so manchen Abend, manche Stund,
Und weiß es selbst nicht, daß er stand so lange,
Die Wolken zählend, die vorüber gehen,
Das Meer anstarrend, ohne es zu sehen.

Kein Wachslicht brennt, es glimmt kein Lampendocht,
Kein Ton ist laut im hohen öden Zimmer,
Als im Getäfel, wo der Käfer pocht;
Auf das Parquet hin malt des Mondes Schimmer
Der spitzgewölbten Fenster dünne Bogen,
Und drin den Schloßherrn, schmal und lang gezogen.

Was ihn so härmt — was Nacht und Tag ihn quält? —
Mit wen'gen Dienern wohnt er hier im Schlosse;
Waffengeübt, von Meeresluft gestählt,
Jagt er das Wild und tummelte die Rosse;
Auch liebt er es, im offnen Kahn dem Meere
Im Sturm zu trotzen und der falschen Scheere.

Und schaukeln mocht' er in der schmalen Bark',
Dort, wo die Wogen schäumender sich heben
Im Anprall an des Landes letzter Mark;
Und, wenn des Meeres Fläche glatt und eben,
Blickt er hinunter in die grüne Tiefe,
Als könnten Blicke wecken, was dort schliefe:

Den König Harald, der am öden Sund
Sein Schloß gebaut aus reicher Wikingbeute;
Nun liegt's seit lang versunken auf dem Grund,
Wo es ein Zauberbann, ein böser, feite:
Dort unten prangt's mit Säule, Thurm, Portale,
Wie einst hier oben hell im Sonnenstrahle.

Nicht jeder sieht's; oft rudert er den Kahn
An jene Stelle, um hinabzulugen,
Bis das Geheimniß seine Augen sahn,
Um das sie lange schon die Tiefe frugen,
Unklar zuerst, ein unentwirrter Schimmer,
Dann näh'r und näh'r, jetzt klar und deutlich immer.

Vorn ist ein Hof; da streckt ihr breit Geäst
Von Mau'r zu Mau'r die moosbedeckte Linde;
Nicht baut die Meise mehr im Zweig ihr Nest,
Nicht höhlt der Wurm im Bast mehr seine Spinde;
Statt Mistelstrauch jetzt wuchert die Koralle,
Durch's Laubwerk streckt die Hummer ihre Kralle.

Harald sitzt schlummernd an der Linde Fuß;
Der Tang hat um die Krone sich geschlungen,
Durch seine Locken schwimmt der Nautilus,
Am Barthaar zerr'n im Spiel der Krabbe Jungen;
Sie zieh'n durch seine halbgeschloss'ne Rechte
Anstatt des Schwerts das Röhricht und die Flechte.

So ruhet er, am Knie 'ne Muschelbank,
Gelullt von Wogenschaukeln, Wellenliede,
Gefeit zu ruhn, bis buntbewimpelt, blank
Ob seinem Haupte durch das Schaumgeschiebe
Voll Trutzes schwimmt ein deutsches Kriegsgeschwader,
Daß auf der Stirn ihm schwillt die Heldenader.

Dann schüttelt's ihn, den Schlummer scheucht er fort
Und taucht empor von seiner Ruhe Kissen,
Meerkönig wieder steht der Reck am Bord
Und läßt den Aar am Flaggenmaste hissen.
Weithin taucht Schlachtenblut dann diese Wellen
Zum deutschen Meer, zu Deutschlands Ruhmesschwellen!

Jedoch er schläft: und über ihm, am Rand
Des schmalen Söllers sitzt, in Traum versenket,
Die weiße Stirn gestützt auf ihre Hand,
Das Frauenbild, das Ebbo's Sehnen lenket,
Das süße Bild, deß Anblick ihn bezwungen,
Meerkönigs Kind, von Skaldenmund besungen.

Ob ihrem Haupt zu einer Laube schlang
Zusammen sich Meerrose und Nymphäe,
Aus deren Glocken tönt ein feiner Klang,
Ein Friedensläuten für der Fürstin Nähe,
Daß jeglich Ungethüm im weiten Meere
Entfernt sich hält, als ob's ihr Schlummern ehre.

Oft auch das Auge hell sie offen schlägt;
Ihr Blick und Ebbo's finden dann sich beide;
Es ist ein Blick, der tiefe Wehmuth trägt,
O, eine Welt von Lieben und von Leide!
Trostlos der Zorn, der Ebbo's Blut durchschäumet,
Sein Schmerz tief wie das Meer, darin sie träumet!

Emanuel Geibel,

Sohn des Predigers der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Lübeck, Dr. Johannes Geibel, ist am 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren. Vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete er sich von 1835—1838 auf den Universitäten zu Bonn und Berlin dem Studium der Alten und der schönen Literatur. Der Umgang mit ausgezeichneten Männern wie Chamisso, Hitzig, Kugler, Gaudy u. A. konnte nur dazu beitragen, seine Bildung ästhetisch und wissenschaftlich zu fördern. So geistig ausgerüstet, betrat er im Sommer 1838 Griechenlands klassischen Boden, um eine Stelle als Erzieher im Hause des russischen Gesandten Katakazi anzutreten. Zwei Jahre später kehrte er nach Deutschland zurück und veröffentlichte die Frucht jenes Aufenthaltes, eine Reihe Uebersetzungen aus den altgriechischen Dichtern, unter dem Titel: „Klassische Studien"; auch gab er seine „Gedichte" heraus. Von 1840 bis 1841 lebte Geibel auf des Freiherrn von der Malsburg bei Kassel gelegenem Gute Escheburg, indem er seine Zeit zwischen Uebertragung aus dem Spanischen und lyrischer und dramatischer Produktion theilte („Volkslieder und Romanzen der Spanier";— „Zeitstimmen"; „König Roderich"). Er begab sich nun wieder nach Lübeck. Im Begriff, zu einem sogenannten Brodstudium überzugehen und sich nach Spanien zu begeben, um dort seine Studien der romanischen Literatur fortzusetzen und sich für eine akademische Laufbahn auszubilden, versetzte ihn die Munifizenz des Königs von Preußen durch Verleihung eines Jahrgehalts, den er seit Neujahr 1843 erhebt, in die angenehme Lage, ganz der Dichtkunst zu leben.

* * *

Eine originelle, durch prägnante Gestalten oder bestimmte Farben kenntliche Individualität leuchtet aus Geibel's Gedichten nicht hervor; aber Wärme und Lebendigkeit der Anschauung, Innigkeit der Empfindung, Klarheit und meisterhafte Durchführung der Gedanken, Lieblichkeit und Kraft der Bilder, gepaart mit Liebreiz der Form, sind Vorzüge, welche die ihnen gewordene Gunst gerechtfertigt erscheinen lassen. In die politische Fronde hat er sich nur in sofern begeben, als es des Dichters Beruf ist, die großen öffentlichen Erscheinungen seiner Zeit zu erfassen und ihr Organ zu werden, ohne jedoch außer Acht zu lassen, daß nur das wahrhaft Poetische, Ideelle, Beständige, Ewige im Zeitlichen, Gegenstand der Poesie seyn soll, nicht das Vorübergehende, Flüchtige, vom Augenblick Geborne. Er gehört keineswegs zu den ungestümen Drängern und Betreibern des Fortschritts. Tief abgeneigt allen destruktiven Tendenzen, obwohl begeistert für die höchsten Güter der Menschheit und die Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, will er vielmehr „bau'n, bilden und versöhnen."

Von ihm:

Klassische Studien. Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern, gemeinschaftlich mit Ernst Curtius. Bonn 1840.
Gedichte. Berlin 1840; 7te Aufl. (der kleinen Ausgabe 11te) 1848.
Zeitstimmen. Lübeck 1841; 3te neu vermehrte Aufl. 1843.
Volkslieder und Romanzen der Spanier. Im Versmaße des Originals verdeutscht. Berlin 1843.
König Roderich. Tragödie. Das. 1844.
Ein Ruf von der Trave. Gedicht. 2te Aufl. Das. 1845.
König Sigurd's Brautfahrt. Eine nordische Sage. 2te Aufl. Berlin 1846.
Zwölf Sonette. (An Schleswig-Holstein.) Lübeck 1846.
Auf Felix Mendelssohn Bartholdy's Tod. (Gedicht.) Hamburg 1847.
Juniuslieder. Stuttgart und Tübingen 1848.

828. Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt
Der Mond in's Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer,
Und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

829. Tannhäuser.

Wie wird die Nacht so lüstern!
Wie blüht so reich der Wald!
In allen Wipfeln flüstern
Viel Stimmen mannichfalt.
Die Bäche blinken und rauschen,
Die Blumen duften und glühn,
Die Marmorbilder lauschen
Hervor aus dunklem Grün.
Die Nachtigall ruft: Zurück! zurück!
Der Knab' schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Er kommt zum Schloß im Garten,
Die Fenster sind voll Glanz,
Am Thor die Pagen warten,
Und droben klingt der Tanz.
Er schreitet hinauf die Treppen,
Er tritt hinein in den Saal,
Da rauschen die Sammetschleppen,
Da blinkt der Goldpokal.
Die Nachtigall ruft: Zurück! zurück!
Der Knab' schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Die schönste von den Frauen
Reicht ihm den Becher hin,
Ihm rinnt ein süßes Grauen
Seltsam durch Herz und Sinn.
Er leert ihn bis zum Grunde,
Da spricht am Thor der Zwerg:
„Der Unsre bist zur Stunde,
Dies ist der Venusberg."
Die Nachtigall ruft nur noch von fern,
Den Knaben treibt sein böser Stern;
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Und endlich fort vom Reigen
Führt ihn das schöne Weib,
Ihr Auge blickt so eigen,
Verlockend glüht ihr Leib.
Fern von des Fest's Gewimmel,
Da blühen die Lauben so dicht,
In Wolken birgt am Himmel
Der Mond sein Angesicht.
Der Nachtigall Ruf ist lang' verhallt,
Den Knaben treibt der Lust Gewalt,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt. — —

Und als es wieder taget,
Da liegt er ganz allein;
Im Walde um ihn raget
Verwildertes Gestein.
Kühl geht die Luft von Norden
Und streut das Laub umher,
Er selbst ist grau geworden
Und bang sein Herz und leer.
Er sitzt und starret vor sich hin,
Und schüttelt das Haupt in irrem Sinn.
Die Nachtigall ruft: Zu spät! zu spät!
Der Wind die Stimme von dannen weht.

830. Des Wojewoden Tochter.

Es steht im Wald, im tiefen Wald
Das Haus des Wojewoden,
Eiszapfen hängen am Dache kalt,
Und Schnee bedeckt den Boden.

Das Fräulein sitzt am Herd und spinnt
Zu ihrem Hochzeitschleier,
Sie hört im Rauchfang gehn den Wind
Und schürt empor das Feuer.

Da tritt die Waldfrau zu ihr ein,
Die pflegt nichts Guts zu bringen;
„Guten Abend, feines Goldtöchterlein,
Will dir ein Liedchen singen!"

„„Was sollen deine Lieder mir?
Mein Liebster, der kommt balde.
Da hast du Brod, da hast du Bier,
Geh wieder heim zum Walde!""

Die Alte sprach: „Hast immer Zeit,
Dein Schatz wird nimmer kommen,
Der Wald ist tief, der Weg ist weit;
Hat andern Weg genommen."

„„Was quälst du mich mit falschem Weh?
Treu muß mein Liebster bleiben,
Er schwur es mir, bis aus dem Schnee
Einst rothe Röslein treiben.""

Das Fräulein rief's, doch war ihr bang,
Der Wind pfiff nicht geheuer,
Die Alte blieb, die Alte sang
Ihr dumpfes Lied in's Feuer:

„Und als ich ging die Schlucht entlang,
Da kamen drei Wölfe gesprungen,
Die heulten wie ob guten Fang
Und hatten blutige Zungen.

Und als ich kam zum Fichtenzaun,
Hört' ich drei Raben schreien,
Sie schrie'n: Ihr Jungen, euch soll traun
Der frische Schmaus gedeihen.

Und als ich kam zum eis'gen See,
Hab' ich einen Knaben gefunden,
Es floß wohl über den Winterschnee
Sein Blut aus tiefen Wunden.

Roth Röslein blüht aus dem Schnee so kalt,
Nun hast du's selbst vernommen.
Der Weg ist weit und tief der Wald;
Dein Schatz wird nimmer kommen."

Das Lied war aus, die Alte fort,
Des Herdes Gluth vergangen;
Die Jungfrau saß und sprach kein Wort,
Ihr waren so bleich die Wangen.

Und lauter draußen pfiff der Wind,
Und lauter schrie'n die Raben.
Drei Tage nach diesem hat sein Kind
Der Wojewod begraben.

---

831. Pergolese.

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron;
Da erbraust in präch'tgen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius,
Cujus animam gementem
Contristatam ac dolentem
Pertransivit gladius.

Und der Gottesmutter Schmerzen
Rühren mächtig Aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer schwillt;
Doch in schönen Himmelstönen
Muß sich selbst die Qual versöhnen,
Und der Wehmuth Thräne quillt.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio;
Quis non posset contristari,
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio.

Frommer Schauer, heil'ges Bangen,
Hält des Meisters Seel' umfangen,
Todesahnung ernst und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Sieht man zum Altar ihn schauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild:

Virgo virginum praeclara
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac ut portem Christi mortem
Passionis ego sortem
Et plagas recolere.

Horch! da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauscht das Ohr;
Erdwärts steigen sel'ge Geister,
Tragen himmelan den Meister,
Und das Lied rauscht mit empor:

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi præmuniri,
Conforeri gratia;
Quando corpus morietur,
Fac ut animæ donetur
Paradisi gloria.

---

832. Das Negerweib.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schooße läßt ein Schlummerlied sie schallen:

Schlaf, o schlaf, mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren;
Schlaf, o schlaf, verhüllt im Dunkel ruh'n dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden,
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden.
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird seyn voll Thränen, deine Nacht wird seyn voll Klagen,
Wie das Thier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz den Weißen fällen, und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen, und in unsern Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesgluth und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre;
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten,
Aber über jenen Edlen, der mit Muth das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen?
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

O du großer Geist, was thaten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Mississippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüthe sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelheerden,
Wenn die weißen freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden.

Karl Wolfgang Müller

ist am 5. März 1816 in Königswinter am Fuße des Siebengebirges geboren. Er blieb daselbst nur drei Jahre, indem sein Vater, welcher Arzt war, einem Rufe als Kreisphysikus nach Bergheim im Jülicher Lande folgte, von wo er 1827, seine Stellung aufgebend, nach Düsseldorf übersiedelte. Hier erhielt Müller seine Gymnasialbildung, worauf er zum Studium der Medizin die Universität zu Bonn bezog. Im Herbst 1839 promovirte er in Berlin, machte sofort das medizinische Staatsexamen und diente, dem Staat seine Militärpflicht leistend, ein Jahr als Eskadronschirurg. Die darauf folgende Zeit benützte er zu einer Bildungsreise nach Paris. Seit 1842, wo sein Vater starb, ist er praktischer Arzt in Düsseldorf.

* * *

Eine dichterisch bedeutende Persönlichkeit. Wohlthuend spricht Müller's Lyrik an durch ihre frische und freie Kraft, ihre schwung- und farbenreiche Sprache, durch ihre Innigkeit und Heiterkeit, ohne Spur von hohler langweiliger Sentimentalität. In seinen epischen Liedern zeigt sich eine glückliche Gabe malerisch-anschaulicher Darstellung; sie wirken mit schön und klar hervorleuchtender Idee gleich anregend auf Phantasie und Empfindung, in einem meistens erhabenen, feierlichen Tone. Die Form ist durchgebildet; der Vers abgerundet und melodiös.

Von ihm:

Junge Lieder. Düsseldorf 1841.
Balladen und Romanzen. Das. 1842.
Rheinfahrt. Ein Gedicht. Frankfurt 1846.
Gedichte. Das. 1847.

---

833. Märchen.

Es liegt so abendstill der See
Und spiegelt des Westens bleichende Gluth,
Am Ufer trinket der Hirsch und das Reh,
Und Schwäne durchkreisen die stille Fluth.

Der Fischerknabe löset den Kahn,
Mit plätscherndem Ruder hinaus er zieht;
So träumerisch schaut ihn der Abend an,
Er weiß nicht, wie seinem Herzen geschieht.

Die dunkeln Wellen umflüstern ihn
In singendem Spiele weit und breit,
Vom Ufer die Wellen umdüstern ihn
Und die träumenden Berge, stolz und weit.

Die leise kühlende Abendluft
Durchspielt seiner Locken goldene Pracht,
Die Uferblumen entsenden Duft
Und neigen die Häupter zum Traum der Nacht.

Nur die Wasserrosen schau'n noch empor,
Doch nicken sie schlummermüd ihm zu,
Sie möchten nach ihm noch tauchen hervor,
Doch ruft sie der Abend zur Wellenruh.

Da schwindet sein Traum und das Steuer ruht,
Es glühet der Blick in plötzlicher Lust,
Er neigt sich hinab, er greift in die Fluth,
Er pflückt eine Rose und steckt sie zur Brust.

Doch horch, da rauschen die Wälder laut,
Es hebt der See sich brausend empor,
Und plötzlich über die Berge schaut
Der rothe Vollmond zornig hervor.

Und es spricht der See mit wogender Brust:
„Was störst du die Kinder in meinem Haus?“
Und es rauschet der Wald: „Sie sind meine Lust,
Was führst du die süßen Schwestern heraus?“

Doch der glühende Mond blickt wild auf ihn:
„Was buhlest du um mein Blumenlieb?“
Und der Knabe in Angst flieht rudernd dahin,
Im Haus bei der Mutter, da birgt er sich trüb.

„O Mutter, es brauste der See empor,
Es rauschte der düstere Wald mir nach,
Am Berge trat zornig der Vollmond vor,
O Mutter, weil ich die Blumen brach!“

---

834. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mär,
Der fühlte, daß er sterbe,
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne werth,
Da gab er seinen Segen:

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem stolzen Schloß
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben,
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben.“

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben,
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

---

835. Der Mönch vor Heinrichs IV. Leiche.

Der Herbst zog dunkel um die Höh'n,
Der Sturm flog durch die Wolken hin.
Vom Rheine brauste laut Gestöhn,
Verödet lag ein Eiland drin;
Drauf stand ein Sarg auf dunkler Bahr,
Ein Mann davor im Mönchsgewand,
Mit dunklem Blick, mit grauem Haar,
Zur Leiche schauend unverwandt:

„So grüß' ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palästina trieb mich's her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh auf Land und Meer.
Du aller unglückvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu!

Dein Herz war edel, mild und gut,
Es schlug voll kühner Thatenlust,
Als noch der Jugend frische Gluth
Dir pochte durch die volle Brust.
Zwei Priester haben es verheert,
Die frech der Mutter dich geraubt;
Die Leidenschaft hat Adalbert,
Die Härte Hanno drein geschraubt.

Als Jüngling warest du umspürt
Von Wölfen rings im Lammgewand;
Die Schaar, die dich verhetzt, verführt,
Hob frech die Faust, die schlau dich band.
Sie machte dir das Weib verhaßt,
Das treu dir bis zum Tode blieb,
Sie hat mit dir geschwelgt, gepraßt,
Sie war's, die dich nach Sachsen trieb.

Wohl warst du hart und rasch und wild,
Doch schlimm betrogen warst du auch;
Dein Herz blieb stets versöhnbar mild,
Bis Harzburg fiel in Schutt und Rauch.
Es brach der Feind dein Lieblingsschloß,
Der Ahnen Asche wühlt' er auf,
Da schlugest du ihm Mann und Roß
Voll Heldenzorn im Siegeslauf.

Dann rief Gregor, der stolz die Macht
Der Staaten wie der Kirch' gewann,
Zu stehn vor seines Stuhles Pracht;
Dich traf der Große mit dem Bann.
Zwar setztest du ihn ab in Wuth,
Doch botst du auch zuerst die Hand;
Allein mit Bertha, sonder Hut,
Zogst du zur Sühn' in Feindesland.

Wohl hat dich da der Winter kalt
Auf eis'gen Alpenhöh'n umkreist;
Doch kälter jenes Manns Gewalt,
Der nie gewankt im stolzen Geist.
Du mußtest vor Kanossa's Schloß
Drei Tag' und Nächte büßend stehn
Im Winterfrost, verhöhnt vom Troß;
Er ließ dich kaum gesühnet gehn.

Es starb Gregor, doch wuchs sein Zorn
Treu durch der spätern Päpste Herz:
Sie öffneten des Aufruhrs Born,
Die Fürsten hoben schnöd' ihr Erz.
Du standst in alter Kaiserpracht,
Und triebst die Gegenkönige fort;
Es sank dir Rudolf's Pfaffenmacht,
Und Hermann hier und Ekbert dort.

Doch weh! die Söhne übten dann
Am eignen Vater Hochverrath;
Konrad hub in Italien an,
Und starb an früh mißlungner That;
Dein Heinrich selbst, dein liebster Sohn,
Er steckte Aufruhrsfahnen auf.
Du bist, verrathner Greis, entflohn,
Durch Berg und Wald ging irr dein Lauf.

So fraßest du den Vaterschmerz,
Allein, geächtet und gebannt,
Bis dich der Sohn, das Eisenerz,
Zu Ingelheim in Fesseln band.
Er riß dir Kron' und Purpur ab,
Du flohst und starbst in fremdem Land,
Sie gönnten dir kein ehrlich Grab,
Sie setzten dich auf diesen Strand.

So grüß' ich, Kaiser Heinrich, dich!
Von Palästina trieb's mich her;
Als deines Schicksals Kunde schlich,
Fand ich nicht Ruh in Land und Meer.
Du allerunglücksvollster Mann,
Den Jeder floh in wirrer Scheu,
In Reiches Acht, in Papstes Bann,
Im Tod liebt dich ein Fremder treu.“

Er sprach's, und hob den Leichensang,
Die Psalmen klangen Tag und Nacht,
Er sang fünf lange Jahre lang,
Da ward gelöset Bann und Acht.
Die Leiche fand zu Spei'r im Dom
Ein prächtig Kaisergrab sofort,
Oed' blieb das Eiland in dem Strom,
Der Mönch zog ungekannt von dort.

---

836. Nächtliche Erscheinung zu Speier.

‚Wach' auf!' erklingt's in des Schiffers Traum,
‚Wach' auf, du Wächter am Strome!'
Und über ihm rauschet der Lindenbaum,
Und Zwölfe schlägt es vom Dome;
Groß vor ihm steht Einer im dunkeln Gewand,
Der Schiffer bringt ihn hinunter zum Strand,
Halb schlafend, halb wachend, wie trunken.

Und während er träge löset den Kahn,
Beginnt es um ihn zu leben;
Viel riesige, hohe Gestalten nah'n,
Er sieht sie nicht schreiten, nur schweben;
Es tönet kein Wort, es rauschet kein Kleid,
Wie Nebel durchzieh'n sie die Dunkelheit:
So steigen sie all' in den Nachen.

Er sieht sie mit Staunen, mit Schrecken an,
Stößt schweigend und fürchtend vom Lande,
Kaum braucht er zu rudern, es flieget der Kahn,
Bald sind sie am andern Strande.
„Wir kommen zurück, da sind'st du den Lohn."
Gleich Wolken verschwinden im Felde sie schon,
Fern scheinen ihm Waffen zu klirren.

Er aber rudert sinnend zurück
Durch der Nacht ernstfriedliche Feier,
Wo sich die Heimat hebet dem Blick,
Das dunkelthürmige Speier,
Sitzt wach bis zum Morgen am Lindenbaum,
Und war es Wahrheit, und war es ein Traum,
Er hüllet es tief in den Busen.

Und sieh, es ruft ihn die vierte Nacht
Als Wächter wieder zum Strome;
Wohl hält er schlaflos heute die Wacht,
Da schlägt es Zwölfe vom Dome.
„Hol' über!" ruft es vom andern Strand,
„Hol' über!" da stößt er den Kahn vom Land
In stiller, banger Erwartung.

Und wieder ist es die düstere Schaar,
Die schwebend den Nachen besteiget,
Der Kahn zieht wieder so wunderbar,
Doch jeder der Dunkeln schweiget.
Und als sie gelandet zu Speier am Land,
Gibt Jeder den Lohn ihm behend in die Hand;
Er aber harret und staunet.

Denn unter den Mänteln blinken voll Schein
Viel Schwerter und Panzer und Schilde,
Goldkronen und funkelndes Edelgestein
Und Seiden- und Sammtgebilde;
Dann aber einhüllt sie wieder das Kleid,
Wie Nebel durchflieh'n sie die Dunkelheit
Und schwinden am mächtigen Dome.

Doch wachend bleibt er am Lindenbaum
Mit sinnendem, tiefem Gemüthe;
Ja, Wahrheit war es, es war kein Traum,
Als blendend der Morgen erglühte:
Er hält in den Händen das lohnende Geld,
Drauf glühen aus alter Zeit und Welt
Viel stolze Kaiserbilder.

Wohl sah er manchen Tag sie an
In forschenden, stillen Gedanken,
Da riefen sie drüben um seinen Kahn,
Das waren die flüchtigen Franken.
Geschlagen war die Leipziger Schlacht,
Das Vaterland frei von des Fremdlings Macht;
Der Schiffer verstand die Erscheinung.

Und lös'tet ihr, Kaiser, die Grabesnacht
Und die ewigen Todesbande,
Und halft in der wilden, dreitägigen Schlacht
Dem geängsteten Vaterlande:
Steigt oft noch auf und haltet es frei
Von Sünden und Schmach und Tyrannei,
Denn es thut noth des Wachens!

Robert Eduard Prutz,

geboren 1816 zu Stettin, besuchte das Gymnasium daselbst, studirte Philosophie, Philologie und Geschichte zuletzt in Halle, wo er 1838 die Doktorwürde sich erwarb. Mehrerer Konflikte wegen, in die er durch seine politisch-poetische Richtung gerieth, verlegte er 1841 seinen Wohnsitz nach Jena, wurde aber im Mai 1843, in Folge eines auf Dahlmann's Abreise nach Bonn, mit Umgehung der Censur, veröffentlichten Gedichts, der weimarischen Lande verwiesen, nachdem die bereits gegen ihn eingeleitete Untersuchung vom Großherzoge niedergeschlagen war. Er begab sich nun wieder nach Halle, wo er 1845 wegen seiner „politischen Wochenstube" mit den Gerichten zu thun bekam, und folgte dann einem Rufe als Dramaturg des Stadttheaters nach Hamburg. Seit längerer Zeit, nach anfangs verweigerter, später ertheilter Staatserlaubniß, lebt er in Berlin. Nach der Märzrevolution 1848 stellte er sich an die Spitze des „konstitutionellen Klubs" daselbst.

* * *

Prutz, — der neuhegel'schen Schule und dem politischen Sängerkreise angehörig, ein entschiedener Gegner aller Verdunkelung und aller starren, konventionellen, fortschritthemmenden Formen im Staatsleben, dem die Aufklärung der belebende und treibende Athem der Geschichte ist, — hat sich als Lyriker und Dramatiker, Kritiker und Literaturhistoriker in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen erworben, besonders seitdem er mit scharfen und einschneidenden Rezensionen in den „Halle'schen Jahrbüchern" auftrat. Indem er aber oft zu schonungslos über Dichter aburtheilte und in der Kunst alles Vorliebnehmen zerstörend fand, mußte er sich gefallen lassen, daß man auch an seine Poesien den strengsten Maßstab anlegte, um so mehr, als er von der jungen Hegel'schen Schule nicht undeutlich „als der Dichter, wie er seyn sollte," bezeichnet worden war. Wenn nun auch seine dichterischen Leistungen mit ihrem überwiegend rhetorischen Pathos die angeregten großen Erwartungen keineswegs in solchem Maße zu rechtfertigen vermochten, so muß man ihnen doch Neuheit in Gedanken, Empfindungen und Formen und Kraft erfindender Phantasie zugestehen. Einem vollen bewegten Dichtergemüthe entströmt, nähern sich dieselben theilweise dem didaktischen und allegorisirenden Style und zeichnen sich, besonders die rein lyrischen, wo ihre politische Tendenz weniger grell und forçirt hervortritt, durch Einfachheit, unmittelbares Gefühl und leichten melodischen Vers aus. In der Romanze und Ballade überwiegt bei ihm das lyrische Moment die dramatische Entfaltung des Stoffes; der Dichter entwickelt zu viel äußeres Detail, verweilt zu sehr bei Einzelheiten, wodurch seine

Darstellung mitunter weitschweifig, und der plastische Eindruck des Ganzen geschwächt wird. Zum gelungensten, was Prutz in der objektiven Lyrik geboten, rechnen wir mit Moriz Carriere (s. Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik, Febr. 1842, Nr. 22) ‚Die Mutter des Kosaken,' „durch die Kraft der Schilderung und die Größe des Gedankens ausgezeichnet;" den ‚Allerseelentag,' „dessen erhabene Schauerlichkeit eines Chamisso würdig ist," und die Terzinen ‚Aus Algier,' „wo der Dichter über den elegischen Grundton eine blühend frische Fülle von Bildern ausgegossen und meisterhaft gezeigt hat, wie eine beschreibende Poesie möglich ist und seyn soll. Die Parallelisirung des Lebens der Beduinen mit dem unsrigen ist durchaus poetisch und um so anziehender und liebenswürdiger, als der Verfasser sein Deutschland und dessen gemüthliche Sitte und feurige Jugend so schön und sinnig hervorhebt, und durch das Ganze die Macht der Liebe auch in der Erinnerung offenbart." — Von der Lyrik ging Prutz zum historischen Drama, in das er den Geist der Zeit mit belebender Wärme einströmen ließ, und zur politischen Komödie („Politische Wochenstube," im antiken Verse, mit einzelnen lyrisch und komisch vollendeten Partien) über, und erwarb sich dadurch neuen Ruf. — Sein gründlichstes literarhistorisches Werk ist „Der Göttinger Dichterbund," das sich gewissermaßen an die Literaturgeschichte von Gervinus anschließt, in der Behandlung jedoch sich von ihn unabhängig zeigt.

Schriften:

Ueber die Quellen, denen die über den Zeitraum von Tiberius bis auf Nero's Tod handelnden alten Geschichtschreiber zu folgen scheinen. (Doktordissertation.) Halle 1838.

Ein Märchen. Gedicht. (Eine politische Allegorie gegen Rußland.) Leipzig 1840.

Gedichte. Das. 1841. Neue Sammlung. Zürich und Winterthur 1843.

Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Das. 1841.

Literarhistorisches Taschenbuch; herausgegeben (für 1843 bis 1848). 6 Jahrgänge. Leipzig und Hannover.

Die politische Poesie der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf Schiller's Tell. (Aus dem Literarhistorischen Taschenbuch für 1843.) Leipzig 1845.

Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet. 1 Band. Hannover 1845.

Karl von Bourbon. Tragödie in 5 Akten. Das. 1845.

Moriz von Sachsen. Schauspiel in 5 Akten. Zür. und Winterth. 1845.

Politische Wochenstube. Eine Komödie. Das. 1845.

Dramaturgische Blätter; herausgegeben. Hamburg 1846.

Kleine Schriften zur Politik und Literatur. 2 Bde. Merseburg 1847.

Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847.

Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Leipz. 1847.

Dramatische Werke. (Bd. 1.: Nach Leiden Lust. Komödie in 5 Akten. Bd. 2.: Karl von Bourbon. Bd. 3.: Erich der Bauernkönig. Schauspiel in 5 Akten.) Das. 1847—48.

Außerdem eine Reihe einzeln erschienener politischer Gedichte („Der Rhein." Leipz. 1840; — „Badens zweiter Kammer." 3 Gedichte. Zür. u. Winterth. 1842; — „Dem Könige von Preußen. Zum Kölner Dombaufeste." Jena 1842); — ästhetisch kritische Abhandlungen in den Halle'schen Jahrbüchern u. s. w.

---

837. Stumme Liebe.

Marie war des Dorfes schönstes Kind;
Schwarz war ihr Haar, die Wange frisch und rund;
Wie Frühlingslächeln, lockend, lustig, lind,
Umspielt' ein Lächeln lieblich ihren Mund.
Unnennbar Süßes schien ihr Blick zu sagen:
Doch wer entbrannt von sündlicher Begier,
Vermochte nicht, ihr Auge zu ertragen.

Sie war sehr schön, und Niemand sagt' es ihr.
Tagtäglich ging sie in des Morgens Früh'
Zum Gottesdienst: da grüßte sie die Leute
Mit holdem Mund, und wen sie grüßte, freute
Des Grußes sich, und heimlich lobt' er sie.

Ein Lindenbaum steht vor des Kirchleins Thür,
Weit ausgestreckt der grünen Aeste Zier,
Und tönt vom Thurm das heilige Geläute,
Rauscht mit den Blättern er, als wollt' er laden
Die müden Pilger in das Haus der Gnaden.

Im Lindenschatten lag der arme Hans:
Die dürren Blätter las er von der Erde,
Sah sie mit Lächeln, knüpfte sie zum Kranz,
Zerriß den Kranz mit kindischer Geberde.
Denn er war taubstumm: nie vernahm sein Ohr
Der Blätter Rauschen, noch der Vöglein Chor;
Den Mutternamen hatt' er nie genannt,
Was Worte wären, hatt' er nie gekannt.
So war der Unglückselige geboren,
Ein Gram den Weisen und ein Spott den Thoren.
Dort außen lag er, durft' hinein nicht treten,
Mit der Gemeind' im Heiligthum zu beten.
Mit Steinen warfen böse Knaben ihn,
Er mußt' es dulden! Mütter gingen scheu,
Als wollten sie geheimen Zauber fliehn,
Sich kreuzigend, am stummen Hans vorbei,
Und jauchzten auf beim Jauchzen ihrer Kleinen:
Hans ahnte nicht, wie schwer sein Schicksal sei,
Er wußte nicht, was diese Leute meinen.

An ihm vorüber täglich ging Marie:
Sie grüßte Jeden, ihn auch grüßte sie,
Und neigte sich, mit ihren weißen Händen,
Ein frommes Kind, Almosen ihm zu spenden.
So kam sie täglich — und sie war so schön!
Hans sah sie an: ein innerlich Behagen
Durchrieselt' ihn, so oft er sie gesehn,
So oft sie ihn mildgrüßend angelacht,
So oft sie Brod und Früchte ihm gebracht.
In seiner Seele Nacht begann's zu tagen;
Nichts kannt' er sonst, selbst seine Mutter nie;
Ein's kannt' er jetzt: die Eine war Marie.
Er konnte nicht den süßen Namen nennen,
Doch wußt' er sie aus Allen zu erkennen,
Hell lacht' er auf, wenn sie gegangen kam,
Und traurig ward er, wenn sie Abschied nahm.
Dann weint' er laut und lief im Feld umher,
Versteckt' im Moor sich, in des Waldes Mitten,
Bis daß er merkte, daß es Morgens wär'.
Dann lag er wieder vor des Kirchleins Thür,
Und kam Marie lieblich dann geschritten,

Dann freut' er sich und winkt' und nickte ihr,
Sie sah's mit Mitleid, ahnte, wußte kaum,
Was Liebe sei: wie käme Liebe nur
Zum armen Stummen unter'm Lindenbaum?
Er aber lag und küßte ihre Spur,
Und reichte ihr den Kranz, den er gewunden,
Und sah ihr nach, bis sie im Dorf vorschwunden.

S' war Sonntag früh; Marie ging zum Altar:
Ein schwarz Gewand umfloß die zarten Glieder,
Ein Röslein trug sie in dem dunkeln Haar:
Sie war so schön, wie nie ein Mädchen war;
Sie wußt' es nicht, die Augen schlug sie nieder.
Und als sie kam bis an des Kirchleins Thür
Und ihre Spende gab dem armen Hans —
Hans sprang empor! der holden Augen Glanz
Drang in sein Herz: er sprang empor zu ihr,
In tiefster Seele fühlt' er's mächtig drängen,
Als wollt' es schier den Busen ihm zersprengen.
Er reicht die Hand ihr — und sie nimmt sie nicht!
Sieht ihr in's Aug' — sie wendet das Gesicht!
Er stammelt, schreit, stürzt nieder in den Sand,
Zerwühlt das Haar mit unbarmherz'ger Hand,
Dann springt er auf! die wilden Augen rollen,
Und jetzt den Mund, die Lippen sieht man beben,
Als ob sie jetzt, o jetzt sich öffnen wollen,
Als werd' ein Wort, ein erstes, jetzt entschweben...
Stumm, ewig stumm! Da packt's wie Wahnsinn ihn,
Ein geller Schrei — Marie will entfliehn,
Er läßt sie nicht! Er sieht sie prüfend an,
Legt an die Stirne seine Finger — dann
Drückt er sie heiß und heißer an die Brust,
Küßt ihren Mund in ungeheurer Lust,
Küßt Stirn und Busen, hält sie fest am Kleid,
Bis die entsetzte Menge sie befreit.

Nun hält man gut, in Fesseln ihn zu legen:
Der stumme Hans, erzählten sie, ist toll.
Man wollt' ihn heilen, wie ein Thier, mit Schlägen,
Er fühlt' es nicht: sein Auge kummervoll
Blieb an die Thüre wandellos geheftet;
Trat wer herein, er dacht', es wär' Marie,
Ging wer hinaus, er meint', es wäre sie.
So lag er lang', von Krankheit ganz entkräftet,
Nicht Hand, nicht Fuß vermocht' er mehr zu regen,
Vermochte nicht, das Auge zu bewegen,
Das leichenstarr, gebrochen, ohne Glanz,
Nur an die Thür blieb wandellos geheftet.
So endlich starb der arme, stumme Hans.
Zwei Monde drauf — zwei Monde, lange Zeit! —
Hat Schön Marie den Pachtersohn gefreit.

---

838. Bretagne.

(1793.)

An den Ufern der Bretagne, horch! welch' nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hört man es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schaar.

„Unsern König, den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heil'ge Inbrunst sollt ihr nimmer uns bezähmen!
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höh'n,
Und an allen, allen Orten hört er seine Kinder fleh'n." —

Leise, leis! der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen!
O du Balsam den Geschlag'nen, o du Schützerin den Frommen!
Leise, leise! lös't den Nachen, nehmet Angel und Geräth,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter —: in die Wogen zum Gebet! —

Flinke Ruder hör' ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden:
Durch der Wellen dumpfes Murmeln schallte fröhlich der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über Alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen;
Durch der Wogen wildes Brausen schallte fröhlich der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl.

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen auf des Ufers steilem Rücken,
Stehen Krieger, die Verderben in die offnen Boote schicken.
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer — keine Rettung rings umher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!“
Also durch der Wogen Wüthen, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — Keiner kam an's Ufer wieder,
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche Welle nieder;
Nur am Morgen unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein,
Schwamm das Kreuz, das wundersel'ge, in des Frühroths Rosenschein.

---

839. Allerseelentag.

Horch, Glockenklang! Das Meer, als wollt' es lauschen
Der hellen Glöcklein wundervollem Klang,
Ruht athemlos, nur leise Wellen rauschen,

Wie zögernd fast, den öden Strand entlang;
Still ist's umher. Und aus des Dörfleins Mitten
Tönt näher schon andächtiger Gesang,

Und lauter wird's von dichtgedrängten Tritten.
Doch das Gedränge selbst, wie still, wie leise!
Denn die Gemeinde kommt herbei geschritten,

Ein Fest zu feiern nach der Väter Weise:
Den Tag der Seelen wollen sie begeh'n.
Voran die Priester; Mütter dann und Greise,

Die mühsam nur an schwankem Stabe geh'n;
Dann bleiche Jungfrau'n, Kinder hinterher —
Nur Männer nicht, nicht Knaben sind zu seh'n,

Die weilen draußen auf dem wüsten Meer.
Jetzt an des Ufers Rande knie'n sie nieder,
Kein Mund ist stumm, kein Auge thränenleer:

Ach, ihren Todten gelten diese Lieder!
So Viele sind hinaus auf's Meer gezogen,
Und Wen'ge nur, nur Wen'ge kehrten wieder.

Die Andern ruh'n im stillen Schooß der Wogen
Gebrochnen Aug's, wer schloß es ihnen dort? —
Um irdisch Glück und ewig Heil betrogen;

Denn ungebeichtet riß der Tod sie fort.
Und mächt'ger tönt laut durch die leisen Klagen
Aus Priestermunde das geweihte Wort:

Nicht für die Todten bloß! Noch Manchen tragen
Die falschen Wellen, der vom Lande fuhr,
Gesund und stark, vor wenig kurzen Tagen.

Todt sind die Todten; die Lebend'gen nur,
O schütz' sie, Herr! und wenn die Wogen gähnen,
Zeig' ihnen heimwärts die ersehnte Spur.

Und wie sie noch am Ufer knie'n mit Thränen,
Da plötzlich, sieh! am fernen Himmelsrand —
Kein Vogel ist's, was sie zu schauen wähnen,

Ein Segel scheint's, dem Ufer zugewandt.
Das Lied verstummt, der Priester selbst hält ein,
Den Mund geöffnet, mit erhobner Hand —

Und jetzt, o jetzt, im hellen Sonnenschein,
Es ist ein Schiff! — Und hundert Stimmen fragen:
Wer kehrt zurück? wer wird der Theure seyn?

Wohl Einer gar, den wir als todt beklagen,
Heimkehrend jetzt, ein nicht gehoffter Gast? —
Und langsam schwebt, und wie von selbst getragen,

Das Schiff heran: schwarz sind Verdeck und Mast,
Die Segel schwarz, die schlaff hernieder hangen,
Wie welke Blätter an verdorrtem Ast.

Da faßt das Volk ein ungeheures Bangen; —
Kein Athemzug! die starren Augen brennen,
Als hielt' ein Zauber mächtig sie gefangen.

Und jetzt, o Gott! jetzt kann man sie erkennen!
Schau', Knaben sind's, die längst verloren waren,
Vergessen längst: nur ihre Mütter nennen

Die Namen noch, — sind Männer, die vor Jahren
Abschied genommen von dem theuren Strand,
Jünglinge gar, die gestern ausgefahren:

Die wurden wohl am Ufer bald erkannt,
Roth wurden da die Mägdelein, die bleichen,
Und rasch entgegen streckt sich jede Hand!

Doch auf dem Schiff, wie schweigend! Gebt ein Zeichen,
Laßt lust'ge Wimpel flattern zum Signal!
Stumm — alles stumm — nichts regt sich: es sind Leichen.

In diesen Leibern zuckt kein Lebensstrahl!
Meerwasser träuft von Häuptern zu den Füßen,
Der bleiche Mund, verzerrt von Todesqual,

Hat keinen Gruß, das Heimatland zu grüßen;
Weit schau'n die Augen in den leeren Raum;
Am Strand die Frau'n, die Kinder selbst, die süßen,

Das ganze Volk — es scheint, sie seh'n es kaum.
Nur wie das Schiff am Priester rauscht vorüber,
Da stöhnen sie, als wär's in schwerem Traum,

Und starren lang, sehnsüchtig lang herüber.
Und langsam schwebt, und wie von selbst getragen,
Das Schiff dahin, schwebt leise, still vorüber;

Jetzt noch den Bord, die Segel sieht man ragen,
Jetzt noch ein Nebelfleck — und jetzt verschwand's.
Auf stand das Volk, lautlos und ohne Klagen.

Was Keiner aussprach, jede Brust empfand's
In füchterlich gespensterhaftem Grauen.
Gesenkten Aug's, in sich versunken ganz,

Als scheuten sie, einander anzuschauen,
Ging Jeder aufwärts, wo das Kirchlein steht;
Da knieten sie, die Greise, Kinder, Frauen:

Sie weinten nicht, sie lagen im Gebet.

840. Aus Algier.

Algier war über; der Kasaubah Wall
Schmückt, blau, roth, weiß, das Banner der Franzosen.
Der Abend sank; stumm ward der Trommeln Schall,

Stumm allgemach des luft'gen Lagers Tosen.
Fernab bei Trümmern einer Bastion,
Wo hoch in Lüften schlanke Palmen kosen,

Saß ein Soldat der Fremdenlegion:
Ein Deutscher war's, blauäugig, blond von Haaren;
Und neben ihm der Wüste brauner Sohn,

Ein schlanker Mau'r, fast Knabe noch von Jahren,
Den er vom Raubzug neulich heimgebracht,
Als sie am Saum der gelben Steppe waren.

Zum Zwiegespräche lud die linde Nacht;
Wachtfeuer glimmten in der weiten Runde,
Hoch drüben hin schwamm hell der Sterne Pracht.

Kein Lüftchen ging; von dem entlegnen Sunde
Nur klang der Wogen dumpfes Murren her.
So sprachen Beid' in mitternächt'ger Stunde,

Vom Norden Jener, von der Wüste Der;
Wehmuth und Groll lag Beiden in den Mienen,
Und Einer horcht erstaunt des Andern Mär.

Der Maure sprach: „Der Stamm der Beduinen
Hat mich gezeugt; mein Vater war ein Held,
Solch' einen gibt's nicht wieder unter ihnen!

Mein Haus die Wüste, über mir als Zelt
Des Himmels Dach; mein einziger Gespiele
Das muntre Roß. Früh jagt' ich über Feld

Und lernte fechten, schießen nach dem Ziele,
Traf im Galopp das windesschnelle Reh,
Und hieß ein Reiter, trefflich über Viele.

Wozu nun das? weh meiner Jugend, weh!
Das Alles nun verdorben und verloren,
Da ich in Fesseln meine Hände seh'."

Dem Deutschen summt es seltsam in den Ohren,
Aufseufzt' er leis: von seinem Vaterland,
Vom Städtchen sprach er, welches ihn geboren,

Dem steinerbauten, engen, Wand an Wand;
Vom greisen Vater, welcher bei der Menge
Als treuer Lehrer hoch in Ehren stand;

Dann von der Schulen dumpfig schwüler Enge,
Wo stummer Ernst mit lautem Spiel sich paart,
Und von des Winters märchenhafter Strenge.

Und weiter dann von der Studentenfahrt,
Wo Hieber bald, bald volle Becher klirren,
Von bunten Mützen, heimlich nur bewahrt;

Vom Zweikampf dann, von Häschern und von Sbirren,
Wie er den Gegner im Gefecht erschlug,
Und nun hinaus in wilde Lebenswirren

Den Flüchtigen ein seltsam Schicksal trug,
Deß letzten Ausgang Keiner kann ermessen.
Das Alles schwand in rascher Jahre Flug;

Doch hat er nichts, o nichts davon vergessen! —
Stumm hat indeß, hinstarrend in den Sand,
Als wie im Traum, der Wüste Sohn gesessen;

Jetzt, himmelan den Feuerblick gewandt:
„O, Fatme, Fatme! Sahst du die Gazelle,
Die schlankgebaute, auf des Atlas Rand?

Ihr Aug' ist heller, als des Mondes Helle,
Der wolkenlos von blauem Himmel lacht,
Und klar und frisch, wie die Oasenquelle.

Schwarz sind die Locken, schwärzer als die Nacht,
Und gleich dem Blatt der stolzen Anemone
Blüht ihrer Wangen wundervolle Pracht;

Ihr Athem duftig, wie die Kafebohne,
Die unter Yemens Sonne sich gebräunt:
O, Fatme, Fatme, du der Jungfrau'n Krone!

Fern ist dein Ali, seine Fatme weint;
Denn Ali liegt von Feindeshand gefangen." —
Auf sprang der Deutsche: seinem Aug' erscheint

Der Liebsten Bild mit bleich gehärmten Wangen;
Das Häuschen sieht er, hinter Wald versteckt,
Wohin er oft noch mitternachts gegangen;

Die Laube gar mit Geisblatt überdeckt,
Wo sie und er geruht in süßem Plaudern,
Wo sie geküßt, getändelt und geneckt.

„Auf!" sprach er, „Fremdling! auf und ohne Zaudern,
Sieh her, die Fessel schneid' ich dir entzwei —
Die Morgenlüftchen, dünkt mich, fühl' ich schaudern:

Auf, Sohn der Wüste! fliehe, du bist frei."
Dank stammelnd wollt' der Maure niederknieen;
Doch Jener führt ihn an der Wacht vorbei,

Gibt ihm sein Roß und heißt ihn heimwärts fliehen.
Der Maur' entfloh: und aus der Wüste Meer
Den Staub in Wolken sah der Deutsche ziehen;

Dann kehrt er um, das Auge thränenschwer.

---

841. Die Mutter des Kosaken.

Laß deine Locken flattern in dem Winde,
Zerreiß, unsel'ge Mutter, dein Gewand!
Rasch fort, hinaus! Nach deinem letzten Kinde,
O schau' hinab von dieses Ufers Rand!
Fern am Gebirge ward die Schlacht geschlagen,
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Er war's, er fiel! und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!

Wer durfte sonst mit dieser sich vergleichen
Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt sind sie Leichen,
Sie sucht umsonst nur ihrer Gräber Spur.
Den Ersten rief, fern von der heim'schen Erde,
Zur Türkenschlacht des Heeres Aufgebot:
Den Pascha selber schoß er von dem Pferde
Und sank und fand mit ihm denselben Tod.

Was war der Dank? — Als einst in froher Runde,
Da ihn des Weines süßer Rausch umfing,
Der zweite Sohn mit allzu keckem Munde
An Katharinens Namen sich verging:
Da schnell ein Ohr fand des Verräthers Klage,
Schwerer, denn Blutschuld, wog das leichte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom holden Tage,
In Ketten ist sein müder Leib verdorrt.

Noch Einer blieb, der Jüngste, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und schwarzgelocktem Haar,
Ein süßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermuth zugleich und linder Balsam war.
Man hat sie oft noch mitternachts gesehen,
Wie sie emporsprang, bei der Lampe Schein,
In ihres Kindes Angesicht zu spähen,
Und dann vor seinem Lager schlief sie ein.

Er wuchs heran: sein Auge, morgenhelle,
Flog stolz und fröhlich in der Welt umher,
Kein Andrer trieb, wie er, das Roß so schnelle,
Kein Andrer schwang die Lanze so, wie er.
Und sang er nachts ein Liedchen vor den Zelten,
Da schwieg das Volk, und horchte voller Lust,
Und nickt' ihm zu, — und mancher Dirne schwellten
Sehnsücht'ge Seufzer die bewegte Brust.

Da plötzlich kam, gewaltsam Recht zu sprechen
Für jedes Unrecht, das der Russe that,
Pugatschew kam: sein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert sein Scepter, blutgetränkt sein Pfad.
Und Kampfgeschrei und Freiheitruf durchwirrte
Die grüne Steppe sausend, wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeschmiedet in ein mordend Beil.

Auch an das Ohr der Mutter traf die Kunde:
Zwei Tage saß sie wortelos und sann:
Am dritten erst, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüsternd hob sie an:
„Dein erster Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk ist des Andern Leib verdorrt..."
Hier brach sie ab; der Sohn pfiff nach dem Pferde,
Denn er verstand die Mutter ohne Wort.

Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog,
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Roth war von Blut das Fähnlein seiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzstrahl in der Feinde Reihn,
Und bald nun, bald, in hellem Siegesglanze
Zieht er in Moskau's heil'ge Mauern ein.

Doch anders war's in Gottes Rath beschlossen! —
Fern am Gebirge braust die wilde Schlacht,
Da plötzlich hallt das Feld von flücht'gen Rossen,
Kosaken stürmen durch die stille Nacht:
„,Wir sind zerstreut, vernichtet und zerschlagen!
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Rasch fort, hinaus, denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!'"

Sie hört's und schwieg; — nur ihre Blicke sanken,
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick schien sie zu wanken,
Dann wieder stand sie, gleich als wär' sie Erz.
Und als sie nun das Aug' emporgeschlagen,
Da längst verschwunden ist der Flücht'gen Spur,
Nur noch den Hufschlag hört sie donnerd jagen,
Und stumm nun wieder, schweigend liegt die Flur.

Still Alles, still! Nur in der Mutter Herzen,
Welch jäher Nothschrei gellt entsetzlich dort!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Flüchtlings rasches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund verliehen,
Die stumme Qual des Herzens auszuschrei'n,
Das Thier des Waldes hätte mit geschrieen,
Und Mond und Sterne stimmten mit ihr ein!

Schon wich die Nacht; der erste Lichtstrahl bebte
Bleich und erschrocken über ihr Gesicht;
Sie fuhr empor, — sie fühlte, daß sie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte sie die Pflicht.

Rasch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will sie schaun —
Er kommt, gewiß! und dann mit eignen Händen
Dem Schooß der Erde will sie ihn vertraun. —

Der Tod ist stark, ein Fürst! wer darf ihn hindern?
Denn selbst der Mutter Thräne rührt nicht ihn;
Doch wird der Schmerz, der bitterste, sich lindern,
Darf er am Grabe der Geliebten knien.
Es ruht sich weich an diesen grünen Hügeln,
Es weint sich sanft in brünstigem Gebet
An diesen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Wehmüth'gen Trostes süßer Hauch umweht! —

Ihr weht er nicht! Längst schon an fremden Lüften
Bleicht ihres Erstlings blutiges Gebein,
Und um den Andern in des Bergwerks Klüften
Weint leise nur das tropfende Gestein.
Den Jüngsten jetzt, o tragt ihn, liebe Wellen,
Die er so oft mit rüst'gem Arm zertheilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes Schwellen,
O bringt ihn sicher, bringt ihn unverweilt!

So sitzt sie nun, dicht an den Strom gekauert,
Die Welle netzt ihr flatterndes Gewand,
Und schaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleichwie ein Adler von des Horstes Rand.
Roth schimmern rings des Stromes goldne Fluthen,
Als ob ein Wald von Rosen hier versank;
Doch sind es nicht des Morgens Purpurgluthen,
Das Blut der Feldschlacht ist es, das er trank.

Und näher jetzt und dichter kommt's gezogen,
Ein wirres Knäul in grausenvoller Hast;
Mit leisem Murren drängen sich die Wogen,
Als grollten sie der unerwünschten Last.
Sieh, Waffen erst, zerbrochene Standarten,
Ein Köcher hier, zerspalten und geleert,
Schau' dort ein Schild, zerfetzt und voller Scharten,
Und ohne Zaum und Sattel hier ein Pferd.

Und Leichen nun! — Aus breiter Todeswunde
Strömt quellend noch das purpurrothe Blut,
Noch spricht der Schmerz aus dem verzerrten Munde,
Und jene Hand, sie ballt sich noch vor Wuth.
Zerrißne Kleider, wirre Locken hängen
Wie müde Rudrer lässig um sie her, —
Und dichter stets und unabsehbar drängen
Die Leichen sich und schwimmen fort in's Meer.

Sie aber steht: — nie hat bei seinem Netze
Ein armer Fischer diese Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund zerwühlt.
Laut pocht ihr Herz; all' ihre Sinne lauschen!
Ihr Auge starrt, weit aufgerissen, weit!
Nichts unterbricht, als nur der Woge Rauschen,
Die ungeheure, stumme Einsamkeit.

Wer aber kommt hier dicht herangetragen,
Als sucht' er selbst ein Grab sich an dem Strand?
Ihm ward das Haupt zerschmettert und zerschlagen,
Sein bester Freund hätt' ihn nicht mehr gekannt.
Und doch, in diesen Orden ist's zu lesen,
Einst bei der Zaarin lächelt' ihm das Glück,
Es ist ein Feind, ein Russe ist's gewesen, —
Und mit dem Fuße stößt sie ihn zurück!

Kein Ende noch! Schon senkt der Tag sich nieder,
Die Nacht bricht ein: — horch' auf, da rauscht's vorbei,
Und schwirrt und schlägt mit flatterndem Gefieder,
Und kreischt und schrillt mit heiserem Geschrei:
Das ist das Volk der Geier und der Raben,
Fernher gefolgt dem leckern Festgericht —
O ew'ger Gott! o schont nur meinen Knaben,
Nur in sein Antlitz schlagt die Klaue nicht!"

Sie sprang empor: rasch mit erhobnem Stecken
Schlug sie die Luft mit lautem Jammerton,
Und Rab' und Geier schienen zu erschrecken,
Umkreis'ten sie und stutzten und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört sie pfeifen,
Die Sterne schau'n großaugig in die Fluth,
Und immer noch ihr Auge läßt sie schweifen,
Das heller flammt als aller Sterne Gluth.

Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o schau'! Ihr Auge kennt ihn schon!
Der Nächste dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja, es ist ihr Sohn!
Die sie so oft geküßt, die Locken schmiegen
Sich wie ein Kissen um den blut'gen Mann,
Rasch rinnt der Strom, und weiche Wellen wiegen
Zu seiner Mutter schmeichelnd ihn heran.

„Du sollst mir nicht in dieser Fluth verderben,
In die des Feindes rohe Hand dich warf:
Nicht Alles wird von meinem Sohn mir sterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf!"
Sie rief's und schwang mit raschgewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Gischt hinein,
Hoch schäumt die Fluth um ihres Leibes Mitte,
Und tiefer taucht bis an die Brust sie ein.

Jetzt sein Gewand, jetzt die erstarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat sie ihn gefaßt;
Doch steil und mühsam sind des Ufers Wände,
Die Strömung stark, und o! so schwer die Last!
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahllose Leichen rauschend hinterdrein,
Und treiben sie und stoßen sie und zwängen
Sie immer tiefer in die Fluth hinein.

Sie stemmt sich, kämpft — sie will den Sohn nicht lassen,
Mitten im Strome treibt sie selber schon —
Fest dennoch, fest! — in schmerzlichstem Umfassen,
Die Mutter sterbend mit dem todten Sohn!
Da bricht ihr Fuß, da senkt ihr Haupt sich nieder,
Die Locken trinken in der Fluth sich schwer,
Und Brust an Brust, verschränkt die starren Glieder,
Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.

Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
Nachzügler sind's mit ungewissem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
Der Nebel sinkt, der Morgen steigt herauf.
Und was die Fluth mit Rosen da bemalte,
Es war kein Blut, geflossen in der Schlacht:
Die Sonne war's, die hoch von oben strahlte,
Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht! —

Adolf Doerr,

geboren am 13. Juli 1817 zu Darmstadt, Sohn des Geheimen Sekretärs Doerr, studirte Jurisprudenz, wurde Accessist, trat daselbst jedoch aus dem großherzoglich hessischen Staatsdienste in den Thurn- und Taxis'schen Postdienst über, und lebt als Sekretär in Frankfurt am Main.

Doerr gehört zu den begabtesten Lyrikern der neueren Zeit. Am liebsten flüchtet seine Muse in den Orient, da ihm „das liebearme, glaubenslose Leben Europa's als Chaos erschienen, in dem die Keime der Zerstörung beben." Feurige Einbildungskraft, Gluth der Empfindung, Eigenthümlichkeit der Auffassung, prachtvolles Kolorit, Reichthum an oft üppig schönen Bildern, bei vorherrschend elegischer, fast melancholischer Grundstimmung, verleihen seinen „Titan und Eros" überschriebenen Gedichten einen um so größeren Reiz, als meistens auch eine ethische, philosophisch-moralische Seite darin hervortritt. Mehrere erfreuen durch wahrhaft hellenische Form und hellenisch schönes Gefühl, z. B. „Cyklade." — Auch als Novellist hat er talentvolle Proben abgelegt unter dem angenommenen Namen Adolf Greifenberg.

Von ihm:

Titan und Eros. Dichtungen. Darmstadt 1848.

Der Nihilist. (Erzählung, in L. Wihl's „Jahrbuch für Kunst und Poesie," 1843.)

Zwei Abende. (Erzählung, in Mundt's „Pilot," 1842.)

Poetische Beiträge zu Gutzkow's „Telegraph," Lewald's „Europa" u. s. w. — Abhandlungen über Materien des Bundesrechts in Reyscher's „Zeitschrift für deutsches Recht" (2tes Heft, Jahrg. 1843).

842. Der letzte Märtyrer.

Vielleicht schrieb dies Gedicht ein kranker Mann,
Doch der von zwanzig Wunden blut'ge Krieger
Hebt sein zerschmettert Schwert noch himmelan —
Sein Mörder wird das Schicksal — nie sein Sieger.

1.

Die Erde lieget wie ein Todter
Mit Zügen abgestorben, fahl;
Ein Streif darüber bläst, ein rother,
Wie einer Grabeskerze Strahl;
Der Morgen bricht mit falbem Flimmer,
Aus Nebel einer Fackel Schimmer,
Gedämpft durch bleiche Wolkenbilder,
Am Himmel hingelehnte Schilder;
Rings tönt der Wind wie laut Gewimmer;
Staubwolken, wirbelnd in der Luft,
Sieht man entlang den Wiesen fliegen,
Wie Laken durch des Thales Gruft;
Den fernen Wald sich rastlos biegen
Gleichwie ein kämpfend schwarz Phantom
Mit einem Geist im Lüftestrom.

Der Wind im herbstlichen Bosket
Ein Gärtner, es entzweigend, geht.
Der Teich liegt schwarz und stumm, darinnen
Scheint es wie dunkles Blut zu rinnen.
Ein Trupp von Klageweibern gleiten
Die Weiden an dem Rand und breiten
Die grünen Haare fliegend los,
Als ob sie sich im Jammer wänden,
Zerrauft vom ew'gen Windesstoß,
Gleichwie von unsichtbaren Händen.
Ein mißgestimmt Konzert dazu
Irrt durch den Garten ohne Ruh.
Nun raunt's und murmelt's in der Runde,
Nun schnaubt der Sturm aus off'nem Munde,
Ein Pfiff des Wind's gellt nun wie Hohn,
Zuweilen aus der Erde tief

Erschallt der Unke dumpfer Ton,
Als ob ein Geist von unten rief.
Sumpfvögel flieh'n in wilder Eil
Urplötzlich aus Gestrüpp und Rohr,
Und stürzen, wie vom Todespfeil
Erlegt, sich häuptlings in den Moor.

Beim frühen Graus verödet war
Der Park. Nur ein vereinsamt Paar,
Ein Mann, ein Weib — jung waren Beide —
Saß nah am Teich auf einer Bank,
Bei einer dunkeln Trauerweide —
Und dies einsame Paar schien krank.
An Einem Uebel schien's zu kranken,
Sich kündend in dem irren Schwanken
Der Blicke, in dem Zug, dem bittern
Am Munde, in dem häuf'gen Zittern;
Das hüpft' und spielt' und schwand wie Schlangen,
Die aus dem Gift des Busens sprangen,
Wie Blitze gleitend an den Wangen,
Wie eines Wetterleuchtens Strahlen
Von den Gewittern inn'rer Qualen.

Nur rührend fast war anzuseh'n
Der Kranken inniges Versteh'n.
Wie himmelauf und erdennieder
Sein Auge flog, stets sank es wieder
Auf sie im armen woll'nen Kleide,
An Schönheit reich, noch mehr an Leide.
Nun glättet er das blonde Haar,
Durch das des Sturmes Finger streicht,
Den Shawl er immer wieder reicht,
Wie oft er auch entfallen war,
Und hält sie schützend dann umfah'n,
Daß nicht die feinen Schultern frören;
Wie weiße Todesrosen sah'n
Sie aus des Kleides Trauerflören.
Des Mann's um sie geschäft'ge Hand
Wie oft mit ihrem Mund sie fand,
Drückt' ihn, die heiße Blume, drauf,
Und schlug die Augen zu ihm auf,
Ergab sich mit so liebereichen
Blicken ihm dann, so ganz sein eigen,
Mit Blicken, seelenfessellosen,
Mit Augen, ach! so sonnengroßen,
Als wenn die Seele zu ihm hin
Erhübe blaue Flügel drin.

Allein was ist dies grause Leiden,
Ein schwarzer Schleier über Beiden,
Wie er ein schuldig Paar bedeckt,
Wenn man den Richterspruch vollstreckt?
Was diese Menschenseelennoth,
Der sich als letzt' Asyl das Wüthen
Der ird'schen Elemente bot?
Das Letzte ist es, was sie brüten,
Der Schrecken Kron' — ihr eigner Tod. —
Und plötzlich bricht die Krankheit los,
Die Frau fährt auf im Windesstoß,
Die große Lilie, die bleiche:
„Fort, laß uns enden dort im Teiche!"
Kühl blickt er wie der Stern vom Norden, —
Im Innern glüht des Tod's Altar:
„Wir wollen tödten uns, nicht morden,
Geh'n wir zum Tod, den Kranz im Haar."

2.

O welch ein ärmliches Klosett
Im Erdgeschoß, auf ebner Flur;
Ein Sofa mit drei Stühlen nur,
Ein Tisch und ein nußbaumen Bett,
Vorhänge längstens aus der Mode,
Auf wurmzerfressener Kommode
Ein alter Toilettenspiegel; —
Es war nur einzig fest der Riegel,
Den fremden Lauscher hält er fern
Vom Himmel mit dem einen Stern.
Die erste Früh' sah immer schon
Den Mann dort bei der Arbeit Frohn
Mit seinem Federkiel im Dienst
Für einen kargen Tagsverdienst.
Als Sonne künstlich Lampenlicht
Schien auf sein sinnend trüb Gesicht,
Und warf die spielend hellen Kreise
Auf das Papier, das blendend weiße,
Das er mit Lettern schwärzen mußte,
Von denen halb er selbst Nichts wußte.
Zwar mißt' er kaum Aurorens Schimmer;
Denn wohnte nicht im eignen Zimmer
Die Göttin selbst, die Morgenröthe?
Weil blühend, wie der junge Tag,
Sie dort im Bette schlummernd lag.
Hell wie der klare Ton der Flöte
Maß ihm ihr sanfter Athemzug
Die Stunden im Vorüberflug.
Wohl dünkt' ihm eine schwarze Kunst
Der Frohn des Kiels beim Lampendunst,
Doch sah er dort sie blühend liegen,
Fühlt' er sich jung wie einen Griechen,
Und wieder sprudelt' ihm der Quell,
Der den Vulkan der Jugend kühlte,
Mit Blumen und Kristall umspülte,
Und — Verse schrieb er fiebernd schnell,
Bis er sie jäh zu Boden warf,
Und rief: „Das ist's, was ich nicht darf."

Das Danaergeschenk verlieh
Der Himmel ihm — die Poesie.
Er war ein Dichter — ganz vollendet
In ihm der Menschheit schönes Bild,
Ein jeder Reiz an ihm verschwendet,
Auf seiner Stirn war Palla's Schild,
Und Venuslocken um sie schwammen,
In seinem Aug' olymp'sche Flammen.

Als Halbgott fühlt' er sich geboren,
Und fand sich nun als Knecht verloren;
Denn täglich häuft' ihm jeder Morgen
Nur höher auf den Berg der Sorgen,
Und bittrer als die Leibesnoth
War noch der täglich geist'ge Tod,
Das schnöde Joch des Pegasus,
Der seinem Flug entsagen muß,
Den er in schweren Geisteskrämpfen
Als einen Feind selbst will bekämpfen.

Das Leben und der Genius
Zugleich verwirkt, tagt' ein Entschluß,
Denn besser als so zu verderben
Schien Eines noch — es war zu sterben.
So wurde denn in dunkler Nacht,
Von tausend Thränen übergossen,
Von tausend Küssen übersprossen
Als letztes Heil — der Tod erdacht.
Als finster hoch der Morgen glühte,
Da sind sie noch zum Park gezogen,
Weil ihrer Liebe Regenbogen —
Blut war der Regen — dort erglühte
Im ersten Schwur, im ersten Kuß —
Nun bebt am Grab ihr scheuer Fuß.

Und wieder sind sie heimgekommen;
Nachtwandlern gleich in schwülem Traum
Betreten sie den engen Raum,
Woraus nun fürder kein Entkommen.
Die Dämmerung brach früh herein,
Im tiefen Zimmer Lampenschein

Erleuchtete des Sofa Stelle
Mit abgeschnitt'ner runder Helle.
Aus offner Thür des Ofens fiel
In's Zimmer buntes Flammenspiel,
Vor ihnen duftete der Thee
Und sprudelte mit leisem Singen,
Als walte drinnen eine Fee,
So war ein Tönen drin und Klingen,
Die gute Fee der Häuslichkeit,
Die Flitterschmuck dem Grab noch leiht.
Und es ist nah — als dunkler Bote
Des Todes fern im Winkel stand
Ein Kohlenbecken, langsam lohte
Darin der todesschwarze Brand.

Doch hin zum Fenster trat er nun,
Und stieß es auf. — Schön war die Nacht;
Auf Erd' und Himmel tiefes Ruh'n,
Vom goldnen Sternenheer bewacht;
Der Himmel blühte wie ein Kranz,
Um ferne, blaue Höhen schwammen
Von Wölkchen leichte Silberflammen,
Doch sonst war goldne Ruh und Glanz.
Und tief am blauen Horizont
Als goldne Blume hing der Mond.

Doch in das trunkne Weltgebet
Der Nacht wirft Donner der Poet:

„O Gott, so spricht er, groß und krank
Tret' ich vor deine Richterbank,
Als Märtyrer, nicht als Verbrecher,
Als Zeug' und Kläger, Sternenrichter,
Wirft des verspielten Lebens Becher
Vor deinen Thron ein deutscher Dichter.
Im Einen Wort ist dir enthüllt
Das ganze Gift, was mich erfüllt.
Vor dir verklag' ich diese Zeit,
Die Dichter stößt zum Grabesrand,
Und tauch' in's Blut vom eignen Leid
Als Königszeuge meine Hand.
In schnöder Zeit, die ausgetrieben
Den Genius und es dreist bekennt,
Sich materielle Zeit benennt,
Was ist dem Dichter da geblieben?
Daß sich der Göttersohn verbrennt.

Sie mag von ihrer Größe lügen,
Doch täuscht den Dichter nicht ihr Wahn,
Denn mit des Genius Sonnenflügen
Nur bricht die Menschheit sich die Bahn.
Allein sein großes Auge schauet
Nicht aus dem Treiben dieser Zeit;
Doch er nur ist's, der Tempel bauet,
Die Welt beseelt, verjüngt, befreit.
So hört auf der Kassandra Worte,
Weil einer höhern Wahrheit Strahl
Umsonnt des Todes dunkle Pforte:
Der Genius und das Ideal,
Vernehmt es, daß sie wiederkehren,
Der Genius und sein schönes Kind,
Mit ew'ger Gluth und neuen Lehren:
Und eine neue Zeit beginnt.
Er kehrt, das Schwert mit Myrtenzweigen
Bekränzt, zum letzten heil'gen Krieg,
Dann wird ein neuer Tempel steigen,
Ein Pantheon, nach hohem Sieg,
Dem Ideal, dem menschlich reinen
Geweiht, dem Gott in eigner Brust,
Wird er die Menschheit um sich einen,
Verklärt in ird'scher Gotteslust.
Dann ist vom tausendjähr'gen Reiche
Erfüllt ein alt Prophetenwort,
Denn der Geschicke roll'nde Speiche
Ruht dann im ew'gen Friedensport.
Und wann die Welt verjüngt geworden,
Wird neue Dichtung offenbar,
Dann offenbart als Priesterorden
Der Welt den Gott der Dichter Schaar.

Urahnungsreiche Sagen tönen
Aus ält'ster Zeit, dem Frühlingsthum
Der Menschheit schon, von Göttersöhnen,
Und flammendem Martyrium; —
O letzter Märtyrer, geborner
Held, der mit Kön'gen wandeln soll,
Durch ird'schen Widerstreit Verlorner,
Liebling und Opfer von Apoll, —
Wann andre Opfer nicht mehr bluten,
So blutet doch dein Opfer noch,
O Dichter, und in Todesgluthen
Entschwebest du dem ird'schen Joch.
Dem Bann, den deine Zeit dir legte
Auf deinen Genius bleiern schwer,
Daß er den Flügel nicht mehr regte, —
Du singst in solcher Zeit nicht mehr.
Drum fremd des Lebens Circemahle
Pflückst du die heil'ge Palme nicht; —
So schweb' empor im Flammenstrahle —
Dein Tod, dein Leben bleibt Gedicht!" —

Sie schauten in die dämmernd blaue Nacht
Noch lang, sie schauten von unzähl'gen Sternen
Den Wandel, neue golden stets entfacht,
Und andre schwinden schon in Weltenfernen,
Indeß ein Wind vom blauen Himmel hoch
Sie wie ein Engel schon umflog.
Da küßt' er ihre Stirn noch einmal heiß,
Und hauchte: „Götterdämm'rung!" leis.

„Laß uns zur Ruhe nun begeben!" —
O welche Taumel, wie auf Alpenspitzen
Von Tod und Leben glühendes Besitzen,
Ein ineinander Weben
Gleich wie für Tod und Leben; —
Das Leben Schlürfen, und den Tod schon Ahnen
Im Andern, mit schon freieren Organen,
Und in dem Wechsel ewiger Naturen
Schon eines neuen Daseyns Spuren; —
So, im verbund'nen Lebensströme Trinken,
In blaue Todestiefen sinken, —
Entschlummern unter Wonnen —
Ihr brechend Auge spielt in neuen Sonnen —
Eingeh'n in Friedensalmen, —
Schon säuseln goldne Palmen, —
Und — diese Welt ist Nichts.

Doch dichter ward des Beckens Qualmen,
Gemach erlosch der Strahl des Lichts; —
Als seine letzte Flamme kräuselt,
Da war ein Seelenpaar entsäuselt.

---

843. Der Fellah.

Des Fellah Hütte steht im Kranze
Von Palmen, die sie kühl umweh'n,
Es ist darinnen Nichts von Glanze
Als nur sein junges Weib zu seh'n.

Vorüber ziehen stolze Krieger,
Sie blitzen hell im Waffenschmuck,
Mit Raub beladen sind die Sieger,
Und höhnend ruft ein Mameluck:

‚Was ziehst du nicht mit uns im Schwarme,
Und bist ein Krieger, stolz wie wir?'
Er spricht: „Ich wiege nur im Arme
Mein Weib, das ist die beste Zier!"

Er nimmt den Rosenkranz, kniet nieder,
Und rollt die heil'gen Perlen sacht.
Sein Weib singt leis arab'sche Lieder,
Voll Liebestreu' und Zauberpracht.

Rings waltet eine heil'ge Stille,
Der Fellah neiget sich herab:
„O Allah, stets gescheh' dein Wille!
Beglückt ist, wer sich ihm ergab.

Dem Fellah selbst ist nicht zu rauben
Des Lebens wahrer Himmelsglanz;
Ihm bleibt die Liebe, bleibt der Glauben,
Sein schönes Weib, sein Rosenkranz."

---

844. Cyklade.

Hin über die dunkelblaue See
An manchem kahlen Felsenriff,
An grüner Bucht und Bergeshöh'
Vorbei fuhr das Piratenschiff.
An keinem Hafen landet's an,
Vergebens winkt Stadt und Kastell;
Hin über'n Vater Ozean
Fliegt's wie der Vogel schnell.

Dem Vogel gleich, der nach dem Süd
Zum Neste heimwärts eilt,
So hat's die Wogen nimmermüd,
Die dunkelblau'n, durcheilt.
Es kommt, es schwindet, vom Verdeck
Des Schwindenden noch droht
Die Flagge hoch, des Meeres Schreck;
Einfarbig ist sie, roth.

Am Bord des Schiffs ein bunt Gewühl;
In Fez und Gürtelbund
Beim Weinschlauch und beim Würfelspiel
In malerischer Rund
Gelagert das Verdeck entlang
Sind Grieche, Türk' und Mohr,
Und manchmal beim Guitarrenklang
Erschallt ein wilder Chor.

Der Landmann, der dem Ufer naht,
Dran sie vorüberzieh'n,
Bekreuzt sich und ruft: Der Pirat!
Um zitternd dann zu flieh'n.
Und manch Kastell vom hohen Sitz
Begrüßt mit Kriegsgeschrei,
Allarmschuß sie und Pulverblitz —
Doch schnell das Schiff vorbei!

Vorbei — schon hinter ihnen liegt
Morea's grüner Strand,
Kap Matapan vorüberfliegt,
Das griech'sche Inselland
Erschließet sich; im blauen Kranz
Des Meeres, Blumen gleich,
Ruh'n Inseln rings, vom Abendglanz
Umsonnt, ein Feenreich!

O, wie dereinstens in der Luft
Die Gärten der Semiramis
Schwebt ihr im Meerespurpurduft,
Cykladen, Inselnparadies,
Verherrlicht durch der Sänger Lied,
Durch Schönheit und durch Ruhm verklärt:
Ob längst der Ruhm auch von euch schied,
Die Schönheit blieb, die ewig währt.

O Inseln, wo einst Sappho sang,
Der Lorbeer blühet heute noch,
Die Myrte krönt den Felsenhang,
Die Palme wiegt sich still und hoch,
Die Rose und die Rebe blüh'n,
Sie schwillt von Chios' Wein noch heut,
Und Dörfer blicken durch das Grün
Der Ufer, malerisch zerstreut.

Und schmeichelnd wallt die laue Fluth
Um den beglückten Inselchor,
Den allgemach die Abendgluth
Umwebt mit rosiggoldnem Flor.
Und nun: die Inseln plötzlich all'
Von tiefer Rosengluth umhaucht,
Indeß der Sonne Purpurball
In's Meer sich westlich taucht.

Sieh, das Piratendorf! wie frei
Es dort vom Hügel niederschaut,
Schon eilet Weib und Kind herbei,
Mit ihnen des Korsaren Braut.
Das Fez von blauem Sammet schmückt
Das glänzend bläulich schwarze Haar,
Und jauchzend in die Arme drückt
Die Schöne der Korsar.

Und das Korsarenfest beginnt,
Wachtfeuer lodern lustig auf,
Der edle Wein von Chios rinnt,
Und gibt dem Blute schnellern Lauf.
Sie schwingen sich im Sternenlicht
Im Tanz zum Kastagnettenton,
Bis daß der Bäume Grün durchbricht
Die Morgenröthe schon.

O schönes Hellas! Wär' es wahr,
Daß wie dein Parthenon in Staub
Zerfallen, dein Geschlecht so gar
Verschwunden sei, der Zeiten Raub:
Dann auf den Inseln blieb zurück,
Wie als Reliquie bewahrt,
Sein Rest und wird im Feuerblick
Der Töchter noch gewahrt.

Schön sollst du seyn, o Inselmaid,
Schön wie der Schönheit Göttin war,
Dem Meer entsteigend, als Geschmeid'
Des Fluthenschaumes Blum' im Haar.
Beglückt, wer mit geneigtem Ohr
Hört Liebeswort aus griech'schem Mund,
Indeß der Abend goldnen Flor
Webt um das Myrtenrund.

Der Dichter, der daheim im Nord
Den Schmerz des Lebens nur empfand,
Besteigt selbst des Piraten Bord,
Und flüchtet in der Schönheit Land.
Er, den als König Mithridat
Die kalte Heimat nährt mit Gift,
Muß ja beneiden den Pirat,
Der Sappho's Meer durchschifft.

Hin über die dunkelblaue See
O könnt' ich frei und glücklich zieh'n,
O könnt' ich meinem tiefen Weh,
Der Welt, könnt' ich mir selbst entflieh'n!

Wieg' unermeßner Wasserplan
Den Rastlosen einmal,
Du werde, Vater Ozean,
Der Lethe meiner Qual!

Karl Isidor Beck,

Israelit, wurde 1817 in dem ungarischen Marktflecken Baya geboren. Später siedelten seine Eltern nach Pesth über, wo er, ihrem Geschäftsberufe folgend, eine Zeit lang sich dem Handel (später wahrscheinlich den Studien) widmete, bis ihn der Gott im Busen gen Leipzig trieb, wo er sich für die philosophische Fakultät inscribiren ließ. Sein Hauptstudium jedoch war und blieb die Poesie. G. Kühne machte ihn in der Zeitung für die elegante Welt zuerst als Dichter bekannt. Im Jahr 1839 kam er nach Hamburg, wo Gutzkow in ihm „das kräftigste und hoffnungsvollste Talent der Jüngeren" zu erkennen glaubte, „der alle Mittel besitze, ein deutscher Byron zu werden." Die folgenden Jahre verbrachte Beck theils in seiner ungarischen Heimat, theils im Norden und Süden Deutschlands als „fahrender Poet," und lebt gegenwärtig in Berlin.

* * *

Ueber ihn spricht sich Levin Schücking, einer unserer unbefangensten Kritiker, dem Parteirücksichten fremd sind in den „Monatblättern zur Ergänzung der Allg. Zeitung," 1845, Juli, S. 335, also aus: Karl Beck ist ein Dichter von anerkannt entschiedener Begabung. Es siedet und kocht, es ist ein Drängen und Gähren, eine Fülle und ein Reichthum in ihm, welche den wahren Dichter bezeichnen; er hat Wärme bis zur Gluth, er hat Enthusiasmus bis zur Trunkenheit, er hat Kraft bis zum Opferdrange. Aber das alles macht nur eine Seite des Dichters aus, die schöpferische; die andere, die organisirende, die moderirende, die den spiritus rector der Schöpfung machen soll, fehlt Karl Beck fast ganz. Er hat Wärme, ja so viel Wärme, daß er uns unmerklich mit erwärmt, daß wir ihn lieben und voll Wohlwollens zu seinen großen Wortthaten lächeln; aber die Erleuchtung fehlt ihm, und wie im Gefühle dieses Umstandes hat er seine ersten Gedichte „Nächte" überschrieben. So kommt es, daß aus dem Wust von Bildern, die er um sich wirft, selten eine große dichterische Anschauung sich entwickelt, daß aus dem Strom von stürmischen Gefühlen selten ein großes und einfaches Gefühl auftaucht, das bleibenden Eindruck auf die Seele des Lesers machte und hier eine Zeitlang nachvibrirte. Dieser Vorwurf gilt jedoch nicht den späteren Gedichten Beck's, nicht den „stillen Liedern," in denen so viel Innigkeit und Tiefe des Gefühls herrscht, nicht den „ungarischen Melodien," nicht der „Auferstehung;" in diesen Poesien hat der Dichter zu einer edlen Einfachheit den Schwulst seiner früheren Gesänge geläutert. Und wenn von Karl Beck die Rede ist, darf nicht übergangen werden, daß sich bei keinem der Freiheitssänger der Gegenwart die Freiheitsideen und die Begeisterung für das unterdrückte Recht, der Schmerz über das Leid der Menschen inniger mit seinem eigenen Wesen verschmolzen zeigen als bei ihm. Seine Muse ist eine wilde prophetenhafte Zigeunerkönigin, glühenden Auges, in jedem Blicke lodernde Leidenschaft, stolz und scheu wie ein Adler: die Freiheit ist ihre Lebensluft, die Freiheit tauscht sie nicht für den ersten Thron der Welt. Und wegen dieses ächten Dranges, dieser vollen Wahrheit des Beck'schen Dichtens und Trachtens, sieht man gern mancher Unbesonnenheit nach, z. B. der kindischen Anmaßung, eine neue Bibel schreiben zu wollen.

Schriften:

Nächte. Gepanzerte Lieder. Leipzig 1837.

Der fahrende Poet. Dichtungen. Das. 1838.

Stille Lieder. Das. 1840.

Saul. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Das. 1841.

Jankó, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. Das. 1841.

Gedichte. Neue durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1845; 4te, der neuen Ausgabe 3te Auflage. Das. 1846.

Lieder vom armen Manne. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Leipzig 1846; 3te durchgesehene (der Taschenausgabe 1te) Auflage, 1847.

Monatsrosen. Erster Strauß. (Berliner Elegien. Amoretten.) Januar. — Berlin 1848.

845. Das grüne Hemd.

Im blanken Golde wallt das Korn,
Die Sonne, die scheidende, zittert;
Es blinkt sein Dolch, es klirrt sein Sporn,
Sein schwarzes Aug' gewittert.
Im schwarzen Haare saust der Wind,
So steht er mit drohenden Armen —
Drei Kreuze schlägt der Bauer geschwind,
Erbarmen, stöhnt er, Erbarmen!

Wie die Sonne sein Mantel glüht und sprüht,
Der rothe mit goldnem Geschmeide;
Es ebbt, es fluthet, es wallt sein Gemüth
Wie das Korn auf der träumenden Weide.
So steht er trotzig, es schwellt der Wind
Sein grünes, verbrämetes Hemde,
Drei Kreuze schlägt der Bauer geschwind —
Wer war's? — Nur stille, der Fremde!

Er lagert im Grase, er starrt hinein
In die muntere, murmelnde Quelle,
Sieht trinken den silbernen Mondenschein
Aus der wogenden, wallenden Welle.
Am Ufer wandelt die Müllerin,
Den Säugling auf üppigen Armen;
Sie schaut und knieet und sinket hin,
Erbarmen, stöhnt sie, Erbarmen!

Wie der Mondenschimmer blüht und sprüht
Sein Gürtel, aus Silber gesponnen;
Es ebbt, es woget, es wallt sein Gemüth
Wie die Fluth im rieselnden Bronnen.
Das bebende Weib erkannte geschwind
Das grüne, verbrämete Hemde,
Und heimlich bekreuzt sie das weinende Kind —
Wer war's? — Nur stille, der Fremde!

Es lodert der Abend in Purpurgluth
Hoch über dem einsamen Walde;
Berauscht vom schäumenden Traubenblut
Entschlummert, entschlummert er balde.
Da träumt er von verlorner Schlacht,
Von Verrath in Liebchens Armen,
Und ruft, vom wüsten Schlaf erwacht,
Zum erstenmal: Erbarmen!

Und wie des Abends Röthe glüht,
So glüht der Busch auf dem Hute;
Es wirbelt, es wettert, es wallt sein Gemüth
Wie der Geist im Traubenblute.
Da forscht er, wo die Genossen sind,
Im grünen, verbrämeten Hemde,
Da stößt er in's schmetternde Horn geschwind —
Wer war's? — Nur stille, der Fremde!

Laßt schnurren das Rädlein, laßt spinnen den Strick,
Der Räuber, der kann ihn zerreißen,
Der finstere Räuber Jánossjk,
Der König der Wälder geheißen;
Der König der Wälder im Ungarland,
Der kühne, gefürchtete Fremde
Mit rothem Busch und rothem Gewand,
Im grünen, verbrämeten Hemde!

846. Das rothe Lied.

Sechs heißblutige Hengste tosen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Stolz im goldnen Wagen drin.

Träumt, auf's Haupt die Krone zu heben,
Flammt sein Antlitz lichterloh;
Von der Heimat muthigen Reben
Träumt der Herzog von Bordeaux.

Nachten die Wolken trüb und trüber,
Jagen die Hengste, stiebt der Sand,
Jagen an einer Schenke vorüber,
Einsam stehend im Haideland.

Aus dem Gehöft mit flatternder Mähne
Stürzen Zigeuner, mit Weib und Kind:
Herre, du hoher, und nimmer wähne,
Daß wir Räuber und Mörder sind.

Redlich sind wir, fromme Christen,
Von den Händen in den Mund
Leben wir, arm und still, und nisten
Heimatlos auf fremdem Grund.

Herre, befiehl, das Instrumente
Jauchzt dir ein Lied mit Macht und Macht,
Das ein trotziger fremder Studente
Pfiff auf der Haide bei Nebel und Nacht.

Freudvoll und leidvoll hat er gepfiffen,
Herre, wir haben die Melodie
Flugs auf den Saiten nachgegriffen,
Noten lernt der Zigeuner nie.

War uns so bang an jenem Abend,
Jesus! und Niemand wußte warum?
Geister, keine Ruhe habend,
Schlichen um unsre Streu herum.

Wünschten der Nacht des Adlers Schwingen,
Wünschten mit Schmerzen den Sonntag her,
Da wir wollten das Liedlein singen,
Hochroth, schön, wie keines mehr.

Da wir's spielten frisch in der Schenke,
Hat der Wirth mit den Gästen gezecht,
Rascher stieg in's Gehirn das Getränke,
Und ein Herre schien der Knecht. — —

Gnädig blickt er und nickt und winket,
Und sie geigen mit mächtigem Zug —
Und er zittert, die Thräne blinket,
Tonlos ruft er: Genug — genug!

Und er schleudert die Münzen zur Erde,
Und es greifen die Rappen aus —
Schaut die Bande mit banger Geberde
Fliegen und schwinden das goldene Haus.

Was ihn schmerzt, wer kann es wissen?
Was ein schönes Lied verbricht?
Daß es ein Fürstenherz zerrissen,
Ahnen die kindlichen Seelen nicht.

Daß es den Ahn vom herrlichen Throne,
Freiheit predigend, trug zum Schaffott;
Daß es es dem Ohm die theuere Krone
Niedergewettert, ein Blitz von Gott;

Daß er selber ein flüchtiger König —
Gellt ihm Allons enfants! in's Ohr,
Singt auf den Haiden unkentönig
Ihm des Zigeuners Geige vor. —

Sechs heißblutige Hengste tosen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Traurig im goldenen Wagen drin.

847. Der ungarische Geiger.

Das Zimbal ist dein trautes Vaterland,
Das du bebaust mit sonnverbrannter Hand,
Das dir geduldig Brod und Quellen trägt,
Ob's auch dein scharfer Eisengriffel schlägt.
So trägst du fort durch Nebelnacht und Wind,
Der müden Schnecke gleich, dein tönend Haus;
Dir folgt dein Weib durch Moor und Waldesbraus,
An der verdorrten Brust dein schwarzes Kind;
Du lebst und stirbst im Wald und auf hartem Stein,
Und die Zigeunermutter scharrt dich ein.
(Beck's „Gedichte," Seite 77.)

„Schwarzer Hund mit Zottelhaaren,"
Ruft der Erste, „geige milder!"
„Noten werbender Hußaren,"
Ruft der Zweite, „geige wilder!"

„Tusch und Ständchen! Meine Braune,"
Ruft der Dritte, „ging zu Bette!"
Rufen andre: „Weine, raune
Wie der Pfarrer in der Mette!"

Sieht der Geiger im Entsetzen
Die geballten Fäuste spielen:
Wem gefallen? Wen verletzen?
Wem gehorcht er von den Vielen?
Stemmt sich nicht dem tollen Wüthen,
Gnade fleht die bange Miene,
Ach, nur hüten will er, hüten
Seine holde Violine.

Ist er doch von Gott gekettet
Ihr, ein treugesinnter Gatte,
Nächtlich neben ihr gebettet
Auf verfaulter Binsenmatte.
Mit dem Mantel sie bedeckend
Halb verwittert, halb zerrissen,
Und sie hüllend und versteckend
In des Strohes warme Kissen.

Wenn in ihm ein Lied gereifet,
Mit des Abendglöckleins Tönen,
Wie er nach den Saiten greifet,
Nach den Pulsen seiner Schönen!
Wonnehauchend wird sie beben,
Wenn die heißen Fingerspitzen
Ihr das tief entschlafne Leben
In der keuschen Brust erhitzen.

Birst die Saite schrill und schaurig,
Dann, wie bang ist seine Miene,
Dann, wie neigt er sich so traurig
Zu der theuren Violine:
O, sie schläft im stummen Harme,
In der Ohnmacht dumpfem Frieden,
Wie die Mutter, der im Arme
Das geliebte Kind verschieden.

Wie der Jude schleppt die alten
Bunt geflickten Trödelwaaren;
Roma's Kind die Gypsgestalten
Schaukelt auf den schwarzen Haaren;
Wie sein Murmelthierchen führend
Der verwaiste Savojarde:
Zieht mit seiner Fidel, rührend,
Durch die Welt der braune Barde.

Seht, wie sie im tollen Sturme
Aus den Arm zum Schlage holen,
Ihren Sänger, gleich dem Wurme,
Treten mit den rauhen Sohlen!
Stemmt sich nicht dem blinden Wüthen,
Gnade fleht die bange Miene,
Ach, nur hüten will er, hüten
Seine treue Violine.

848. Die bettelnde Polin.

„Ihr schaut mich an mit großen Blicken,
Ihr reicht mir Brod und denkt dabei:
Warum ich alt und grau geworden
In meines Lebens frühem Mai?

Das reine Blau, das wird zur Wolke,
Läßt es den Thränen freien Lauf;
Mit schwarzen Sorgen ging ich schlafen,
Mit weißen Haaren stand ich auf.

Den Vater streckte auf die Bahre
Im Freiheitskampf des Feindes Erz,
Der Gram, die wilde Riesenschlange,
Zerfraß der Mutter treues Herz.

Zwei Väter hab' ich in den Sternen,
Zwei Mütter in dem Himmelszelt;
Ach keinen Vater, keine Mutter
In dieser weiten, dunkeln Welt!

Und schlägt die helle Morgenglocke
Den feierlichen Segen aus,
Da greif' ich nach dem Krückenstabe
Und wandle fromm in's Gotteshaus.

Da thaut der Andacht Frühling nieder,
Färbt mir die fahle Wange roth,
Und Engel scheinen mir zu sagen:
Dir wird auch heut' dein täglich Brot.

Dort zieht ein Paar zum Traualtare!
Mein armes Herz, wen nennst du dein?
O könnt' ich Gold erklingen lassen,
Dann klänge schon die Glocke drein.

Doch sei das Leben noch so häßlich
Und karg an Gütern, krank, ergraut,
Begrüßt es doch der Tod, der treue,
Und freit es als geliebte Braut.

Ihr schaut mich an mit großen Blicken,
Ihr reicht mir Brod und denkt dabei:
Warum ich alt und grau geworden
In meines Lebens frühem Mai?

Das reine Blau, das wird zur Wolke,
Läßt es den Thränen freien Lauf;
Mit schwarzen Sorgen ging ich schlafen,
Mit weißen Haaren stand ich auf.“

849. Stelzfuß.

Los ist der Sturm — es stäuben die Flocken,
Raben umkrächzen das polnische Feld;
Drüber hinkt mit versilberten Locken,
Hölzernen Beines, ein bärtiger Held.

Trotzt dem Wetter mit tapferem Nacken;
Schon vernimmt er der Hunde Gebell,
Schon verrieth sich mit seinen Baracken
Dorten das Dörfchen, das blanke Kastell.

Forschend betritt er den Hof des Palastes. —
Sitzen die Knechte beisammen im Nest,
Hören das Wimmern des frierenden Gastes,
Aber sie sitzen warm und fest.

Laß das Gefletsch und das wilde Geberden,
Laß das Geheul, du zottiger Hund;
Naht er doch nimmer mit Waffen und Pferden,
Wie der Bandit zur nächtlichen Stund.

Steht am Fenster des Schlosses Dame,
Wischt von den Scheiben den trüben Hauch,
Lächelt und winkt — da gehorchet der Lahme,
Küßt ihr die Hände nach ländlichem Brauch.

„Herb ist das Wetter, doch Trotz in den Zügen
Geht der Soldat und blindlings drein.
Gönnt mir am Ofen ein stilles Vergnügen,
Gönnt mir ein Gläschen gebrannten Wein!

Unter den Fahnen des Erivansky
Hab' ich um persischen Boden gefreit;
Gegen den donnernden Sabalkansky
Zog ich hinaus in den heiligen Streit.

Seid Ihr verwitwet? Ist er gefallen
Groß, auf Ostrolenka's Feld?
Oder gräbt er nach schnöden Metallen
In den sibirischen Gruben, der Held?

Unser Einen ließen sie fahren,
Schwingend die Knute mit gnädiger Hand:
Wen beherrschte das Zepter des Zaaren
Sonst, im ausgestorbenen Land?"

Und sie reicht ihm blanke Moneten,
Hemden und Sohlen und Trank und Brot.
„Will für Euch zum Himmel beten,
Herrin, Ihr handelt nach seinem Gebot!

Zwei der Schuhe? Für einen Knochen?"
Also lächelt in Thränen der Greis.
„Aber wird einstens die Schande gerochen,
Geb' ich in Freuden den andern preis.

Polen, mein Leben, dein Angesichte
Wär' noch wie der Morgen hold —
Krukowiecky, daß Gott ihn vernichte,
Hat dich zerrissen für Judasgold!"

Stöhnend drückt sie die zitternden Finger
Rasch an die Lippen dem zürnenden Mann:
„„Rede nicht aus, du Schmerzensbringer,
Rede nicht aus den entsetzlichen Bann.

Laß ihm Erbarmen und Milde werden,
Bist ein guter katholischer Christ,
Denn ich weiß es, daß auf Erden
Er der Aermste der Armen ist.

Weiß es, ich hab' ihn schlafen gesehen;
Weiß es, daß der verlorne Mann
Weder in Reue zum Himmel flehen,
Weder vergessen noch weinen kann;

Weiß es, daß Weib und Kind ihn beweinet;
Nahe von hier verkümmert sein Haus! —
Still ist der Sturm, die Sonne scheinet,
Freund! nun geh in das Weite hinaus!""

Segnend verläßt er die Veste der Guten,
Die zu vergeben dem Sünder gewußt.
Ach, verharschte Wunden bluten
Wieder von Neuem in seiner Brust.

Summend ein altes verbotenes Liedel,
Hinkt er zur Schenke — Halloh, Hollah!
Würfel rollen, es jubelt die Fidel, —
Vivat, Vivat, Polonia! —

Freudig erzählt er bei'm Klange der Becher
Von dem erhabenen Edelweib.
Aber zur Seite der glühendste Zecher
Hebt sich und zittert am ganzen Leib:

„„Weißt du, wer die verherrlichte Dame?
Bring ihr ein Hoch und stirb daran!
Krukowiecka ist ihr Name,
Schurken und Schergen stoßen mit an!""

Still ist's, die Lippen des Kriegsmanns beben:
„Wär' ich verhungert in meiner Noth!
Nimmer kann ich es mir vergeben,
Daß ich genossen unehrliches Brot." —

Was ihm das Weib des Verräthers geschenket,
Klingendes Silber, das Hemd und den Schuh,
Schweigend wirft er es fort und schwenket
Rechtsum — weiterem Elend zu.

Georg Herwegh,

geboren in Stuttgart am 31. Mai 1817, bezog, nach gehöriger Vorbereitung auf dem dasigen Gymnasium und im Kloster Maulbronn, das protestantisch-theologische Stift zu Tübingen, verließ dasselbe jedoch „im Zerwürfniß mit der herkömmlichen Methode, nach welcher noch das Studium der Theologie im Sinne einer starr abgeschlossenen Orthodoxie betrieben wird, wodurch schon so viele der kräftigsten Geister einer einseitigen Negation und überkühnen Skepsis in die Arme geworfen wurden," und betrat in seiner Vaterstadt die schriftstellerische Laufbahn als Mitarbeiter an Lewald's „Europa." Seine früheren Versuche in der Poesie hatten bereits höchsten Orts Beachtung gefunden. In seinem Militärdienstjahre zog er sich durch diese Gunst die Abneigung einiger Offiziere zu; es kam zu Reibungen, und als ein auffallendes Ereigniß auf einem Balle in Stuttgart die Gelegenheit bot, schritt man gegen ihn ein. Er entzog sich dem Arrest und dem Militär, verließ Würtemberg und begab sich nach der Schweiz. Zu Emmishofen im Kanton Thurgau kam er mit Wirth, damaligem Redacteur der „Volkshalle", in Verbindung, deren kritischen Theil er eine Zeitlang besorgte, worauf er sich nach Zürich wandte, wo die „Gedichte eines Lebendigen" entstanden. Dadurch schnell berühmt geworden, bereiste er nun Deutschland im Triumph, und fand selbst am preussischen Hofe Aufnahme; wurde aber in Folge eines später aus Königsberg an die Majestät gerichteten Schreibens, das ein Zufall in die Zeitungen brachte, der preußischen Staaten verwiesen. In die Schweiz zurückgekehrt, verheirathete er sich mit Emma Siegmund aus Berlin, nachdem auf höchsten Befehl würtembergischerseits jede Untersuchung gegen ihn niedergeschlagen und ihm so die Aufnahme in das schweizerische Bürgerrecht des Kantons Basselland möglich gemacht war. Seit 1844 in Paris ansäßig, stellte er sich im März 1848 an die Spitze der deutschen demokratischen Legion und ging, in Folge des Hecker'schen Aufstandes, am Ostertag mit 800 Republikanern über den Rhein. Ihre Niederlage im Wiesethal durch würtembergische Truppen und sein abenteuerliches Entkommen sind bekannt.

* * *

Herwegh's Lyrik suchte und fand ihren Ruhm in den Gewitterwolken der politischen Welt. Keiner vor ihm hat seine politischen Ideen mit solch kühnem Freimuth, ja mit solch' weltzürnendem Groll in Liedern auszutönen gewagt. Der Dichter ist aus dem Phantasienreich der Romantik in das der Wirklichkeit übergetreten, er hat sich der großen Welt der Geschichte zugewandt; die rollenden Zeitbegebenheiten, die inneren politischen Anforderungen in Deutschland waren es, welche seinen Geist zu lebendiger Gluth anfachten, wohl mit zu überspannten Erwartungen von dem Fortschreiten der Menschheit und ihrer Staaten. Die „Gedichte eines Lebendigen," voll mächtiger Begeisterung, haben mit ihren in ein hinreißendes feuriges Kolorit gekleideten Freiheitsideen, in Platen's feingeschliffener Form, namentlich die Jugend elektrisirt; es sind erstickte revolutionäre Thaten. Bemerkenswerth ist es, daß das von der sogenannten schwäbischen Schule, zunächst durch ihren

Hauptrepräsentanten Uhland wieder zu Ehren gebrachte politische Lied durch einen schwäbischen Dichter, der übrigens mit dieser Schule nicht das Mindeste gemein hat, in das radikale Extrem hinüber verpflanzt und so in ein neues, historisch bedeutungsvolles Stadium gebracht wurde. —

Fr. Th. Vischer (siehe dessen „Kritische Gänge," Bd. II. S. 282 f.) verkennt nicht, daß aus Herwegh's Gedichten ein für die Idee der Freiheit und des Vaterlandes mächtig bewegtes Gemüth athmet, aber — fragt er — „ob die Stimmung, in welcher die wahren Kinder der Muse empfangen seyn wollen, mit solchem politischen Eifer bestehen könne? Nein, sie kann es nicht; die Unruhe des Interesses, die Hast, die Sorge, die Ungeduld verzehrt schlechtweg jene schöne Einheit aller geistigen und sinnlichen Kräfte, welche sich in dem stillen Weben, Träumen, Schaffen der Phantasie darstellt. Wahre Dichtung ist nur, wo Besitz ist, Besitz, der zwar, wie alles Menschliche, der Sehnsucht noch unendlichen Raum läßt, aber doch Besitz und Genüge der Seele. Die Völker müssen glücklich seyn, wo Poesie blühen soll; wo sie mit ihrer Vergangenheit gebrochen haben und sorgenvoll, ob ihre tiefsten Wünsche sich verwirklichen lassen, in die Zukunft blicken, da kann keine Dichtung gedeihen, und diejenige Dichtung, welche eben diesen politischen Bruch zu ihrem Gegenstande macht, kann keine wahre Dichtung seyn. — Wo alle Gedanken und Gefühle sich auf einen Zweck spannen, der erst erreicht werden soll, da wird aus der Poesie bloße Rhetorik (als Mittel des Gedankens); der politische Dichter wird zum Rhetoriker — das rhetorische Pathos wird mit der Poesie verwechselt rc. Wir haben in der Poesie jetzt nichts als Politik oder Zerrissenheit, spreche sie nun philosophisch oder (wie bei Freiligrath) malerisch, und beide taugen nichts. — Politische Begeisterung als eine Begeisterung für ein Sollen ist prosaisch — Politik ist nicht poetisch. — Herwegh erscheint durchaus als ein erfahrungslos enthusiastischer Jüngling, der nicht klar weiß, was er will, in überstürzendem Zorne über alles Bestimmte hinausfährt und sein Ideal weder positiv aufbauen, noch negativ durch Auflösung der faulen Flecken in der Wirklichkeit entfalten kann rc. Im Liederartigen" — fährt Vischer fort, nachdem er darauf hingewiesen, daß Herwegh's Gedichte durchaus tautologisch und daher nicht wenig ermüdend seien, daß ihm zur Satyre Humor fehle, den er als Pathetiker nicht haben könne — „ist ihm manches gelungen, wo sich Sinnlichkeit zeigt, konkreter Anhalt und Stimmung (z. B. im „Rheinweinliede"). Noch näher tritt das eigentlich Poetische, wenn diese Stimmung zum Liede sich nicht unmittelbar als Stimmung des Dichters ausspricht, sondern einen bestimmten Gehalt, wenn sie einer zweiten Person in den Mund gelegt ist; denn hier beginnt Objektivität. In ein solches Element begibt sich Herwegh mit ein paar Schritten hinein, so die Gedichte: „Der sterbende Trompeter," „Reiterlied." Es lag hier zugleich der Volkston ganz nahe, das zweite hat wirklich einen Refrain in der Weise des Volkslieds, doch ist hier viel zu wenig Eigenthümliches und Bedeutendes, auch wirklich zu Weniges, um dabei zu verweilen. Die objektivsten Gattungen der Lyrik, Ballade und Romanze, darf man bei Herwegh, wie sich von selbst versteht, nicht suchen; aus sich herauszugehen, eine poetische zweite Person, eine große Begebenheit selbst sprechen zu lassen, liegt dieser ganzen Art von Poesie ferne, sie ist völlig direkt, geht immer absichtlich zu Werke, fällt immer mit der Thür in's Haus und weiß davon gar nicht, daß der Dichter sich eigentlich hinter seine Masken steckt. Mehr Verkehr hat sie mit der Natur, als mit einer menschlichen Gestaltenwelt, die sich selbst poetisch erst zu schaffen hätte; denn die Natur liegt für den Sentimentalen (Pathos und Sentimentalität gehören zusammen) fertig da; doch auch die Natur hat für eine Poesie, die in der rhetorischen Haltung noch rhetorischer als rhetorisch ist, nur so viel Bedeutung, als sie Symbolik für die stets wiederkehrenden Ideen des Dichters darbietet. — Herwegh ist reich an Bildern und Vergleichungen, er häuft sie wie der Orientale, der, im Gefühl, daß seiner Poesie die innere Plastik fehlt, sie um so glänzender mit solchen einzelnen Edelsteinen umhängt" u. s. w. — Am meisten Objektivität und epischen Gehalt hat die dem sozialistischen Gebiet angehörige Darstellung „von der kranken Lise", unbedingt eins seiner besten und wirksamsten Gedichte.

Schriften:

Lamartine's sämmtliche Werke, übersetzt. 6 Bände. Stuttgart 1839—40; 2te Auflage, 1843.
Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen. I. Zürich und Winterthur 1841; 7te Aufl. 1843. II. Paris 1844. Neue wohlfeile Ausgabe mit dem Bildnisse des Verfassers. 2 Thle. (in 1 Bde.) Zürich und Wintertbur 1848.
Die deutsche Flotte. Gedicht. Das. 1841.
Ein und zwanzig Bogen aus der Schweiz. Das. 1843.
Kritische Aufsätze und Gedichte. Das. 1848.
Robert Blum's Tod. Gedicht eines Lebendigen. Herisau 1848.

---

850. Reiterlied.

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten in's Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind
Vor'm Sterben, vor'm Sterben.

Du junges Gras, was stehst so grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja soll dich färben.
Den ersten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu sterben, zu sterben.

Und schnell den zweiten hinterdrein,
Und der soll für die Freiheit seyn,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dies Restchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Dies Restchen dir, o römisch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

---

851. Der sterbende Trompeter.

Der Teufel, daß ich darniedersank!
Wie werden die polnischen Lanzen,
Wie werden die Schwerter bei anderem Klang
Den Schlachtenreigen nun tanzen?

Wohl stand ich so oft, wohl stand ich so oft,
Umbraust von grimmigen Wettern,
Und habe gehofft, und habe gehofft,
In befreiete Lüfte zu schmettern;

Ich habe gehofft, wenn der blutige Tod
Auf sausenden Kugeln geflogen,
Gehofft, wenn er donnernd um mich gedroht,
Gehofft, und hab' mich betrogen.

Daß die Seele leichter von hinnen zieht,
Kameraden, seid jetzo beschworen!
Nehmt meine Trompete und blast mir das Lied:
„Noch ist Polen nicht verloren!“

Und blast mir das Lied, sonst Nichts, sonst Nichts
Und laßt es mich sterbend noch hauchen!
Dann gebt sie mir wieder; am Tag des Gerichts
Werd' ich die Trompete ja brauchen.

Denn wenn Gott den Todten auf Erden ruft,
Wenn er will aus den Gräbern sie schrecken,
Da muß er zuerst aus ihrer Gruft
Doch die Trompeter erwecken.

Das wird ein Tag der Freude, juchhei!
Wie spreng' ich den drückenden Rasen,
Um allen Völkern der Erde herbei
Dann gegen die Russen zu blasen!

---

852. Eine Vision.

Ich hatt' ein seltsam Traumgesicht:
Da saß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor seinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Just wie sie waren, angelaufen:
Die Briten, Russen und Franzosen,
Die letzten, wie immer, ohne Hosen;

Selbst China und die Mongolei,
Auch ein Stück Polen war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte —
Ei, sieh! das deutsche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben denn meine Deutschen wieder?
Recken sie noch die faulen Glieder?
Sie könnten, seit ich sie begraben,
Doch endlich ausgeschlafen haben!“

Drauf hieß er 'nen Engel zur Erde springen,
Die Siebenschläfer heraufzubringen.
Der Engel lief in Deutschland herum,
War Alles still, war Alles stumm.

„Ihr Deutschen, wollt ihr nicht aufstahn?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lichtem Zorn,
Wie toll, in sein himmlisch Jägerhorn;

Doch eh' sich die Deutschen zusammengefunden,
War längst der jüngste Tag verschwunden,
Hatt' Alles seinen Lohn empfangen —
Den Deutschen ist Himmel und Höll' entgangen!

---

853. Vom armen Jakob und von der kranken Lise.

— — — Weh dem Geschlecht
Der Zwerglein, die sich brüsten und die thronen!
Im Finstern wimmelt's ohne Brot und Recht
Von Millionen.

Fr. Sallet.

1.

Der arme Jakob.

Der alte Jakob starb heut Nacht —
Da haben sie am frühen Morgen
Sechs Brettchen ihm zurecht gemacht
Und drin den Schatz geborgen.

Ein schmucklos Haus! Man gibt in's Grab
Dem Feldherrn doch den Feldherrndegen —
Warum nicht auch den Bettelstab
Auf diese Bahre legen?

Den Degen, den er treu geführt,
Der in die Scheide nie gekommen,
Bis ihn der letzte Schlag gerührt
Und von der Welt genommen.

Er war der Welt, sie seiner satt —
Zu Zwölfen in der engen Stube! —
Weh' ihm ein überflüssig Blatt,
O Lenz, in seine Grube!

Als hätt' er Großes nie gethan,
Ist rasch der Glückliche vergessen,
Kein Dichter stimmt ihm Psalmen an,
Kein Pfaffe liest ihm Messen.

Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus schimmernden Karossen,
Sind Alles, was vom Vaterland
Der arme Mann genossen.

Just die vom Himmel ihm geprahlt,
Sah'n diese Erde zwiefach gerne;
So wird die Schuld an's Volk bezahlt
Mit Wechseln auf die Sterne.

Und kaum ist uns genug am Joch
Der Armuth auf gekrümmten Rücken:
Man will der Knechtschaft Stempel noch
Ihr auf die Stirne drücken.

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,
Drin sie dich ohne Hemd begraben:
Es wird kein Fürst am jüngsten Tag
Noch reine Wäsche haben!

2.
Die kranke Lise.

Weihnacht! Die kranke Lise schreitet
Durch's Faubourg hin in banger Flucht,
Sie hat zu Haus kein Bett bereitet
Für ihres Leibes erste Frucht;
Wohl manches prunkt im Fürstensaale,
Den stolzer Kerzen Glanz erhellt —
Marsch, Lise, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Mein armer Weber mag nur zetteln,
Sein Fleiß und Schweiß — was helfen sie?
Das Volk muß Sarg und Wiege betteln:
Allons, enfant de la patrie!
Kind, dem sie unter meinem Herzen
Die Lust am Leben schon vergällt,
Geduld, bis wir im Haus der Schmerzen!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Sie feiern heut dem Gott der Armen,
Die reichen Herr'n, ein Freudenfest:
Doch glaubt nicht, daß sich das Erbarmen
An ihrem Tische sehen läßt,
Daß je in ihre Festpokale
Der Schimmer einer Thräne fällt —
Marsch, Lise, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Du machst mir wahrlich viel Beschwerden,
Der Liebe Kind, ich dacht' es nie;
Das wird ein wilder Junge werden:
Allons, enfant de la patrie!
Für eurer Prinzen zarte Nerven
Ist Daun' auf Daune hoch geschwellt:
Ich muß in einer Grube werfen —
So kommt das Volk zur Welt.

„Kläng' noch die Trommel unserm Ohre
Und wär' noch eine Fahne rein:
Der Lappen einer Trikolore,
Er sollte deine Windel seyn;
Du wärst getauft, eh' seine Schale
Ein Pfaffe dir zu Häupten hält —
Marsch, Lise, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Wer wird so ungestüm sich melden?
Mein kleines Herz, was suchst du hie?
Nur noch zum Grabe jener Helden!
Allons, enfant de la patrie!
Dort seh' ich in des Frühroths Helle
Die Julisäule aufgestellt" —
Und nieder sank sie auf der Schwelle; —
So kommt das Volk zur Welt!

Theodor Creizenach

wurde am 16. April 1818 in Mainz geboren, wo sein Vater, der gelehrte und freimüthige israelitische Theolog Michael Creizenach, einer Realschule vorstand. Im Jahre 1825 wurde der Letztere als Lehrer und Prediger nach Frankfurt a. M. berufen, wo der Sohn das Gymnasium besuchte und besonders in den oberen Klassen durch Schwenck's Unterricht ästhetische und humanistische Anregungen erhielt. Hierauf besuchte er die Universitäten Gießen, Göttingen und Heidelberg, wo er besonders die klassische und die deutsche Alterthumskunde betrieb. Bei Gelegenheit der Säkularfeier der Universität Göttingen ließ er mit M. Carriere und K. Bölsche eine poetische Festgabe erscheinen. Als beim Regierungswechsel im J. 1837 die bekannten sieben Professoren abgesetzt und zum Theil verbannt wurden, entstanden in der Studentenwelt lebhafte Bewegungen, an denen Creizenach thätigen Antheil nahm. In Heidelberg promovirte er und zog dann nach Frankfurt, wo er Unterricht ertheilte und Vorlesungen, erst geographischen, später literatur- und kulturgeschichtlichen Inhaltes hielt. Im J. 1842, bald nach dem Tode seines Vaters, stiftete er in dessen Sinne den Verein jüdischer Reformfreunde, der sich vom Thalmud und von der Hoffnung auf einen persönlichen Messias förmlich lossagte. Auch unternahm er größere Reisen, besonders nach England, für dessen Literatur und Kultur er eine besondere Vorliebe faßte. Jetzt lebt er in Frankfurt als Lehrer, mit literarischen und ethnographischen Studien beschäftigt.

Seine Gedichte, gedankenreich und schwungvoll, in schönen Formen, athmen einen freien, frischen, den alten politischen und sozialen Verhältnissen entwachsenen Geist. Herwegh (s. dessen „Kritische Aufsätze." 1845) bezeichnet ihn als „eine jener Schwalben, die allmälig anrücken und Botschaft bringen von einem neuen Himmel und einer neuen Erde," als einen „Geist, den, wenn er auch nicht in die Reihe der ächt schöpferischen tritt, eine hohe Begeisterung stets bewahren wird vor jeder unedlen Neigung." — Einfach, kräftig, voll Melodie ist sein „Ulrich Hutten's Lied."

Von ihm sind außer oben genannter Festgabe erschienen:

Dichtungen (enth.: Don Juan; Sohn der Zeit; Der schwäbische Apoll). Mannheim 1840.
Luise. Novelle aus den Kriegsjahren (im „Rheinischen Taschenbuch," Jahrg. 1842).
Rheinische Literaturbriefe (ebenda, Jahrg. 1845).
Programm zu einer Erklärung deutscher Israeliten (Flugblatt).
Gedichte. Frankfurt 1848.
Kritische und biographische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften.

---

854. Der Eber.

Der Biterolf sitzt im Höhlengrund
In nebliger trüber Abendstund';
Einst war er ein Mann von Heldenart —
Jetzt rinnt ihm die Thrän' in den weißen Bart:
Er kann nicht mehr fechten und schlagen.

„Wohl mancher Held ist gealtert schon,
Doch ist ihm geblieben ein guter Sohn!
Der meinige wälzt sich auf Stroh und Laub,
Mich tritt mein Todfeind in den Staub;
Ich muß den Jammer ertragen!

„Mir schützt kein Sprößling Land und Reich;
Da liegt er im Koben, dem Eber gleich!
O wär' er ein Held, wie müßte bald
Zurücke weichen der grimme Renald;
Ich müßte noch nicht verzagen!“ —

Und wie er so klagt beim Kienfackelschein,
Da tritt schon Renald zur Höhle 'rein;
Der Reiherbusch nickt vom blanken Helm:
„„Da treff' ich dich wieder, du grauer Schelm!
Nun will ich dich zerren und plagen.

Heut fei'r' ich im Schlosse das Siegesfest,
Drum sucht' ich dich auf hier im feuchten Nest,
Dein borstiger Eber hilft dir nicht!
Dir rauf' ich den Bart und schlag' dein Gesicht,
Zur Buße von früheren Tagen!““

Da plötzlich vernimmt er ein Wuthgeschnauf,
Das Thier springt mächtig im Winkel auf:
„„Und bin ich von borstigen Ebers Art,
Ich lasse nicht rupfen den weißen Bart,
Ich lasse den Vater nicht schlagen!““

Er langt ein büchenes Scheit hervor
Und schlägt nach Renald gewaltig empor.
„Mein Ditlieb, wie kannst du treffen so gut!
Schon taumelt der Feind und wälzt sich im Blut,
Er wird kein Wörtchen mehr sagen!“ —

Nun trägt Ditlieb den Helm auf dem Haupt;
Der Vater dem eigenen Blick nicht glaubt.
„„Der feiert wohl heute kein Siegesfest,
Wir brennen zu Boden sein stolzes Nest:
Ich will mein Probestück wagen!

Ich hab' mich an faulem Stroh geletzt,
Nun hat der Eber die Klauen gewetzt!
Die Schande weckte mich aus dem Schlaf.
Mein Vater muß werden ein stolzer Graf,
Wie er war in früheren Tagen*)!““

855. Ulrich von Hutten's Lied.

Aus der Heimat fortgerissen,
Jeder Lebenslust beraubt,
Bleib' ich trotz den Kümmernissen
Ungebeugt an Herz und Haupt.
O du Freiheit, o du Freiheit,
Dir sei Lob und Dank gebracht!
In die Ferne
Deinem Sterne
Will ich folgen durch die Nacht!

Zwar es kamen Trugpropheten
Und ein ganzes Schächerpack;
Wollten mir mit Goldmoneten
Füllen meinen Bettelsack.
Doch o Freiheit, du o Freiheit,
Kannst verleihen bessern Sold!
Mich belohne
Deine Krone,
Sonst kein Silber oder Gold!

Auch Gelahrtheit thät' erscheinen,
Sagte mir, sie mein' es gut;
Wollte mir aufsetzen einen
Dreifach spitzen Doktorhut;
Doch o Freiheit, du o Freiheit,
Lösest auch aus dieser Haft!
Dich zu ehren,
Dich zu lehren,
Ist die ganze Wissenschaft!

Dann die rosenrothen Mädchen
Hielten in dem Heimatnest
An der Liebe goldnem Fädchen
Mich seit Jahren allzufest;
Doch o Freiheit, du o Freiheit,
Küßest sanfter als die Maid!
Deiner Minne
Sei'n die Sinne
Zugethan in Freud' und Leid!

Hohe Herr'n von Rom und Aachen
Waren wohl ein Dutzend hier,
Und sie grüßten, und versprachen
Gnadenkett' und Purpur mir.
Doch o Freiheit, du o Freiheit,
Lernst verachten Herrengunst!
Deine Gaben
Will ich haben,
Keine Würd' und Ehren sunst!

Zwar ich weiß, daß ich muß sterben
Krank, elendig und allein;
Eins doch konnt' ich mir erwerben:
Nie im Herzen krank zu seyn!
Denn die Freiheit, denn die Freiheit,
Lehrt besiegen Schmach und Noth;
Läßt nicht modern,
Läßt doch lodern
Lebensflammen aus dem Tod!

856. Kaiser Karl im Untersberg.

Zur Jahrtausendfeier der Theilung von Verdün, 1843.

Zu Salzburg vom gesunknen Bergeshaus
Geh'n Boten leis um Mitternacht heraus.

Sie geh'n auf Kunde von der Dinge Stand
Für ihren Meister, der sie ausgesandt.

Der sitzt schon ein Jahrtausend finster da,
Seit man zu Aachen einst ihn sterben sah.

Die Boten geh'n zur Donau wie zum Rhein,
Zum Frankenland mit Geisterschritten ein,

Und melden dann, was ihm die Freude raubt,
Daß er zur Erde senkt sein Kaiserhaupt.

Sie künden, wie sein mächtiger Versuch
Schon längst gestrichen aus der Zeiten Buch.

Was er gebildet einst mit fester Treu',
Zerrissen liegts, und Keiner schafft es neu.

Da spricht der Kaiser in der Bergesnacht:
„Es ist gekommen, wie's ich längst gedacht;

Sie hören keines Weltmonarchen Wort;
Ein jedes Volk ist nun sein eigner Hort.

Vielleicht daß nun, von Gotteskraft geweiht,
Ein Jedes in dem eignen Haus gedeiht.

*) Vergleiche damit Nr. 426.

Doch, glaub' ich, kommt die Herrschaft schnöden Golds,
Die schnöde Demuth und der schnöde Stolz.

Was kümmert's mich? die Sorge liegt mir fern;
Gekommen ist die Zeit! — ich sterbe gern!

Ich bin ein alter Stumpf, der nichts mehr taugt,
Aus dem kein Ast mehr Lebenskräfte saugt.

Nur Kinder plaudern noch von Zug und Fahrt
Des Frankenkaisers mit dem rothen Bart.

Vor tausend Jahren ward ich beigesetzt;
Gönnt eurem Kaiser seine Ruhe jetzt!"

Johann Georg Zetter,

pseudonym Friedrich Otte, ist 1819 zu Mülhausen im Elsaß geboren. Die schönsten Jahre seines Lebens brachte er in der Erziehungsanstalt des tüchtigen Pestalozzianers Lippe auf dem Schlosse Lenzburg im Aargau zu, wo er eine durchaus deutsche Bildung erhielt und Gelegenheit fand, sich mit einigen Meisterwerken deutscher Dichter bekannt zu machen. Schon damals (1831–35) versuchte er sich in der Poesie. „Die alten geschichtlich berühmten Burgen (Brunegg, Habsburg u. s. w.), die ihn, selbst ein restaurirtes Ritterschloß bewohnend, aller Orten umgaben, weckten frühe die Lust in ihm, Ritter- und Heldengedichte zu machen, und mit Begeisterung träumte er sich in die alten Recken- und Heldenzeiten zurück." Später bewohnte er die schöne Seestadt Neuenburg in der Schweiz. Seit 1836 lebt er, als Theilhaber an einem bedeutenden Fabrikgeschäfte, wieder in seiner Vaterstadt.

* * *

Schüler Fouqué's und Uhland's; besonders heimisch auf dem Gebiete der Sage, deren Stoffe er gewandt einzukleiden und, in vorzugsweise ethischer Auffassung, naiv anmuthig und einfach kräftig vorzutragen versteht. Seine Darstellungen (zum Theil auch frisch lebendige Landschaftsbilder im Romanzenton) entbehren keineswegs einer sichern objektiven Haltung, wohl aber des individuellen Gepräges: der besondern Farbe, der originellen Gestaltung von Ideen und Gefühlen; nur selten kommt er über die Allgemeinheit hinaus. — Ehrende Anerkennung verdient sein unablässiges Streben zur Verbreitung der verpönten deutschen Sprache im Elsaß, zu welchem Ende er seit 1844—48 mit seinem Freunde August Stöber die gern gelesenen „Elsäßischen Neujahrsblätter" herausgab.

Von ihm:

Schweizersagen, in Balladen, Romanzen und Legenden. Straßburg 1840. Neue Sammlung, Basel 1842.
Badenweiler. Gedenkbüchlein. Mülhausen 1842.
Gedichte. Basel 1845.

857. Mülhausen's Wappenschild.

Ihr les't in alten Mären,
Wie Etzel vom Hunnenland
Mit seinen wilden Heeren
Getobt am Rheinesstrand.
Versenget und verlassen
Stand Anger da und Haus,
Es zogen die armen Sassen
Nach fernen Landen aus.

Kam auch am Wanderstabe
Ein Müller in's Alsaland,
Auf dem Rücken die leichte Habe,
Sein Töchterlein an der Hand;
Er sah die weiten Auen,
Die Quellen klar und rein,
Und sprach: Hier laß uns bauen
Ein Hüttchen still und klein.

Da fällt die Rieseneiche
Der Greis mit Jünglingsmuth;
Er führet kräft'ge Streiche
Und hämmert und meißelt gut.
Bald ist das Werk am Ziele:
Es steht am Fluthgebraus
Mit flinkem Räderspiele
Ein lustig Mühlenhaus.

Den Bau besieht mit Freude
Der rüst'ge Müllergreis:
Er sichtet das Getreide
Und mahlt mit rechtem Fleiß;
Das holde Mägdlein gehet
Dem Vater rasch zur Hand,
Sie sammelt ein und säet,
Und baut das Haideland.

Einst auf der Thürenschwelle,
An kaltem Wintertag,
Ein junger Kriegsgeselle
Erschöpft und müde lag.
Sein hartes Loos er klaget —
Da spricht der Greis: „Tritt ein!
Du sollst, wenn dir's behaget,
Mein Müllerbursche seyn!"

Der Bursche, dem's gefallen,
Gern in der Mühle blieb,
Er thät gar fleißig mahlen
Und war dem Müller lieb.
Er aber trug wohl immer
Das Mägdlein in dem Sinn,
Und sein vergaß auch nimmer
Die holde Müllerin . . . .

Nun ahnt ihr, sollt' ich meinen,
Weßhalb nach kurzer Frist
Dem Müllerhaus, dem kleinen,
Ein Dorf entblühet ist!
Das Dorf, das wuchs in Bälde
Heran zur schmucken Stadt,
Drin glänzt in weißem Felde
Noch jetzt das Mühlenrad.

858. Der Sternsee im Wasmünsterthale.

Ein Knäblein spielt in heller Nacht
Am See auf grüner Haide,
Es starret in die Sternenpracht
Mit unnennbarer Freude:
Da sieht es von der lichten Höh'
Ein Sternlein niedersinken,
Hinunter fiel es in den See,
So will's das Kind bedünken.

„O Sternlein lieb, o Sternlein klein,
Bist in den See gefallen!
Erloschen ist dein heller Schein,
Darfst nicht mehr oben wallen!"
Das Knäblein nimmt zum See den Lauf,
Wohl möcht' es gerne weinen,
Da sieht im Wasser es zu Hauf
Viel andre Sternlein scheinen.

„Ihr Sternlein klein und wunderschön,
Nicht sollt ihr da verkommen" . . .
Es bückt sich nieder von den Höh'n,
Und ist nicht wiederkommen.
Noch siehst du in dem See bei Nacht
Die goldnen Sterne flimmern,
Und mitten unter ihrer Pracht
Ein bleiches Antlitz schimmern.

859. Seeläuten.

Ein Kirchlein stand vor Zeiten
Bei Hallwyl an dem See,
Das schwang die blanke Kuppel
Hellglänzend in die Höh'.
Es hing in seinem Thurme
Ein Glöcklein wundervoll,
Das klang wie Engelsharfen,
Wenn es früh Morgens scholl.

Vom Glöcklein wird erzählet,
Daß, wer am frühen Tag
Vernahm von seinem Läuten
Den ersten, sanften Schlag,
Der war, bis spät am Abend
Die Sonne niederging,
Befreit von jedem Schmerze,
Der seine Seel' umfing.

Das Kirchlein ist versunken
Tief in den blauen See,
Doch glänzend ragt es drunten
Noch immer in die Höh';
Auch hört man noch erschallen
Das Glöcklein früh am Tag;
Hast du geheime Schmerzen,
So geh' dem Klange nach.

860. Adelheit von Randenburg.

Schön Adelheit, das fromme Kind
Hatt' einen sondern Traum:
Ihr Blick durch die blauen Wolken drang
Tief in des Himmels Raum;

Da nahten Englein jung und zart
Mit Flöten- und Harfenschall,
Sie streuten nieder Röslein weiß
Und winkten ihr zumal;

Sie winkten ihr und flüsterten
Manch Wörtlein ihr in's Ohr:
Schön Adelheit, das fromme Kind
Fährt aus dem Traum empor.

Sie starrt umher, es glänzt so hell
Herab das Morgenroth . . .
Ach Englein jung, ach Röslein weiß,
Ist das nicht früher Tod? . .

Sie kämmt ihr Haar und ruft herbei
Der Jungfern zwölf zumal,
Und tritt so bleich in ihrer Mitt'
Wohl in die Kirch' im Thal. —

Doch während sie am Altar kniet,
Betend in tiefer Reu',
Da naht ein weißer Hirsch, dem ragt
Ein Kreuz aus dem Geweih.

Er streichelt sie und kos't mit ihr
Und lockt sie vor die Hall',
Und eilt mit ihr in schneller Flucht
Weit über Berg und Thal.

861. Akazius.

Der Greis steht vor dem Richterthrone,
Wo zürnend sich der Konsul bläht:
„Du hast, Akazius, uns zum Hohne
Die Götter nun genug geschmäht!
Vermeßner, laß den Frevel fahren!
Dein Haupt ist morsch, denk' an dein Grab!
Was sich bewährt seit tausend Jahren,
Zertrümmert traun kein Bischofsstab.

Wer ist dein Gott? Du sollst mir sagen,
Ob ihn dein Auge je geschaut,
Ob er dir je auf deine Fragen
Ein einzig Wörtlein nur vertraut!
Sahst du ihn, wo die Sonnen kreisen?
Sahst du ihn auf der Erdenflur?
Der Gott, den du der Welt verheißen,
Er ist ein Kind des Wahnes nur!"

Der Greis: „„Ob unsichtbar dem Blicke,
Das gläub'ge Herz hat ihn erkannt.
Die Liebe baut ihm eine Brücke,
Die euer Haß nicht überwand.
Sein Wort, es lebt in seinen Werken,
Es flammt in goldner Sternenschrift,
Es rollt im Donner ob den Bergen
Und spricht im Gräschen jeder Trift.

O horcht dem Wort! Sein Zorn ist Liebe,
Er selbst ist Liebe, Liebe ganz;
Sie bleibt, wenn auch nichts anders bliebe,
Und strahlt im ew'gen Jugendglanz.
Ihn schmückt nicht eurer Götter Krone;
Er schwebt im All, ein sel'ger Geist;
Ihr aber steht vor seinem Throne
Und euer Spott trifft euch zumeist!““

„Du wirst mich traun nicht überführen!
Doch sage mir zu dieser Frist:
Wie kann der Geist die Welt regieren,
Wenn er vom Leib geschieden ist?
Wie kann er zeugen und gebären,
Wenn er nur eitel Luft und Schaum?
Wir fassen nichts von deinen Lehren,
Du selber sprichst im Fiebertraum.

Dein harrt der Tod; du liegst in Ketten
Und an dem Kreuz sühnst du die Schuld,
Und nur ein Wunder kann dich retten,
Das zeugt von deines Gottes Huld!
Ist er allliebend und allweise,
Wie du gelehret am Altar,
So beut er dir, dem schwachen Greise,
Wohl hilfreich gern die Rechte dar.

Sieh diesen Baum, in dessen Krone
Der Herbst die welken Blätter schlang,
Wo einst, ein Fürst auf grünem Throne,
Der Lenz der Herrschaft Zepter schwang, —
Die Vöglein all, die muntern Gäste,
Bezogen längst ein wärmer Haus,
Und sehnend streckt er seine Aeste
Nach einem neuen Frühling aus.

Wohlan! an diesen Baum geschlagen
Seist du dem Volk ein Warnungsmal!
Doch sag' ich: Wenn nach sieben Tagen
Die Krone, jetzo welk und kahl,
Sich neu begrünt, dem Herbst zum Trutze,
Und Blüthen streut auf diesen Rain,
So magst du unter meinem Schutze
Auch dieses Volkes Lehrer seyn.“

Gehorsam heischt des Richters Wille.
Schon steht am Baum der heitre Greis;
Die Kette schmerzt, doch trägt er stille,
Weil er den Vater nahe weiß.
Vom Sessel steigt, umwogt von Schergen,
Der Konsul in der Toga Pracht,
Da eilt die Sonne zu den Bergen
Und auf die Fluren sinkt die Nacht.

Die Nacht? Zahllose Sterne säumen
Des Himmels festlichen Talar,
Die Bäume schütteln wie in Träumen
Den Reif, die welken Blätter, dar.
Es ist, als schmückten tausend Hände
Die Erde leise wie im Flug,
Als ob die Welt in Blüthen stände,
Die jüngst des Herbstes Farben trug.

Und horch! welch Singen, Schlagen, Kosen
Aus allen Zweigen jubelnd bricht,
Der Himmel küßt der Erde Rosen
Mit seiner Strahlen Silberlicht,
Und tausend Blüthenkränze schlingen
Sich um des Berges Hochaltar,
Und junge Nachtigallen bringen
Dem Morgen ihre Grüße dar.

Der Konsul naht, vom Volk umgeben,
Blaß und entkleidet aller Pracht,
Und Jeder sieht mit heil'gem Beben
Das Wunder der verfloßnen Nacht.
Es beugt das Volk sich in die Runde
Und beut dem Alten seinen Gruß,
Und jubelnd schallt's aus jedem Munde:
‚Heil dir, Heil dir, Akazius!‘

Und den sie gestern noch verhöhnet,
Sie küssen ihm des Kleides Saum,
Und nun der alte Haß versöhnet,
Gewinnt die Liebe neuen Raum. —
Noch streut der Baum, dem Lenz zum Preise,
Die duft'gen Blüthen über's Land,
Und wird nach jenem frommen Greise
Rings der Akazienbaum genannt.

Moriz Hartmann,

geboren 1819 zu Leitmeritz in Böhmen, studirte in Prag und Wien. Er ist Mitglied der deutschen Reichsversammlung.

Politischer Tendenzpoet von Herz und Phantasie, der die kämpfenden Prinzipien der Zeit mit viel Innerlichkeit in sich bewegt und auch das religiöse Element mit in die Bewegung gezogen hat. Von veralteten traditionellen Phrasen hat er indessen seine Lyrik zu wenig frei gehalten, und der vielfach neue Inhalt hat nur selten eine neue Gestalt gefunden. Daß er theilweise, namentlich in seinen sonst vortrefflichen „böhmischen Elegien“ einem ganz unberechtigten Partikularismus huldigt, ist mehrfach gebührend getadelt worden. Unter seinen episch-lyrischen Dichtungen zeichnen sich mehrere durch Kraft schöpferischer Gestaltung („Susanna“) und wahre, ergreifende Auffassung des Volkslebens seiner Heimat aus, z. B. „Die böhmischen Bauern.“ Hinsichtlich der höheren Formdurchbildung lassen sie jedoch noch viel zu wünschen übrig.

Von ihm:

Kelch und Schwert. Leipzig 1844; 2te vermehrte Aufl. 1845.

Neuere Gedichte. Das. 1847.

Beiträge in Prosa und Versen zu mehreren Zeitschriften, namentlich Kuranda's „Grenzboten,“ Ruge's „Poetischen Bildern aus der Zeit“ u. s. w.

862. Ein Testament.

„Oeffnet nur die Hüttenthüre,
Laßt sie Alle mir herein,
Weil ich es am Herzen spüre,
Es wird bald vollendet seyn.
Auch die Weiber mit den Kindern
Sollen nicht von ferne steh'n,
Das wird mir die Schmerzen mindern,
Kann ich in ihr Antlitz seh'n."

Und sie kommen sorgsam leise,
Eine tiefgebeugte Schaar,
Männer, Weiber, Kinder, Greise,
Was im Dorfe heimisch war.
Treten weinend an das Bette,
Drinnen ruht der müde Greis;
Eine feste Liebeskette
Ist der trauervolle Kreis.

Vater, rufen sie beklommen,
Schon so frühe willst du fort?
Ach woher soll Hülfe kommen,
Wenn uns fehlt dein muth'ges Wort?
Ja du warst des Dorfes Vater,
Unser Helfer in der Noth,
Unser Tröster, unser Rather —
Ach, was bleibt uns, wenn du todt?

Wie ist ferner noch zu tragen
Unsrer Herren Druck und Geiz?
Wie ist ferner noch zu tragen
Unsrer Kirche heil'ges Kreuz?
Wie bewahren wir den Glauben,
Wenn sie uns von Haus und Herd
Unsre starken Kinder rauben,
Da dein Wort uns nicht belehrt? —

Und er spricht: „Die Adern brennen,
Wenig Zeit ist mir gegönnt,
Was ich jetzt euch will bekennen,
Ist zugleich mein Testament.
Seht dies Buch, das ich verborgen,
Euch sei's künftig übermacht;
Forschet drin bei'm frühen Morgen,
Forschet drin bei später Nacht.

Drinnen stehet: Aug' um Auge,
Glied um Glied und Zahn um Zahn;
Daß dies Buch für ewig tauge,
Ist kein falscher, leerer Wahn.
Hab' ich drin den Trost gelesen,
Der euch oft vom Zorn bekehrt,
Werdet ihr vom Mann drin lesen,
Der geschmiedet früh ein Schwert.

Trost und Rache! — sie ergründet
Aus dem heil'gen Buche ihr;
Kelch und Schwert! — die Zeichen findet
Ihr verscharrt im Boden hier.
Kommt heran, — in Eurer Mitten
Lebe, was ich sterbend sprach,
Und der Letzte der Hussiten
Geh' ich meinen Brüdern nach."

Und sie geh'n in tiefen Schmerzen
Von dem theuren Todten fort,
Und in ihren trüben Herzen
Klinget nach sein letztes Wort.
Scheidet also ein verruchter
Böser Ketzer aus der Welt?
War der Zizka ein verfluchter,
Oder ein geweihter Held?

---

863. Die böhmischen Bauern.

Sitzen beisammen in böhmischer Schenke
Bauern, vor sich das Glas gestellt
Mit dem lieben Hopfengetränke;
Wein zu bezahlen, fehlt es an Geld.

Sitzen beisammen in traulicher Runde,
Kurze Pfeifen in nerviger Faust:
Draußen heulen des Dorfes Hunde,
Daß es dem armen Wanderer graust.

Und die Musik, die heimische, süße,
Und die Weise voll Klag' und Leid,
Wie verlornen Glückes Grüße
Aus der alten, glücklichen Zeit; —

Ja die Musik, sie fehlt in der Stube
Mit dem traurigen, böhmischen Sang;
Ferne ziehen Mädchen und Bube,
Ferne Harfen- und Hörnerklang.

Aber heute ist er gewichen,
Jener schweigsame, düstere Geist,
Und die Gesichter, zerwühlt und verblichen,
Rufen und lachen und fragen zumeist.

Schiefer und schiefer rücken die Mützen,
Und die Aermel werden geschürzt,
Und die Augen leuchten und blitzen,
Glas auf Glas wird gefüllt und gestürzt.

Denn sie horchen gierig entglommen
Auf des Nachbars beredten Mund —
Denn aus Wien ist er heute gekommen
Und er erzählet schon manche Stund'.

Viel des Wunders hat er zu sagen:
Auch den Kaiser hat er geseh'n
Im sechsspännigen goldenen Wagen,
Und wie andere Menschen geh'n.

Sagt von der Burg, dem alten Gemäuer,
Daß die Häuser alle von Stein,
Staunt, wie das Brod und die Biere so theuer
Und wie so wohlfeil der köstliche Wein.

Und er spricht: „Auch unter die Erden
Hat mich ein Pater geführt, in die Gruft,
Wo auch die Kaiser zu Staube werden,
Wenn sie Gott, der Allmächtige, ruft.

Alle die Särge aus alten Tagen
Bis auf den Franz, all' hab' ich geseh'n,
Wie sie mit Gold und Silber beschlagen
Da in traurigen Reihen steh'n.

Nur ein einz'ger von allen den Särgen
Ist ohne Wappen und glänzendes Erz,
Schmucklos, so wollt' er, soll sich verbergen
Schlicht und arm darinnen sein Herz.

Wie mir's erzählte der fromme Pater,
Ach, wie wurd' es um's Herz mir arg;
Drinnen liegt unser Aller Vater,
Kaiser Joseph liegt in dem Sarg."

Aber da lächeln ungläubig die Bauern:
Hm, eine Puppe liegt in dem Loch,
Und umsonst war dein gläubiges Trauern,
Kaiser Joseph lebt heute noch!

„Aber der Pater“ — Hat dich betrogen,
Ein Jesuit, der zu lügen schwor.
„Aber fünfzig Jahr' sind verflogen“ —
Willst du schweigen, ungläubiger Thor!

„Heiliger Nepomuk! Hundert Jahre
Wäre der Kaiser schon alt und noch mehr,
Sagt es nicht auch die ärmliche Bahre,
Schlicht und einfach und schmucklos wie er?“

Vor die Thür' den schlechten Halunken!
Schlagt sie todt die ungläubige Brut!
Rufen die Bauern zornestrunken,
Und die Augen flammen von Wuth.

Fassen ihn, werfen ihn, und aus der Schenke
Fliegt der Ketzer mit Schimpf und Schand',
Daß er noch lange in Glied und Gelenke
Ihre Fäuste und Finger empfand.

Und es kehren die Rachevollen
Ruhiger nun zum Glase zurück;
Leise Flüche nur hört man noch grollen,
Unstät irrt noch der wilde Blick.

Aber es legen sich endlich die Wogen
Und sie schweigen und denken nach.
Jetzt erst wird es langsam erwogen,
Was denn Alles der Ketzer sprach.

„Fünfzig Jahre“ — murmelt der Eine,
„Fünfzig Jahre, o lange Frist!“ —
Und der Andre: „Daß just der seine,
Just der Sarg so schmucklos ist!“

Und der Dritte: „Sind wir nicht Sklaven,
Frohnende Knechte noch immer fort
Unserer Pfarrer, unserer Grafen?
Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

Ist dein Bub' nicht schmachvoll verendet
Unter den Ruthen in der Kasern'?
Ist dein Kind nicht schmählich geschändet
Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

Kannst du nach Lust und nach Willen beten?
Essen wir andres als schwarzes Brot?
Sind wir nicht verwaist und zertreten?
Kaiser Joseph ist todt, ist todt!!“

Er ist todt! — Sie rufen's mit Klagen
Und entblößen zum Beten das Haupt. —
Fünfzig Jahre und Noth und Plagen
Mußten kommen, bis sie's geglaubt.

864. Abbé Vogler.

Es zog allein der Töne alter Meister,
Wie er gepflegt auf Frühlings-Wanderungen,
Ihm folgten nur des Liedes holde Geister,

Die weihvoll seine Wiege schon umklungen.
Er zog dahin durch's schöne Land der Schwaben,
Wo schon zur Zeit manch' Liederheld gesungen

Und Töne blühten mit des Lenzes Gaben.
Der Abend kam mit leisem Schwanenfluge,
Es kam die Nacht, mit Flügeln eines Raben —

Als ob ein Küchlein aus den Flügeln luge,
Sah Stern an Stern aus dunkler Himmelsbläue,
Und monderhellt war jede Wolkenfuge.

Wie eint sich Alles, daß es tief erfreue,
Tief innerlichst des edlen Wandrers Seele!
Er zog ja aus, daß sich's in ihm erneue,

Nach Liederlenzes schaffendem Befehle;
Doch, daß zur tief entquoll'nen Frühlingslust
Der Wehmuth Thau, der lindernde, nicht fehle,

Umschlingt ein Lied ihn, das aus reicher Brust,
Ein blüthenvoller Wiesenbach, ertönte;
Es war ein Lied — er war sich's bang bewußt —

Vom Meister, dessen Namen man verpönte,
Deß freien Sinn die düst're Kerkermauer,
Deß freies Lied der Kette Schall verhöhnte.

Den armen Meister fasset stille Trauer,
Den vor Minuten noch der Lenz entzückte;
Und Angst durchrieselt ihn, und kalter Schauer,

Da er im schönen Lande um sich blickte:
Denn Hohenasperg lag vor ihm, die Feste,
Als ob ein Zauber sie vor's Aug' ihm rückte.

War sie nicht ähnlich einem Geierneste?
War sie nicht Schubart's tödtendes Gefängniß,
Wo er verschmachtet seines Lebens Reste?

Weil er zum Volke sprach in der Bedrängniß,
Und weil er sprach die Sprache der Titanen,
Weil er den Weg ihm wieß aus der Beengniß,

Weil er ihm zeigte völkerwürd'ge Bahnen;
Weil er's gewagt den Fürsten und die Fürsten
Mit freiem Wort zu richten und zu mahnen;

Weil er den Junkern, die den Wald durchpürschten,
Geflucht, wenn sie zerstampft des Landmanns Saaten;
Weil er den Bürgern, die die Zähne knirschten,

Zum Schwerte wandeln wollte ihren Spaten;
Weil er im Liede, wie im schlichten Worte,
Gewagt zu droh'n, zu trösten und zu rathen.

So klangen die Gedanken, die am Orte,
Dem lenzigen, den Meister so umfingen.
Er muß — schon schreitet er zur Festungspforte —

Dem niegeseh'nen Bruder Hülfe bringen.
Aus Kerkernacht zum Licht emporzuheben,
Der trauten Kunst nur mußte dies gelingen.

Ihr und dem Recht ja hat er sich ergeben,
Der Prometheus, der würdige Verbrecher,
Und wie genügsam, ach! ist unser Leben,

Ein Tropfen Lust versüßt den Leidensbecher.
Beschlossen war's, er wollt' es auch vollführen,
Und vor dem Kastellan, der kühne Sprecher,

In Worten wußt' er, wie im Ton zu rühren,
Denn schwache Knechte zählen die Tyrannen!
Indessen unter wohlverwahrten Thüren

Lag Schubart träumend. Von den Wänden rannen
Die Tropfen, wie die Thränen ferner Lieben;
Mitleidig schien die Wölbung sich zu spannen,

In die sein herbstes Lied er eingeschrieben.
Der Jahre Zahl war's, die sie so vertraute,
Die sich vorbei an ihm und ihnen trieben;

Was war's, daß heut vergeßne Menschenlaute
Aus seiner Träume düsterstem ihn störten?
Daß hoffnungssüß das Sternenlicht ihm graute?

Daß er des Dufts genoß, des langentbehrten?
Daß sie ihn leiteten in die Kapelle?
Daß Bande nicht den freien Gang ihm wehrten?

Und als er eintrat, goß der Orgel Welle
Vom Chor herab auf ihn die heil'ge Taufe,
Jetzt, wie vom Felsen ruft die wilde Quelle,

Jetzt, wie vom Lotos fällt die Mannatraufe —
Und Schubart beuget Knie und Nacken nieder,
Daß über ihm der Katarakt verstaufe.

Der senket tief, und hebet hoch ihn wieder,
Und wölbt aus Tönen einen Regenbogen:
Es locken ihn die Nymphen zarter Lieder,

Es heben ihn die majestät'schen Wogen; —
Allmächtig ist Musik und ihr Entfalten,
Wo ihr entgegen Freundestöne zogen,

Wenn ihre Schaar phantastischer Gestalten
Die Heimat in der fremden Brust gefunden,
Und wenn die Sprossen ihrer Lenzgewalten

Ein andres Herz zum Kranze sich gewunden.
O, Schubart fühlt es — denn er spürt vernarben,
Die ihm geschienen unheilbar, die Wunden —

Des Glaubens Kinder, die im Zweifel starben,
Belebend hat sie jene Macht getroffen,
Die Blumen, die in Kerkerluft verdarben,

Es blüht das Lieben, und es reift das Hoffen! —
Es ist die Zeit, mit ihr der Ton verronnen —
Und wieder steh'n des Kerkers Pforten offen;

Doch Schubart rufet aus in tausend Wonnen:
Wo ist der Mächtige, der mich befreite,
Mich nippen ließ vom ewig heil'gen Bronnen,

In meine Wunden süßen Balsam streute?
Vermag's doch Einer nur in deutschen Gauen —
Der Vogler ist's, dem ich die Arme breite! —

Es stieg die Sonne auf, den Bund zu schauen,
Und glänzte segnend über der Kapelle,
Und weiter zog der Abt in Gottvertrauen —

Getröstet, Schubart in die düstre Zelle.

865. Susanna.

Ein altes, altes Haus im alten Prag,
Das heißt das Königsbad noch heut zu Tag
Und es bespült's der Moldau blau Gewässer.
Darauf ein Bild, das mit beredtem Munde
Von dem, was einstens hier gescheh'n, gibt Kunde,
Doch wird das Bild von Jahr zu Jahre blässer.
Und mag das Bild auch endlich ganz verblassen,
Und mag ersterben nach und nach die Sage:
So Manches, was geschieht noch heut zu Tage,
Wird uns sobald dran nicht vergessen lassen.

Im Bade dehnt sich König Wenzeslaus —
Die laue Welle spielt um seine Glieder
Wie süße Wollust weicher Liebeslieder,
Wie üpp'ger Schlaf nach schwelgerischem Schmaus.
Dem König Wenzel ist so wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein spielet mit der Fluth:
Er läßt sie über Hals und Nacken schäumen,
Und überläßt sich lächelnd süßen Träumen;
Und träumt so wahrhaft süß, als wär' hienieden
Errungen schon der ewige Völkerfrieden,
Als wäre nicht das heil'ge römische Reich,
Das ganze, Einem blut'gen Schlachtfeld gleich,
Als bebte nicht am eignen Herd der Bürger,
Als zöge nicht durch's Land der Judenwürger,
Als drückte nicht den Wandrer unbehaust,
Wohin er zieht, das Recht der blut'gen Faust,
Als flösse nicht um ihn das Blut in Strömen
Aus den entflammten Herzen seiner Böhmen,
Als keuchte nicht die blasse Hungersnoth
Rings durch die Gassen Prags und schrie' nach Brot.

So träumt ein König nur wie Wenzeslaus,
Schwankt wie ein Nachen auch sein Königshaus;
Ein König, der des Geistes Sonnen preist
Und seinen Henker gern „Gevatter" heißt,
Der seine Königin vorwarf den Hunden,
Und süße Lieder singt zu allen Stunden.

Ja, auch ein Sänger ist der holden Minnen
Der zubenannte faule Böhmenkönig —
Mild klingt sein Lied und kirchenglockentönig.
Wie er im Bad sich streckt, in tiefes Sinnen,
In aufgelöste Träumerei versenkt,
Vielleicht daß eines süßen Liebs er denkt.

Da stört ihn auf ein Lärm — ein fernes Schrei'n.
Ein wildes Stimmenrufen mittendrein,
Ein tolles Jauchzen und ein dumpfes Heulen.
Ein Dröhnen wie von Lanze, Schwert und Keulen,
Wie Sturm und Wirbelwind in Eins verflossen;—
Der König hebt im Bade sich verdrossen,
Er streckt das bärt'ge Haupt empor zu lauschen:
„Sind es der Moldau Wellen, die so rauschen?
Schlägt so der Sturm an dieser Hütte Planken,
Die, ob sie stürzen wollten, bebend wanken?"

Da tönt herein des Aufruhrs erster Gruß:
‚Den Pfaffen Tod! — und hoch Johannes Huß!'

„Ist's das? — Ich geb' euch gern die Pfaffen drein;
Hoch lebe Huß! gern stimm' ich mit euch ein."

Ein zweites Grüßen: ‚Nieder mit den Räthen,
Die uns die Seele aus dem Leibe treten!'
Der König spricht: „Ist euch das Volk zur Last,
So nehmt es hin, — 's ist mir wie euch verhaßt."

Doch immer wilder tönt des Aufruhrs Stimme,
Das Haus erzittert vor des Volkes Grimme.
Hier ruft es: Fauler König, gib uns Brot!
Dort schreit die Wuth: Seid frei und schlagt ihn todt!

Die Keulen dröhnen an geschloßner Pforte,
Und an des Königs Ohr mordlust'ge Worte.
Er bebt — da ist kein Weg, der ihn errette,
Die Moldau hier und hier des Volkes Kette.

Da stürzt des Hauses starke Magd heran;
Sie wirft ein Linnen um des Königs Lenden,
Dann faßt sie ihn — und mit gewalt'gen Händen
Fort zieht sie ihn, hinaus und in den Kahn.
‚Fort!' ruft sie, ‚fort, eh' sie das Thor erbrechen,
Und ihre Noth in deinem Blute rächen!'

Das Ruder faßt sie an und weit vom Ufer
Das Schifflein fliegt auf sturmbewegter Welle,
Indessen ferne an des Bades Schwelle
Verhallt das Schreien der rebell'schen Rufer.

Stromaufwärts fliegt's — die Sturmeswellen heben
Und werfen es, als wollten sie erfühlen
Die süße Lust mit einem Königsleben,
Gleichwie mit einem leichten Ball, zu spielen.

Susanna aber schlägt sie mit Gewalt
Auf's Haupt mit ihrem Ruder, daß es schallt
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm- und Schildesstahl.

Vorüber an der Inseln grünem Rande
Und an des Wissehrades fels'gem Strande
Lenkt sie das Schifflein mit gewalt'ger Hand,
Und weiter immer fort in's offne Land.

Auf niedrer Bank der König Wenzel sitzt,
Kaum daß er seine Blöße kann bedecken
Vor Well' auf Welle, die herüber spritzt,
Und höhnend nach ihm scheint die Hand zu strecken.

Wie ihn die Welle wirft — ihm ist es recht! —
Fürwahr, der kennt den König Wenzel schlecht,
Der meint, daß ihm vor Volk und Welle bangt.
Nicht doch — in stiller Lust sein Auge hangt
An der gewalt'gen, wellenmächt'gen Magd,
Die, wie sie vor ihm steht mit losen Haaren,
Durch die die Winde stürmisch wühlend fahren,
In ihrer Schönheit seinem Sinn behagt.
Er sieht sie an mit lächelndem Gesicht,
Wie sie das Ruder schwingt, wie ihre Glieder,
Selbst Wellen ähnlich, wogen auf und nieder,
Wie sich ihr Antlitz röthet — und er spricht:

„Du Jungfrau, also schön und kühn und stark,
In deren Gliedern glühet Wlasta's Mark,
Dir schuld' ich Dank — ich will in Hermelin
Und Sammet hüllen deinen schönen Leib;
Du seist als schönstes und als kühnstes Weib
In Zukunft meines Hofes Königin!
Mit Gold und Edelstein will ich dich schmücken,
Und Perlen reih'n um deinen schönen Hals;
Du wirst die Sänger meines Hofs entzücken
Und leben in den Liedern ew'gen Schalls."

Susanna's Stirne flammt, ihr Auge blitzt,
Sie lenkt mit Einem Stoß den Kahn an's Land,
Und auf das Ruder ihren Leib gestützt,
Spricht sie also zum König hingewandt:

‚Ich bin ein Weib des Volks und will es bleiben!
Dir laß ich Hermelin und Edelstein
Und deines Hofes fluchbeladnes Treiben,
Dazu des Volkes jammervolles Schrei'n.
Nicht will ich mich vom Mark und Schweiß und Blut,
Von des zermalmten Volks gestohlnem Gut,
Mit deinen Sängern und gekrönten Gästen
An deinen königlichen Tafeln mästen.
Hast du's gehört, wie es in seiner Noth
Aufschreit und ächzt nach einem Bissen Brot?!
Nach deines Tisches abgefallnen Resten? — —
Und ich soll folgen deinen Freudenfesten? —
Ich fluche dir so sehr, wie sie dir fluchen, —
Und schwere Sünde scheint mir jetzt fürwahr,
Daß ich nach Weiberart so weibisch war,
Der Rache dich zu stehlen, die sie suchen.
Jetzt fliehe schnell, daß mich zu spät nicht reue,
Daß ich dem Volk gebrochen so die Treue,
Daß ich von neuem nicht das Ruder fasse,
Und von den Wellen, die darob empört,
Daß ich das heil'ge Volksgericht gestört,
Entgegen dich den Rächern treiben lasse.‘

Der König floh in's offne Land dahin
Gleich einem Bettler, kaum verhüllt die Glieder;
Sie aber schwamm, gleich einer Königin,
Auf wildem Strom zu den Rebellen nieder.

Alfred Meißner,

geboren 1819 in **Prag**, erhielt daselbst und auf der Hochschule in Wien seine wissenschaftliche Bildung; lebt in Prag.

Ein schnell namhaft gewordener Dichter, stark hinneigend zur kommunistischen Tendenz und zu religiösen Stoffen. Byron vornehmlich und Lenau scheinen von großem Einfluß auf die Entfaltung seines Talents gewesen zu seyn; doch hat er es mehr an ihnen genährt, als sie nachgeahmt. In seinen „Gedichten," welche sich, bei vielfach neuem Inhalt und einheitlichem Charakter, durch Wahrheit und Innerlichkeit, edle Gemüthsgluth, Feuer des Ausdrucks, Geschmeidigkeit und Plastik der Form über viele erheben, schlagen die Wellen, die unsere Gegenwart bewegen; der Kampf des Lichts mit den dunkeln verwüstungdrohenden Fluthen ist der eigentliche Nerv seiner bedeutendsten Produktionen. „Er interessirt vornehmlich — (s. A. Ruge's ‚Die politischen Lyriker unserer Zeit.‘ Leipz. 1847) — „durch die Aufnahme der ganzen sozialistischen Zweifel und Interessen; und wenn Sallet und Freiligrath, Heine und Herwegh schon diese Töne anschlugen, so ist A. Meißner mit allen Stichworten der Richtung selbst aufgetreten und hat die Religion des bedrängten Volkes und den neuen Heiland, der ‚die Theilung der Arbeit und die reelle Brüderschaft nach tausend und aber tausend Jahren bringen wird‘, mit den Worten der sozialistischen Apostel verkündigt. Die merkwürdige Mischung der Doktrin mit der Poesie, der allerneuesten Kunstausdrücke mit der schwungvollen Sprache der Anschauung befremdet uns; der Dichter gewinnt aber vielleicht gerade damit die Sympathien einer weitverbreiteten Zeitrichtung" ꝛc. Sei es; aber alle diese Tendenzpoesie, trüb und unerquicklich, wie ferne steht sie der heiligen Schönheit der Kunst! Und wenn auch der jugendliche Drang der Gegenwart nach Freiheit und Erlösung aus den alten Banden der Knechtschaft nothwendig ist zur neuen Weltschöpfung, und somit seine Berechtigung hat, so wird er doch mit seiner Zerstörung nicht Recht behalten über das unzerstörbare Menschliche und Schöne. Diese Poesie des Blitzes und Sturms wird nur die Lüfte reinigen für das klare Himmelsblau und des befreiten Aethers Schönheit. (Vgl. Th. Althaus' „Zur Kritik der modernen Poesie" im Sonntagsbl. zur Weserzeitung, Nr. 158. 1847.)

Von ihm:

Gedichte. Leipzig 1845; 2te stark vermehrte Aufl. 1846.

Ziska. Gesänge. Das. 1846.

866. Stimmen auf der Haide.

Es lag vor mir die Haide wüst, verdorrt,
Tiefnächtig, wie ein Schlachtgefild verödet:
Zwei geisterhafte Heere hatten dort,
Zwei Wolkenheere, sich im Kampf befehdet.

Nun war es Nacht und waffenstill. Es lag
Ein schweres Schweigen auf den Feindesmassen,
Nur hie und da ein Donner — Trommelschlag,
Ein Blitz — Geschütz, im Zufall losgelassen.

Mich trug mein Hengst — die Nacht war kalt, mich fror —
Von tiefsten Wunden war mein Herz durchschnitten.
An den Kolonnen ritt ich hin und vor —
Da kam ein Reiter auf mich zugeritten.

Er sprach: „Genoß! nicht wahr, das ist ein Fluch,
Gestoßen seyn in's Land des Sturms und Dunkels?
Das Leben ist ein Wort im großen Buch —
Wir lesen es im Schein des Blitzgefunkels?

So ist das Leben Kämpfen voller Pein,
Ach endlos lang bei lauten Donnerwettern!
Traun, besser wär's, du ließest an's Gestein
Von deinem Thier dich schleudern und zerschmettern."

Er rief's — da war er unter Blitzen schnell
Urplötzlich in der dunkeln Nacht verschwunden —
Da hatte schon ein zweiter Nachtgesell,
Ein Wandersmann, sich bei mir eingefunden.

Er sprach: „Genoß! wie ist's so qualenschwer,
Durch Lebens Trübsalsnebeln hinzuwandern,
Und rastlos, ein geborner Ahasver,
Von einer Stätte flüchten zu der andern!

So ist das Leben Wandern voller Pein,
Traun, besser wär's, du stiegst herab vom Pferde,
Und scharrtest dich in todte Blätter ein —
Und stürbst, bedeckt von Gras und feuchter Erde."

Noch wußt' ich nicht, wie mir gescheh'n—da war
Der Wandrer fort, als hätt' er Windesflügel —
Allein ein Dritter, bleich, mit weißem Haar,
Stand dicht bei mir und fiel mir in die Zügel.

Er sprach: „Genoß! wie ist's so schmerzenreich,
Zu fühlen der Natur geheimes Morden,
Wie unsre Tage, Baumesblättern gleich,
Hinsinken, bis wir todtes Holz geworden!

So ist dies Leben Sterben, endlos lang;
Was lebt und webt, das ist nur durch's Vergehen,
Drum ist dies Sterbens-Leben, ach! so bang —
Nur das Gestorbenseyn kennt keine Wehen."

Er sprach's. Mir graut's. Warum mein Pferd sich scheut?
Drei Gräber hier! Nun sind sie überschritten —
Ich glaub', ein Kirchhof war's, durch den ich heut
Bei Nacht und Nebel stürmend hingeritten.

---

867. Die Schmiede.

Wunderbarer Dämmrungsfriede
War es, der die Erd' umfing,
Als ich jüngst an einer Schmiede
Geisterstill vorüberging.

Drinnen bei des Feuers Helle
Schlug der Schmied sein sprühend Erz,
Draußen auf der niedern Schwelle
Schloß sein Weib ihr Kind an's Herz.

Solches schauend dacht' ich trübe
An mein Leben wilder Hast,
Reich an Kampf und arm an Liebe,
Ohne Ruh' und Vesperrast.

Und zum Weibe sprach ich bange:
Blühe fort, so schön und gut,
Die mich anstarrst, weil so lange
Schon mein Blick auf dir geruht.

Hälst dein süßes Kind geborgen,
Drückst es an dein Angesicht,
Wie du schön in deinen Sorgen,
Junge Mutter, ahnst du nicht.

Säuge nun an deinen Brüsten
Deine Söhne rauh und stark,
Und kein kränkliches Gelüsten
Treffe ihr gesundes Mark.

Daß sie nie die Seuchen kennen,
Die im Triumphatorston
Böse oder Thoren nennen:
Bildung, Civilisation.

Aber du, mein Schmied, vollbringe,
Was das Schicksal dir gebot,
Und mit Armeskräften ringe
Täglich um dein täglich Brot.

Schmied' an deinem rothen Herde
Für der armen Menschheit Wohl
Deine Pflugschar, unsr'er Erde
Schönstes, heiligstes Symbol!

---

868. Zwei Räuber.

Zwei Tannen blicken schauernd
Tief in den Grund hinein,
Zwei Räuber sitzen kauernd
Auf hartem Bett von Stein.
Zu ihren Füßen ruhten
Gebirg' im weiten Raum
In irren Morgengluthen —
Still war es, wie im Traum.

Zum Jungen sprach der Greise:
„Hörst du aus Thaleskluft
Die frommen Glöcklein leise
Hertönen durch die Luft?
Die Frommen müssen beten
In Fast' und Gottes Frohn,
Wirst nie zu ihnen treten
Mein froher, freier Sohn!"

Still bleibt des Jüngern Brüten,
Und wieder spricht der Greis:
„Wie sie die Aecker hüten
In Sklavennoth und Schweiß,
Blut klebt an ihren Schollen,
Auf deinem Alpenpfad
Wie darfst du ihnen grollen,
Mein freier Kamerad!“

Der Junge brütet schweigend,
Und wieder spricht der Mann:
„Ein Hochzeitszug zieht geigend
Das grüne Thal hinan.
Bei Knechten herrschen Weiber,
Feig wird das Herz und schwer,
Du bleibst ein freier Räuber,
Kein Weib betrügt dich mehr.“

Der Alte ruft: „Wir leben
So froh, daß Gott erbarm'!“
Des Jüngern Fäuste beben,
Es zuckt sein starker Arm.
Sein Auge flammet nächtig:
„„So schweig einmal, du Hund!““
Mit einem Faustschlag mächtig
Wirft er ihn in den Grund.

---

869. Ein Atheist.

1.

Auf dem feurigen
Grat des Gebirges
Stand ein Jüngling-Wanderer,
Und schüttelte von den Füßen
Den Staub des unendlichen Weges,
Denn ruh'n wollt' er und rasten
Im Dorf, das ihn geboren.
Abend war's,
Die Zeit, wo der Weltgeist
In Flammen umtauft seine schöne sündige
Tochter: die Erde.
Abend war's!
Zwischen Erd' und Himmel
Schwamm aus Wolken erbaut ein Eiland,
Ein fliegendes Eden,
Mit Zinnen von feurigem Schnee
Und Palmen von Sonnenstrahlen,
Zu dem die Seele,
Die gluthentrunkene
Zog, wie die seltsame
Schwalbe des Orients,
Die das gewürzduftende Nest
Abendlich heimsucht.
Im Anschau'n des jungen,
Herrlichen Sonnengotts
War die Erde versunken;
Eine vollbusige Jungfrau
Bebt sie zusammen
Vor dem Wunder eigener Schönheit.
Und durch das tonlose
Herz des Wanderers
Ging gebet-flüsternde Andacht,
Und langsam sprach er:
Seele der Welt,
Puls in den Adern des Lebens,
Die du an Fäden des Lichts
Welten anreihst, wie Perlen am Rosenkranz
Ein Mädchen,
Geist, der die Geister
Alle durchgeistet, Leben
In allen Fluthen des Lebens,
Seele, in der die Seelen Verstorbener
Vom ersten Tag an
Sicher gehütet träumen,
Du Morgenroth, du Abendherrlichkeit,
Die Alles vergoldet,
Selbst des guten Galiläers
Nageldurchbohrtes,
Leidenentstelltes
Bild am Scheideweg,
Dich tempellosen Gott
Nicht zu verehren
Durch Fasten und Kniebeugung,
Nur durch die That erlösender Güte,
Dich will ich predigen, tragen
In jenes Heimatsdorf, das zusammengerollt
Wie ein Schlänglein liegt am Felsgestein,
Daß die tausend Herzen, die geknechtet
In Frohndienst und Sklavenarbeit,
An's Herz sich stürzen
Und jauchzend begrüßen
Das Brüderthum
Aller Kinder der Erde!

2.

Still war die Kirche, herab von der Kanzel
Sprach der giftgelbe Pfaffe
Von den Dornen und Pfeilen der Märtyrer,
Von den Martern des Höllenfeuers
Und vom Vermessen des Menschengeistes,
Der die breiten Schwingen schüttelt,
Ein Adler.
Und auf den Jüngling blickt er hernieder,
Der die Jugend oft in Sommerabenden
Geführt auf die Spitze des Gebirges
Und zu ihr gesprochen vom Geiste,
Den man verehrt
Ohne Schrift und Zeichen.
Und lauter stets seine Rede schwoll:
Wehe, wehe über das Haupt
Des Verfallenen,
Des Abtrünnigen!
Verloren die Taufe des Heils
Und der Thränen
An der Seele des Gottverlassenen.
Wehe, wehe!
Von dir kehren sich ab
Die Angesichter der Frommen,
In ihren Gräbern regen sich,
Ueber dich weherufend,
Die Gebeine deiner Väter;
Aus ihrem Grabe erhebt sich
Des Nachts im Mondenschein
Die Knochenhand deiner Mutter,
Und verflucht dich, den sie geboren;
Atheist, Atheist!

In die schmetternde
Stimme des Priesters
Schnitt ein gellender Schrei,
Vor dem letzten Betstuhle lag,

Die Stirn auf den Steinen,
Blutend, verblutend,
Eine blasse Rose,
Ein Mädchen!
Durch die verzagenden
Reihen der Gläubigen
Schritt der Verfluchte,
Drückte auf die blassen
Zuckenden Lippen des Kindes
Den ersten Kuß und den letzten,
Und ging an den Gräbern vorbei
Durch den blühenden,
Singenden Frühling
Im Hain der Verwesung,
Zum Dorfe hinaus, das ihn geboren,
Mit brechendem, gebrochenem Herzen
Weiter und weiter!

---

870. Das Ende der Gironde.

8. Brumaire l'An II. 30. Oct. 1793.

Sie saßen, eine finstre Tafelrunde,
In dunklem Saal zu mitternächt'ger Stunde
Bei einem großen, feierlichen Mahl;
Gewalt'ge Männer, Jünglinge und Greise,
Viel braune Lockenhäupter und viel weiße,
In Allem einundzwanzig an der Zahl.

Mit einem Bruderzug im Angesichte,
So glichen sie, beim rothen Fackellichte,
Bastarden, die ein starker Gott gezeugt
Mit schönen Töchtern aus dem Menschenstamme,
Und die auf sein Geheiß dieselbe Amme
Mit Milch desselben Geistes großgesäugt.

Den Becher in der Faust, der festgeballten,
So glichen sie, die herrlichen Gestalten,
Den Gästen bei tiefnächt'gem Hochzeitsfest,
Die auf den Zeiger starren, und mit vollen
Pokalen und erhitzten Augen grollen,
Daß sie die Braut so lange warten läßt.

Sie sprachen laut, der Becher ging die Runde,
Sein Wein hochroth wie Blut aus tiefer Wunde,
Indeß ertönte draußen lautes Schrei'n;
Oft sah man Männer durch die Fenster lugen,
Es schritten Wachen auf und ab, und schlugen
Mit ihren Hellebarden auf den Stein.

Und fern, fernab bei rothem Fackelfeuer,
Erhob sich ein Gerüste, ungeheuer!
Kein Katafalk, ob schwarz auch, nein, bei Gott —
Auch kein Altar — der Mond beschien's, der fahle —
Für jene schwarzen Männer dort im Saale
Erbauten rothe Männer ein Schaffott!

Ja, ein Schaffot war jene Bretterbühne,
Der Saal das Vorgemach der Guillotine,
Der Conciergerie granit'ner Säulensaal;
Der Wein des Todes schwamm in jenem Becher,
Denn Girondisten waren jene Zecher
Und ihr Bankett war auch ihr Henkersmahl.

Wohl waren's Brüder, wenn auch nicht an Jahren,
Denn von der Milch desselben Glaubens waren
Sie aufgesäugt in wilder Schreckenszeit.
Wohl sprach der Bräut'gam hier aus jeder Seele,
Denn jeder harrte, daß man ihn vermähle,
Am Blutbett seiner Braut: Unsterblichkeit.

In seines Brütens Abgrund niederstarrend,
Der Todesstunde fromm entgegenharrend
Saß Sillery, der Patriarch der Schaar,
Daneben Vergniaud, die finstre Seele,
Sein Aug': ein Löwe, der sich in die Höhle
Zurückzog, weil der Kampf zu ungleich war.

Viger, der wilde, tobte wüst und trunken,
Ein Fürst, der nach der Kron', die ihm entsunken,
Mit träger Hand nicht wieder greifen mag;
Doch Duchatel, der apollonisch-schöne,
Las Platon's Phädon und vernahm die Töne
Von einem frühverblaßten Jugendtag.

Die lange Nacht war um, der Osten graute,
Da — plötzlich hob sich Vergniaud und schaute
Umher, sein Auge schwarz, wie Mißgeschick —
„Weh' euch," rief er, „die so in Wahn versunken,
Daß sie noch vor dem Sterben zugetrunken
Der einen untheilbaren Republik!

Man mordet euch, Titanenepigonen,
Wie die, die ihr gestoßen von den Thronen;
Begreift ihr's nicht, es war ja Raserei,
An Welten bautet ihr, an idealen,
Als ob für ein Geschlecht von Kannibalen
Solch' eine Welt die rechte Wohnung sei!

Ich sah, wie ihr, der Menschheit Schmach und Schändung,
Ich rang, wie ihr, in gräßlicher Verblendung
Den großen Träumen edler Schwärmer nach.
Einst stach es mir in's Herz, wie tiefe Schande,
Sah' ich das Volk mit Koth auf dem Gewande;
Nun trägt es Blut, der Tausch ist neue Schmach!

Die Träumer will ich nach Utopien schicken,
Sie dort zu gründen, jene Republiken,
Die nie gefußt auf unsrem Erdenkoth,
Es wäre denn, Gott wolle den Planeten,
Der ihm sehr schlecht gelang, von Neuem kneten;
Eh' aber tilgt uns doch sein Knecht: der Tod.

'S gibt keine Hoffnung für das Volk der Erde,
Zerfleischen wird sich unter sich die Heerde,
Nach uns des Chaos und des Wahnsinns Sieg!"
Er rief's; da ging der Zorn durch die Versammelten,
Die Fäuste ballten sich, die Lippen stammelten,
Die Augen suchten Valazé: — er schwieg.

Ja wohl, er schwieg, er schlief und war erblichen,
Doch nein, er hatte sich hinweggeschlichen
Vom Mahl, ein Judas noch vor'm Morgenroth;
Der Gläub'ge hatte, schwach bei Glaubenslosen,
Sein Messer lautlos sich durch's Herz gestoßen,
Sie glaubten All', er träume — er war todt.

Und nun — der Morgen war herangekommen, —
Auf Wolkenscheiterhaufen, halb entglommen,
Lag trüb und schwer der rothe Sonnenball;
Die Seine dampfte, an den fernen Zinnen
Von Notredame hing Nebel wie ein Linnen
Zum Bahrtuch für die großen Todten all'!

Und in die Halle stürzten wilde Schaaren,
Die rothe Mütze auf den schwarzen Haaren,
Sie drangen wüthend auf die Zecher ein.
Das Volk wird wild, die Henkersknechte harren,
Die Rosse stampfen vor dem Henkerskarren,
Die Bajonette vor! steigt ein, steigt ein!

Sie reihten sich, sie fliegen in den Wagen,
Den ungeheuren, dunkel ausgeschlagen,
Sie riefen laut ihr: Vive la republique!
Vive la montagne! erwiderten die Massen
Des halberstickten Volkes in den Gassen,
Dann ging es fort — rasch wie das Mißgeschick.

Ihr Gassen: Ströme, deren Wogen Häupter
Von Menschen sind! der Sturm des Meers, betäubter
Wie euer Sturm? Sein Sturm ist Riesenspiel,
Doch überscholl den Lärm des Sturmgetoses
Der Girondistenchor; er sang dein großes
Marseiller Kriegslied, o Rougét de Lisle:

Allons enfans . . . . Die dunkle Guillotine
Stand aufgerichtet auf der Bretterbühne,
Ringsum die Schergen, wüst und sinnberaubt.
Bei aller Todgeweihten Abschiedrufen
Schritt Sillery hinan die Bretterstufen
Und legte auf den Block ein weißes Haupt.

Des Volkes Schrei, der Sterbenden Gesänge
Verhallten dumpf, da ritt durch das Gedränge
Ein Reitersmann, sein Roß ein wildes Thier,
Er selber klein, tiefäugig, jung an Jahren,
Olivenfarb' mit langen, schwarzen Haaren,
Ein Korse von Geburt und Officier.

Er hob sein Aug' empor, das schwarze, wüste,
Erkannte Vergniaud auf dem Gerüste
Und rief: Mein armer Freund, du hattest Recht,
Es stehen unsre Namen in der Urne,
Die Revolution gleicht dem Saturne,
Und sie verschlingt ihr eigenes Geschlecht.

Aufschrie das Volk, ein Tiger freudetrunken,
Es waren zwanzig Häupter hingesunken --
Kehrt weg das Blut! das Stück für heut' ist aus.
Der kleine Korse gab dem Pferd die Sporen,
Er ahnte nicht, tiefbrütend, traumverloren,
Daß er der Zeus im künft'gen Götterhaus!

Des Wolfes Fährte, der [illegible]
[illegible]
Ein [illegible]
Er [illegible]
[illegible]
Ein [illegible]

Er hob sein Aug' empor, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Die Revolution gleicht dem Saturn,
Und sie verschlingt ihr eigenes Geschlecht.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der [illegible]
Er [illegible]
Daß er der [illegible]

Sie reihten sich, zu Vieren in den Wagen,
[illegible]
Sie riefen laut ihr: Vive la republique,
Vive la montagne! [illegible]
Des [illegible] Volkes in den Wolken.
Dann ging es fort — rasch wie das Wirbelfeld.

Ihr Waffen: Stöhne, deren Wimmern Dämpfer
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Der [illegible]
[illegible]

Alles ruhig . . . . Die dunkle [illegible]
[illegible]
[illegible]
Der [illegible]
[illegible]
Und legte auf den [illegible]

Register.

(Von den mit einem Stern * bezeichneten Dichtern enthält das Werk autobiographische Angaben; die besternten Gedichte sind Originalmittheilungen.)

Berichtigungen.

Seite 30, Nr. 22, Zeile 1 lies: sagen.
S. 76, Nr. 55, Z. 6 lies: vom.
S. 89, Z. 3 der Biographie Matthisson's, lies: Hohendodeleben.
S. 97, Spalte 2, Z. 4 der Biographie Conz's, lies: Volz und Bebenhausen.
S. 328, Nr. 290, Strophe 8, Vers 4 lies: sieht.
S. 441, Sp. 2, Z. 8 v. o. würdig und zu streichen.
S. 480, Nr. 430, Str. 5, Vers 2 lies: Aelteste.
S. 481, Sp. 2, Z. 7 v. o. lies: hin.
S. 483, Nr. 433, Z. 8 lies: Selephs. Ebendaselbst Strophe 8, V. 7 lies: Eine.
S. 484, Sp. 2, Z. 16 v. o. lies: dem.
S. 512, Sp. 2, Z. 6 v. u. lies: Wiesethal.
S. 516, Nr. 473, im Motto lies: Cur.
S. 565, bei Gaudy's „Sämmtliche Werke" lies: 24 Bde.
S. 627, Sp. 2, Z. 16, nach Sektion einzuschalten: des.
S. 685, Sp. 1, Z. 18, vor Tendenz einzuschalten: politischen.
S. 753, Z. 1 v. u. in der Anmerkung lies: dieselbe.
S. 754, Nr. 713, Z. 1 lies: unabsehbar.
S. 763, Sp. 1, Z. 36 v. o. lies statt einer: der.
S. 809, Sp. 1, Z. 3 der Biographie A. Doerr's ist daselbst zu streichen.
S. 810, Sp. 2, Z. 37 v. o. lies statt Palla's: Pallas'.